

Nord un Süd

Zwanzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1882.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zwanzigster Band.

(Mit den Porträts von J. Maj. der Königin von Rumänien, A. F. Graf von Schack, Gottfried Keller.)

Breslau 1882.
Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 20. Bandes.

Januar — Februar — März.

1882.

Seite

Oberst H. v. Brandt in Berlin.
Bilder aus Indien ... 362

H. Ehrlich in Berlin.
Die Berliner Musik-Saison. Rückblicke ... 381

Friedrich Friedrich in Leipzig.
Die Jugendfreunde. Novelle ... 303

Gottfried Keller in Zürich.
Der Apotheker von Chamounix. Fragment aus einem älteren Gedichte 277
Mit dem Porträt Gottfried Kellers. Radirung von R. Leemann in München.

Mite Kremnitz in Bukarest.
Carmen Sylva ... 5

Gotthold Kreyenberg in Iserlohn.
Die neue Erziehung ... 200

Paul Lindau in Berlin.
Ein neues Drama von Heinrich Kruse. (Witzlav von Rügen.) ... 118
Die Frau Burgemeisterin. Roman von G. Ebers ... 256
Geistige Aneignungen und Begegnungen. Gelegentlich des Schauspiels „Odette“ von Victorien Sardou ... 390

Rudolph Lindau in Berlin.
Im Park von Villers. Novelle ... 143

Ferdinand Lotheißen in Wien.
Die Erzählungen der Königin von Navarra ... 23

Otto Mejer in Göttingen.
Der römische Kestner ... 286

Inhalt des 20. Bandes.

J. v. Pflugk-Harttung in Tübingen. Seite
Ein Phantast auf dem Kaiserthrone ... 326

Emil Rittershaus in Barmen.
Am Gestade der See ... 114

Adolf Friedrich Graf von Schack in München.
Dichtungen. I. Otmar ... 231
II. Achilles ... 237
Mit dem Porträt A. Fr. Graf v. Schack's. Radirung von W. Krauskopf in München.

Hans Semper in Innsbruck.
Mittelalterliche Baukunst in Italien ... 93

Carmen Sylva.
Das Leiden. Ein Märchen ... 1
Mit dem Porträt J. Maj. der Königin von Rumänien. Radirung von W. Krauskopf in München.

Bernhard Wagener in Kiel.
Golgatha. Novelle ... 54

Arnold Wellmer in Blankenburg a. H.
Franz Dingelstedt's „Schwabenstreiche ... 246. 339

Bibliographie ... 126. 265. 406

Band 20. — Heft 58.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Januar 1882.

Breslau.
S. Schottlaender.

Januar 1882.

Inhalt.

	Seite
Carmen Sylva.	
Das Leiden. Ein Märchen.	1
Mite Kremnitz in Bukarest.	
Carmen Sylva.	5
Ferdinand Lotheißen in Wien.	
Die Erzählungen der Königin von Navarra.	23
Bernhard Wagener in Kiel.	
Golgatha. Novelle.	54
Hans Semper in Innsbruck.	
Mittelalterliche Baukunst in Italien.	93
Emil Rittershaus in Barmen.	
Am Gestade der See.	114
Paul Lindau in Berlin.	
Ein neues Drama von Heinrich Kruse. (Witzlav von Rügen)	118
Bibliographie.	126

Hierzu ein Porträt J. Maj. der Königin von Rumänien, Radirung von W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart (Das Ausland).
S. Schottlaender in Breslau (Festgeschenke).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XX. Band. — Januar 1882. — 58. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Königin Elisabeth von Rumänien.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Das Leiden.

Ein Märchen

von

Carmen Sylva.*)

Motto: Es giebt zwei himmlische Mächte:
Geduld und Arbeit.

Scherr.

Das Leiden war ein schönes, schlankes Kind, mit schwarzen Haaren, die sein bleiches Gesicht umrahmten. Die feinen Lippen waren fast immer geschlossen, die schwarzen Augen so todestraurig, daß Niemand sie ansehen konnte, ohne zu weinen. Das arme Kind hatte keine Heimath und wanderte ruhelos von Ort zu Ort. Bald kehrte es in die Hütten der Armen ein, bald in die Paläste der Reichen. Es war so still und kummervoll, daß Alle es aufnahmen, aber sonderbar, wer es ansah, der wurde von einem furchtbaren Weh befallen. Der Eine verlor sein einziges Kind, der Andere seine Ehre, sein Hab und Gut, der Dritte wurde von seinen Feinden unschuldig verfolgt; wieder einem Andern mißriethen alle seine Kinder, so daß er vor der Zeit ergraute. Oder es kam Unfrieden unter die Eheleute, oder Einer aus der Familie fiel auf das Krankenlager und stand in Jahren nicht wieder auf. Die Leute sahen sich erstaunt an, woher ihnen soviel Ungemach käme, und wußten nicht, daß sie dem stillen, blassen Leiden selbst die Thür geöffnet, es selbst an ihren Tisch gerufen hatten. Das arme Kind kehrte zuweilen desselben Weges zurück und erfuhr dann, welche schrecklichen Gaben es ausgestreut. Dann vermied es lange Zeit, die nämlichen Häuser zu besuchen. Doch hatte es einige Menschen lieb gewonnen und verging vor Sehnsucht nach ihnen, merkte auch nicht immer, daß es sie zu oft besuchte. Da kam dann Trübsal auf Trübsal über sie, bis das traurige Kind den Wanderstab ergriff und ihnen mit schwerem Herzen und überströmenden Augen Lebewohl sagte. Es ging so still des Weges, nicht hastig, nicht stürmisch, und doch ging es schneller als der Bergstrom, schneller als der Westwind, und kehrte bei allen, allen Menschen ein. Das Schrecklichste war, wenn es sich zu Kindern gesellte, und die

*) I. Maj. Königin Elisabeth von Rumänien.

armen Kinder wurden Waisen oder bekamen langwierige Krankheiten, so daß ihre schönen Gesichtchen eben so bleich und zart wurden wie Leidens Antlitz, und ihre Augen so dunkel und traurig. Wenn Leiden das sah, dann weinte es bitterlich und blickte lange Zeit kein Kind mehr an, ja es drehte den Kopf weg, wo Kinder spielten.

Eines Tages lag es unter einem Apfelbaum und sah, wie die kleinen Aepfel so prachtvolle rothe Backen hatten, daß man ganz fröhlich wurde, wenn man sie anschaute. „O lieber Apfelbaum," rief das Leiden, „schenke mir so schöne rothe Backen, man sähe mich viel lieber an!" „Nein," sprach der Apfelbaum, „hättest du schöne rothe Backen, so würde man dich nicht mehr so mitleidig aufnehmen und beherbergen."

Traurig stand es auf und wanderte des Weges. Da kam es in einen Garten am Fluß; in dem war ein solches Vogelsingen, daß einem das Herz lachte. „O Ihr lieben, kleinen Vögel," rief das Leiden, „schenkt mir euren lieblichen Gesang, daß ich die Menschen erfreue!" „Nein, liebes Kind," zwitscherten die Vögel, „kämest du nicht so leise und gingest so still, da würden die Menschen dich nicht so bald vergessen und merken, daß du das Leiden bist und Schmerzen bringst."

Und weiter wanderte das arme Leiden und kam in einen hohen Wald. Der duftete so lieblich, und es ging sich so weich auf dem dicken Moos unter den Bäumen. Hie und da stahlen sich die Sonnenstrahlen durch das flüsternde Laub und zitterten und tanzten auf dem Moos dahin und vergoldeten die welken Blätter. Es war eine Pracht. Leiden lehnte müde an einem Baum. „Hier darf ich einkehren und bringe keine Schmerzen, hier darf ich ausruhen, und Keiner sieht sich krank an mir." Da kam ein Sonnenstrahl durch das Laub geschlüpft, sah die wunderschönen, lichtlosen Augen, sprang hinein, erleuchtete sie hell und drang dem Leiden bis in's Herz. Und der ganze Wald sah das wunderbare Leuchten in dem zarten Mädchengesicht und rauschte auf vor Freude und Bewunderung. Das Leiden wußte aber nicht, daß es schöner geworden, sondern fühlte den Sonnenstrahl nur heiß und fröhlich in seinem Herzen zittern. „O lieber Wald," rief es laut, „schenke mir einen einzigen deiner tausend Sonnenstrahlen, ich wäre glücklich!" Da wurde es mit einem Mal todtenstill im Wald, die Bäume sahen einander traurig an, der Sonnenstrahl entwich aus Leidens Augen, streifte eine schimmernde Eidechse und versteckte sich unter hohen Farrenkräutern. „Du armes, armes Kind," sagte eine alte Eiche, „ein einziger Sonnenstrahl machte dich zu schön; die Menschen würden dich zu viel herbeirufen, und dann müßten sie Schmerzen ertragen weit über ihre Kräfte! Du mußt ohne Glanz und ohne Wärme bleiben!" Langsam fiel eine heiße Thräne auf den Waldmeister zu Leidens Füßen; der schickte süßen Duft hinauf und flüsterte Dank für den Thau.

Weiter ging die ruhelose Maid und kam an einen großen, stillen See. Da rührte sich Nichts; nur der Abend schritt über das Wasser, er selbst im

Schatten, aber um ihn her zogen rosige Streifen durch das Wasser, und hie und da fiel ein Stern hinein und schwamm unbeweglich auf der stillen Fläche. Leiden tauchte ihre zarte Hand in den See und legte sie an die Stirn. Der Abend kam auch an ihr vorbei und flüsterte: „Gute Nacht! Schlaf traumlos! vergiß dein Weh!“ Sie sah ihm lange nach und seufzte leise: „Einmal habe ich Ruhe gefunden im Wald; einmal mein Weh vergessen mit dem Sonnenstrahl im Herzen, das ist vorüber!“ Im Traum verloren schaute das Kind in den See; aus dem wehte es kühl und in den Nebeln schwebten die Nixen darüber hin.

Da sah das Leiden ein röthliches Licht hineinfallen, größer, feuriger als die Sterne und fortglimmen durch die Nacht. Wie es seine Augen erhob, merkte es, daß das Licht aus einem Hause am See fiel; das war dicht mit Epheu überwachsen, nur aus dem spitzbogigen Fenster, das offen stand, fiel der Lichtschein. Sonderbar, dachte das Leiden, hier bin ich noch nie eingekehrt, und doch wacht dort Jemand! Sie schlich zum Fenster; da saß eine wunderschöne Frau mit schneeweißen Haaren in einem langen, weichen Gewand, ein feines Tuch um den Kopf gelegt. Sie schrieb emsig in ein großes Buch mit fester Hand, und fest und streng lag eine tiefe Furche zwischen den Brauen. Aber um die feinen Nasenflügel und Lippen lag es wie zarteste Weiblichkeit und edelste Herzensgüte. Das Leiden stand in Betrachtung verloren, da erhoben sich zwei wunderbare, graue Augen, sahen sie ruhig an, und eine tiefe klangreiche Stimme sagte: „Komme nur herein, Kind, ich habe schon lange auf dich gewartet!“

Erstaunt trat Leiden ein, das hatte sie noch nie gehört. Mit einem Mal umschlangen es weiche Arme, es ward auf den Schooß genommen und geküßt, und die wunderbare Frau sagte: „Liebes Leiden! Du mußtest mich finden, ich durfte dich nicht suchen, denn ich komme niemals ungerufen. Ich bin die Mutter Geduld und sitze hier und horche und wache. Der See trägt mir die Stimme aller derer zu, die mich rufen. Oft bin ich auf deiner Spur gegangen, aber leider nicht immer.“ Die Falte in der Stirn wurde tiefer. Leiden barg seinen Kopf an der mütterlichen Brust. „O geh doch immer mit mir!“ bat es leise. „Mein Kind, wenn du mich rufst, dann komme ich, und wenn du müde bist, kehre bei mir ein. Ich muß das Buch des Lebens schreiben, da habe ich viel zu thun!“ Das arme, kleine Leiden blieb die ganze Nacht bei der Mutter Geduld, und Morgens wanderte es gestärkt hinaus. Da blühte und grünte die ganze Welt, es war Erntezeit. Leiden sah den Mohn und die Kornblumen an und dachte: „Ihr Armen! jetzt blüht ihr so lustig und glänzt in der Sonne, und heute werdet ihr doch abgeschnitten!“ Da stand ein herrliches Mädchen allein im Feld und mähte so rasch wie drei Männer. „Guten Morgen, blasses Lieschen,“ rief sie schelmisch, „komm und hilf mir!“ und damit sprang sie herzu, und ihre Zöpfe flogen, und die blauen Augen lachten wie der liebe Sonnenschein. „Wer bist du denn?“ fragte sie erstaunt, als sie Leidens dunkle Augen sah. „Ich bin

das Leiden und muß ewig wandern. Und wer bist Du?" „Ich bin die Arbeit, siehst du es denn nicht! Siehst du nicht, wie gesund ich bin, und was für starke Arme ich habe?" Und damit nahm sie das Leiden wie ein Kind auf die Arme und lief mit ihm über das ganze Feld und lachte und jodelte dazu. Ueber Leidens Gesicht war eine leichte Röthe geflogen, und es sagte lächelnd: „Geh' du mit mir! Ich darf niemals ruhen und bin doch oft so müde." „Das geht nicht, Schwesterlieb; denn ich muß schlafen, um bei Tage wieder frisch zu sein. Ich bin an allen Orten überall und nirgends, und muß lachen, und wenn ich immer deine Augen sehe, dann stirbt mir das Lachen da drinnen. Aber wenn du mich rufst, dann komm ich und bleibe zurück, wo Du scheidest, um die Gesichter wieder hell zu machen!"

Und weiter schritt das Leiden in den glitzernden Morgen hinein und durch die weite Welt. Geduld und Arbeit hielten aber Wort und wurden seine treuen Gefährten. Oft versammelten sie sich Abends im Hause am See und lasen im Buch des Lebens oder schrieben hinein.

Carmen Sylva.

Ein Lebensbild der Dichterin

von

Mite Kremnitz.

— Bukarest. —

In einem der braun gebundenen albumartigen Bücher, in welche Carmen Sylva seit frühester Jugend wie in ein Tagebuch ihre Erlebnisse und Gedanken in Liedern niederlegt, mit der göttlichen ihn befreienden Gabe des Dichters, persönliches Leid wie persönliche Freude in das unpersönliche Gebiet der Kunst zu verpflanzen, steht aus dem Jahre 1878 ein Gedicht in Prosa: „Ein Leben." Es beginnt:

„Ich wollte die Wahrheit finden, da nahm mich das Leiden bei der Hand und sagte: komm' mit mir, ich will Dich zur Wahrheit führen, aber Du mußt Dich nicht fürchten auf dem Wege!" „Nein, ich fürchte mich vor Nichts, denn ich bin so stark, ich kann einen Berg forttragen!"

Charakteristischer könnte kein Wort für das innerste Wesen der Dichterin sein: „ich suche die Wahrheit und ich fürchte mich vor Nichts, denn ich fühle mich stark!"

Leiden sah sie aber mitleidig an und führte die Suchende zu den Künsten; und sie gab sich einer derselben hin und wollte Musikerin werden. Sie spielte und sang, bis ihre Hand lahm und ihre Kehle schwach wurde, aber ihrem eigenen Ideal genügte sie nicht und in kleinen, heimlichen Versen klagte sie, daß sie kein Künstler sei. Darauf führte das Leiden sie zur Wissenschaft, und sie lernte und lernte und suchte die Weisheit zu erringen, um die Wahrheit zu finden. Aber die Augen wurden ihr müde, und die eigenen Gedanken kamen so lebhaft und rege und ließen sich durch fremde nicht zurückdrängen! Drum nahm sie wieder den Stift und klagte in „kleinen heimlichen Versen," daß sie kein Gelehrter sei und aus der Weisheit die Wahrheit nicht ergründen könne. Doch das Leiden erschien von Neuem und

zeigte ihr das Leben. Und sie sah ihre Lieben sterben, sah die maßlosen Qualen des Seins und Vergehens, die rastlose Menschheit im Norden und Süden und sagte sich: „ich kann nicht leben, auch im Leben ist keine Wahrheit.“ Doch wieder ergriff sie den Stift, und er tröstete sie. Leiden führte sie weiter, führte sie in Liebe und Ehe, gab ihr die Arbeit durch einen großen Wirkungskreis und machte sie zur Mutter. In der Ueberfülle des Glücks nahm sie wieder den Stift und mit ihm suchte sie dasselbe festzubannen, zu verewigen, doch das unerbittliche Leiden kam, — und wieder war es der Stift, welcher die ihres einzigen Kindes beraubte Mutter tröstete, wenn er ihren Jammer in die wunderbar süßen Lieder formte.

„Immer schneller flog mein Stift, immer reicher strömten die Gedanken, immer weiter wurde das Feld meiner Arbeit; und ich schrieb und schrieb und wußte nicht, daß ich eine Kunst ausübte!“

So wurde Carmen Sylva Dichterin. Das Bewußtsein des Talents, das mit verborgenen Qualen und Zweifeln immer sucht, wo die Form dessen, was im Innern lebt, zu finden, das durch ewiges Zurückdrängen nur gestärkt und vermehrt wird, hatte sie stets verfolgt, und wie die Künste sich untereinander verwandt und wie sie, die Dichterin, das Verständniß Aller in sich trägt, hatte sie sich einer nach der anderen gewidmet, bis das Wort den Sieg davon trug, und Malerei wie Musik ihr nur ein Beiwerk im Dienste desselben wurden.

In vielen Familien, denen das Glück beschieden war, daß einer ihrer Sprossen die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit erreichen sollte, findet man schon in den vorhergehenden Generationen vereinzelt die Talente, die dann vereinigt und potenzirt das Sonnenkind besitzen wird, das selbst dem erlauchtesten Stamm einen Schmuck und eine Aureole verleiht, die ihm nichts anderes geben kann. Denn ewiger noch als Ruhm und Größe der Weltenherrschaft ist der Gedanke, und länger lebt die Bildung der Phantasie als die der Realität, denn unpersönlich tritt sie schon in's Leben.

Carmen Sylva gehört einer Familie an, die seit Generationen bedeutende Menschen hervorgebracht. Ihre Urgroßmutter, Fürstin Luise zu Wied, war Dichterin, unter den Geschwistern des Großvaters war der bekannte Reisende und Naturforscher Prinz Maximilian, außer ihm ein Maler und das „Großtäntchen“, eine der Kindererinnerungen Carmen Sylvas, schrieb Lieder und Gedichte. Daß drei Großonkel im Befreiungskriege für die deutsche Sache gefallen, war nicht ohne Bedeutung für die Geistesrichtung der Großnichte, die eine stolze Deutsche war, gemäß den Traditionen der Familie, die bekanntlich zur Napoleonischen Zeit dem Rheinbunde nicht beitrat und dem großen europäischen Helden zu trotzen wagte.

Ein jeder der Vorfahren scheint sein Bestes auf diese wunderbare Frau vererbt zu haben und mit stolzem Bewußtsein ihrer Ahnen trägt sie all die reichen Körper- und Geistes-Gaben.

Die große, schlanke Gestalt, der herrliche Bau der Glieder, die großen

blauen Augen, mit einer ganzen Welt von Träumen in ihren klaren Tiefen, der feine Bogen der Augenbrauen, in denen immer ahnungsvoll die Schwermuth lag, von der das wilde, lachende, himmelstürmende Kind aber noch nichts empfand, den classischen Mund, mit der kurzen Oberlippe, der in den graziösesten Linien von der Natur schon zum Lächeln geformt ist und eine Perlenreihe von Zähnen, wie man sie nicht wieder so glänzend sehen kann, nie ganz zu verbergen im Stande ist, die fein geschnittene Nase und die Fülle welligen Haares, — das sind die Stempel ihrer hohen Herkunft, das allgemeine Erbtheil der Familie. „Daß ich so schöne Hände und Füße habe, habe ich nie beachtet, aber auch nie daran gezweifelt," sagte sie einmal mit der Naivetät, die einer Königin so doppelt schön steht, „sie kamen mir zu, als einem Sproß unserer Familie." Aber die Vorfahren, die in Krieg und Kampf gelebt, gaben ihr noch Anderes: den Muth, dem Kampf zu trotzen, gaben ihr die „Sturmnatur", der Ahn, dessen Reisen ihn zum Naturforscher machten, und der Maler verliehen ihr, neben der enthusiastischen Freude an der Natur, die große Liebe zu deren Studium, und das Verständniß für sie in allen ihren Erscheinungen. Naturgeschichte zieht sie der Geschichte erst recht jetzt vor, weil Letztere sie an die Politik erinnert. Mit welcher Hingebung zeichnete sie die Blätter und Keime, die Blüthen und Bäume, wie weiß sie den Namen einer jeden Pflanze, kennt die Geschichte eines jeden Thieres. Richtig wiederzugeben, was sie gesehen, schien ihr so natürlich, daß sie es nie für ein Talent hielt. Sie hat spät und wenig Unterricht im Zeichnen gehabt, aber die Gabe des Portraitirens ist ihr angeboren, in einigen Strichen trifft sie die Aehnlichkeit, und kleine Kunstwerke sind die Aquarelle im Missalestyl, die unter ihrer Hand entstehen, mit der merkwürdigen Schnelligkeit, die Alles, was sie thut, selbst ihren königlichen Gang charakterisirt.

Wie im Märchen die Feen dem Dornröschen, so gaben im Schloß zu Neuwied die Ahnen dem „Waldröschen", wie sie von ihren Jugendfreunden später genannt wurde, alle Gaben des Körpers, Herzens und Geistes, als sie um die Mittagsstunde, wo die großen Glocken läuteten, Freitag den 29. December 1843 geboren wurde. Auch die böse Fee hat an ihrer Wiege nicht gefehlt, sie konnte dem Neugeborenen die guten Gaben nicht mehr nehmen, aber sie mischte in den klaren Quell ihres Lebens den Tropfen Bitterkeit, der einer so begnadeten Natur nicht fehlen durfte; denn sie war ausersehen, Alles durchzukosten, um Alles verstehen zu können. Oft später hat es die Mutter ihr wiederholt, daß der Klang der Glocken, unter dem sie geboren worden, durch ihr ganzes Leben getönt sei und ihr eine Weihe gegeben habe: symbolisch waren sie für das Kind, dessen tönende Sprache einst Viele erfreuen und trösten sollte.

Achtzehnjährig war erst die Mutter, aber das Herz und der Geist der seltsamen Frau waren der beglückenden Aufgabe gewachsen, zusammen mit dem Vater, dem Fürsten Herrmann zu Wied, einem Manne, dessen Bildung ebenso allseitig wie tief war, das kleine Wunderkind, das rührig wie Queck-

silber, kräftig wie ein weiblicher Herkules, mit drei Jahren schon so entwickelt war, daß man es das Lesen lehrte, um es zu beschäftigen, richtig zu leiten. Den Winter brachte man im Schloß zu Neuwied zu, den Sommer in Monrepos, dem Jagdschloß oben im Wald. Darum sagt auch Carmen Sylva, der Wald und der Rhein seien ihre ersten und liebsten Freunde gewesen.

Die früheste Kindheit verlief sehr glücklich. Einfach, ernst und sehr streng wurde sie erzogen, die Eltern bewachten und leiteten selbst den Unterricht, der unter Anderen auch Fräulein Lavater, einer Großnichte des bekannten Physiognomikers, welche schon die Mutter erzogen hatte, anvertraut war.

Viele der strengen Gewohnheiten ihrer Kindheit hat Carmen Sylva mit in ihr Königsschloß an der Donau genommen: die frühen Morgenstunden finden sie immer schon auf und immer bei der Arbeit. Im Winter zündet sie dann unhörbar, um den Gemahl nicht zu wecken, sich selbst ihre kleine Oellampe an, und die Königin, die am Abend vorher in strahlendem Schmuck und Glanz die Huldigungen eines Landes entgegen genommen, arbeitet und studirt an ihrem geschnitzten Tischchen, bis die aufgehende Sonne ihre Residenz erweckt und die Pflichten des Lebens sie sich selbst entziehen. Unendlich wie die Schaffenskraft der Dichterin ist auch ihr Fleiß; die schlanken Finger bezaubern, was sie berühren, sei es die Feder, der Pinsel oder die Nadel — denn sogar mit ihr ist sie Künstlerin — nur den Tasten des Klaviers hat sie seit manchem Jahr ihrer Gesundheit wegen entsagen müssen, ohne daß darum die Musik aufgehört, ihre beschwichtigende Gewalt auf sie auszuüben. Wenn sie von Sorgen und Ueberarbeitung ermattet ist, dann schnellen die weichen Klänge der Musik, die sie in ihrer Umgebung pflegen läßt, sie bald zu ihrer ganzen Frische und Jugendkraft auf.

Carmen Sylva legt viel Werth auf die erste Erziehung, sie hält die Jugendgeschichte für das Wichtigste im Leben eines Menschen, und jedenfalls hat sie als kleines Kind schon die Elemente aller der Talente, aller der Eigenschaften, die sie zu dem machen, was sie ist, an den Tag gelegt. Ihr ging das Menschheitliche immer über Alles, ihr großes Herz, ihr klarer Verstand begriff keine Standesvorurtheile, und doch war sie eine geborene Herrscherin. Mit Besorgniß sahen oft die Eltern, wie die fremdeste Kinderschaar, ganz einerlei, ob aus vornehmen oder Dorfkindern zusammengesetzt, ihr in einigen Minuten willenlos gehorchte und sich von ihr zu den wildesten Spielen verwenden ließ. Ihr selbst, der kleinen Prinzessin, sträubte sich oft vor Aufregung bei den phantastischen Spielen, die sie erfunden, das Haar, das überhaupt nie zu bändigen war, von dem einige wilde Locken immer dem Zwang glatter Frisuren entrannen. Die schwerste Aufgabe war dem Kinde, still zu sitzen. In ihrem fünften Lebensjahre sollte sie mit ihrem Bruder, dem jetzigen Fürsten Wilhelm (geb. 1845) in Oel gemalt werden. Auf alle Weise versuchte man es, sie ruhig zu halten, mit Güte und mit Strenge. Endlich nahm sie sich selbst vor, sich nicht zu rühren, als sie aber fünf Minuten still gesessen, fiel sie ohnmächtig vom Stuhl. Und dabei war das

damalige Ideal des kleinen Fürstenkindes, Dorfschullehrer zu werden! In dieselbe Zeit, das fünfte Lebensjahr, fällt die erste Reise; in Heidelberg war sie einmal gewesen, und jetzt kam sie nach England auf die Insel Wight. Die englische Sprache hatte sie zu gleicher Zeit wie die Muttersprache erlernt, sie hat sie immer wie diese beherrscht und auch in ihr gedichtet; auch das Französische bemeisterte sie früh vollkommen. Auch französisch hat sie gedacht, außer zahlreichen, sehr geistreichen Aphorismen schrieb sie später, als Fürstin, eine französische Komödie (Revenants et Revenus), die zur Aufführung für die Damen und Herren der Bukarester Gesellschaft bestimmt war. Hatte Carmen Sylva doch durch die alten Sprachen eine gute Grundlage für alle gelegt, die es ihr spielend leicht machte, das Idiom des Landes, dessen Königin sie ist, vollkommen zu beherrschen, ja, ihm in ihrem Munde eine ganz specielle Zierlichkeit zu geben, auf welche die Rumänen stolz sind. Die eigene Sprache erscheint ihnen doppelt schön im Munde ihrer Monarchin, die nicht nur wie eine Rumänin, sondern besser, weil höchst gewählt, rumänisch spricht.

Der nächste Ortswechsel, den die fürstliche Familie, 1850, unternahm, hatte eine traurige Veranlassung. Sie ging nach Bonn, damit der kürzlich geborene, kleine Bruder der Dichterin stets unter Aufsicht des Arztes sei, der ihn in den ersten Lebensstunden operirt hatte. In Bonn hat die kleine Prinzessin oft stundenlang auf dem Schooße des greisen Ernst Moritz Arndt gesessen und seinen begeisterten, patriotischen Reden, die in ihrer glühenden Kinderseele Wiederklang fanden, gelauscht. Der Dichter deutete ihr den eigenen Namen „Elisabeth" auf eine sinnige Weise, die sie nie vergessen hat.

Damals stand sie in ihrem siebenten Jahre, doch begann schon der furchtbare Ernst des Lebens für sie, das Leid, welches Krankheit und Tod in dasselbe bringen sollten. Sie selbst war zwar stets gesund bis in ihr zwanzigstes Lebensjahr, sie war kräftig und abgehärtet; allem Wind und Wetter Trotz bietend, eilte sie oft, mit dem Sturm um die Wette, singend durch die Wälder. Aber die Mutter wurde lange Jahre auf ihr Lager gefesselt, schon vor der Geburt des Bruders, dessen Leben und Sterben der Jugendzeit der Dichterin den Stempel aufgedrückt hat. Viele, viele Jahre später, als sie selbst krank in ihrer östlichen Heimath lag, und als sie glaubte, die Zeit habe ihr die Kraft und Ruhe dazu gegeben, da hat sie für die Ihren das Leben dieses Bruders geschrieben, und ein ergreifenderes Buch giebt es nicht. Sie hat es unbewußt mit der ganzen Kunst der Schriftstellerin verfaßt, denn in ihr Herzblut hat sie die Feder getaucht, und wer es gelesen, der ist besser geworden!

Einen schöneren Einblick in den idealen Sinn der Familie, in den Geist der Liebe, der Frömmigkeit und Arbeit, die im Fürstenschloß zu Neuwied geherrscht, kann man nicht thun, und man versteht, woher Carmen Sylva den großen, freien Blick, das offene Herz hat, das für die Leiden der Menschheit schlägt.

Von Geburt an dem Tode geweiht, mit einem organischen Leiden behaftet, lebte der Dichterin Bruder elf Jahre lang ein Leben, das hundertfachem Tode glich, sein Körper litt, aber sein frühreifer Geist war eine Freude und ein Trost für die Seinen und hundertfach überwand er den Tod. Fast ein Jahr lang, unter den qualvollsten Schmerzen, mit dem Bewußtsein, daß er sterben sollte, — denn die Mutter hatte ihm das lange Ende zu erleichtern gedacht durch den Hinweis auf die Erlösung und die himmlische Seligkeit — suchte der Knabe immer nur zu verhüten, daß Andere unter seiner Krankheit litten, hielt er fest an den geistigen Genüssen und war er unausgesetzt bestrebt, an seiner Herzens- und Verstandesbildung zu arbeiten.

In diese elf Leidensjahre ihres Bruders, von denen einige ihm aber fast den Schein von Gesundheit brachten, fällt die ganze geistige Entwicklung der Dichterin.

Nach der Geburt des Bruders war die Mutter fünf Jahre lang krank, sie wurde in Paris, wohin die ganze Familie auf ein Jahr gegangen war, geheilt, und als sie Alle gemeinsam nach Neuwied zurückkehrten — auch Fürst Hermann, der in der Zwischenzeit in Amerika gereist war, — begann sich der Kreis von Künstlern und Gelehrten, welche bedeutende Fürsten immer um sich zu sammeln pflegen, zu bilden. Auch die Kinder hatten Zutritt zu diesem Kreis. Der Dichterin Vater, der sich in Amerika auch mit Malerei beschäftigt, begann jetzt sein großes Werk: „Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung," welches 1859 in zwei Bänden anonym bei Brockhaus erschien, später veröffentlichte er „Ein Ergebniß aus der Kritik der Kant'schen Freiheitslehre" und „Replik und Duplik aus dem alten Streite über die Willensfreiheit."

Die Fürstin zu Wied dehnte ihren Wirkungskreis auch auf die körperlichen Leiden der ihre Besitzungen Bewohnenden aus; sie ging in die Hütten und Häuser und tröstete und heilte, denn sie hatte die Gabe, Andere so zu heilen, wie sie selbst curirt worden war. Aus Nah und Fern eilten Hilfsbedürftige herbei, und Manchen, der lahm zu ihr gebracht worden, konnte sie gehend heim senden. An der Seite der Mutter wurde Prinzessin Elisabeth mit dem Leben vertraut gemacht, sie hatte eine solche Freude am Geben, daß sie oft alle ihre Sachen fortschenkte. Sie erinnert sich, daß die Mutter ihr einmal ein großes Stück karrirten Wollstoffs bescheerte; die Freude der Kleinen war groß: „Nun kann ich alle meine Kleider wegschenken!" Die Mutter schlug ihr aber vor, lieber von dem Stoff zu verschenken, ohne jedoch zu verrathen, daß er ihr dazu gegeben worden war und nun wandelte sie wie die heilige Elisabeth vom Schloß hinab in die Hütten, um Gaben auszutheilen.

Auch mit der Landwirthschaft wurden die Kinder vertraut gemacht. Die Fürstin hatte eine Meierei einrichten lassen, auf welche sie dachte, daß ihr jüngstes Kind, falls es das Mannesalter erreichte, sich zurückziehen solle, hier

arbeiteten die Prinzen mit im Felde und auch Carmen Sylva hat Kartoffeln graben und Kühe melken gelernt, aber ihre feinen Finger haben keine Spur dieser Wissenschaft, auf die sie jedoch sehr stolz ist, bewahrt! —

Von klein auf hatte die Dichterin ein besonderes Gedächtniß für Verse; ein Gedicht von vier Strophen, das ihr der Vater einmal vorgelesen, konnte sie gleich auswendig hersagen. Im Schloß herrschte die schöne Sitte, daß alle drei Kinder, auch der kranke Prinz Otto, Sonntags nach dem Frühstück Gedichte ihrer eigenen Wahl, in welcher Sprache sie wollten, aufsagten. Der Kranke hatte eine große Meisterschaft im Declamiren und eine wunderbare Modulation in der Stimme; die ältere Schwester wird ihm darin aber nicht nachgestanden haben, denn sie liest vollendet vor und übertrifft jeden professionellen Declamator. Mit neun Jahren recitirte Carmen Sylva schon den „Kampf mit dem Drachen!“ Französische Verse, mit Ausnahme von Béranger und Molière waren ihr „ein Gräuel“, Alexandriner hat sie nie auswendig lernen können, jedoch liebte sie die alten französischen Chroniken sehr. Ueberhaupt hielt sie Verse für etwas sehr Weichliches, sie waren ihr meist zu matt und sentimental für ihre Sturmnatur, die sich immer nach Kräftigem sehnte. Darum schämte sie sich ihrer eignen „kleinen heimlichen Verse“, die damals meistens aus religiöser Anregung entstanden. Doch auch auf den sterbenden Bruder sind einige tief empfundene Lieder und auf den Wald, der einzigen Erholung nach den Qualen der Krankenstube des Kleinen, den Wald, den sie mit einem vielgeliebten Lehrer durchstreifte, bei dessen Gesprächen sie wahrhaft auflebte und das Elend daheim auf Augenblicke vergaß. Dieser Lehrer brachte ihr auch viel Schönes zum Lesen, u. A. Schefers Laienbrevier. Doch las damals Carmen Sylva, die jetzt unglaublich viel und schnell liest (manchmal drei Bände an einem Tage) und die seltene Gabe hat, das Gelesene immer gegenwärtig zu haben, nicht sehr gern, nur Sprachen trieb sie mit Eifer, sie war eigentlich zu unruhig dazu und hatte den Kopf zu voll von eigenen Geschichten. Mit elf Jahren hatte sie zuerst schriftstellerische Versuche gemacht, mit vierzehn Jahren Dramen begonnen und ihr höchster Wunsch war, einen Roman zu schreiben. Nach dem zwanzigsten Lebensjahre fing sie zu wiederholten Malen Novellen an, ließ sie aber immer wieder liegen, indem sie sich sagte: Wenn ich die Welt kenne, nicht eher! „Ich bin ja nur eine Prinzessin!“ Märchen aber waren ihre größte Wonne und Fräulein Lavater, die in ihrem Leben Alles gelesen und behalten, mußte ihr Abende lang erzählen. Stets verkehrte Carmen Sylva lieber mit lebenden Menschen als mit todten Büchern. Sechzehn Jahre zählte sie, als sie folgendes Lied in ihr Tagebuch schrieb:

Das Echo.

Ich rief in den Wald ein heiteres Wort,
Gleich tönte es zurück,
Und immer noch hallt es fort und fort,
Von Freude und von Glück.

Ich sang in den Wald ein Lied so mild,
Es kam mit süßem Klang.
Und wirbelnd hat es die Luft erfüllt,
Noch zarter, als ich sang.

Ich schrie in den Wald den Schmerzensschrei,
So laut die Stimme war,
Und aus der Ferne tönten zwei,
Erschreckten mich sogar.

Ich sang in den Wald mit traurigem Muth,
Von Schmerz und verlorenem Glück,
Das Echo, das hat aber auch nicht geruht
Und gab mir's noch trüber zurück.

Seit ihrem dreizehnten Jahre hatte sie keine Gouvernante mehr, sondern empfing ihren Unterricht nur von Lehrern oder vom Vater, der sich auf das Eingehendste mit ihr beschäftigte. Manchmal durfte sie auch mit ihm arbeiten, für ihn etwas abschreiben, und viele Stunden des Tages brachte sie in seinem Zimmer zu. In richtiger Erkenntniß der glühenden Phantasie der Tochter suchten die Eltern in der Erziehung absichtlich dieselbe ohne jede Nahrung zu lassen, sie waren weise bedacht, dieselbe zu dämpfen, bezwingen ließ sie sich aber nicht. Noch heute erinnert sich Carmen Sylva der Geschichten, die sie sich bei Tag und Nacht ausdachte, und die an Schrecken und Grausigkeit Nichts zu wünschen übrig ließen. Mitten im angestrengtesten Lernen holte sie sich ihre eigenen Geschichten hervor, um an ihnen mit brennenden Wangen und kalten Händen weiter zu spinnen und sich die dramatischen Scenen immer wieder von Neuem auszumalen. Romane hatte sie bis zu ihrem neunzehnten Lebensjahre, wo ihr dann erlaubt wurde „Soll und Haben" und „Ivanhoe" Abends nach dem Thee vorzulesen, gar nicht kennen gelernt, jedoch war ihr „the wide, wide world" von Mrs. Wetherell in die Hände gefallen und unter ihrer Ovid-Uebersetzung verbarg sie das Buch und las es immer und immer wieder mit verzehrendem Interesse. Damals ergötzte sie ihren Vater auch mit den Plänen, die sie hegte in Bezug auf ihre künftige Zimmereinrichtung. In möglichst dunklen Tönen sollte Alles gehalten sein, durch dicke Teppiche jeder Schall gedämpft und so viel Oelbilder an den Wänden, wie sie fassen könnten. Sie ist ihrem damaligen Geschmack treu geblieben. Unter ihren vielen Bildern ist ein Ribera ihr besonderer Trost und ihre Freude — und sie hat außerdem verstanden, ihren Gemächern den Stempel ihrer eigenen Persönlichkeit aufzudrücken. Man glaubt im Zaubermärchen zu wandeln, wenn man ihre Wohnzimmer im Bukarester Palais, mit der Fülle von tropischen Gewächsen, den Lauben und Nischen sieht, welche vom Geplätscher kleiner Springbrunnen, vom Singen und Zwitschern der Vögel belebt sind, und einer Fee gleich tritt sie Einem dort entgegen.

Der Musik, wie schon gesagt, war sie von allen Künsten am Meisten

zugethan, und Singen, besonders Chorsingen, machte ihr große Freude. Sie war daher auch immer Vorsängerin bei allen ländlichen Festen und ihre Schwärmerei für Schulen hatte sie auch noch nach dem fünften Jahre beibehalten. Kurz vor ihrer Verheirathung ging sie sogar ernstlich mit dem Gedanken um, eine Schule zu gründen. Dabei war ihre Erfahrung über dieselben nur eine sehr drollige. Im zehnten Jahre hatte sie einmal eine unüberwindliche Lust verspürt, anstatt ihres Frühspazierganges die Rodenbacher Dorfschule zu besuchen. Sie hatte, als ihre Mutter durch das Kinderzimmer ging, gefragt, ob sie einmal mit den Pächterkindern zur Schule dürfe? Da die Fürstin, welche die Frage überhört hatte, nichts darauf erwiderte, glaubte das Prinzeßchen, ihre Bitte sei gewährt, stürmte auf den Pachthof, wo sie von Frau Schanz hörte, daß ihre Kleinen schon aufgebrochen, jagte diesen nun nach, erreichte sie auch und hatte das Glück, von dem höchst geschmeichelten Lehrer mit in die Singstunde aufgenommen zu werden. Sie sang nun aus voller Kehle mit und zwar so laut, daß eines der Pächterkinder, welches die Ansicht hegte, es schicke sich nicht für eine Prinzessin, mit den Dorfkindern mitzusingen, ihr immer mit der Hand den Mund zuhielt. Aber schon ehe die Stunde beendet, kam einer der Jäger, welche ausgeschickt waren, um den verlorenen Wildfang, den man in den fernsten Forsten gesucht, in's Schloß zurückzuführen. So endete Carmen Sylvas einzige Schulstunde!

Mit sechzehn Jahren wurde Prinzessin Elisabeth confirmirt. Die Mutter selbst hatte sie zu der heiligen Handlung vorbereitet, hatte oft Nachts am Schmerzenslager des damals schon sehr leidenden, kleinen Sohnes die Aufsätze und Fragen geschrieben, welche die Tochter in der Früh ausarbeiten sollte, wie sie überhaupt immer, selbst wenn sie krank war, durch die offene Thür, den Beschäftigungen der Kinder folgte.

Kurz vor der Confirmation fand eine Operation des kleinen Bruders statt, in die er wie ein Held ging, von der er aber nur zu neuen Leiden genas. Auch Fürst Hermann begann um diese Zeit immer mehr an der Lungenkrankheit zu leiden, der er im Frühling 1864 zum Opfer fallen sollte. Es war ein trauriges Haus, trotz Fleiß und Gottesergebung, aus dem die liebevollen Eltern ihren ältesten Sohn entfernt hatten, um ihn in Basel erziehen zu lassen, so schwer ihnen und den Geschwistern, die in inniger Liebe aneinander hingen, die Trennung wurde. Auch Prinzeß Elisabeth wurde zur Zerstreuung auf einige Monate (Frühling 1861) nach Berlin an den preußischen Hof gesandt, wo sich die damalige Königin, jetzige Kaiserin Augusta mütterlich für sie interessirte. Dieselbe wohnte dem Unterricht, welche die Prinzessin zusammen mit ihrer jetzigen Schwägerin, der Gräfin Marie von Flandern, empfing, bei. Carmen Sylva entsinnt sich noch mit besonderer Freude der Stunden, die sie im Museum bei Professor Waagen hatte. Trotz der Freundlichkeit, mit der sie in Berlin empfangen worden war, sehnte sich die junge Prinzessin leidenschaftlich nach Hause, ihr Gedichtbuch ist voll von gereimten Klagen nach der Heimath, nach der geliebten Mutter Augen, dem stillen

Krankenzimmer, dem Wald und dem Rhein. In Berlin sah sie ihren jetzigen Gemahl zum ersten Mal, als sie, mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit die Treppe im Schloß so schnell hinab gesprungen, daß sie auf den letzten Stufen ausglitt, stand Prinz Carl von Hohenzollern unten und hatte das Glück, sie aufrichten zu können.

Nach Monrepos zurückgekehrt, widmete die junge Prinzessin sich hauptsächlich der Pflege des Vaters, dem eine zunehmende Schwerhörigkeit sein Leiden noch verbitterte, während die Mutter Tag und Nacht um den kleinen, tapfern Sohn beschäftigt war. Schwer war die Zeit, aber jede Stunde ihr ein Gewinn für's Leben, und in heiliger Erinnerung trägt noch heute Carmen Sylva jeden Tag des Leidensjahres. Das feste Gottvertrauen trug sie, wie die Ihren, und dieser Welt Leiden schienen ihr gering gegen die Seligkeit des ewigen Lebens. Frisch pulsirte auch das geistige Leben weiter, wissenschaftliche Studien und Betrachtungen wurden fortgesetzt.

Im Februar 1862 wurde Prinz Otto von seinem Leiden erlöst, und das „Gott sei ewig Dank!" in das seine unglückliche Mutter über der kleinen Leiche ausbrach, tönt auch aus den Liedern Carmen Sylvas und wiederholten in Nah und Fern Alle, die das seltene Kind gekannt und bewundert hatten. Die Familie ging, nachdem der Kleine oben in Monrepos unter den großen Linden, wie er selbst es gewünscht, beerdigt worden, nach Baden-Baden zu der befreundeten großherzoglichen Familie. Mit dem Tode war Carmen Sylva schon früh vertraut geworden, schon als zwölfjähriges Kind hatte sie mit der ganzen Familie vierundzwanzig Stunden am Sterbebette der Großmutter, der Herzogin von Nassau, gekniet, aber erst am Todtenbette des Bruders verlor der Tod jedes Schaurige für sie. Ein Jahr später traf sie ein neuer Kummer, sie verlor ihr einzige Jugendfreundin, Marie von Bibra, an die so manches zarte Lied ihres Tagebuches gerichtet ist.

In demselben Frühling 1863 wohnte sie dem ersten Balle bei. Ihr Vater, der wohl wußte, daß er nicht mehr lange auf dieser Erde weilen sollte, hatte sein einzig Töchterlein einmal tanzen sehen wollen; seit Jahren hatte er die liebliche Mädchenknospe nur in schwarzem Kelch gesehen und ihm zu Liebe besuchte sie einen Ball am Hofe zu Karlsruh. Sie sah bezaubernd aus in einer rosa mit Silber übersäeten Toilette, „ein Engel in Sternen", sagte eine alte Dame ihrem Vater. Für sie selbst aber hatten Aeußerlichkeiten nie Bedeutung, selbst in ihren frühesten Mädchenjahren haben die kleinen Alltäglichkeiten keinen Werth für sie gehabt, ihre groß angelegte Natur sah stets über sie hinweg. Auch getanzt hat sie nie gern, sie störte selbst der Schein der Unselbstständigkeit, welchen der Tanz einer Frau verleiht, nur diejenigen körperlichen Bewegungen, zu denen man keiner Führung bedarf, waren ihr angenehm, Gehen, Reiten, später auch Schlittschuhlaufen.

Im Herbst 1863 trat Carmen Sylva zuerst auf längere Zeit in die große Welt ein, die dem Waldröschen bisher nur in ihren Träumereien

erschienen: die Großfürstin Helene von Rußland nahm sie mit nach Ouchy, wo sie schöne Wochen verlebte. Dem Kreise, den die geistreiche Frau, wo sie auch immer war, um sich zu sammeln wußte, hat Carmen Sylva ihre große Welt- und Menschenkenntniß zu verdanken. Eines lernte sie der Großfürstin unbewußt ab: die seltene Gabe, aus Jedem, wer es auch sei, der in ihre Nähe kam, das Beste, was in ihm ist, herauszuziehen. Wohl nie standen einer Königin so alle Register der Seele zu Gebote, wie der Königin Elisabeth: sie weiß Jeden so zu empfangen, daß es ihm wohl wird, daß der Verlegenste seine Scheu vergißt. Vom Genfer See entführte die Großfürstin Helene den ihr anvertrauten Liebling über Wiesbaden, wo Carmen Sylva ihren Vater zum letzten Mal sah, nach Rußland. Kaum in Petersburg angelangt, erkrankte sie an einem schweren Typhus; als sie zum ersten Mal das Bett verließ, brachte man ihr die Nachricht vom Tode des heißgeliebten Vaters. Sein letzter Brief war an sie gerichtet gewesen und enthielt Antwort auf Fragen, die sie ihm in Bezug auf sein philosophisches Buch gestellt. Carmen Sylva hat ihre geistige Entwicklung zum großen Theil ihm zu verdanken, auch nachdem sie ihn verloren, war sie immer bestrebt, in seinem Sinne zu denken, und eignete sich unter anderen Eigenschaften des Verstorbenen diejenige an, nie über etwas abzuurtheilen, die Möglichkeit einer jeden Ansicht, ja einer jeden Erscheinungsform zuzugestehen. Und das ist eine große Eigenschaft und doppelt schwer ist sie zu erringen für Naturen, die, wie Carmen Sylvas, absolut sind!

In ihrem Buche steht aus Petersburg, vom 7. März 1864, folgendes rührende Lied:

Sie haben ihn hinausgetragen
Ganz stille,
Und es ist — ich will nicht klagen —
Dein Wille.
Muß denn Alles, was auf Erden
Ich habe,
Bald hinausgetragen werden
Zu Grabe?
Und ich geh', wenn ich geblieben
Alleine,
Zu den Gräbern meiner Lieben
Und weine.

Das Jahr vorher hatte sie schon prophetisch geschrieben:

Die Trauerweide.

Lieber, schlanker Baum der Thränen,
Trauerweide, mußt dich lehnen
Ueber manches stille Grab;
Neigst Dein zartes Laub herab,
Daß es zittre, daß es bebe
Und im Säuseln sanft umwebe,
Was man Dir zur Obhut gab.

Nachts, wenn alles Jrd'sche schweiget,
Nur der Mond wie träumend steiget
Aus dem Wald mit stillem Gang
Scheint der Gräber Reih'n entlang,
Schickst Du Thränen auf die Erde,
Daß sie angefeuchtet werde,
Singst Du geisterhaften Sang.
Trauerweide, Baum der Schmerzen,
Baum der tiefbetrübten Herzen,
Du sollst mir der liebste sein,
Wenn mich Liebe läßt allein. —
Einst wenn ich hab' ausgelitten,
Ausgerungen und gestritten
Wiegest Du zum Schlaf mich ein.

Sowie sie gesunder wurde, nahm sie die Musik, ihren Trost und ihre Hoffnung, wieder auf und empfing dort in Petersburg Unterricht von Rubinstein und Frau Clara Schumann. Im Sommer erst reiste sie heim.

Seit dem Tode des Vaters lebte Carmen Sylva mit ihrer Mutter Sommer und Winter im Jagdschloß Monrepos, jedoch reiste sie in jedem Jahre einige Monate mit der Großfürstin Helene von Rußland. Einen Winter (66—67) brachte sie mit Verwandten, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, in Neapel zu, wo sie sehr zurückgezogen lebte und sich hauptsächlich mit Lectüre beschäftigte; Shakespeare, Dickens und Scott füllten den Winter aus. Dabei dichtete sie immer weiter, hin und wieder macht sich die unbezwingliche Jugendfrische in reizender neckischer Weise geltend, meistens sind es aber Lieder ernsten und religiösen Inhalts. Niemand erfuhr je von diesen Gedichten und niemals ging es der Dichterin durch den Sinn, ihre Lieder, wenn sie dieselben niedergeschrieben, zu corrigiren. Es wäre ihr wie eine Art Unehrlichkeit erschienen, und sie war viel zu bescheiden, um ihnen einen andern, als einen rein persönlichen Werth zu geben. Erst als sie zu übersetzen begann, wurde sie gewahr, daß man Poetik kennen müsse. Sie hatte eine souveräne Verachtung für die Form und wenn man ihr später, als sie anfing, ihre Gedichte vorzulesen, diese oder jene Rauheit im Vers vorwarf, citirte sie ähnlich lautende Volkslieder. Volkslieder waren ihr immer sehr lieb gewesen, und die sang sie auch den ganzen Tag, treppauf, treppab hüpfend, im Wald, den sie mit ihren großen Hunden durchstreifte, und bei der Arbeit. An der Seite der Großfürstin Helene lernte die Dichterin im Jahre 1867 den Pariser Kaiserhof und die Ausstellung kennen, während der Sommer 68 sie mit der Mutter in Schweden an dem nah verwandten dortigen Hofe sah. Mit der ihr eigenen Frische und Raschheit eignete sich Carmen Sylva auch die schwedische Sprache an, so daß sie die Frithjofssage im Original las. In jeder Weise glückliche Tage verbrachte sie dort im Norden.

Im Herbst des Jahres 1869 lernte sie den Fürsten Carol von Rumänien kennen, der nach dem Rhein gekommen war, um um sie zu werben, er kannte

sie lange schon aus den Briefen seiner Schwester. Es wurde der Dichterin anfänglich schwer, ihre Freiheit aufzugeben, sie hatte nie heirathen wollen. Als ihre Freunde, die mit richtiger Erkenntniß all ihrer großen Eigenschaften sie gern auf einem Thron sehen wollten, ihr lange vor ihrer Verlobung immer wieder davon sprachen, entgegnete sie: — sie selbst hat es vergessen, aber die Ihren entsinnen sich — „Ach, was, ein Thron! der einzige, der mich anziehen könnte, wäre der Rumänische, denn dort gäbe es etwas für mich zu thun!"

Man braucht ihr Volk jetzt nur zu fragen, ob sie das, was sie nach Rumänien zog, auch ausgeführt hat, ob sie „etwas gethan."

Nicht nur die große rumänische Wohlthätigkeitsgesellschaft, Société de bienfaisance, verdankt ihr Bestehen der Königin, sie gründete einen deutschen Frauen-Verein, welcher zeitweise 3 bis 400 arme Frauen aller Nationen beschäftigt, auch eine Speise-Anstalt für dieselben, und wie diese aus eigenen Mitteln und aus eigenster Initiative die Scala Elisabeta Doamo (Königin Elisabeth Schule). In dieser werden Kindern aus dem Volke die alten, nationalen Arbeiten gelehrt, die sehr schönen, meist byzantinischen Muster gesammelt und benutzt, um die National-Costüme herzustellen. Der kunstsinnigen Fürstin mußte die Pflege des Bauern-Costüms, welches eine der wenigen Aeußerungen des dem Rumänen eingeborenen großen Geschmacksinnes, eine der wenigen rein erhaltenen Traditionen des Volkes ist, vor Allem am Herzen liegen. Sie hat diesem Costüm auch einen Ehrenplatz in der Gesellschaft verschafft; ihre eigene, classische Gestalt umschließt während ihres Sommeraufenthalts in Sinaia stets das farbenprächtige Gewand, mit den zierlichen Handstickereien an den verschiedenen Hüllen, aus denen es zusammengesetzt, und auch für den Hofstaat ist dasselbe Vorschrift geworden. Außerdem finden, auf Anregung der Königin, im Winter die Bälle zu wohlthätigen Zwecken im National-Kostüm statt.

Doch wir kehren zu der Prinzessin Braut zurück, deren erstes Gedicht-Tagebuch mit einem Lied auf den Ring schließt, welchen ihr Verlobter ihr geschenkt hatte:

Der Opal.

Wie meines Liebsten Herz so rein,
So rein bist Du,
Ich drück' Dich fest an's Herze mein,
Voll Fried und Ruh'.
Ich halt' Dich still in meiner Hand,
Du klarer Stein,
In Deine Tiefen unverwandt,
Schau ich hinein.
Dich halt' ich dreist in's Sonnenlicht,
Ob's Dich verzehrt?
Dein Farbenspiel erbleichet nicht:
Du bist bewährt!

Das neue Buch, in welches der fürstliche Gemahl eine hochpoetische Widmung geschrieben, beginnt mit den innigen Worten ihres jungen Eheglücks, in dessen Heiligkeit kein fremdes Auge dringen darf. Und doch war das Leben damals nicht lauter Glück! Ein furchtbarer Umschwung war in die Gewohnheiten des Waldkindes gekommen; nur vier Wochen lang war sie Braut gewesen, und gleich nach der Hochzeit reiste sie in das neue Heimathland. Ernst und Arbeit herrschten auch im Residenzschloß zu Bukarest, das waren alte Bekannte, aber sie trugen unbekannte Kleider, und allein — denn der hohe Gemahl war den ganzen Tag in Anspruch genommen — mußte sich die junge Fürstin in das neue Leben finden. Da mag sie manchmal bange hinausgeschaut haben auf die Häuser, die so nah bis an das Bukarester Palais gebaut sind, welches nur an der einen Seite einen kleinen Garten hat, und all das heitere Blinken der Sonne auf den weißen Zinndächern konnte ihr das Heimweh nicht nehmen.

Dachte sie an die Bäume von Monrepos, als sie im December 1869 eines der schönsten ihrer Lieder schrieb?

Im Blätterdach
Laubschwerer Gipfel,
Grüngold'ner Wipfel
Die Sonne lag.

Sie athmet warm
Und legt sich schmeichelnd,
Mit Wonne streichelnd
In Baumes Arm.

Doch wie er faßt
Und hält die Seine,
Enteilt die Reine,
Die goldne Last.

Er steht betrübt.
Wo bleibt der Schimmer,
Der Abends immer
Sein Haupt umgiebt?

Doch nur wenige Seiten weiter finden wir:

Altes und neues Heim.

In Monrepos ist manch ein Grab,
Im Walde und im Herzen,
So Viel, die ich geliebet hab'
Und dann beweint mit Schmerzen.

In Monrepos, da ward ich fein,
Ja fein mit Leib und Seele.
Gott hat's gewollt, er führt' ihn ein,
Daß er zur Frau mich wähle!

Dies Alles hat der stille Wald
So ernst mit angesehen,
Doch Eines, Eines, das hat alt',
Lieb Heim doch nicht gesehen:

In neuer Heimath tönte mir
Des Kindes Schrei zum Herzen,
Da war in Eins vereinigt schier
Glück, Freude, Lieb' und Schmerzen.

Sie war im September 1870 Mutter geworden. Und eine Natur von der Leidenschaft und der Innigkeit der Dichterin mußte all die wunderbaren Gefühle des Glücks und der Heiligkeit, die ein Kind erweckt und um sich verbreitet, mit ungeahnter Tiefe empfinden. Ihr Sein glaubte sie umgestaltet, anders sah die Welt aus, in welche die „Strahlenaugen" ihres Kindes schauten, anders wehte der Wind, welcher die blonden, goldigen Locken der Kleinen fächelte, und farbiger prangte die Wiese im Blumenschmuck, welche die kleinen Füße ihres „Einzigen" küßte. Und die Jahre kamen und die Jahre gingen traumhaft an ihr vorbei, — bis um die Osterzeit, am 9. April 1874 eine bleiche Frühlingssonne auf die Leiche ihres schönen Kindes fiel, und sie es in die kühle Erde auf dem Hügel hinter dem Park ihres Sommerschlosses Cotroceni betten mußte.

Ja, da war es wieder, das harte Leben, das sie von Jugend auf gekannt, das Leid, das sie vergessen in der Seligkeit des Mutterglücks, auch ihr einzig Kind hatte ein grausam Geschick von ihr gefordert. Aber sie beugte das Haupt, sie haderte nicht mit dem Schicksal, zu ernst waren die Lehren der Jugendzeit gewesen, und quillt auch manchmal, besonders in letzter Zeit, wenn sie vor dem Bau des großen Königsschlosses in Sinaia steht, ein bittrer Vers aus der Feder „wozu das große Schloß? wir sind nur Zwei," wenn sie auch in dem ihr versagten Kinde, dem sie den Kuß des Genies auf die Stirn gedrückt hätte, um den Erben des jungen Königreichs trauert, — nie hat sie vergessen, Gott zu danken, daß sie einmal das hohe Glück besessen hat.

Ihres einzigen Kindes sinnige Aussprüche brachte sie in herzzerreißende kleine Lieder, viel später ihren eigenen Schmerz, und als die Jahre über das kleine Grab zogen, da weihte sie sich ganz dem, was ihr nie entrissen werden kann, der Dichtkunst.

Auf ihres Kindes Ausspruch, daß es die schönen Sonnenstrahlen küssen möchte:

Auf der Erde in hellen,
Spielenden Sonnenstrahlen,
Die in goldenen Lichtwellen
Schimmernde Farben malen.

Uebergossen vom Scheine,
Küssend den Strahlenregen,
O, wie oft hast Du, Kleine,
Lächelnd im Glanze gelegen.

Und dann wußte ich nimmer;
Fingst Du die Strahlenwellen,
Oder wollte der Schimmer
Selbst sich zu Dir gesellen?

Oder warst Du gewoben,
Spielend vom Sonenscheine,
Und geliehen von droben
Mir und der Erde, Kleine?

Ich habe Dich zweimal geboren,
Mein Kind — mein Kind! —
Und doch, als wärst Du verloren,
Die Thräne rinnt.

Zweimal riß neues Leben
Dich von mir los,
Mein Kind, Du mußtest entschweben
Dem Mutterschooß.

Und Beide mußten wir klagen
In Schmerzenspein,
Drum bist Du — ich darf es sagen —
Nun zweimal mein!

Und doch, als wärst Du verloren,
Die Thräne rinnt —
Und habe Dich zweimal geboren,
Mein Kind — mein Kind!

Im Concert.

Ich weinte doch nicht?
Nein — es weinten die Töne,
Es weinte das schöne,
Das klagende Lied;
Es sang wie in Leiden,
In ewigem Scheiden
Das Leben entflieht.

Ich weinte ja nicht!
Nein — es sind nur gefallen
Auf mich hin von allen
Den Thränen ein Paar,
Ich konnt' es nicht wehren
Und mußte sie ehren,
Die wandernde Schaar.

Ich weinte ja nicht!
Nein — der klingende Regen,
Er zog mir entgegen,
Er hat mich gekannt,
Er wähnte den schönen,
Den weinenden Tönen
Mein Fühlen verwandt.

Die Auswahl ist schwer, weil die Fülle der Lieder, von denen immer eines tiefer empfunden und zarter als das andere ist und noch keines je veröffentlicht wurde, zu groß ist. Folgend nur noch ein herrliches Waldlied:

Du Waldgeruch, Du Waldgesang,
Du frischer Duft, Du reicher Klang,
Wie hab' ich Dich so gern!
Wie lacht mein Aug', mein Herz Dir zu,
Wie bringest Freud' und Frieden Du
Dem armen Erdenstern!

Ich seh' Dich noch des Nachts, im Traum,
Du stolzer, edler Waldesbaum,
Du rauschest ernst und lind,
Wie oft hab' ich gelauschet Dir,
Wenn Märchen Du erzähltest mir,
Dem wilden Waldeskind!

Du Wind, mein alter Spielgesell!
Wir sangen um die Wette hell
Im grünen Gotteshaus —
Nun singst Du, alter Freund, allein,
Mir rostete die Stimme ein
Im hohlen Weltgebraus.

Du Wind! küß' mir die Blumen all'
Und grüße schön Frau Nachtigall,
Sie soll sich rüsten bald, —
Und streichle sanft den klaren Bach,
Ruf' überall das Echo wach —
Durchrausche meinen Wald!

Im Jahre 1874 begann Carmen Sylva zuerst zu übersetzen. Sie übertrug die rumänischen Lieblingslieder ihres Kindes in's Deutsche, Verse, die V. Alecsandri auf ihren Verlust gemacht, dann rumänische Volkslieder, die von Mutterschmerz und Mutterliebe handeln, und schließlich alle hervor-

ragenden Dichtungen der Rumänen. Mitgetheilt wurde von den eigenen Dichtungen auch jetzt nur im vertrautesten Kreise, von den Uebersetzungen erschienen die ersten unter dem Pseudonym E. Wedi in der „Gegenwart“ 1878, dann später im „Magazin für die Literatur des Auslands“. Eine Ballade: „Verful cu dor“ (Sehnsuchtsgipfel) wurde bereits 1876 in Musik gesetzt und ist an verschiedenen Orten, zuerst auf dem National-Theater in Bukarest zur Aufführung gelangt.

Viele, viele ihrer albumartigen Bücher waren schon voll geschrieben, sie enthielten Gedichte, Märchen, Novellen, ein großer Roman war angefangen, ehe Carmen Sylva sich im Jahre 1880 entschloß, zwei Dichtungen, „Sappho“ und „Hammerstein“ als Manuscript drucken zu lassen bei dem Verleger der Werke ihres Vaters, bei Brockhaus in Leipzig.

Sappho hat die Kritik, welche beide Dichtungen warm aufnahm, für eigenartiger erklärt. Sehr interessant für der Dichterin persönliches Leben ist im ersten Gesang der Dichtung, welche ein glänzendes Zeugniß für die große Formengewandtheit Carmen Sylvas ablegt, der Kreis, welcher Sappho umgiebt. Die fürstliche Dichterin hat den jugendlichen Kreis im Auge gehabt, den sie um sich sammelt, es sind lauter Porträts. Ihre Freude an allem Werdenden hat sich auch darin bekundet, daß sie die Jugend zu sich zieht. Sie ist ihrer Umgebung, was die Großfürstin Helene ihr selbst war, aber in noch weit höherem Grade; sie läßt die jungen Mädchen der rumänischen Gesellschaft, denen sie gestattet, sie zu umgeben, Theil nehmen an ihren eigenen dichterischen Schöpfungen, an Musik und Kunstgenüssen. Denn das Leben Carmen Sylvas fließt scheinbar unbehelligt von der Politik dahin. Nicht, daß sie nicht ihres königlichen Gemahls einziger Vertrauter und Freund wäre, — daran wird Keiner zweifeln, der je einen Einblick in das Leben des Königspaares gethan, — aber aus ihren Frauen-Gemächern ist die Politik verbannt, nie hat sie sich direct oder indirect in dieselbe gemischt, nie eine Meinung geäußert, ja nie versucht, sich eine zu bilden. Und das ist von unberechenbarem Werth in einem Lande, das von Parteikämpfen zerfleischt wird. Sie hat ihr eigenes Reich, das der Kunst und der Güte. Hatte doch schon der König ihr am Tage der Verlobung gesagt: „Du bekommst eine schöne Mission: Du sollst milde trösten, wenn ich zu hart war, und für Alle bitten dürfen!“

Was die Königin im Kriegsjahre 1877/78,, theils persönlich, theils durch umsichtiges Anordnen und Wirken geleistet, bleibt unvergessen.

Ueberall, wo sich Verwundete befanden, war sie anzutreffen, jeder Zug, der solche vom Schlachtfelde brachte, wurde von ihr erwartet und sie selbst legte Hand an, um Erfrischungen zu reichen. Sie organisirte selbst mehrere Spitäler, wovon das eine ganz aus eigenen Mitteln, überall war sie thätig, sprach vielen Muth zu bei schweren Operationen, tröstete manchen Sterbenden und weinte mit den Hinterbliebenen. Der Volksmund legt ihr seitdem den Namen muma rănitilor, Mutter der Verwundeten, bei, und noch kürzlich

bei den Krönungsfeierlichkeiten konnte man diese Worte wiederholt als Transparent an den Häusern glänzen sehen. So hat sie sich als Königin selbst das schönste Denkmal errichtet, das Ausdruck fand in einer Statue, welche ihr von den Frauen aller Offiziere der Armee verehrt wurde und die sie selbst darstellt, einem verwundeten Soldaten eine Schale zum Trinken reichend.

In den letzten Jahren hat Carmen Sylva auch literarisch unglaublich viel geschaffen, ihre Productionskraft nimmt von Jahr zu Jahr zu. Doch ist auch davon bisher, außer einigen Kriegsliedern, die in rumänischen Uebersetzungen in's Volk drangen, wenig in die Oeffentlichkeit gelangt. Außer dem Bande „Rumänische Dichtungen" (Leipzig, 1881, Verlag von W. Friedrich, der IX. Band der Dichtungen des Auslands), für welchen sie einen großen Theil des Inhalts ad hoc übersetzte, schrieb sie im letzten Jahr einen Theil des Cyclus „Leidens Geschichten," die jetzt zum Druck vorbereitet werden, mehrere Librettos, die zur Composition abgegeben sind und vor Allem ein Meisterwerk, eine Art Hauschronik unter dem Titel „Meine Ruh'," die bei Duncker in Berlin erscheinen soll und für jeden Monat des Jahres eine Ballade, für jeden Tag ein Gedicht, Sonnett oder Sinnspruch enthält und ein ziemlich umfassendes Werk bildet.

Carmen Sylva steht erst am Anfang ihrer Dichterlaufbahn, trotzdem sie schon so viel geleistet. Keiner darf wagen, die Zukunft vorauszusagen: Wer aber das Glück gehabt, die Dichterin zu kennen, wer in die Tiefen dieses reichen, frischen Geistes hat blicken dürfen, der weiß, daß ihr nichts versagt sein kann! Wie sie Alles in sich vereinigt, Schönheit und Hoheit des Weibes mit der Kraft und dem Muthe des Mannes und dem weichen, empfänglichen Herzen des Kindes, scheint sie auch berufen, allem Edlen und Hohen, was die Menschheit je bewegt, einen künstlerischen Ausdruck zu geben.

Die Erzählungen der Königin von Navarra.

Von

Ferdinand Lotheißen.

— Wien. —

Unter dem Titel „Heptameron der Königin von Navarra“ ist uns aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eine Sammlung von Novellen überliefert, welche sich in der Art der Boccaccio'schen Erzählungen sehr frei ergehen, öfters heikle Vorfälle in unverhüllter Sprache darstellen, ja offenbar mit Vergnügen bei der Erzählung schlüpfriger Geschichten verweilen. Die Verfasserin dieser Novellen war die Schwester des Königs Franz I. von Frankreich, Margarethe von Navarra. Ihr Name hat dadurch in nicht wenig Kreisen einen eigenthümlichen Klang erhalten. Man gedenkt der sittenlosen Zeit, welche die letzten Valois über Frankreich heraufführten, hört von dem schamlosen Leben vieler vornehmer Damen jenes Jahrhunderts, und glaubt nun nicht anders, als daß eine Frau, welche sich nicht entblödet habe, Geschichten von dem erwähnten Charakter zu schreiben, der schlimmsten Eine gewesen sei. Und doch braucht man nur die Geschichte zu befragen, um von dem Gegentheil überzeugt zu sein. In Frankreich ist man schon längst von dem mißgünstigen Urtheile zurückgekommen. Auch soll der nachstehende Aufsatz kein Versuch einer jener „Rettungen“ sein, die neuerdings so beliebt sind. Eine solche wäre ganz unnöthig. Wir wollen nur einmal wieder die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine Prinzessin lenken, welche zu den hervorragendsten Frauen ihrer Zeit gehörte. Wenn wir uns klar machen, wieso eine nach unseren Begriffen unanständige Novellensammlung aus einem feingebildeten Kreis hervorgehen konnte, wird sich uns dabei vielleicht ein interessantes Bild des Lebens und der Denkweise der vornehmen Gesellschaft im 16. Jahrhundert ergeben. Gerade in neuester Zeit ist die Welt der Renaissance wieder besonders beliebt, und mit doppeltem Interesse wenden sich

auch die literarischen Studien den Werken jener Epoche zu. Unter anderen hat ein genauer Kenner der Literatur und Geschichte des 16. Jahrhunderts, Félix Frank, den Kreis von Dichtern und Schriftstellern, den Margarethe um sich sammelte, zum besonderen Gegenstand seiner Forschungen gemacht, neuerdings auch das „Heptameron“ veröffentlicht und mit einer Reihe geistvoll combinirter Conjecturen und Erklärungen begleitet, die Niemand übersehen darf, der sich mit der Geschichte jener längst vergangenen glänzenden Zeit eingehend beschäftigen will.*)

I.

Das kleine Königreich Navarra erstreckte sich noch im Beginn des 16. Jahrhunderts über die beiden Abhänge des Pyrenäengebirges. Es umfaßte im Norden des mächtigen Höhenzuges die Grafschaft Béarn, während der weitaus größere Theil des Landes — die Provinz Biscaya und ein Theil von Guipuscoa, — schon zur iberischen Halbinsel gehörte. Im Ganzen arm und schwach bevölkert, mit verhältnißmäßig rauhem Gebirgsklima schien das Königreich zu einer sehr bescheidenen Rolle in der Geschichte berufen. Doch die Bedeutung eines Staats richtet sich nicht immer nach seiner Ausdehnung und politischen Macht. Es kam eine Zeit, in der das kleine Navarra von wesentlichem Einfluß auf die Geschichte der mächtigen Nachbarreiche, besonders Frankreichs, wurde. Wer in Navarra herrschte, hatte die wichtigsten Pyrenäenpässe in seiner Hand, und bei der steigenden Rivalität Spaniens und Frankreichs mußte das Ländchen, das zwischen die beiden Großmächte eingekeilt war, ein Spielball diplomatischer Künste und ein Gegenstand der Sorge werden, zugleich aber auch die Eroberungslust der Nachbarn erwecken. In dem wechselnden Getrieb der Politik standen die Könige von Navarra häufig auf der Seite Frankreichs, vielleicht weil die Gefahr von Seiten der Spanier größer erschien. Diese Hinneigung Navarras zu dem nördlichen Reich trat noch entschiedener zu Tage, als die Königin Katharine im Jahr 1494 sich mit Jean d'Albret vermählte, ihren Gatten also aus den Reihen des französischen Adels erkor. D'Albret stand durch seine eignen Besitzungen in einem Vasallenverhältniß zu dem König von Frankreich. Was man aber als einen Schutz mehr für Navarra ansah, beschleunigte dessen Untergang. Denn in Folge dieser Ehe besorgte das spanische Cabinet, die Franzosen könnten ihre Herrschaft bis über die Pyrenäen hinaus ausdehnen und selbst Madrid bedrohen. Es sah sich dadurch zu rücksichtslosem Vorgehen gedrängt, und wartete nur auf die Gelegenheit, sich Navarras durch einen Gewaltstreich zu bemächtigen. Dieselbe bot sich, als Ludwig XII. von Frankreich mit Papst Julius II. in Krieg gerieth und Jean d'Albret von

*) L'Heptaméron de la reine Marguerite de Navarre. Avec une introduction, un index et des notes par Félix Frank. 2 vols. Paris, Isidore Liseux. 1879.

Herr F. Frank, ‚chef de division à la Préfecture de la Seine‘, hat schon eine Reihe vortrefflicher Ausgaben aus dem Dichterkreis des 16. Jahrhunderts veröffentlicht und ist auch als lyrischer Dichter mit Erfolg aufgetreten.

Navarra jenem als Bundesgenosse zur Seite trat. Der Papst sprach über beide Monarchen den Bann aus, worauf Ferdinand der Katholische sich für berechtigt erachtete, das Land des Gebannten zu annectiren. Sein Feldherr, der Herzog von Alba, rückte mit einem Heere in Navarra ein und fand kaum nennenswerthen Widerstand. Die Hauptstadt Pampeluna öffnete nach nur dreitägiger Belagerung ihre Thore, und bald war das ganze Land südlich der Pyrenäen im Besitz der Spanier (1512). Jean d'Albret wagte es nicht, um sein Reich zu kämpfen.

„Don Juan," sagte die kühngesinnte Katharine zu ihrem Gatten, „wärt Ihr Katharine und ich Don Juan, wir hätten Navarra nie verloren."

Seitdem blieb Navarra dauernd mit der spanischen Monarchie vereint, und Jean d'Albret sah sich auf die kleine Grafschaft Béarn sowie den leeren Titel eines „Königs von Navarra" beschränkt. Jede wahre Unabhängigkeit war damit verloren. Wenn auch Ludwig XII. die volle Souverainität des Ländchens anerkannte, waren die Beherrscher desselben fortan doch von der Gnade der französischen Herrscher abhängig.

Die Grafschaft Béarn, eine kleine Landschaft am Nordabhang der Pyrenäen, ungefähr sechzehn Meilen lang und zwölf Meilen breit, zählte im Anfang des 16. Jahrhunderts etwa 150,000 Einwohner. Sie wird von mehreren reißenden Flüssen durchströmt, von welchen wir hier den Gave Béarnais oder Gave de Pau hervorheben. Er kommt von dem Mont Perdu herab, hat einen berühmten Wasserfall von über vierhundert Meter Höhe, und strömt nicht weit von der Rolandsbresche vorbei, einem engen Felsenthal, das der Sage nach Roland mit seinem guten Schwert geöffnet haben soll.

Es ist begreiflich, daß die Könige von Navarra den Verlust ihrer spanischen Länder nicht verschmerzen konnten. Die einzige Möglichkeit, wieder in deren Besitz zu gelangen, lag jetzt in dem engsten Anschluß an Frankreich. Vielleicht konnte dieses einmal in einem glücklichen Friedensvertrag die Rückgabe Navarras durchsetzen. Versprochen wurde es den Béarnern mehr als einmal von den französischen Königen, aber ernstlich verfolgt wurde der Plan niemals. Jean d'Albrets Sohn, Heinrich II. von Navarra, stand in treuer Waffenbrüderschaft neben Franz I., zog mit ihm 1524 nach Italien, nahm Theil an der unglücklichen Schlacht bei Pavia, und wurde gleich dem König gefangen genommen. Glücklicher als dieser, der nach Madrid geschleppt und in harter langwieriger Gefangenschaft mürbe gemacht wurde, gelang es Heinrich, aus der Citadelle von Pavia, wo man ihn bis auf weiteren Befehl festhielt, zu entkommen. Er hätte seine Freiheit sicherlich mit einem feierlichen Verzicht auf Navarra erkaufen müssen, wenn ihn nicht die kühne Liebe einer Dame und die Treue zweier Diener gerettet hätten. Die Galanterie spielte in Heinrichs Leben kaum eine geringere Rolle, als in dem seines Enkelsohnes, Heinrich IV. von Frankreich. In der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Italien hatte er einen Liebesroman begonnen, und die Dame, deren Gunst er gewonnen, verschaffte sich durch Bestechung die Erlaub-

niß, den Gefangenen zu besuchen. Es gelang ihr, ihm heimlich eine Strickleiter zuzustellen, mit deren Hilfe er entkam. Um die Entdeckung der Flucht so lang als möglich zu verhindern, legte sich ein Page des Fürsten in dessen Bett. Ein alter Diener ließ Niemanden zu ihm, da er krank sei. Als der Betrug endlich erkannt wurde, war Heinrich schon weit fort und auf dem Weg zur Grenze. Die treuen Diener aber, die sich der Rache der getäuschten Sieger ausgesetzt hatten, wurden auf Befehl des kaiserlichen Generals Lannoy ohne Strafe entlassen. Wenige Jahre später erhielt Heinrich d'Albret die Hand der verwittweten Margarethe von Valois, der Schwester des Königs Franz, und mit dieser Verbindung eröffnete sich für ihn und sein Geschlecht eine neue folgenreiche Epoche.

II.

Das Haus der Valois regierte über Frankreich seit dem Jahre 1328. Unter ihrer Herrschaft hatten die furchtbaren Kriege mit den Engländern das Land in Elend und Unglück gestürzt. Mit Karl VIII. Tod war der Hauptstamm 1498 erloschen, und die Krone an eine Seitenlinie, die Valois-Orléans, übergegangen. Ein tüchtiges begabtes Geschlecht war damit auf den Thron gelangt. Der Vater des neuen Königs, Karl von Orléans war in der Schlacht bei Azincourt schwer verwundet in die Hände der siegreichen Engländer gefallen und mußte fünfundzwanzig Jahre seines Lebens in der Gefangenschaft verbringen. Die Sehnsucht nach dem Vaterland machte ihn zum Dichter. In einem seiner schwermüthigen Lieder heißt es:

En regardant vers le pays de France,
Un jour m'avint, à Dovre sur la mer,
Qu'il me souvint de la douce plaisance
Que je souloye au dit pays trouver.
Si commençay de coeur à soupirer.

Bald gehörte Karl von Orléans zu den berühmtesten Dichtern seiner Zeit, und als er endlich nach Frankreich zurückkehren durfte, vereinigte er in seinem Schloß zu Blois einen kleinen Freundeskreis um sich, der sich mit ihm an Kunst und Poesie erfreute. Er hatte den feinen Sinn von seiner Mutter, Valentine von Mailand, geerbt und verpflanzte ihn in seiner Familie weiter. Sein Sohn bestieg als Ludwig XII. den französischen Thron, und mit ihm begann die Renaissance ihre Herrschaft auch über Frankreich auszudehnen. Unter Ludwigs milder Regierung zeigten sich die ersten großen Regungen der kirchlichen Reform, die bald alle andern Fragen dominiren sollte. Ludwig starb den 1. Januar 1515, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, und ihm folgte Franz I. Herzog von Angoulême, der Enkel Johanns von Angoulême, der ein Bruder des liederreichen Karl von Orléans gewesen war. Welch ein Geist in diesem Haus heimisch war, geht schon aus der Ueberlieferung hervor, nach der Johann von Angoulême seinen Sohn Karl in die öffentliche Schule schickte und selbst von Zeit zu Zeit kam, sich von den Fortschritten desselben

zu überzeugen. In der Verlassenschaft dieses letzteren fand sich später eine für jene Zeit sehr reiche, sorgfältig erhaltene Büchersammlung mit Werken aus den verschiedensten Fächern. Das Verzeichniß derselben zählt theologische, historische und geographische Bücher auf, Dichtungen und Romane, selbst ein großes „Musikbuch" wird erwähnt. Eben dieser Graf Karl von Angoulême verheirathete sich 1488 mit der erst zwölfjährigen Louise von Savoyen, die ihm nach vierjähriger Ehe, am 11. April 1492, eine Tochter gebar, jene Margarethe, die uns hier besonders beschäftigen soll. Zwei Jahre später, den 12. September 1494, schenkte sie ihrem Gatten einen Sohn, Franz, der, wie bereits gesagt wurde, im Jahre 1515 den Thron von Frankreich bestieg.

Die Geschichte des Königs Franz I. ist genugsam bekannt. Seine Unruhe, sein unzuverlässiges Wesen, sein egoistischer tyrannischer Charakter haben ihm und seinem Land viel Unglück gebracht. Allein bei allen seinen Fehlern hatte er doch königlichen Sinn, und erwies sich, in seiner Jugend zumal, voll ritterlich romantischen Geistes. Mit einundzwanzig Jahren zur Macht berufen, empfänglich für alle Schönheiten der Kunst und Poesie, liebestrunken und galant, schuf er den französischen Hof zu einer Stätte glanzvoller Feste um, und begünstigte die Entwickelung der feineren Geselligkeit, wie sie in Italien schon heimisch war. Bezeichnend für diese erste ritterliche Epoche in des Königs Leben war die Zusammenkunft, die er im Juni 1520 mit dem nur wenige Jahre älteren Heinrich VIII. von England hatte. Die beiden Monarchen kamen mit glänzenden Gefolge. Ein jeder suchte den andern durch Pracht und Reichthum zu überbieten. Nicht weit von Calais war der Ort des Rendezvous, wo in einem freundlichen Thalgrund eine ganze Stadt von Zelten und Festbauten errichtet war. Es galt die Allianz der beiden Könige zu besiegeln, die letzten politischen Anstände zu beseitigen. Turniere und Ritterspiele folgten auf einander, während welcher die französischen und englischen Minister über die Bedingungen gegenseitiger Hilfe verhandelten. Keine Seite vermochte sich eines gewissen Mißtrauens zu erwehren, und ängstlich bewachte man sogar die getrennt von einander errichteten Lager, um einem möglicherweise geplanten Handstreich gegen die Person des Fürsten zuvorzukommen. Als aber die Verhandlungen stockten, that König Franz einen kühnen Schritt. In einfachem Gewand und ohne seinen Leuten zuvor Mittheilung von seinem Vorhaben zu machen, ritt er eines Morgens nach dem englischen Lager hinüber. Bald stieß er auf einen Trupp von zweihundert Bogenschützen, welche die Wache bezogen hatten. „Ich habe Euch überrascht; Ihr seid meine Gefangenen!" rief er ihnen lachend zu, „führt mich zum König!" Heinrich schlief noch, aber König Franz ließ sich nicht abhalten und drang bis an dessen Lager vor. Solch ein Beweis des rückhaltlosen Vertrauens rührte Heinrich und führte schnell zu einem herzlichen Einverständniß, das freilich nicht lange währte.

Feineren und edleren Geistes als Franz, war dessen Schwester Margarethe von Angoulême, oder wie sie auch heißt, Margarethe von Valois, unstreitig

eine der interessantesten und gewinnendsten Erscheinungen aus der Zeit der französischen Renaissance, die schönste Blüthe des Hauses der Valois.

Margarethe hatte eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten. Louise von Savoyen, ihre Mutter, wird in der Geschichte großer Fehler beschuldigt, aber an ihrer geistigen Bedeutung und ihrer Bildung kann man nicht zweifeln. So sorgte sie auch für ihre Tochter, für welche sie die besten Lehrer berief. Margarethe verstand nicht allein Italienisch, vielleicht auch Spanisch, sondern hatte noch außerdem Griechisch und Lateinisch studirt. Später, als sie sich mit religiösen Fragen emsig befaßte, und in der Bibel selbst Belehrung suchte, scheute sie sogar vor der hebräischen Sprache nicht zurück, und suchte sie unter der Anleitung des gelehrten Paul Paradis zu erlernen. Wie sie Homer und Sophokles in der Ursprache las, waren ihr auch die literarischen Erscheinungen ihrer eigenen Zeit bekannt. Daneben beschäftigte sie sich angelegentlich mit theologischen und philosophischen Studien. Sie stand mit einer Reihe von Gelehrten in Briefwechsel und correspondirte besonders eifrig mit jenen, welche der Reformation günstig waren. Sie ist nicht zur protestantischen Kirche übergetreten, denn die Verhältnisse, unter welchen sie lebte, machten ihr einen solchen Schritt unmöglich, so lang ihr Bruder, König Franz, nicht für die Reform gewonnen war. Dies aber versuchte sie vergebens. Sie täuschte sich, wenn sie Franz für fähig hielt, große und ernste Ideen consequent zu verfolgen. Ihr Einfluß auf ihn war allerdings bedeutend, und sie hing an ihm mit schwärmerischer Verehrung. Allein so viel vermochte sie nicht, daß er sich ernstlich um die kirchlichen Streitigkeiten bekümmert hätte. Was lag ihm an dem Gezänk der Pfaffen! Denn für mehr erachtete er die Bewegung nicht, die doch Frankreich bald ebenso sehr erschüttern sollte, als sie bereits Deutschland revolutionirte. Margarethe stand in Beziehungen zu Erasmus von Rotterdam und zu Melanchthon, und war in eifrigem Gedankenaustausch mit dem Bischof von Meaux, Guillaume Briçonnet, der die Führer der Reformpartei, Lefebvre d'Etaples, Farel, Calvin und andere bei sich vereinigte und ihnen, so lang es ihm möglich war, sicheres Asyl gewährte. Unter dem Einfluß dieses Mannes gerieth die Prinzessin in Gefahr, in mystische Schwärmerei und unklare, verschwommene Rhetorik zu verfallen. Briçonnet war kein Mann von hervorragender geistiger Bedeutung; er gefiel sich oft in schwülstigen, unklaren Erklärungen und salbungsvollem aber nichtssagendem Wortschwall. Wir besitzen noch die Briefe, welche Margarethe mit dem Bischof wechselte. „Ihr habt mich gebeten," schrieb sie ihm im Jannar 1523, „mich an Euch zu wenden, wenn ich eine Stelle der heiligen Schrift nicht verstünde, und ich habe es auch unbedachtsamer Weise versprochen. Nun aber müßt Ihr mich entschuldigen. Wie kann der Blinde über die Farben urtheilen? Ich gestehe, daß das kleinste Bibelwort mir zu hoch, und das klarste zu dunkel ist. Wie kann ich nach gutem Fleisch und nach Sauce verlangen, wenn ich gar keinen Geschmack habe? Euch aber, die Ihr den Geschmack der kräftigen Speisen kennt, bitte ich offen und ohne Rückhalt, Ihr möchtet mir

die Abfälle von denen, die Euch der Geber aller Gabe gegeben hat, übersenden, auf daß Eure alte Mutter, die noch in ihrer ersten alten Haut steckt" (Margarethe bezeichnete sich selbst mit diesem Ausdruck) „durch das süße und entzückende Wort des Lebens ihre alte Haut erneuern und wieder so glatt, rund und weiß werde, daß sie Ihm angehören könne, der allein von nöthen ist."

Das ist eine kleine Probe des frommen Jargons, in dem sich damals nicht wenige gefielen. Zum Glück fand Margarethe in dieser geschmacklosen Theologie nicht ihr Genüge. Ihr Geist verlangte andere frischere Nahrung, und ihre gewandte elastische Natur, ihr kräftiger Sinn überwanden auch diesen gefährlichen Einfluß.

Siebzehn Jahre alt war sie mit einem Prinzen aus königlichem Geblüt, dem Herzog Karl von Alençon, vermählt worden. König Franz überließ ihr im Jahre 1518 noch das Herzogthum Berry, dessen Einkünfte ihr als Apanage dienen sollten. Die Ehe blieb kinderlos. Der Herzog war schwächlich von Körper, geistig unbedeutend und ohne politischen Einfluß. In den ersten Jahren wohnte Margarethe meistens zu Alençon, ihren Studien gewidmet. Später kam sie häufig an den Hof, und benützte ihre Stellung, um die oft bedrohte Freiheit des Gedankens so viel als möglich zu beschützen.

Sie trat entschieden auf die Seite der Aufklärung und kämpfte in ihrer Weise gegen deren Feinde, die clericale Orthodoxie, die gleich unduldsame Pedanterie und den Aberglauben. An der Spitze der Gegner jedweder Reform stand die Sorbonne, die mächtig genug war, ihre Widersacher durch eine Anklage auf Ketzerei in den Kerker und selbst auf den Scheiterhaufen zu bringen. Margarethe fand somit vielfach Veranlassung einzugreifen und ihre Hand schützend über ihre Freunde auszustrecken. Es gelang ihr, der Sorbonne manches Opfer zu entreißen, das dieselbe schon sicher zu halten glaubte. Darüber erhoben die Zeloten oft heftiges Geschrei, aber noch war das Wort der Herzogin von Gewicht bei dem König, und dieser bewilligte ihr nicht selten Gewährung, wenn sie ihn um Gnade und Freiheit für einen ihrer Schützlinge, einen Vertreter des freieren Gedankens, bat. Auf ihre Fürsprache öffnete sich z. B. das Gefängniß für Lefebvre d'Etaples, der schon von der Sorbonne verurtheilt worden war, weil er den Satz aufgestellt hatte, die biblischen Erzählungen von Magdalena paßten nicht auf eine Person, sondern müßten auf drei verschiedene Frauen bezogen werden. Ebenso rettete Margarethe den Freund des Erasmus, Antoine Papillon, und den gelehrten geisteskühnen Louis de Berquin, der die Schriften Luthers übersetzte und verbreitete. Noch hatten sich freilich die Verhältnisse nicht so drohend gestaltet, daß man am Frieden verzweifeln mußte; noch schlug der Religionshaß nicht in schreckenden Flammen empor.

Der König hatte damals andere Sorgen. Sein Ehrgeiz zeigte ihm in seinen Träumen das Bild einer Weltmonarchie, an deren Spitze er stehen könne. Eine Zeitlang schmeichelte er sich mit der Hoffnung, die deutsche

Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen, und als er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, wandte er seine Aufmerksamkeit um so mehr den italienischen Verwicklungen zu. Die apenninische Halbinsel sollte zum wenigsten ihm gehören. Aber auch hier, wie in Deutschland und überall trat ihm die schmächtige Gestalt Carl V. hemmend entgegen, und so entspann sich zwischen diesen beiden Männern ein erbittertes Duell, das in fünf großen Kriegen unsägliches Elend über Europa brachte.

Wenn König Franz nicht im Felde lag, beschäftigten ihn vorzugsweise Festlichkeiten und Liebeshändel. Für die Kunst verwandte er große Summen. Architekten, Maler und Bildhauer waren unausgesetzt für ihn thätig und auch die Dichter wußte er zu schätzen. Unter andern stand auch Clément Marot, der heitere Poet, in seinem persönlichen Dienst. Die romantischen Heldengedichte, die damals so beliebt waren, hatten ein ganz eigenthümliches Ideal von einem wahren Ritter ausgebildet. Franz glaubte dasselbe alles Ernstes durch sein Leben zu verwirklichen, und in diesem Sinne feierte ihn auch Marot, als er ihm seine Gedichte widmete und ihm sagte:

En sa jeunesse un prince de valeur,
Pour éviter ennui plein de malheur,
Le noble état des armes doit comprendre
Et le beau train des amourettes apprendre,
Sans trop aimer vénérique chaleur.

Armes le font hardi, preux et vainqueur,
Amours aussi font d'un prince le coeur
Plus libéral que ne fut Alexandre,
En sa jeunesse.

Marot stand ungefähr im zwanzigsten Jahr, als ihn der König seiner Schwester als Diener, d. i. als Secretär, zuschickte. Gleichzeitig erhielt Marot eine Stelle im militärischen Gefolge des Herzogs von Alençon. Um sich bei seiner Herrin würdig einzuführen, begrüßte er sie mit einem Gedicht („Le dépourvu à madame la duchesse d'Alençon"), in welchem er sie um Nachsicht bat:

„Si j'ai empris, en ma simple jeunesse,
De vous écrire, o très-haute Princesse,
Je vous supplie que par douceur humaine
Me pardonnez."

In seinem Gedicht erzählt er dann ausführlich und der Weise seiner Zeit entsprechend in allegorischen Scenen, daß Mercur ihm geboten habe, vor die Herzogin hinzutreten. Er läßt dann das Gespräch folgen, das er mit der Hoffnung und mit der Furcht gehabt, und das ihn ermuthigt habe, dem Gebot Mercurs zu gehorchen. Am Schluß unterbreitet er darum der hohen Frau die Bitte, sie möge ihn als einen ihrer geringsten Diener aufnehmen, nicht seiner Talente wegen, sondern aus Rücksicht für den König, ihren Bruder, der ihn gesendet habe.

Margarethe hieß den Dichter freundlich willkommen, ließ ihn mit fünf

undneunzig Livres jährlicher Besoldung in die Liste ihrer Beamten eintragen und zog ihn bald in den engeren geselligen Kreis, den sie um sich gebildet hatte. Es war ein lebendiger, heiterer und anregender Verkehr, in den Marot nun trat. Seine Gedichte legen dafür ein beredtes Zeugniß ab. Der Name der Herzogin kehrt häufig in ihnen wieder, und wie Margarethe von allen Dichtern der Zeit gefeiert wurde, so galten ihr auch einige der gefälligsten Poesien Marots. Gleich den andern besang er ihre Schönheit, die übrigens nicht gar groß gewesen zu sein scheint, wenn man nach dem Bild urtheilen darf, das sich in der Versailler Galerie befindet. Dasselbe zeigt sie allerdings in höherem Alter, aber es beweist doch, daß sie, gleich ihrem Bruder Franz, die große Nase hatte, welche für die Valois charakteristisch war. Wenn sich die Dichter, die sie trotzdem besangen, auch darauf berufen konnten, daß „grand nez ne gâte pas beau visage", so dürfen wir doch vielleicht annehmen, daß die übliche Höflichkeit und der Respect vor der königlichen Prinzessin den Blick der Poeten schärften und sie mehr Schönheit sehen ließen, als gewöhnliche Menschen entdecken konnten.

Aber die zeitgenössischen Dichter besangen nicht allein Margarethens Schönheit, sie priesen auch ihre Liebenswürdigkeit, Feinheit und Anmuth, und zwar in Worten, die in sich selbst die Garantie der Wahrheit tragen. Es konnte keine leere Redensart sein, wenn Marot ihre offene, gewinnende Weise der Unterhaltung, den Wohllaut ihrer Stimme rühmte, ihr

— — rond parler, sans fard, sans artifice,
Si beau, si bon que qui cent ans l'ourroit,
Jà de cent ans fâcher ne s'en pourroit;

oder wenn er ihren Geist pries:

Un vif esprit, un savoir qui m'étonne,
Et par sus tout une grâce tant bonne
Soit à se taire ou soit en devisant.

So spricht keine einfache Schmeichelei, und alle andern Ueberlieferungen bestätigen zudem gerade dieses Lob Marots. Es scheint, daß Margarethe jeden, der ihr nahte, durch ihr liebenswürdiges Wesen und die Kunst ihrer Unterhaltung zu bezaubern wußte. Bedürfte es noch eines weiteren Beweises, so könnte man ihn in den geistvollen Gesprächen finden, mit welchen sie die einzelnen Erzählungen ihres Heptamerons verknüpfte, und auf die wir später zurückkommen werden. Auch ihr Erzählertalent hat Marot gebührend hervorgehoben. In seinen Epigrammen heißt es (Nr. 83. „De la Reyne de Navarre."):

Entre autres dons de grâces immortelles
Ma Dame écrit si haut et doucement,
Que je m'étonne en voyant choses telles
Qu'on n'en reçoit plus d'ébahissement.

Puis quand je l'oy parler si sagement,
Et que je vois sa plume travailler,
Je tourne bride, et m'ébahis comment
On est si sot de s'en émerveiller.

Marot scheint Zeit seines Lebens kein guter Rechner gewesen zu sein und daher fortwährend in Schulden gesteckt zu haben. Sein Gehalt war freilich nicht so bemessen, daß er ihm große Ausgaben gestattet hätte. Die Gunst seines Monarchen und der Herzogin mußte ihm deshalb öfters aus der Noth helfen.

Die letztere hatte ihm ein paar freundliche Verse als Antwort auf ein Gedicht geschickt, und Marot erzählt ihr darauf wieder (Epigramm 89), wie er seinen Gläubigern, die sonst nicht viel auf Poesie hielten, dadurch imponirt habe, daß er ihnen das Gedicht seiner Gönnerin zeigte:

„Sire Michel, sire Bonaventure,
La soeur du Roi a pour moi fait ce dict!“

Als die Wucherer erkannt hätten, in welcher Gnade Marot stehe, wären sie gar demüthig geworden, hätten ihn den gnädigen Herrn genannt, und das Gedicht der Herzogin habe darum Goldeswerth für ihn.

Car promis ont, non seulement d'attendre,
Mais d'en prêter (foi de marchand) encor,
Et j'ai promis (foi de Clément) d'en prendre.

Man hat früher von einem Liebesverhältniß zwischen Margarethe und Marot gesprochen, und alle möglichen Gedichte, in welchen der Letztere von seiner Liebe spricht, als an Margarethe gerichtet erklärt. Allerdings finden sich bei ihm mehrere poetische Stücke, die der Prinzessin gelten und offen von des Dichters Bewunderung und seinen Gefühlen reden. Wer aber die Sitte der Zeit kennt, weiß, daß solche Verse durchaus keinen Schluß auf eine erstere Empfindung erlauben. Es gab keinen französischen Poeten jener Zeit, der nicht Margarethen in seinen Gedichten angebetet hätte, und diese selbst, die sich gern mit poetischen Arbeiten abgab, antwortete häufig mit scherzhaftem Wort auf solche, von der Mode in Aufnahme gebrachten Liebesbetheuerungen von Dichtern, die sich für sterbend erklärten, auch wenn sie gesund und wohlgemuth einhergingen. Das alles galt einfach als ein Spiel, eine Art Wettkampf des Scharfsinns, wie man ja auch heute noch gern in fröhlicher Gesellschaft galante Verse zum Besten giebt, die nicht weiter ernst genommen werden.

III.

In den steigenden Sorgen über die Verwicklungen im Innern kamen bald ernste Bedenken über des Königs äußere Politik. Frankreich ging großen Gefahren entgegen, und während der religiöse Hader die Bürger mehr und mehr in zwei einander feindliche Lager trieb, bedrohte der Krieg mit Carl V. den Bestand der Monarchie selbst. Das Jahr 1524 wurde ganz besonders folgenschwer für Frankreich wie für Margarethe persönlich. Franz I. zog damals wiederum nach Italien, um die Spanier und Kaiserlichen daraus zu vertreiben. Heinrich von Navarra und der Herzog von Alençon hatten sich dem Heer angeschlossen, und in der Entscheidungsschlacht bei Pavia war dem

Letzteren der Oberbefehl über die Reserve anvertraut. Die Schlacht endete bekanntlich für die Franzosen mit einer furchtbaren Niederlage, und man beschuldigte Alençon, den Verlust des Treffens durch seine Unentschlossenheit herbeigeführt zu haben. Als die französische Schlachtreihe in's Wanken gerieth und sich zur Flucht wendete, habe der Herzog, sagt man, ebenfalls nur an schleunige Rettung gedacht, statt mit seinem Corps muthig in die Schlacht einzugreifen. Hätte er auch den Feinden den Sieg vielleicht nicht mehr entreißen können, so hätte er doch den Rückzug gedeckt und die Armee vor völliger Vernichtung gerettet. Es heißt weiter, daß der Herzog in Lyon, bis wohin er flüchtete, von seiner Gemahlin und deren Mutter mit den heftigsten Vorwürfen empfangen worden, darüber in eine hitzige Krankheit verfallen und nach wenig Tagen gestorben sei. In Frankreich sucht man immer nach einem Sündenbock, dem man die Schuld an einem großen Unglück aufbürdet, um die Gesammtheit freisprechen zu können. Wie weit der Vorwurf gegründet ist, den man Alençon machte, ist schwer zu erforschen; geschichtlich ist nur, daß er sich aus der Schlacht rettete, und kurze Zeit darauf zu Lyon in den Armen seiner Frau gestorben ist.

Die Wendung des Schicksals war jäh. Während Frankreich gedemüthigt war und sein König in der Gefangenschaft schmachtete, eröffnete sich für Margarethe ein Feld größerer Thätigkeit als zuvor. Ihre Mutter Louise von Savoyen war zur Regentin in Abwesenheit des Königs ernannt, aber Margarethe stand ihr zur Seite und ihr Rath galt viel. Die nächste Sorge der beiden Frauen galt dem Gefangenen, von dem bald schlimme Nachrichten einliefen. Der Mangel an Bewegung und freier Luft schwächten seinen Körper. Franz verfiel in Schwermuth und man fürchtete für sein Leben. Darum schien es vor allem nothwendig, ihn sobald als möglich zu befreien, und einen Friedensschluß, sei es auch durch große Opfer, zu erkaufen. Die Verhandlungen zu beschleunigen und ihrem Bruder Trost zu bringen, entschloß sich Margarethe selbst zur Reise nach Madrid. Sie wußte, daß sie sich damit bitteren Begegnissen aussetzte, allein in ihrer Opferfreudigkeit für den Bruder scheute sie nichts. „Wenn ich Euch in etwas dienen kann, wird mir nichts zu viel sein," schrieb sie ihm. „Alles wird mir als Ruhe, Ehre, Trost erscheinen." Ein mystisch frommes Vertrauen in den glücklichen Erfolg ihrer Reise erfüllte sie. Von Seiten der französischen Regierung wurde Kaiser Karl V. um einen Geleitsbrief ersucht für Jemand, der den kranken König besuchen wolle. Der Name war nicht genannt, aber Karl kannte ihn wohl. Nur ungern gab er die gewünschte Ermächtigung für die Zeit von sechs Monaten. Darauf hin brach die Herzogin von mehreren Herren und Damen begleitet nach Spanien auf. Ende August schiffte sie sich zu Aigues Mortes ein und bevor der September zu Ende ging, fand sie sich an ihres Bruders Seite. Wie sie denselben zu erheitern, ihm Muth einzuflößen wußte und ihm dadurch die Gesundheit zurückgab, ist bekannt. Aber sie kam ja auch als Unterhändlerin, und dieser Theil ihrer Aufgabe war besonders

schwierig. Die Mühe, die sie sich gab, den Kaiser und die spanischen Staatsmänner zu milderen Bedingungen zu bewegen, war außerordentlich. Von Madrid reiste sie nach Toledo, wo sie Karl sprach, eines Tags auch in die Sitzung des Staatsraths eingeladen wurde, dort die heftigsten Reden hinnehmen mußte, aber mit Würde antwortete und, wie es heißt, auch mit großer Beredtsamkeit die Sache Frankreichs verfocht. Von Toledo eilte sie nach Alcala und Guadalaxara, um Freunde zu werben. Man gab ihr mit spanischer Höflichkeit viel schöne Worte, aber auch nichts weiter. „Jeder betheuert mir seine Freundschaft für den König, aber ich merke wenig davon," schrieb sie im October aus Toledo an den Marschall von Montmorency, der beim König weilte. Die spanische Politik zielte offenbar darauf ab, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, bis die Frist des Geleitsbriefs für Margarethe abgelaufen wäre. In dieser Bedrängniß entschloß sich Franz zu einem schweren Opfer. Er unterzeichnete insgeheim eine Urkunde, in welcher er der Krone entsagte. Damit verloren die Spanier ihre Beute, denn Frankreich hatte wieder seinen König, auch wenn Franz von Angoulême des Kaisers Gefangner blieb. Mit dieser Urkunde verließ Margarethe Madrid, um in langsamen Tagereisen nach Frankreich zurückzukehren. Aber kurz nach ihrer Abreise wußte Kaiser Karl bereits von dem Geheimniß, und Margarethe erhielt unterwegs von befreundeter Seite den Wink, ihre Reise zu beschleunigen, da die Zeit des freien Geleits zu Ende ging, und sie möglicherweise nach Ablauf derselben angehalten würde. Auf diese Warnung hin bot die Herzogin ihre ganze Kraft auf, ritt in einem Tag eine Strecke, zu der sie in gewöhnlichen Zeiten vier Tage verwendet hätte, und erreichte die französische Grenze glücklich einige Stunden bevor ihr Schutzbrief seinen Werth verlor.

Trotzdem Franz die Entsagungsurkunde unterzeichnet hatte, zögerte man doch in Frankreich, dieselbe zu publiciren. Man hoffte immer noch auf eine Verständigung mit Spanien, und wirklich bequemte sich Franz kurz darauf, alle Forderungen des unerbittlichen Gegners zuzugestehen, um nur seine Freiheit wieder zu erlangen. Er beschwor feierlich den Frieden, obgleich er entschlossen war, ihn nicht zu halten. Er glaubte sein Gewissen dadurch beruhigen zu können, daß er in Gegenwart seiner Getreuen gegen den Eid als einen erzwungenen protestirte, bevor er ihn ablegte. Solche Falschheit findet sich in dem Leben des Königs öfters, und kennzeichnet überhaupt die Staatsmänner jener Zeit. Am 26. März 1526 hielt Franz seinen feierlichen Einzug in Paris. Einige Monate später verheirathete er seine Schwester mit Heinrich von Navarra (24. Januar 1527). Man hatte an eine stolzere Verbindung für sie gedacht, eine Ehe mit dem König von England geplant. Aber Franz verfügte anders. Es heißt, der Bund der Herzogin mit Heinrich von Navarra sei eine Neigungsheirath gewesen, besonders von ihrer Seite. Doch muß man eher glauben, daß Franz seine Schwester, die ihm kurz zuvor soviel Beweise ihrer Anhänglichkeit gegeben hatte, einfach seinen politischen Rücksichten opferte. Er sicherte sich durch diese Ehe nicht allein seine Herrschaft in Béarn, sondern gewann die Möglich-

keit, im gegebenen Fall auch Ansprüche auf das spanische Navarra zu erheben. Jedenfalls paßte das Paar nicht recht zusammen. Margarethe zählte bereits 35 Jahre und Heinrich von Navarra war erst 24 Jahre alt. Der Alters-Unterschied war doch gar zu groß. Heinrich führte ein leichtes lockeres Leben, und seine Frau hatte öfters Nachsicht mit ihm zu üben. In späteren Zeiten soll sie sogar Mißhandlungen von seiner Seite ausgesetzt gewesen sein. Doch bleibe dies dahin gestellt. Das neu vermählte Paar residirte zunächst am französischen Hof und Margarathe war als Königin von Navarra nicht weniger einflußreich als sie es gewesen war, so lange sie nur die Herzogskrone trug. Ueber große Mittel hatten freilich weder sie noch ihr Gemahl zu verfügen. Margarethe bezog als königliche Prinzessin von Frankreich eine Apanage von 25000 Livres, hatte auch noch einigen persönlichen Besitz; Heinrich von Navarra erhielt von seinem Lande Béarn gerade soviel, als ihn die Verwaltung desselben kostete, und nur manchmal bewilligten ihm die Stände eine kleine Summe als freiwillige Beisteuer. Heinrich hatte aber außer seinem souverainen Reich noch eine Reihe von Gütern in Frankreich, zumal in der Gascogne, in der Grafschaft Foix u. s. w. Diese brachten ihm jährlich etwa 30000 Livres ein, und mit ihnen mußte er haushalten, bis ihm sein Schwager 1542 die Statthalterschaft der Guyenne anvertraute, mit welchem Amt ein Gehalt von 10000 Livres verbunden war. Das königliche Paar verfügte also im Ganzen über eine Summe von etwa 50,000 Livres jährlich, was auch in jenen Zeiten für einen König — selbst einen Zaunkönig wie Heinrich d'Albret — nicht viel war. Diese bescheidene Stellung wurde durch den Einfluß gehoben, den Margarethe auf ihren Bruder ausübte. Leider nahm derselbe von Jahr zu Jahr ab. Seit seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft war König Franz in vieler Hinsicht anders als zuvor; er wurde schwerfällig und sein Egoismus trat immer greller zu Tage. Er gerieth mehr und mehr in die Gewalt herrschsüchtiger Favoritinnen und in dem gleichen Maße sank seine Rücksicht auf Margarethe. Von ihrem Bruder hintangesetzt, zog sie sich mit ihrem Gemahl öfter und zu immer längerem Aufenthalt nach Béarn zurück, um dessen Aufblühen sie sich große Verdienste erwarb. Sie berief Colonisten, tüchtige Ackerbauer, aus ihrem Herzogthum Berry, um den Landbau zu heben; sie baute Armenhäuser und Hospitäler, und verwandte den größten Theil ihrer Einkünfte zur Unterstützung der Armen und zur Linderung des Elends, wie dies ihre Ausgabenbücher, die man wieder aufgefunden hat, beweisen. In Pau ließ sie das Schloß ausbauen und die prächtigen Gärten herstellen, die ein Stolz der Stadt sind. Schon 1531 hatte sie ein poetisches Werk veröffentlicht „Le Miroir de l'âme pécheresse“, dessen Charakter schon durch den Titel deutlich wird. Sie verfaßte auch Mysterien- und Possenspiele, zur Erbauung und Erheiterung ihres Freundeskreises. In einem der Stücke brachte sie sich selbst einmal auf die Bühne. Ihre Macht mußte indessen sehr gesunken sein, sonst hätte man wohl nicht gewagt, ihren „Miroir“ als ketzerisch der Sorbonne zu denunciren. Nur mit Mühe konnte das Buch vor einer Verurtheilung gerettet werden. Schon erlaubten sich die hitzigsten Gegner,

öffentlich wider sie aufzutreten. Ein fanatischer Mönch verlangte eines Tags in seiner Predigt, man solle die Königin in einen Sack stecken und in die Seine werfen. In einer Posse, die von den Professoren und Schülern einer Pariser Schule zur Aufführung gebracht wurde, stellte man die Königin von Navarra als höllische Furie dar. König Franz verhängte die schärfsten Strafen über die frechen Hetzer, aber Margarethe erbat von ihm Nachsicht für dieselben. So bewies sie wahrhafte Toleranz und freien Sinn, und wir verstehen, warum Rabelais nach ihrem Tode ihr noch einen Theil seines „Pantagruel" widmete. Sie gehörte zu jener Elite von Geistern, für welche die Phantasie des großen Humoristen in der „Abtei Thélème" ein ideales Asyl schuf. Aber nur in der Dichtung fand sich eine solche Heimath für die Freunde der Wahrheit und des Friedens.

In der rauhen Wirklichkeit gestalteten sich die Verhältnisse trüber und trüber. Der König stellte sich immer feindlicher gegen jeden reformatorischen Gedanken und ließ zu, daß die Anhänger desselben unbarmherzig verfolgt wurden. Auch Margarethens Freunde waren nun gefährdet und mancher von ihnen büßte seine Meinungen mit dem Tod. Sie selbst konnte kaum mehr für sie eintreten. Der Connetable, Anne de Montmorency, der lange Zeit das besondere Vertrauen des Königs besaß, bezeichnete eines Tags in einer Unterredung mit Franz die Königin geradezu als die Quelle aller Ketzerei, die man gewaltsam verstopfen müsse. Nun war Louis de Berquin nicht mehr länger vor dem Haß der Sorbonne zu retten und mußte den qualvollen Feuertod sterben. Nun wurde Maître Michel, ein Geistlicher im Dienst Margarethens, zu Bourges hingerichtet, und der Dichter Des Périers, einer der Vertrauten Margarethens, tödtete sich im Gefängniß, um einem ähnlichen Loos zu entgehen. Clément Marot rettete sich nur durch schleunige Flucht nach Italien. Von Ferrara aus wandte er sich an den König, der ihm einst so gnädig gewesen war, und erinnerte ihn an das Sprichwort „Science n'a haineux que l'ignorant", — ein Satz, der für die Gesellschaft von Pau charakteristisch ist. Der König gestattete ihm die Rückkehr, aber kurze Zeit darauf mußte der Dichter seinem Lande auf's neue und diesmal für immer den Rücken kehren.

Bereits kündigten sich die kommenden Religionskriege mit ihren Schrecken an. Etienne Dolet, der berühmte Gelehrte und Buchdrucker, wurde 1546 wegen Gottlosigkeit in Paris verbrannt, und in demselben Jahr fanden in Meaux und anderen Städten förmliche Massenhinrichtungen von Ketzern statt. Der religiöse Kampf beschäftigte alle ernsteren Geister und auch die Königin Margarethe versenkte sich gern in die Betrachtung der großen kirchlichen und theologischen Streitfragen; je trüber es um sie her wurde, desto mehr zog sie sich auf sich selbst zurück, und überließ sich andächtiger frommer Stimmung. Sie war katholisch geblieben, aber mit ihren Sympathien stand sie auf der Seite der Protestanten.

O port de salut, Vérité,
Sauve la nef quite réclame!

heißt es in einem ihrer Gedichte und in einem andern fleht sie zu Gott um Kraft für seine getreuen Bekenner.

Tu veux que ton Evangile
Soit prêché par les tiens
En château, bourgade et ville,
Sans que l'on en cèle riens!
Donne donc à tes servants
Coeur ferme et fort,
Et que d'amour tous fervents
Aiment la mort*).

Da sie ihre Ansichten nicht verheimlichte, steigerte sich der Haß gegen sie in solchem Grad, daß man Mordanschläge gegen sie befürchtete. Sie wurde eines Tages von unbekannter Seite gewarnt, sich gegen Vergiftung zu schützen. Es erging daher der Befehl, keinen Fremden in die Küche des Schlosses treten zu lassen, und eine Zeit lang vermied Margarethe sogar die Kirche, da man glaubte, daß auch im Weihrauch giftige Dünste verbreitet werden könnten.

Die Gegensätze wurden immer schärfer. Margarethe duldete selbst die kühnsten Freidenker in ihrer Gesellschaft. Sie strebte nach Wahrheit, und obwohl sie selbst frommen Sinnes war, erschrak sie vor keiner noch so kühnen Behauptung.

Aber nicht allein in ihrem Gewissen, auch in ihrer Liebe wurde sie bedroht. Sie hatte eine einzige Tochter, Jeanne, (geb. 1528), denn ein Knabe, der zwei Jahre später geboren war, hatte nur wenige Monate gelebt. Jeanne war also Erbprinzessin und es konnte einst politisch wichtig werden, wem sie ihre Hand reichte. König Franz kannte den Wunsch seiner Schwester, in den Besitz von Navarra zu gelangen, und fürchtete, daß sie eine Verbindung der jungen Prinzessin mit Philipp von Spanien, dem Sohn Karl V., plane. Gewaltthätig und rücksichtslos wie er war, bemächtigte er sich darum seiner Nichte und ließ sie, von ihren Eltern getrennt, im düstern Schloß Plessis-les-Tours, wo einst Ludwig XI. gehaust hatte, erziehen. Kaum dreizehn Jahre alt, wurde sie an den Herzog Wilhelm von Cleve verheirathet, obwohl Margarethe sowohl wie ihr Gemahl und Jeanne selbst dagegen protestirten. Nach einigen Jahren, als die Politik wechselte, und Cleve in den deutschen Händeln keine so wichtige Rolle mehr spielte, wurde die Ehe vom Papste als niemals wirklich vollzogen, für ungiltig erklärt. Dann gab, nach dem Tode Franz I. der junge König Heinrich II. die Hand der Erbprinzessin an den Prinzen Anton von Bourbon, und auch diese Verbindung geschah gegen den Willen der Eltern. Die Bourbonen waren eine Seitenlinie der Valois, allein damals konnte Niemand ahnen, daß die letzteren

*) Chansons spirituelles. S. die Ausgabe der Werke Margarethens „Les Marguérites de la Marguérite des Princesses etc.", éd. F. Frank. t. III. Paris, Jouaust 1878.

so bald aussterben würden. Daß Jeannes Sohn, dessen Geburt Margarethe übrigens nicht mehr erlebte, dereinst Frankreichs König werden sollte, war unmöglich vorauszusehen.

Die letzte Lebenszeit der Königin war von Krankheit gequält, von Kummer und Sorgen aller Art verdüstert. Sie starb bald nach dem Tode Franz I., der sie tief erschütterte, im Alter von 57 Jahren auf ihrem Schloß Odos in der Landschaft Bigorre.

In einem ihrer letzten Gedichte sprach sie sich mit großer Bitterkeit aus. Sie sah die Zukunft voll düsterer Drohungen und Hoffnung auf den Fortschritt der Menschheit erschien ihr trügerisch. In solcher Stimmung schrieb sie:

Las! tant malheureuse je suis,
Que mon malheur dire ne puis,
Sinon qu'il est sans espérance.

IV.

Die Erzählungen, welche Margarethe von Navarra in ihren Mußestunden schrieb, bilden jedenfalls ihr bekanntestes Werk, und sie sind es, die uns auch jetzt beschäftigen sollen.

In der Einleitung zu ihrem Heptameron erzählt sie, daß König Franz, der Dauphin, die Dauphine und Madame Margarethe eines Tags den Plan gefaßt hätten, eine Sammlung von Novellen in der Art des Boccaccio zu schreiben, daß aber die großen politischen Ereignisse, das Bündniß zwischen Frankreich und England und die Niederkunft der Dauphine die Ausführung dieser Idee verhindert hätten. Der Dauphin, von dem hier die Rede ist, kann nicht der älteste früh gestorbene Sohn des Königs gewesen sein, sondern Heinrich, der zweite Sohn, der sich im Jahre 1533 mit Katharina von Medici vermählte. Katharina war die erste Prinzessin, welche seit langer Zeit wieder als Dauphine in der französischen Königsfamilie lebte. Ihre Ehe war lange kinderlos, so daß man schon an Repudiation dachte und erst im Jahre 1544 kam sie mit einem Sohn nieder. Das Bündniß, das König Franz mit Heinrich VIII. geschlossen hatte, blieb von 1543—46 in Kraft, und wir haben somit einen festen Anhaltspunkt um die Zeit zu bestimmen, in welcher Margarethe die Einleitung zu ihrem Heptameron schrieb. Sie fällt in die Zeit nach 1544 und vor den Tod des Königs Franz 1547, der noch als lebend erwähnt wird. Indessen mag Margarethe schon lange an ihren Novellen gesammelt haben. Sie schrieb sie in ihren Mußestunden, auf der Reise in ihrer Sänfte, wann es gerade ihre Stimmung erlaubte. Wie Boccaccios Decamerone sollte auch ihre Sammlung die Zeit von zehn Tagen umfassen, und jeder Tag zehn Novellen bringen. Doch konnte sie ihr Werk nicht vollenden. Sie hatte erst 72 Erzählungen geschrieben, als sie dahingerafft wurde. Schon daraus erklärt es sich, warum dieselben nicht zu ihren Lebzeiten, wie so viele andere ihrer Dichtungen, gedruckt worden sind. Vielleicht hatte sie ihre Arbeit auch gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt,

sondern bei derselben nur an die Unterhaltung in ihrem intimen Freundeskreis gedacht. Jedenfalls liefen sie bald in mehrfachen Handschriften um, und im Jahre 1558 erschien auch eine Ausgabe im Druck. Dieselbe war betitelt „Histoires des amans fortunés“ und war ohne den Namen der Verfasserin von Pierre Boaistuau herausgegeben. Diese erste Ausgabe ist unvollständig; der Herausgeber sagt selbst, er habe den Original-Text gekürzt, verändert, vieles zugefügt und anders weggelassen. („tronqué, changé, innové, ajouté et supprimé!“) Vor allem hatte er die Stellen ausgemerzt, die ihm durch die Kühnheit der Gedanken gefährlich erschienen, so besonders böse Ausfälle gegen die Geistlichkeit, oder Sätze, die als reformfreundlich gelten konnten. Da er auch die Ordnung der Novellen nicht einhielt, und den interessantesten Theil des Werks, die zwischen die Novellen eingeschobenen Gespräche der Gesellschaft ausschied, so erregte diese Publication den Unwillen der Tochter Margarethens, der Königin Jeanne von Navarra, und eine neue gewissenhaftere und genauere Ausgabe wurde auf ihren Wunsch ein Jahr darauf, 1559, von Claude Gruget besorgt. Gruget gab der Sammlung zuerst den Namen „Heptaméron“ der ihr auch geblieben ist. Auch diesmal kam das Manuscript nicht unverändert zum Abdruck. Gruget ließ einige Erzählungen, die ihm zu bedenklich erschienen, aus und ersetzte sie durch andere. Er änderte mehrere Namen, corrigirte auch die Sprache und den Stil, um den Anforderungen seiner Zeit zu genügen. Denn in so raschem Fluß war damals die französische Sprache, daß selbst wenige Jahre, ein halbes Menschenalter, bedeutende Veränderungen in ihr herbeiführten.

Die modernen Ausgaben haben natürlich die Manuscripte des Heptameron, die sich auf der Pariser Nationalbibliothek befinden, zur Grundlage genommen. Für den Eifer, mit dem man sich seit einiger Zeit in Frankreich dem Studium der vorclassischen nationalen Literatur zuwendet, ist es bezeichnend, daß seit etwa fünfundzwanzig Jahren allein fünf verschiedene, philologisch behandelte zum Theil kostbar ausgestattete Ausgaben des Heptameron erschienen sind. Das Jahr 1880 allein hat die Veröffentlichung von zweien gesehen*).

Gleich die Einleitung zu den Novellen giebt ein anziehendes Gesellschaftsbild. „Am 1. September befanden sich in dem Pyrenäenbad Cauterets mehrere Gäste aus Frankreich, Spanien und andern Ländern, die einen um Wasser zu trinken, die andern um zu baden, oder sich im Moorschlamm zu stärken. Denn das Bad besitzt eine solche Heilkraft, daß Leute, die schon von den Aerzten aufgegeben sind, ihre Gesundheit hier wieder finden“. So beginnt Margarethe ihre Erzählung. Als sich die Gäste nach dreiwöchentlicher Kur zur Heimreise rüsteten, brachen furchtbare Regen

*) Es sind dies die schon erwähnte von F. Frank besorgte Ausgabe, und ferner eine Prachtausgabe in 4 Bänden, herausgegeben von Le Roux und Montaiglon. Das Werk bringt die Freudenberg'schen Kupferstiche aus der im Jahr 1780 zu Bern erschienenen großen Ausgabe.

aus, die den Badeort überschwemmten. Man konnte nicht bleiben, obwohl auch die Reise wenig Annehmlichkeiten versprach. Die spanischen Gäste suchten ihren Weg über das Gebirg zurück. Allein die Reisenden aus Frankreich, die ihr Weg zunächst nach Tarbes führte, fanden sich durch die zu reißenden Flüssen angeschwollenen Gebirgsbäche gehemmt. Der Gave, der drei Wochen zuvor keine zwei Fuß tief gewesen war, brauste jetzt mit furchtbarer Wuth dahin. Alle Brücken waren zertrümmert, und mehrere Leute, die sich in das Wasser wagten, ertranken elend. Es blieb den Meisten nichts anders übrig, als zurückzukehren, ebenfalls das Gebirg zu übersteigen und durch die Landschaft Roussillon nach Narbonne, oder von Barcelona zu Schiff nach Marseille zu fahren.

Eine verwitwete Dame aber, Madame Oisile, fürchtete eine so beschwerliche und weite Reise und suchte nach der Prämonstratenser-Abtei Notre Dame de Serrance zu gelangen. Serrance, oder richtiger Sarrancés, liegt in Béarn und war das Ziel vieler Wallfahrten. „Nicht daß Oisile so abergläubig gewesen, zu denken, die heilige Jungfrau steige von der Rechten ihres Sohnes herab, um hier auf dieser armen Erde zu wohnen; sie wünschte nur einmal den Ort zu sehen, von dem sie schon so viel hatte reden hören." Dort hoffte sie auch Unterstützung zu finden, um ihre Reise bequem fortsetzen zu können. Diese Erwartung erfüllte sich freilich nicht, überall hatte man mit großen Gefahren zu kämpfen. Sie verlor einen Theil ihrer Dienstleute und gelangte nur mit großer Mühe bis zur Abtei, wo sie sich genöthigt sah, bis auf Weiteres zu verweilen.

Während Madame Oisile sich nach Serrance flüchtete, verfolgte eine andere Reisegesellschaft einen Weg, der nicht mindere Schrecken bot. Zwei Ehepaare, Hircan mit seiner Frau Parlamente, und ein anderer Edelmann mit seiner Gattin Longarine reisten zusammen. Zwei Herren, Dagoucin und Saffredent, hatten sich denselben angeschlossen, da sie den beiden Damen in ehrfurchtsvoller Liebe huldigten.

Eines Nachts wurden die beiden letzteren durch Lärmen und Geschrei aus dem Schlaf geweckt und erkannten, daß ihre Freunde im Nebenhaus von Räubern bedrängt wurden. Schnell entschlossen eilten sie zu Hilfe und vertrieben die Strolche. Leider war der eine Edelmann, Longarinens Gatte, tödtlich verwundet und starb wenige Minuten nachher. Nach diesem traurigen Ereigniß setzten die Uebrigen die Reise fort, und ritten den ganzen Tag, bis sie zur Abtei Saint-Savin*) kamen, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Bereits hatten zwei andere reisende Damen, Nomerfide und Ennasuite, hier Zuflucht gefunden, nachdem sie fast die Beute eines Bären geworden waren. Die Reisenden kannten sich und ihre Freude über diese Begegnung war groß. Andern Tags wuchs die Zahl der Gäste wiederum, da sich ein Edelmann, Namens

*) Saint-Savin de Tarbes, 8 franz. Meilen von Barèges, rühmte sich von Karl dem Großen gegründet worden zu sein.

Geburon, bis in die Kirche der Abtei flüchtete. Er war in seinem Bett von zwei Mördern überfallen worden und hatte sich nur mit Mühe gerettet. In Saint-Savin hörte man indessen bald, daß Madame Oisile nach Serrance gekommen sei und dort einen Bekannten, Simontaut, getroffen habe.

Die Gesellschaft beschloß daher, ebenfalls dorthin zu reisen. Der Abt rüstete sie nach bestem Vermögen aus, gab ihnen Pferde, Diener, Mäntel, Lebensmittel mit und so erreichten sie ihr Ziel, wenn auch mit vieler Mühe. Der Abt von Serrance war freilich ein böser Herr, wagte aber die Gäste nicht abzuweisen, da sie mit der Béarner Fürstenfamilie sehr befreundet waren.

So findet sich in Serrance eine ganze Gesellschaft guter Bekannter zusammen, und da die Wasser immer noch sehr hoch, die Brücken aber alle zerstört sind, müssen sich die Reisenden bequemen, einige Tage zu bleiben. Sie beschließen, über den Gave auf eigne Kosten eine Brücke bauen zu lassen, und die Vollendung derselben abzuwarten. So sind sie auf zehn bis zwölf Tage in der Abtei zurückgehalten, und der schlimmste Gast, die Langeweile, meldet sich bei ihnen. Sie zu verscheuchen, räth Oisile, in der heiligen Schrift zu lesen, denn die Beschäftigung mit religiösen Dingen hebe den Menschen über jede Bedrängniß hinaus. Hircan aber protestirt lebhaft gegen diese Art der Unterhaltung; so mürbe seien sie noch nicht, und weltliche Zerstreuung ihnen nöthig. Parlamente schlägt darum vor, die Gesellschaft solle sich durch Erzählungen die Zeit vertreiben. Auf einer schönen Wiese am Ufer des Gave, wo dicht belaubte Bäume kühlen Schatten spenden, könnten sie sich in den Nachmittagsstunden versammeln. Wenn jedes eine Geschichte erzähle, die es selbst erlebt oder als wahr von glaubwürdigen Leuten vernommen habe, so seien die hundert Novellen zu einem neuen französischen Decamerone in zehn Tagen vereinigt. Freudig rufen alle diesem Vorschlag Beifall zu, und des andern Tages beginnen sie die Ausführung ihres Plans. Die edle Gesellschaft läßt sich auf dem weichen schwellenden Gras nieder, und lauscht den Erzählungen, die nun der Reihe nach vorgetragen werden. Mit heiterer Ironie berichtet Margarethe, daß auch die Mönche des Klosters sich am zweiten Tag herbeischlichen, und in ihrem Versteck mit großem Vergnügen den ergötzlichen Geschichten lauschten, obwohl ihre Collegen darin oft in üblem Licht erschienen.

Die Frage liegt nun nahe, wer die Personen sein mögen, welche die Königin unter den falschen Namen eingeführt, und deren jedem sie einen besonderen Charakter verliehen hat? Darüber bestand von jeher kein Zweifel, daß wir den wirklichen Freundeskreis Margarethens vor uns sehen, der mit Kunst und wahrheitsgemäß geschildert ist. Mögen die Einzelnen auch nie so zusammengesessen haben, die Erzählerin konnte sie doch in ihrem Bild vereinigen. Gewiß flüsterte man sich in der ersten Zeit die Namen derselben zu, sowie man auch die Helden der mitgetheilten Geschichten zum großen Theil zu nennen wußte. Allein da diese Kenntniß Sache weniger Eingeweihten war, die ihr Geheimniß gut bewahrten, so verlor sich allmälig die Tradition und um die Personen des Heptamerons heute von ihrer Maske zu befreien

und sie kennen zu lernen, bedarf es besonderer Combinationen und Forschungen. Einen wahrhaft großen Scharfsinn, genaue Kenntniß der Personen jener Zeit, sowie eine erstaunliche Sicherheit des Blicks hat bei der Lösung dieser Aufgabe der neueste Herausgeber der Novellen, Félix Frank, erwiesen. Seine Ausführungen sind zum Theil so unumstößlich, daß sie nicht mehr bezweifelt werden können; für andere Hypothesen hat er wenigstens so geistvolle Wahrscheinlichkeitsgründe vorgebracht, daß wir uns gern ihm anschließen. Die Schilderung der Gesellschaft im Heptameron wird dadurch mit einemmal zu einem lebendigen Bild aus längstvergangenen Tagen, und die Farben desselben glänzen in neuem kräftigen Licht.

Madame Oisile war schon frühe erkannt worden. Der Name ist ein Anagramm von „Loyse", wie man den Namen früher schrieb. Oisile ist also die Mutter Margarethens, und erscheint in der Schilderung der Tochter, die sie doch kennen mußte, als eine eifrige Leserin der Bibel, bereit, jeden Augenblick eine Moralpredigt zu halten. Oisile zeigt damit offenbar Hinneigung zu den Reformideen, und F. Frank glaubt auch, daß sie in diesem Punkt mit Margarethen völlig übereingestimmt und gleich ihr daran gearbeitet habe, Franz I. für die Reformation zu gewinnen. Louise von Savoyen starb allerdings schon 1531, aber Margarethe konnte sie deshalb doch in den Kreis der Gesellschaft mit aufnehmen, die sie in Cauterets zusammenführte, zumal sie keine Jahreszahl angiebt. Frank weist ferner nach, daß von den 7 Erzählungen, die Oisile vorbringt, fünf auf wahren Begebenheiten beruhen, die in die Zeit von 1490—1531 fallen, und daß sie in Angoulême, Amboise und Périgord spielen, wo Louise einen großen Theil ihres Lebens verbrachte. Deutlicher verräth sie sich bei Gelegenheit der 13. Novelle, in der Parlamente von einer frommen Dame erzählt, welche „zum Haus der Regentin, der Mutter des Königs Franz" gehörte. Als Parlamente geendet, ruft Oisile: „Ich ahne wohl, wer das ist, darum bitte ich sie nicht zu verdammen, ohne sie gehört zu haben."

Unschwer erkennt man auch die Königin von Navarra selbst in der Person der verständigen und feingesinnten „Parlamente" — die so schön zu reden versteht. In der Einleitung heißt es von ihr, daß „sie niemals müßig noch melancholisch" sei. Sie ist heiter und lacht gern, wie sie ja auch zuerst die Idee hat zu erzählen, aber sie verabscheut jede Rohheit, selbst im Ausdruck. Ueber den Begriff dessen, was als unanständige Rede zu gelten habe, war freilich das 16. Jahrhundert etwas andrer Meinung als die heutige Zeit. Aber Parlamente ist in ihren Ausdrücken zurückhaltender als die andern Damen, und sie vertritt die ideale Richtung, in der Liebe wie in der Freundschaft. „Ich denke," sagt Dagoucin, „daß Parlamente am besten weiß, was vollkommene Freundschaft ist." Mehr als einmal wird betont, wie sie in treuer Liebe an ihrem Gemahl hängt, der ein gewissenloser Ehemann ist, und da sie einmal selbst von ihrer Liebe zu demselben spricht, wird sie von Dame Ennasuite unterbrochen, die in gereiztem Tone bemerkt, sie halte sich wohl für besser als jede andre Frau. Parlamente vermeidet den Streit und

bricht lieber die Unterhaltung ab. So scheint sie immer versöhnlich und gewinnend, und von allen Personen des Kreises, der sich auf der schattigen Wiese am Gave zusammenfindet, ist sie unstreitig die sympathischste.

Parlamentes Mann wird als „Hircan" eingeführt. Die früheren Ausleger dachten bei ihm an den Herzog von Alençon. Félix Frank hat nachgewiesen, daß unter Hircan nur Heinrich d'Albret verstanden werden kann, zumal der Name wiederum nur ein Anagramm ist (Hanric mit der französischen Aussprache für Henricus.) Hircan ist vielleicht der derbste unter den Herren, was ziemlich viel sagen will. Er ist ein Mann, dem nichts heilig ist, der an Frauenehre und Frauenwürde nicht glaubt. Freilich beklagt er sich einmal, er stehe in schlimmerem Ruf als er es verdiene (Epilog zur 6. Novelle), allein die Theorien, die er vorbringt, und die Erzählungen, die er zum Besten giebt, lassen in ihm einen rücksichtslosen genußsüchtigen Mann erkennen, der in seiner Stellung Niemand zu scheuen braucht.

Wie Parlamente und Hircan, haben auch die andern Personen des Kreises eine ausgeprägte Physiognomie und jede bietet ein fein ausgeführtes Porträt. So ist Simontaut ein Mann der brüsken derben Rede, der keinen Sinn für die idealen Güter des Lebens besitzt. Er wirbt in seiner Weise um Parlamentes Neigung, und kann ihr in heftiger, ja grober Weise antworten, wenn sie ihn abweist. Simontauts Frau, Ennasuite, tritt am wenigsten hervor. Mit um so größerer Vorliebe ist ein andres Paar, Saffredent und Nomerfide, geschildert. Der erstere hat zwar schon einige weiße Haare auf dem Kopf, aber ist noch jung genug, um das Leben zu genießen. Heiter, selbst ironisch, ist er nicht unbelesen, wie sich das von einem Freund der Königin von Navarra eigentlich von selbst versteht. Er citirt Jean de Meung, den Dichter des „Roman de la rose" und weiß die Chansons, die zu seiner Zeit umliefen, bei Gelegenheit passend vorzubringen. Nomerfide, seine Frau, ist die heiterste und ausgelassenste der Damen. Sie erscheint in ihren manchmal sehr freien Aeußerungen wie ein neckischer Kobold, ein kleiner Strudelkopf, der den anwesenden Herren, zumal Hircan, gern etwas heiß macht und sich trefflich auf das Wortgefecht versteht. „Ich gebe der Jüngsten das Wort," sagt Parlamente. „Ich sage nicht — der närrischsten," setzt sie hinzu, und wir sehen ein feines Lächeln ihre Lippen umspielen. Neben ihr erscheint Dame Longarine, die durch den Ueberfall der Räuber kürzlich Witwe geworden ist, als vorsichtig, klug, offen und streng rechtlichen Sinns. Nach der 24. Novelle wird sie aufgefordert, zu erzählen. „Longarine wird uns eine Geschichte erzählen, die nicht traurig ist, und weder Männer noch Frauen verschont," sagt Dagoucin, und sie freut sich darüber, daß man ihre Aufrichtigkeit schätzt. Von den beiden Herren, Geburon und Dagoucin, ist der erstere schon bei Jahren. Er ist im Harnisch ergraut, und erzählt gern von der Zeit, da er jung war, so daß Nomerfide seiner spottet und daran erinnert, daß die alten Leute immer in ihrer Jugend viel klüger gewesen sein wollen, als die neue Generation, die sie neben sich aufwachsen sehen. Dagoucin endlich ist in dem Kreis der Herren

eine ganz besondere Erscheinung. Jung und unverheirathet, trägt er in seinem Herzen eine stille Liebe zu Parlamente. Sein Gemüth ist edel und rein. Ihm genügt das Bewußtsein seiner Liebe, und nur ein Wort darüber zu reden, würde ihm wie eine Entweihung erscheinen. In dem Kreis der Lebemänner, deren Sinn nur auf Vergnügen und Genuß gerichtet ist, vertritt er das Ideal. Er ist eine jener höher angelegten Naturen, die das Niedrige und Gemeine von sich fernhalten, und darum in einer wilden sittenlosen Zeit durch ihre Opposition leicht in's Extrem getrieben werden, so daß sie dem Sinnenleben jede Berechtigung absprechen.

Die Erklärung der letztgenannten Personen war bisher sehr ungewiß, da jeder Commentator seiner Phantasie dabei freien Lauf ließ. Erst F. Frank hat durch sein systematisches Vorgehen definitive Resultate gewonnen, wie wir schon oben gesagt haben.

Nach ihm ist in Simontaut und Ennasuite der Vater des bekannten Geschichtsschreibers Brantôme, François de Bourdeille und seine Frau Anne de Vivonne zu erkennen. Saffredent zeigt die Züge des dem Haus d'Albret treu ergebenen Jean de Montpézat, dessen Frau aus dem Haus Fimarcon, (oder Fiedmarcon, im Anagramm Nomarcfide) stammte. Longarine ist fast mit ihrem wirklichen Namen eingeführt. Madame de Longrai aus der Familie der La Fayette, deren Gatte bei Pavia gefallen war, stand in besonders engen Beziehungen zu Margarethe. In Geburon erkennt Frank den Seigneur de Burye, der später protestantischer Ideen beschuldigt wurde (Anagramm Yebur oder Gebur), und in Dagoucin einen Geistlichen aus dem Kreis des reformfreundlichen Clerus, Nicolas Dangu, der Abt von Juilly war, später Bischof von Seez, dann von Mende wurde und als Kanzler dem Königspaar von Navarra nahe stand. Als Freund des Bischofs Briçonnet und in Ideengemeinschaft mit Margarethe, war er bei dieser besonders angesehen, und das Charakterbild, das sie von Dagoucin entwirft, entspricht ganz der hohen Meinung, die sie von Dangu hatte. An ihn wandte sich eines Tags auch Clément Marot, als er wieder einmal in Geldnoth war, und sang:

L'argent par terme recueilli
Peu de profit souvent amène:
Par quoi, Monseigneur de Juilly,
Qui savez le vent qui me mène,
Plaise vous ne prendre la peine
De diviser si peu de bien,
Car ma boîte n'est pas si pleine
Que cinq cents francs n'y entrent bien.

Wir wollen hoffen, daß „Dagoucin“ nicht so ideal gesinnt war, dem leichtsinnigen Dichter die irdischen fünfhundert Franken zu versagen.

V.

Das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander bildet den Inhalt der meisten novellistischen Arbeiten alter und neuer Zeit. Je nach der größeren

oder geringeren Feinheit der Epoche, in der sie entstehen, je nach dem Charakter des Volks, dem sie angehören, sind diese Erzählungen bald derb realistischer Natur, bald betonen sie mehr die idealere Seite des Liebesbundes zwischen Mann und Frau.

Die Erzählungen der Königin von Navarra gehören zu der Gattung der kleinen Geschichten, die im Mittelalter überaus beliebt waren. Abwechselnd heiter und rührend, manchmal auch tragisch, doch zumeist von jenem Schalksgeist erfüllt, der das Vorrecht hat, über alles ungestraft zu lachen, mußten diese Geschichten unsern Altvordern doppelt behagen. Sie waren unterhaltend und spannend, ergötzten den naiv derben Sinn der Zuhörer, indem sie oft in plumper Weise, aber doch nicht eigentlich cynisch gemein, von Abenteuern berichteten, die sich alle um die eine Frage drehen, wie die Galanterie siegt und der Genuß — um so begehrter, je strenger er verwehrt ist — trotz aller Hindernisse ermöglicht wird. Die Mehrzahl dieser Geschichten aus den früheren Jahrhunderten sind heute als schlüpfrig verdammt, und beleidigen zart besaitete Gemüther. Daß die Zurückhaltung, die sich die Gesellschaft unserer Zeit auferlegt, einen Fortschritt in sich birgt und feineren Geschmack beweist, ist wohl nicht zu bezweifeln. Nur darf man nicht pharisäisch auf die Vergangenheit herabblicken, denn so groß als manche vielleicht glauben, ist der Unterschied zwischen den Anstandsbegriffen vergangener Jahrhunderte und der heutigen Zeit doch nicht.

Immerhin fällt es uns auf, daß eine Dame, die in dem Ruf feinster Bildung und edelsten Sinnes stand, solche Erzählungen schreiben konnte, wie sie das Heptameron in großer Zahl aufweist. Nicht allein, daß diese in einer Gesellschaft von Herren und Damen vorgetragen werden und der Ausdruck oft ganz unverhüllt auftritt, es werden auch die Vorfälle und Verhältnisse, wie die Novellen sie schildern, nachher noch sehr ernsthaft und unbefangen besprochen. Wird die Rede gar zu derb, so erröthet wohl eine oder die andere Dame und weiß der Unterhaltung eine Wendung zu geben, die ihr besser gefällt. Doch ist sie nie sicher, ob sie nicht im nächsten Augenblick wieder ähnliches zu hören bekommt. Eine Aeußerung über die Zulässigkeit grober Ausdrücke findet sich in dem Epilog zur 52. Novelle. Dieselbe erzählt, wie ein Betrüger von einem andern übervortheilt wurde, indem er sich als einen kleinen Zuckerhut etwas aufhängen ließ, was doch ganz anderer Natur war. Allein wie dasselbe beschreiben, da man im neunzehnten Jahrhundert die freie Sprache der Königin von Navarra nicht gestatten will? Der zweite Betrüger hatte nämlich auf der Landstraße das gefunden, was man in manchen Gegenden — einen Nachtwächter nennt. Diesen, der festgefroren war, schlug er in ein Papier und verkaufte ihn dem Andern als Zucker, wodurch derselbe in allerlei besondere Unannehmlichkeiten gerieth.

In dem Epilog zu dieser duftigen Geschichte kennzeichnet Margarethe ihren Standpunkt betreffs der gar zu naturalistischen Ausdrücke und wir theilen die Stelle darum nachstehend mit.

„Meine Erzählung ist allerdings nicht sehr sauber," sagte Simontaut zum Schluß seines Vortrags, doch habt Ihr mir gestattet, die Wahrheit zu sagen, und das habe ich gethan, um zu zeigen, daß sich Jedermann freut, wenn ein Betrüger betrogen wird."

„Man sagt wohl," bemerkte Hircan, „daß Worte niemals übel riechen; die Leute aber, für die jene Worte bestimmt waren, kamen nicht so leichten Kaufs davon."

„Es ist wahr," sagte darauf Oisile, „solche Worte riechen nicht. Aber es giebt andere, unanständige, die sehr üblen Geruch haben, und das Gefühl viel mehr beleidigen, als der vermeintliche Zuckerhut dem Körper lästig werden konnte."

„Ich bitte Euch," sagte Hircan, „sagt mir solche Worte, die so schmutzig sind, daß sie dem Gefühl und dem Sinn einer Frau wehe thun."

„Das wäre nicht übel," entgegnete Oisile, „daß ich ausspräche, was ich keiner Frau zu sagen rathe."

„Nun verstehe ich," sagte Saffredant, „was das für Worte sind, deren sich die Frauen nicht bedienen, wenn sie für anständig gelten wollen. Ich frage aber alle Damen, die hier sind, warum sie bei solchen Ausdrücken, die sie nicht gebrauchen wollen, so gern lachen, wenn man sie in ihrer Gegenwart anwendet?"

Da sprach Parlamente: „Wir lachen nicht, weil wir diese schönen Worte hören. Aber jeder Mensch wird zum Lachen gereizt, wenn er einen andern straucheln sieht, oder wenn Jemand ein Wort unabsichtlich gebraucht, wie das oft vorkommt. Selbst die Klügsten und Beredtesten versprechen sich und setzen ein Wort für ein andres. Wenn Ihr Männer aber unter Euch absichtlich häßlich redet, wie Euer böser Sinn Euch treibt, dann kenne ich keine anständige Frau, die das nicht verabscheut, die es nicht nur nicht hören will, sondern auch die Gesellschaft solcher Leute flieht."

„Aber es ist doch wahr," sagte Geburon, „ich habe viel Frauen gesehen, die das Kreuz schlugen, wenn sie solche Worte hörten, und dann darauf bestanden, daß man sie wiederholte."

„Und wie oft," fügte Simontaut hinzu, „haben sie ihre Maske vorgenommen, um lachen zu können, nachdem sie sich sehr erzürnt gestellt haben?"

„Das ist auch wahrlich besser," sagte Parlamente, „als solche Ausdrücke offen zu billigen."

„Lobt Ihr denn, sagte Dagoucin, „die Heuchelei der Damen gleich ihrer Tugend?"

„Die Tugend ist gewiß vorzuziehen," meinte Longarine, „aber wo sie fehlt, muß die Heuchelei helfen, so wie wir hohe Absätze tragen, wenn wir klein sind."

Man sieht, auch zu jener Zeit schon gab es Proteste gegen unanständige Sprache, gab man sich den Anschein unschuldiger Verschämtheit, ohne doch im Grund des Herzens über Erzählungen von mehr als freier Haltung zu

zürnen. So ist es ja auch heute noch oft genug. Bringt man nun noch in Anschlag, daß der Ton der Gesellschaft vor dreihundertundfünfzig Jahren ganz anders war, daß die Sprache der gebildetsten Kreise sich keine Zurückhaltung auferlegte, so wird man nicht mehr erstaunen, daß Königin Margarethe in ihren Erzählungen auch dem alten „gallischen" Spaß Raum gegeben hat. Mit welcher Derbheit stattete Luther oft seine Kernsprüche aus, und daß damals selbst Geistliche auf der Kanzel manchmal ihren Predigten einen obscönen Nebensinn gaben, ist zur Genüge bekannt. Die ältere Zeit nahm an solchen Widersprüchen, die uns empören, keinen Anstoß. So weisen noch heute die großartigen Gotteshäuser, welche das Mittelalter errichtete, Fratzen und Carricaturen inmitten der Fülle schönster Ornamente auf. Den Nordländer befremdet ohnehin gar manche Redewendung der südlichen Stämme, welche mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit natürliche Verhältnisse und Vorgänge einfach bei ihrem Namen nennen. Noch zur Zeit Ludwigs XIV., also über hundertunddreißig Jahre später, las man sich Lafontaines „Contes" in den feinen Kreisen vor, und Frau von Sévigné, der niemals böse Nachrede etwas anhaben konnte, schrieb sogar ihrer Tochter über diese raffinirt schlüpfrigen Gedichte. „Auf die Gefahr hin Dich zu erzürnen, schicke ich Dir die beiden Bücher von La Fontaine," schrieb sie am 13. März 1671. Frau von Grignan gehörte also zu jenen Damen, von welchen das oben erwähnte Gespräch des Heptameron redet. Sie schrieb ihrer Mutter voll Entrüstung zurück. Diese antwortete ihr darauf (6. Mai 1671): „Verwirf La Fontaines Bücher nicht gar so sehr. Es finden sich entzückende Fabeln und reizende Erzählungen darin," und unter den letzteren empfahl sie einige, die wirklich stark gepfeffert sind.

Auch Margarethens Erzählungen sind oft geradeaus und sprechen unverhüllt. Aber sie bezwecken nicht, durch lascive Schilderungen zu reizen, wie dies andere, z. B. gerade Lafontaines Geschichten beabsichtigen, von den neusten moralischen Romanen Zolas und seiner Jünger ganz zu schweigen.

Das Mittelalter hatte ein besonderes Gefallen an der kurzen scharf pointirten Erzählung, und auch die Zusammenfassung derselben zu einem größeren Ganzen war beliebt. Vielfach finden wir die Fiction einer Gesellschaft, die sich auf solche Weise unterhält. So ließ Chaucer seine Geschichten von Wallfahrern erzählen, Boccaccio die seinigen in einem Kreis jugendlicher Florentiner Herren und Damen vortragen, und so sind auch Ludwig XI. „Nouvelles nouvelles" zusammengestellt. Von diesen Werken war besonders Boccaccios Decamerone in Frankreich beliebt. Margarethe bestätigt das in dem Prolog zu ihrer Sammlung ausdrücklich: „Ich glaube, daß unter Euch Niemand ist, der die hundert Novellen des Boccaccio nicht gelesen hätte." Margarethe hatte sogar selbst einem königlichen Beamten, dem Kriegskammerrath („trésorier de l'extraordinaire des guerres"), Antoine Le Maçon den Auftrag gegeben, das Decamerone in's Französische zu übersetzen, und diese Arbeit erschien zu Paris im Jahre 1545, kurz vor der Redaction des Prologs. Daß selbst der König und der Dauphin mit seiner Gemahlin zu einer ähnlichen Sammlung ihre

Mithilfe versprochen hatten, haben wir schon gesagt. Alle diese Erzählungen sind wie ein Nachklang der alten Liebeshöfe und ihrer Verhandlungen. Nur hat sich die Manier, mit der man die Fragen aus dem Reich der Liebe und Galanterie behandelt, dem Charakter der Zeit entsprechend geändert, sie ist skeptisch und frivol geworden. In mehreren wesentlichen Punkten aber unterscheiden sich die Novellen der Königin von Navarra von ihren Vorbildern. Boccaccio nahm in seine Sammlungen alle Geschichten auf, die ihm unterhaltend zu sein schienen und seinem Zweck entsprachen. Er hat eine Reihe alter Anekdoten neu aufgeputzt. Ein Grund ältere Geschichten nicht aufzunehmen, nur weil sie irgendwo schon einmal erzählt waren, lag bei ihm nicht vor. Margarethe aber stellte sich die Aufgabe, nur wirkliche Vorfälle und historische Begebenheiten zu schildern. Ihre Vertrauten mußten ihr dabei helfen und aus ihren Erinnerungen mittheilen, was sie wußten. Das klingt noch an mancher Stelle durch. So sagt Longarine am Schluß der 25. Novelle, in der sie von einem Prinzen und seiner Schwester zu erzählen hatte, daß sie auf Wunsch eben dieser letzteren ihre Geschichte niedergeschrieben hätte. „In einer Hinsicht sollten die Novellen sich von jenen des Boccaccio unterscheiden," heißt es im Prolog zum Heptameron, „es sollte keine geschrieben werden, die nicht eine wahre Geschichte enthielt." Dieser geschichtliche Charakter wird öfters betont. Parlamente sagt z. B., bevor sie die 21. Erzählung zum Besten giebt, daß alles darin wahr sei und sie nur die Namen ändere. Daß diese Bedingung in fast allen Novellen des Heptameron eingehalten wurde, ist nachweisbar. Gleich die erste behandelt eine tragische Begebenheit, welche die Stadt Alençon in Aufregung versetzte. Sie erzählt, wie ein Procurator auf Anstiften seiner Frau einen Meuchelmord beging, nach England floh und vom König begnadigt wurde, später aber wegen weiterer Verbrechen doch auf die Galeeren kam. Nun findet sich im Nationalarchiv noch der königliche Begnadigungsact, dessen Angaben die Darstellung der Novelle bekräftigen. In einer andern Erzählung wird von der frechen That eines vornehmen Mannes berichtet, der eine Prinzessin von Flandern mit ihrem Bruder zur Jagd auf sein Schloß einlud, und die Prinzessin bei Nacht in ihrem Zimmer überfiel, von derselben aber siegreich abgewiesen wurde. (Novelle 4.) Man weiß heute, daß Margarethe damit ein Abenteuer schildert, in dem sie selbst die Hauptrolle spielte und daß der Attentäter der Admiral Bonnivet war. In der letzten (72.) Novelle führt sie sich selbst mit Namen auf; sie rettet dort eine arme verzweifelte Nonne. So läßt sich noch bei sehr vielen der geschichtliche Hintergrund nachweisen, und wenn die Novellen dadurch für die Zeitgenossen einen Reiz mehr hatten, weil sie in ihnen nebenbei noch gleichsam ein Räthsel zu lösen fanden und sich an der Schilderung der ihnen bekannten Personen erfreuen konnten, so gewinnen sie auch für uns an Interesse, denn nun sind diese Novellen nicht mehr einfache Anekdoten, wie sie jedes Jahrhundert dem folgenden überliefert, sondern sie gestalten sich zu kleinen Culturbildern, in welchen das echte unverfälschte Leben des 16. Jahrhunderts zu finden ist.

Wie Boccaccio seine Novellen nach einem gewissen System geordnet hat, indem er an dem einen Tage Liebesgeschichten mit tragischem Ausgang, am folgenden Geschichten mit erfreulichem Ende erzählen läßt, so hat auch Margarethe jedem Tag seine besondere Aufgabe gestellt. Doch ist dieselbe immer so gefaßt, daß sich ihr jede Geschichte mit wenig Mühe anpassen läßt. So sollen am ersten Tage Beispiele beigebracht werden, durch welche die Bosheit der Frauen gegen die Männer, und die der Männer gegen die Frauen bewiesen wird. Am dritten, vierten und fünften Tage sollen Novellen erzählt werden, welche hauptsächlich das Lob der Frauen verkünden, nebenher auch etwas von der Klugheit der Männer reden und gleichzeitig die Niedertracht und Schlechtigkeit der Mönche illustriren. So wird das Thema jedes Tages bestimmt, aber man sieht, wie weit die Freiheit dabei gehen konnte. Den Reiz der Unterhaltung zu erhöhen, wird aber an jedem einzelnen Tage Sorge getragen, eine Art contradictorischer Debatte einzuführen. Hat z. B. eine der Damen in ihrer Geschichte den Charakter der Männer in bösem Licht erscheinen lassen, so erhält gewiß nach ihr einer der Herren das Wort, um seinerseits zu beweisen, daß die Frauen den Männern noch übler mitspielen können, — und das Resultat ist eine Sammlung von Novellen oft derbster Art.

Gewiß, das Heptameron der Königin von Navarra ist nichts weniger als eine unschuldige Kinderlectüre. Das sechzehnte Jahrhundert hatte, wie schon hervorgehoben wurde, in Betreff des wohlanständigen und freien Worts andere Ansichten als die heutige Zeit. Denn nicht was erzählt wird, sondern wie es erzählt wird, bezeichnet den Unterschied der beiden Epochen. An und für sich ist das sechzehnte Jahrhundert vielleicht die interessanteste Zeit der modernen Geschichte. Voll Glanz und Leben, dem Mittelalter noch nahe stehend und doch schon von der Ahnung der neuen Zeit erfüllt, strebsam, forschend, unruhig, hat es eine große Reihe anziehender Menschen aufzuweisen, fest geprägte Charaktere, die deutlich hervortreten, sei es im Guten oder im Bösen. Die Menschen jenes Jahrhunderts widmeten sich mit Begeisterung dem Cultus der Wissenschaft, schufen eine neue Philosophie, erneuerten den Bau der Kirche. Mit großer Geistesklarheit und skeptischem Sinn verbanden sie nicht selten eine mystische Schwärmerei, die aus tief religiösem Bedürfniß hervorging. Aber diese einander so entgegengesetzten Stimmungen durften ihnen die Lust am Leben, am Sinnengenuß nicht rauben. Sie freuten sich der Schönheit, des Lichtes und Glanzes und ein Tropfen toller Rabelais'scher Laune erhöhte noch den Lebensmuth.

Dieser Charakter offenbart sich auch im Heptameron Margarethens. Zeigen die Novellen selbst übermüthigen Geist und schlüpfrige Laune, so enthüllt sich in den Unterhaltungen, welche sich jedesmal an die Erzählungen knüpfen, eine ernstere Richtung, und für jeden Leser, der nicht einfach auf frivole Lecture ausgeht, sind gerade diese Gespräche der wichtigste und interessanteste Theil des Buches. Freilich macht es sich oft komisch, wenn sich an eine sehr derbe ungenirte Geschichte eine ernsthafte Unterhaltung knüpft, und gar eine

fromme Morallehre aus dem Gehörten gezogen wird. Doch diese Novellen dienen auch nicht selten als Maske. Sie sollen den kühnen Geist, der sich in den Unterhaltungen ausspricht, etwas verdecken, sollen die Aufmerksamkeit der Gegner von dem Kern des Buches ablenken. Wer möchte auch in einer Sammlung von mehr oder weniger lasciven Novellen nach ketzerischen Lehren suchen? Und doch liegen sie offen da, doch schwingt sich Margarethe darin zu energischer Opposition gegen die ihr widerstrebende Partei des Fanatismus und der Unduldsamkeit auf. Sie erhebt energischen Protest gegen die privilegirte Unwissenheit, wie sie ihr in den Kapuzinermönchen und ähnlichen geistlichen Orden verkörpert erscheint, und die Unterhaltungen, welche die Novellen wie in einem Rahmen umfassen, lassen uns die Lebensanschauungen des Kreises, der sich um die Königin schloß, deutlich erkennen.

Die Besprechungen über das Wesen der Liebe und den Einfluß derselben auf die Menschen nehmen natürlich einen Hauptplatz in den Gesprächen ein. Man behandelte derlei Fragen in früherer Zeit mit besonderer Vorliebe und baute ein ganzes System von Lebensweisheit darauf. Im Epilog zur 35. Novelle bemerkt Oisile, daß die Liebe zu einem edlen und gottesfürchtigen Mann nicht zu verachten sei, da sie einer Frau größere Kraft verleihe. Parlamente bestätigt allerdings diese Ansicht, denn keine Frau sei so leicht zu bethören, wie die, die nie wirklich geliebt habe. Aber sie warnt gleichzeitig vor platonischer Freundschaft, vor der „amour spirituelle“, und räth jeder Frau, sich mit der Liebe ihres Gatten zu begnügen. „Es giebt viel Männer, die im Ruf der Ehrenhaftigkeit stehen,“ sagt sie, „und doch glaube ich, giebt es wenige, die sich den Damen gegenüber immer ehrenhaft benehmen, und deren Ehre und Gewissen achten.“

Bei solchen Gesprächen kommt man leicht auch auf die „Serviteurs“ der Damen zu reden, jene Cavaliere, die sich offen um die Gunst einer Frau bewerben, die ihr mit jeglichem Dienst behilflich sind, und diese Ritterpflicht auch mit Zustimmung oder wenigstens stillschweigender Billigung des Gemahls der Dame ausüben. Das Verhältniß soll zunächst ein platonisches sein, und ein freundlicher Blick der Geliebten muß dem Liebenden als ein genügender Lohn erscheinen. Eine Auseinandersetzung, eine Erklärung der Gefühle darf sogar nach der idealen Anschauung gar nicht stattfinden, wie wir gleich sehen werden. In diesem Sinn ist Dagoucin der Serviteur Parlamentes und Saffredent derjenige Longarines, obwohl des ersteren Frau Nomerfide an der Gesellschaft Theil nimmt. Saffredent gehört auch keineswegs zu den resignirten Naturen, und eine platonische Anbetung aus der Ferne behagt ihm nicht. Er benützt die erste beste Gelegenheit, seinen Standpunkt klar zu machen, und im Epilog zur zehnten Novelle setzt er mit verführerischen Worten auseinander, daß der Liebende für seine Mühen, Schmerzen und Seufzer auch den begründeten Anspruch habe, von der Geliebten in ehrbarer Weise belohnt zu werden. Longarine antwortet ihm darauf, daß er die Ehre falsch auffasse. „Wenn mich auch die ganze Welt für eine anständige Frau

erachtete, und ich wüßte das Gegentheil davon, so würde das Lob meine Beschämung und Verwirrung nur erhöhen."

Die Herren sind, mit Ausnahme Dagoucins, wie wir schon gesehen haben, nicht so scrupulös. Im Ganzen haben sie eine sehr geringe Meinung von der Tugend der Frauen. Am ersten Tag erzählt Dagoucin die Geschichte eines Liebenden, der sich verschmäht glaubte und dem seine Liebe den Tod brachte. Die Damen haben am Schluß der Erzählung Thränen in den Augen, allein Hircan ruft aus:

„Das war bei Gott der größte Narr, von dem ich noch gehört habe! Ist es verständig von uns, wenn wir wegen der Frauen sterben, die doch nur für uns geschaffen sind, und wenn wir Scheu tragen von ihnen das zu verlangen, was sie nach Gottes Willen uns geben sollen?" Natürlich stimmt Saffredent seinem Freunde bei, und geht noch weiter. Er behauptete, die Frauen seien wie die Festungen, die mit der Zeit einer richtig und kräftig geführten Belagerung nicht widerstehen könnten. Diese frivolen Worte werden den beiden Herren mit gebührendem Ernst von Parlamente verwiesen. „Ihr müßt Euch an armselige Frauen gewendet haben, daß Ihr zu solchen Ansichten gekommen seid," sagt sie. Saffredent rechtfertigt sich mit dem leichtfertigen Vers eines alten Weibes aus dem „Roman de la rose":

Nous sommes faits, beaux fils, sans doutes,
Toutes pour tous, et tous pour toutes.

Der einzige Dagoucin stimmt mit seinen Freunden nicht überein. Er vertritt die ideale Richtung, und findet sich darin mit Parlamente zusammen. „Meiner Meinung nach kann kein Mensch vollkommene Liebe zu Gott in seinem Busen hegen, wenn er nicht auch einem Menschen hienieden vollkommene Liebe geschenkt hat," und Dagoucin entwickelt eine ganze Theorie über die Natur der vollkommnen idealen Liebe (1. Tag, 8 Erzählung, Epilog.):

„Da der Mensch nicht weiß, wo er die zu ihm passende Hälfte finden kann, muß er dem Gebot seines Herzens folgen, aber unter keiner Bedingung in seinem Fühlen und Wollen wechseln. Wenn die Geliebte Euch ganz ähnlich wäre und immer denselben Willen hätte, wie Ihr, so liebtet Ihr Euch selbst und nicht sie." — „Wenn die Liebe auf die Schönheit, Huld und Gunst einer Dame sich gründet, und man dabei auf Genuß, Ehre und Gewinn abzielt, so kann sie nicht dauern. Wenn jene Güter schwinden, verfliegt auch diese. Das aber ist meine feste Ueberzeugung, daß der Liebende, der kein andres Ziel und keinen andern Wunsch hat, als wahrhaft zu lieben, eher sterben als die Liebe aus seinem Herzen reißen wird."

„Ihr seid wohl nie verliebt gewesen?" fragte Simontaut spöttisch. „Wenn Ihr wie die andern das Feuer der Leidenschaft gespürt hättet, Ihr würdet uns nicht mit dem Staat Platos kommen. So etwas schreibt man, aber ausführen läßt es sich nicht."

„Wohl habe ich geliebt," entgegnet ihm Dagoucin, „ich liebe noch, und meine Liebe wird nur mit meinem Leben schwinden. Doch zeige ich sie nicht, aus Furcht, der Vollkommenheit meiner Liebe zu schaden. Jene, deren Freund-

schaft ich wünschen muß, darf davon nicht hören. Ja, ich wage nicht einmal, solche Gedanken auszudenken, weil meine Augen sie vielleicht verrathen. Aber je heimlicher und verborgener ich meine Liebe halte, um so höher wächst die Freude in mir, da ich von der Vollkommenheit meiner Liebe überzeugt bin."

Parlamente, die seine Träume erräth, unterbricht die Unterredung, um zu verhüten, daß sich Dagoucin doch vielleicht durch ein Wort verrathe. „Vorsicht, Dagoucin!" sagt sie zu ihm. „Ich habe Männer gesehen, die lieber sterben als reden wollten." — „Gewiß waren diese sehr glücklich," entgegnet Dagoucin, und auf den spöttischen Einwurf Saffredents, daß er noch Niemanden vor Liebe habe sterben sehen, und auch er selbst nie in diese Gefahr gekommen sei, schließt Dagoucin das Gespräch mit einem mitleidigen Wort: „Saffredent! Leute Eurer Gesinnung sterben nie aus."

Dagoucin vertritt bereits die schwärmerische romantisch strenge Liebe, welche im 17. Jahrhundert in der Literatur eine so große Rolle spielte, das Ideal der ritterlichen vornehmen Gesellschaft bildete, die Schäferromane, Schauspiele und Gedichte erfüllte und ihnen das charakteristische Gepräge gab. Margarethe, die sich vor den Maitressen Franz I. hatte zurückziehen müssen, und ihres Gemahls Leichtsinn dulden mußte, suchte in der Betonung des selbstlosen, opferfreudigen Gefühls eine moralische Genugthuung für sich.

Doch die Anschauungen über die beste Art zu lieben sind nicht die einzigen Themata der Unterhaltung im Kreise Margarethens. Ihr Haß gegen das Mönchthum tritt ganz unverhüllt zu Tage. Wenn eine Geschichte besonders lasciv ist, ist gewiß ein Kapuziner der Held derselben. Und dieser Widerwille, der sich oft genug äußert, erstreckt sich auch weiter. Parlamente erhebt sich ebenso gegen die Testamente, in welchen zu Gunsten der Kirche verfügt wird. Sie billigt, daß ein Sterbender den Armen schenke, was ihm wirklich gehöre und worüber er verfügen dürfe. Aber sie sollten nicht mit dem Gut Anderer Almosen spenden. Die größten Wucherer, die sich hunderttausend Ducaten zusammengestohlen hätten, wollten schließlich zehntausend Goldstücke opfern und kostbare Capellen bauen, um Gott zu versöhnen, gleich als ob dieser nicht rechnen könnte. Oisile stimmt dieser Ansicht bei und spricht sich noch offener aus, Gott verlange ein reumüthiges und zerknirschtes Herz, bevor er die Sünden vergebe. Nicht die Werke, sondern der Glaube erwerbe das Himmelreich. (Epilog zur 55. Novelle.)

Der protestantische Gedanke, Luthers Lehre, die der ganzen Reformation zu Grunde lag, tritt hier kühn und unverhüllt hervor. Aber es ist doch eigenthümlich, daß die Schwester des Königs von Frankreich, sie selbst eine Königin, ihre religiösen Ansichten in einer Sammlung ausgelassener Novellen verbergen mußte. Da Margarethe die letzten und entschiedensten Worte in Dame Oisiles Mund legte, darf man schließen, daß auch Louise von Savoyen der Reformation mehr zugethan war als man gewöhnlich annimmt.

Ist man aber einmal auf die ketzerischen Aeußerungen Margarethens aufmerksam geworden, so findet man sie an vielen Orten, wenn auch nicht so offen ausgedrückt, wie in der eben angeführten Stelle. Die 56. Novelle

erzählt z. B. von einem falschen Wunder, das der Dummheit eines Weibes seine Entstehung verdankte, und die 72. Novelle schildert die Lüsternheit eines Mönchs, der, um eine Nonne zu verführen, derselben auseinandersetzt, daß „eine verborgene Sünde vor Gott nicht gezählt wird, und keine Sünde ist, wenn sie keinen öffentlichen Scandal hervorruft.“ Die geistliche Heuchelei wird hier so scharf gegeißelt, wie später von Mathurin Régnier, der in seiner Satire „Macette“ eine Kupplerin sagen läßt:

„Verborgne Sünde ist schon halb vergeben!“

Und was sagt Molières Tartuffe anders, wenn er Elmire zu überreden sucht:

„Was nicht bekannt wird, nenn' ich kein Vergehn,
Denn Anstoß giebt nur, was die Welt erfährt;
Wer im Verborgnen sündigt, sündigt nicht.“

Wir haben im Vorstehenden das Heptameron der Königin von Navarra und die interessante Figur der Erzählerin selbst aufmerksam studirt, und so bleiben uns nur noch einige Bemerkungen über den Stil des Buches hinzuzufügen.

Das sechzehnte Jahrhundert sah eine rapide Entwicklung der französischen Sprache, die auf dem Weg zur classischen Ausbildung war, aber noch nicht zu einer für lange Zeit definitiven Form gelangen konnte. Die literarischen Werke, welche damals entstanden, haben für uns daher immer etwas Jugendlich-Unfertiges. Ihre Sprache erscheint uns noch manchmal unbiegsam und zäh, und auch die Gedanken leiden Noth unter dem widerspenstigen Organ, das sie ausdrücken soll. Dafür haben diese älteren literarischen Denkmale oft eine so gewinnende Naivetät und Einfachheit in ihrer Darstellung, daß wir ihre sonstigen Mängel gern übersehen. Gerade in ihrem noch etwas ungelenken Auftreten überraschen sie durch den Geist und den Witz, den sie entfalten. Margarethe sagt selbst in dem Prolog, daß sie absichtlich keine Gelehrten herangezogen habe, denn diese würden mit ihrer schwülstigen Rhetorik die einfachen Geschichten verdorben haben. Die kleine Bemerkung wirft ein helles Licht auf die Richtung ihres literarischen Geschmacks, die sie übrigens schon früher durch ihre Vorliebe für Dichter wie Des Périers und Marot kundgab.

Die Einfachheit ihres Stils hob auch Gruget in seiner Widmung an die Königin Jeanne hervor. Von den drei Stilgattungen, welche Cicero anführe, habe sie den einfachen Stil gewählt, der unter den Lateinern besonders dem Terenz zu eigen gewesen sei. So leicht dieser Stil auch scheine, so schwer sei er in Wirklichkeit zu erlangen. Grugets Lob ist vollkommen begründet, und um die Schönheit und leichte Einfachheit der Sprache in dem Heptameron zu würdigen, muß man sie mit der Sprache anderer Prosawerke aus derselben Zeit vergleichen. Bei alldem ist Margarethens Stil nicht kunstlos. Ja sie hat in ihrem Buch einzelne landschaftliche Schilderungen, kleine Genrebilder oder dramatisch bewegte Stellen, die auch heute noch stylistisch vortrefflich erscheinen. Die Gespräche aber, die sie ihrem Freundeskreis in den Mund legt, erheben sich nicht selten zu lebendiger Kraft, und verrathen scharfen Verstand gepaart mit wahrhaft freisinnigem Geist.

Golgatha.

Novelle
von

Bernhard Wagener.

— Kiel. —

I.

Donnerstuhl, den 3. Juni 18..

Mein Freund!

Heute denke ich Dir anders zu scheinen, als an jenem Tage, da wir uns zum letzten Male die Hände drückten. Aber wir sind Beide noch jung und die Gewohnheit, Verhältnisse, Menschen, Umgebung leichten Herzens zu wechseln, wie den Rock, soll uns das Leben erst bringen. — Nicht, daß ich mich nach solcher Gewöhnung sehnte, aber Leute, die klüger und reifer sind, als ich, sagen doch, daß diese Erfahrungen Keinem erspart werden. Fügen wir uns, wie ich mich dies erste Mal gefügt habe; wünschen wir uns für jedes künftige Mal denselben glücklichen und Glück verheißenden Erfolg, den ich dies Mal gehabt!

Ich sehe Dich lächeln! Du hättest nicht geglaubt, daß der Pessimist von neulich, der sich mit Widerstreben durch Deine Freundesenergie in Bewegung setzen ließ, schon den Wandel zum offenbaren Sanguiniker vollendet hätte. Du hast schon recht und doch ich nicht minder; Du, mit der erwägenden Weisheit des um fünf Monate reiferen Mannesalters und ich mit dem greifbaren Erfolge, in dem ich lebe. Genug der Betrachtungen! Es verlangt Dich zu hören, wie es mir ergangen ist!

Nun, mein Freund, zunächst das Bekenntniß, daß damals, bevor wir scheiden sollten, alle Mittel Deiner — ich nenne sie schonend „eindringlichen" Beredtsamkeit nicht vermocht hatten, meine Bedenken zu beseitigen; es war eine leichtere Aufgabe, meinen Widerstand zu entwaffnen, als mich innerlich zu überzeugen. Du hast gut reden, dachte ich bei mir, Du, der im eingewöhnten Leben zurückbleibt, der aus der Ferne ruhigen Herzens zusehen

kann, wie sein Experiment ausschlägt! So egoistisch wird man, wenn das Trägheitsmoment im Menschen durch fremde Gewalt gestört wird! Jetzt habe ich nur aus vollem Herzen zu danken und in dem Gefühle der Sicherheit, das über mich gekommen ist, bedarf es keiner Erklärung mehr, um mir die Selbstlosigkeit Deiner Bemühungen um mich klar zu machen. Du wußtest, was mir noth that, und ich hatte davon nichts als unklare Empfindung.

Heute kann ich über mein himmelstürmendes Jugendunternehmen den Kopf schütteln, wie über die Thorheit eines Dritten. Die Bürgschaft dafür, daß wir im Leben oben schwimmen werden, liegt im Können, nicht im Wissen; und dieser Idealist von noch nicht dreißig Jahren, der im Schulstaub und im Qualm der Studentenkneipe groß geworden, in dem das Jahr eines frischen, fröhlichen Krieges nur den Enthusiasmus genährt hatte, ohne ihn um Lebenserfahrungen sonderlich zu bereichern, er wagt es, ohne das Bewußtsein von der Größe seiner That, sich als Privatdocent zu habilitiren! Heute, da ich mit Gleichmuth mich selbst belächle, heute habe ich auch die Zeit der Enttäuschungen hinter mir, die Zeit, da ich fühlen lernte, daß der Gelehrtenkreis die Jugend nicht neben, nur unter sich leidet, die Zeit des ungeduldigen und doch so vergeblichen Wartens auf Schüler, die Zeit, in der ich Tag und Nacht über einen Lehrplan grübelte, der niemals zur That werden sollte; die Zeit der immer spärlicheren Groschen, des Vergrollens und des körperlichen Hinsiechens! Hätte ich Dich nicht gehabt, mein Freund! Anfangs sträubte sich Alles in mir gegen diesen Tausch, dessen Nothwendigkeit mir doch von Tag zu Tag klarer wurde, aber der Dünkel, glaube ich, ist das Erste, was sich bei einem jungen Gelehrten einstellt. Vom Docenten an einer Hochschule (daß die Schüler gefehlt hatten, verschwieg ich mir weislich!) zum kleinen Hauslehrer hinunter; von einer Schaar begeisterter Jünglinge, die doch kommen konnten, begierig, an den Brüsten der Weisheit zu saugen, hinab zu einem ungezogenen Rangen; von der Höhe einer ernsten Wissenschaft zur Fibelweisheit! Schließlich wurde Alles Dein Werk und daran, daß diese wenigen Tage des neuen Lebens mich schon ganz gewonnen haben, magst Du sehen, wie sich die That selbst belohnt.

Zufrieden zu sein, wäre schon ein Erfolg, der Arbeit werth, aber ich bin mehr, ich bin glücklich! Und nun endlich sollst Du hören, was mich so glücklich gemacht hat.

Die Reise hierher war nicht dazu angethan, meine verzagte Stimmung aufzurichten, denn, offen gestanden, der Muth blieb meine schwächste Seite bei diesem Unternehmen. Aus unserem sonnigen Süden, von den buchengekrönten Bergen durch ein Land, in dem es anscheinend Nichts als unendliche Roggenbreiten giebt, hierher in den vom Frühling nur zaghaft berührten Norden, an einen Strand, über den der Seewind rauh und noch immer schneidend fährt, den finsterer Föhrenwald säumt, endlich in einen schmucklosen Landsitz in mitten sandiger Felder: Darin lag Nichts, was ermuthigen konnte.

Aber vom ersten Worte des Willkommens ab wurde meine Stimmung eine andere und die kurze Reihe von Tagen, die ich hier verlebte, hat mir auch den letzten Zweifel darüber benommen, daß ich unter warmherzigen, guten Menschen lebe.

Der Graf ist eine prächtige Manneserscheinung, Einer von der Art, die für Frauen unwiderstehlich ist; groß, breitschultrig, ein wenig hager und deshalb von lebhafter Gesticulation; ein sengendes, dunkles Auge, ein wohlklingendes Organ und die Gabe, gut zu reden; das Alles vereint sich mit den weltmännischen Formen, die selbst einen gesellschaftlich so ungelenken Burschen, wie Dein armer Freund ist, über jede Verlegenheit hinwegführen; offen, herzlich, ohne vertraulich zu sein, ein Mann, neben dem ich in der ersten Viertelstunde zu einem mir sonst schwerer zugänglichen Selbstbewußtsein kam, ohne daß meine Werthschätzung für Jenen sich verringert hätte.

Du wirst, denke ich, im Laufe der Zeit so viel von ihm zu hören bekommen, um Dir diese flüchtige Skizze selbst zu vervollständigen. Was die Gräfin betrifft, so möchte ich, je mehr ich den Charakter der Dame kennen und schätzen lerne, um so lebhafter beklagen, daß zwischen den beiden Gatten ein gewisses Mißverständniß besteht. Zunächst insofern, als sie beinahe gleichaltrig sein werden und mir den alten Erfahrungssatz bestätigen, daß allzu jung gefreit den Keim zur Reue in sich birgt. Es kommt hinzu, daß die Dame von zartester Gesundheit ist, die es ihr nicht gestattete, den Winter in unserem rauhen Klima zuzubringen. Du weißt, daß die ganze Familie in Italien war, als ich meine Beziehungen schriftlich anknüpfte. Das eheliche Verhältniß hat bei alledem den äußeren Schein vollkommenen Glückes; der Graf umgiebt seine Frau mit einer zärtlichen Sorgfalt, die nicht ermüdet, aber — nur das berührt mich unharmonisch! — von ihr mehr passiv, mit einem stereotypen Zug des Leidens entgegengenommen wird. Sehr erklärlich, wirst Du sagen, und ich muß Dir das Zugeständniß machen, daß ich mich in diese sensible Art, körperliche Leiden zu ertragen, nicht hinein zu denken vermag; aber jedenfalls ein wenig undankbar, zumal, wenn man sieht, wie diese kleine, schmächtige und in ihrem Thun gegen alle natürliche Veranlagung ein wenig schleppende, fast möchte ich sagen träge Frau neben ihrem Gatten unvortheilhaft erscheint. Sobald sie in Bewegung ist, empfinde ich selbst Etwas wie Schmerz; man sieht eine Anstrengung, eine Ueberwindung, die im eigenen Innern diese Reaction wachruft. Aber solche Aeußerlichkeiten, zu deren Erwähnung mich wohl nur die Neuheit der Beobachtung veranlaßt hat, werden mehr als paralysirt durch einen sanften, überaus milden Charakter; nicht eine Spur von so berechtigtem Stolze vermag ich in der Dame zu finden und ihr Verkehr mit dem Dienstpersonal ist von einer Rücksicht erfüllt, daß ich glauben möchte, selbst der Zorn könnte dieser ursprünglich wohl sanguinisch angelegten Natur keine heftigere Regung entlocken.

Um die Behaglichkeit meiner Lage zu erhöhen, habe ich mit vortrefflichen, gut erzogenen Schülern zu thun, zwei Knaben und zwei Mädchen im

Alter von sechs bis zehn Jahren, ehrliche Kinder mit ritterlichen Regungen, die sich an mich schneller angeschlossen haben, als an die Gouvernante. Damit Du mit meiner täglichen Umgebung völlig vertraut wirst, habe ich über diese Dame nur noch zu bemerken, daß sie jung ist, aber finster und schweigsam. Wenn ich in den Tagen meines Hierseins überhaupt schon hundert Worte mit ihr gewechselt habe, so weiß ich davon kein einziges mehr. Hübsch ist sie schon gar nicht, denn mit diesem stereotypen Gefühlsausdrucke, der kein Lächeln zu kennen scheint, kann man gar nicht hübsch sein!

Eine schöne briefliche Leistung für den Anfang, wirst Du mir hoffentlich zugestehen. Aber Deine berechtigten Erwartungen wünschte ich zu sättigen und wenn es mit mir so weiter geht, körperlich meine ich wie geistig, so wirst Du Wunderdinge erleben. Laß Dir zum Schlusse noch sagen, daß ich sie schon gesehen habe, diese Gegenstände meiner sehnsüchtigen Träume, diese verlorenen, waldgekrönten Hügel, die sich aus Kiefern und Wachholder-Dickicht erheben, die Kornbreiten mit ihren sanftgeschwungenen Rücken unterbrechen, jene räthselhaften Grabstätten des Nordens, welche von einem Leben vor Jahrtausenden Zeugniß geben. Wenn ich wieder schreibe, mein Freund, weiß ich hoffentlich mehr davon und dann wirst Du von meinem äußerlichen Leben gerade so wenig zu hören bekommen, wie viel von meinem inneren Thun. Wenn Du kannst, vergilt meine Schreibseligkeit und bleibe, was Du alle Zeit warst

Deinem aufrichtigen Freunde

Ernst.

II.

Den 16. Juni 18 . .

Du hast schon recht; für das Sein des Menschen giebt es keine zwingendere Nothwendigkeit, als die Möglichkeit der Mittheilung; je einsamer im Leben, desto gewaltiger der Drang, desto ursprünglicher der Gewinn. Menschen, die im Gewühle des Tages, in großen Kreisen ihr Leben abspinnen, kommen nicht zum Bewußtsein dieses Bedürfnisses; dazu gehören ein Paar Einsame, wie wir, die Niemanden sonst haben, als einander; weltverlassene Waisen, Bücherwürmer, stumme Arbeiter; in solchen reagirt die innere Natur wie gährender Most; ich glaube, sie gingen am Sichselbstverschließen zu Grunde! Wir wollen also nicht gegenseitig abrechnen, Freund, sondern uns anthun, was wir Liebes können; Du sollst an der Länge meiner Briefe — das Einzige, wofür ich einstehen kann! — Dich gerade so sättigen dürfen, wie mich auf Deine künftigen dürstet . . .

Also zunächst die topographische Skizze, die Du verlangst. Donnerstuhl ist ein wunderliches, stilloses Conglomerat von Backsteinen, an dem sich ohne Zweifel viele Generationen der gräflichen Familie im Schaffen, Umbauen, Erweitern, Schmücken und Zerstören versucht haben. Viele Köche verdarben auch hier den Brei und es ist ein weitläufiges, verworrenes Haus daraus geworden, von dem man besser kein Aufhebens macht. Innerlich ist es

wohnlich, abgesehen von den unheimlichen Ecken, in die ich am liebsten nicht sehe, und reich eingerichtet; die Donnerstuhls können es sich leisten. Von der Lage ist auch nicht viel zu reden: mit dem Rücken lehnt es an einen recht gut gehaltenen Park, der sich in meilenweiter Föhrenforst fortsetzt; von vorn übersieht man das korntragende, flache Land bis zu einem blauen Strich am Horizont, der wieder Wald bedeutet. Darin ist wenig Wechsel, aber der Reiz dieser Gegend scheint überhaupt im Eintönigen zu liegen. Durch den Wald führt gegen Norden eine Fahrstraße, die in der Entfernung einer halben Stunde an der Düne endet. Wieder ein Anblick von absoluter Eintönigkeit. Das Meer, das sich von hier aus nach allen Seiten in das Unendliche dehnt, kaum daß einmal ein Fischerkahn das Bild belebt. Wald, Feld und Meer; wohin man sieht, stets der Eindruck des Endlosen, und, über Allem jener Friede, der nur im kleinen Raume gestört wird, ohne das Gesammtbild in seiner trägen Monotonie zu ändern. Allerdings, das Meer kann, wenn es will, durch diese zum Träumen verleitende Wechsellosigkeit einen Strich machen, und mit der Neugierde Eines, der aus dem Binnenlande kommt, habe ich eine starke Sehnsucht nach dem Anblick von Wellen, Wogen, wenn es sein kann, und nach dem Brausen des Sturmes. Sobald es einmal losgeht, werde ich mir selbst in der Nacht die Gelegenheit nicht entgehen lassen, das Gruseln zu erlernen, aber wie mir alle Welt sagt, ist die Aussicht vor dem Herbste verschwindend gering. Der erste Anblick des friedlichen Meeres ist immer eine halbe Enttäuschung; man hat es sich nicht denken können, daß diese Unendlichkeit in der Ruhe spiegelt, wie der Ententeich eines Dorfes, daß man eine Stunde lang am Strande stehen kann, die Fußspitzen im Wasser, ohne die Ferse zu benetzen. Aber dann, wenn man nicht mehr mit den Augen der Phantasie schaut, weitet sich das Herz doch an dem Schrankenlosen; diese Stille, dieser großartige Naturfrieden auf Meer und Land kann seine tiefe Wirkung auf Gemüth und Körper nicht verfehlen.

Ich glaube, daß diese Umgebung zur Winterszeit sehr melancholisch stimmen muß, aber mir lacht jetzt das Glück, den Frühling zum zweiten Male zu genießen; fast um vier Wochen später, als in unserem sonnigen Süden, aber nicht minder willkommen, weil er hier ein gewohnheitsmäßig nachhinkender Gast ist. Mit Italiens Himmel ist der unsere freilich nicht zu vergleichen, wie meine Hausgenossen sagen, und doch sieht man ihnen die Freude an, wieder zu Hause zu sein. Glückliche Menschen, welche nicht die Noth an die Scholle fesselt, denen der Wechsel erst den Reiz der Heimath recht zum Bewußtsein bringt!

Von dem Grafen kann ich sagen, daß er diesen Genuß mit wirklichem, sichtbarem Behagen auskostet. Er ist an sich wohl schon eine Natur, die dem Leben überall die beste Seite abgewinnt, aber es freut mich, dies auch in der häuslichen Beschränkung an ihm zu beobachten. Es hat sich ja auch hier schon eine Geselligkeit gebildet; Besuche sind gemacht und empfangen; ein Paar umwohnende Adelsfamilien gehören in diesen Kreis, von dem ich nicht

weiß, ob zufällige Umstände oder Absicht die bürgerlichen Elemente fernhalten; Stolz auf die Vorzüge der Geburt habe ich im Schlosse bisher nicht gespürt. Aber die Pflichten gegen diese Nachbarschaft werden nicht häufig geübt und ich finde nicht, daß man sie besonders hochschätzte; die Dame des Hauses schon gar nicht, aber auch nicht der Graf, dessen Neigungen sich an anderen Beschäftigungen bethätigen. Mit einer schönen Begeisterung stürzt er sich nämlich in die wirthschaftlichen Sorgen, reitet seine Felder ab, inspicirt die Ställe, conferirt mit allerlei Personen, die sicher bürgerlich und nicht immer von zweifelloser Reinlichkeit sind: kurz, er findet volle Befriedigung darin, ein Landedelmann zu sein, der sein Gut tüchtig bewirthschaftet.

Du wirst mir darin Recht geben, mein Freund, daß der bürgerliche Hochmuth nirgends stärker ist, freilich auch nirgends latenter, als in den Menschen, die etwas Ordentliches gelernt haben und Nichts besitzen, wie wir es sind; und dennoch ist dieser Hochmuth im Grunde genommen Nichts als erbärmlicher Neid auf Vorrechte, die nur durch Geburt und ohne persönliches Verdienst erworben werden. Ich kann mich selbst von solchen Regungen nicht freisprechen und nicht zum Wenigsten trug dies Bewußtsein dazu bei, mich zögern zu machen, als es sich darum handelte, in einem gräflichen Hause eine — offen gesprochen doch immer dienende Stelle anzunehmen. Aber wenige Wochen haben hingereicht, mich zu bekehren; der Graf hat mir schon jetzt den Beweis geliefert, daß es Edelleute giebt, die es zu sein verdienen, weil sie die Pflichten des Adels erfüllen und dabei die volle Berechtigung unseres Standes würdigen und anerkennen. Du wirst ihn ja kennen lernen, wenn nicht persönlich, dann wenigstens aus meinen künftigen Briefen. Um eine Stufenleiter zu finden, wie die Menschen hier mein Interesse wach rufen, so denke ich dereinst, wenn ich scheide — es hat vorläufig noch Zeit damit! — die meisten und angenehmsten Erinnerungen von dem Grafen mitzunehmen, erst dann von der Gräfin und zu allerletzt — es ist ein großer Raum dazwischen! — von Fräulein Gabriele, der Gouvernante. Von meinen Schülern ganz abgesehen, versteht sich. Was die letzterwähnte junge Dame betrifft, so denke ich, ist sie für alle künftigen Briefe abgethan, wenn ich Dir am Schlusse dieses sage, daß sie mir noch Nichts anderes gezeigt hat als am ersten Tage meines Hierseins, nämlich ein finsteres, verschlossenes Gesicht, das vom Lächeln keine Ahnung hat, keinen Menschen ansieht, nicht einmal verräth, daß Dinge, die gesprochen werden, zum Bewußtsein der nicht beneidenswerthen Besitzerin gelangen. Ich habe es längst aufgegeben, mit der Dame ein freundschaftliches Verhältniß anzuknüpfen, wie es das enge Zusammenleben und die Aehnlichkeit unserer äußeren Lage von selbst ergeben müßten, und obgleich sie meinetwegen unbesorgt sein kann, meidet sie mich noch obenein wie einen Gegenstand, der fremd und störend in ihr Leben eingetreten ist. Aber bei Tische drängt sich mir die Wahrnehmung auf, daß ihr Verhalten dem gräflichen Paare gegenwürdigt gleiches ist. Sie giebt nicht mehr in die Unterhaltung hinein, als ihr abgenöthigt wird; wenn nicht die Wißbegierde der Kinder sie in Anspruch

nähme, ich glaube, wir hörten überhaupt kein Wort von ihr. Ich kann es der Gräfin nicht verargen, wenn ihr, der feinfühligen und hochgebildeten Dame, eine solche Natur nicht sehr sympathisch ist; sie läßt das mit einer gewissen Nüance ihres Benehmens gegen die junge Dame ein wenig merken, wenn auch vielleicht unabsichtlich; in ihrer Stimme fehlt, wenn sie zu der Gouvernante spricht, jener Klang von herzlichem Wohlwollen, der so angenehm berührt, es fehlt auch in ihrem Gesichte der lächelnde Zug, den sie sich oft in Schmerzen abzuringen scheint. Ich kann der Gräfin daraus keinen Vorwurf machen, bewundere aber doppelt den Grafen, der mit seinem Benehmen gegen Fräulein Gabriele ersetzen zu wollen scheint, was seine Gattin versäumt. Nicht etwa durch Freundlichkeit, sondern er verfügt zu diesem Zweck über eine Art ritterlicher Zartheit, die überall sonst ihre Wirkung nicht verfehlen würde.

Damit hast Du des Längeren von den Menschen gehört, die meinen täglichen Umgang bilden, und, wie mir jetzt erst klar wird, nicht zum wenigsten von Derjenigen, mit der ich eigentlich keinen Umgang pflege. Ein nächstes Mal von anderen Dingen; hoffentlich habe ich bis dahin Etwas erlebt, was in mein langweiliges Geschreibsel willkommene Abwechselung brächte!

III.

Den 21. Juni 18..

Als ich in meinem letzten Briefe die Sehnsucht nach Erlebnissen verrieth, dachte ich nicht entfernt an das, was kommen sollte; daß das Neue von einer Seite an mich herantreten würde, von der ich es am wenigsten erwartete, hat mich wieder um eine Lebenserfahrung reicher gemacht: nicht für Sein zu halten, was Schein ist, und sich nicht eher zum Glauben zu kennen, ehe nicht die sichere Erkenntniß gekommen ist. Wir beide, denen jede theologische Anlage abgeht, können ja solche intime Bekenntnisse wechseln! Aber ich bereute es nicht, jenen Brief geschrieben zu haben, auch dann nicht, wenn Du mit diesem zu Ende sein wirst. Die Befriedigung, sich auf Irrwegen zur Wahrheit durchzuarbeiten, ist größer als der mühelose Genuß, nicht geirrt zu haben.

Zur Sache denn! Ich erzählte Dir schon, mit welchem Entzücken ich mich dem Anblicke der kleinen Bergkuppen hingegeben hatte, unter denen ich mit gutem Grunde Hünengräber vermuthen durfte. Die Möglichkeit solchen von Angesicht zu Angesicht noch unbekannten Wundern zu begegnen, half Dir unbewußt, mich zu dem ganzen Reiseabenteuer zu überreden und die Gewißheit, in mitten dieser Räthsel zu leben, versöhnte mich mit der vollbrachten That schneller, als meine sonstige Lage. Wenn Du Dir von dem Grafen eine zutreffende Vorstellung machen konntest, wirst Du begreifen, daß meine ersten, schüchternen Andeutungen auf fruchtbares Land bei ihm fielen. Er hatte von diesen Dingen reden gehört; man vermuthete, daß hie und da im Lande ein solcher Hügel in der That ein Hünengrab sei, überzeugt habe sich

noch Niemand davon. Ich erhielt ohne Zaudern jede beliebige Vollmacht, auch Leute zum Graben, wenn sie entbehrlich waren, nur die Saat mußte geschont werden. Ich sollte von meinen Erfolgen berichten; er verstände zwar Nichts von der ganzen Sache, aber es interessire ihn, weil es seinen Grund und Boden anginge. Als ich obenein noch die nicht erbetene Zusage bekam, als mein Eigenthum betrachten zu dürfen, was ich fände, ging ich auf mein Zimmer, rieb mir eine Viertelstunde lang die Hände und lächelte unaufhörlich vor mich hin. Ein wenig albern, wirst Du sagen, aber, da ein Geizhals seine Freude am heimlichen Gelde ohne Zweifel ebenso ausdrückt, so verfügte ich bei der frappanten Aehnlichkeit meiner Lage mit einem solchen über keine andere Methode. Darüber ließ ich acht Tage verfließen und dachte natürlich nicht daran, graben zu lassen. Natürlich, sage ich, weil es meiner Natur entspricht. Als ich ein Kind war, in einem Alter, in dem man noch nicht der Sprache mächtig ist, soll ich gerade so gewesen sein. Wenn meine Mutter mir eine Leckerei gab, war mir der bloße Anblick der vollste Genuß; ich ließ die Augen sich sättigen, ich betastete die Gabe mit den Händen, zaghaft, in glücklichster Erregung; ich legte es wieder vor mich und meine Freude machte sich in stürmischen Bewegungen, in Lauten kund. Erst wenn diese Empfindung gründlich durchgekostet war, kam allmählich das Verlangen, auch mit den anderen Sinnen zu genießen, aber dieser letzte Act war nicht viel mehr, als ein mechanischer Vorgang, das bischen Geist in mir war schon wieder bei anderen Dingen. So war ich als Kind, sagten meine Eltern, und so bin ich heute noch. Die Gewißheit genießen zu können, ist mir köstlicher, als die That, ein Beweis dafür, wie das Ideale mich beherrscht und das Reale erst sehr viel später zu seinem Rechte kommt. Leider, füge ich hinzu!

Als unumschränkter Besitzer aller Hünengräber auf Donnerstuhlschem Territorium habe ich indessen nicht nur platonisch geschwärmt, sondern die Zeit auch benutzt, Alles, was ich in der Hast an Literatur über diesen Gegenstand auftreiben konnte, zu studiren; diesmal nicht mehr so objectiv, wie daheim, sondern mit einem Auge aus dem Fenster, wo drüben inmitten der Roggenfelder ein kleines Gehölz eine Bergkuppe umgiebt. Am neunten Tage fühlte ich mich endlich gesattelt genug, um an das erste Unternehmen dieser Art zu gehen, und als ich an diesem Tage keine Arbeiter bekommen konnte, verfiel ich in ernsthafte Verstimmung. Ob es anderen Leuten ebenso ergeht, weiß ich nicht, aber in mir sind Verlangen und Entschluß zwei verschiedene Dinge. Das erstere tritt plötzlich und ganz souverain auf, aber es braucht nicht gestillt zu werden, bevor nicht mit viel größerem Zeitaufwande der Entschluß in mir gereift ist. Mit einem unbefriedigten Verlangen ist mir nur unbehaglich zu Muthe, weil ich Etwas in mir werden fühle, aber wenn der Entschluß auf das erste Hinderniß stößt, fühle ich lebhaften Schmerz.

Ich hatte eine schlaflose Nacht zu überwinden und am nächsten Tage einige Stunden der pflichtmäßigen Arbeit, ehe ich meine Schatzgräberei be-

ginnen konnte. Erst in der frühen Nachmittagsstunde machte ich mich mit zwei Arbeitern auf den Weg; eine für meine Ungeduld weite Strecke durch die Kornfelder, dann betrat ich den geheiligten Boden. Es war ein Kiefernwäldchen von nicht mehr als hundert Schritten im Durchmesser, am Rande von Gebüsch gesäumt. In der Mitte erhebt sich eine grasüberwucherte Hügelgruppe, drei Kuppen, die mittlere die höchste; nur kleines Gesträuch wächst darauf, kein Baum. Ich hatte meine Leute schon unterwegs mit der nöthigen Instruction versehen und dafür ein kaum verhehltes Lächeln geerntet; die beiden Wackeren waren mit ihrer Meinung über das dumme Zeug ohne Zweifel schon fertig. Dann ging es an die Arbeit und Du kannst Dir denken, daß Keiner den Spaten eifriger rührte, als ich.

Da ich die Absicht habe, Dir für heute von einem kleinen Erlebnisse zu erzählen, das zu der Grabstätte nur in zufälliger Beziehung steht, so begnüge ich mich zu sagen, daß wir den Hügel zunächst von oben angingen, und als wir nach Verlauf einer Stunde einige Fuß Erdreich überwunden hatten und auf die erwartete Steinanhäufung trafen, zu einem seitlichen Stollen unsere Zuflucht nahmen. Die Details dieser fieberhaft anregenden Beschäftigung übergehe ich hier, weil ich selbstverständlich eine Arbeit darüber schreiben werde. Stelle Dir also vor, daß wir uns halb in den Berg hineingewühlt hatten, jeden Augenblick gewärtig, auch hier auf den Steinkranz zu stoßen, und daß ich mich in einer Pause, die mir die angestrengte Thätigkeit aufnöthigte, zweck- und ahnungslos umschaute. Dabei fiel mein Blick auf eine Art Rasenbank, nicht zwanzig Schritt von mir, und darauf saß die Gouvernante, ein Buch in der Hand, aber die Augen, wie man sich denken kann, auf uns geheimnißvolle Schatzgräber gerichtet. Ich war ein wenig überrascht, aber da die junge Dame keine Meine verzog, ärgerte ich mich wieder, und überlegte einen Augenblick, ob ich sie nicht ganz ignoriren sollte. Der bessere Mensch in mir siegte jedoch, ich stellte den Spaten bei Seite und ging mit meinem lustigsten Gesichte zu dem Mädchen. Und nun entwickelte sich zum ersten Male zwischen uns eine Art von Unterhaltung, die ich Dir möglichst gedächtnißtreu wiedergebe, weil sie einigermaßen interessant ist. Mit der mir eigenen Bescheidenheit bemühe ich mich, meine geistreichen Redewendungen nach Möglichkeit abzuschwächen.

„Sie wundern sich ohne Zweifel über unsere sonderbare Thätigkeit?“ fragte ich. „Ich begreife sie wirklich nicht!“ sagte sie, und da man selten den Vorzug hat, so viele zusammenhängende Worte von ihr zu hören, so kam mir der Gedanke, daß die Neugierde eine Evastochter gesprächig machte, und ich nahm danach meine Position! Ich nickte also mit überlegener Würde und sagte: „Wenn Sie die Bedeutung dieses Hügels nicht kennen, muß Ihnen unsere Arbeit allerdings ein Räthsel sein. Wir sind im Begriff ein Grab aufzudecken.“ Ich hatte Etwas wie einen leisen Schreck bei ihr vorausgesetzt, aber ich irrte mich vollständig. „Ein Grab?“ fragte sie so einfach, als ob es sich um die gleichgiltigsten Dinge handelt. „Ein Hünengrab!“ belehrte

ich sie. „Eine Grabstätte, die seit einer ungemessenen Zahl von Jahrhunderten unberührt liegt, eine Ueberlieferung vorhistorischer Zeiten!" Ich war schon wieder auf falschem Wege, wie mir gleich klar wurde. Denn anstatt über meine andeutungsweise Gelehrsamkeit zu erstaunen, nickte sie kurz mit dem Kopfe und sagte einfach: „Ich weiß!" Ich machte also mit vieler Natürlichkeit den Ueberraschten, brachte ein paar Redensarten hervor darüber, daß ich bei einer Dame solche Kenntnisse nicht vermuthet hätte, und als auch das keinen Eindruck auf sie machte, lud ich sie endlich ein, sich das Ding näher anzusehen. Das that sie denn auch mit derselben Ruhe im Gesicht und in der Bewegung, die sie für gewöhnlich so unausstehlich macht, und trat an unsere Höhle heran, wo die beiden Arbeiter seit wenigen Minuten auf den Steinkranz gestoßen waren, dessen einzelne Steine sie hinter sich warfen. „In welcher Tiefe ist die Grabkammer zu erwarten?" fragte sie mich, worauf ich ihr mit einiger Breite auseinander setzte, daß man aus verschiedenen Gründen das nicht genau vorher wissen könnte. Nun sahen wir eine Weile den Arbeitern zu, welche noch immer beschäftigt waren, die Steine zu beseitigen, dann kletterte ich auf die Höhe, um zu sehen, wie weit unsere beiden Abgrabungen von einander entfernt seien, und als ich wieder herunterkam, hielt das Mädchen einen Gegenstand in Händen, den sie mir mit den Worten gab: „Das habe ich zwischen den Steinen gefunden." Du magst Dir meine Ueberraschung vorstellen, als ich einen schweren, metallenen Körper in der Hand hielt; und wie ich die Erde abstreifte, hellen Goldglanz hervorkommen sah; in einer halben Minute hatte ich eine Spange in Leierform herausgewischt, ein ausgezeichnetes Stück alter Goldschmiedekunst, mit prachtvollen Laubornamenten. Ich glaube, daß mir vor Aufregung die Kniee zitterten. „An dieser Stelle?" fragte ich, worauf sie sich bückte und einen der zurückgelegten Steine aufhob, an dem noch deutlich die Stelle sichtbar war, wo der Fund mit Erde daran gekittet gewesen und vermuthlich durch die Erschütterung abgelöst war. „Sie ahnen nicht, Fräulein, welchen köstlichen Fund Sie gemacht haben!" mußte sich bei mir endlich die Empfindung Luft machen und nun schwatzte ich eine Weile allerlei unklares Zeug über Spangen, Muster und Bronze, untermischt mit verschiedenen kühnen Hypothesen, die ich in der Geschwindigkeit ausbrütete, bis ich endlich, von einer unglaublichen Anwandlung von Edelmuth befallen, ihr diesen Erstlingsfund zum Geschenke anbot. Aber das war mein größter Mißgriff bei diesem ganzen Abenteuer; zum ersten Male sah ich eine wirkliche leidenschaftliche Empfindung aus ihr hervorbrechen; ein zorniger Strahl ihrer Augen traf mich und dann sagte sie mit einem unsäglichen Ausdruck von Verachtung: „Gold! Was soll mir Gold! Ich brauche keine Schätze!"

Ich nenne das kurz angebunden, aber in der Freude darüber, daß mein unvorsichtiges Anerbieten so nachdrücklich zurückgewiesen wurde, daß ich es anstandshalber nicht zu wiederholen brauchte, schwebte mir ein frivoler Scherz über die Zweideutigkeit des Wortes „Schätze" auf der Zunge, den ich glück-

licherweise noch verschluckte. „Aber ein solcher Schatz, Fräulein, dessen Werth nicht im Golde liegt! Ein Stück, von unermeßlichem Alter, ein Wort, das das Grab nach tausendjährigem Schweigen an uns richtet!“ sagte ich mit sanftem Vorwurf. „Kann das ein Schatz sein, was die Gräber zu uns sprechen?“ fuhr sie zornig auf. „Haben Sie niemals davon gehört, daß Gräber auch fluchen können? Die Lust an solchen Schätzen kann Einem das Leben verleiden!“ Soweit war die Erregung unwillkürlich; nun sah ich, wie sie sich zwang, ruhig zu werden und dann setzte sie mit verhaltener Stimme hinzu: „Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Funde und weiteren guten Erfolg!“ Damit ging sie, aber vorher, mein Freund, hatte sie mich mit einem Lächeln angesehen, das erste, das mir beschieden war, mit einem sanften, klagenden Lächeln, unter dem die Züge ihres Gesichtes sich zu einem wohlthuend weichen Ausdrucke glätteten, zu dem ihre Augen groß, dunkel, ich möchte fast sagen in Thränen glänzend strahlten, ein Lächeln, das in mir die überraschende Empfindung wachrief, daß dies Mädchen ein inneres Leid unter der Maske finsterer Verschlossenheit verbarg.

Siehst Du, mein Freund, ich bin bekanntlich keine Größe im Punkte der Liebe; ich bin ein Wenig spröde oder auch kalt und vor dem Verdachte, mich in die erste beste Gouvernante zu verlieben, wird mich hoffentlich mein Renommée bewahren. Ich denke nicht an solche Kinderthorheiten; aber mit vollster Unbefangenheit muß ich bekennen, daß ich das Mädchen mit diesem Lächeln des niedergekämpften Jammers schön fand und daß mich eine Regung tiefsten Mitleids beschlich. Ich bin ihr nun nicht etwa nachgelaufen, wie sich das für einen „Don Juan um jeden Preis“ passen würde, sondern ich steckte meine Goldspange eiligst in die Tasche und fiel wie ein Geizhals über die Steine her.

Zwei Dinge hoffe ich am Schlusse dieser etwas verlängerten Epistel glücklich erreicht zu haben. Erstens brennst Du natürlich auf das Schlußresultat meiner Schatzgräberei und in diesem Zustande beabsichtige ich Dich zu lassen, bis Dir ein sorgfältiges Manuscript über meine wissenschaftliche That weitschweifige Belehrungen giebt. Und zweitens bist Du auf das Mädchen mit dem vereinzelten Lächeln neugierig geworden und, offen gestanden, ich auch ein Wenig. Ich habe zwar trotz des Mitgefühls, dessen ich fähig bin, eine instinctive Abneigung gegen Alles, was Kummer heißt, offenbar aus demselben Grunde, aus dem man Sonnenglanz lieber sieht, als bewölkten Himmel; aber unser Zusammenleben im so engem Kreise erfüllt mich mit der Besorgniß, daß ich das Geheimniß dieses steinernen Gesichts, das so herzbewegend lächeln kann, eines Tages erfahren werde. Nur in dem Bewußtsein, daß jener verborgene Kummer keine Beziehung zu mir hat und haben wird, kann ich mich leichter mit einer Aussicht abfinden, die zu verstärken ich durchaus nicht gewillt bin.

IV.

den 28. Juni 18..

Fast gereut es mich, meinen letzten Brief geschrieben zu haben, und dann sage ich mir wieder, daß man sich als Freund dem Freunde geben muß, wie man ist: menschlich, also irrend! Damals war nur eine Empfindung stark in mir: die Freude über meine Entdeckungen in dem Hünengrabe; dagegen blieb alles Uebrige im Schatten, und das Mitgefühl mit einem unglücklichen Weibe wird in dem frivolen Tone meines Briefes wohl untergegangen sein. Heute ist das anders, und daran kannst Du erkennen, daß Dein Freund ein Mensch ist, der sich wieder auf den rechten Weg findet.

Von besonderen Erlebnissen weiß ich nicht zu berichten, aber urtheile selbst, ob das, was ich zu erzählen habe, nicht Schritte der Entwicklung sind. In einem Punkte hatte ich mich geirrt, als ich nämlich glaubte, daß das planmäßige Aufwühlen eines Hünengrabes eine Leistung sei, die man ohne Beschwerde zum zweiten Frühstück zu sich nimmt. Ich bin auch heute noch bei dem ersten Hügel und zwar mit Eifer und täglicher Arbeit. Wir haben natürlich die Grabkammer längst erreicht, einen Steinsarg aufgedeckt, darin die Knochenreste zweier menschlicher Körper und an sonstigen Funden eine überraschend reiche Menge, was mich vorläufig darüber belehrt, daß man mit achttägigem Buchstudium keiner Wissenschaft auf den Grund kommt. Seit Tagen schon beschäftigt mich die Aufgabe, auch den letzten Stein der Hügelanhäufung über dem Sarge umzuwenden, und auch diese Arbeit hat sich reichlich gelohnt. Ob ich mit diesem ersten Unternehmen einen besonders glücklichen Griff gethan habe oder ob alle die Gräber, welche meiner noch warten, ebenso glänzende Ausbeute versprechen: jedenfalls bin ich auf der Höhe des Interesses und kann meine pflichtmäßigen Tagesarbeiten noch immer nicht ohne das Gefühl verrichten, daß die Zeit besser anzuwenden wäre.

Es ist merkwürdig, daß diese einsamen Forschungen — ich brauche keine Hilfe mehr, da die schwerste Arbeit mit dem Grabscheit gethan ist! — mich in nähere Beziehungen zu Fräulein Gabriele bringen sollen. Daß es nur ein Spiel des Zufalls ist, lehrt der Augenschein; ich habe mich an diesen Grabhügel zuerst gemacht, weil er der nächste zum Schlosse ist, von meinem Fenster aus deutlich sichtbar; und die junge Dame hat ohne Zweifel schon seit langem die Gewohnheit, an derselben Stelle eine einsame Nachmittagsstunde zu verbringen. Der Park hinter dem Schlosse wäre wohl bequemer, aber hier tummeln sich die Kinder und mit dem Maßstabe meines eigenen Bedürfnisses kann ich es ermessen, wie gewaltig der Drang nach Augenblicken des Alleinseins werden muß. Das kleine Gehölz, welches den Grabhügel umgiebt, der einzige schattige Fleck inmitten weiter Kornbreiten, hat seinen lauschigen Reiz; Gebüsch ringsum hindert den Einblick und eine Rasenbank darin, über die sich gleichfalls Buschwerk wölbt, könnte auch mich anziehen. Erst später, als ich wahrnahm, daß der Besuch dieses Platzes zu den Lieblingsgewohnheiten der schweigsamen Dame gehört, ist in mir das Schuld-

bewußtsein gedämmert, daß ich ein rücksichtsloser Eindringling in dies Heiligthum geworden bin; mehr als das: ein Entweiher, denn, seit in dem Hügel tiefe Klüfte gähnen, darinnen die beraubte Grabhülle zweier Todten, deren Gebeine selbst meine Habgier reizten, seitdem die Steine in Haufen wüst umherliegen, müßte, schien es mir, der Platz seinen Zauber eingebüßt haben. Und doch sitzt das Mädchen hier jeden Nachmittag; sie schaut mit finster zusammengezogenen Brauen meinem Zerstörungswerke zu, aber vertreiben läßt sie sich nicht. Du kannst Dir vorstellen, daß sich im Laufe einer Woche gewisse Beziehungen zwischen uns gebildet haben, die vom Vertrautsein, auch nur vom harmlosen Verkehr himmelweit entfernt sind; aber sie sind immerhin von solcher Art, daß ich bekennen muß, dies seltsame Mädchen ist als beachtenswerther Factor in mein Leben eingetreten, sie gehört schon zu den wenigen Menschen, die mich in diesem einsamen Erdenwinkel beschäftigen. Eins merkte ich sehr bald, daß die Dame nämlich mehr zu sprechen im Stande ist, als die drei Worte, die man im Schlosse von ihr zu hören bekommt. Sie nimmt am Fortschreiten meiner Arbeit nur oberflächlichen Antheil, aber ein Gespräch kommt jedes Mal in Gang, wenn wir uns dort draußen treffen; es ist mir sogar schon begegnet, daß ich die Zeit mit ihr verplaudert habe. Glaube nicht, mein Freund, daß dies Verhältniß irgend etwas mit dem Herzen zu thun hat; ich betrachte das Mädchen als eine interessante Studie, und da sie offenbar traurige Erfahrungen hinter sich hat, so kommt eine Regung der Theilnahme hinzu, wie ich sie vielleicht jedem anderen Mädchen, dem das Unglück beschieden wäre, Gouvernante zu sein, gleichfalls widmen würde. Sonst sind unsere Beziehungen die nüchternsten, die man sich denken kann. Wir reden von wissenschaftlichen Dingen, und ich bewundere oft, wie vortrefflich sie in allerlei Disciplinen Bescheid weiß, von denen mir unter der philologischen Hochfluth nur noch Bruchstücke übrig geblieben sind. Wenn es besonders lebhaft zwischen uns zugeht, lassen wir uns wohl gelegentlich auf philosophische Speculationen ein, aber wenn ich schon auf das Peinlichste dabei den Punkt vermeide, der zwischen Leuten verschiedenen Geschlechts nicht mehr mit Unbefangenheit behandelt werden kann, so scheint dies Gebiet der speculativen Welt — und Menschenbetrachtung für die Dame gar auf Schritt und Tritt mit Fußangeln besäet zu sein. Sie ist bei solchen Gelegenheiten finsterer als sonst und eine Pessimistin vom reinsten Wasser, unduldsam, von einer unweiblichen Entschiedenheit, die verletzen müßte, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß sie ihre letzten und besten Gründe für sich behält. Anfangs kam mein bischen Eitelkeit dabei stark in das Gedränge, da ich mir sagte, daß man doch nicht fünf Semester in Philosophie gemacht hat, um vor den unbeweisbaren Behauptungen eines Mädchens die Segel zu streichen; aber nach und nach wurde ich im Gefühl meiner theoretischen Ueberlegenheit nachsichtiger und mache ihr jetzt gern das Zugeständniß, daß sie in ihrem praktischen Fall Recht haben mag. Ich gehe übrigens solchen Gesprächen am liebsten aus dem Wege, denn dabei ist auf ein Lächeln von ihr nicht mehr zu rechnen.

Wenn ich nicht irre, ließ ich mich in einem früheren Briefe zu der Uebereilung hinreißen, zu sagen, daß sie häßlich sei. Ich muß mich corrigiren. Sie ist mittelgroß, alle Linien in Harmonie und wenn ich nicht irre auf dem Uebergange zu einer maßvollen Fülle begriffen. Halb Mädchen, halb Weib, man könnte in Zweifel sein. Und an dem Kopfe ist eigentlich nichts häßlich, als der todte, abwesende Ausdruck; seit ich den Vorzug genieße, in dies Gesicht das Leben zurückkehren zu sehen, finde ich es sehr anziehend. Woher nun dieser Wechsel der Meinung, ist schwer zu sagen; das ganze Ensemble der Züge war von jeher harmonisch, ein Kenner auf diesem Felde würde es vielleicht hübsch oder gar schön nennen. Aber das ist eine passive Eigenschaft; anziehend, also handelnd und eine Reaction erweckend, fand ich in dem Gesichte erst sehr viel später die Augen, große, tief dunkle, feucht glänzende Augen, die sie leider so selten aufzuschlagen pflegt, daß Wochen darüber vergangen sind, ehe ich mir über die Wirkung derselben klar wurde. Diese Augen legen von einem innerlichen Leben mehr als beredtes Zeugniß ab; dahinter steckt Verstand, Energie und vermuthlich auch Gefühl, obgleich das Mädchen davon so wenig wie möglich merken läßt.

Es giebt verschiedene Wege, am Menschen Interesse zu gewinnen. Der Eine schleicht sich allmählich in das Herz ein, oft wider Willen, oft unmerklich, und wenn man vor der vollendeten Thatsache steht, findet man, daß es die sanften, leidenschaftslosen Gemüthsseiten sind, die uns gefesselt haben. Bei dem Anderen geht Alles in Sprüngen; manchmal packt der erste Anblick, ein andres Mal gehören Ereignisse dazu, selbst wenn sie auch nur zufällig von außen herantreten. Ich glaube, der erste Weg ist der bessere, weil er Dauer verspricht, und das Gefallen auf einen Ruck trägt häufig den Keim der Enttäuschung in sich. Ich stelle diese Betrachtung hier an, weil sie auf mein Verhältniß zu Gabrielen paßt; ein großes Stück der Arbeit, sie in den Vordergrund meiner Interessen treten zu lassen, hat unser langsames Kennenlernen gethan; ein anderes Stück ist wohl durch zufällige Dinge gefördert worden. Mit diesen letzteren meine ich das Verhalten des gräflichen Paares gegen das Mädchen, das mir Anfangs so unverfänglich wie möglich schien und nun, da ich bei näherer Bekanntschaft ein wenig sorgfältiger beobachtet habe, zu denken giebt.

Ich schrieb Dir schon, was für eine milde, gütige Dame die Gräfin ist, aber ich wußte damals noch nicht, daß sie diese Eigenschaften gegen die Gouvernante um ein merkliches Maß modificirt, und zwar mit unverkennbarer Absicht selbst im plötzlichen Wechsel. Als ich meine Wahrnehmungen zum ersten Male machte, suchte ich nach Bestätigung; man kann sich bei einer kränklichen Frau in kleinen Aeußerlichkeiten täuschen, sagte ich mir; beobachten wir, mit welchen Blicken die Gräfin auf die Erzieherin ihrer Kinder sieht. Und da traf ich auf Etwas, das mir ein Räthsel war und noch ist. Diese beiden Menschen sehen sich überhaupt nicht in das Auge; es scheint eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen ihnen, daß sie nur abgewandten oder gesenkten Angesichts

mit einander reden wollen. Von Gabrielen darf das kaum Wunder nehmen, denn es giebt nicht viele Menschen, die mit mir den Vorzug theilen, ihr in die Augen sehen zu dürfen, aber die Gräfin mit ihrem ehrlichen, liebenswürdigen Gesichte handelt hierin offenbar mit Bewußtsein. Und noch mehr des Räthselhaften: die Augen der Frau suchen das Mädchen, wenn es unbeobachtet geschehen kann, und alsdann liegt in ihnen ein Ausdruck, der mir unheimlich ist; soll ich ihn fragend, argwöhnisch, gar feindlich nennen? Zwischen diesen beiden Menschen giebt es Etwas, was ich nicht kenne, dessen sie sich aber Beide bewußt sind; ich meine, daß es keine unabänderliche That ist, denn eine solche würde sie längst auch räumlich geschieden haben, sondern vielleicht ein Argwohn, ein Verdacht, aus dem man noch nicht die letzten Folgerungen zieht. Wenn ich einen solchen heimlichen Blick der Gräfin erhasche, beschleicht mich das Gefühl, daß der latente Conflict eines Tages zum Ausbruche kommen könnte; ob es dann ein reinigendes Gewitter sein wird, ob ein Zusammenhang besteht zwischen diesem persönlichen Verhältnisse Beider und der unnatürlich verschlossenen und verdüsterten Stimmung des Mädchens, ob vielleicht gar ein Unglück, eine Katastrophe, ein unversöhntes Scheiden die Folge sein wird: diese Gedanken beschäftigen mich oftmals und mit innerlicher Betheiligung meiner selbst, denn gern würde ich Gabrielen aus meinem Lebenskreise nicht mehr verlieren.

Du siehst, mein Freund, daß auch die kleine Gemeinschaft, in welche ich unter dem Eindrucke des harmonischen Friedens trat, Abgründe birgt, von denen ich nur wünschen möchte, daß das Verderben nicht darin lauert. Jetzt, da ich im Begriff bin, meinen schon allzulangen Brief zu schließen, kommt mir erst der tröstliche Gedanke, daß ich bei diesen kleinen Wahrnehmungen vielleicht zu schwarz sehe und mich hineingeträumt habe in ein künstliches Interesse für ein Mädchen, das in Wahrheit doch weit von dem Ideale entfernt ist, mit dem meine Phantasie sich sonst zu beschäftigen pflegte. Ein nächstes Mal, mein einziger Freund, wirst Du mich wieder kühl bis an's Herz hinan finden!

V.

Donnerstuhl, den 7. Juli 18 . .

Ob Du mir den Vorwurf schon gemacht hast, daß sich in meinen weitschweifigen Briefen nicht der Raum findet, meiner Zöglinge zu erwähnen, weiß ich nicht; mir ist es Entschuldigung genug, so vieles andere auf der Seele zu haben, was zur Mittheilung drängt; Angesichts einer letzten Briefseite ist mir noch jedesmal die Empfindung gekommen, daß ich nicht ausgeredet habe, daß ich Vieles für eine nächste Gelegenheit versparen mußte, was alsdann wieder vor dem Neuen zurückwich. Aber heute spielen die Kinder eine Rolle in dem kleinen Ereignisse, das kaum eines ist und mich doch so seltsam bewegt hat. Mir scheint, als ob im Frieden der Natur und im engen, immer gleichen Umgangskreise die Seele des Menschen in sich zusammenkriecht, schreckhaft wird, wie ein verzärteltes Kind; erst im großen Treiben

der Welt härtet sich auch dieser Theil unseres Daseins, im guten und schlechten Sinne, zum Wohl und zum Wehe, je nachdem die Erfahrung herantritt. Ich habe, seit ich auf Donnerstuhl lebe, sicherlich eine solche innerliche Rückbildung erfahren, denn mich ergreifen minutiöse Vorgänge, die ich vordem, wenn ich sie überhaupt beachtete, im Treiben des Tages schnell wieder vergaß, hier habe ich ja Zeit, sie in mir zu verarbeiten., es ist nicht leicht, hier gestört zu werden.

Die Geschichte ist so harmlos wie möglich; aber wenn Du am Schlusse bist, bitte ich Dich, diese kühle Einleitung noch einmal zu lesen, nur, um Dir das Zugeständniß abzuringen, daß ich in der Selbstbezwingung da, wo es eigentlich an Sturm mahnt, auf dem Wege des Fortschritts bin.

Wir hatten, um zur Sache zu kommen, gestern einen für diese Jahreszeit seltenen Tag: Westwind mit Regen, schließlich Sturm. Die mütterliche Fürsorge der Gräfin duldet nicht, daß die Kinder bei solchem Wetter das Haus verlassen, sie hatte auch gestern beim Frühstück die Mahnung nicht versäumt. Die Kinder sind musterhaft erzogen, folgsam und offen; ich habe niemals den Versuch einer Lüge, nie Ungehorsam wahrgenommen. Man speist im Schlosse, wenn nicht größere Gesellschaft ist, um zwei Uhr; der Glockenschlag einer alterthümlichen Gehäuseuhr, die auf dem unteren Corridor steht und sich überall hörbar macht, erinnert Jeden an eine Prüfung der Toilette und fünf Minuten später tritt man in den kleinen Speisesaal; die Gräfin läßt niemals auf sich warten, dieser Theil unseres täglichen Lebens spielt sich wie ein gut gehendes Uhrwerk ab. Die Anordnung der Plätze ist gerade so stereotyp, wie die Zahl der Stühle; die Gräfin nimmt die Mitte der langen Tischseite, zu ihrer Rechten sitzt der Graf, zur Linken der älteste Sohn; gegenüber die ältere Tochter in der Mitte, die Gouvernante links, ich rechts von ihr; an den schmalen Seiten die beiden anderen Kinder, mir zunächst das Mädchen, gegenüber der Knabe. So war die Reihenfolge auch gestern, aber was beim Eintritt der Gräfin einen Augenblick nicht bemerkt war, verrieth der leer bleibende Stuhl: das jüngere der Mädchen fehlte.

„Wo ist Gertrud?“ fragte die Gräfin, und da diese Frage an die jüngere Tochter gerichtet war, so senkte die Gouvernante die Augen, die sie einen Moment erhoben hatte, und schwieg. „Sie ist nur einen Augenblick in das Schlafzimmer gegangen, Mama!“ versicherte das Mädchen. Es verging eine Minute, während welcher die Suppe erschien und dann öffnete sich die Thür, um die athemlose Gertrud einzulassen. Das Unglück wollte, daß die Gräfin, sonst ein argloses Gemüth, diesmal Verdacht zu haben schien und daß ihr erster Blick diesen Argwohn bestätigte, denn die Schuhe des jungen Mädchens trugen die Spuren von feuchtem Sande an sich. „Du bist im Garten gewesen?“ fragte die Gräfin streng, wie ich sie noch nie gesehen habe, und dabei flog eine Röthe über ihr Gesicht, die innere Erregung verrieth. Das Kind senkte mit verlegenem Lächeln den Kopf und sagte entschuldigend: „Nur auf einen kleinen Augenblick, Mama!“ Für einen aufmerksamen Zuschauer

bei dieser Scene, wie ich es war, konnte es nicht zweifelhaft sein, daß zwischen den beiden Mädchen eine Verabredung wegen der Ausrede getroffen war und daß nur das Ehrgefühl, vielleicht auch die Wahrnehmung, daß sie rettungslos ertappt sei, Gertrud verhinderte zu lügen. „Ich bin erstaunt, Marie!“ sagte darauf die Gräfin zu dem älteren Mädchen, das mit tiefem Erröthen den Kopf gesenkt hatte, und dann fuhr sie mit einem unheimlich kalten Blick auf die Gouvernante fort: „Ich hoffte auf bessere Früchte Ihrer Erziehung, Fräulein! Ueber alle Wissenschaft geht mir Wahrheit, Wahrheit in Lehre und Beispiel!“ Sie sagte das in einem Tone, den ich nicht zu definiren vermag, aber er mußte tiefer verwunden, als eine offenbare Schmähung. Fräulein Gabriele ist schon für gewöhnlich von jener durchsichtigen Blässe, welcher das Colorit des Blutes zu fehlen scheint, aber bei diesen Worten sah ich sie jäh erbleichen, bis zu der fahlen Farbe einer getünchten Wand und dann sah ich — Räthsel über Räthsel! — daß sie, ohne den Kopf zu erheben, ich möchte fast sagen, ohne die Augen aufzuschlagen, einen kurzen, blitzschnellen Blick nach der Stelle hinüberwarf, wo der Graf saß, einen Blick, der ohne Zweifel die Folge einer unwillkürlichen, ebenso bald wieder bereuten Regung, der nichts weniger als hilfesuchend war, denn die stumme Bitte liegt nur im offenen Auge. Ich mußte gleichfalls zu dem Grafen hinüberschauen, und mein Erstaunen über diese unerwartete Scene wuchs, als ich ihn mit gesenktem Kopfe sitzen und verlegen mit dem Löffel spielen sah; er that, als sei Alles spurlos an ihm vorübergegangen, und doch war es nur zu deutlich, daß er unter der peinlichen Nachwirkung litt. Warum, fragte ich mich mit Befremden, fand dieser weltgewandte Mann nicht ein Wort freundlicher Vermittelung, wo gegen eine Unschuldige eine so unverhüllte Beschuldigung erhoben wurde? Was war es ferner, was die Gräfin zu dem Angriff reizte, während die Schuld auf einer ganz anderen Seite war, was ließ die Erzieherin wie eine ertappte Sünderin schweigen, was endlich bedeutete dieser heimliche Blick zu ihm, der jede Rolle stumm von sich ablehnte? Obgleich ich mich zwang, wie ein Unbetheiligter weiter zu essen, überkam mich doch eine Empfindung, die man mit dem Bilde bezeichnet, man fühle sich auf einem Vulcan; vielleicht nicht ganz so schlimm, aber es war doch zum ersten Male ein unheimliches Gefühl, das mich in diesem sonst so harmonischen Kreise beschlich. Das Diner verlief schweigsamer, als gewöhnlich; die Knaben erwarben sich zwar das Verdienst, das Eis einigermaßen durch ihre Gesprächigkeit zu brechen, aber zu der maßvollen Heiterkeit von sonst wollte es nicht kommen; wir gingen schließlich auseinander, wie ich glaube Jeder mit dem Bewußtsein einer ungelösten Dissonanz.

Du bist vielleicht der Meinung, daß die ganze Geschichte nicht der Erwähnung werth ist und daß ich sie zu einem Ereignisse aufbauschte, weil sich in mir ein Interesse für Gabrielen angefunden hat, eine Art von collegialischem Interesse wegen der Aehnlichkeit unserer Lage. Aber ich kann Dir mit zwei Gegengründen dienen. Zunächst ist dies der erste derartige Fall, den ich in

meiner doch schon sechswöchentlichen Anwesenheit beobachte, und soweit ich die Betheiligten kennen gelernt, hätte ich ein solches Vorkommniß für unmöglich gehalten; es harmonirt nicht mit dem Charakter der Gräfin, es durfte die Gouvernante nicht treffen, die besonderes Talent zu erziehen hat, und aus dem Grafen wurde ich schon gar nicht klug. Sodann aber ist mein Abenteuer hiermit keineswegs zu Ende, wie Du hören wirst.

Wir gingen also auseinander, ein Jedes an seine Beschäftigung. Wie ich bereits andeutete, war es bis zu Mittag ein windiger Regentag, und als Nachmittags der Himmel sich aufklärte, wurde aus dem Winde Etwas, was ich mir als Sturm vorstelle. Bei uns daheim würde man es ohne Weiteres Sturm nennen, aber hier in der Nähe des Meeres soll man in diesem Punkte vorsichtiger handeln, um mit der Scala nicht zu früh zu Ende zu kommen. Als ich den Unterricht geschlossen hatte und meine Schüler bei der Lectüre einer abenteuerreichen Indianergeschichte gut aufgehoben wußte, schien mir der Augenblick gekommen, mich danach umzusehen, welche Wirkung der Wind auf das Meer äußerte. Furchtsam bin ich nicht, aber im Aufruhr der Natur beschleicht mich doch ein Gefühl des Grausens, dem ich mich mit einem gewissen schaudernden Behagen hingebe. Es führt eine Straße durch den Forst zum Meere, wenig mehr als eine halbe Stunde weit. In der Waldung bekam ich einen Vorgeschmack dessen, was mich am Strande erwartete; das Geheul des Windes vermischte sich mit dem eintönigen Rauschen der Bäume, es herrschte ein Getöse um mich, so daß ich mehr als einmal einen lauten Ruf that, um mich zu überzeugen, daß ich dem Unwetter gegenüber nicht ganz ohnmächtig war. Und nun, je näher ich dem Wasser kam, desto vielstimmiger wurde das Concert; ich hörte die Wellen von ferne und die Stimmen wurden mit jedem Schritte, den ich zurücklegte, lauter, unterscheidbarer. Das Summen ihrer eintönigen Melodie wuchs allmählich zum Rauschen an, dann wurde es ein Brausen; dann hörte ich das klingende Klatschen, mit dem die bewegten Massen auf den Strand fielen, und lange ehe ich sah, malte ich mir die gurgelnden Wirbel, das Heranstürmen der Wasserberge, das Zerstieben in Schaum aus. Als ich endlich auf die Höhe der Uferdüne trat, hing mein Blick an dem Schauspiele vor mir, das mich zuletzt wie mechanisch angezogen hatte. In der Ferne verschwamm das Meer mit dem Himmel zum gleichförmig grauen Chaos; das bewegungslos schien, nur daß weiße Flecken auftauchten und verschwanden. Näher gegen mich kam Wechsel hinein, es schien Nichts anderes als das Spiel kleiner Wellen, in denen aber das Blinken des Lichtes fehlte; und obgleich das Auge nicht im Stande war, solche Wellen in der Ferne zu erfassen, sah ich doch das Drängen uferwärts und der Blick folgte mechanisch dieser Bewegung. Es schien keine willenlose Masse vor mir, sondern eine Unendlichkeit von Erscheinungen, die wie von einem gemeinsamen Willen gelenkt gegen mich drangen, deren Kraft schwoll, bis zu einem Paroxysmus des Wahnsinnes, bis zum jähen Erlöschen. Es ist eine einfache Täuschung, aber sie bezwingt jedes Besserwissen; die Wellen wachsen für unser Auge

wirklich dem Ufer zu; was draußen in der Ferne ein spielendes Gewimmel scheint, reckt sich allmählich hervor, höher und höher hinauf, man fühlt die Kraft in diesen anrollenden Colonnen sich steigern, man sieht einen Culminationspunkt, in dem die ungeheure Masse ihr eigenes Gewicht nicht mehr tragen zu können scheint, sich mit Gebrüll überschlägt, von oben nach unten kreist Schaumwirbel bildet und gestorben zurückfluthet. Aber ehe Du den Gedanken ausgedacht, ist schon die nächste Wogenreihe da, das Schauspiel wiederholt sich und zum Bewußtsein kommt Dir während des Anschauens nicht der einzelne Vorgang, sondern nur die ewige, stürmende Wiederholung.

Ich habe lange vor dieser Scene gestanden, bis ich bei der Erinnerung an einen Ruhesitz, der von der Gutsherrschaft hier errichtet ist, mich abwandte, um in Behaglichkeit weiter zu genießen. Aber im Nu war Alles um mich her vergessen, denn auf der Bank, die sich gegen ein Ufergebüsch lehnend den freien Blick über das Meer gewährt, saß eine Gestalt, ein weibliches Wesen in dunkler Umhüllung, den Kopf in die Hände niedergesunken, weltvergessen, wie schlafend. Der erste Blick sagte mir, daß es die Gouvernante sei, und mein anredendes Wort machte sie mit einem Rufe des Schreckens auffahren. Ich schaute in ein entsetztes, thränenüberströmtes Gesicht; die Züge glätteten sich bei meinem Anblicke, aber die Thränen blieben zurück. Sie sank mit einem Seufzer der Erleichterung wieder auf ihren Sitz und ich beeilte mich, neben ihr Platz zu nehmen und meinen sanftesten Trost hervorzusuchen. Die Scene, welche nun folgte, hat sich treu in mein Gedächtniß eingegraben, und doch vermag ich sie nur unvollkommen zu schildern; welche Worte wir sprachen, ist vergessen, aber ich denke mit Bewegung an das, was mir an der Seite der Unglücklichen durch die Seele ging. Es war nicht leicht, den Sturm in dem Mädchen zu besänftigen; erst loderte in ihr der Zorn darüber auf, von einem Fremden überrascht zu sein und einen Zaghaften hätten ihre Worte vertreiben können; aber als dann ein neuer Thränenstrom folgte, und ich sehen mußte, wie der Körper dieses erbarmenswerthen Weibes unter der gewaltsamen Empfindung erbebte, erst da durfte ich auf eine Reaction rechnen, die mit der Erschöpfung kam. Ich habe lange zu ihr gesprochen, bis sie zum ersten Male den Blick nach mir erhob und ein mattes Lächeln über ihr Gesicht lief und dann sagte mir das erste, sanfte Wort, daß ich von Dingen geredet hatte, die ich nicht kannte. Erst da wurde mir bewußt, wohin mich eine überwältigende Regung des Mitleids gerissen hatte: zu trösten, obgleich ich nicht einmal den Grund des Kummers kannte. Ich hätte es mir selbst sagen müssen: ein Wort ungerechten Tadels konnte den starken Charakter des Mädchens nicht in diesen Abgrund von Jammer stürzen, nicht in den Sturm hinaustreiben an das empörte Meer, wo durch ihre Seele vielleicht die entsetzliche Frage gegangen war, ob das Wogengebraus für ein gemartertes Herz nicht eine sanfte Ruhestätte sein würde. Ich wußte nichts von der Qual dieses Weibes und doch sank mir der Muth nicht, mit allen Trostesworten, welche aufrichtige Theilnahme zu spenden weiß, auf sie einzureden. Allmäh-

lich fand auch sie eine Erwiderung und als ich nun sah, daß von dem, was ich sprach, mehr als der bloße Schall zu ihr drang, hielt ich sie am aufgefangenen Gedanken fest und sah den Sieg vor mir. Einen traurigen, ach, so hoffnungslosen Sieg! Wie sorgsam lauschte ich auf jedes ihrer Worte und wie vergeblich! Ich erfuhr nichts von der Ursache ihrer Schmerzen, nur, daß sie vorhanden war, lehrte mich die Wirklichkeit. Und endlich errang ich den Erfolg, die Schatten von der Seele des Mädchens zu scheuchen, nicht mit Dem, was ich sprach, sondern mit meiner warmen, unwiderstehlichen Empfindung. Wir schlossen unsern Frieden fast mit vertauschten Rollen: sie mit einem Lächeln, und ich Thränen im Auge, und hier zwang mich zum ersten Male in meinem Leben das überquellende Gefühl, eine kleine Hand, welche die meinige drückte, zu küssen. Aber, mein Freund, obgleich ich weiß, daß Dir bei dieser Erzählung kein Lächeln des Spottes und kein frivoler Gedanke kommen wird: ich will es zum Ueberfluß doch feierlich betheuern, daß dieser Kuß so keusch war, als gälte er einem Marmorbild; Trauer und Kümmerniß sind in mir die wirksamsten Palladien gegen andere Regungen. In unserem Händedruck lag ein stummes Bündniß; wir werden einander künftig gute Kameraden sein und wo wir nicht mit tragen können, wenigstens zu trösten suchen.

Es kommen bei solchen Zwiegesprächen Augenblicke, in denen man sich Nichts mehr zu sagen weiß und von der erquickenden Nachwirkung des Erlebten zehrt; auch wir traten endlich an den Rand der Düne, um unsere Gedanken in das Wogengebrause zu versenken; ich zog ihren Arm in den meinigen und hielt die zuckende Hand fest, bis sie nicht mehr sich entziehen wollte, dann standen wir lange Minuten bewegungslos und schweigend.

Ich sah zuerst, daß die Wellen bis zur untergehenden Sonne aufleckten und wie die Schatten der Wolken dichter wurden. Da machten wir uns von dem Anblicke los, der Jedem nur der Vorwand, still für sich fühlen zu dürfen, gewesen war und wanderten durch den rauschenden Wald heim, Arm in Arm, wie gute Kameraden. Ich hatte es am leichtesten, mich wiederzufinden und ich leistete unterwegs Großes im leichten Geplauder, zu dem auch sie ab und zu eine freundliche Erwiderung gab. Es lag ein weicher Ausdruck auf dem Gesichte des Mädchens, wie ich ihn niemals vorher darin gefunden; ich sah es jedem Zuge an, daß die sanfte Hand des Trostes über ihren Kummer gefahren war, freilich, ohne ihn ganz zu bannen; aber ihre Augen fanden ein theilnehmendes Lächeln und eine Wärme des Blickes, die mich mit freudiger Genugthuung über mein Werk erfüllte. Als wir aus dem Walde traten und das Schloß vor uns liegen sahen, stand der Graf in der Thür, uns zugewendet. Einen Augenblick zögerte er bei unserem Anblick, dann verschwand er im Hause, aber er hatte noch gesehen, wie Gabriele mit einer plötzlichen Bewegung ihren Arm aus dem meinigen zog und einen Schritt von meiner Seite wich. Es wurde kein Wort mehr zwischen uns gewechselt; ich konnte mir denken, was sie bei diesem Ueberraschtwerden gefühlt

hatte, und dennoch fand ich kein Wort der Entschuldigung, vielmehr überkam mich eine Regung wie selbstbewußter Trotz. Erst im Hause trennten wir uns und diesmal, unbelauscht, wieder mit einem Händedrucke und mit einem verheißenden Lächeln.

Verzeihe, mein Freund, wenn ich es nicht vermag, unter der frischen Erinnerung an diese Augenblicke gesteigerter Empfindung Gleichgiltiges hinzuzufügen; ich fühle wieder das harmonische Nachklingen in mir, wie gestern, und solche Töne wollen ungestört verhallen. Leb' wohl!

VI.

Donnerstuhl den 11. Juli 18..

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben! Eine triviale Weisheit und vielleicht sehr nützlich, wenn man sie immer vor Augen hat, aber zur Verschönerung des Lebens trägt sie nicht sonderlich bei. Es liegt jederzeit eine dunkle Zukunft vor uns und die Sorge um diesen immer wieder in die Ferne weisenden Abend würde allen Lebensgenuß verbittern. Carpe diem! Eine bessere Lehre, welche darum den Leichtsinn noch nicht groß zu ziehen braucht!

Ich komme zu diesen Betrachtungen, weil ich meiner ersten Briefe von hier gedenke, in denen ich das Behagen am neuen Leben offenherzig bekannte, ohne Kümmerniß um den Abend. Das ist inzwischen anders geworden und einem Gefühle, das sich schon seit Langem allmählich in mein Dasein eingeschlichen hat, muß ich endlich einmal Ausdruck geben. Es war doch wohl ein Unternehmen, das den Keim des Bedauerns von vornherein in sich trug hierher zu gehen, meine ich. Nicht, daß sich der Stolz in mir bei irgend einer Gelegenheit empören mußte: ich hätte mit solchen Regungen zu rechnen gewußt, zumal mein eigener Wille die Lage verschuldet hat. Aber die Zeit, Freund, die nutzlos vergeudete Zeit! Der Maßstab dafür, der Werthmesser für ein verlorenes Jahr, kommt erst mit der praktischen Anschauung vom Leben; mir hat er sich aufgedrängt, seit ich gefunden, daß unser enges Leben, in dem selbst der spärliche Wechsel bald zur eintönigen Gewohnheit wird, beinahe stagnirt; man darf sich auf Donnerstuhl, wenigstens was das unbewußte Dasein betrifft, wie im Venusberg fühlen. Allmählich ist in mir etwas wie Angst darüber großgeworden, daß ich die Welt vergessen und von ihr vergessen werden könnte. Mit diesem erwachenden Bewußtsein hat mich der sorglose Glaube verlassen, noch jung zu sein und es treibt mich gewaltsam hinweg, wie die Furcht vor dem Alter! Einmal habe ich eine Existenz, wenigstens den Anfang dazu, hinter mich geworfen und nun, da es heißt, verlorene Zeit einzubringen und ein neues Dasein zu beginnen, liege ich wie ein Träumer in der weltverlorenen Waldeinsamkeit und vergesse die Zeit!

Es überrascht Dich, solche Reflexionen, die mit meinen bisherigen Briefen nicht recht zusammenstimmen wollen, von mir zu hören! Aber jedes Samenkorn will zum Keimen Zeit haben und endlich gehört noch ein warmer Regen dazu, um es an das Sonnenlicht zu locken. In mir keimt es schon eine Weile,

wenn auch in kaum bewußter Verborgenheit und an Stelle des Regens ist es ein verletzendes Wort gewesen, das zum Entschlusse gedrängt hat.

Ich erzählte Dir neulich von dem Erlebnisse am Seestrande und wie ich mit Gabrielen Arm in Arm nach dem Schlosse zurückgekehrt bin, auch davon, meine ich, daß uns der Graf kommen sah. Wir fanden uns erst am nächsten Mittage zur Speisestunde zusammen, wieder dieselben Menschen in der nämlichen Gruppirung, die ich Dir andeutete, jedoch dem äußeren Scheine nach in gelassenerer Stimmung, als am Tage zuvor. Während des Essens brachte die Gräfin das Gespräch auf ihr Kammermädchen, das ihr heute Morgen das Geständniß abgelegt, daß sie den Gärtner heirathen wollte; es fehlte nur die Zustimmung des Grafen. Aber dieser sonst so weltgewandte Mann beging wiederum wie am Tage zuvor Etwas, was mir zu seinem Charakter nicht zu stimmen scheint; anstatt diese Einwilligung gleichmüthig zu geben, sah ich ihn finster die Stirn falten und er antwortete mit einem Blicke, der von Gabrielen zu mir herüberglitt: „Ich mag diese Liebeleien nicht! Ich dulde sie nicht im Hause!“

Ich war wirklich betroffen von dem feindseligen Ausdrucke seiner Augen, und im nächsten Momente sagte ich mir, daß es eine Warnung sei, an Gabriele und mich gerichtet. Die Gräfin drückte ihre Verwunderung über diesen unvermutheten Widerstand aus und der Graf gab mit einem finsteren „Meinetwegen!“ gleich darauf seine Zustimmung; der Wechsel der Meinung war so unvermittelt, daß es mir klar wurde, die Gelegenheit, an uns eine Warnung zu richten, sei blindlings vom Zaune gebrochen. Daß sich das Mannesbewußtsein in mir lebhaft empörte, obgleich ich mich hütete, ein Interesse zu verrathen, kannst Du Dir denken; es gehörte auch nur eine Viertelstunde der Ueberlegung nach dem Diner dazu, um in mir den Entschluß zu fördern, mich nach einer selbstständigeren und dauernden Lebensstellung umzusehen. Solche rücksichtslose Behandlung ist zu wenig nach meinem Geschmacke, um sie ungesühnt zu dulden; ich werde nach einer Stelle suchen, an der ich, wenn nicht unabhängiger, so doch der Willkür eines Einzelnen weniger preisgegeben mein Brot finden kann. Befürchte nicht, Freund, daß ich wieder in den Fehler der Eitelkeit verfallen und mich an einer Universität habilitiren werde; ich habe viel nüchterner denken gelernt, und eine auskömmliche Schulstelle würde mir vollauf genügen. Woher mir der Sinn für das Praktische so schnell gekommen ist, nimmt mich eigentlich selbst Wunder; in unserer Einsamkeit liegt die Ursache nicht und Erfahrungen auf diesem Gebiete habe ich außer der einen, die mich hierher verschlug, auch nicht gemacht, vielleicht, daß der nüchterne Verstand sich von selbst einzustellen beginnt!

Mir würde das Scheiden leichter werden, wenn ich wüßte, daß auch Gabriele künftig vor solchen unliebsamen Dingen geschützt wäre, und da ich leider durch die Erfahrung belehrt worden bin, daß unter aller Harmlosigkeit dieser Menschen räthselhafte, beinahe unheimliche Gewalten lauern, denen sie

vor Allen ausgesetzt ist, so könnte mich nur Eins beruhigen: sie schiede mit mir!

Ich beklage es, daß es mir nicht gelingt, auf den Grund dieser Seele zu sehen. Als ich gestern mein Bedenken wegen ihres Bleibens ausdrückte, war es mir nicht möglich ihr ein Wort zu entlocken, das mir Licht über die Ursache aller sonderbaren Vorgänge der letzten Wochen gegeben hätte; nur als ich ihr rieth, das Haus zu verlassen, richtete sie die großen, unergründlichen Augen auf mich und fragte mit einer Stimme, der ich persönliches Interesse anmerkte: „Wollen Sie denn gehen?" Nun, ich mußte ja Farbe bekennen, was ich unbesorgt kann, denn sie hat sich bisher als treuer und verschwiegener Bundesgenosse bewiesen; aber da antwortete sie mit einem Vibriren der Stimme, das mich wieder tief in die Räthsel dieses Schlosses stürzte: „Ich habe schon oft daran gedacht!" Weiter nichts; sie ließ mich einfach mit dieser halben Antwort stehen, nicht klüger als zuvor; ich durfte nicht einmal merken, ob meine unerwartete Mittheilung Eindruck auf sie gemacht habe, und soweit ich auch von wärmeren Herzensregungen für sie entfernt bin, so machte doch die Eigenliebe in mir dem Mädchen den Vorwurf, daß sie die Nachricht, daß ich scheiden wollte, weniger kühl hätte aufnehmen können.

Es ist sonderbar, oder besser, es ist vollkommen erklärlich, daß ein solches Wesen, außer der Gräfin das einzige weibliche meines täglichen Verkehrskreises, sich unwiderstehlich in das Interesse einschleicht, um so energischer vielleicht, als ich ihr bezeugen muß, daß sie mit Absicht Nichts dazu beigetragen hat, unbeabsichtigt freilich Alles durch die Eigenart ihres Wesens. Ich liebe im Allgemeinen heitere Gesichter und was wie Kummer, Unglück, auch nur wie Mißstimmung aussieht, berührt mich unsympathisch, weil es die Antheilnahme rücksichtslos herausfordert, auch wenn die Stimmung nicht damit harmonirt. Ein kummervolles Gesicht verbannt aus jedem Kreise das Lachen, aber Niemand nimmt Anstoß daran, einen heiteren Kreis durch den Ernst zu stören; als ob die Fröhlichkeit nur geduldet und der Ernst das einzig Berechtigte auf der Welt wäre! Aber diese philosophische Anschauung hat mich bei Gabrielen im Stiche gelassen; ihre klagenden Augen, noch mehr das sanfte Lächeln der Wehmuth haben mich ganz gewonnen und statt der unsympathischen Empfindung von sonst möchte ich manchmal mit ihr traurig sein, wenn ich nur wüßte, worüber, habe ich ein herzliches Verlangen, zu trösten und die Worte finden sich auch zu der Empfindung, obgleich mir vor Allem das Wissen fehlt. Ich hätte nicht geglaubt, daß es zwischen Mann und Weib diese innerliche Beziehung geben kann, die so weit von der Liebe entfernt ist und doch in dem Verlangen gipfelt, ein volles, ganzes Vertrauen zu genießen. Ich habe auch nicht gewußt, daß man ein schönes Weib anschauen kann, wie ein Marmorbild, ohne sinnliche Regung; selbst ihr zitternder Arm in dem meinigen ruft nur den Wunsch bei mir wach, ihr ein theilnehmender, aufrichtiger Freund zu sein; wenn ich sie küssen dürfte, würde es ein Kuß

sein, wie wir Beide, mein Freund, ihn zum Abschiede tauschten: das Siegel selbstloser Freundschaft! Aber meine Beziehungen zu dem Mädchen sind weit davon entfernt; wir drücken uns die Hände, wie gute Kameraden und das volle Zutrauen, daß ich ihr schenke, vergilt sie mit Nichts als mit einem glänzenden Blick, wenn es hoch kommt, mit einem Lächeln, das mir wehe thut.

Du wirst Dich mit Recht darüber beklagen, daß meine Mittheilungen über die Ausgrabungen recht spärlich geworden sind; ich glaube beinahe, ich bin Dir in den letzten Wochen jede Nachricht schuldig geblieben. Nun, meine Thätigkeit hat darum nicht geruht und der Erfolg ist über jede Erwartung hinaus glänzend gewesen; nur weil ich Dich mit einer tüchtigen Arbeit darüber zu überraschen hoffe, verschweige ich die Einzelheiten. Ich habe im Ganzen vier Hügel aufgegraben, von denen der eine eine vollständige Täuschung war. Leider werden die Entfernungen vom Schlosse größer und, was ich meinen Bekenntnissen von vorhin noch hinzufügen muß, Gabriele nimmt daran keinen anderen Antheil, als den der Neugierde auf die Resultate. Der Platz an dem ersten Grabe, von dem ich Dir Weitläufiges erzählt habe und das der Schauplatz unserer näheren Bekanntschaft geworden ist, scheint für sie eine ausschließliche Anziehungskraft zu besitzen; hier kann man sie Nachmittags oft finden, allein mit einem Buche; mich bei meinen entfernteren Arbeiten zu besuchen, hat es sie noch nicht getrieben und trotz aller Sehnsucht, öfter, als es die Gelegenheit sonst gestattet, mit ihr eine Stunde zu verplaudern, habe ich es nicht gewagt, sie dazu aufzufordern. Daran ist der Graf mit seiner Unbesonnenheit Schuld; ich muß fürchten, das Mädchen ähnlichen Reden auszusetzen und ihr den letzten Rest von Unbefangenheit, mit dem sie unter uns lebt, zu rauben. Denn, ob ich mit allzu argwöhnischem Auge sehe, oder ob es wirklich so ist: wir sind, scheint es mir, überhaupt nicht mehr allein; wir werden von einem Verdachte überwacht, der oft genug verkörpert zwischen uns tritt. Ein lächerlicher Verdacht bei der Verstandeskühle, mit der ich des Mädchens gedenke, wirst Du sagen, aber immerhin eine Wahrnehmung, die mir wenigstens den Gleichmuth raubt.

Genug von diesen kleinen Dingen, die Dir so fern liegen und für mich nur Bedeutung gewonnen haben, weil ich nichts Anderes erlebe; genug auch mit diesem Briefe, der gleich meinen früheren kein Ende zu nehmen droht!

VII.

Donnerstuhl, den 24. Juli 18..

Daß wir ewig Kinder bleiben müssen! Jahre hindurch, auch im schaffenden Denken, spielen wir mit der Weisheit, als ob es werthloser Tand wäre und wenn wir Ehrfurcht vor ihr empfinden, ist es anerzogen, gelernter Kram. Bis die Wahrheit eines Tages verkörpert in unser Leben tritt: Da steht sie riesengroß, ein Fremdes, das wir so gut zu kennen meinten! Erkenne Dich selbst! Ein Spielzeug der altklugen Jugend, bis sie sehen lernt, dann aber ein Wort, dessen Tiefe sich nur messen kann mit der Unergründlichkeit der Aufgabe, die es stellt!

Ja wohl, mein Freund, ich muß anfangen, mich selbst zu erkennen! Wie kann man offenen Auges im Lichte wandeln und es leugnen? Was der Freund mit nachsichtigem Lächeln in meinen eigenen Briefen klar liegen sieht, was mein Denken schon so vollkommen beherrscht, daß kein Anderes mehr Platz daneben findet, das konnte ich nicht sehen? Ob die Liebe immer so ihren heimlichen Einzug hält, wie ein Unwillkommenes unter allerlei Vorwänden, Mitleid, Freundschaft, Theilnahme? Wenn ich bisher davon träumte, daß auch ich eines Tages von diesem Glücke aus dem Vollen kosten würde, dachte ich mir sein Kommen anders, etwa wie ein großes Schicksal jäh, überwältigend in unser Leben eintritt, und nun muß mir der Freund erst zeigen, was schon vor Wochen als Samenkorn in meine Seele fiel und unmerklich eine Pflanze geworden, die zur Blüthe drängt. Thörichtes Menschenkind, das mit altkluger Weisheit an sich selbst herumklügelt und doch wie ein Blinder von ewiger Nacht umgeben ist!

Ja wohl, Freund, ich bekenne ehrlich, wo kein Bekennen mehr nützt; wenn das Liebe ist, was in mir jeden Gedanken zu dem seltsamen Mädchen zieht, dann liebe ich Gabrielen! Freilich nicht mit der freudigen Glücksfülle Eines, der das stumme Geständniß der Neigung schon von entgegenschwellenden Lippen geküßt hat, sondern in zagenden Kämpfen gegen mich selbst, gegen den Bann, der mich gefangen hält, gegen die Willkür der Phantasie, die allem Zwange zum Trotz immer zu ihr zurückkehrt, selbst gegen den Willen und die nüchterne Ueberlegung! Denn was Dir Weisem wie ein Schauspiel scheint, das Du aus der Höhe in allen seinen Phasen übersiehst, dem Du selbst mit kaltblütiger Berechnung des Kommenden folgst, das ist mir wie ein kreisender, athembenehmender Wirbelsturm. Ich fühle mich als willenlosen Spielball eines Schicksals, und ich weiß nicht, ob ich ihm danken soll, daß es mir wenigstens karge Augenblicke des wägenden Bewußtseins gönnt. Denn in der Nüchternheit des Nachdenkens sehe ich nur Zerrbilder dessen, was die Phantasie sich zusammen träumt, und ich ertappe mich auf hausbackenen Trivialitäten, die mich anekeln könnten, wenn die Gedanken schnell wieder zu dem Gegenstande meiner Träume zurückkehren.

Ich bin Hauslehrer, Freund; das will sagen, ein Mensch, der fremder Leute Brot ißt und durch klingende Münze nicht mehr beschwert wird, als allenfalls hinreicht, einige unabweisbare Bedürfnisse und vielleicht die eine oder andere wohlfeile Liebhaberei zu befriedigen; im Uebrigen ein Dienender, ein Mann, der vom ersten Kammerdiener des Hauses über die Achsel angesehen wird, und es als eine wichtige Aufgabe betrachtet, mit den Hausmädchen auf angenehmem Fuße zu leben, wenn er in den vier Pfählen, die er auf Widerruf die seinigen nennt, noch ein menschenwürdiges Dasein führen will. Einer vom dienenden Personal, das ist mir schon lange klar geworden; nur weil er im menschlichen Wissen vielleicht gescheidter ist, als die Herrschaft, vergißt man sich ihm gegenüber nicht so leicht! Außerdem genöße ich den Vorzug, erst nach sechswöchentlicher Kündigung mein Brot

zu verlieren, wenn nicht alle Weisheit der Welt durch die kleinsten Dinge im Leben vernichtet würde. Du wirst davon hören, Freund, daß ich schon wieder mitten im Wandel bin; kaum eingewöhnt in Verhältnisse, die mir zu behagen begannen, stehe ich heute von Neuem am Anfange eines anderen Lebens. Ich sehe Deine altkluge Ueberlegenheit mißbilligend den Kopf schütteln, aber, Du ehrlicher Mentor Eines, der selbst den Mentor spielt — diesmal sind es keine Gelüste des unruhigen Blutes in mir, sondern die Ereignisse, welche treiben.

Mein Freund! Ich habe niemals sehnsüchtiger nach dem Blicke Deines guten Auges gedarbt, wie in diesen Stunden stürmischer Gährung! Selbst der tiefe Frieden der Natur ringsum vermag den Aufruhr in mir nicht zu bannen, und wenn Dir mein Brief geschrieben scheint, wie er es wirklich ist, unter unaufhörlichem Wechsel der Empfindung, im Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht, bald im Glückstraume künftiger Dinge, bald im Zweifel daran, daß ich dies Mädchenherz wirklich mein nennen darf, dann übe Nachsicht mit der Schwäche Deines Freundes!

Ich sitze in der lauen Sommernacht am offnen Fenster meines Stübchens; der Schein der Lampe streitet sich mit der Lichtfülle, welche der Vollmond über Alles ausgießt, über die grünen Saatfelder, die mit dem Himmel in der Ferne verschwimmen, und über die schwärzlichen Massen der eingestreuten Gehölze. Und dazu geigen die Zirpen ihr tausendstimmiges Concert und vom Gartenteiche her klingt der Ruf der Frösche, das ist Alles, was die Natur an Geräuschen hineinmischt. Der Mensch rastet; es ist späte Nacht, über dem Hause liegt die Stille des Grabes. Es ist trügerischer Schein; denn wie in mir die Empfindung nicht zur Ruhe kommen will, so birgt dies Dach noch ein theures Herz, das in dieser Nacht gegen die Zuversicht des Glückes kämpft und hoffentlich die finsteren Nächte, welche so oft ihre Schatten darüber werfen, für immer bannen wird, und noch Einer athmet unter uns, den das Gewissen nicht darf ruhen lassen!

Und nun endlich, mein Freund, zu dem, was sich ereignet hat! Dieser Tag mit seinem unendlichen Sonnenglanze, den nicht ein Wölkchen trübte, mit der bleischwer lastenden Sommerwärme, nicht von dem leisesten Windhauche gekühlt, ist uns Allen wie ein Traum vergangen, von dem man ermattet erwacht; erst mit dem Sinken der Sonne schüttelt der Geist das träge Brüten und bei den abendlichen Schatten fangen die Baumkronen an zu rascheln: es zieht wie Erlösung von der See kühl und erfrischend heran. Die Abendtafel wurde aus den erhitzten Zimmern in den Park verlegt, da, wo eine offene Halle gegen Regen Schutz bietet, aber dem Hauche des Windes kein Hinderniß entgegensetzt, und hier bildeten wir auf Stunden eine fröhliche Gesellschaft, in die heute kein Mißton hineinklang. Als der Nachtthau auf den Halmen perlte, trat man zögernd den Rückweg nach dem Schlosse an; der Graf führte die Gräfin und Gabriele übernahm die Sorge um die Kinder; ich selbst im Bewußtsein meiner Freiheit wollte diesen Genuß an der auf=

athmenden Natur bis auf die Neige kosten und streckte mich in das Gras, um noch eine Stunde unter den rauschenden Baumwipfeln zu verträumen.

Für Menschen, deren Phantasie gern im Märchenhaften umherschweift, giebt es keinen fruchtbareren Tummelplatz der Gedanken als inmitten eines Waldgrundes, wenn das Dunkel der Nacht vom Mondlichte in die Schatten zurückgedrängt wird. Hier sieht das empfängliche Auge tausendfaches, geheimnißvolles Leben; es liegt ein unbegreifliches Räthsel darin, wie das langsam wandernde Licht und der lautlos gleitende Schatten den Wald mit Gespenstern bevölkert, welche trotz der Starrheit aller Formen ein rastloses Wesen treiben. Und wenn dazu der Wind in den Laubkronen flüstert und das niederfluthende Licht zum silbernen Flimmern bricht, sieht auch ein blödes Auge die Elfentänze, mit denen die abergläubische Vergangenheit den Wald zur Nachtzeit anfüllte, das gnomenhafte Treiben der Schatten. Obgleich ich niemals ein Träumer war, habe ich an diesem Abende doch das anheimelnde Grausen aus dem Vollen genossen; ich bin ja schon lange ein Anderer geworden, der vom nüchternen Denken oft genug hinüberschweift in das Gebiet der Träume. Was mir in dieser Stunde vor dem inneren Blick vorübergegangen ist, davon bewahrt die Erinnerung Nichts, aber mit einem Herzen, voll von dem Gedanken an die fesselnde Mädchengestalt Gabrielens, ging ich durch das Lichterspiel der Waldwege zum Hause zurück.

Aus der weiten Halle des untern Stockwerkes hatte ich eine gewundene Treppe hinaufzusteigen. Das zweite Geschoß füllen zur Hälfte Gesellschaftsräume, die gewöhnlich geschlossen sind, zur anderen Hälfte die Schlafzimmer der Familie. Darüber erst liegt mein kleines Heim, in den einen Giebel hineingerückt, am Ende eines langen Corridors, dessen anderes Ende Gabriele bewohnt. Ich war noch immer im halbwachen Traum, als ich die Treppe hinaufstieg. Unten wird das Geräusch der Tritte durch einen Teppich gedämpft, der bis zum ersten Stockwerke hinaufreicht, von da an hallen die weiten Räume unheimlich wider und weil das Mondlicht auch hier sein gespensterhaftes Spiel trieb, so versuchte ich unter der Nachwirkung meiner Waldgesichte, an den Spukgeistern heimlich vorüberzuschleichen. So erreichte ich den oberen Flur, da schlugen Laute an mein Ohr, Stimmen, gedämpft, aber mit leidenschaftlichem Ausdrucke. Ich hatte drei Schritte zurückzulegen, um den Blick auf den Flur zu gewinnen, aber ich zögerte; mir war, als ob ich wirklich in das Reich der Geister blicken sollte. „Ich rufe!“ sagte eine Stimme, und das rief mich in die Wirklichkeit zurück. Ich machte ein Paar ungestüme Schritte und mein Blick fiel in die Tiefe des Ganges. Durch ein Flurfenster goß der Mond sein grelles Licht auf zwei ringende Gestalten; ein Mann hielt ein Weib in den Armen. „Du sollst mein sein! Niemand hat ein Recht auf Dich!“ keuchte er. Mir brauste es bei dem Klange dieser Stimme vor den Ohren, ich hörte Nichts mehr, aber ich stand plötzlich bei der Gruppe, ich hob schon den Arm, als sich die Umschlingung löste. Der Graf! Gabriele! Beide starrten mich wie ein Gespenst an, das Mädchen

lehnte athemlos gegen das Mauerwerk. „Ah, der Herr Hauslehrer!" sagte der Graf und ein Blick voll unbeschreiblicher Wildheit traf mich, ich sehe die unheimlichen Augen noch in dem Mondlichte funkeln. „Das ist Etwas anderes!" setzte er hinzu, und dann ging er wortlos den Flur entlang und sein Schritt verhallte auf der Treppe.

Jäher ist in mir niemals die Stimmung gewechselt, als in diesen Augenblicken. Den träumerischen, sanften Empfindungen aus der Mondnacht her folgte beim Erkennen dieser beiden Menschen ein Gefühl wildester Wuth; ich hätte mich auf den Elenden stürzen und ihn tödten können! Aber dann fiel mein Blick auf das um den Athem ringende Mädchen und alles Denken schmolz wieder zu einem Meere von Zärtlichkeit dahin. Wie eine Erleuchtung kam es über mich, daß ich Gabrielen liebte und, getrieben von einer Regung, welche den Willen allmächtig bezwang, legte ich meinen Arm um sie und zog die Widerstrebende an mich. Aber, da fühlte ich wohl, ihr Sträuben hatte Nichts gemein mit dem Kampfe um jeden Preis von vorhin, es war Nichts anderes, als das heiligste Gut des Weibes, die Scham. Was ich nun zu ihr gesprochen habe, mein Freund? Ich glaube, in diesem Taumel der Gefühle findet der Mund Worte, die kaum zum klaren Bewußtsein des Sprechenden kommen; erwogen ist Nichts von Allem, was man thut, man fühlt sich von einer höheren Macht regiert, welche keine Ueberlegung neben sich duldet. Ich habe zu ihr geflüstert, ich glaube, Alles, was in meinem Herzen mir selbst unbewußt solange schlummerte; ich fühlte den Körper des Mädchens zusammenschauern, wie im Fieber, aber niemals im Leben war ich so unbarmherzig, so erbarmungslos mit der widerstrebenden Schwäche, wie diesmal. Und obgleich nicht ein Wort der Erwiderung von ihren Lippen kam, zog die Gewißheit bei mir ein, daß ich wieder geliebt werde, ob es mir aus dem belebenden Körper zuströmte, ob ein Druck der Hand, von dem ich Nichts mehr weiß, es mir sagte: ich habe, als mir vor überströmender Empfindung die Worte versagten, mit dem Gefühle eines Siegers die vom Mondlichte bestrahlte Stirn geküßt, und nun erst sah ich, daß ein krampfhaftes Schluchzen den Leib des Mädchens erschütterte und wie die Thränen unaufhaltsam über ihre Wangen strömten. Aber als die Scheu vor diesem Schmerze meinen Arm löste, fand Gabriele die Kraft, um sich meinen Händen zu entziehen. „Auf morgen, mein Freund!" hauchte sie mir mit einem glänzenden Aufblicke zu, dann war sie hinter der nächsten Thür verschwunden, ehe ich wußte, ob ich diesen Augenblick höchsten Glückes sollte entfliehen lassen.

Er war entflohen! Ich stand wie angewurzelt an der Stelle, ich wußte nicht, wie mir war. Lag eine Verheißung in ihren Worten des Abschieds? Mußte, wenn sie mich liebte, die fessellose Empfindung meiner nicht auch in ihr die letzten Bande lösen? War es nicht eine jener Minuten, in denen auch das zaghafteste Mädchenherz nicht mehr zur Flucht mahnt, in der man ohne Widerstand die Lippen findet? Mein Freund, ich habe von der Liebe des Weibes keine Theorie und noch weniger Erfahrung! ich verstand nichts

zu deuten und blieb zurück in ein Meer von Zweifeln gestürzt, bis mir der letzte Rest von Muth entschwunden war und ich davon schlich mit der Scham eines Verschmähten.

Als ich mein Zimmer erreichte, hob der Kampf in mir von Neuem an; eigentlich hatte er keinen Augenblick geruht. Aber der Entschluß, mit männlichem Stolze um Ruhe zu ringen, brachte mich endlich soweit, daß ich den Glauben wiederfand, geliebt zu sein. Dann erst setzte ich mich in den Schein des Mondes und begann diesen Brief zu schreiben, den manche Pause träumerischen Sinnens unterbrochen hat und den zu enden eben der erste Schrei eines Hahnes mahnt.

Eins habe ich mir mit diesem Briefe errungen: das klare Bewußtsein, gegen das geliebte Mädchen eine Pflicht auf mich genommen zu haben, an die ich meine letzte Kraft setzen will. Auf morgen! sage auch ich! Eine Entscheidung soll mir der neue Tag nicht mehr bringen! ich werde festhalten, was so unlösbar zu meinem Leben gehört und ich werde ein schonungsloser Rächer der Schuld sein; aber die That dieses Tages soll Binden und Lösen sein!

VIII.

Donnerstuhl, den 25. Juli 18 . .

Binden und Lösen wollte ich, wo Niemand, als der Allmächtige die Fäden unseres Daseins regiert! Und als ich im vermessenen Stolze diese Worte schrieb, reckte sich keine mahnende Hand vor mir auf, der Frieden jener Sommernacht sagte mir nicht mit einem schauernden Windhauche, daß die That des Lösens schon geschehen war.

Ich will Dir vom heutigen Tage wie von einem Märchen erzählen, das aus der Jugend noch herüberklingt, ohne Schmerz, fast ohne Empfindung; trauern kann ich erst in Deinen Freundesarmen und der Zorn und alle Unbändigkeit meiner Natur ist dahin; an dem Traum der Vergangenheit kann ich jetzt schon rühren, wie an dem Leide eines Fremden.

Als ich am Morgen erwachte, bedurfte ich keiner Erinnerung; dieselben Bilder des Traumes, die den kurzen Schlummer gefüllt, schwebten auch im Wachen vor meiner Seele, nur die Bangigkeit überkam mich, daß dieser Tag mehr als eine Entscheidung bringen sollte. Einen Augenblick überlegte ich, ob der Brief, der für Dich bestimmt vor mir lag, nicht besser ungeschrieben wäre, bis ich Dir von einem fertigen Glücke reden konnte, aber die abergläubische Hoffnung, daß das Glück sich zwingen lasse, wenn ich dem Freunde die letzte Freudenbotschaft schuldig geworden, überredete mich, ihn wegzugeben. Ich sah vom Fenster aus den Boten durch die Felder wandern, aber meine Gedanken weilten nicht lange bei dem Bilde, in welche Stimmungen Dich meine Botschaft versetzen würde; ich fühlte mich auf der geneigten Bahn einer Handlung, die Nichts aufzuhalten vermag und der Drang, am Ende zu sein, hielt mich gefangen. Ich sollte erfahren, daß Gottes Hand vor aller unserer Klugheit das Verhängniß lenkte!

Nach der Ordnung dieses Hauses nimmt die Gräfin am allgemeinen

Frühstückstische nicht Theil; man hat sich an den Glauben gewöhnt, daß ihr Gesundheitszustand eine längere Morgenruhe nothwendig macht. Auch der Graf ist ein unregelmäßiger Gast, aber ihn halten meistens die Geschäfte des großen Gutes fern, namentlich, wenn er in der Frühe zu den Vorwerken und Meiereien hinausgeritten ist. Ich betrat das Zimmer in begreiflicher Spannung, aber mit dem Muthe des guten Gewissens; ich hätte am liebsten die Gelegenheit zu einer entschiedenen Auseinandersetzung augenblicklich ergriffen. Aber der Graf war fortgeritten, meldete der Diener. Dafür wartete die junge Welt sehnsüchtig auf den Beginn der Mahlzeit und obgleich Gabriele noch nicht anwesend war, setzten wir uns zu Tische; es wird ihr wie mir gegangen sein, dachte ich; erst mit dem heranbrechenden Morgen wird der Schlaf ihre lieben Augen geschlossen haben. Das Frühstück verlief ohne daß sie kam. Die Kinder waren in der Laune dieses glücklichen Alters, ich stumm, ernst, verschlossen; das Herz bebte mir, wenn ich einen Augenblick an das Glück dieses Tages glaubte.

Nach dem Frühstück mußten die Unterrichtsstunden beginnen. Der Diener fragte mich, ob er nach der Gouvernante schicken sollte und die Entscheidung wurde mir nach kurzer Ueberlegung nicht schwer. Ich hätte am liebsten nicht ihren Schlaf gestört, aber ich fürchtete doch, daß diese Pflichtversäumniß, die letzte, welche dies Haus sehen durfte, die Gräfin in Zorn versetzen und damit eine jener Scenen heraufbeschwören könnte, welche dem geliebten Mädchen Schmerz verursachten. Ich nickte also eine stumme Bejahung. Ohne eine Ahnung des Kommenden schickte ich mich an, mit meinen Zöglingen das Lehrzimmer aufzusuchen, als das Hausmädchen schon zurückkam. Die Dirne machte ein erstauntes Gesicht und brachte verworrenen Bescheid, aus dem ich mir mühsam die Thatsachen zusammensuchen mußte. Gabriele war nicht mehr in ihrem Zimmer, das Mädchen hatte ein unberührtes Bett und die Thür unverschlossen gefunden. Mich überrieselte ein eisiges Gefühl; sie ist entflohen, war der Gedanke, der plötzlich vor mir stand. Aber der Bericht des Mädchens war noch nicht zu Ende! auf dem Tische im Zimmer des Fräuleins habe das gelegen, schloß sie, und meine Hand griff zögernd nach einem Briefe, der mir schwer wie ein finsteres Verhängniß vorkam. Die Buchstaben auf dem Umschlage tanzten eine Weile vor meinen Augen, bis ich die Aufschrift zu entziffern vermochte. Der Brief war an mich gerichtet. Ich sagte irgend etwas, was die Knaben als eine Mahnung zurückzubleiben ansehen mochten und stürzte die Treppe hinauf nach meinem Zimmer, dessen Thür ich hinter mir verschloß. Ich wollte allein mit meinem Unglücke sein. Da saß ich, die Augen starr auf das verschlossene Geheimniß gerichtet und obgleich jede Fiber in mir gespannt war, zu erfahren, was diese Hülle barg, wagten die Finger nur zaghaft daran zu rühren. Wenn es dennoch kein Abschied für immer war? schlich sich die Hoffnung leise wieder an mein Herz. Wenn die Scene der verflossenen Nacht ihr den Aufenthalt unter diesem Dache so unerträglich gemacht hätte, daß sie die Sonne des

Glückes, das uns Beide erwartete, an einer anderen Stelle wollte aufgehen sehen? Wie schnell wird das Unglaublichste dem thörichten Herzen zum Evangelium! Der Muth wuchs wieder riesengroß empor, ich fand jetzt so viel Besinnung, um die verhängnißvolle Botschaft zu lesen. Ich kannte die zierliche kleine Handschrift, an der jeder Buchstabe ein vollkommenes Gebilde ist, schon lange; ich hatte mir oftmals gesagt, daß sich in diesen sorgsamen Zeichen der Charakter des Mädchens deutlicher offenbarte, als in den verschlossenen Zügen ihres Gesichtes. Und nun, Freund, war Nichts mehr zu zaudern; mit den Zeilen dieses Briefes, den ich Dir anvertraue, bis Du dies Vermächtniß wieder in meine Hände legen kannst, sah ich ein finsteres Verhängniß vor mir sich abrollen, das erste, große Leid meines Lebens! Wenn mich Bücherweisheit nicht gelehrt hätte, daß der Leib des Menschen vom gütigen Gott so geschaffen ist, daß er auch die größten Schmerzen der Seele überdauert, würde ich glauben, daß ich mit diesem Schicksale alle Hoffnung meines Lebens auf Glück zu Grabe tragen soll! Lies den Brief, bevor ich in meiner Erzählung fortfahre!

„Mein Freund! Diese Zeilen bringen nicht die Erfüllung Ihrer Wünsche, aber sie werden Ihnen sagen, daß ich unter tausend Schmerzen um Erkenntniß gerungen habe, bevor ich zu schreiben begann. Ich habe Sie auf den nächsten Tag vertröstet und wenn ich Ihnen auch nichts von Dem zu erfüllen vermag, was Sie als thörichte Hoffnung in sich nährten, soll Ihnen doch Eins so werden, wie man es vor seinem Gotte bekennt: Die Wahrheit! Ich werde Ihrem Blicke nicht mehr begegnen, und die Worte der Liebe, die Sie kaum vor Stunden zu mir flüsterten, waren der letzte Klang Ihrer Stimme! Wenn ich Ihnen nun in der Einsamkeit dieser Nacht das Bekenntniß ablege, daß auch ich Sie liebe, so habe ich nicht vor Gott zu erröthen, der die Herzen lenkt und meine Schuld nicht so schwer gefunden hat, um nicht einmal noch die Sonne des Glückes in mir aufgehen zu lassen. Aber eine Hoffnung, mein Freund, soll dies Bekenntniß nicht wieder erwecken; Sie werden sehen, wenn Sie diesen Brief gelesen haben, daß der blinde Gott Sie einen Irrweg geführt hat, an dessen Ende Gram und unerfüllte Wünsche Ihrer warten, wo ein thörichter Traum Ihnen Freudiges verhieß. Wenn ich Sie nicht mit der Dankbarkeit des ärmsten Herzens liebte, gäbe es für diesen Schmerz vielleicht eine andere Lösung, aber so, wie Sie mir erschienen sind, gehörte ein Scheiden für ewig dazu, um Ihnen das Anrecht auf irdisches Glück nicht ganz zu rauben.

Sie werden mich nicht wiedersehen, mein Freund, und wenn Sie erst wissen, welcher schwarze Schatten in all der Zeit, in der Sie mich liebgewannen, auf meiner Seele lag, werden Sie selbst sagen, daß es so am besten ist!

Ich kam vor zwei Jahren in das gräfliche Haus. Ich bin eine Waise, das Kind vermögensloser Eltern; ich habe soviel gelernt, um meinen Weg allein durch das Leben zu gehen, und es war gut so, denn die Einsamkeit ist nur in stetiger Arbeit zu ertragen,

unter einem Zwange, den uns die Noth auferlegt. Zu Anfang, mein Freund, drückte mich das Bewußtsein nieder, das Brot einer Dienenden zu essen, aber die Gewohnheit stumpfte gegen solche Empfindungen ab und der Ton, der in diesem Hause herrschte, half über Alles Schwere hinweg. Es war so wohlthuend, mit gütigen Menschen zusammen zu leben, die für ihren Willen eine selbst meine Empfindlichkeit versöhnende Form fanden. Und dann, mein Freund, trat Etwas neues an mich heran. Ich war jung und das Herz des Weibes rastet von dem Augenblicke an nicht mehr, wo es sich seines selbständigen Daseins bewußt wird. Die Liebe der Menschen kannte ich bis dahin nur aus der Lehre und dem Beispiele Anderer; in den Erziehungs-Instituten darf das Herz keine Rolle spielen und Niemand denkt daran, daß ein Naturgesetz in keine künstliche Schranken zu bannen ist und nur um so gewaltiger sein Recht fordert, sobald der Zwang aufhört. Hier im gräflichen Hause gab es nicht mehr als einen Mann, der die Phantasie eines so unerfahrenen Mädchens beschäftigen konnte und je liebesärmer mein Leben bis dahin gewesen, um so lebhafter trieben die Gedanken ihr Spiel mit seinem Bilde. Ich bekenne das Ihnen, mein Freund, weil ich wahr sein will; damals blieb diese Empfindung tief in mir verschlossen und wenn der Ausdruck der Augen vielleicht ahnen ließ, womit sich mein Inneres beschäftigte, so war es unbewußter Verrath. Das Schicksal ließ nicht auf sich warten. Ich war an Erfahrung noch ein Kind, dem alle Noth und alle bitteren Selbstbetrachtungen den heiteren Lebensmuth nicht verkümmert hatten; ich konnte noch lachen und Sie wissen, mein Freund, daß das Lachen jedes Menschengesicht verschönt. Und dann war ich außer der Gräfin das einzige weibliche Wesen im Schlosse, das in näherer Beziehung zu der Familie stand! es war so natürlich, daß ich dem Grafen gefiel und das Herz des Weibes besitzt den Instinct, eine aufkeimende Neigung zu errathen, die dem Manne selbst noch nicht klar bewußt geworden ist.

Der Tag der Erfüllung kam endlich; ein zufälliges Ereigniß gab die Gelegenheit, daß er mir von seinem Herzen sprechen durfte und da war ich das schwache Weib, dem seine Worte wie Musik klangen und das den Schrei des armen, einsamen Herzens nach Liebe nicht zu ersticken vermochte. Auch Sie, mein Freund, sind Keiner von denen, die das Leben allzusanft gebettet hat, auch Sie haben vielleicht schon Stunden erlebt, in denen man sich mit wildem Trotz gegen den Zwang der gesellschaftlichen Grenzen auflehnt und mit Behagen ein Gesetz unter die Füße tritt, das darum doch nicht aus der Welt verschwindet. Was zwischen dem Grafen und mir seitdem sich ereignet hat, sind in meinem unauslöschlichen Gedächtnisse die Fußspuren des Schicksals; bald spielte der Zufall seine verhängnißvolle Rolle, allzu oft nur der bereite Wille; und da kein Freund damals an meiner Seite stand, dessen mahnendes Wort die auflodernde Flamme vielleicht noch unterdrückt hätte, so wurde ich im sinnlosen Taumel das, als was Sie mich kennen gelernt und doch nicht erkannt haben: ein gefallenes Weib!

Das haben Sie nicht geahnt, mein Freund, wie hätten Sie Ihr Herz

an eine Unreine verschenken können! Und in dieser Stunde der offensten Wahrheit soll Sie auch nicht der Wahn täuschen dürfen, daß nur die Schwachheit eines Augenblicks über mein Schicksal entschieden hätte. Der Rausch, den ich für Glück hielt, hat Monate hindurch gedauert; ich habe mich mit Trotz gegen jede Anwandlung der Reue gewehrt und ich blieb lange Siegerin in diesem doch so hoffnungslosen Kampfe; die Mahnungen des Gewissens, daß ich das Recht einer Anderen stahl, daß ich ein Glück untergrub, welches für alle irdische Ewigkeit geschworen war, daß das göttliche Sittengesetz verhöhnte; das Alles wagte sich kaum an mich heran; ich war zum ersten Male seit ich ein Weib geworden, glücklich und in diesem Bewußtsein achtete ich der inneren Stimmen nicht, die so schüchtern zu mahnen begannen.

Und dennoch war vom ersten Augenblicke der That an mein Schicksal entschieden, denn so schlecht bin ich nicht, daß nicht eines Tages Recht und Pflicht in mir wieder zur Geltung kommen sollten. Mit der ersten Stunde der Ernüchterung war die Selbstanklage da, um nicht mehr zu weichen. Ich gehöre nicht zu den glücklichen Naturen, die sich von der Gegenwart allein nähren und für die Zukunft eben so wenig Sorge, wie um das Vergangene Reue fühlen; mich hat das Leben zum Nachdenken erzogen und wenn ich Einkehr in mich halte, wird das Gewissen ein strenger Richter, der es nicht duldet, daß sich die Zukunft hinter rosigen Schleiern verbirgt. Ich habe gelernt, für all mein Thun selbst einzustehen und damit bindet man die unerbittliche Pflicht auf sich, aus jeder That auch die letzten Folgerungen an das Licht zu ziehen. Als diesmal eine Stunde des Sichselbstwiederfindens kam, sah ich, was ich war und was mir die Zukunft noch sein könnte, und damit legten sich auf mein thörichtes Glück die Schatten. Er war vorüber, der Rausch! Mit dem kurzen Traume eines Herzens, das sich zur Blindheit gezwungen, hatte ich ein verlorenes Leben erkauft! Von da ab war es finster in mir und als Sie eines Tages in mein Dasein als ein Fremder traten, der achtlos an mir vorüberging, glaubte ich Sie zu hassen, weil Sie ein Mensch mehr waren, dem ich mit einer großen Lüge gegenüberstand.

Wie oft hat mich zu jener Zeit das Verlangen gepackt, dies Haus auf Nimmerwiedersehen zu verlassen, aber der Muth, mit dem ich früher aus der Schulstube den ersten Schritt in ein unbekanntes Leben hinein gethan, war von mir gewichen; die Schuld, meinte ich, war mir wie ein Brandmal auf die Stirne gedrückt und um die Welt nicht auf jedem Schritte belügen zu müssen, verkroch sich das Verlangen wieder scheu. Es war feige von mir, denn ewig konnte das Dasein nicht dauern und ewig bleibt ein Geheimniß nicht verborgen, von dem schon in den Ecken geflüstert wird. Der Verdacht haftete an mir, darüber ließ das Benehmen der Gräfin vor Allem keinen Zweifel und ich war ungeschickt genug im Heucheln, um Nichts mehr daran zu bessern. Aber ich blieb dennoch, weil passives Beharren meiner Muthlosigkeit am leichtesten fiel, obgleich ich Alles haßte, was das Auge auf mich richtete.

Sie sind an meinem Himmel allmälich aufgegangen, wie einer jener

Sterne, die, aus weiten Fernen kommend, aus dem Dunkel des Weltenraumes langsam hervortauchen. Erst waren Sie mein Feind, wie mir Alles Feind war, und dann dachte ich wenigstens fremd neben Ihnen meinen einsamen Weg zu gehen. Aber das Schicksal legte zwischen uns die kleinen, nichtigen Ereignisse, mit denen sich das Interesse am Menschen unmerklich in das Herz stiehlt und eines Tages wurde es mir klar, daß Sie in meinem Leben schon einen Platz einnahmen. Aller Groll gegen diesen fremden Eindringling konnte die Phantasie nicht mehr bannen; die Gedanken kehrten zu Ihnen zurück; keine Sehnsucht, keine zärtliche Empfindung, mein Freund; das glaubte ich für immer in mir begraben; aber doch ein Haften der Erinnerung an Ihnen, das mir schon wie empfindlicher Zwang vorkam. Wissen Sie noch von jenem Tage, an dem Sie mich draußen am Meeresufer überraschten? Der Kampf, der damals in mir tobte und den Ihr Erscheinen bis zur Verzweiflung neu anfachte, wird Ihnen nun verständlich geworden sein; als er vorüber war, blieben die guten Geister Sieger. Es überkam mich die neue Täuschung, daß es zwischen Mann und Weib überhaupt Freundschaft geben kann; vielleicht erlagen Sie an jenem Tage demselben Wahn, denn der Schritt, der vom Mitleide mit einem unglücklichen Weibe unbemerkt zur Liebe hinüberführt, war Ihnen noch nicht bewußt geworden. Es war ein neues Glücksgefühl, das mich erfüllte; ich hatte einen Freund gefunden, dem ich im stummen Herzen tausend ernsthafte Gelübde that; ich wußte noch immer nicht, daß Wünsche und Hoffnungen im Menschen nimmer rasten!

Was soll ich Ihnen weiter sagen! Als ich zu ahnen anfing, was kommen würde, habe ich mich mit dem Muthe der Verzweiflung gegen mich selbst gewehrt; alle Schmerzen, die das Bewußtsein der Schuld in mir wachgerufen, haben sich zu einer unaufhörlichen Marter verwoben und niemals ist schwerer gebüßt worden, als in meinem gequälten Herzen! Was half mir die Reue, wo an der That Nichts zu ändern war; ich habe zwar niemals mehr gewagt, auf das Glück der Zukunft für mich zu hoffen, aber geschaut habe ich es wie das Paradies, an dessen Schwelle der Engel mit dem Flammenschwerte den Eintritt wehrt. Diesen Schmerz, ausgestoßen zu sein von einem Glücke, das man mit Händen greifen kann, und durch eigene Schuld, er ist Ihnen erspart geblieben, mein Freund!

Und nun, wo ich Ihnen Nichts mehr zu bekennen habe, lassen Sie mich Abschied nehmen. Ich habe mich manches Mal gefragt, ob man sich mit seiner Schande in einen verborgenen Erdenwinkel verkriechen kann und vielleicht wäre mir, so lange ich Sie nicht kannte, eines Tages der Muth dazu gekommen. Aber in dieses Grab die verlangende Sehnsucht nach Ihnen mitzunehmen, das Bewußtsein, daß es nur eines Schreies des gemarterten Herzens bedürfe, um ein erlogenes Glück zu kosten: diese Qual geht über meine Kraft! Es wäre nicht nöthig gewesen, daß das Schicksal mir die Größe meiner Schuld im Spiegel dessen zeigte, was Sie mir boten, ich trug ohnehin schwer genug; aber die Schwäche des Weibes läßt mich fürchten, daß es einen noch

unerreichten Gipfel meines Elends geben könnte, wenn ich es mit Ihnen theilen müßte. Darum, mein Freund, die ganze Wahrheit und dann scheiden!

Ich lasse auf dieser Welt Nichts zurück, als verbitterte Empfindung; Ihr Bild und die Erinnerung daran, daß Sie einer Unglücklichen ein redliches, zärtliches Herz geboten haben, nehme ich in meine letzte Stunde mit. Vielleicht bin ich damit glücklicher als Sie. Gott wird Ihnen ein Leben voller Glück und Freuden schenken, sobald Sie vergessen gelernt haben; ich habe mit aller Inbrunst meiner Seele darum gebetet, aber immer doch ein Leben, das so voller Dunkel ist wie alle irdische Zukunft; ich, mein Freund, nehme einen köstlichen Traum mit hinüber, der meinen letzten Augenblick in lauter Licht tauchen wird! Ich liebe Sie, Ernst, Sie werden mein letzter Gedanke sein!

Gabriele."

Das war ihr Abschiedsbrief! Ich weiß nicht, ob es Dir beim Lesen desselben eben so ergangen ist wie mir. Ich habe mit einer Ahnung, die von Zeile zu Zeile wuchs, den Faden dieser Bekenntnisse verfolgt und die Gewißheit, was kommen werde, lebte schon lange in mir, bevor ich am Ende war; der Tod hat mich kalt angeweht, ehe dieses schaurige Gefühl des Herzens seine entsetzliche Bestätigung fand.

Aber ich hatte keine Zeit, mich meinen Empfindungen hinzugeben; sie zu finden, das war mein einziger Gedanke und in diesem Drange stürmte ich die Treppen hinunter. Alles im Hause war in Bewegung; die Nachricht, daß die Erzieherin mit Hinterlassung eines Briefes an mich verschwunden sei, hatte die Menschen mit der Ahnung eines Unglückes erfüllt und man suchte nach der Gewißheit. Haus und Park boten keine Spur, in jedem Augenblicke kamen Leute zurück, welche mit demselben Erfolge die Umgebung, die Felder, die Gehölze abgesucht hatten. Die Gräfin hatte die Kinder zu sich genommen und war unsichtbar, der Graf noch nicht zurückgekehrt. Wir standen in einer rathlosen Gruppe in der Flurhalle des Erdgeschosses, als mir der Gedanke an das Meer durch das Gehirn schoß. Die Thür öffnete sich wieder und ein Holzfäller trat herein, der erste Mensch, der uns auf eine Fährte brachte. Im Morgengrauen war ihm auf dem Wege, der vom Schlosse an die Küste führt, eine weibliche Gestalt erschienen, er hatte es für einen Geisterspuk gehalten, denn unter den Bewohnern dieser Gegend giebt es allerlei gespensterhafte Tradition. „Vorwärts Leute! nach dem Meere!" sagte ich, da stand der Graf in der Thür. Der Ausdruck seines Gesichtes war fürchterlich; unter dem wirren Haare glühten die Augen wie im Feuer des Wahnsinns; von der Stirn troff der Schweiß nieder; regungslos stand er, aber wie ein Pfeil auf gespanntem Bogen, jeden Augenblick im Begriff, sich auf Etwas zu stürzen. Er lauschte mit verhaltenem Athem; er hatte ohne Zweifel nur unbestimmte Kunde erhalten und suchte aus dem Gewirr von Stimmen nach einer Gewißheit. „Kommen Sie, Herr Graf, wir werden Ihr Opfer jetzt finden!" sagte ich mit einem unbeschreiblichen Gefühle von Haß, aber wie ein Keulenschlag traf es mich, als er mir die Worte entgegenschleuderte:

„Mein Opfer? Wissen Sie denn, daß es nicht das Ihrige ist?“ Und nun wandte er sich ab und stürmte mit der Gruppe von Männern hinaus, ich mechanisch wie im Traume hinterher. Er hatte Recht; die Unglückliche war mein Opfer! Nichts von den vergangenen Dingen hatte sie in den Tod getrieben, nur vor meiner Liebe, vor der eigenen zu mir, war sie entflohen! Ich war ganz von Sinnen; ich, ein Mörder! Das Blut brauste mir in den Ohren und in den Schläfen pochte es wie mit Hämmern; ich dachte Nichts mehr, im Gehirn kreisten unbestimmte Gedanken, ich vermochte keinen festzuhalten. Als mir der Athem verging, kam ich zur Besinnung! ich war in Schweiß gebadet, die Füße zitterten unter mir, ich fand mich auf dem Wege zum Meere, mitten in der Waldung. Ich war wie ein Wahnsinniger Allen vorausgeeilt, aus der Ferne hinter mir näherten sich die Uebrigen. Mit dem Reste von Willenskraft, dessen ich noch fähig war, setzte ich meinen Weg langsam, Schritt vor Schritt fort; ich bezwang das glühende Verlangen zu eilen und damit glückte es mir, auch die Gedanken zu bezwingen. Es war doch wohl ein Trugschluß gewesen, mich Schuldlosen zum Mörder derjenigen zu machen, die ich mit dem letzten Hauche meines Lebens zum Dasein zurückgerufen hätte; nicht um meinetwillen war sie gestorben, die Erinnerung an eine Vergangenheit, die angesichts meiner Liebe, schwärzer als jemals vor ihre Seele trat, hatte sie in den Tod getrieben. Er war dennoch der Mörder, aber er wäre es vielleicht geworden, wenn mich das Schicksal nicht zwischen diese Beiden gestellt hätte. Ich athmete auf, als mich der Druck jenes entsetzlichen Bewußtseins verließ, aber es wollte mir nicht mehr gelingen, an den Grafen mit der Erbitterung des Hasses zu denken. Auch er hatte den Glanz des Glückes in ihr Herz getragen, vor dieser Gewißheit mußte jede Rücksicht der Moral weichen; es war ein anderes Geschenk, als ich es zu bieten gedachte, aber es war doch stürmisches Glück gewesen, während meine Gabe sie zum Scheiden für ewig bestimmte. Wessen Schuld war die größere? Gilt vor der Stimme des Herzens überhaupt das geschriebene Gesetz?

Da lag das Meer vor mir, spiegelnd im Glanze der Frühsonne; drüben am Horizonte brüteten verschwommene Gewitterwolken; kein Windhauch, keine Bewegung in der trägen Masse, kein Laut in der Natur, kein Wort zwischen den Menschen. Wir traten an den Strand und man mußte die Augen beschatten, um auf der widerstrahlenden Fläche nach einem Gegenstande zu forschen. Der Graf war der erste, der die Hand auf das Wasser hinausreckte. „Dort!“ sagte er. Ein schwarzer Körper unterbrach an einer fernen Stelle den Glanz, mehr ein Punkt, der im Glitzern kam und verschwand. „Ein Boot, des Kiel oben schwimmt!“ sagte einer von den Männern. Jetzt sahen wir es Alle; nach dieser Deutung fand Jeder, daß ein umgekehrtes Boot dort auf dem Wasser trieb.

Mit der Gewißheit war auch die Energie des Grafen wieder da. Es liegen ein paar Dörfer am Strande, aufwärts und abwärts je eine Meile

entfernt. Die Hälfte der Leute wurde nach Stein, die andere Hälfte nach Batikow beordert; sie sollten Fischerboote und Geräth nehmen und nach der Leiche suchen. Die Menschen verliefen sich, wir Beide standen allein am Strande. „Kommen Sie!“ sagte der Graf zu mir, „wir haben Zeit uns auseinanderzusetzen!“

Ich habe Dir von einer Bank gesprochen, die hier draußen Angesichts des Meeres steht; jetzt wissen wir Beide, daß dieser Ruheplatz der Beginn all meines Jammers ist. Wir setzten uns; wir hatten es Beide nöthig; vielleicht daß die stählerne Natur des Grafen noch nicht am Ende ihrer Kraft war; ich wenigstens war es. Wir saßen stumm; unsere Blicke hingen an dem schwarzen Punkte draußen auf dem Gewässer; er erschien schwärzer als zuvor, weil das heraufwachsende Gewölk in der Ferne den Glanz vom Wasser scheuchte. Erst nach einer langen Weile begann der Graf zu mir zu sprechen.

„Verzeihen Sie mir, was ich vorhin sagte!“ waren seine ersten Worte, die wie wehmüthige Trauer klangen . . Ich habe auch verloren, schon früher als Sie! Mich hat der Schmerz schon vorher verbittert, im ersten Ausbruch konnte ich nur ungerecht sein! Sie hassen mich! Sie thun recht daran! Ich habe Ihr Glück zerstört, bevor Sie selbst davon wußten! Und ich sollte Sie hassen, denn ich mußte es müßig mit ansehen; wie Sie mir das Herz des Mädchens stahlen! Lassen Sie uns nicht abrechnen nach dieser Lösung; wir sind Beide arm geworden!“

Er schwieg und mir erstickte die Stimme unter dem Andrängen der widerstreitendsten Gefühle. Du kennst mich, mein Freund; der Haß ist ein ungewohnter Gast in meinem Herzen und wo er sich in den Kampf mit leichteren Regungen einläßt, muß er unterliegen. Er war auch heute nur auf Augenblicke in mir aufgeloht, der Schmerz um das verlorene Glück machte ihr den Platz streitig, und nun saß ein Mann neben mir, der um dieselbe Todte klagte! Ich konnte schon nicht mehr hassen; es drang mir heiß in die Augen.

Wir saßen wieder Minuten lang, während nicht ein Blatt in den Baumwipfeln sich regte; auf dem Wasser spielte das Sonnenlicht mit den heranschleichenden Wolkenschatten; ein Seufzer klang aus der Ferne her, der wieder erstarb, ehe man wußte, woher er kam.

„Sie denken, daß mir das Schicksal mein Glück schon vorher gegeben hat!“ begann der Graf wieder, aber diesmal im Tone grollender Leidenschaft. „Ich war für dies Leben abgefunden, glauben Sie, ich habe Weib und Kinder! Verstehen Sie sich auf das Menschenherz? Wissen Sie, wie ein heißes Blut pocht? Sie haben Recht, wenn Sie auf das bürgerliche Gesetzbuch klopfen; da steht's in deutlichen Paragraphen!“

Und dennoch! Das göttliche Gesetz, das unsere Herzen lenkt, ist stärker als alle Menschensatzung, stärker, als der Wille! Sie werden mich nicht verstehen, Sie, ein Mann, der menschliches Recht und die von der kleinen Ver-

nunft ausgeklügelte Wahrheit lehren will; was wissen Sie von der Macht des Herzens! Bei allem Schuldbewußtsein fühle ich, daß ich in meinem Rechte war; die höhere Gewalt ist verantwortlich für jede That unserer Leidenschaften; wir sind nichts mehr als ohnmächtige Gefäße!"

Mit einem tiefen Seufzer schloß der Graf diese Worte, die von dem schweren Kampfe des Schuldbewußtseins mit der Redlichkeit seines Charakters Zeugniß gaben. Dann ließ er den Blick wieder auf das Meer hinausschweifen, wie Beide gleichzeitig, und wir sahen, daß das Unwetter mit Windeseile heraufzog. Die Sonne war verschwunden, über den Himmel flog geballtes Gewölk, das sich von einer schwärzlichblauen Wolkenmauer losriß; das Meer lag dunkelgrau vor uns; eine weißliche Kräuselung in der Ferne verrieth, daß der Wind sein Werk begann. Aus der Höhe der Luft klang es, wie die Stimmen der Vögel, die im Herbst südwärts ziehen, in grellen, verworrenen Lauten; das Laub der Bäume am Ufer raschelte leise; mit den Strandkieseln murmelten die Wellen.

„Kommen Sie!" sagte der Graf. „Wir haben hier Nichts mehr zu erwarten!"

„Und die Leute?" fragte ich.

„Können bei dem heraufziehenden Wetter nichts thun. Kein Boot geht jetzt in See, wenn es zurückkehren will. Vielleicht nehmen ihnen die Wellen ihre Arbeit ab!"

Ich begriff, daß uns Nichts übrig blieb, als den Rückweg anzutreten. Wir gingen schweigend durch die Waldung; in den Wipfeln ächzte der Wind und auf der Landstraße wirbelte er Staubwolken vor uns her. Wir erreichten das Schloß nicht mehr, ohne von der ersten Fluth der Wolken überschüttet zu werden; Blitz und Donner gingen über unsere Häupter hin. In der Halle des Hauses machten wir athemlos Halt. Zum ersten Male konnte mir der Graf starr in die Augen sehen. „Wenn wir uns nicht wiedersehen sollten," sagte er mit vibrirender Stimme, „so verzeihen Sie einem Unglücklichen, der an seinem Loose schwerer zu tragen hat, als Sie!" Damit ging er von mir.

Wir werden uns nicht wiedersehen! Mit dem Morgengrauen, das dieser Nacht folgt, gehe ich davon. Zunächst in einen stillen Erdenwinkel, wo ich mit meinem Schmerze allein bin. Wenn die Zeit ihr Werk der Heilung vollbracht hat, wie die Weisheit der Menschen verspricht, kehre ich zu Dir, mein Freund, zurück. Du wirst mir helfen, wieder auf das Leben hoffen zu lernen!

Mittelalterliche Baukunst in Italien.

Von

Hans Semper.

— Innsbruck. —

Es ist eine unläugbare und vielversprechende Thatsache, daß das baugeschichtliche Interesse, besonders der ausübenden Architekten, heutzutage vorherrschend den Schöpfungen des Alterthums und der Renaissance zugewendet ist, indem die Anschauung immer allgemeiner zur Geltung gelangt, daß die Formensprache und die Stilgesetze der Architektur dieser Epochen die unseren modernen Bedürfnissen und Geistesrichtungen angemessenste Entwickelung, Umgestaltung und Anpassung zulassen. Gleichwohl finden auch heute noch die mittelalterlichen Baustile nicht blos im Publicum und bei der Gelehrtenwelt ihre Liebhaber, sondern auch unter den ausübenden Architekten hervorragende Vertreter, da insbesondere bei den kirchlichen Bauten eine Anlehnung an classische Formen in gewissen Fällen dem Ausdruck der religiösen Stimmung und Zweckmäßigkeit größere Schwierigkeiten zu bereiten scheint, als eine Anlehnung an mittelalterliche Baustile, welche ihre Ausbildung hauptsächlich im Dienste der christlichen Kirche erlangten, in ihrem Entstehen daher recht eigentlich vom religiösen Ausdruck bestimmt und durchdrungen worden sind.

Aber selbst der Forscher und Architekt, welcher die Anwendung mittelalterlicher Baustile bei modernen Bauten irgend welcher Art nicht billigt, wird doch, wofern ihn nicht Parteigeist blendet oder mechanische Routine abstumpft, weder den großartigen Schöpfungen mittelalterlicher Frömmigkeit und Bürgerkraft seine Bewunderung versagen, noch auch das Studium jener Stile als überflüssig betrachten, welche immerhin die Brücke zwischen Antike und Renaissance nicht blos historisch, sondern in mancher Hinsicht auch sachlich bilden, und deren Kenntniß in vielen Punkten das volle Verständniß der classischen Baustile alter und neuer Zeit erst ermöglicht.

Dieser innige Zusammenhang der mittelalterlichen Architektur mit der antiken einerseits, derjenigen der Renaissance andererseits tritt besonders deutlich in Italien hervor, der Heimath der Renaissance, die auch dort nicht hätte entstehen können, wenn nicht eben die antike Tradition, wie der Same zu neuer Blüthe sich durch die ganze mittelalterliche Kunst hindurch bald offener, bald versteckter, unsterblich fortgefristet hätte.

Die Betrachtung der mittelalterlichen Kunst Italiens bietet daher ein erhöhtes praktisches Interesse für das Verständniß der Renaissance, insofern sie weder ihr noch der Antike so schroff gegenüber steht als z. B. die nordische Gothik; aber auch bezüglich des monumentalen Werthes sowie des geschichtlichen Interesses an und für sich verdienen die mittelalterlichen Bauten Italiens zum mindesten eine gleiche Aufmerksamkeit wie die nordischen Bauten der nämlichen Epoche: So manches daher auch schon über italienische Architektur des Mittelalters geschrieben sein mag, so finden neue Forschungen über einzelne Monumente oder ganze Schulen, oder auch über die der Bauthätigkeit zu Grunde liegenden social-politischen und culturgeschichtlichen Factoren, insbesondere wenn sie in geistreicher und anregender Form vorgetragen werden, gewiß noch immer nicht nur die pflichtmäßige Berücksichtigung der Gelehrten, sondern auch das Interesse des künstlerischen und größeren Publicums. Wenn wir nun in Folgendem auf zwei Werke, eines Italieners und eines Amerikaners*), aufmerksam machen wollen, die beide ihren Stoff aus dem Gebiet der mittelalterlichen Architektur Italiens schöpften, so fühlen wir uns hiezu eben sowohl durch das Vorhandensein jener Vorzüge der Neuheit — wenn auch nicht in allen Punkten, so doch in einigen — wie insbesondere durch die lebhafte und anregende Darstellung in beiden Werken veranlaßt und berechtigt. Dieselben haben im Stoff wie in der Anordnung eine äußere Aehnlichkeit mit einander, unterscheiden sich jedoch durchaus durch die verschiedenen Standpunkte der Verfasser. Jedes der beiden Werke bildet eine Sammlung einzelner Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, einige der letzteren sind beiden gemein. Beide Autoren schicken eine längere Einleitung voraus, worin sie ihren Standpunkt bezeichnen, sowie die geeignete Stimmung des Lesers für die Aufnahme der dargebrachten Gaben zu erwecken suchen. Während jedoch Boito sich schon in der Einleitung als der unruhig die Vergangenheit nach einer Richtschnur in der Zerfahrenheit der modernen Architektur Italiens befragende Künstler verräth, so offenbart sich uns Charles Eliot sofort als der behaglich erzählende, kunstvoll den Stoff der Vergangenheit ordnende

*) Architettura del medio evo in Italia. Con una introduzione sullo stilo futuro dell' architettura in Italia. Ricerche di Camillo Boito. Milano, Ulrico Hoepli. 1880. — Historical studies of Church-buildings in the middle-ages. Venice, Siena, Florence. By Charles Eliot-Norton. New-York, Harper and brothers. 1880.

Culturhistoriker, der vor Allem darauf ausgeht, ein lebensfrisches und erhebendes Bild der großen, idealen Züge derselben auszumalen.

So geistreich und pikant Boitos einleitende Ausführungen aber auch sind, so sind sie doch nicht immer überzeugend, oder auch nur objectiv richtig. Zunächst legt er dem constructiven Element in der Architektur, dem von ihm sogenannten Organismus, zu viel Bedeutung bei, weshalb natürlich die Renaissance bei ihm zu kurz kommt, zumal da er die akademischen Ausläufer derselben als deren allgemeine und ursprüngliche Norm annimmt. „Damals schienen die Kirchen, die Paläste, die Theater, Häuser, kurz alle Gebäude eigens construirt zu sein, um mächtige Säulen, Giebel, Nischen, die Gesimse des Pantheon und der heidnischen Tempel daran anzubringen. Die Construction, die innere Eintheilung wurden unmittelbar von der Decoration abgeleitet; der Organismus wurde der niedrige Sclave des Symbolismus." Dem entsprechend empfiehlt er denn auch den romanischen Stil als Anknüpfungspunkt für einen zu schaffenden, neuitalienischen Baustil, da sich in diesem „der Schmuck am meisten mit der Oekonomie vereinige," „jeder Theil des Organismus sich nach Außen hin aussprechen könne". Wenn er aber, um seinen Wunsch nach einem nationalitalienischen modernen Stil zu begründen, sagt, „eine jede Nation suche wieder einen ihr eigenen Stil, so kehren die Deutschen heutzutage zu ihrem Spitzbogenstil zurück" &c., so widerspricht letztere Behauptung doch geradezu schnurstracks den Thatsachen.

Bei der Besprechung der einzelnen Aufsätze werden nun zunächst diejenigen zusammenzuhalten sein, welche von beiden Autoren den nämlichen Gegenständen gewidmet sind, die sich demnach möglicherweise gegenseitig zur Ergänzung und Berichtigung dienen, sowie sich auch dadurch die Gesichtspunkte der beiden Verfasser am deutlichsten kennzeichnen. —

Der Dom in Florenz, wiewohl keineswegs weder in allen Theilen noch im Ganzen ein durchaus harmonisches Bauwerk, ist dennoch als eine der großartigsten und zugleich, in jeder Beziehung, historisch bedeutsamsten Schöpfungen des italienischen Volksgeistes, Kunstsinnes und Genies anzusehen. Nicht blos giebt er uns in den mannigfaltigen architektonischen Formen und im plastischen Schmuck seiner Innen- und Außenseiten ein anschauliches Bild des allmählichen Ueberganges toscanischer Gothik in die Renaissance, die hier in der That ihre ersten Schritte machte, sondern seine gewaltige Kuppel bleibt für alle Zeiten eine der imponirendsten Constructionen dieser Art und beschäftigt unsern Geist als das erste und wahrhaftige Vorbild der herrlichen Peterskuppel in Rom. Zudem giebt das Studium der Baugeschichte dieses Domes ein anschauliches und erfreuliches Bild von dem monumentalen Streben und edlen Bürgersinn der Florentiner des 14ten und 15ten Jahrhunderts. Endlich hielt er auch dadurch schon, daß ihm bis auf den heutigen Tag der Façadenschmuck fehlte (der, nebenbei bemerkt, demnächst vollendet ist), die Aufmerksamkeit des großen Publicums sowie das Nachdenken und die schaffende Phantasie der Architekten seit seinem Entstehen ohne Unterbrechung rege.

Beide Autoren behandeln nun, ein jeder nach seiner Weise, die Baugeschichte des Domes und sind gewiß, damit ein allgemeineres Interesse zu erregen. Allerdings giebt uns Camillo Boito mit seinem Aufsatz nur die fast unveränderte Wiederauflage eines Artikels, den er bereits im Jahre 1865 in der Nazione von Florenz und im Giornale dell' Ingegnere architetto ed agronomo zu Mailand, sowie ein Jahr später als selbständige Brochüre publicirte, unter dem Titel: Francesco Talenti, ricerche storiche sul Duomo di Firenze dal 1294 al 1367.

Wenn nun dieser Aufsatz bei seinem ersten Erscheinen das Verdienst hatte, falsche Traditionen über den Dombau zu erschüttern und auf das Domarchiv als Quelle der Aufklärung über dieses damals noch sehr dunkle Capitel der florentinischen Kunstgeschichte hinzuweisen, so ist andererseits an dem neuen Abdruck dieser Abhandlung scharf zu tadeln, daß die in dem Zeitraum zwischen 1865 bis auf heute auf Grundlage von Archivforschungen erlangten weiteren Resultate darin gänzlich unberücksichtigt geblieben sind.

Es ist allerdings unbegreiflich, wie noch bis vor Kurzem die Schriftsteller, welche die Baugeschichte des Florentiner Domes behandelten oder berührten, sich mit den verworrenen, lückenhaften und unwahren Berichten eines Vasari und seiner Nachbeter begnügen konnten, obgleich die Reichhaltigkeit des wohlgeordneten Domarchivs bekannt sein mußte, und einzelne Schriftsteller in der That auch einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Documente desselben schon in früheren Jahrhunderten publicirten. Ja, ein Gelehrter des vorigen Jahrhunderts, Carlo Strozzi, nahm sich sogar schon die Mühe, einen vollständigen Auszug der Documente des Domarchivs vom 14. bis zum 16. Jahrhundert zu machen, ohne daß doch durch Publication dieses Auszuges, der sich jetzt im Centralstaatsarchiv befindet, der Forschung ein Nutzen erwachsen wäre. Auch der Canonicus Moreni benutzte das Archiv, um einzelne Aufschlüsse über Brunellesco zu bringen. Ebenso förderten Rumohr und Gaye durch die Veröffentlichung einzelner, abgerissener Documente die Kenntniß der Geschichte des Dombaus nur wenig. Erst der ehemalige Archivar des Domarchivs, Cesare Guasti, begann mit methodischer Genauigkeit und Vollständigkeit die Documente des Domarchivs zu copiren, wovon er aber leider nur den Theil, der sich auf den Kuppelbau bezieht, im Jahre 1857 publicirte. Auch er schreckte wohl vor dem Umfang des ganzen Materials zurück. — Auch scheinen alle diese Gelehrten von einer gewissen Furcht beherrscht gewesen zu sein, die Jahrhunderte alten Illusionen über Arnolfos Bauthätigkeit am Dom zu zerstören.

Arnolfo und Brunellesco, das waren die beiden glänzenden Namen, die durch die Tradition geheiligt und mit dem Dombau unauflöslich verflochten waren, und denen zu Liebe man fast grundsätzlich jenen Zeitraum geradezu ignorirte, da sie nicht wohl am Dombau betheiligt sein konnten, also von 1310 bis etwa 1420.

Dem verdienten Archivar Cesare Guasti verdankte jedoch Boito die Mit-

theilung einiger der wichtigsten Documente aus diesem noch dunklen Zeitraume, welche letzterer in geschickter Weise zu verwenden und zu combiniren wußte, um daraus in der That höchst interessante Aufschlüsse über diesen vernachlässigten Theil der florentinischen Monumentenkunde zu gewinnen. Hierbei unterstützte ihn wesentlich sein künstlerischer Feinblick, der ihn auch manche Thatsachen ahnen ließ, die sich durch weitere Forschungen bestätigten. Allerdings ließ er sich durch seine künstlerische Intuition auch zu manchen Fehlschlüssen und Voreingenommenheiten verleiten, insbesondere that er seinem Günstling Francesco Talenti zu Liebe den Thatsachen hie und da Gewalt an.

Wie schon erwähnt, sind nach dem Erscheinen dieses Aufsatzes im Jahre 1865 noch mehrere Arbeiten veröffentlicht worden, welche auf Grundlage der Urkunden des Domarchivs die Kenntniß der Baugeschichte des Domes noch weiter vervollständigt haben.

Schreiber dieser Zeilen gab in seinen „Vorläufern Donatellos" (Leipzig, Seemann 1870) außer dem urkundlichen Material über die plastische Ausschmückung des Domes im 14. Jahrhundert auch Regesten der Baugeschichte auf Grundlage der Originalurkunden und des Auszuges Strozzi heraus, welche Boitos Angaben wesentlich ergänzten. — Ferner publicirte Berichterstatter im Jahre 1872 (im März- und Aprilheft des XVII. Jahrganges der Mittheilungen der k. k. Centralcommission für Erhaltung der Baudenkmale ꝛc.) einen Aufsatz über die „farbigen Glasscheiben am Florentiner Dom", mit dem vollständigen Apparat der darauf bezüglichen Documente des Domarchivs, welche ihm ermöglichten, verschiedene bisher unbekannte Glasmaler, darunter auch einen Deutschen, die im 14. Jahrhundert in Florenz gewirkt hatten, der Vergessenheit zu entreißen, sowie auch den traditionellen Irrthum zu beseitigen, als stammten jene Glasscheiben hauptsächlich von Francesco di Domenico da Gambasso her, während doch das letzte Document des Domarchivs, das seiner erwähnt, ihn als noch in Lübeck wohnend bezeichnet. —

Ein Jahr nach dem Erscheinen der erstgenannten dieser beiden Abhandlungen veröffentlichte auch Herr Cavalucci, Akademiedirector in Florenz, eine Reihe von Artikeln in der Nazione über die Geschichte des Dombaus, denen er den Auszug Strozzi, sowie einzelne Angaben älterer Localschriftsteller zu Grunde legte.

Endlich gab Berichterstatter in seinem Werke: Donatello, seine Schule und seine Zeit (Band IX. der Quellenschriften für Kunstgeschichte, Wien Braumüller 1875) auch noch den vollständigen Apparat von Urkunden heraus, der sich auf Donatellos und seiner Zeitgenossen bildhauerische Thätigkeit am Dom bezieht, ebenso wie er in dieser Schrift auf Grundlage der vorgenannten Forschungen eine übersichtliche Baugeschichte des Domes bis vor dem Auftreten Brunellescos giebt. (S. 44 f.)

Hauptsächlich auf Cavalucci, Guasti, sowie des Schreibenden Forschungen

gestützt, giebt endlich auch Charles Eliot-Norton in seinem Aufsatz: „Florence and Sta Maria of the Flower“ in anregender und fließender Darstellung, die uns zugleich ein lebhaftes Culturbild vom damaligen Florenz vor Augen führt, die Baugeschichte des Domes.

Wenn nun nach allem dem Anton Springer in einer Besprechung der Schrift Boitos (12. Heft des Jahrganges 1880, Lützows Zeitschrift für bildende Kunst) sich äußert: „Die beiden letzten Aufsätze Boitos, welche vom Florentiner Dom und der Marcuskirche in Venedig handeln, werden nicht verfehlen, auch in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit zu erregen, da sie den hergebrachten, scheinbar felsenfest begründeten Anschauungen in grausamer Weise zu Leibe gehen,“ so ist dies in Bezug auf ersteren Aufsatz ebensowenig zutreffend, wie daß „in Boitos Buch die Acten (über den Dombau) gesammelt und spruchreif vorliegen,“ sowie „daß der Dom als eine Schöpfung des bisher fast ganz unbekannten Francesco Talenti sich herausstelle.“

Diese zuversichtlichen Behauptungen Springers hätten vielleicht anno 1865, als Boito wirklich das Verdienst hatte, auf das zuverlässige Material der Domurkunden gegenüber Jahrhunderte alten Fabeln hinzuweisen, eine gewisse Berechtigung gehabt, obschon auch schon damals Boitos Mittheilungen zu fragmentarisch erscheinen mußten, um als eine spruchreife Sammlung von Acten gelten zu können, und wiewohl Boitos Schlüsse auch schon damals kaum in allen Punkten vor der Kritik hätten bestehen können. Heute aber beweisen diese verspäteten Lobpreisungen Springers nur seine Unkenntniß der einschlägigen Literatur, die er auch selbst halb und halb eingesteht, was ihn aber nicht hindert, jenes apodiktische Urtheil zu fällen.

Die Unrichtigkeit desselben wird deutlich erhellen, wenn wir den Gang des Dombaus selbst an der Hand von Boitos Ergebnissen einerseits und den Resultaten der neueren Forschungen andererseits in Kürze verfolgen. Eines der Hauptverdienste von Boito war die Feststellung der Thatsache, daß der gegenwärtige Dom nicht der Bau des Arnolfo sei, mit dem er blos in der Breite des Langhauses, nicht aber in der Länge desselben, noch auch in den Maßen des Kuppeloktogons und der umliegenden Capellenkränze übereinstimme. Die Grundlage zu dieser Entdeckung gab ihm ein Document des Domarchivs vom 19. Juni 1357, in welchem die Maße der alten Kirche angegeben sind, und zugleich die Absicht ausgesprochen ist, eine neue Kirche nach anderen Maßen zu erbauen, für deren Berechnung ebenfalls einige Angaben der genannten Urkunde eine Handhabe bieten.

Als Maß der alten Kirche sind hier angegeben:

Länge der Kirche:	164	tosc. Ellen
Breite des Langhauses:	66 7/8	„ „

7*

Durchmesser des Kuppeloktogons 62 tosc. Ellen*)

Aus einer Abbildung des Domes, wie ihn Arnolfo entworfen, auf einem Frescobild in der Capella degli Spagnuoli in S. Maria Novella geht nun ferner hervor, daß Arnolfo 4 Traveen für das Langhaus angenommen hatte, woraus sich nach Boitos Berechnung auf Grund der obenangeführten Maße eine Pfeilerdistanz von blos 24 Ellen in die Länge, bei 34 Ellen in die Breite für die arnolfische Anlage ergiebt.

Der neue Bau sollte dagegen nach der oben angeführten Urkunde Pfeilerabstände von 34 Ellen in die Länge und 33³/₈ Ellen in die Breite, aber nur 3 Traveen erhalten. —

Man hatte also 1357 offenbar die Absicht, die Länge des arnolfischen Langhauses ebensowohl wie dessen Breite beizubehalten (wahrscheinlich um seinen Plan der Kuppelkreuzung und der Capellenkränze nicht ändern zu müssen), jedoch die Anzahl der Traveen um eine zu vermindern, dadurch daß man sie quadratisch gestaltete, während sie nach Arnolfo oblong, 34 Ellen breit und 24 Ellen lang, sein sollten.

Wenn Boito das Verdienst hat, die erwähnte Urkunde von 1357 zuerst bekannt gemacht und verwerthet zu haben, so blieb ihm dagegen eine Urkunde vom 29. Mai 1355 unbekannt: (siehe meine Schrift die Vorläufer Donatellos S. 41 und 44, sowie Cavalucci, Nazione vom 11. März 1871), nach welcher schon damals Francesco Talenti beauftragt ward, eine Zeichnung oder ein Holzmodell herzustellen, um zu zeigen, wie die Capellen der Tribüne und deren Fenster zu corrigiren seien. Im Juni desselben Jahres wurden seine Zeichnung und sein Modell geprüft, im August angenommen. Gleichzeitig wurden Berathungen über die Pfeiler gepflogen. Durch diese Urkunden wird eine Angabe des Vasari bestätigt, welche lautet, daß Arnolfo bereits die drei Haupttribünen eingewölbt hatte, welche unter der Kuppel sind; denn wenn von den Tribünencapellen im Jahre 1355 noch nichts vorhanden gewesen wäre, hätte doch Francesco Talenti dieselben und besonders deren Fenster nicht corrigiren können. Boito bestreitet aber die Richtigkeit von Vasaris Angabe, weil er eben jene Urkunde von 1355 nicht kennt. Ein anderes, Boito gleichfalls unbekanntes Document vom 3. August 1357 (siehe meine genannte Schrift. S. 44), wonach der Bogen und die Mauer darüber neben dem Hochaltar gegen die Sacristei hin niedergerissen werden soll, bestätigt gleichfalls Vasari's Angabe.

*) Die lichten Maße der jetzt bestehenden Kirche sind:

Länge:	257	tosc. Ellen.
Breite des Langhauses:	67	„ „
Durchmesser des Oktogons:	73	„ „

Man ersieht hieraus, daß in der Breite des Langhauses keine wesentliche Aenderung eingetreten ist, daß die ganze Kirche jedoch um c. 93 Ellen länger als nach Arnolfos Plan ist, und auch in ihrer Kreuzung sich erweitert hat. Die tosc. Elle beträgt nicht ganz 58 Ctm.

Wenn aber aus jenen Urkunden des Jahres 1355 hervorgeht, daß Francesco Talenti es in der That war, dem die Correctur des arnolfischen Kuppeloktogons und Capellenkranzes übertragen wurde, so sehen wir dagegen nicht ein, wie aus der Bemerkung: „Francesco Talenti Capomaestro fue detto di contento al sopradetto consiglio,“ welche sich in der von Boito benutzten Urkunde vom 19. Juni 1357 findet, dieser den Schluß ziehen konnte, daß Francesco Talenti auch den Plan des umzuändernden Langhauses, von dem in dieser Urkunde die Rede ist, entworfen habe, da es vielmehr in dieser letzteren heißt, daß verschiedene Meister, worunter auch Orcagna, über den Plan einig seien, und daß Francesco Talenti, der Oberbaumeister, denselben gebilligt habe.

Um die Resultate unserer bisherigen Untersuchung zusammenzufassen, so hatte man am 19. Juni 1357 offenbar noch die Absicht, den Plan Arnolfos in seinen Gesammtdimensionen beizubehalten und auch die von ihm zurückgelassenen Baureste möglichst zu benutzen und nur zu corrigiren. Eine Hauptcorrectur sollte, außer in den Chorpartien, auch im Langhaus, mit Beibehaltung von dessen ursprünglicher Länge, durch Ersetzung der früheren vier durch blos drei Travéen stattfinden.

Am 3. Juli 1357 erhob nun Benci di Cione in einer Versammlung der Operai gewichtige Einwürfe gegen den Beschluß vom 19. Juni 1357 in Betreff der Fundamentirung und der Errichtung der neuen Pfeiler und erhielt von der Dombauhütte den Auftrag, seine Bedenken in einem schriftlichen Memorandum darzulegen. Wenn nun Boito, der diese Urkunde kennt, glaubt, Benci di Ciones Einwürfe seien vielleicht nur in unwesentlichen Theilen berücksichtigt, in der Hauptsache aber zurückgewiesen worden, so läßt er sich zu dieser Annahme einmal durch seine Vorliebe für Francesco Talenti, dem er den Ruhm des vermeintlich von ihm entworfenen neuen Langhauses nicht schmälern möchte, sodann aber auch durch die Unkenntniß anderer Urkunden verleiten, welche trefflich geeignet sind, jene vereinzelte Notiz vom 3. Juli 1357 näher zu beleuchten. Als unmittelbare Folge der Einwürfe des Benci di Cione sehen wir nämlich am 19. Juli 1357 den Beschluß fassen (S. 48 meiner Schrift), wonach die Fundamente der Pfeiler nicht, wie am 19. Juni beschlossen war, blos sieben, sondern elf bis zwölf Ellen tief gelegt werden sollen, eine Thatsache, die Boito gänzlich unbekannt geblieben ist. Warum verlangte aber Benci di Cione eine Vertiefung der Pfeilerfundamente um fast das Doppelte? — Für die neuen großen Travéen, welche beschlossen waren, hielt er offenbar die Höhe der alten Pfeiler, welche wahrscheinlich anfänglich beibehalten werden sollte, zu gering; er verlangte höhere und wohl auch stärkere Pfeiler, weshalb auch tiefere Fundamente gelegt werden mußten. — Gleichzeitig mit dem Beschluß, die Fundamente der Pfeiler zu vertiefen, werden daher, auch neue Pfeilermodelle in Auftrag gegeben. Unter drei Modellen des Andrea Orcagna des Giovanni di Lapo Ghini und des Francesco Talenti wird am 3. August 1357 schließlich das des Letzteren zur Ausführung bestimmt.

Benci di Cione scheint sich aber auch, im Wesentlichen zwar mit den Längen- und Breiten-Maßen der neuen Travéen, jedoch nicht mit der Dreizahl derselben befreundet zu haben. Als nothwendige Consequenz der vergrößerten Travéen ergab sich ihm nicht blos eine Erhöhung der Pfeiler, sondern auch, in Folge dieser, wiederum eine Verlängerung des Langhauses, durch Zufügung einer vierten Travée. — Der Beschluß einer vierten Travée mußte endlich eine weitere, tiefer greifende Consequenz mit sich führen, nämlich das Aufgeben der arnolfischen Kreuzung mit ihren Kranzcapellen, eine Hinausschiebung dieser Partien nach Osten.

Benci di Cione und nicht Francesco Talenti muß also als der Urheber des Projectes betrachtet werden, welches wirklich zur Ausführung gelangte, und durch welches das Langschiff zwar in der von Arnolfo projectirten Breite beibehalten, jedoch um eine ganze Travée von den am 19. Juni 1357 beschlossenen Dimensionen verlängert und dementsprechend auch erhöht wurde, in Folge dessen dann auch Arnolfos Plan für die Kreuzung und den Capellenkranz zwar in der Form im Allgemeinen befolgt, jedoch erweitert und weiter östlich verlegt wurde. In der That werden auch bereits am 7. December 1357 der Wandpfeiler bei dem zweiten Südportal, am 30. Januar 1358 der siebente Wandpfeiler der Wendeltreppe (links vom Kuppeloktogon) in einer Tiefe von mehr als elf Ellen fundamentirt, womit thatsächlich das Project der drei Travéen verlassen und die noch gegenwärtige Gestalt des Langhauses gegründet erscheint.

Was die Seitenmauern des Langhauses betrifft, so wurden, wie auch Boito erwähnt, die aus Arnolfos Zeit an der Nord- und Südseite der Façadenwand erhaltenen Theile zwar benutzt, jedoch verstärkt und erhöht; auch ihre Außendecoration, welche von Giotto ausgeführt worden war, wurde aus Pietät oder Sparsamkeit zwar beibehalten, doch mußte an den Theilen der Seitenmauern, welche theils früher noch nicht decorirt, oder aber in Folge der Verlängerung des Langhauses erst ganz neu erbaut worden waren, den neuen größeren Travéen entsprechend, ein anderes System sowohl der Vertheilung der Fenster und Strebepfeiler, als der Incrustation befolgt werden, als an den älteren Theilen der Außendecoration. — An Letzteren mußten die Fenster, da sie nicht mehr den Travéen im Innern entsprachen, sondern paarweise für je eine der älteren, kürzeren Travéen bestimmt gewesen, geblendet werden.

An den neuen Theilen der Außendecoration wurden laut Beschluß vom 12. December 1358, den inneren Pfeilern entsprechend, starke Strebepfeiler errichtet, und zwischen je zwei der letzteren nur ein großes Fenster, nach der Zeichnung des Francesco Talenti, geöffnet. — Diese Notiz ist Boito wieder entgangen, obgleich sie ein Verdienst seines Günstlings meldet. (Siehe S. 42 meiner Schrift und Cavalucci, Nr. 193 der Nazione.)

In Bezug auf die obere Wand des Mittelschiffes sind wichtige Einzelnheiten zu registriren, welche Boito sämmtlich unbekannt geblieben sind. — Nach

einem Beschluß vom 4. October 1364 wurde ein Project der Meister Andrea Orcagna, Piero del Migliore, Francesco Salvetti und Giovanni Gherardini angenommen, wonach in der oberen Wand des Mittelschiffes Rundfenster statt der anfänglich beabsichtigten Langfenster geöffnet werden, und die Gewölbefüße **unter** der Galerie, welche die ganze Kirche innen (wie außen) umläuft, ansetzen sollten, während anfangs beabsichtigt war, sie **über** dem Gesims ansetzen zu lassen, welches über der Galerie hinlief. (Cavalucci, Nr. 86 der Nazione.) Francesco Talenti erhielt nach einem Beschluß vom Jahre 1366 als einzige Beschäftigung die Ausführung der Galerie, nachdem er am 20. December 1364 wegen Nachlässigkeit seiner Stelle als Oberbaumeister enthoben worden war.

Wenn Boito gegen die Ansicht kämpft, als stammte der im 16. Jahrhundert zerstörte Theil des alten Façadenschmuckes von Giotto, so kann man hiergegen sagen, was Springer bei einem anderen Anlaß äußert, er kämpfe „gegen einen Feind, den wir nicht sehen, nicht kennen". Denn es geht gleichfalls aus den Urkunden hervor, daß jener alte Façadentheil im Jahre 1357 entworfen und bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts ausgeführt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde die Façadenwand auch von einem alten, backsteinernen Glockenthurm gesäubert, der vorn seitlich an die Façade angebaut war, offenbar von Arnolfo. — Im Gegensatz zu diesem alten backsteinernen Glockenthurm wurde denn auch der Thurm, den Giotto 1334 zu bauen begann, „il nuovo campanile di marmo" genannt.*)

Auch in Bezug auf den Bau des neuen Thurmes läßt sich Boito von Voreingenommenheit für Francesco Talenti leiten. Giottos Plan ist offenbar wesentlich beibehalten worden, urkundlich führten aber Taddeo Gaddi (der berufenste Nachfolger Giottos) und Neri di Fioravante den Bau weiter, wobei sie eine viereckige statt der ursprünglich geplanten runden Treppe bauten. Francesco Talenti führte nur zeitweilig die Aufsicht, in den Jahren, wo er Oberbauleiter des Domes war. — Erst 1387 wurde der Thurm bedeckt. (Siehe meine citirte Schrift S. 39.)

Völlig unbegreiflich ist uns aber, wie Boito dem Francesco Talenti auch den Ruhm zuschreiben möchte, das Kuppeloktogon und den Capellenkranz entworfen zu haben, da ihm selbst wenigstens ein Theil jener Documente bekannt war, welche eine solche Möglichkeit unbedingt ausschließen. Allerdings kann er nicht leugnen, daß der Plan und das Modell einer Gruppe von **Meistern** und **Malern** (Neri di Fioravante, **Benci di Cione**, Francesco Salvetti, Taddeo Gaddi, Andrea di Bonajuto, Niccolò di Tommaso und Neri di Mone) nach langen Debatten schließlich zur Ausführung bestimmt

*) Auch der alte war (ursprünglich gewiß bestimmt, mit Marmor inkrustirt zu werden, weil er aber Rohbau geblieben, während man in der Inkrustation des neuen Thurmes im Jahre 1357 jedenfalls schon weit fortgeschritten war, so konnte dieser im Gegensatz zum alten der **marmorne** Thurm genannt werden.

wurde, allein er möchte dennoch dem Francesco Talenti den Ruhm zuschreiben, daß er die Ideen dazu angegeben habe.

Diese Behauptung stützt er nicht etwa auf die (ihm unbekannte) Thatsache, daß Francesco Talenti im Jahre 1355 ein Modell zur Correctur des Arnolfischen Planes des Kuppeloktogons und des Capellenkranzes herstellte (welches jedoch mit der Verlängerung der Kirche hinfällig wurde), sondern vielmehr auf seine falsche Annahme, als sei die Erweiterung der Travéen, die im Jahr 1357 beschlossen wurde, eine Idee Francesco Talentis gewesen, welcher sie vielmehr, dem Document zufolge, als Oberbauleiter nur billigte, während die Urheber des Projects außerdem noch genannt werden.

Wir erwähnten aber oben schon, daß die in Folge des Memorandums des Benci di Cione beschlossene Vermehrung der neuen großen Travéen auf vier statt drei, die Rückverlegung der Kreuzung und der Capellenkränze zur nothwendigen Folge hatte. In der That wurde im Jahre 1366 zu derselben Zeit, als der vierte Pfeiler errichtet werden sollte, eine Concurrenz für die Ausarbeitung eines neuen Projectes für das Kuppeloktogon und die Capellenkränze ausgeschrieben, an welcher sich Francesco Talenti und Giovanni di Lapo Ghini gemeinsam mit einem Modelle, ferner Talentis Sohn mit einem zweiten, Giovanni di Lapo Ghini mit einem dritten allein, und die obengenannten acht Baumeister und Maler mit einem vierten betheiligten. Nach endlosen Debatten und Kritiken wurde endlich das der Letzteren vorgezogen. Offenbar war unter diesen Benci di Cione der Tonangeber, der sich auch an den bezüglichen Debatten lebhaft betheiligte. Francesco Talenti räumte selbst ein, daß das der Meister und Maler (des Benci di Cione) das beste Project sei. — Nachdem dasselbe am 25. October des Jahres 1366 durch eine große Versammlung von Bürgern und Künstlern zur Ausführung bestimmt worden war, wurde am 18. November beschlossen, daß alle anderen Modelle zerstört und das erwählte streng befolgt würde. Am 8. December 1368 wurde überdies festgesetzt, daß ein Jeder, der in die Dombauhütte aufgenommen wurde, den Schwur zu leisten hatte, die Kirche streng nach dem genannten Modell bauen zu lassen. (S. 43 meiner Schrift, N. 99 Nazione 1871.)

Boitos Annahme, Francesco Talenti, der zur Zeit dieser Beschlüsse in Ungnade gefallen gewesen sei, wegen einiger Risse, die in den neuerbauten Hauptgewölben entstanden seien, habe sich an dieser Concurrenz nicht betheiligen dürfen, ist, wie wir aus dem Vorhergehenden sehen, gänzlich aus der Luft gegriffen, da er nicht nur an der Concurrenz theilnahm, sondern sogar während derselben mit Giovanni di Lapo Ghini zusammen wieder Oberbauleiter war.

Indem nun seinem Project das des Benci di Cione und seiner Collegen vorgezogen wurde, und er selbst diesem letzteren den Vorzug vor dem eigenen gab, heißt es doch wahrlich den Thatsachen Gewalt anthun, wenn man ihm gleichwohl das geistige Verdienst des angenommenen Projects zuschreiben will.

Daß jede Partei ihre eigene Ideen hatte und lebhaft vertrat, geht

schon aus den einzelnen Episoden dieses Wettkampfes hervor. Am 24 Juli 1366 war bereits beschlossen worden, das Modell des Francesco Talenti und Giovanni di Lapo Ghini auszuführen, weil es dem Bau die meiste Stärke verspreche, während das des Benci di Cione und Genossen Gefahr drohe. Dieses Urtheil wird am 31. Juli wiederholt. Benci aber wandte ein, sein und seiner Genossen Modell sei nicht genau nach den Zeichnungen ausgeführt worden. Vor einer neuen Versammlung am 9. August führt er die Vertheidigung weiter und überzeugt erstere, daß sein Project vollkommen genügende Stärke verspreche. Nachdem nun noch ein genaueres Modell von seinem und seiner Genossen Project gemauert worden war, gefiel es allgemein am Besten, so daß selbst die Oberbauleiter Francesco Talenti und Giovanni di Lapo Ghini, die sich ebenfalls an der Concurrenz betheiligt hatten, ihm ihre Zustimmung gaben.

Wir glauben hiermit genügend nachgewiesen zu haben, daß Boito, so verdienstlich und belehrend sein Aufsatz bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1865 auch war, mit dieser neuen, fast unveränderten Auflage desselben uns nicht nur nichts Neues mehr, sondern sogar weit weniger geboten habe, als seither durch Quellenforschungen über diesen Gegenstand bereits bekannt geworden ist.

Insbesondere aber muß auch seine, den Urkunden widersprechende Verherrlichung Francesco Talenti angefochten werden, da der Ruhm, den er diesem zuschreibt, in weit höherem Grade dem Benci di Cione zukommt, so weit überhaupt der Florentiner Dom, bei dessen Bau über jeden einzelnen Theil von Fall zu Fall wiederholte und eingehende Berathungen und Beschlüsse von großen Versammlungen gehalten und gefaßt wurden, als das Werk eines Einzelnen betrachtet werden kann.

Die Grundidee einer Vergrößerung des Doms zu seiner gegenwärtigen Gestalt gehört aber offenbar dem Benci di Cione Dami von Como.

Charles Eliot-Norton, der uns zunächst ein lebendiges und wohl durchgeführtes Bild der politischen und socialen Zustände von Florenz und dessen Wohlstand es zu Anfang des 14ten Jahrhunderts giebt, zeigt in der Schilderung der Baugeschichte selbst eine Kenntniß der neueren Literatur hierüber, die wir bei Boito vermissen. Allerdings läßt auch er sich durch Letzteren, sowie durch Cavalucci, der hierin Boito blindlings folgte, dazu bestimmen, Francesco Talenti als den muthmaßlichen Erfinder des neuen, vergrößerten Domes anzusehen, obwohl, wie wir nachwiesen, die Documente diese Annahme so wenig unterstützen.

Charles Eliot giebt eine gute Charakteristik des Uebergangsstiles, welchen die Erweiterer des Domes in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, im Unterschied zu dem älteren toscanisch-gothischen Stil eines Arnolfo und Giotto, anwendeten.

„Auch die Formen des neuen Baues waren großentheils durch jenen Theil des alten Baues aus Giottos Zeit, der stehen geblieben war, sowie

durch den ersten Entwurf Arnolfos beeinflußt. Sie waren im toscanisch-gothischen Stil gehalten, aber der Geist, der die Kunst Arnolfos und Giottos und ihre unmittelbare Nachfolger belebt hatte, war im Abnehmen begriffen, indem der Geschmack der Zeit einen allmählichen Wechsel erfuhr, der sich in einer noch unausgesprochenen, kaum beginnenden Neigung einer Rückkehr zu classischer Formengebung und Construction äußerte." — Diesen Uebergangsstil findet der Verfasser auch in den plastischen Decorationen des Domes wieder, sich dabei auf meine Schrift über Donatello stützend.

Im Anschluß an die Baugeschichte des 14. Jahrhunderts giebt Charles Eliot sodann eine sorgfältige Schilderung des dramatischen Verlaufes des Kuppelbaues, für welche natürlich auch er, wie Cavalucci und Berichterstatter (in seiner mit R. Dohme gemeinsam verfaßten Monographie über Brunellesco) die treffliche Urkundensammlung des Cesare Guasti: „La cupola di Sta Maria del Fiore" zu Grunde legt.

Möchten auch die Urkunden des 14. Jahrhunderts über den Dombau in derselben erschöpfenden Weise im Originaltext publieiert werden, so würden alle Dunkelheiten und Streitfragen auf einmal behoben sein!

Wenn wir entschieden in Abrede stellen mußten, daß der Aufsatz Boitos über den Dombau von Florenz in Bezug auf Neuheit und Vollständigkeit der Thatsachen sowie Richtigkeit der Schlüsse die Lobsprüche Springers verdiene, so bringt dagegen sein Aufsatz: I ristauri di S. Marco in der That höchst interessante und unanfechtbare Aufschlüsse über die Baugeschichte jenes Kleinods venetianischer Architektur, die bis dahin, wenigstens in Deutschland, nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt waren. Allerdings stützt sich Boito, wie er selbst angiebt, seinerseits wiederum auf die Beobachtungen der Architekten, die im letzten Decennium mit der Restauration von S. Marco betraut waren, sowie auf eine Schrift des verstorbenen Marchese Pietro Selvatico zur Feier der Hochzeit Valmarana-Cittadella, worin dieser die Ergebnisse jener Beobachtungen zum ersten Mal zusammenstellte und veröffentlichte.

Zunächst ergab sich aus den Untersuchungen des Ingenieurs Saccardo, daß die Kirche S. Marco nicht, wie allgemein angenommen ward, nachlässig auf bloßen Schilfgeflechten im Schlamm fundamentirt sei, sondern daß auf einem dichten Rost von Ulmenpfählen, der im Thonboden steht, eine doppellagige Verschwellung aufliegt, welche einen fünfstufigen Quaderunterbau von grauem Stein, sogenannter pietra di Muggia, trägt. Ein weiteres Ergebniß jener Untersuchungen ist, daß die Kirche nicht gleich Anfangs in ihrer gegenwärtigen Gestalt erbaut wurde, sondern in ihrer ursprünglichen Anlage eine dreischiffige Basilica bildete.

Diese Entdeckung stimmt vollkommen überein mit den Nachrichten, welche uns über die Baugeschichte von S. Marco erhalten sind. Die alte Anlage stammt theilweise vielleicht noch aus der Zeit der ersten Erbauung der Kirche im Jahre 829 durch den Dogen Giustiniano Parteeipazio und seinen Bruder

und Nachfolger Giovanni, unzweifelhaft aber hauptsächlich aus der Zeit, da der Doge Pietro Orseolo die, während eines Aufstandes des Volkes gegen seinen Vorgänger Pietro Candiano, im Jahre 976 verbrannte Kirche wieder herstellte (recreavit). Denn daß ein Unterschied zwischen der ältesten Anlage vom 9. Jahrhundert und dem Wiederaufbau im 10. Jahrhundert bestehen mußte, deutet auch der gut unterrichtete Francesco Sansovino in seiner Venezia descritta (Venezia appresso Jacopo Sansovino 1581) an, welcher in Bezug auf den Bau des Partecipazio sagt: „fu cominciato in forma di cappella,“ während er von Pietro Orseolo hervorhebt: „rifece la chiesa più magnifica et ampia che non era prima“.

Eine neue Umgestaltung und Erweiterung der Basilica (wonach, mit Beibehaltung eines Theiles der alten Mauern an der Ost- und Westseite, nach dem Süden und Norden hin ein Querarm an dieselbe gefügt wurde, während der westliche Theil des Langhauses auf seinen drei Seiten mit einer Vorhalle mit Kuppeln umgeben wurde, ebenso wie auch die nun ein griechisches Kreuz bildende Kirche mit fünf Kuppeln überwölbt wurde) stammt offenbar aus der Regierungszeit der Dogen Domenico Contarini (1042 bis 1071) wie theils aus der Chronik des Andrea Dandolo, sowie aus einem Edict desselben vom 7. Juni 1353 hervorgeht, wo es heißt: „Quam Dominicus Contareno postea in forma qua nunc cernitur restauravit,“ theils aus einer Inschrift in der Vorhalle der Kirche:

„Anno milleno transacto bisque trigeno
De super undecimo fuit facta primo.“

Domenico Contarini hatte nach Francesco Sansovino die Kirche aus Ziegeln erbaut; erst der Doge Selvo, der im Jahre 1071 auf Domenico Contarini folgte, begann sie mit seltnen Marmorplatten zu incrustiren und ließ von Athen und verschiedenen Inseln Griechenlands und der Morea viele Säulen kommen, und begann die Kuppeln (il suo cielo) mit Mosaik zu bekleiden. Der Doge Ordelaffo Faliero ließ sie sodann am 8. October 1085 einweihen.

Unter der prachtvollen Marmorincrustation der Kreuzarme hat man nun, wie uns Boito mittheilt, in der That die ursprüngliche Gliederung des Backsteinbaues aus der Zeit des Domenico Contarini (nicht auch Selvo, wie Boito sagt) entdeckt: „majestätisch, einfach, ganz aus Ziegeln, mit ungeheuren Arcaden, die nur durch glatte Ziegelbänder, mäßig große Doppelarkaden, kleine hie und da verstreute Rundfenster ohne Maßwerk, endlich durch jene Bogenfrieße auf schlanken Säulchen und Consolen verziert sind, welche den festländischen Stil des 11. Jahrhunderts charakterisiren.“ (Boito S. 310 und 312, 313; Fig. 31 und 32.)

Charles Eliot-Norton, der gleichfalls einen Abschnitt seines Werkes der Marcuskirche widmet, ist nach dem Vorausgegangenen also noch im Irrthum, wenn er S. 57 meint, die ursprüngliche Anlage der Kirche sei die eines griechischen Kreuzes gewesen, während blos die Hallen ein späterer Anbau

aus dem 12. Jahrhundert seien. Dagegen ist wichtig, was Norton hervorhebt, daß Jahrhunderte hindurch noch weiter an der musivischen und plastischen Ausschmückung von S. Marco gearbeitet wurde.

Anfang des 13. Jahrhunderts, nach der Einnahme Constantinopels im vierten Kreuzzug durch Enrico Dandolo, wurden die berühmten Broncepferde, welche jetzt die Façade von S. Marco schmücken, durch den venetianischen Statthalter von Constantinopel, Mariano Zeno, „sammt verschiedenen Tafeln von Porphyr, Serpentin und reichen Marmorarten" nach Venedig geschickt, wo sie anfangs im Arsenal aufgestellt wurden und mehrmals Gefahr liefen, eingeschmolzen zu werden, bis man ihren Werth erkannte und sie an ihrem jetzigen Standpunkt aufstellte. Ursprünglich schmückten sie den Triumphbogen, den Kaiser Nero zur Feier eines Sieges über die Parther errichtete, und gehörten dort zu einer Quadriga. Constantin hatte sie später nach Byzanz gebracht und auf dem Hippodrom aufgestellt.

Bis in's 14. 15. ja 16. Jahrhundert war man stets darauf bedacht, S. Marcos plastischen wie musivischen Schmuck zu vermehren, so daß sich nicht nur gothische Formen, sondern selbst die Erzeugnisse der verschiedenen Epochen der Früh- und Hochrenaissance dort noch ansetzten. Und dennoch übt S. Marco von Innen und von Außen nicht blos eine harmonische, künstlerische, sondern eine unvergeßlich schöne Gesammtwirkung aus, die besonders durch die märchenhafte Farbenpracht bewirkt wird, welche die heterogensten Formen einheitlich zusammenschmilzt.

Wenn in letzter Zeit die Restaurationen, welche an S. Marco vorgenommen wurden, hauptsächlich gerade aus der nicht unbegründeten Furcht, jener Farbenzauber möchte dabei verloren gehen, vielfach, insbesondere von ausländischen Kunstfreunden, und so auch von Charles Eliot, herb getadelt wurden, und andererseits Boito dieselben vom technischen Gesichtspunkt aus als unabweisbar hinstellt, so wollen wir hier auf dieses heikle Thema nicht weiter eingehen, und uns nur freuen, daß man wenigstens mit der Façade, deren Erneuerung gleichbedeutend mit ihrem Ruin wäre, conservativer vorzugehen beabsichtigt, als dies mit der südlichen und schon früher mit der nördlichen Seite der Kirche geschehen ist.

Es bleibt uns noch übrig, die Aufsätze der beiden Autoren zu besprechen, in denen sie sich nicht im Stoffe einander begegnen.

Durch und durch gediegen in Form wie Inhalt ist Boitos Abhandlung über die kleine Kirche S. Abbondio in Como. Zunächst tritt er der bei Localschriftstellern verbreiteten und auch von Hope getheilten Ansicht, daß die gegenwärtig bestehende Kirche noch aus dem 5. Jahrhundert stamme, aus stilistischen Gründen entgegen, weist vielmehr urkundlich deren Bau im 11. Jahrhundert nach. Zugleich aber weist er darauf hin, daß in der That an derselben Stelle schon im 5. Jahrhundert eine Kirche erbaut wurde, deren Ueberreste der Canoniker Don Serafino unter dem Niveau der gegenwärtigen Kirche entdeckt hat. Dieser Geistliche fand, bei Gelegenheit einer Restauration,

die musivischen Fußböden, die Thürschwellen, die Mauerreste der alten Kirche mit Bruchstücken von Malereien, ebenso wie Inschriften, welche das Alter dieser Anlage bezeugen. Diese ältere Kirche hatte die Längenaxe mit der späteren gemein, war aber blos einschiffig, statt dreischiffig, hatte weit vortretende Querschiffarme und weite Seitenräume zu beiden Seiten des Langhauses.

Ein anderer Aufsatz des Verfassers, in welchem er gleichfalls gegen eine unkritische und phantastische Zurückdatirung einer Reihe von Bauten des XII. Jahrhunderts auftritt, bietet uns freilich nichts Neues, indem wohl Niemand mehr heutzutage Gravinas Ansicht theilt, daß die normannischen Bauten Siciliens, wie die Dome von Cefalù, Monreale, die Capelle Palatina in Palermo ꝛc., in das 6. Jahrhundert zu verlegen seien.

Von großem Interesse ist wieder der letzte Aufsatz Boitos, den wir zu erwähnen haben, über die Cosmaten. Obschon dieser Aufsatz schon 1867 erschienen ist, so haben ihn doch die Verfasser der „Geschichte der italienischen Malerei“ in ihrem Abschnitt über die Cosmaten im ersten Band der 1869 erschienenen deutschen Uebertragung weder citirt noch sich zu Nutze gemacht. — Ueberhaupt wird dieser Gegenstand von Crowe und Cavalcaselle sehr mangelhaft behandelt. In der deutschen Ausgabe ihres Werkes kommen mehrmals, im Widerspruch zu den angeführten Documenten, Namensverwechslungen vor. (S. 84 Zeile 5: Laurentius statt Cosmas; ebenda Zeile 3 von unten wieder: Lorenzo statt Cosma; S. 88 Zeile 1 wird Johannes „wahrscheinlich Sohn des Jacopo“ genannt, während er den Documenten zufolge Sohn des Cosma war.)

Ein offenbarer Irrthum der beiden Autoren ist ferner ihre Annahme eines einzigen Jacob.

Sowohl die Daten, wie die Namen weisen vielmehr durchaus darauf hin, daß zwei Jacobe aus dieser Familie als Künstler hervorgetreten seien.

Das älteste Werk eines Jacobus dieser Familie ist der Architrav der Thüre von S. Saba zu Rom mit der Jahreszahl 1205; das letzte Auftreten eines Künstlers Jacobus aus dieser Familie fällt in's Jahr 1293, in welchem Jahre ein „Jacobo di Cosma Romano“ am Dom von Orvieto als Maurermeister thätig ist. — Wäre es ein und derselbe Jacobus, gewesen der in diesem langen Zeitraum wirkte, so würde er mindestens ein Alter von 110 bis 120 Jahren erreicht haben.

Doch geht aus den Inschriften der Cosmatenwerke auch hervor, daß der ältere Jacob ein Sohn des Lorenzo war, während der jüngere Sohn des Cosma war. So heißt es im Klosterhof von S. Scolastica in Subiaco: „Cosmas et filii Lucas et Jacobus alter romani cives“ etc., ferner in der Krypte des Domes von Anagni: „Magister Cosmas civis Romanus cum filiis suis Luca et Jacobo hoc opus fecit“. —

Auch jenes alter weist darauf hin, daß hier von einem zweiten Jacob dieser Familie die Rede ist.

Wenn nun andererseits auf mehreren Inschriften (Porticus v. Cività Castellana, Villa Mattei zu Rom rc) ein Jacopo cum filio Cosma vorkommt, so kann kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß es zwei Jacobe in dieser Familie gab, deren älterer (Sohn des Lorenzo und Vater des Cosma) Großvater des jüngeren (Sohn des Cosma) war.

Crowe und Cavalcaselle scheinen ferner fälschlicherweise Cosmas auch als Familienname schlechtweg betrachtet zu haben, obschon er dies erst im Gebrauch der Kunstschriftsteller geworden ist. Seite 88 heißt es bei obigen Autoren: „Johannes Cosmas . . . wahrscheinlich Sohn des Jacobo“ — während Johannes vielmehr eben ein dritter Sohn des Cosmas war, wie aus mehreren Inschriften hervorgeht, die sie selbst zum Theil anführen.

Was schließlich Adeodatus betrifft, so nennen Crowe und Cavalcaselle ihn S. 91 Anm. 19 einen „vermeintlichen Nachkommen der Cosmatenfamilie“ und fügen hinzu: „Für seinen Zusammenhang mit der Cosmatenfamilie haben wir keinen Beleg“. — Boito führt aber eine Reihe von Inschriften an, aus denen erstens die Autorschaft des Adeodat für verschiedene Werke im Cosmatenstyl hervorgeht, während Crowe und Cavalcaselle dieselbe überhaupt in Zweifel setzen, aus denen aber ferner noch erhellt, daß auch er zur Familie gehört und zwar gleichfalls ein Sohn des Cosma war.

Crescimbeni hat auf dem Paviment der Kirche S. Jacobo alla Lungara zu Rom, als dasselbe noch bestand, die Inschrift copirt:

Deodatus filius Cosmati et Jacobus fecerunt hoc opus.

Im Klosterhof von S. Giov. in Lat. befindet sich noch ein Giebel des Altarciboriums der Familie Colonna, welches in der alten Basilica gestanden hatte, mit der Inschrift:

Mag fecit
Deodat hoc op.

Das Alteaciborium in S. Maria in Cosmedien trägt gleichfalls an der unteren Seite des Giebels die Inschrift:

Deodat me fec.

In der Capelle der Familie Capitucchi befand sich früher ein viereckiger Reliquienschrein mit der Inschrift:

Hoc opus fecit Magister Deodatus.

Auch seine Thätigkeit und Zusammengehörigkeit mit der Familie der Cosmaten ist also sicher beglaubigt.

Nach dem Vorausgeschickten müssen wir also Boito vollkommen beistimmen, wenn er folgendermaßen den Stammbaum der Cosmaten darstellt:

Lorenzo
|
Jacopo (Daten einiger Werke 1205, 1210.)
|
Cosma (1210, 1224, 1231, 1235, 1277.)

Luca.	Jacopo.	Adeodato.	Giovanni.
(1231, 1235)	(1231, 1235, 1293)	(1294)	1296, 1303)

Andererseits begreifen wir die Confusion nicht, in welche Crowe und Cavalcaselle bei der Schilderung dieser Künstlerfamilie, mit Nichtbeachtung des deutlichsten Wortlautes der Inschriften, verfallen sind.

Nach dieser genealogischen Darlegung geht Boito auf eine Charakteristik des Stiles dieser Schule über und unterscheidet drei Epochen desselben. Die erste, vertreten durch den ältesten der uns bekannten Künstler dieser Familie, Lorenzo und seinen Sohn Jacopo, hielt sich im Allgemeinen, wenigstens in der Architektur, noch an den, vom Verfasser sogenannten lombardischen, d. h. romanischen Stil, allerdings mit classicistischer Verfeinerung, so besonders an den Façaden des Domes von Cività Castellana, sowie der Kirche S. Maria in Falleri. Die gleichzeitigen Altarciborien, Chorschranken, kurz mehr decorativen Arbeiten, die, ohne mit Künstler-Namen bezeichnet zu sein, dennoch den Cosmatenstil zeigen, sind jedoch schon mehr in dem rein-römisch-alt-christlichen Stil gehalten, der in der zweiten durch Jacopo in seinen späteren Werken, sowie durch seinen Sohn Cosma und theilweise seinen ältesten Enkel Luca vertretenen Epoche herrschend wird. Die dritte Epoche endlich, in der durch Arnolfo, Giovanni Pisani und andre toscanische Meister gothische Elemente auch auf die römische Cosmatenschule übertragen werden, findet ihre Vertreter in den Söhnen Cosmas, also Luca, Jacopo dem jüngeren, Giovanni und Adeodato. Freilich wäre es am Platze gewesen, da Boito auch vom Stil der römischen Cosmaten und nicht bloß von der Familie zu sprechen unternahm, wenn er in seine Abhandlung auch G. B. Rosis Resultate (in Bulletino di archeologia cristiana 1875, S. 110 f. f., angezeigt im Band XII der Zeitschrift für bildende Kunst S. 337) aufgenommen hätte, wonach auch andere römische Bildhauerfamilien im nämlichen Stile arbeiteten. (Siehe auch Band XIII der genannten Zeitschrift S. 31 eine Notiz von W. Lübke.)

Zum Schluß haben wir noch eines Aufsatzes von Charles Eliot Erwähnung zu thun, der mit besonderer Wärme geschrieben ist und uns ein anschauliches und lebendiges Bild von dem hochherzigen Sinn und Streben der Städte des Mittelalters während ihrer höchsten Blüthezeit giebt. Denn ein ähnlicher idealer Aufschwung, wie er in Siena im 13. Jahrhundert zu Tage trat, muß allen jenen Städten einmal, wenn auch nur für kurze Dauer beschieden gewesen sein, deren mittelalterliche Dome und Stadthäuser noch heute majestätisch emporragen, oft im beschämenden Gegensatz zur gegenwärtigen Verödung und Verarmung. Mr. Eliot knüpft auch in diesem Aufsatz die culturhistorische Schilderung des Bürgerthums von Siena mit seinen Gesetzen und Einrichtungen, seinen Parteiungen, seinem großartigen Bausinn, seinem Patriotismus und seiner Frömmigkeit, an die Baugeschichte der Kathedrale, in der damals in der That alle edleren Gefühle der Bürger ihren Anhalt und Sammelpunkt zu finden pflegten.

Der Aufschwung Sienas begann gegen Ende des 12. Jahrhunderts. Um Belagerungen besser aushalten zu können, gruben die Bürger nach

Brunnen innerhalb der Stadt, 1193 bauten sie die malerischen Arcaden der Fonte Branda. Ein Jahr später wurde auch der muschelförmige Hauptplatz angelegt, der fortan so häufig der Schauplatz von bürgerlichen Festen und Kämpfen war. —

Vor allem aber machte sich das Bedürfniß nach einem stattlichen Dom geltend. „Seine Pracht sollte nicht nur ein Beweis von Frömmigkeit der Bürger, sondern ein Zeichen ihrer Kraft und des Ueberflusses ihrer Einkünfte sein. Er sollte ebenso sehr ein Gegenstand des Neides für die Umgebung, als der Freude für die Bürger sein."

„Die glänzende Kathedrale von Pisa in der Nähe war ein Sporn für den Stolz und die Eitelkeit der Senesen." „Es war mehr ein bürgerliches als ein kirchliches Unternehmen." Für die Richtigkeit letzteren Satzes führt der Autor als schlagenden Beweis den Umstand an, daß an der Spitze der um 1260 ausgearbeiteten Statuten von Siena eine Reihe von Paragraphen steht, welche die Regelung und Förderung des Dombaus bezwecken. —

An der Stelle, wo der Dom errichtet wurde, einem dominirenden Punkt der hügeligen Stadt, soll im Alterthum ein Minervatempel, hernach eine kleine der Maria geweihte Kirche gestanden haben. Schon im 12. Jahrhundert scheint man den Dombau in's Auge gefaßt und begonnen zu haben, der Thurm soll 1146 gegründet worden sein. Doch von den sichtbaren Theilen des Domes kann keiner vor dem 13. Jahrhundert erbaut worden sein, in der That setzt Malavolti, der Historiker von Siena, den Beginn des Baues der neuen Kirche in das Jahr 1245. Doch schritt er langsam im Laufe eines Jahrhunderts vor, „mit zahlreichen Variationen im Plan, indem die successiven Architekten nur auf eine allgemeine Harmonie der Wirkung bedacht waren, und auf die genaue Gleichheit der Theile oder eine ängstliche Regelmäßigkeit der Ausführung wenig Rücksicht nahmen". — Verfasser schildert uns hierauf die Maßnahmen der Regierung, um die nöthigen Mittel zum Bau aufzutreiben, sowie die Opferwilligkeit des Volkes. Einen wichtigen Beitrag bildeten die Wachskerzen von allen Calibern, welche von den einzelnen Bürgern, von Corporationen, sowie unterworfenen Städten und Landbaronen ein oder mehrmal des Jahres, besonders am 15. August, dem Tag der Himmelfahrt Marias, welcher die Kirche geweiht war, dieser letzteren gespendet, und die dann zum großen Theil wieder in baare Münze verwandelt wurden. Im Jahre 1260 werden bereits vom Baumeister Fea Melano die Gewölbe construirt. Dasselbe Jahr führte aber auch ein Ereigniß herbei, welches die Kraft der Stadt auf die schwerste Probe stellte, die sie jedoch glänzend bestand, so daß von da an ihr größter Aufschwung seinen Anfang nahm.

In wirklich spannender Weise schildert uns der Verfasser die Vorbereitungen, den Ausgang und die Folgen der Schlacht von Montaperti, in welcher durch die ghibellinisch gesinnten Senesen, verstärkt durch die flüchtigen Ghibellinen von Florenz unter der Führung von Farinata degli Uberti und

die deutschen Hülfstruppen des Königs Manfred, die Guelfen von Florenz und ihre Bundesgenossen eine blutige Niederlage erlitten. Barfuß ziehen die Bürger vor der Schlacht mit ihrem eigens ernannten Bürgermeister Buonaguida an der Spitze in langer Procession nach dem Dom, um dort den Schutz und die Hülfe der Maria anzuflehen. Der Bischof küßte und segnete die Schlüssel der Stadt. Er war also vor Allem Patriot, trotzdem die Feinde der Stadt Verbündete des Papstes waren. — In der Nacht vor dem Kampfe verhüllte ein weißer Nebel das Lager der Ghibellinen, so daß das Volk sagte, „es schien, als wäre es der Mantel unserer Mutter, der Jungfrau Maria, welche das Volk von Siena bewacht und vertheidigt." — Sollte in dieser senesischen Madonna nicht eine Reminiscenz der aegisschüttelnden, städteschützenden Minerva sich erhalten haben, deren Tempel einst an derselben Stelle gestanden, wo sich später der der H. Maria mit dem Schutzmantel geweihte Dom erhob? Die erbeuteten Fahnen vom Kriegswagen der Guelfen wurden im Dome an zwei Pfeilern aufgestellt, an denen sich noch heute die mächtigen Fahnenstangen erheben. „Die Episode der Schlacht von Montaperti beginnt und endet im Dom."

Im Jahre 1262 scheint der Dom in seiner älteren Gestalt vollendet gewesen zu sein, man ist mit dem Dachdecken beschäftigt und zwei Jahre später ist die unregelmäßige Kuppel vollendet. Die Façade und der verlängerte Chor gehören einer späteren Bauperiode an. Bald darauf in den Jahren 1266—68 wurde denn auch die Kanzel des Niccolò Pisano, sein schönstes Werk, an dem ihm sein Sohn Giovanni und seine Schüler Arnolfo und Lapo behülflich waren, ausgeführt. Erst im Jahre 1280 machte man sich an die Ausschmückung der Façade, die bis dahin in bloßem Rohbau ausgeführt war. „Das Princip der gothischen Bauart, daß jeder Theil, selbst wenn er auf den ersten Blick als bloßes Ornament erscheinen sollte, constructive Bedeutung hatte, wurde niemals von italienischen Architekten angenommen." Der Umstand, daß man Giovanni Pisano mit dem Entwurf der Façade betraute, beweist doch wohl, daß er durch jene Kanzel auch sich einen Namen gemacht hatte, daß also sein Antheil daran größer war, als Mr. Eliot einräumen möchte. Nach unserer Ansicht sind die allegorischen Figuren der christlichen Tugenden am Fuß der Kanzel entschieden sein Werk. Der Bau der Façade dauerte von 1284—1290. Im Anfang des 14. Jahrhunderts wurde sodann der Hauptaltar mit dem berühmten Gemälde des Duccio di Boninsegna, des Gründers der senesischen Malerschule, geschmückt, der sich „durch dramatische Kraft der Composition und Einfachheit und Wahrheit im Ausdruck der einzelnen Figuren" ausgezeichnet, und „jene Freude an frischem und glänzendem Colorit, an der Ausarbeitung ornamentaler Details hat, welche nachher charakteristisch für die senesische Schule blieb." 1308 erhielt Duccio den Auftrag, 1310 wurde das Gemälde in feierlicher Procession in die Kirche getragen, wo es bis 1506 den Ehrenplatz am Hochaltar einnahm, worauf es durch ein Broncetabernakel des Vecchietta ersetzt wurde,

während die Theile desselben an den Wänden der Kirche und Sacristei zerstreut wurden.

Hinter dem Dom lag bedeutend tiefer eine kleine Kirche, welche bis dahin als Baptisterium gedient hatte. Um 1315 beschloß man, ein neues Baptisterium mit einer eigenen Façade an diese Stelle zu bauen und den Chor des Domes zu verlängern und über das Baptisterium zu führen. Nach lebhaften Widersprüchen und Discussionen kam dieses Project um 1333 dennoch zur Ausführung, wenn auch die Chorseite des Domes nicht fertig incrustirt ward.

In den Jahren zwischen 1320 bis 1340 erreichte der Wohlstand und die Macht Sienas die höchste Blüthe. Man wünschte deshalb, als der alte Dom kaum fertig war, einen neuen prächtigeren zu bauen. Doch wurde diese verwegene Idee wenigstens dahin gemäßigt, daß der alte Dom als Querschiff eines neu zu bauenden Langhauses von kolossalen Dimensionen beibehalten wurde.

In der That begann am Anfang des Jahres 1339 der mit dieser Aufgabe betraute Architekt Lando di Pietro, den man eigens von Neapel nach seiner Vaterstadt zurückberufen hatte, den Neubau mit aller Energie. Durch eine Epidemie, die im folgenden Jahre Siena heimsuchte und auch den Oberbaumeister hinraffte, stockte der Bau einige Zeit, wurde aber um 1343 von Neuem mit großem Eifer weitergeführt. Die Riesenmauern des neuen Domes wuchsen aus dem Boden empor. Da trat im Jahre 1348 auch in Siena jene fürchterliche Pestilenz auf, welche damals ganz Europa verwüstete, und wüthete dermaßen unter den Bürgern, daß seither die Stadt sich nie wieder erholte, noch ihren früheren Wohlstand und Glanz erreichte. So verlor man denn auch nachher die Lust und den Muth, den während dieser Heimsuchung natürlich wieder in's Stocken gerathenen Riesenbau weiter zu führen, zumal sich in den schon errichteten Pfeilern und Gewölben bedenkliche Risse und Weichungen zeigten, so daß der von Florenz im Jahre 1356 berufene Experte Benci di Cione (ein neuer Beweis für seinen Ruhm als Architekt und Constructeur, welcher seiner hervorragenden Betheiligung am Florentiner Dombau völlig entspricht*) nichts Besseres zu rathen wußte, als dieselben wieder abzutragen. Man that es und ließ nur die nobeln Massen der Außenmauern des neuen Domes als ergreifendes Grabmonument von Sienas einstiger Größe stehen ... „Wäre Siena nicht niedergeschmettert worden und hätte es den Muth bewahrt, die neue Kathedrale zu vollenden, wie sie begonnen war, sie würde der bedeutendste Bau seiner Art in Italien geworden sein, und eine der stolzesten Kathedralen Europas. Die vorhandenen Theile derselben zeigen die Gothik mit dem italienischen

*) Benci di Cione war auch nach Orcagnas Tod zusammen mit Simone dem Sohn des Francesco Talenti im Jahre 1376 Obermeister der Loggia dei Signori in Florenz. Ihnen folgten noch Jacopo di Paolo und Lorenzo di Filippo in diesem Amt, Benci di Cione wird seitdem nicht mehr erwähnt.

Geist in bewunderungswürdiger Harmonie verschmolzen, ohne daß die erstere ihre Kraft, noch letzterer seine Grazie verliert . . ."

Wir begreifen es, daß der Verfasser, der mit warmer Theilnahme uns ein so anziehendes und mannigfaltiges Bild des mittelalterlichen Lebens einer italienischen Stadtrepublik, wie es im Bau der Kathedrale seinen höchsten idealen Ausdruck fand, schilderte, die künstlerische Harmonie seines Gemäldes nicht stören wollte, dadurch daß er etwa mit führermäßiger Vollständigkeit uns auch noch die späteren, an und für sich gewiß glänzenden Zuthaten und Ausschmückungen des Domes, wie die reichen Renaissancesculpturen, die Biblioteca Piccolomini 2c., beschrieben hätte, welche eben die Aeußerungen und Producte ganz anderer Zeiten und Anschauungen sind, und daher die wahrhaft musikalische Wirkung seiner Darstellung mit einem fremdartigen Motiv, also mit einem Mißklang statt einem Accorde beschlossen hätten.

Am Gestade der See.

Von

Emil Rittershaus.

— Barmen. —

I.

Von einer Stadt, versunken einst im Meer,
Erzählen uns so viel die alten Sagen.
Man sah Paläste, prangend, hoch und hehr,
Wo jetzt die salz'gen Fluthen Wellen schlagen.

Die Nachtigall, sie sang mit süßem Schall
Im Lorbeerbaum; es tönten luſt'ge Reigen. — —
Ich hab' geseh'n sie, die Paläste all',
Die leuchtend auf bis zu den Wolken steigen!

Ich hab' geträumt bei jenem Lorbeerbaum;
Ich hab' gelauscht der Nachtigallen Singen! —
Das war im hellen, schönen Jugendtraum,
Als ungebrochen noch der Seele Schwingen.

Als noch kein Ziel zu fern, kein Glück zu groß,
Das nicht erreichbar schien dem stolzen Knaben! —
O Stadt der Träume, in dem tiefen Schooß
Der wilden Zeitenwellen längst begraben!

Noch einmal lebst du auf in meinem Sinn
Und der Erinn'rung Engel freundlich grüßen,
Da ich dich grüß', erhab'ne Königin,
O Meer, und sinnend sitz' zu deinen Füßen.

O Meer, im Spiegel trägst den Himmel du
Und edle Perlen unter deinen Wellen.
O, gieb den Frieden, gieb den Traum der Ruh'
Dem müd'geword'nen, wandernden Gesellen!

Der Bettler bin ich, der am Schloßportal
Sich niedersetzt nach ruhelosem Schweifen!
Er hört herüberklingen aus dem Saal
Der Hörner Schmettern und den Klang der Pfeifen.

Er durft' einmal — doch ist's schon lange her! —
In jenem Saal als flinker Tänzer schweben;
Er hat gehofft, doch hat der Zeiten Meer
Ihm statt der Perlen nur den Schaum gegeben!

Auch das ist Segen! An der Küste liegt
Ein matter Träumer, lauscht dem Wogenschalle —
Und, wenn des Schaumes letzte Spur verfliegt,
Blitzt doch vielleicht am Ufer die Coralle! —

II.

Aus dem Wellenbad entstiegen,
Gleichst du, Weib, der schönsten Fee!
Deine seidnen Locken fliegen
Dicht um deines Nackens Schnee.

Als du tauchtest in die Wogen,
Rauschend dich die Fluth umfing,
Weiß ich wol, warum geflogen
Ueber dir ein Schmetterling!

Schmeichelnd drängt's ihn zu umkosen
Blumen, wie er nie geseh'n,
Jene lichten Frühlingsrosen,
Die auf deinen Wangen steh'n.

Oder drängt's ihn Gluth zu trinken,
Weib, aus deines Auges Stern? —
Mußt er in der See versinken,
Liebeselig starb er gern! — —

Seh' ich wandeln dich am Meere,
Kommt mir in die Brust ein Traum
Von den Zeiten, wo Cythere
Einst entstieg dem Wogenschaum.

Seh' ich dich von Glanz umflossen,
Zuckt ein Weh mir durch die Brust,
Daß du, Schönheit, schaumentsprossen
Und wie Schaum vergehen mußt!

III.

Murmeln dumpf die Wellenstimmen,
Wenn man ruht am sand'gen Strand,
Pflegt die Seele gern zu schwimmen
In der Träume schimmernd Land.

Flimmernd aus dem blauen Aether
Fließt der Sonnenschein auf's Meer. —
Träumend, fünfzig Jahre später,
Seh' ich alles rings umher.

Eine Greisin geht am Stocke,
Zitternd trägt die Hand das Rohr.
Einer weißen Locke Flocke
Drängt am Häubchen sich hervor.

Fröstelnd vor dem Hauch der Winde
Zieht sie um den Hals ein Tuch,
Doch ein Falter lenkt geschwinde
Meerwärts seiner Schwingen Flug.

Und es tönt zum Spiel der Saiten
Durch die Bogenfenster sacht
Ein Gesang aus alten Zeiten
Von der Schönheit Schmuck und Pracht:

Seh' ich dich von Glanz umflossen,
Zuckt ein Weh' mir durch die Brust,
Daß du, Schönheit, schaumentsprossen
Und wie Schaum vergehen mußt! —

IV.

Es war nach schwülem Sommertag
Und ob dem Meer war's dunkel,
Da sprang empor mit einem Schlag'
Ein Leuchten, ein Gefunkel.

Wohin ich trat, in Sand und Kies
Die Funken blitzend sprangen;
Es wanden durch den Muschelgries
Sich mächt'ge Feuerschlangen.

Bald schienen sie sich scheu zu flieh'n,
Bald schossen sie zusammen.
Ich sah des Ufers Fels umziehn
Ein Diadem von Flammen.

In tiefer Nacht hielt ich die Wacht
Nah' bei der Brandung Kochen,
Da hat zu mir um Mitternacht
Des Meeres Mund gesprochen:

„Verstehst du, was im Wellenlaut
Ich rausche, sag' und singe?
Ich bin die ew'ge Gottesbraut,
Die Mutter aller Dinge!

Der Gottheit Kuß ist Sonnengluth,
Der Sturm der Gottheit Hadern.
Ich gieße das lebend'ge Blut
Der Erde in die Adern!

Es pulst im Quell, es fließt im Strom,
Es quillt aus tausend Thoren.
Der Tropfen aus dem Wolkendom,
Er ist aus mir geboren!

Mein Leben strömt durch deines hin
In deines Herzschlags Beben. —
Es ist der Tod, wo ich nicht bin,
Und, wo ich bin, ist Leben!

Mein Sonnengott, wie hat er fest
Mich heut' an's Herz gezogen —
Und funkeln läßt und glänzen läßt
Das noch im Traum die Wogen!

Noch flammt von Küssen wonneheiß
Die Gluth auf meinem Munde!"
So sprach des Meeres Lippe leis
Zu mir in nächt'ger Stunde.

So klang's durch Dünengras und Ried
Im kühlen Hauch, im feuchten —
Und in der Seele ward ein Lied
Meerwort und Meeresleuchten. —

Ein neues Drama von Heinrich Kruse*).

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Heinrich Kruse ist eine eigenthümliche Erscheinung in unserer modernen Literatur. Als er sein erstes Trauerspiel, „Die Gräfin“, veröffentlichte, hatte er die Fünfziger bereits überschritten und stand in dem Alter, in dem unsere größten deutschen Dramatiker: Lessing, Schiller und Kleist mit ihrem Dichten und Sein schon abgeschlossen hatten. Viele Leute glaubten damals und sprachen es auch öffentlich aus, daß auf dieses erste Drama Kruses kaum jemals ein zweites folgen würde. Nicht, daß man sich zu der Ansicht bekannt hätte, die dichterische Kraft Kruses sei mit diesem verspäteten Erstling erschöpft; aber man wußte, daß Kruse seit einem Vierteljahrhundert an der Spitze der „Kölnischen Zeitung“ seine geistige Thätigkeit auf einem Gebiete zu üben hatte, das der dramatischen Dichtung eher feindlich gegenübersteht, als ihr fördersam ist. Man hatte es zwar begreiflich gefunden, daß ein Mann von so unzweifelhafter und starker Begabung in den Mußestunden, die er sich nach der abspannenden und aufregenden Thätigkeit für den Tag gönnen durfte, seine Kräfte an der Uebung von Erfreulicherem und Dauerndem zu erfrischen und zu befestigen getrachtet hatte; man war geneigt gewesen, „Die Gräfin“ gewissermaßen als eine Compensation, die der zu unfreiwilliger Thatlosigkeit verurtheilte Dichter von dem überbeschäftigten Redacteur zu beanspruchen hatte, als ein Sühne-

*) Witzlav von Rügen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1881.

geld, das der Zeitungsschreiber dem Poeten zu zahlen hatte, zu betrachten; aber man würde sich auch nicht darüber verwundert haben, wenn Kruse mit diesem Werke die Schuld seiner einen Seele an die andere für getilgt angesehen hätte. Man konnte es ja nicht übersehen, daß Kruse kein Jüngling mehr war, und wußte, daß die friedliche Muse sich nicht leicht dem Manne zugesellt, für den an jedem jungen Morgen der Weckruf zum Kampfe der Parteien ertönt.

Diese Vorhersagungen haben sich in keiner Weise bestätigt. Kruse hat durch die That bewiesen, daß „die Gräfin" etwas anderes gewesen ist als ein außergewöhnlicher dichterischer Ausflug aus der Redactionsstube; sie ist der erste glückliche Schritt auf der neuen Laufbahn gewesen, auf der der gereifte Publicist und jugendliche Dichter seitdem beharrlich und unermüdet fortgeschritten ist. Seit der „Gräfin" hat Kruse uns fast in jedem Jahre ein neues Stück gebracht, und er, der zuletzt angefangen, hat an Fülle und Frische der dichterischen Leistung die meisten der mitlebenden Dramatiker, die, als er den ersten Schritt that, ihrem Ziele schon nahe gerückt waren, noch eingeholt und zum Theil sogar überholt. Jetzt zieht Kruse schon mit schwerem Gepäck in's Feld. Seit der „Gräfin" hat er geschrieben: „Wullenwever (1870), „König Erich" (1871), „Moritz von Sachsen" (1872), „Brutus" (1874), „Marino Faliero" (1876), „Das Mädchen von Byzanz" (1877), „Rosamunde" (1878), „Der Verbannte" (1879), „Raven Barankow" (1880), endlich „Witzlav von Rügen" (1881).

Jedes dieser Werke hat bei der gesammten Kritik eine über das Maß der gewöhnlichen Anerkennung weit hinausgehende warme Würdigung gefunden, und bei jedem dieser Werke ist fast von einem jeden der Kritiker, die es besprochen haben, darauf hingewiesen worden, daß die deutschen Theaterdirectoren einem so entschiedenen Talente wie Kruse gegenüber viel mehr hätten thun können als thatsächlich geschehen ist. Denn verhältnißmäßig sind nur wenige dieser Stücke überhaupt zur Aufführung gekommen, diese haben sich aber im Großen auch auf der Bühne bewährt. Sie haben als geistvolle Dichtungen mit markiger Charakteristik und kräftigem Dialoge das gebildete Publikum gefesselt und in ihrer Weise Erfolge gehabt. Diese Weise ist allerdings eine andere, und muß eine andere sein, als die der sogenannten Zugstücke. Jeder einsichtige Theaterdirector muß sich indessen selbst sagen, daß bei dem heutigen Geschmack des Publicums, bei seiner unleugbaren Vorliebe für harmlose Belustigung, für übermüthigen Scherz oder für nervenangreifende Familientragik das Trauerspiel im großen Stile in Bezug auf die Kasse nicht verglichen werden kann mit dem modernen Schauspiel, Lustspiel, Schwank. Wenn es nun auch eine Thorheit ist, vom Theaterdirector zu verlangen, daß er die Geldfrage, die über das Wohl und Wehe seines Instituts entscheidet, als etwas Nebensächliches betrachtet, so ist es doch keine Thorheit, den Anspruch zu erheben, daß diese Frage namentlich bei solchen Theatern, welche durch besondere Vergünstigungen einer höheren Aufgabe sich zuwenden dürfen, nicht

als die allein entscheidende aufgefaßt wird. Die großen Hoftheater, die Stadttheater ersten Ranges, die sich wenigstens ab und zu den Luxus gönnen dürfen, ein gutes Trauerspiel auch unter der Voraussicht eines mäßigeren finanziellen Erträgnisses zur Aufführung zu bringen, — und für die es etwas mehr sein sollte als Luxus, nämlich die Erfüllung einer Pflicht gegen die Dichter — sie hätten aus der reichen dramatischen Production Heinrich Kruses unzweifelhaft eine größere Auswahl treffen können, als sie bis jetzt getroffen haben. Trotz der ungewöhnlichen literarischen Erfolge und trotz der guten Bühnenerfolge aber verhalten sich die meisten Theater einer jeden neuen Dichtung Kruses gegenüber spröde, und das Schicksal Heinrich Kruses ist also dem der „beliebten Bühnenschriftsteller" gerade entgegengesetzt: seine Stücke werden gelobt und wenig aufgeführt, während sich um die Stücke der Andern die Directoren reißen, das Publicum in hellen Haufen zu den Vorstellungen läuft, und die Kritik sie schonungslos verurtheilt.

Der Bühnendichter, dem es fast an jedem Antriebe von der Bühne her gebricht, der durch Aufführungen seiner Werke so gut wie gar nicht ermuthigt wird, läuft leicht Gefahr, zum großen Trosse der „Verkannten" zu stoßen, in dem neben den wenigen Berufenen so viele Unberufene sich tummeln. Es ist natürlich, daß sich seines Gemüths eine gewisse Bitterkeit bemächtigt, wenn er sieht, wie das, was er schafft, niemals unter den natürlichen und richtigen Bedingungen in's Leben tritt. Denn ein „Buchdrama" ist ja nichts anderes als ein Drama, das seinen Beruf verfehlt hat, — ein stummes Wort. Es ist ganz natürlich, daß die Thatkraft des Dramatikers, dessen Werke jahrelang unaufgeführt bleiben, erlahmt.

Aber nichts von diesen natürlichen Folgen einer unfreundlichen Behandlung ist bei Kruse wahrzunehmen. Er ist nicht erbittert, nicht ermattet; und unbekümmert um das Schicksal des früheren Stückes geht er an ein neues mit derselben Freudigkeit des Schaffens und mit derselben heiteren Frische.

Noch in einer andern Beziehung ist Kruse eine Merkwürdigkeit: in Beziehung auf die Sprache. Es ist eine sehr bekannte Thatsache, daß die Zeitung den Stil des Schriftstellers nicht fördert. Wenn irgendwo mildernde Umstände zu Gunsten eines nachlässigen, fehlerhaften, unklaren Ausdrucks geltend gemacht werden dürfen, so ist es allerdings zu Gunsten der Zeitungsschreiberei. Bei der gebotenen fliegenden Hast hat der Journalist oft nicht die Zeit, um den scharfen und guten Ausdruck für den Begriff zu fertigen, und er nimmt dann als Nothbehelf wohl das schon Fertige, wenn es nur ungefähr paßt. Er hat die für alle Fälle feststehenden Wendungen in großer Anzahl zur Verfügung, — eine ganze Sammlung von allgemein angenommenen Redensarten besonderer Art, die man als Zeitungstrivialitäten bezeichnen könnte. Da läßt man denn oft fünf gerade sein, und wenn das Wort den Begriff nicht ganz deckt, so schadet es auch nichts, wenn nur ungefähr gesagt wird, was man eigentlich hat sagen wollen. Denn das knappe am Begriff straff

anſitzende Gewand verlangt Zeit und Mühe. Da muß anprobirt und ſo lange gebeſſert werden, bis es eben ganz feſt ſitzt. Dazu iſt keine Zeit, und wenn der Begriff nur überhaupt ungefähr bekleidet iſt, ſo muß das ſchon genügen, ob das Gewand auch Falten ſchlägt, bauſcht und ſchlottert. Auf dieſe Weiſe verliert der Journaliſt ſehr häufig die Eigenart des Ausdrucks. Er hat nicht mehr den eigenen Stil, den Buffon als charakteriſtiſch für den Menſchen ſelbſt bezeichnet; er hat den allgemeinen Zeitungsſtil. Er ernährt das Publicum nicht mit der eigens bereiteten Geiſtesſpeiſe, er füttert es mit dem allgemeinen Brei, den viele Köche zuſammengerührt und nach dem Sprüchwort verdorben haben. Da dieſer Brei Allen zu Gute kommen und Allen munden ſoll, ſo muß ihm jedes beſondere Gewürz, jeder eigene Geſchmack fehlen. Es iſt jene „Pappe“ ohne Pfeffer und Salz, mit der Siegfried kein Schwert backen konnte. Man darf ſich alſo nicht darüber verwundern, wenn das Scharfkantige abgeſtumpft und abgegriffen, das Friſchfarbige verwaſchen wird. Kruſe hat jedoch unter dieſen natürlichen Uebelſtänden in keiner Weiſe zu leiden gehabt. Sein Stil hat die volle Friſche, hat ſeine eigene Art, ſeinen eigenen Klang ſich bewahrt. Sein neueſtes Stück „Witzlav von Rügen“, das mir die Veranlaſſung geboten hat, mich mit dem Dichter wieder eingehender zu beſchäftigen, bezeugt dies auf's Neue.

Der Kampf des letzten Fürſten von Rügen und Pommern gegen die Städte, insbeſondere gegen Stralſund und der Sieg der Stadt, das iſt der hiſtoriſche Stoff, den Kruſe dichteriſch bearbeitet hat. Kruſe weicht in einem weſentlichen Punkte von der dramatiſchen Ueberlieferung ab, indem er den beſiegten Helden, deſſen Herrlichkeit in Staub zerfällt, am Leben, deſſen Gegner aber, der die ſiegreiche Sache führt, untergehen läßt. Die Vereinigung der beſiegten Sache mit dem Untergange des Helden iſt aber mehr als eine Ueberlieferung, es iſt eine Regel; und dieſe hat ſich nicht zufällig herausgebildet. Es verwirrt das Gefühl einigermaßen, wenn das veranſchaulichende Bild der Bühne in der Geſtalt des Helden etwas anderes zeigt als das Geſchick der Sache. Ich glaube, Witzlav von Rügen würde größer und tragiſcher gewirkt haben, wenn er im Drama ſeine eigene Schuld und die Schuld ſeiner Väter, die an den Kindern heimgeſucht wird, mit ſeinem Leben abgetragen hätte. Der Depoſſedirte, der die Folgen ſeiner Niederlage auf ſich nimmt und ohne Proteſt als Gleicher unter Gleichen ſein Leben fortführt inmitten derer, über die er bisher als Herrſcher geboten hatte, ſcheint mir der tragiſchen Größe zu ermangeln. Er verliert nicht nur ſeine weltliche Herrſchaft als Fürſt von Rügen, er verliert auch die geiſtige als Held der dramatiſchen Handlung; und in die erſte Stelle, von welcher ihn der Dichter entfernt hat, rückt der älteſte Bürgermeiſter von Stralſund, Arnold Brandenburg, der ſiegt und ſtirbt. Meines Erachtens hätte das Drama auch dieſen Namen als Titel führen müſſen.

Gleich im erſten Auftritt führt uns Kruſe mitten in die Handlung hinein, Fürſt Witzlav, der Minneſänger, iſt ein Romantiker auf dem Thron, jähzornig,

unbedacht wie ein Kind, zerstreut, unbeugsam zu ungehöriger Zeit und nachgiebig am falschen Fleck, dabei arglos, weich und gütig.

„Wie man jeden Sprung und jeden Riß
Erkennt in einem klaren Stücke Bernstein,
So kenn' ich Witzlav, ihn und seine Fehler;
Doch böse Tücke fand ich nie in ihm."

So schildert ihn der Kanzler, der seinen Herrn genau kennt. Dieser schlechte Regent und gute Musikant ist wegen einer Geringfügigkeit, der Anlegung einer Fähre, die die Stralsunder als einen Eingriff in ihre Vorrechte betrachten, mit der Stadt in ein Zerwürfniß gerathen. Stralsund entsendet seinen ältesten Burgemeister, Arnold Brandenburg und den jungen Rathsherrn und Ritter Bertram Wulflamm zu dem Fürsten, um den gekränkten Rechten der Stadt wieder volle Geltung zu verschaffen. Witzlav weist die Beschwerdeführer zunächst schroff zurück; plötzlich aber schlägt er einen andern Ton an und zeigt sich nachgiebig, denn er hat die Kunde erlangt, daß die Flotte der Dänen, mit welcher er sich verbündet hat, um die übermüthige Stadt zu züchtigen, unterwegs ist und schon am andern Morgen vor Stralsund erscheinen wird. Als Brandenburg und Bertram, die sich durch heimliche Flucht der Einladung des Fürsten entzogen haben, in die Stadt zurückkehren, herrscht dort schon die größte Verwirrung. Die Sturmglocken sind geläutet. Der Thürmer hat in der Ferne die sich bläheuden Segel der Dänen erblickt. Unter Brandenburgs unerschrockener und umsichtiger Leitung rüstet sich die Stadt zur Gegenwehr. Auf Fischerböten ziehen die muthigen Stralsunder dem Feinde entgegen, sie bemächtigen sich des Königsschiffes und schlagen den starken Feind zurück.

Witzlav läßt sich durch diese Niederlage nicht schrecken. Mit den andern Fürsten, die ebenfalls in harter Fehde mit den großen Städten leben, verbündet er sich und rückt mit großer Macht auf's Neue gegen die Stadt vor. Auch dieser Angriff wird von den Stralsundern blutig zurückgewiesen. Die siegreiche Stadt geht nun aus der Vertheidigung zum Angriff über und entsendet ihre Leute gegen den Rugard, das Stammschloß des Fürsten, und da der pflichtgetreue Kanzler das Schloß nicht übergeben will, läßt sie es einäschern. Der Kanzler, der wackre Platen, und der Prinz Jaromir, Witzlavs Sohn, kommen um's Leben. Auch der ehrwürdige Burgemeister Brandenburg, der die Stadt zweimal zum Siege geführt und das Werk seines Lebens vollbracht hat, stirbt. Witzlav kommt mit den Seinigen waffenlos in die Stadt, um seinen Sohn in der Fürstengruft beizusetzen und dann als Bürger mit den Mitbürgern zu leben:

„Ich bin ja ohne Obdach wie ein alter
Seeadler, welchem sie den Horst zerstört;
Und schonungslos erschlugen sie sein Junges.
Er flieget ohne Ruhe hin und her
Und wiegt sich zweifelnd über Land und Meer:
Wo soll er künftig wohnen? Seht, so bin ich!
Hier ruhen alle meine Lieben. Laßt mich
Ausleben hier des Lebens kurzen Rest."

Das zerschlagene Scepter legt der Fürst gelassen aus der Hand und greift zum Trost in seinen schweren Stunden zu der Harfe.

„Und mit dem letzten Ton der Harfe sind
Verklungen und verrauscht die Fürsten Rügens".

In diese einfache Handlung ist eine liebliche Liebesgeschichte eingeflochten: der Bund zwischen dem tapfern jugendlichen Ritter Bertram und der züchtigen Tochter des Burgemeisters Brandenburg, Anna. Diese schlichte Herzensgeschichte ist frei von allen aufregenden oder pikanten Zwischenfällen. Die Beiden sind schon einig, ehe der Vorhang aufgeht, und wenn da auch die Zustimmung des Vaters noch aussteht, so läßt sich doch beim ersten Gespräch erkennen, daß dieser keine Schwierigkeiten machen wird. Sie erfolgt in der That bald und in der natürlichsten Weise. Je weniger verwickelt diese Liebesgeschichte ist, desto anmuthiger und lieblicher ist sie; freundlich und echt menschlich. Schon in seinen früheren Dramen hat Kruse bekundet, wie er den schalkhaften frischen Ton der jungen Liebespaare meisterlich zu treffen weiß. Auch diesmal sind die Zwiegespräche zwischen Anna und Bertram von einschmeichelndem Reize.

Die Charakterisirung Witzlavs, dieses schwankenden, zerfahrenen Mannes, ist mit großer Kunst und großer Kraft durchgeführt. Aber noch schärfer tritt die Charakteristik hervor in dem einheitlichen klaren Brandenburg. Dieser Brandenburg ist eine kräftige und durchaus sympathische Erscheinung; selbst das, was ihm als Fehler angerechnet wird, ist nur dazu angethan, unsre menschliche Theilnahme an ihm zu steigern. Und was sind das für Fehler? — Der vorsichtigere und viel unbedeutendere zweite Burgemeister Oseborn sagt mit Recht zu ihm:

„Ihr geht zu sehr nach Eurem eignen Kopf.
Ihr meint es gut, doch achtet nicht die Formen.
Ihr thut das Rechte, doch Ihr thut's nicht recht."

Und wie dieser Mann gelebt, so stirbt er, großartig, ergreifend und schlicht:

„Er schied als Vater mahnend von den Kindern.
Es weinten alte Leute, die der Thränen
Seit fünfzig Jahren sich bereits entwöhnt.
Jetzt zeigt es sich; wer hätt' es sonst gedacht,
Daß so viel Lieb' er hätt', der barsche Alte?
Wie ein Prophet verließ er diese Erde,
Der seinen Mantel noch herunterwirft,
Um Geist und Kraft uns zu erhöhn".

Ueber die theatralische Wirkung eines Dramas läßt sich bekanntlich nach der Lectüre fast nie urtheilen. Die Schlachten bilden hier den Mittelpunkt: die Seeschlacht gegen die Dänen, die Vertheidigung gegen die Fürsten und endlich der Ansturm der Stralsunder gegen Rugard. Die ersten beiden spielen sich hinter der Scene ab; wir erhalten von den Vorgängen nur den Bericht durch die Augenzeugen. Ob diese Wiederholung auf der Bühne mißlich wirkt, das wäre eben durch die Erfahrung festzustellen. Der Sturm auf

den Rugard, den wir auf der Bühne sehen, wird, wenn nicht alles täuscht, sicherlich auch von großer theatralischer Wirkung sein.

Das ganze Stück ist sehr knapp geschrieben. Ich wüßte keine zwanzig Verse zu bezeichnen, die gestrichen werden müßten. Ich glaube auch, daß das Stück in seiner jetzigen Form bis auf wenige Veränderungen ganz bühnengerecht ist. Nur eine wesentliche Veränderung würde ich für wünschenswerth halten, nämlich die, daß wir den Tod des Kanzlers und des Prinzen, die wir aus einem jener Berichte erfahren, welche in der Theatersprache die „Berichte des schwedischen Hauptmanns“ genannt werden, auf der Bühne selbst zu sehen bekämen.

Als eine der hervorstechenden Eigenthümlichkeiten Kruses bezeichnete ich vorhin schon die gesunde und kräftige Sprache. Kruse schreckt auch vor sehr gewagten Derbheiten im Ausdruck nicht zurück. Als Bertram von Brandenburg eine Reihe von Grobheiten einstecken muß, sagt der junge Ritter:

Es sammelt sich bei mir, so wie sich die
Maulschellen sammeln bei dem Schneiderburschen;“

Von dem Kanzler sagt einer der Junker:

„Ihm steht der Hofdienst wie der Sau das Halsband;“

Und als einer der Stralsunder Bürger einen Dänen packt und dieser laut aufwimmert, schmollt er:

„Kann ich dafür, daß er statt Rippen Mus
Im Leibe hat? Er ist wie dünnes Glas.
Man faßt ihn kaum an, so zerbricht der Schafskopf.“

Auch das Dialektische benutzt Kruse ohne Bedenken:

„Ich sorg und *schmorge* nicht, und hause lustig;“

philosophirt der feiste Krassow; und der alte Knecht sagt von einem Pferd:

„Doch seht Euch vor, Herr, störrig ist der Racker,
Und manchmal ganz *balsteurig*, Herr!“

Die Kruse'schen Bilder sind immer knapp, ungesucht und volksthümlich. Als der Kanzler meldet, daß der alte weise Brandenburg und der jugendliche Bertram den Fürsten zu sprechen begehren, bezeichnet er die Beiden so:

„Sie stehen wie Rath und That zusammen.“

Den Stralsunder, der dem Kampf auf der See zuschaut und dabei allerhand Bewegungen macht, fragt der Rottmeister, was er da anfange? und dieser antwortet:

„Ich helfe nach!
Der Kegelschieber schlenkert mit dem Bein
Und hilft der Kugel in der Ferne nach,
So helf ich unsern Fischern aus der Ferne,
Die Dänen über Bord zu schmeißen.“

Nach der Niederlage will keiner von dem Gefolge des Fürsten freudig gegen Stralsund vorgegangen sein; da sagt der dicke Krassow:

„Zu argem Kind will Niemand Vater sein!
Verbrannten Brei schob Keiner an das Feuer!“

Fürst Witzlaw, der den Uebermuth der Städter doch brechen will, ruft aus:

„Der Bube soll nicht mehr den König stechen!"

In dem Liebesgespräch zwischen Anna und Bertram sagt der junge Ritter, der Burgemeister sei gar barsch und unfreundlich. Anna entgegnet, der Vater sei nicht so unempfindlich, wie der Burgemeister scheinen möchte;

„Er blüht auch manchmal auf."

Darauf erwidert Bertram:

„Ja, ja, so wie
Die Aloe, die tausend Stacheln hat,
Und alle hundert Jahre einmal blüht!"

Die Kruse'sche Dichtung steht hinter den früheren in keiner Weise zurück und steht in mancher Beziehung höher als jene; und da es zweifelhaft ist, ob die Bühne diesem neuesten Werke gegenüber ihrer Pflicht eingedenk sein wird, so ist die literarische Kritik um so mehr dazu veranlaßt, dem Kruse'schen Werke gegenüber ihre Schuldigkeit zu thun. Zu seinem Rechte kann einem Drama eine Besprechung freilich eben so wenig verhelfen, wie die Lectüre:

„Denn das Wort bemüht
Sich nur umsonst, Gestalten schöpfrisch aufzubaun."

Illustrirte Bibliographie.

Das bei F. Bruckmann in München erscheinende Prachtwerk **Die Hohenzollern** und das deutsche Vaterland schließt zu Weihnachten den zweiten Band ab. Es führt die Erzählung bis zum Tode des großen Königs. Der Schluß, der die Geschichte der neuesten Zeit behandeln soll, steht im kommenden Jahre zu erwarten.

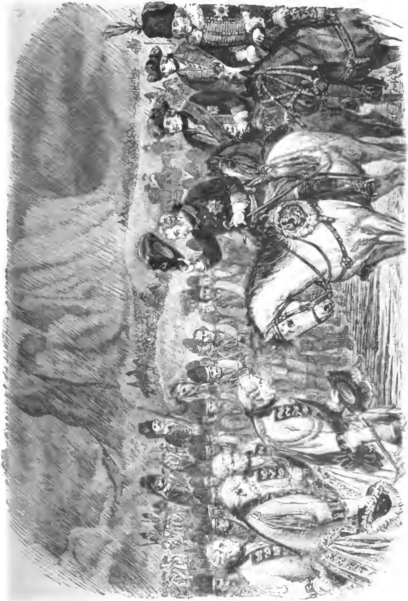
Wir haben diesem schönen Werke bereits zu Anfang seines Erscheinens einen längeren Aufsatz gewidmet, worin wir dasselbe zu charakterisiren versuchten. Damals konnte man nur nach den Probeheften ein vorläufiges Urtheil äußern; heute, wo ein Hauptabschnitt vollendet ist, kann man wohl schon einen ziemlich vollkommenen Ueberblick über dasselbe gewinnen. Man macht dabei die genugthuende Wahrnehmung, daß das Werk seinen vielversprechenden Anfängen getreu geblieben ist. Für Manchen mögen diese jüngeren Partien sogar gewonnen haben. Das liegt am Stoff, der nicht mehr so dürftig fließt, wie bei der Geschichte der ersten Burggrafen und Kurfürsten, sondern sich immer weiter ausbuchtet und die reizvollsten Einzelheiten daherträgt.

Allerdings —: sehr in die Einzelheiten hinein kann die Darstellung der zusammenarbeitenden Verfasser, Graf Stillfried und Bernhard Kugler, sich nicht vertiefen. Das Werk hat einen sehr gemessenen Umfang, der durch Hineinpressen von Details nicht geweitet werden darf; und außerdem liegt es schon in der äußeren Natur dieses Buches das sich so monumental präsentirt, daß der Text gleichfalls in einem getragenen Stile gehalten sein muß und durch Anekdötchen nicht entstellt werden darf.

Indeß man mag noch so sehr die Anekdote lieben und in ihr die eigentliche Beleuchtung der großen geschichtlichen Züge sehen — wenn die Darstellung sonst nur gut ist, so kann man schon die Anekdote missen. Und die Verfasser besitzen gerade das, was jenen Reiz am besten ersetzt: freien Blick und warmes Gefühl. Ihr Vortrag holpert nicht über dürre Daten und Zahlen, sondern folgt immer nur der gebahnten Hauptstraße der Geschichte, und sie wissen das Große und Erhebende unserer Geschichte würdig hervorzuheben und auszudrücken.

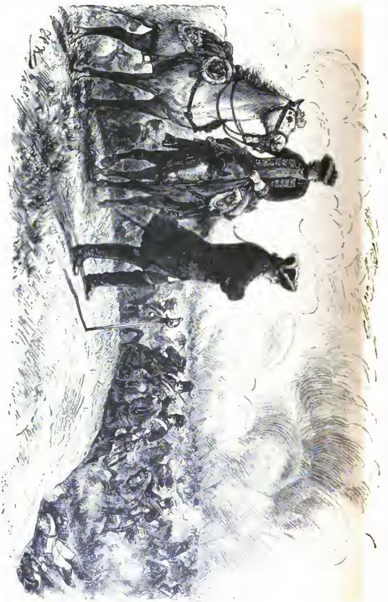
Die Geschichte der vier Fürsten, vom Großen Kurfürsten bis auf den großen König, ist die merkwürdigste Reihenfolge der einander unähnlichsten und dabei doch tüchtigsten Herrscherphysiognomien, die man sich denken kann. Es ist ganz erstaunlich, daß eine einzige Familie so ununterbrochen von Generation zu Generation das Ausgezeichnetste hervorbringen konnte. Denn wie dem Großen Kurfürsten und Friedrich II. längst das allgemeine Urtheil den ersten Platz unter ihren Zeitgenossen zugewiesen, so ist man auch in den letzten Jahrzehnten dem ersten Hohenzollernkönige und seinem strengen Sohne allmählich immer gerechter geworden. Besonders dieser hat ja geradezu begeisterte Verehrer gefunden. Nachdem man früher nur aus den hysterischen Klagen Wilhelminens

und aus dem thörichten Geschwätz schlechtunterrichteter Memoirenschreiber, die ja immer nur die Schale der Dinge sahen, sich ein Urtheil gebildet, hat man allmählich



Die Capitulation von Pirna. Von H. Knackfuß. Aus „Die Hohenzollern". München, Fr. Bruckmann.

bei genauerem Zusehen erkannt, daß jener König in seinem Leben außer einigen Scenen überbrausender Brutalität, außer Soldatennarrheit, Sparwuth und Bildungshaß



Kunersdorf. Von H. Knackfuß. Aus „Die Hohenzollern". München, Fr. Bruckmann.

denn doch noch einiges geleistet und einige Eigenschaften besessen, die ihn über alle seine glänzenden, hohlen Zeitgenossen hinaushoben. Man hat ihn gar den Schöpfer unserer Weltstellung genannt. Das ist vielleicht Uebertreibung; aber sicher ist, daß man unbefangener urtheilt, und daß gerade unsere Zeit, die ja auch jede Sentimentalität aus ihrem hastenden Leben hinausdrängt, für einen Mann jenes Schlages Liebe und Verständniß in besonderem Maße mitbringen muß.



Feldmarschall Keith bei Hochkirch. Von Camphausen. München, Fr. Bruckmann.

Seltsam zu sehen, wie sein Geist in unserer Monarchie noch fortlebt. Nicht nur in der stramm soldatischen Zucht und in der Sparsamkeit, sondern auch in der Nüchternheit, die seit ihm im Staatswesen wie im Leben des Einzelnen herrscht. Die Neigung für leeren Schimmer hat er gründlich in Preußen abgetödtet; und wenn unter späteren Regierungen bisweilen die alte Lust, deren Typus Friedrich I. gewesen, wieder durchschlug, so waren die Lustigen sich doch halb und halb bewußt, etwas Unrechtes zu thun. Erst in der ganz modernen Zeit, bei steigendem Reichthum und gebietender Stellung nach außen hin, beginnt der Preuße wieder, auf schönes Behagen Werth zu legen. Doch im Staate selbst verspürt man bisher noch wenig von dieser Regung. In seinem Hause sitzen die

Künste noch immer am Bediententisch, wohin sie einst Friedrich Wilhelm mit bezeichnender Stockbewegung gewiesen.

Auch den großen Friedrich sehen wir doch heute mit wesentlich helleren Augen an. Aus diesem liebenswürdigsten aller Prinzen, wie ihn Voltaire ohne Schmeichelei nennen durfte, hatte die Zeit und trübes Leben eine große, gebietende, aber persönlich wenig anziehende Gestalt geschaffen. Da war Alles stahlhart und kantig geworden. Kein Wunder, wenn die Zeitgenossen seiner zweiten Regierungsperiode — und diese waren doch jedenfalls schreiblustiger und fertiger als die der ersten — in ihrer Bewunderung für ihn immer eine Mischung von Abneigung empfanden. Gerade Bedeutenden unter ihnen, Lessing z. B., ist es so ergangen. Für so ein Leben, das ganz von menschlichen Rücksichten und Wünschen abgetrennt, nur der Pflicht gewidmet ist, hat stets erst eine spätere Generation Verständniß, die das Schicksal als Ganzes sieht und Härten nicht mehr empfindet.



Friedrich in der Schloßkapelle zu Charlottenburg. Von P. Grot-Johann. Aus „Die Hohenzollern". München, Fr. Bruckmann.

Wie furchtbar tragisch dieses Fürstenleben bei all' seinem Ruhmesglanz und seinen freudigen Erfolgen eigentlich gewesen, das ist erst sehr viel später der Nachwelt bewußt geworden. Die Mitwelt sah nur, wie der König seine Gemahlin von sich fern hielt, wie er Freund um Freund von seinem Hofe scheuchte, aber sie hatte keine Empfindung von der kalten Einsamkeit, worin der harte Mann allmählich gerathen war. Liest man die Berichte über seine letzten Jahre, über die ärmlichen Gesellen, die an der Tafel saßen, wo einst Voltaire und d'Argens und d'Alembert gesessen, liest man von dem einsamen Tode des Königs im Arm eines Bedienten, so fühlt man tiefes Mitleid. Wie viel mußte in der Seele des Königs allmählich absterben! — Sieht man das, betrachtet man die Selbstzucht und Entsagung dieses Lebens, und bedenkt man, daß

im menschlichen Dasein überhaupt nicht alle Rechnung glatt und gerecht aufgeht, so wird einem die Härte, welche die Zeitgenossen schmerzlich fühlten, verständlich.

Es ist ja schon bezeichnend, daß erst unsere Zeit eigentlich den malerischen Typus des Friedrichsporträts gefunden hat. Sieht man gleichzeitige Bilder, so erstaunt man, wie widerspruchsvoll unter einander und wie wenig unserem Typus entsprechend alle seine Bildnisse sind. Es ist freilich wahr, daß keiner der eigentlichen großen Porträtisten seiner Zeit ihn dargestellt hat. Aber selbst auf Chodowieckys Stücken ist das Gesicht flach und geistlos; und wenn man auch ungefähr die markirten, tiefgegrabenen Züge erkennt, so vermißt man doch das helle Licht, das uns immer daraus anleuchtet. Auf allen jenen Porträts sieht Friedrich müde aus. — Wie hat Menzel seinen Typus, der der herrschende geblieben ist, gefunden? Und ist dieser Typus überhaupt der wahre? Hat Friedrich wirklich so ausgesehen? Eine Frage, die wir für alle Zeiten zu den unlösbaren legen müssen. Aber — ob ähnlich oder nicht — jedenfalls ist dieser Typus ein ganz herrlicher und entspricht der landläufigen Vorstellung auf das Vollkommenste. Denn heute darf ihn Niemand mehr anders darstellen. Daß er aber so rasch überall siegreichen Eingang gefunden bis in die tiefsten Volksschichten hinunter, deren wortloses Gefühl in solchen Beziehungen häufig das untrüglichste ist, daß beweist, daß Menzel wirklich mit genialem Blick zu der mangelhaften Ueberlieferung die Ergänzung gefunden hat, welche des Königs geistiges Bild in Wahrheit anschaulich macht.



Garde du Corps. Von A. Menzel. Aus „Die Hohenzollern". München, Fr. Bruckmann.

Menzels Friedrichsbilder sind ein Besitz für alle Zeiten — und alle Künstler, die gleiche Vorwürfe darstellen wollen, werden sich dem Menzelschen Zuge anpassen müssen. Wenigstens so weit es sich um Illustrationen handelt, wird man immer nur fragen, wie weit der Nachfolger dem Meister nahe gekommen ist. — Wir legen aus den schönen Illustrationen des Hohenzollernwerkes einige Proben vor, die Beiträge zur Beurtheilung dieser Frage bieten mögen. Allerdings muß auch hier wieder auf die Formatbeschränkung hingewiesen werden; einige wunderschöne Bilder, die andernfalls „Nord und Süd" sicherlich nicht hätten entgehen dürfen, wurden durch ihre Größe bei der Wahl ausgeschlossen. Dazu gehören vor Allem auch die schneidigen Reiterbilder Camphausens, der sich neben Menzel in der Friedrichsgeschichte eine beschränkte, aber völlig eigene Specialität herausgebildet hat, auf deren Boden ihn schwerlich ein Anderer

übertrifft. Alle diese Bilder: Ziethen aus dem Busche, Seydlitz, Friedrichs Revue ꝛc. sind Groß und Klein mindestens von des Kunsthändlers Schaufenster her gar wohl bekannt; aber sie gehören ebenso gut wie Menzels Compositionen in jedes Werk dieser Art nothwendig hinein: classisch, typisch, werden sie nicht übertroffen werden. Wir geben hier ein kleineres seiner Bilder, den braven Keith an der Spitze der Preußen an dem unglücklichen Morgen von Hochkirch.

Die übrigen Proben sind gleichfalls Werke von geschätzter Hand. Ueberhaupt ist sich die Ausstattung in allen Stücken von Anfang an gleich geblieben. Höchst selten, daß man einmal ein minderwerthiges Blatt findet; häufig aber trifft man dafür Compositionen allerersten Ranges. Auch einige sehr interessante Beilagen haben die letzten Hefte gebracht. Zunächst, neben einer genealogischen Tafel von der ältesten Zeit bis auf Friedrich, eine Uebersicht sämmtlicher erhaltener Darstellungen des Hohenzollernwappens, die dem Heraldiker wie dem Historiker gewiß gleichermaßen erwünscht bleibt. Außerdem aber zwei Autogramme von Schriftstücken allerhöchster Bedeutung. Das eine ist ein Brief des großen Kurfürsten, mit ersten, hastigem, kurzem Berichte über den Sieg bei Fehrbellin, Preußens erste große Schlacht — das andere der denkwürdige Bericht an Podewils über den Einbruch über die schlesische Grenze, 1740. In phantastisch ungleichen Schriftzügen und in ganz phantastischer Orthographie, eines der charakteristischsten Schriftstücke für den jungen König, die man nur finden kann. Jene sonnige Zeit war nur zu bald vorbei und „mon cher Podewils“ sollte ganz andere, ernsthaftere Arbeit zu thun bekommen.

Das **Leben Lessings** von Heinrich Düntzer (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag) legt man mit einem ganz eigenthümlichen Gefühle der Genugthuung aus der Hand. Da ist doch einmal eine Biographie des herrlichen Bibliothekars, die nicht direct oder indirect aus dem Danzel-Guhrauer abgeschrieben ist. Es ist immer schon eine Freude, ein wirklich selbständig geschriebenes Buch zu lesen; wenn es sich aber um diesen Gegenstand handelt, so ist die Freude doppelt. Es ist noch so sehr viel für Lessings Biographie zu thun! Der Danzel-Guhrauer ist ja ein ganz vortreffliches Werk, und in der neuen Bearbeitung des vorigen Jahres entspricht er allen Anforderungen, die man auf Grund der letzten Forschungen daran stellen darf. Aber es ist doch weit entfernt, ein recht eigentliches Lebensbild zu bieten, das Jedermann erbauen kann. Nicht allein, daß es dafür zu schwer ist. Es ist auch zu einseitig. Es giebt freilich sämmtliche Daten und Charakterzüge vollständig; aber dieselben finden sich zerstreut in langathmigen Capiteln, voll Analysen von Lessings Schriften und Betrachtungen über ihr Verhältniß zur Literatur. Nur in den Schlußcapiteln findet sich ein Versuch, ein wirkliches Menschenbild Lessings zu zeichnen. Und selbst dieser ist schüchtern, ungeschickt, wie halb verschämt darüber, daß der Verfasser hier nicht streng wissenschaftliche Arbeit thut, bewußt, daß hier eigentlich der nachfühlende Poet die Feder nehmen müßte. Davor hat sich der würdige Herr nun freilich sorgsam gehütet; er hat sich darauf beschränkt, mit seiner classischen Sorgfalt sämmtliche Notizen zusammenzutragen, übersichtlich zu ordnen und möglichst trocken abzudrucken — es dem Leser überlassend, wie weit ihn seine Phantasie in dieses Labyrinth hineinleitet.

Merkwürdig ist es freilich, wie rund sich trotzdem aus diesen Capiteln die Gestalt Lessings heraushebt. Es ist eben doch eine gar zu mächtige Persönlichkeit, als daß sie sich ganz unterdrücken ließe. Aus den spärlichen Notizen über seine Ehe, über sein Familienleben mit den Stiefkindern und über sein schweres Ende, fühlt man sich ganz ursprünglich menschlich angeweht.

Düntzer, wie gesagt, ist nicht die Wege der Gottlosen und leichtfertigen Arbeiter gewandelt, hat nicht jene paar Notizen in ein paar dünne Phrasen neu eingekleidet und die schweren Betrachtungen seiner Vorgänger durch reichlichen Wasserzusatz für Jedermann zuträglich gemacht. Sein Lessing ist in ganz eigenen Zügen gezeichnet. Wohlgemerkt!

das ist auch noch nicht die ideale Biographie, die dem Menschen ebenso gerecht wird wie dem Schriftsteller und jenen — worauf es doch, wenn man die Biographie als Kunstwerk betrachtet, allein ankommt — anziehend und verständlich macht, diesen nur als einen Theil, gewissermaßen als eine Erscheinungsform darstellt. Düntzer ist eben auch kein Poet. Aber er ist ein tüchtiger und vor Allem ein ehrlicher Arbeiter. Und so ist sein Buch, das das schriftstellerische Wirken Lessings ziemlich bei Seite schiebt und den eigentlichen Lebensgang in das beste Licht stellt, eine hocherfreuliche und nützliche Leistung. Es wird auch kein Volksbuch werden — dazu ist es wieder auf seinem Standpunkte zu einseitig — aber es wird unentbehrlich sein in der Hand jedes Gebildeten, der Anspruch darauf macht, Lessing zu verstehen und zu kennen.



Lessing und sein Bruder Theophilus 1735. Von C. G. Haberkorn. Aus „Lessings Leben" von H. Düntzer. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.

Es ist vielleicht gar nicht übermäßig viel von selbständiger Forschung darin, die zu völlig neuen Ergebnissen führt. Dagegen findet man Alles, was über Lessings Leben irgendwie bekannt geworden ist, auf das Vollständigste beieinander. In erster Linie sind die Briefsammlungen, die in den letzten Jahrzehnten durch zahlreiche Veröffentlichungen ja reichlichsten Zuwachs gewonnen haben, auf das Gewissenhafteste aufgeschürft worden. Alle die kleinen Züge, die sie bieten, längst im Einzelnen bekannt, tragen vereinigt unbeschreiblich viel dazu bei, das Porträt Lessings zu verfeinern und zu verdeutlichen.

Man findet hier in Wirklichkeit Alles, was nur überliefert ist: bis auf die Nummern der Häuser, worin Lessing einmal gewohnt hat. Was aber dem Buche einen ganz besonderen Reiz und Werth giebt (und worin es seinen beiden Vorgängern, den im gleichen Verlage erschienenen Biographien Goethes und Schillers von demselben Verfasser gleicht), das sind die reichen Beigaben von Porträts, Facsimiles und ähnlichen Dingen. Es ist ein ganz merkwürdiges Gefühl, wenn man in dem Buche

blättert — ungefähr dem gleich, das man empfindet, wenn man in die Wohnräume einer alten Familie tritt. Die Einrichtung ist vielleicht dürftig und altmodisch, geradezu unschön: aber an jedem Stücke haftet ein Andenken, und von allen Wänden schauen verbräunte, alte Schildereien herab. Frauen mit glitternd spitzen Schultern und Männer mit gedunsenen Gesichtern in den Trachten verschollener Zeiten — geziert und von Stümperhand gemalt — und doch schaut man mit einer Art Ehrfurcht auf diese Reste einer Vergangenheit, die in gewissem Sinne fortlebt in den Herzen der Nachkommen.



Lessing 1758. Von Tischbein. Aus „Lessings Leben" von H. Düntzer. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.

Grade so ist es mit diesem Buche. Fast alle diese Porträts sind äußerst unvollkommen, aber sie tragen so vertraute Namen, daß man sie mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit betrachtet. Die Porträts des 18. Jahrhunderts machen überhaupt einen ganz merkwürdigen Eindruck. Im Allgemeinen stehen sie weit unter dem Mittelmaß von Aehnlichkeit und Ausdruck, das wir zu verlangen gewohnt sind. Es finden sich freilich Porträtisten, die wie Mengs und Graff den Vergleich mit den größten Meistern der Gegenwart nicht zu scheuen brauchen, und welche außerdem beispiellos fleißig geschaffen haben. Aber neben ihren Werken ist eine solche Unzahl anderer erhalten, die auf unser Auge eine ganz unglaubliche Wirkung machen! In Gleims berühmter Freundes-

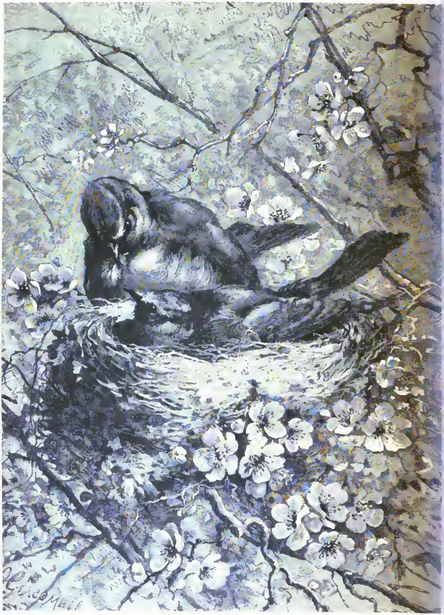
gallerie z. B. befinden sich Sudeleien, von deren Kläglichkeit man sich absolut keine Vorstellung machen kann.

In Düntzers Buche nun finden sich an vierzig solcher Porträts: einige ausgezeichnet, die Mehrzahl schlecht. Aber man betrachtet sie alle mit einer gleichmäßigen Mischung von Pietät und Neugierde — als die werthvollste und belehrendste Zugabe, die man solchem Werke nur wünschen möchte. Selbstverständlich, daß die Bilder Lessings und seiner Familie überwiegen. Von dem leichtfüßigen Bruder Karl findet man sogar ein sehr schönes. Und von Gotthold Ephraim wenigstens alle die, welche Haupttypen vertreten und Anspruch darauf machen dürfen, für eigentliche, nach dem Leben geschaffene Originale zu gelten. Da ist zunächst das Kinderbild: Bruder Theophilus mit dem obligaten Lämmchen, Gotthold aber im Staatskleide zwischen Bücherhaufen. „Bücher! Bücher!" hatte der Sechsjährige gerufen, als man ihm eine Rose oder einen Vogel aufdringen wollte; und der Ausruf, den noch manches Kind, welches sich später zu einem unwissenden Narren entwickelt, gethan haben mag, ist bei ihm bedeutungsvoll bestätigt worden. Gab es doch eine Zeit, wo er meinte, schon zu viel gelesen zu haben. Dann kommt das herrliche Portrait von Tischbein, das unsere Nationalgallerie



Lessings Todtenmaske. Aus „Lessings Leben" von H. Düntzer. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.

besitzt, und welches wir gleichfalls zu reproduciren in der Lage sind. Zeit: ungefähr die Epoche der „Briefe, die neueste Litteratur betreffend". Das Gesicht ernst, und doch voll von Lebenskraft und strotzender Schaffensfreude — ein Bild, das unwillkürlich an das schöne Jugendportraits Goethes erinnert. Nur daß dieses hier ursprünglicher, echter wirkt, ganz nach ungebrochener Frische aussieht. Auch Mays Bild, das des Goethemalers, findet sich hier. Die Perle der Gleimschen Sammlung. Ein nüchterner beinahe stylisirter Kopf, steif und ernsthaft — schwerlich sehr ähnlich und überaus unschön, Zeit: Breslauer Aufenthalt. Ferner das berühmte Bild von Graff, das man immer für das ähnlichste erklärt, und zwar nach dem besten, nach der Natur gemalten Exemplare. Den fertigen Mann darstellend — fest nach allen Seiten hin. Und den Beschluß macht die Todtenmaske, die hier zum Abdruck gelangt, und die bisher wohl nicht sehr bekannt geworden war. Schmerzlich müde Züge, auf denen die ganze Tragödie dieses rastlosen Lebens steht, das nimmer, seitdem es in jungen Jahren aus der ebenen Bahn geworfen, zur Ruhe kam — bis zu diesem letzten Moment. Man glaubt in ihnen das furchtbare Familienleid zu lesen, die Jahre der Vereinsamung in Wolfenbüttel, wohin kaum ein Freundeswort gelangte, der Anfeindung und Quälerei von Seiten



Aus „Idylle aus der Vogelwelt“. Verlag der deutschen Verlagsanstalt (vorm. E. Hallberger) in Stuttgart.

einer Welt, welcher der Heros entwachsen war. Und trotzdem noch ein stilles Lächeln — als ob die Güte dieses Herzens unversieglich gewesen wäre.

Der Düntzer ist wirklich ein sehr gutes, ein vortreffliches Buch, das man nicht genug empfehlen kann — — Aber wann kommt endlich der Biograph, der über Lessing, das reinste Menschenbild des achtzehnten Jahrhunderts neben dem großen König, das letzte, abschließende, erlösende Wort spricht? —d.

Die deutsche Verlagsanstalt (vormals E. Hallberger) in Stuttgart giebt eine reizende Sammlung von Zeichnungen Giacomellis heraus, der wir eine Probe entnehmen. **Die Idylle aus der Vogelwelt** enthält achtzehn Vollbilder von Giacomelli, Randzeichnungen von David Franz und Gedichte von Julius Sturm. Ein wunderhübsches Festgeschenk! Der französische Künstler, der ein internationaler Liebling geworden ist, hat hier die Lebensgeschichte einer Spatzenfamilie entworfen, so fein beobachtet und sinnig gefühlt, wie es außer unserem Feodor Flinzer kein Zweiter mehr kann. Jede dieser Zeichnungen ist ein kleines Meisterwerk an Naturwahrheit und Stimmung. Die Randzeichnungen schließen sich dem würdig an; sie verwerthen das naturalistische Ornament ganz vortrefflich. Ueber die Gedichte braucht wohl nichts gesagt zu werden: für sie bürgt der Name des Verfassers. — Aber eine besondere Erwähnung verdienen die Holzschnitte, sowohl die der Giacomellischen Blätter, die französischen Ursprungs scheinen, wie die der Ornamente, die von A. Closs herrühren. Deutschland und Frankreich nehmen einander nichts in diesem Wettstreit. Jene Schnitte wie diese sind gleich vorzüglich und verdienen den Platz neben dem besten, was der moderne Holzschnitt hervorgebracht hat. In der That eine Festgabe! auch durch die reiche Ausstattung dazu besonders empfohlen: schweres Papier, schöner Druck und reichgepreßter Einband. —d.

Ludwig Laistner, Novellen aus alter Zeit. (Schneekind. — Der geraubte Spielmann. — Heinrike. — Unehrliche Leute. —) 8. VI. und 432 S. Berlin. 1882, W. Hertz. ℳ 6. —

Den Lesern von „Nord und Süd“ ist Ludwig Laistner in bester Erinnerung. Die eine der in diesem Bande enthaltenen Novellen „Der geraubte Spielmann“ ist zuerst in unserer Monatsschrift erschienen und hat durch die Feinheit ihrer psychologischen Entwicklung, durch ihr warmes Naturgefühl und die Kunst des Vortrages sich lebhafteste Theilnahme gewonnen. Diese Sympathien werden auch den übrigen drei Novellen nicht fehlen, sämmtlich feinempfundene Dichtungen, von starkem, culturhistorischem Reiz, der in einem trefflichen Colorit seinen ersten Ausdruck findet. Es sind die Arbeiten eines echten Dichters, denen wir uns hier gegenüber befinden. Für eine gelegentliche Breite in der Behandlung der Stoffe werden wir durch die Fülle der dabei zu Tage tretenden Einzelschönheiten reichlich entschädigt.

Heinrich Düntzer, Goethes Wahrheit und Dichtung erläutert. Zwei Theile in einem Bande. 8. VIII, 157 und 322 S. Leipzig, 1881, E. Wartig. ℳ 3. —

Mit den vorliegenden Heften über Dichtung und Wahrheit, oder wie der Dichter später die vier Theile „aus seinem Leben“ wieder genannt wissen wollte „Wahrheit und Dichtung“ schließt Düntzer die vor siebenundzwanzig Jahren begonnenen Erläuterungen zu Goethes Werken. Er hat Recht, wenn er behauptet, daß trotz aller persönlichen und sachlichen Gegner seine in mehrfachen starken Auflagen verbreiteten Hefte zu dem lebendigeren Verständnisse von Goethes Hauptdichtungen wesentlich beigetragen. Die Erläuterungen setzen die äußere Kenntniß der Werke voraus, in deren inneres Leben sie einführen sollen; die Einzelerklärung ist bestimmt, die wiederholte Lesung zu begleiten: nur so ist es möglich, daß das Ganze, bis in den einzelnsten Ausdruck durchsichtig in reiner Klarheit vor die Seele des Lesers tritt. Ein wirkliches Verständniß liegt nur auf diesem Wege. „Dichtung und Wahrheit“ gehört zu den am

oberflächlichsten gelesenen Werken. Meist sucht man darin nur stoffliche Unterhaltung und leichte Befriedigung einer Neugierde, die des Dichters Erzählung zur Beschuldigung gegen ihn selbst ausbeuten möchte, wobei man kaum an einzelnen Prachtzierden der Darstellung Herzensfreude findet. Und doch ist das Werk eines der wundervollsten Bücher unserer Literatur, ja der Weltliteratur. Nur daß es nicht rasch durchlaufen und gierig verschlungen sein will; als eine tief durchdachte, rein gefühlte Darstellung will es mit voller Seele aufgefaßt sein. Dazu aber bedarf es einer genau auf alles eingehenden Betrachtung, die den Fortschritten der Entwicklung sorgsam nachgeht. Und dafür hat uns Düntzer in dem vorliegenden Buche ein ganz ausgezeichnetes Hilfsmittel geboten, das jeder Goethefreund nur aus vollem Herzen willkommen heißen darf, mag er sich auch sonst mit der einen oder anderen Subtilität oder manchen Aeußerungen des heißspornigen Goethe-Philologenthums nicht ganz einverstanden erklären.

Eugène Peschier, Johann Ludwig Runeberg, ein schwedisch-finnischer Dichter. Gedenkblatt zur Verbindung des badischen und schwedischen Fürstenhauses. 8. 125 S. Stuttgart, 1881, Metzler.

Es ist eine dankenswerthe Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt, die berühmten skandinavischen Dichter uns näher zu bringen: man nennt ihn zwar oft, aber nur wenige wissen von dem Sänger der „Nadeschda" mehr, als daß er eben existirt. Und doch ist es ein Dichter der Menschheit und verdient, wie Tegnér, auch bei uns gekannt und geschätzt zu werden. „Er ist Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein, er hat so manchem, was unser ist, des Gesanges verklärendes und befreiendes Leben geschenkt. Er ist ein aus finnischem Erz gegossenes Bild auf einem Sockel von schwedischem Granit." So sprach ein anderer schwedischer Dichter, als es sich um die Beantwortung der Frage handelte, ob Runeberg Schwede oder Finnländer sei. Wir aber gewinnen aus Peschiers Buch die Ueberzeugung, daß es sich hier um einen auserwählten Dichter handelt, der auch bei uns Heimathsrechte verdient.

Charles Dickens, Fünf Weihnachtsgeschichten. (Der Weihnachtsabend. — Das Heimchen auf dem Herde. — Der Kampf des Lebens. — Der Verwünschte. — Die Sylvester-Glocken.) 8. 624 S. Leipzig, 1882. J. J. Weber. Geb. ℳ 5.—

Es ist unbestritten ein Fortschritt zum Besseren, daß die Freude an guter Bücherausstattung, gegenüber den seit Jahren bedenklich grassirenden billigen Massenausgaben, mehr und mehr in den Kreisen zum Durchbruch gelangt, die ihren literarischen Bedarf nicht blos heißhungrig verschlingen, sondern auch mit Vergnügen genießen wollen. Es ist daher nur mit Genugthuung zu begrüßen, wenn die bewährte Verlagsfirma es unternommen hat, Dickens unvergängliche Weihnachtsgeschichten, in stattlichstem Gewande den zahllosen Freunden der Muse des großen Humoristen und zu billigem Preise zu bieten. Die Ausstattung des Bandes ist musterhaft.

Johannes Baumgarten, der Orient. Ein Spaziergang durch die mohamedanische und die indische Welt. Ethnographische Charakter-Bilder, Sitten-Scenen, Jagdsport. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet. 8. VIII und 352 Seiten. Stuttgart, 1881. Rieger. ℳ 4.80.

Der durch seine ethnographischen Arbeiten über Frankreich bekannte Verfasser hat in dem vorliegenden Werke für Gebildete, die weder Zeit noch Lust haben, umfangreiche Reisewerke zu lesen, eine Auswahl des Interessantesten und Besten vereinigt, was die ethnographische Literatur über die socialen und sittlichen Zustände der Mohammedaner und namentlich der Hindu darbietet. Ebenso rücksichtslos, unparteiisch und objectiv, wie der Verfasser die Franzosen geschildert hat, läßt er die Welt des Halbmondes und des Brahmanenthums vorzugsweise von Augenzeugen darstellen, welchen ein längerer Aufenthalt und die Kenntniß der Volkssprachen manche Seiten des Volks-

lebens aufschlossen, die man selbst in streng wissenschaftlichen Werken vergebens suchen würde. So entstand eine ganze Reihe oft sehr merkwürdiger Sittenbilder in Originalbearbeitungen ausländischer Quellen, die an fesselndem Interesse reich sind und selbst als Ergänzung wissenschaftlicher Werke vielfache Belehrung gewähren dürften: man vergleiche z. B. einmal unter den „Indischen Bildern" das Stück: „Die Kaste der Brahmanen von Fr. Müller" und „Das Brahmanenthum in seinem Verfalle nach Rousselet und Andern." Publicisten finden hier eine Fülle fertigen Stoffes; Leser, die neben der Belehrung auch Unterhaltung suchen, werden sich nicht wenig an den muhammedanischen und indischen Sittenbildern und Volksscenen, sowie an den Tiger- und Elephantenjagden ergötzen, welche den Schluß des Werkes bilden.

Georg Voigt. Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. In zwei Bänden 8. 2. umgearbeitete Auflage. 2. Band, VI und 548 S. Berlin 1881, G. Reimer. ℳ 8. —

Gelegentlich des Erscheinens des ersten Bandes von dieser zweiten gänzlich umgearbeitete Auflage des ausgezeichneten Werkes haben wir ausführlicher auf die Bedeutung der Arbeit hingewiesen. Sie bildet in ihrer jetzigen Gestalt eine Zierde neuer geschichtlicher Literatur und gehört mit Burckhardts „Cultur der Renaissance in Italien" zu den wichtigsten Erscheinungen über die behandelte Epoche. Mit dem Buche Burckhardts, von dem sich das vorliegende wesentlich, besonders in seinen Zielen unterscheidet, hat es auch den Vorzug einer im hohen Grade lesbaren Darstellung gemein. Dieser zweite Band behandelt den Humanismus an der päpstlichen Curie, das Zeitalter Nicolaus V., die hellenistischen Studien, die Propaganda des Humanismus jenseits der Alpen und schließlich im siebenten Buche die Tendenzen und Leistungen des Humanismus.

Brockhaus' Conversations-Lexikon, ein in seiner Art classisches Werk, erscheint gegenwärtig in neuer vollständig umgearbeiteter Auflage, in der dreizehnten. Diese Umarbeitung des berühmten Werkes, das allen seiner deutschen Nachfolger zum Vorbild gedient hat, bedeutet ein Ereigniß auf dem Gebiete. Es sei daher hier zuvöderst der Natur der vorgenommenen Veränderungen gedacht. An Stelle der früher dem Lexikon beigegebenen Karten und Bilder, welche von den Subscribenten gekauft und nicht gekauft werden konnten, ist jetzt die mit dem Werke im organischen Zusammenhange stehende Illustration durch Abbildungen und Karten getreten. Jedes Heft enthält zahlreiche derartige Beigaben in Holzschnitt, Lithographie und Farbendruck, künstlerisch ausgeführt und derart anschaulich dargestellt, daß sie zu wirklichen Erläuterungen der Artikel werden. Vierhundert Tafeln und zahlreiche dem Texte eingefügte Holzschnitte sollen den künstlerischen Theil des großen Werkes bilden, der in seiner jetzigen Gestalt seinen bisherigen Umfang um wohl den dritten Theil überschreitet. Es wird jetzt nicht weniger als neunhundertsechszig Druckbogen umfassen; der Druck ist etwas compresser als bisher und die Zeilen sind nicht mehr durchlaufend, sondern zweispaltig. Aber die Deutlichkeit und Lesbarkeit haben durch diese typographischen Veränderungen keinerlei Einbuße erlitten. In der Vermehrung der Artikel ging die Verlagsbuchhandlung von der Absicht aus, durch Auskunftsertheilung über jede Frage des Wissens und des Lebens dem höchsten und letzten Ziele immer näher zu kommen, welches die lexikalische Literatur sich stellen kann. Die Artikel selbst bedürfen keines weitern Lobes, sie sind gleichmäßig ausgezeichnet bei aller Knappheit durch Gründlichkeit, wie durch ihre klare, durchsichtige Form; die biographischen und historischen sind oft wahre Musterstücke, die Quellennachweise oft von nicht zu unterschätzendem Werthe, ein tüchtiger, freiheitlich gesinnter Geist weht uns aus dem Buche entgegen, „der Geist des alten Brockhaus", wie ein Kritiker des Lexikons ihn nennt. „Den hohen Ruhm der Diderot'schen Encyclopädie", so fährt er fort, „hat das Brockhaus'sche Lexikon nie erstrebt. Dadurch aber, daß es viel kleiner und bescheidener begann, hatte es sich im voraus die Möglich-

keit gewahrt, zu wachsen, sich stetig zu erneuern und zu verjüngen. Die weltbewegende „Encyclopédie“ mit ihren 28 Bänden ist sozusagen in ihrer eigenen Fülle erstickt, und in Privat-Bibliotheken sind die gewaltigen Folianten kaum noch zu finden, während das „Conversations-Lexikon“ seinen Lauf um Alles, was dem Menschen nützlich und wissenswerth erscheint, heute zum dreizehnten Male beginnt und auf dieser neuen Rundreise abermals in die Hände des Gelehrten und des Künstlers, des Kaufmannes und des Handwerkers, des Wissenden und des Unwissenden, selbstverständlich auch, wie es von Haus aus seine Absicht gewesen, zwischen die Finger des deutschen Frauenzimmers gerathen wird. Hin und wieder wird es auch der Oberflächlichkeit und falschen Bildung Vorschub leisten und dadurch der Meinung Goethes gerecht werden, der da behauptet, gescheite Leute seien immer das beste Conversations-Lexikon. Das hinderte den Dichter nicht, das Buch in seiner nächsten Nähe, auf seinem Arbeitstische zu haben, und Eckermann erzählt uns, wie ihm einmal die Frage kam, ob Byron noch bei Schillers Leben etwas publicirt habe, und er die Antwort flugs im Conversations-Lexicon suchte. In solchen Fällen, wo es gilt, über ein historisches Datum, ein biographisches Detail augenblickliche Auskunft zu erlangen, ist und bleibt das Buch ein unschätzbarer Behelf. Es müsse eine Haus- und Handbibel der Familie werden, schrieb einmal der alte Brockhaus, und ein deutscher Pastor, ein schwacher Abklatsch der Pariser Jesuiten, entsetzte sich nicht wenig darüber, daß ein Buchhändler sich erdreistete, ein Conversations-Lexikon mit so heiligem Namen zu benennen. Bibel oder nicht, so viel steht fest: das Werk, das einst, von Allen aufgegeben, in einer Leipziger Dachkammer verkümmerte und dort von dem Amsterdamer Buchhändler an's Licht gezogen wurde, ist heut dem gebildeten Menschen ein unentbehrlicher Beistand in mancherlei Wissensnoth geworden, ein Buch der rechten Antwort auf alle erdenkliche Neugier, ein nothwendiges Buch, sagen wir noch mehr: das nothwendige Buch.

Handlexikon der Tonkunst. Herausgegeben von Aug. Reißmann. Berlin, Robert Oppenheim.

Von dem vortrefflichen großen Lexikon, das Reißmann im Verein mit den besten Musikschriftstellern herausgegeben, erscheint hier eine kleine Ausgabe, die den ganzen ungeheuren Stoff auf möglichst kleinen Umfang zusammendrängt. Er füllt immer noch einen sehr ansehnlichen Band; ist dafür aber auch wirklich sehr vollständig. Man wird kaum etwas Erwähnenswerthes darin vermissen. Schließlich ist das ja auch bei einem Auszuge dieser Art nur natürlich. —d.

Leid und Lied. Von Fr. Rückert. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1881.

Diese nachgelassenen Gedichte des Thüringer Sangesmeisters erscheinen in neuer Ausgabe. Es ist bekannt, daß der Schmerz über Familienunglück in ihnen Ausdruck gefunden hat. Der Dichter hatte sie nicht in die Welt hinausgeben mögen, wie um sein Weh nicht der Menge preiszugeben. Nachdem wir sie kennen, wissen wir, daß sie mit das schönste und ursprünglichste sind, was er geschaffen. Das mächtige Gefühl, das sie eingegeben, wirkt mit ungeminderter Frische weiter. —d.

Kinderlieder und Reime. Mit Zeichnungen von Paul Mohn. **Vielliebchen** von Marie Olfers. Berlin, Georg Stilke. 1882.

Wie im vorigen Jahre das liebenswürdige Abc Meyerheims und Trojans, so bringt der Verlag in diesem zwei hübsche Kinderbücher. Das eine ist eine Sammlung volksthümlicher Lieder und Sprüche, die Mohn ganz ausgezeichnet illustrirt hat. Seine Eigenart, die stark an diejenige des unvergeßlichen Ludwig Richter erinnert, befähigt ihn ganz besonders zur Lösung einer solchen Aufgabe. Die Zeichnungen sind in Chromolithographie wiedergegeben, und zwar in ganz vorzüglicher Weise. — Vielliebchen ist eine kleine, märchenartige Erzählung in Versen. Die Dichterin hat ihr Werkchen selbst illustrirt und verräth dabei sehr viel Talent. Eine flotte, leichte Aus-

führung, der es auf die Details nicht sehr ankommt, und die gefällt, obgleich man ihr die Dilettantenhand anmerkt. Charakteristisch ist noch eine kleine, unmerkliche Neigung zu der Manier Kate Greenawnys, die, an sich recht hübsch, doch unsere eigene Production unliebsam zu überwuchern droht. Glücklicherweise bis jetzt nur in den luxuriösen Kinderbüchern. Aber was haben diese — die Frage gilt nicht für das Olfersche Vielliebchen — mit der englischen Weise zu thun. Manier muß wenigstens immer originell sein. Manier ist sehr leicht nachzuahmen, aber nie so, daß sie gefiel. —ck.

Die Perlen. Ein Märchen von Aug. von Heyden. Berlin, G. Grote 1881. Ein Buch, das die seltene Eigenthümlichkeit besitzt, in allen — aber auch in allen seinen Theilen von demselben Verfasser zu stammen. Text und Illustrationen nicht allein — auch der Einband ist von Heyden entworfen. Die Perlen ist ein Märchen aus einer Sammlung, die der Verfasser früher einmal herausgegeben hatte: eine Bergwerksgeschichte mit Gnomen und Drachen und entführten Prinzessinnen und dem ganzen Apparat. Hübsch erfunden und sehr hübsch erzählt. Was die Erfindung anlangt, so hat man bei dem Werke eines Malers stets den Verdacht, daß sie sich zuerst in Bildern festgesetzt und dann um diese herum krystallisirt habe. Und das mag wohl auch hier das Richtige sein; wenigstens machen diese den ursprünglichen Eindruck. Sie sind stilvoll und einfach, trotz aller Phantastik durchaus nicht auf den Effect gearbeitet, wirken aber dennoch überaus anmuthend. Kesseberg in Leipzig hat sie geschnitten und einmal wieder Vorzügliches geleistet. Die Ausstattung ist reich, der Einband — wie gesagt, ein Entwurf Heydens — originell und gefällig. —ck.

Das Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Festschrift zur Eröffnung des Museumsgebäudes.

Das Paulus-Museum zu Worms. Von Friedrich Schneider. Mainz Verlag von J. Diemer.

Zwei Festschriften, die sich durch reiche Ausstattung auszeichnen. Die erste, die über Entstehung und Organisation des Gewerbemuseums Aufschluß giebt, ist sehr vornehm mit Radirungen illustrirt. Besonders einige Blätter von Klinger: Scene aus einem Actsaale und Gruppe von Zuschauern im Vestibül sind mit überraschender Sicherheit des Blickes und jener technischen Fertigkeit ausgeführt, die Klinger zu einem unserer besten Malerradirer macht. — Die zweite Festschrift ist so alterthümlich ausgestattet, daß sie beinahe wie echt aussieht. Wir sind fest überzeugt, daß die Typen dazu eigens geschnitten und das Papier eigens bereitet ist. Jedenfalls ist diese Nachahmung sehr schön und wirkt, so vollkommen consequent durchgeführt, höchst wohlthuend. Sie erzählt die Geschichte und den Bau der Pauluskirche, eines überaus merkwürdigen Baudenkmales, ausführlich und mit vielen erläuternden Beilagen. Besonders schön sind die Leisten, Initialen u. dergl. Wenn sie neu sind, so stellen sie dem Stilgefühl und der Frische ihres Verfertigers ein sehr hohes Zeugniß aus. —ck.

Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. Erste Abtheilung: Schiller. 2 Bde. Leipzig. Verlag von Bernhard Schlicke (Balthasar Elischa) 1882.

Ein seltsames Unternehmen, alle Zeitungskritiken, Berichte und Notizen über die beiden Geistesheroen und deren Werke zu sammeln. Selbst wenn man eine bestimmte Zeitgrenze festsetzt, scheint die Aufgabe unüberwindlich. Und welche Mühe, um nachzuweisen, daß die Menschen auch damals Narren, die Mehrzahl der Kritiker auch damals schwach gewesen, und daß jene Zeit ebenso wenig ihren großen Männern gerecht geworden ist, wie eine andere: brauchte das erst nachgewiesen zu werden, noch dazu mit so vieler Mühe? Aber vielleicht heißt das, dem Herausgeber einen falschen Gesichtspunkt unterschieben. — Jedenfalls, da die Mühe einmal aufgewendet ist, kann man nicht

umhin, anzuerkennen, daß das Resultat mindestens interessant ist. Schon allein als ein Beitrag zur Geschichte menschlicher Thorheit. Oder als ein Beweis, daß jene Zeit fast keine Spur von Verständniß für ihre Dichter hatte. Wie selten, daß man in diesen Bänden einmal auf ein Wort trifft, das man verständig findet. Unwillkürlich wird man sich der Vergänglichkeit jedes Urtheils bewußt und beginnt, an allen bekannten Größen unserer Zeit zu zweifeln und in dem Verzeichniß mißkannter Größen nach der zu suchen, die nun doch für unsere Zeit der Ausdruck, wie Goethe und Schiller für jene sein möchte. Eine unbehagliche Stimmung! — Das vom Laienstandpunkt. Dem Literarhistoriker braucht nicht erst erwähnt zu werden, daß die Sammlung eine Quelle der Belehrung, eine wahre Fundgrube wichtiger Bemerkungen ist. Schade, daß das Buch so schwer zu gebrauchen! Es hat freilich ein ziemlich ausführliches Inhaltsverzeichniß, aber nach guter deutscher Sitte fehlt es vollständig an einem Index, während ein solcher, fleißig und verständnißvoll gearbeitet, dasselbe erst wirklich nutzbar gemacht haben würde. —ck.

An die Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Ausgewählte Reden des Fürsten von Bismarck. Bd. II. Heft 3. Bd. III. Heft 1—3. Berlin, Fr. Kortkampf.

Baumbach, Rudolf, Spielmannslieder. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Chaillu, Paul B. du, Im Lande der Mitternachtssonne. 2 Lief. Leipzig. Ferdinand Hirt und Sohn.

Ebers, Georg, Durch Gosen zum Sinai. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

— Die Frau Bürgermeisterin. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt vorm. E. Hallberger.

Friedmann, Alfred, Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Grünstein, Josef, Wegerich. Steglitz, R. F. Albrecht.

Hackländer, F. W., Ausgew. Werke. Band 3 u. 4. Stuttgart, Karl Krabbe.

Heyse, Paul, Neues Münchner Dichterbuch. Stuttgart, Gebrüder Kröner.

Hirschfeld, Dr., König Lear im Lichte ärztlicher Wissenschaft. Danzig, Ernst Gruihn's Verlag.

Historische Meisterwerke der Griechen und Römer. Lief. 4. Leipzig, E. Kempe.

Keck, Robert, Liebestreu. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Leipzig, H. Johannsen.

Kippenberg, A., Betty Gleim, Bremen. W. Heinsius.

Lucretius. Deutsch von Max Seidel (Max Schlierbach) München, R. Oldenbourg.

Lübke und Lützow, Denkmäler der Kunst. Lief. 9—10. Stuttgart, Ebner & Seubert.

Martersteig, Max, Jelta und Ruben. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Müller, Max, Essays. 2. Bd. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Pfeiffer, Emily, Under the Aspens. London, Kegan Paul, French & Co.

Reissmann, Dr. August, Handlexikon der Tonkunst. Lief. 2—9. Berlin, Robert Oppenheim.

Rosegger's, P. K., Ausgewählte Schriften. Lief. 31—40. Wien, A. Hartleben.

Rosegger, P. K. Die Schriften des Waldschulmeisters. Wien, A. Hartleben.

Rückert, Friedrich, Poetische Werke. Lief. 2—4. Frankfurt a. M., I. D. Sauerländer.

Samhaber, Eduard, Walther von der Vogelweide. Laibach, Ig. v. Kleinmayr & F. Bamberg.

Scholz, Dr. med., Vorträge zur Irrenpflege. Bremen. M. Heinsius.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 20 — Heft 59.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Februar 1882.

Breslau.
S. Schottlaender.

Februar 1882.

Inhalt.

	Seite
Rudolph Lindau in Berlin.	
Im Park von Villers. Novelle	143
Gotthold Kreyenberg in Iserlohn.	
Die neue Erziehung	200
Adolf Friedrich Graf von Schack in München.	
Dichtungen. I. Otmar	231
II. Achilles	237
Arnold Wellmer in Blankenburg a. H.	
Franz Dingelstedt's „Schwabenstreiche"	246
Paul Lindau in Berlin.	
Die Frau Burgemeisterin. Roman von G. Ebers	256
Bibliographie.	265

Hierzu ein Porträt von Adolf Friedrich Graf von Schack, Radirung von W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**" bezügliche Sendungen sind an die **Redaction** nach **Berlin W.**, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XX. Band. — Februar 1882. — 59. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Adolf Friedrich Graf von Schack.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Im Park von Villers.

Eine Erzählung aus Frankreich

von

Rudolph Lindau.

— Berlin. —

I.

Der Morgen dämmerte herauf: ein rauher Wintermorgen im nördlichen Frankreich. Mattes, gelblich graues Licht lagerte sich träge und unerquicklich über die weite, öde Landschaft. — Aus dem Thale erscholl Hahnengekräh — Hundegebell; und von der anderen Seite des Hügels Peitschenknallen. Ein großer Schwarm Krähen flog schreiend auf und stieg wie ein zerfetztes, vom Winde gehobenes schwarzes Laken langsam in die Höhe. — Dann zerstob er. Die dunkeln Vögel zogen in kleinen Gruppen und zu Paaren nach verschiedenen Richtungen davon: einige schnell und bestimmt, wie Krähen, welche sich vorher wohl überlegt, was sie zu thun haben, und ganz genau wissen, wohin sie fliegen wollen; andere langsamer, unsicher in ihren Bewegungen, Kreise und Bogen beschreibend und augenscheinlich das nächste Ziel ihres Fluges erst noch erspähend. Unter diesen letzteren erhob sich eine höher als die andern, wandte den Kopf nach Osten, dann nach Westen und schoß plötzlich wie ein Pfeil auf einen Punkt im Norden zu. Dort ließ sie sich, dicht an der Mauer eines großen Parkes, auf dem Aste einer mächtigen Eiche nieder, so daß sie von ihrer erhabenen Stellung aus in den schneegefüllten Graben am Fuße der Mauer und auf die weiße Landstraße dahinter blicken konnte. Die Krähe schien sich aber vorläufig nicht darum bekümmern zu wollen, was unmittelbar zu ihren Füßen zu sehen sein mochte. Sie versicherte sich zunächst, daß in ihrer Umgebung alles geheuer sei. Im Park regte sich kein lebendes Wesen. Das Schloß, mit Schnee bedeckt, von verschneiten Wegen umgeben, Fenster und Thüren fest verschlossen, schien wie ausgestorben. Nachdem die Krähe von dieser

beruhigenden Lage der Dinge Kenntniß genommen, hüpfte sie keck auf die äußerste Spitze des Astes, senkte den Kopf, den sie dabei gleichzeitig etwas auf die Seite legte, — was ihr einen sinnenden Ausdruck verlieh, — und blickte unverwandt nach unten. Sie verharrte in dieser Stellung geraume Zeit, wie in tiefen Betrachtungen versunken, bis heiseres Gekrächze sich vernehmen ließ, und eine zweite Krähe erschien, die, als folgte sie einem Wink ihrer Schwester, dicht neben derselben Platz nahm und dann ebenso aufmerksam wie diese in den Graben hinabschaute. Zuweilen hoben die beiden Vögel die Köpfe und wechselten verständnißvolle Blicke; aber immer nur auf eine kurze Secunde, um sodann ihre ganze Aufmerksamkeit wieder auf einen geheimnißvollen Gegenstand zu ihren Füßen zu heften.

Peitschenknallen. — Die Krähen warfen einen schnellen Blick nach rechts und versenkten sich wieder in ihre Betrachtung.

Ein schwerer Postwagen, von vier dampfenden Gäulen gezogen, bewegte sich langsam auf der steilen Straße vorwärts. Der Postillon, eine kurze, glimmende Pfeife im Munde, war vom Bock gestiegen und ging neben dem Wagen einher, sein Gespann durch Rufen und Peitschenknallen zur Arbeit anhaltend.

„He, Brauner, Courage! Bald sind wir oben."

Der Braune, das große schwere Handpferd, nickte bedächtig mit dem Kopfe und legte sich tapfer ins Geschirr. Gleich darauf hob er die Nase höher als beim schweren Ziehen seine Art und sog in kurzen, harten Zügen die scharfe Luft ein; seine Augen flogen unruhig vorwärts, und er wieherte leise.

„He, Brauner! Was soll das? Vorwärts!"

Diesmal nickte der Braune nicht, sondern behielt den Kopf hoch; aber er zog mit aller Kraft, und der Wagen näherte sich nun schnell dem Gipfel des Hügels.

Im sogenannten Cabriolet des Postwagens, unmittelbar hinter dem leeren Sitz des Kutschers, bewegte sich jetzt etwas: eine Gestalt in einen großen Schafspelz gehüllt. Der hohe Kragen wurde zurückgeschlagen, und ein rundes, rothes Gesicht, das des Conducteurs, kam zum Vorschein.

„He, Joseph!" rief es vom Cabriolet.

„Was giebt's, Herr Lamy?"

„Der Spitz winselt und zerrt und will hinunter. Hier, nehmen Sie ihn mir ab!"

Der Postillon hielt die Hände in die Höhe, um einen wohlgepflegten kleinen Hund, den Herr Lamy ihm entgegenhielt, aufzufangen. Aber das Thier, das sich sonst gern vom Postillon streicheln ließ, glitt diesem durch die Hände und sprang bellend davon.

„Er hat zwei Stunden auf meinem Schooß gelegen, ohne sich zu rühren," sagte Herr Lamy, „er will sich die Beine vertreten."

Der Postillon hielt es für überflüssig, etwas auf diese Bemerkung zu erwidern, und setzte seinen Weg fort.

„He, Brauner! Vorwärts!" — und ein Peitschenhieb.

Zwei Krähen flogen schreiend auf.

„Joseph!"

„Herr Lamy?"

„Was hat denn der Spitz?"

Der Hund stand einige zwanzig Schritt vor dem Postwagen, unter einer Eiche, von der soeben zwei Krähen aufgeflogen waren, und bellte — aber nicht in seiner üblichen kläffenden, zornigen Art, sondern ängstlich, unruhig; auch hielt er, der sonst auf alles Lebende unerschrocken losging, die Vorderbeine vorgestemmt und weit ausgespreizt, als fürchte er, sich dem zu nahen, was er erblickte.

„Halloh! Da liegt Einer im Schnee!"

Herr Lamy, der, um besser zu sehen, aufgestanden war und sich aus dem Cabriolet gebeugt hatte, war im Nu seines schweren Pelzes ledig und sprang gewandt und leichten Fußes auf die Landstraße. Er war ein alter Conducteur, immer auf dem Qui vive und schnell entschlossen, wie es seines Gleichen ziemt.

Joseph schwang die Peitsche; das schwere Gespann setzte sich in Trab, und der Postillon lief daneben her; aber nur wenige Schritt. Dann wurden die Zügel straff angezogen und der Wagen machte Halt.

„He, Brauner, he! Ruhig!"

Der Braune zitterte und wieherte ängstlich, und die drei andern Pferde blickten wie er scheu nach der Stelle, vor welcher der Hund stand. Sobald dieser seinen Herrn neben sich sah, sprang er in den Graben und fing an, mit seinen kleinen Pfoten den Schnee fortzukratzen, der sich an einzelnen Stellen fingerdick über einen schwarzen, unbeweglichen, großen Körper gelagert hatte. — Herr Lamy war ebenfalls bereits im Graben und strich mit der flachen Hand den Schnee von einem weißen, stillen, kalten Gesicht, und dann von der Brust und den Armen eines Todten. Dabei faßten seine Hände eine geröthete, eisige Masse: Schnee mit Blut getränkt.

„Ein Mord!" sagte Herr Lamy ruhig.

„Herr des Himmels! Herr Gaston!" rief der Postillon.

„Gaston?"

„Unser junger Herr, Gaston Riancourt! Ach, Du gütiger Gott! Ermordet, erschossen! Sehen Sie, Herr Lamy: hier grade in die linke Brust ist die Ladung hineingegangen! In's Herz haben sie ihn getroffen!"

Herr Lamy hatte einige Secunden nachgedacht. Er war ein alter Soldat, hatte die Kriege in Afrika und in der Krim mit durchgemacht, wußte genau, wie Leichen aussehen, und hegte nicht den geringsten Zweifel darüber, daß kein Lebensfunken mehr in dem Körper vor ihm sei.

„Wir wollen der Gensdarmerie die Arbeit nicht erschweren," sagte er.

„Wir lassen die Leiche am Platze, wo wir sie gefunden haben. Den Hemmschuh herunter! — Hier Spitz! — Nun schnell vorwärts, Joseph!"

Er schwang sich auf seinen Sitz, der Postillon auf den Bock; die Peitsche knallte; und die Pferde, als wüßten sie, daß es sich um etwas Außerordentliches handelte, setzten sich auf dem steilen Wege, der nach dem Flecken führte, in Galopp; und vorwärts ging es in gefährlichem Lauf.

„Die Bremse, Herr Lamy, die Bremse! Ich kann die Thiere nicht halten!"

„Schon gut. Ich gebe Acht!"

Die Räder knarrten und ächzten; die Bremse wurde fester angezogen.

„Halt, hier!" rief Lamy.

Hemmschuh und Bremse thaten gute Dienste. Der Wagen wurde an der Eingangsthür des Parkes zum Stehen gebracht. Lamy war im Nu auf der Landstraße und lief nach dem Portal; er zog eine Glocke, die voll und laut ertönte; aber im Schloß rührte sich nichts. Lamy zog die Glocke von Neuem und noch heftiger.

„Nun, sie haben einen gesunden Schlaf da drinnen," sagte er mürrisch. „Ich habe nicht Zeit sie aufzuwecken. Vorwärts, Joseph!"

Er saß bereits wieder auf seinem Platz neben dem kleinen Hunde, der ihm leise winselnd die Hände leckte. Der Postwagen wurde in Bewegung gesetzt, rollte schnell den Hügel hinunter und hielt nach wenigen Minuten vor dem „Goldenen Löwen", dem Gasthof und der Posthalterei des kleinen Flecken Villers.

Unmittelbar nachdem Herr Lamy davongeeilt war, öffnete sich im ersten Stock des Schlosses ein Fenster, aus dem ein weißes Frauengesicht hinaus schaute. Es erblickte noch den Postwagen, sah ihm einige Secunden nach und zog sich dann, wie fröstelnd leise zusammenschauernd, schnell und geräuschlos zurück. Bald darauf öffneten sich andere Fenster im Schloß, und Männerstimmen wurden laut; endlich wurde auch die Hausthür aufgerissen, und ein junger, hochaufgeschossener Mann, in kurzem Jagdpelz, eine Pelzkappe auf den wilden blonden Haaren, eilte dem Portal zu, an dem kurz vorher die Glocke gezogen worden war. — Die Diligence war verschwunden. Der junge Mann sah sich rechts und links um und lief dann in kurzem Trab, mit seinen dicksohligen Jagdstiefeln lustig aufschlagend, nach dem Schloß zurück.

II.

Der alte Graf Villers, der Großgrundbesitzer des Bezirks von Villers, hatte vor einigen Monaten das Ehrenamt eines Maire seiner Gemeinde niedergelegt, weil er es nicht mit seinem Gewissen vereinigen konnte, wie er sagte, den Maire zu spielen und die Arbeit, welche jene Stellung nach sich zog, seinem Stellvertreter zu überlassen. Der Graf brachte nämlich einen Theil des Jahres auf Gütern zu, die in Südfrankreich gelegen und durch Heirath

an ihn gekommen waren, und verlebte außerdem „die Saison", von Februar bis Mai, in Paris, theils seiner Tochter Isolde zu Liebe, die neunzehn Jahre alt war, und der er den Genuß ihrer Schönheit und Jugend nicht verkümmern wollte, theils aber auch sich selbst zu Gefallen, da er in seinem Pariser Klub mit Jugendgenossen zusammentraf, die er während seines Aufenthaltes auf dem Lande nicht zu sehen bekam, und an denen sein altes Herz noch immer fest und freundschaftlich hing. Seine beiden Söhne, Alfred und René, mit denen er übrigens in bestem Einvernehmen lebte, konnten seine Entschließungen im Allgemeinen nur wenig beeinflussen, da sie von der Unabhängigkeit, der sie sich Dank einem großen, von der Mutter ererbten Vermögen erfreuten, den umfassendsten Gebrauch machten.

Der älteste Sohn, der achtundzwanzigjährige Alfred de Villers, trennte sich nur selten von seinem Vater. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, den städtischen Vergnügungen abhold und schien sich nur auf dem Lande wohl zu fühlen, in Gesellschaft bäurischer Freunde, mit denen er jagte und trank, und an der Spitze einer kleinen Armee von besoldeten Jägern, Hütern und Treibern, die er mit Härte führte, und die in steter Furcht vor seinen Zornausbrüchen lebten. — Im Monat März oder April erschien Alfred gewöhnlich auf vier oder sechs Wochen in Paris und wohnte dann bei seinem Vater; aber er hielt sich vom Gesellschaftsleben fern. Des Morgens konnte man den kleinen, hagern, schwarzen Mann im Bois de Boulogne erblicken, wo er seine Jagdpferde ritt, welche die Bewunderung aller Kenner erregten; aber in großen Gesellschaften sah man ihn nie; und wenn er in dem vornehmen Klub erschien, dem er aus Standesrücksichten beigetreten war, so geschah dies nur, um sich an den Spieltisch zu setzen und dort einige Stunden zu verbringen. Er war ein unliebenswürdiger Spieler; man vermied ihn; aber man wagte nicht, ihn zu isoliren. Er war nicht der ungefährliche „Ehrenmann", den man, wenn er stört, mehr oder weniger rücksichtsvoll bei Seite schiebt; er war der mittelalterliche „Mann von Ehre", von dem man jede beliebige schlechte Meinung hegen mochte, aber dem man nicht, ohne sich großer Gefahr auszusetzen, irgend etwas Unverbindliches nachsagen durfte. Die Meinung Anderer über ihn kümmerte Alfred de Villers wenig; aber jede auf ihn bezügliche Aeußerung überwachte er mit argwöhnischer Sorge. Zwei Duelle, von denen eines, mit einem vorlauten Journalisten, tödtlichen Ausgang gehabt hatte, genügten, um ihm im Klub den Grad von Achtung zu verschaffen, der auf Furcht beruht, und über den hinaus der Vicomte de Villers nichts beanspruchte. An der Freundschaft und den Sympathien seiner Klubgenossen, von denen er, der kleine, schmächtige Mann, die Größten und Stärksten müde reiten und gehen und unter den Tisch trinken konnte — daran war ihm wenig gelegen; aber er wollte, daß ihm Respect gezollt werde; und diesen wußte er sich zu verschaffen. Auch zu Hause trat er gebieterisch auf, und seine Geschwister hatten nicht selten unter seiner Tyrannei und Heftigkeit zu leiden. — Isolde ertrug dies ohne Widerspruch. Sie war ein blasses, stilles Kind mit der

zierlichen Gestalt ihrer verstorbenen Mutter; auch hatte sie deren schwarzes, üppiges Haar. Aber die großen, dunkeln Augen Isoldens, die furchtsam und traurig blickten, — solche Augen hatte man auch zu Lebzeiten der Gräfin in Villers nicht gekannt, und Isolde mußte sie wohl von einem entfernten Vorfahren, vielleicht von einem liebeskranken Minnesänger geerbt haben.

René war aller Welt Liebling, und verdiente es zu sein; nur mit Alfred konnte auch er sich nicht gut vertragen. Er war vierundzwanzig Jahre alt, blond, von weißer Hautfarbe, groß, mit den klaren gutmüthigen blauen Augen und dem freundlichen Mund seines Vaters: ein richtiger Normanne, in dem kein Tropfen südlichen Blutes zu rollen schien. René hatte in Paris studirt, wie junge, reiche Franzosen zu studiren pflegen, d. h. er hatte die vorschriftsmäßige Anzahl von Collegien belegt, war nur selten in den Hörsälen erschienen und hatte sich einige Monate vor dem Examen den Händen eines erfahrenen Repetenten anvertraut, so daß es ihm, nach einem ersten Mißerfolg, beim zweiten Versuch geglückt war, seine Prüfung in mittelmäßiger Weise zu bestehen. Damit meinte er, allen Anforderungen, die von seiner Familie und der Gesellschaft vernünftigerweise an ihn gestellt werden konnten, vollständig genügt zu haben und im Besitze des unbestreitbaren Rechtes zu sein, sein schönes junges Leben in vollen Zügen zu genießen. Er hatte sich in Paris eine kleine Wohnung gemiethet, die der beste Pariser Tapezier ihm geschmackvoll und bequem eingerichtet hatte, und in der sich junge Leute aus der vornehmen Welt und junge Damen, die dort nicht einmal laut genannt werden durften, häufig zu lauter, lustiger Geselligkeit versammelten.

Unter Renés regelmäßigen Gästen befand sich auch Gaston de Riancourt, der Sohn eines reichen Gutsnachbarn des Grafen Villers, ein junger Mann von Renés Alter, Lebensansichten und Gewohnheiten und mit diesem seit seiner frühesten Jugend befreundet.

Den Herbst und auch den ersten Theil des Winters pflegte René auf dem Lande, bei seinem Vater zu verbringen: einmal, weil er an der Jagd und dem Leben im Freien Vergnügen fand, sodann aber und sogar hauptsächlich, weil er mit zärtlicher Liebe an seinem Vater und seiner Schwester hing und trotz der Langenweile, die sich seiner nicht selten auf dem Lande bemächtigte, das Bedürfniß empfand, einige Monate im Jahre ganz und gar mit seinen Verwandten zu leben.

Im Villersschen Hause befand sich noch eine junge Dame, die zwar keine Anverwandte des Grafen war, aber von den meisten Leuten, die im Schloß verkehrten, wie zur Familie gehörig betrachtet und behandelt wurde. Dies war Fräulein Ellen Hudson. — Die alten Diener des Hauses nannten sie Miß Hudson, denn sie war vor zehn Jahren als junge englische „Miß" in das Villerssche Haus eingetreten, mit der Aufgabe, die kleine Isolde zur perfecten Engländerin auszubilden. Niemand hatte Miß Hudsons Befähigung, diese Aufgabe zu lösen, in Zweifel gezogen. Da sie Hudson hieß, einen

milchweißen Teint, Sommersprossen, hellblondes Haar, gute Zähne, schmale Hüften und große Füße hatte, vornehm und gelangweilt aussah, sich mit großer Einfachheit kleidete, ihr Haar glatt scheitelte und am Hinterkopf in einem bescheidenen „antiken“ Knoten zusammenband, mit niedergeschlagenen Augen einherging, wenig sprach und mehr kaltes Wasser zu ihrer Toilette verbrauchte als ein halbes Dutzend französischer Gouvernanten zusammengenommen, so war sie für jeden einsichtsvollen Franzosen der vollendete Typus der „Miß“, und englisch sprechen mußte ihr ebenso natürlich sein, wie dem Vogel das Singen. — Erstaunlich war es, wie gut Miß Hudson französisch sprach: das reinste correcteste Französisch der geborenen Pariserin. Später stellte sich heraus, daß ihr die englische Sprache weit weniger geläufig war, ja, daß sie diese nur unvollkommen radebrechen konnte; aber als man dies erkannte, hatte sie bereits festen Fuß im Villers-schen Hause gefaßt.

Ellens Vater war ein Vollblut-Engländer gewesen; er war jedoch vor der Geburt seiner Tochter gestorben, und diese von ihrer Mutter, einer Französin, erzogen worden. Als Ellen ihr fünfzehntes Jahr erreicht, hatte sie sich mit frühreifem Verstande klar gemacht, daß ihr Capital an den allgemein geschätzten irdischen Gütern — Schönheit und Geld — klein sei, und daß es sich deshalb für sie anempfehlen dürfte, irgend eine Specialität auszubeuten. Sie hatte zu erkennen geglaubt, daß es für sie vortheilhaft sein würde, ihre englische Abkunft zu verwerthen, und deshalb die „Miß“ in ihren äußeren Eigenthümlichkeiten gründlich studirt. Gelegentlich dieser Specialstudien hatte sie auch etwas von der englischen Sprache erlernt, genug, um den Vicar of Wakefield mit Hülfe eines Wörterbuches beinah zu verstehen und um sich in der gewöhnlichen Umgangssprache nicht schon beim ersten Worte zu compromittiren. Dies hatte ihr genügt, um sich nach einer passenden Stellung als englische Gouvernante umzusehen. Sie war damals neunzehn Jahre alt; sie hatte in dem Hause ihrer Mutter — die, wie sie jetzt erkannte, vielleicht nicht einmal das Recht hatte, sich Wittwe und Hudson zu nennen — mehr von dem wirklichen Leben kennen gelernt, als junge Mädchen davon zu erfahren pflegen; und sie sagte sich, daß es doch mit eigenthümlichen Dingen zugehen müsse, wenn sie nicht mindestens ebenso gut im Stande sein sollte, bei einem französischen Kinde die Stelle einer „perfect governess“ auszufüllen, wie eine beliebige, von dem wilden und perfiden Albion herübergeschneite Engländerin. Ein erster Versuch war nicht geglückt. Dies hatte sie jedoch nicht entmuthigt; sie war nur vorsichtiger geworden; und als die Frage an sie herangetreten war, ob sie als englische Gouvernante in das Villerssche Haus ziehen wollte, hatte sie erst zugesagt, nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß der Graf Wittwer sei, den größten Theil des Jahres auf dem Lande verlebe, wenig oder gar nicht mit Fremden verkehre und namentlich mit keiner englischen Familie in Verbindung stehe. Unter diesen Verhältnissen war es Miß Hudson nicht schwer geworden, sich in kurzer Zeit

von der bescheidenen Stellung einer „Governeß“ der kleinen Isolde zu der des leitenden Geistes des ganzen Hausstandes aufzuschwingen. Der Graf war ihr ohne Argwohn entgegengekommen. Er war ein Edelmann vom alten Schlage, dessen eingewurzelter aber keineswegs bösartiger Hochmuth sich durch Leutseligkeit gegen alle ihm Untergebene äußerte. — Der Gedanke, daß ein unbedeutendes, bürgerliches Mädchen, in dem er im Grunde seines Herzens nur eine Bedienstete höherer Klasse erblickte, die Absicht hegen könne, ihn zu captiviren, war ihm nie gekommen. Er hatte in Miß Hudsons liebenswürdigen Aufmerksamkeiten für ihn nichts anderes gesehen, als ein pflichtschuldiges Bestreben ihrerseits, sich ihrem Brotherrn angenehm zu machen. Diese Aufmerksamkeiten hatten im Laufe der Jahre nicht nachgelassen, jedoch, bald nachdem Alfred in den Besitz seines mütterlichen Erbtheils getreten war, einen kälteren, formelleren Charakter angenommen. Der Graf hatte das nicht einmal bemerkt. Er verfuhr allen Denjenigen gegenüber, die in seinen Diensten standen, nach dem Princip: „ich gebe, um zu empfangen“. Er zahlte Lohn, um bedient zu werden, und vergrößerte den Lohn, wenn er gut bedient wurde. Miß Hudson machte sich in seinem Hause sehr nützlich. Er erkannte dies bereitwillig an, indem er ihr Gehalt alljährlich erhöhte; aber auf diese Weise fühlte er sich auch vollständig quitt mit Miß Hudson und nahm jede Aufmerksamkeit, die sie ihm erwies, als selbstverständlich entgegen.

Das Leben im Villersschen Hause hatte sich unter der Leitung, die dem „Fräulein“ nach und nach vollständig zugefallen war, zu einem streng geregelten und ruhigen gestaltet und war ein vornehmes geblieben.

Das Schloß Villers war von der Revolution wenigstens theilweise verschont geblieben und von dem Vater des jetzt lebenden Grafen, wenn auch nicht in alter Pracht, so doch in großem Styl wieder hergestellt worden. Man hätte in dem weitläufigen Gebäude viele Gäste beherbergen können. Da diese aber niemals erschienen, so hatten sich die Insassen, ein jeder nach seinem Geschmack, einrichten können. — Zur ebenen Erde befanden sich die Empfangsräumlichkeiten, der Familiensalon, der Eßsaal, das Billardzimmer und, dicht an der Eingangsthür, ein kleiner Raum, in dem die von der Jagd Heimkehrenden ihre Gewehre und Jagdtaschen aufzuhängen pflegten. Neben diesem Zimmer war ein anderes kleines Gemach, in dem Guerre, der Jäger des Grafen und älteste Diener des Hauses mit seinem Lieblingshunde schlief. — Die andern Diener waren sämmtlich in einem Seitenflügel des Schlosses untergebracht, zu dem man durch einen besonderen Eingang gelangte. — In den oberen Räumlichkeiten des Schlosses ließen sie sich nach zehn Uhr Morgens, d. h. nachdem die Schlafzimmer in Ordnung gebracht worden waren, überhaupt nur bei besonderen Veranlassungen blicken. Miß Hudson hatte dies gewünscht, um, wie sie sagte, die zahlreiche Dienerschaft besser beaufsichtigen zu können. Alfred hatte wesentlich dazu beigetragen, daß diesem Wunsche Folge geleistet werde, indem er jeden Unbefugten, den er nach der Frühstücksstunde in den oberen Stockwerken antraf, anherrschte und

ausforschte, als habe er ihn in Verdacht, eine unredliche Handlung begangen zu haben. — Die Bibliothek war im ersten Stock. Dort wohnten auch der Graf, Fräulein Isolde und Miß Hudson. Die beiden Söhne hatten ihre Zimmer in der zweiten Etage, weit von einander entfernt, so daß ein Jeder in seiner Wohnung thun und treiben konnte, was er wollte, ohne von dem Bruder behelligt zu werden oder diesen zu stören. — Man gelangte vom Erdgeschoß in die obern Stockwerke mittels drei verschiedener Treppen, von denen aber nur diejenige, die mit dem Haupteingang direct in Verbindung stand, benutzt wurde. Eine der Seitentreppen, die unmittelbar neben Alfreds Wohnung mündete, war sogar stets verschlossen. Es störte den Vicomte, auf der Treppe auf- und ablaufen zu hören. Er selbst benutzte immer nur die Haupttreppe; die Anderen konnten es auch thun; übrigens hatte außer ihm und seinem Diener Niemand etwas in dem von ihm bewohnten Theile des Schlosses zu suchen.

Der alte Graf verbrachte einen großen Theil des Tages im Freien. Er verkehrte viel mit seinen Gutsverwaltern und interessirte sich als Sachverständiger für die Ausbeutung seiner umfangreichen Besitzungen. Alfred jagte oder lebte zurückgezogen auf seinem Zimmer, wo er sich Einsamkeit geschafft, da er seinen Geschwistern, ja sogar seinem Vater deutlich zu verstehen gegeben hatte, es sei ihm angenehm, dort nicht gestört zu werden. Was er eigentlich trieb, wenn er allein war, das wußte man nicht — aber man kümmerte sich auch nicht darum. Er las wohl Romane — oder er schlief? Gründe genug für den alten Grafen, um ihn unbehelligt zu lassen. Isolde war viel mit ihrem Vater zusammen; auch wurde sie, wenngleich man ihre Erziehung als vollendet betrachtete, noch immer von Miß Hudson in ihrer Lectüre geleitet und zu kleinen weiblichen Handarbeiten angehalten. Man sah sie von früh bis spät: im Hause, im Garten, im Park lesend, stickend, träumend — aber man hörte sie kaum. — René war immer nur ein vorübergehender Gast in Villers. Während seiner Anwesenheit war das stille Haus wie umgewandelt. Er kehrte selten von einem Jagdausfluge zurück, ohne einen Freund mitzubringen, der dann zu Tisch und häufig auch über Nacht in Villers bleiben mußte; im Billardzimmer, das sonst verödet war, wurde gespielt; der alte Graf unterhielt sich mit den Gästen seines Sohnes, Isolde sogar wurde gesprächig und René selbst lachte, sang und genirte sich nicht einmal zu pfeifen, zum großen Aergerniß Alfreds, dem es nicht gefiel, „daß man das Schloß in eine Schenke verwandelte“. Aber in dieser Beziehung verstand der alte Graf keinen Spaß, denn als Alfred eines Tages eine unliebsame Bemerkung über Renés lautes Wesen gemacht, hatte er heftig erwidert, es gefalle ihm, daß René sich seines Lebens freue, und wer an seiner Heiterkeit Anstoß nehme, der müsse ihm, in Villers wenigstens, aus dem Wege gehen.

Am Vorabend des Tages, an dem Herr Lamy die Leiche des jungen Riancourt in der Nähe des Parkes von Villers entdeckt hatte, ging es im

Schlosse sehr ruhig zu. René war auffallend nachdenklich. Er berührte die Speisen kaum, die ihm vorgesetzt wurden, und verhielt sich so still, daß Isolde ihn fragte, ob ihm etwas fehle.

„Ich habe Kopfschmerzen," antwortete er.

„Das gestrige Mahl im ‚Goldenen Löwen' ist wohl daran Schuld?" fragte der Graf lächelnd.

„Mag sein, Vater!"

Nach dem Essen machte René die üblichen drei Partien Billard mit dem Grafen; aber er spielte schlecht und unaufmerksam, und nachdem die Partie beendet war, setzte er sich auf einen Sessel vor dem Kamine, stützte den Kopf in die Hand und versank in tiefes Nachdenken. — Alfred hatte sich, bald nachdem man von Tisch aufgestanden war, auf sein Zimmer zurückgezogen. Miß Hudson machte sich wohl in der Wirthschaft zu schaffen; sie hatte den Salon ebenfalls verlassen. Isolde häkelte; der Graf las die „Union", seine regelmäßige Abendlectüre.

Kurz vor elf Uhr, als der Graf sich anschickte das Zeichen zum Aufbruch der kleinen Gesellschaft zu geben, trat Guerre, der Jäger, in das Zimmer. Er blieb stumm an der Thür stehen, bis René sich ihm näherte.

Nach einer kurzen, mit flüsternder Stimme geführten Unterhaltung mit Guerre wandte René sich an seinen Vater und sagte diesem, er wolle auf den Anstand gehen; Guerre habe Züge von Enten und Gänsen beobachtet und vermuthe, man werde am „Großen Teich" gute Jagd machen können.

„Zieh Dich nur warm an; es ist bitter kalt," sagte der Graf.

René verschwand und erschien nach einigen Minuten wieder in vollem Jagdcostüm. Er trug hohe Wasserstiefel und einen kurzen, bis an den Hals zugeknöpften Jagdpelz, aus dem sein hübsches, frisches Gesicht mit dem gewöhnlichen heiteren Ausdruck hervorblickte.

„Die freie Luft wird mir die Kopfschmerzen vertreiben," sagte er. „Gute Nacht, Vater! Gute Nacht, Isolde!"

Er umarmte Beide und entfernte sich mit Guerre. Miß Hudson schloß die Hausthür hinter ihnen ab, nachdem Guerre auf ihre Anfrage versichert hatte, er habe den Doppelschlüssel dazu nicht vergessen. — Dann zogen sich der Graf, Isolde und Miß Hudson in ihre Zimmer zurück. Als der Graf Miß Hudson gute Nacht sagen wollte und sie dabei anblickte, bemerkte er theilnehmend:

„Fehlt Ihnen etwas? Sie sehen angegriffen aus."

Miß Hudson drückte fröstelnd die Ellenbogen an die Seiten und antwortete, sie müsse sich wohl erkältet haben; aber das würde schnell vorübergehen. Trotz ihres Unwohlseins begleitete sie jedoch Isolden auf deren Zimmer und verließ sie erst, nachdem Isolde sich halb entkleidet und versichert hatte, sie werde sofort zu Bett gehen.

„Lesen Sie nicht wieder im Bett," empfahl Miß Hudson. „Man erkältet sich dabei leicht."

„Ich bin müde und werde sofort einschlafen. — Gute Nacht, Miß!“
„Löschen Sie das Licht aus.“
„Ja wohl, ja wohl! Gute Nacht!“

Als Miß Hudson gegangen war, faltete Isolde die Finger zusammen, rieb langsam die kleinen, kalten Handflächen gegeneinander und sagte im Tone tiefer Entmuthigung: „Eine schreckliche Person!“ Aber sie that, was sie versprochen und löschte das Licht aus, nachdem sie sich in's Bett gelegt hatte. Gleich darauf war kein Licht und kein Lebenszeichen mehr im Schloß zu erblicken. Das große Gebäude lag still und todt da, wie in der dunkeln eisigen Nacht begraben.

Aus der Ferne ertönten in langen Zwischenräumen Flintenschüsse, und dann, nach langer Pause, krachte ein einzelner Schuß . . . in der Nähe des Schlosses.

Der Graf erwachte davon und murmelte im Halbschlaf „René!“ — Die Hunde im Zwinger heulten wüthend, — wurden aber bald darauf wieder still.

III.

Herr Doucet, der neu ernannte Maire von Villers, empfand im vollsten Maße die Verantwortlichkeit seiner Stellung und war durchdrungen von dem Gefühl der Würde, welche ihm dieselbe verlieh. Jahrelang hatte er darnach gestrebt, an die Spitze seiner Gemeinde gestellt zu werden; seit sechs Wochen hatte er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht; es blieb ihm nun eigentlich nichts mehr zu wünschen und zu hoffen übrig als das „rothe Bändchen“ der Ehrenlegion. Aber das mußte noch verdient werden; einstweilen war Herr Doucet bereit, seiner Würde als Maire jedes Opfer zu bringen, das dieselbe erheischen mochte. Er zögerte deshalb auch nicht einen Augenblick, aus dem warmen Bett zu springen, um sich in fieberhafter Hast anzukleiden, als er vom Hausflur her laute Stimmen und die Worte vernommen hatte: „Ich muß den Herrn Maire sofort sprechen; es ist ein Unglück passirt.“

„Eine Secunde, meine Herren!“ rief Herr Doucet durch die halbgeöffnete Thür seines Schlafzimmers.

Er warf sich die nothwendigsten Kleidungsstücke über und trat sodann Herrn Lamy entgegen, der inzwischen von der Magd, welche ihn persönlich kannte, in Herrn Doucets kleines Empfangszimmer geführt worden war. Der Conducteur begann zu sprechen, sobald er Herrn Doucet erblickte.

„Serviteur, Herr Maire! — Es thut mir leid, so früh zu stören. — Joseph Berger, der Postillon aus Riancourt, und ich haben vor zehn Minuten einen Leichnam, allem Anschein nach einen Ermordeten, gefunden. Er liegt im Graben, auf der Höhe, an der Villers'schen Parkmauer. Berger hat die Leiche erkannt als die des Herrn Gaston von Riancourt, des Sohnes seines Gutsherrn.“

„In der That?“ erwiderte Herr Doucet kühl und abwesend. Er war in der größten Aufregung; er wußte weder was er thun noch was er sagen sollte. Vor allen Dingen — das wurde ihm zuerst klar — handelte es sich darum, keine der gesetzlich vorgeschriebenen Formen zu verletzen und die Mairewürde unversehrt zu wahren. „Ich werde sofort meine Schärpe anlegen,“ sagte er.

„Die Schärpe thut's nicht, Herr Maire,“ antwortete der ungeschliffene Conducteur verdrießlich; „requiriren Sie nur zunächst die Gensdarmerie, damit sofort an Ort und Stelle ein Protokoll aufgenommen werden kann.“

„Natürlich muß sofort ein Protokoll aufgenommen werden“ — dies leuchtete Herrn Doucet ein. Protokolle aufzunehmen, gehörte wesentlich zu den Berufspflichten eines Maire. — „Vor uns, dem Endesunterzeichneten, Jacques Isidore Pierre Doucet, Maire der Gemeinde von Villers, Bezirk Villers, Departement Pas de Calais, erschienen . . . .“ Die schöne Phrase, die bald auf gestempeltem Papier stehen würde, rollte durch seinen bewegten Geist, und ein Ausdruck milder Hoheit lagerte sich über seine gelbe, kahle Stirn; aber laut setzte er nur hinzu: „Ich werde die Gendarmerie sofort requiriren lassen . . . Ich werde mir die Schärpe umthun . . . Einen Augenblick, Herr Lamy.“

„Sie finden mich im „Goldenen Löwen“, sagte der ungeduldige Conducteur.

„Der Postillon Joseph Berger aus Riancourt darf sich unter keiner Bedingung entfernen . . . Sie stehen mir dafür, Herr Lamy!“

„Joseph denkt gar nicht daran sich zu entfernen. Er hat die Diligence heute Nachmittag um vier Uhr nach Riancourt zurückzuführen und bis dahin bleibt er bei seinen Pferden.“

Herr Lamy entfernte sich. — Daß man den jungen Herrn von Riancourt ermordet hatte, war zweifelsohne sehr beklagenswerth, aber der verantwortliche Conducteur der Diligence „La Vallette-Villers“ hatte persönliche Pflichten zu erfüllen, die ihm wichtiger waren als alle Riancourts der Erde. Er eilte nach der Posthalterei, diese Pflichten zu erfüllen. Nach wenigen Minuten jedoch mußte er seine Beschäftigung unterbrechen, denn vor ihm erschien Herr Doucet mit seiner Schärpe, gefolgt von seinem Stellvertreter und dem Wachtmeister der Gensdarmerie, um ihn, Herrn Lamy, Conducteur der Diligence „La Vallette-Villers“, sowie auch den diesem persönlich bekannten Postillon Joseph Berger aus Riancourt „im Namen des Gesetzes“ aufzufordern, den Maire von Villers nach der Stelle zu führen, wo sie den Leichnam „eines muthmaßlich Ermordeten, angeblich des Herrn Gaston von Riancourt, von Schloß Riancourt, bei Riancourt, Departement Pas de Calais gefunden zu haben ausgesagt hatten.“

Der Substitut des Maire, Herr Duchesne, der sein Ehrenamt seit zwanzig Jahren bekleidete, und dem sein hoher Vorgesetzter nicht grade unbedingtes Vertrauen einflößte, stellte ehrerbietigst anheim, sofort an die Polizei-

Präfectur in Paris zu telegraphiren, um dort von dem tragischen Vorfall Kenntniß zu geben.

„Nachher, mein lieber Herr Duchesne," bemerkte der Maire mit großer Milde und Würde; „das Wichtigste ist doch wohl, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, das Corpus delicti in Augenschein zu nehmen, die anwesenden Herren Lamy und Berger protokollarisch zu vernehmen und auf diese Weise den Thatbestand gesetzlich festzustellen."

„Selbstverständlich, Herr Maire; aber es dürfte doch vielleicht angerathen erscheinen, dem Mörder . . ."

„Wir wissen noch nicht, ob es sich um einen Mord, Selbstmord oder Unfall handelt," unterbrach Herr Doucet.

Herr Duchesne verstummte, aber Herrn Doucet war nicht ganz behaglich zu Muthe: möglicherweise konnte ihm der alte Substitut einen guten Rath gegeben haben. Er hatte eine langjährige Erfahrung hinter sich, Erfahrung, von der sogar das Genie nicht verschmähen darf, etwas zu lernen.

„Sie meinten?" fragte Herr Doucet, sich an den Substitut wendend.

„. . . daß der Mörder," erwiderte der eingeschüchterte Herr Duchesne, „angenommen, daß es sich um ein Verbrechen handeln sollte, möglicherweise einen Vorsprung vor der Polizei gewinnen könnte, während Sie den Thatbestand des Verbrechens gesetzlich feststellen."

„Ganz meine Meinung, Herr Duchesne! — Ich ersuche Sie demnach und autorisire Sie hiermit, in meinem Namen an die Polizei-Präfectur in Paris zu telegraphiren und derselben von dem Vorfall, mit allem Vorbehalt, den Vorsicht in solchen Fällen gebeut, Kenntniß zu geben. — Sie werden, nachdem dies geschehen ist, die Güte haben, mir zu folgen. Ich erwarte Sie an dem Orte . . . wo wir nun den Thatbestand gesetzlich feststellen wollen . . . Meine Herren . . ."

Er schritt schnellen, doch gemessenen Schrittes voran, vom Wachtmeister, Conducteur und Postillon gefolgt.

Als Herr Duchesne eine viertel Stunde nach seinem Vorgesetzten auf dem Platze anlangte, wo der Leichnam gefunden worden war, hatte der Herr Maire bereits so viel „festgestellt", daß ihm der Kopf schwirrte. Er hatte davon vorläufig nur kurze Bleistift-Notizen genommen, selbstverständlich unter dem Vorbehalt, das Protokoll, von dem voraussichtlich alle Zeitungen sprechen würden, auf der Mairie auszufertigen.

Der Sachverhalt, wie er sich aus Herrn Doucets gewissenhaften Ermittelungen ergeben hatte, war folgender:

Der Tod Riancourts mußte ein plötzlicher gewesen sein, denn der Körper schien sich auf der Stelle, wo er — das Gesicht nach oben, die Füße gegen die Mauer — gefallen war, nicht mehr bewegt zu haben. Spuren eines Kampfes konnten nirgends entdeckt werden; dagegen waren zahlreiche Anzeichen vorhanden, daß Riancourt den Schuß, der ihn sterbend in den Graben zurückgeworfen, erhalten hatte, als er gerade im Begriff stand die

Mauer zu erklimmen. — Mittels logischer Aneinanderreihung der Thatsachen gelangte somit Herr Doucet selbstgefällig zu der Schlußfolgerung, daß der tödtliche Schuß auf Riancourt vom Park von Villers aus gefeuert worden sei. Der Herr Maire constatirte ferner, daß der Getödtete den Jagdanzug getragen habe, in dem er Tags zuvor im „Goldenen Löwen" gesehen worden war, unbewaffnet gewesen sei — was den Gedanken an einen Selbstmord ausschloß — und auch nicht als das Opfer eines Raubanfalles bezeichnet werden könne, da man verschiedene Werthgegenstände, unter andern eine Börse mit ungefähr zwei hundert Franken in baarem Gelde, bei ihm vorgefunden habe.

Welch „großartiges" Protokoll war da aufzusetzen! — Vorläufig handelte es sich jedoch darum, die Leiche nach dem Dorfe zu schaffen und im Park von Villers nach der Fährte des Mörders zu suchen. — Alles dies fand Herr Doucet in der Tiefe seines Geistes, ohne daß der Substitut oder der Wachtmeister ihm auch nur den leisesten Wink gegeben hätten. Er fühlte sich als ein Genie! Lange Jahre hatte er im Verborgenen vegetirt. Jetzt mußte sein Name an die Oeffentlichkeit kommen . . . Napoleon liebte es, sich mit tüchtigen Leuten aus allen Schichten der Bevölkerung zu umgeben. Wer weiß ob . .

Herr Doucet war genöthigt, seine schönen Träumereien zu unterbrechen, um sich wieder ganz der traurigen Wirklichkeit zu widmen. — Der Postillon, kein Genie, aber ein praktischer Mann, der vorausgesehen hatte, daß er, wie dies sein Loos auf Erden war, etwa vorkommende Handarbeit eigenhändig zu verrichten haben würde, hatte aus dem „Goldenen Löwen" einen kleinen Handwagen mitgebracht, auf den nun die steifgefrorene Leiche von ihm, von dem Wachtmeister und dem Conducteur, drei starken Männern, behutsam niedergelegt wurde. Der Gensdarm deckte seinen großen Mantel über den Todten; Berger spannte sich vor den Wagen, und so ging es langsamen Schrittes wieder dem Flecken zu.

Es hatte einige Zeit den Anschein gehabt, als wolle der trübe Himmel sich aufklären; aber jetzt verdüsterte er sich wieder. Der Schnee fiel in dichten Massen, und ein heftiger Wind jagte den dahin schreitenden Männern die eisigen Flocken in's Gesicht. — Herr Doucet fühlte, daß er der Gefahr ausgesetzt war, sich einen Schnupfen zu holen; — aber heute galt es, auf dem Posten zu bleiben, ja, wenn es sein mußte, auf dem Posten zu sterben. Er entsandte Herrn Duchesne, von Herrn Lamy und dem Postillon begleitet, nach Villers, um dort die Leiche im „Goldenen Löwen", in einem Zimmer, das Riancourt bei Lebzeiten bewohnt hatte, niederzulegen; er selbst schickte sich an, in Gesellschaft des Wachtmeisters, den Grafen Villers aufzusuchen, diesen von dem in seinem Park verübten Mord zu unterrichten und ihn „im Namen des Gesetzes" aufzufordern, bei den Nachforschungen nach den Spuren des Missethäters hilfreiche Hand zu leisten.

Vor dem Schloß waren zwei Knechte damit beschäftigt, den Schnee fortzufegen und die Wege zur Haupteingangsthür davon frei zu machen

Der Wachtmeister sah ihnen zu, während Herr Doucet in das Schloß getreten war, um sich beim Grafen anmelden zu lassen.

„Da macht Ihr recht unnütze Arbeit," sagte er. „In einer halben Stunde wird Alles wieder zugeschneit sein."

„Ganz richtig," erwiderte mürrisch einer der Knechte; „aber die Herrschaft bekommt keine kalten Füße wenn Unsereins knietief im Schnee steht."

Der Wachtmeister, ein conservativer Mann, hatte keine Lust, etwas Unfreundliches über die gräfliche Familie zu hören. Er spürte plötzlich, daß er ohne Mantel sei, und trat in das Schloß. Guerre, ein langjähriger Freund, konnte ihm sicherlich etwas Wärmendes zu trinken geben.

Der alte Jäger saß in seinem Zimmer und war damit beschäftigt, seine Morgensuppe zu essen. Er nöthigte den Wachtmeister, Platz zu nehmen, bot ihm ein Glas Wein an und wollte gerade über Wild- und Waldfrevel zu sprechen anfangen, das gewöhnliche und unerschöpfliche Thema seiner Unterhaltungen mit dem Gensdarmen, als dieser, der bis dahin geschwiegen hatte, um Guerre in seiner gastfreundlichen Fürsorge für ihn nicht zu stören, den alten Mann sprachlos vor Schreck machte, indem er ihm in kurzen Worten die Ermordung des jungen Riancourt erzählte. Als Guerre endlich wieder Worte finden konnte und den klaren Bericht des Gensdarmen ganz verstanden hatte, auch den Umstand, daß der Schuß auf Riancourt von dem Villersschen Parke aus gefeuert worden sei, blickte er nachdenklich in das Kaminfeuer, und sagte mit der Bedächtigkeit, die alten Bauern eigen ist:

„Da könnte mein junger Herr also doch Recht gehabt haben."

„Hm?" machte der aufmerksame Gensdarme.

„Wir waren heute Nacht auf dem Anstand, am „Großen Teich", erklärte Guerre. „Als wir den Rückweg angetreten hatten, und uns ungefähr halbwegs zwischen dem Teich und dem Schlosse befanden, sagte Herr René auf einmal: „Wilddiebe" und zeigte mit dem Finger gerade vor sich hin. Zu sehen war nichts, aber er meinte, er habe einen Schuß gehört. Wir verhielten uns etliche Minuten ruhig; — es ließ sich jedoch nichts mehr hören. Der Wind kam vom Teiche her, und es wehte scharf. Juno hob die Nase, als sie sah, daß wir auf etwas warteten; aber sie konnte bei der conträren Luft vom Schlosse her keine Witterung bekommen. Als wir bald darauf in den Park traten, schien mir die Hündin unruhig zu werden; ich hieß sie jedoch hinter mich gehen, denn ich konnte mir nicht denken, daß Wilddiebe sich bis in den Park gewagt haben sollten. Ich ging darauf direct in meine Stube. Der junge Herr jedoch wollte eine letzte Runde machen, und ich hörte ihn noch einmal feuern, als ich schon im Bett lag."

„Was war die Uhr, als Herr René den Schuß hörte?"

„Es schlug gerade ein Uhr, als ich in das Haus trat. Man braucht eine kleine Stunde vom Teich bis zum Schlosse. Es wird also ungefähr halb ein Uhr gewesen sein. . . oder etwas früher."

In diesem Augenblicke hörten die Beiden den alten Grafen die Treppe heruntereilen und in den Salon treten, in dem Herr Doucet auf ihn wartete.

„Da werden Sie zu Protokoll vernommen werden, — Sie und Herr René."

Guerre zuckte gleichgültig die Achseln.

„Wäre nicht das erstemal," sagte er philosophisch; „wird wohl auch nicht das letztemal sein; auch wohl nicht das letztemal, daß aus einem Protokoll nichts herauskommt. Die Kerle sind so schlau wie sie frech sind."

„Hm?" fragte der lakonische Wachtmeister wieder.

„Die Wilddiebe."

„So meinen Sie, daß ein Wilddieb Herrn von Riancourt erschossen habe?"

„Wer sonst? Im ganzen Bezirk gibt es keinen Menschen, der den Muth hätte, einen andern um's Leben zu bringen — es sei denn ein Wilddieb. Ein Wilddieb aber ist jeder Schlechtigkeit fähig. Wer hat des Nachts etwas im Park zu suchen, es sei denn einer von diesen Strolchen? Ein gewöhnlicher Dieb würde sich Herrn Riancourts Uhr und Börse mitgenommen haben. Es kann, wie gesagt, nur ein Wilddieb gewesen sein!"

Im Flur wurde eine Thür geöffnet.

„Herr Doucet scheint nach mir zu verlangen," sagte der Wachtmeister. Darauf drückte er dem alten Jäger kameradschaftlich die Hand und entfernte sich.

Guerre blieb noch eine Weile in Hinbrüten versunken sitzen. Er hatte Gaston de Riancourt seit dessen Geburt gekannt. Der wilde Bursche war immer einer seiner besonderen Lieblinge gewesen. Seine Fehler: daß er das Geld zum Fenster hinauswarf, trank und spielte und den Frauen nachlief — waren in Guerres Augen verzeihliche Vergehen. Er war ein guter Jäger gewesen, ein muthiges Herz, ein tollkühner Reiter, freigebig, immer das Portemonnaie und die Cigarrentasche offen in der Hand, freundlich mit den armen Leuten — und Renés bester Freund! Der alte Guerre seufzte tief. Dann stand er auf, um sich im Jagdzimmer zu thun zu machen. Die Gewehre, die er und sein junger Herr in der vergangenen Nacht benutzt hatten, waren im Schneegestöber naß geworden und sollten gründlich geputzt werden.

Guerre trat vor das Gewehrrick, um die Flinten, die dort mit denen des Grafen und des Herrn Alfred aufgestellt waren, herunterzuziehen. Sein erfahrener Blick entdeckte eine kleine Unregelmäßigkeit: das eine Gewehr war verkehrt aufgestellt, mit den Hähnen nach dem Zimmer anstatt nach der Wand.

Aber was bedeutete d a s?

Der alte Mann taumelte zurück, als habe er einen Schlag vor den Kopf bekommen, und sein braunes Gesicht wurde erdfahl. Er sah sich scheu um und schlich auf den Fußspitzen an die Thür, die er vorsichtig von innen

verriegelte. Darauf nahm er das verkehrt aufgestellte Gewehr, einen Lefaucheux, behende vom Rick und entlud es. Der rechte Lauf war abgefeuert, die leere Hülse steckte noch im Rohr; die zweite Patrone war unversehrt. Er ließ diese in seine Tasche gleiten und warf die lose Hülse in das Feuer, das im Kamin brannte. Darauf schloß er das Gewehr und stellte es behutsam, als wäre es von Glas, auf seinen Platz im Rick, riegelte die Thür wieder auf, wobei er bemüht war, jedes Geräusch zu vermeiden, taumelte in sein Zimmer zurück und, einer Ohnmacht nahe, sank er auf sein Bett. Er blieb einige Minuten liegen, vollständig verwirrt. Als er wieder zu sich gekommen war, nahm er zunächst einen tiefen Schluck aus seiner Branntweinflasche und steckte sich mechanisch die kurze Thonpfeife an. Darauf sagte er mit halblauter Stimme zu sich selbst: „Ruhig, Guerre, ruhig!" und setzte sich nieder, um nachzudenken.

Er hatte am vorhergehenden Abend und zwar ehe er mit René ausgegangen war, die Waffenkammer in Ordnung gebracht. Er that dies seit vierzig Jahren regelmäßig, ehe er zu Bett ging. Er verrichtete es mechanisch; gewisse kleine Nebenumstände, deren er sich erinnerte, ließen keinen Zweifel bei ihm darüber, daß er es auch am vorigen Abend nicht unterlassen hatte. — Daß er eine Flinte verkehrt hinstellen sollte, war undenkbar. Die Gewehre legten sich ihm gewissermaßen von selbst in die Hand, wie sie liegen mußten, um richtig aufgestellt zu werden. Und dann hatte seit vierzig Jahren niemals ein geladenes Gewehr in dem Rick gestanden. Der verstorbene Graf, Renés Großvater, hatte den Befehl gegeben, jedes Gewehr müsse entladen oder wenigstens ohne Zündhütchen sein, bevor ein Jäger es in das Schloß bringen dürfe. Der jetzt lebende Graf hatte diese Vorschrift streng aufrecht erhalten. Es war einmal vor alten Zeiten im Schloß ein Unglück mit einem geladenen Gewehr passirt, — daher jene Regel. René und Alfred wußten gar nicht anders, als daß man niemals ein geladenes Gewehr ins Wohnhaus bringen dürfe. — Und da hatte ein Lefaucheux gestanden, geladen, in dem einen Lauf eine abgeschossene, in dem andern eine volle Patrone! Niemand von draußen konnte gestern Abend, nachdem Guerre sich mit René entfernt hatte, noch in das Schloß gekommen sein, — auch kein Diener. Also jemand von der Herrschaft war zwischen elf und ein Uhr Nachts im Jagdzimmer gewesen, hatte ein Gewehr genommen und geladen, einen Schuß gefeuert, in der Ueberstürzung vergessen, das zweite Rohr zu entladen, und die Flinte verkehrt, möglicherweise, weil es im Zimmer dunkel gewesen war, sodann wieder auf ihren Platz gestellt.

Guerre zog die Patrone aus der Tasche und prüfte sie aufmerksam. Er zweifelte nicht einen Augenblick, wen er anklagen sollte. — Alfred war der Einzige im Schlosse, ja, der Einzige im ganzen Bezirk, der mit englischen Patronen schoß. — „Eley, London Gastight" stand auf der Patrone. — René und der Graf schossen mit gewöhnlichen Lefaucheux-Patronen, die sie aus Paris kommen ließen; in einem kleinen Kasten im Jagdzimmer lagen

Hunderte von diesen — aber nicht eine Eley-Patrone. Alfred, der geizig war und Niemand traute, nahm seine Patronentasche stets mit auf sein Zimmer. Auch gestern war sie nicht in der Gewehrkammer gewesen; Guerre hätte sie beim Aufräumen finden müssen; — auch jetzt war sie nicht da.

Der alte Jäger sträubte sich noch, aus all diesen Vordersätzen den einzig logischen Schluß zu ziehen; aber die Wahrheit drängte sich seinem Bewußtsein auf: der leibhaftige Sohn seines alten Grafen, Renés und Isoldens Bruder hatte einen Mord begangen!

IV.

Die Nachforschungen im Park von Villers waren erfolglos geblieben. Der Schnee hatte dieselben in der That sehr erschwert. Er lag fußhoch außerhalb der Wege und war gerade während der letzten Stunden noch in großen Massen gefallen. Es ließ sich deshalb auch leicht erklären, daß verdächtige Fußspuren nicht zu entdecken waren. — Nachdem Herr Doucet dies und vieles Nebensächliche auf das genaueste festgestellt hatte, zog er sich nach Villers zurück, wohin ihn nun wieder seine Pflichten riefen. Der alte Dorfphysicus konnte nicht für einen hochgelehrten Mann gelten; er war jedoch zweifelsohne im Stande, einige wissenschaftliche Auskunft über die Natur der Verletzungen zu geben, die Riancourts Tod herbeigeführt hatten. Jedenfalls mußte er zur Begutachtung herbeigezogen und sodann „zu Protokoll vernommen werden“. Herr Doucet war fest entschlossen, in dieser Beziehung niemand, den er unter irgend einem Vorwande behelligen konnte, ungeschoren zu lassen.

Im Flecken herrschte große Aufregung. Der junge Riancourt war dort eine bekannte und beliebte Persönlichkeit gewesen. Jedermann sprach von seinem Tode; aber Niemand konnte eine entfernte Vermuthung über die Person des Mörders aufstellen. Herr Doucet durchschritt die belebte Hauptstraße, den Mund gespitzt, die Stirn in Falten gelegt, finstern Blickes, vernehmbar schnaufend. Der wußte vieles, aber er sagte nichts. Und wer hätte es gewagt, eine Frage an ihn zu richten! — Die Neugier der Leute war jedoch nicht unthätig und auch nicht ganz erfolglos geblieben. Durch den Gastwirth und Kellner vom „Goldnen Löwen“ und durch Eugen Duchesne, des ehrsamen Substituten leichtsinnigen Sohn, den besten Schützen im Bezirk und häufigen Begleiter der jungen Villers und Riancourt, hatte man in Erfahrung gebracht, daß Gaston am letzten Freitag Morgen in Villers angekommen sei und sein gewöhnliches Zimmer im „Goldnen Löwen“ bezogen hatte. Er würde ein gerngesehener Gast im Schlosse gewesen sein; aber der junge Riancourt gab immer möglichst wenig von seiner Unabhängigkeit auf, und es paßte ihm wahrscheinlich besser, im Gasthof zu leben, wo er das große Wort führte, als im Schlosse, wo die guten Leute nach Tisch ihre ehrsame Partie Billard oder Trictrac machten und um elf Uhr spießbürgerlich zu Bett gingen. — Im vergangenen Jahre noch hatte Gaston häufig auf dem Schlosse gewohnt, wo er stets wie zur Familie gehörig

empfangen wurde. Ob irgend etwas vorgefallen war, um ihm den Aufenthalt dort zu verleiden, wußte man nicht. Sein Verhältniß zu René hatte jedenfalls nicht gelitten. Mit Alfred war er niemals vertraut gewesen und seit Monaten nur noch zusammengekommen, wenn er, um nicht absonderlich zu erscheinen, aber doch in möglichst langen Zwischenräumen, des Grafen oder René's freundliche Einladungen zum Essen in Villers angenommen hatte. Er hatte am letzten Sonntage noch im Schlosse gegessen; am Montage einigen Jagdfreunden, darunter selbstverständlich René und Eugen Duchesne, ein Diner im „Goldnen Löwen" gegeben; Dienstag Mittag war er zu Fuß, ohne Gewehr, aufgebrochen, angeblich, um sich vom Schnee die Kopfschmerzen fortwaschen zu lassen, die dem Montagsmahle gefolgt waren. Bei seiner Rückkehr hatte ihm der Kellner Briefe und Zeitungen überreicht, die während seiner Abwesenheit für ihn angekommen waren. Er hatte sich gleich darauf in sein Zimmer begeben; und der Kellner, der ihm wenige Minuten später gefolgt war, um sich seine Befehle für das Essen zu erbitten, hatte ihn schreibend gefunden, eine Beschäftigung, der sich der junge Riancourt nur in seltenen Fällen hinzugeben pflegte. — Man konnte Gastons Spuren noch weiter verfolgen: er war nach dem Essen in das Café gegangen und hatte dort bis elf Uhr Billard gespielt, dann sich entfernt, selbstverständlich, wie man angenommen, um nach Hause zu gehen. Aber er war im „Goldnen Löwen" nicht wieder gesehen worden. Der Kellner hatte bis zwölf, der Portier bis ein Uhr auf ihn gewartet. Herr von Riancourt führte nicht gerade einen regelmäßigen Lebenswandel; seine Abwesenheit hatte keine Besorgniß eingeflößt.

Mit dem Drei-Uhr-Zuge von Paris langten in Villers zwei dort unbekannte Reisende an, die aber so unscheinbare Leute waren, daß Niemand auf sie achtete. Sie trennten sich, ohne ein Wort mit einander gewechselt zu haben, an der Eisenbahnstation und begaben sich schnurstracks, als habe die Villers'sche Topographie kein Geheimniß für sie, der Eine, ein schmächtiger, blasser, kleiner Mann, zu Herrn Doucet, dem er sich als „Brazon, Chef der Sicherheits-Polizei," vorstellte, — der Andere, ein untersetzter, vierschrötiger Bursche mit breitem, glattrasirtem, nichtssagendem Gesicht in den „Goldenen Löwen", wo er sich ein Zimmer anweisen ließ und ein einfaches Mahl bestellte, das er, ohne auf seine Umgebung zu achten und ohne von dieser bemerkt zu werden, im allgemeinen Gastzimmer einnahm. Man hielt ihn dort für einen Viehhändler. Nach dem Essen begab er sich in das Café des Ortes, wo er sich die übliche „Bayonne" — eine billige Cigarre — geben ließ und sich in die Lectüre der halb zerrissenen und mit Kaffee befleckten letzten Nummer des „Phare du Pas de Calais" vertiefte. Dann ging der unthätige Mann nach dem „Goldenen Löwen" zurück und patrouillirte mit einer kurzen Pfeife im Munde und mit der rechten Hand seinen linken Arm am Knöchel festhaltend, als wolle er sich selbst Handschellen anlegen, vor dem Gasthofe auf und ab, bis nach kurzer Frist im ersten Stock ein Fenster geöffnet und gleich

wieder geschlossen wurde. Der Spaziergänger trat darauf in das Gasthaus, nahm den Schlüssel zu seiner Stube, die ebenfalls im ersten Stock gelegen war, begab sich jedoch nicht in sein Zimmer, sondern trat, ohne anzuklopfen, in ein anderes Gemach, dessen Thür ein wenig geöffnet war, und aus dem ein schwacher Lichtschimmer auf den verödeten Corridor drang. Er schloß die Thür behutsam hinter sich, dann nahm er respectvoll seine Kopfbedeckung ab und näherte sich Herrn Brazon, um diesem einen kurzen Bericht zu erstatten. Herr Brazon hörte zu, ohne mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zu bekunden, und sagte nur, als der Andere schwieg:

„Sie meinen also, daß es kein Einheimischer sei?"

„Die Honoratioren und die jungen Leute des Ortes sind einstimmig dieser Ansicht. Sie nehmen als selbstverständlich an, daß es ein Fremder gethan habe."

Herr Brazon antwortete darauf nicht, sondern gab Herrn Vial eine Reihe von Bestellungen. Er sprach, ohne sich zu wiederholen, wie Jemand, der sicher ist, beim ersten Wort verstanden zu werden.

„Expediren Sie diese Depesche. Dr. Remy wird morgen früh um neun Uhr ankommen; holen Sie ihn an der Eisenbahn ab. — Gehen Sie zum Maire und bitten Sie ihn, mit dem Substituten sogleich hierher zu kommen: wir wollen das Inventarium aufnehmen. Erkundigen Sie sich nach dem Dienstpersonal im Schloß . . . und warten Sie dann in Ihrem Zimmer . . ."

„Nummer 17, dritte Thür links . . ."

„ . . . bis ich rufe. Sollte es etwas zu thun geben, so melden Sie sich bei Ihrer Rückkehr."

Herr Vial entfernte sich, wie er gekommen war. Eine Viertelstunde später stand er in der großen Küche des Gasthofes am Kamin und trocknete sich dort die nassen Stiefel. — Die alte Köchin, von der er sich höflich die Erlaubniß erbeten hatte, sich wärmen zu dürfen, war aus Caen — er zufälligerweise auch. — Wie man sich doch in der Welt antrifft! Die Landsleute hatten sich mancherlei zu erzählen. Herr Vial war seit fünfzehn Jahren nicht nach Hause gekommen und erfuhr durch die Köchin von vielen Geburten, Hochzeiten und Todesfällen in seiner Heimath, von denen er bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Auch vom Tode des Herrn von Riancourt, der vorgestern noch ein Diner, „fünfzehn Franken das Couvert," im „Goldenen Löwen", gegeben hatte, wurde gesprochen; ferner vom Schloß Villers und den Leuten, die dort beschäftigt wurden. Susanne, die Köchin im „Goldenen Löwen" kannte das Alles ganz genau. Sie hatte nur selten das Glück, Zuhörer wie Herrn Vial zu finden, und ihre Zunge ging eine halbe Stunde lang wie ein Mühlrad. — Darauf hatte Herr Vial noch eine längere Unterredung mit dem Stallknecht — die Villers'schen Pferde, namentlich die des Herrn Alfred waren berühmt, — wechselte einige Worte mit dem Portier und erfuhr vom Kellner, der ihm ein Glas Grogk auf sein Zimmer gebracht hatte, daß sich das alte Sprüchwort: „Wie der Herr, so der Knecht," auch im Villers'schen Hause

bestätige, denn zwischen dem mürrischen Kammerdiener des Herrn Alfred und Jean, dem Diener des Herrn René, sei ein Unterschied wie zwischen gutem und schlechtem Wetter.

Als Herr Vial allein war, trank er den heißen Grogk mit einem Zuge aus, legte sich auf das Sopha nieder und schlief sofort ein, obgleich es kaum acht Uhr sein mochte.

Unterdessen hatten sich die Herren Doucet und Duchesne, vom Schreiber der Mairie begleitet, bei Herrn Brazon eingefunden, und die Vier waren ohne Verzug in das Zimmer gegangen, das der junge Riancourt zuletzt bewohnt hatte. Die Leiche war in ein anderes Gemach gebracht worden und ruhte dort auf einem schnell hergerichteten Paradebett, neben dem zwei fromme Schwestern knieten und Todtengebete hersagten.

Herr Brazon klingelte und ließ mehrere Lichter bringen. Darauf bat er Herrn Doucet, die Hinterlassenschaft genau zu inventarisiren, ihm jedoch Briefe und Schriftstücke, die etwa vorgefunden würden, zur Kenntnißnahme vorzulegen. Er selbst setzte sich an einen kleinen Secretair, auf dem Schreibmaterialien standen, und verschiedene lose Briefe und Rechnungen zerstreut umherlagen. Vorher hatte er einen Blick auf die Kleidungsstücke und Gegenstände geworfen, die der Ermordete zuletzt getragen hatte. Diese Effecten waren auf einem runden Tisch in der Mitte des Zimmers sorgfältig zusammengelegt: ein vollständiger Anzug, blutbefleckte Wäsche, ein Portemonnaie, ein Taschenmesser, eine Cigarrentasche, ein Schlüsselbund und ein einzelner Schlüssel, von größeren Dimensionen und gröberer Arbeit als die am Schlüsselbund.

Herr Brazon prüfte zunächst die Papiere, die auf dem Tisch lagen. Dann versuchte er die Schublade des Secretairs zu öffnen. Dieselbe war verschlossen. Er stand auf und nahm die Schlüssel, die er auf dem runden Tisch bemerkt hatte. Der einzelne Schlüssel, den er zuerst in's Schloß steckte, paßte zu demselben. — In der Schublade lag nichts als eine elegante englische Briefmappe; auch diese war verschlossen; aber Herr Brazon fand ohne Mühe den kleinen, fein gearbeiteten Brahmaschlüssel, der sie ihm öffnete. Ein Wust von Briefen und Papieren quoll ihm entgegen. — Zuerst fiel Herrn Brazon ein angefangener Brief in die Augen. Derselbe war von Riancourts Hand und lautete:

„Freitag Abend.

„Deine Eifersucht ist so unbegründet, daß die Befürchtung in mir aufsteigt, Du seist nicht aufrichtig, Du beabsichtigest nur, mich von Dir fort zu treiben. Das könntest Du auf ehrliche Weise leichter erreichen: Du hättest mir nur zu sagen: ‚Geh!‘ und ich würde verschwinden ...“

Unmittelbar über diesem Fragment befand sich ein Brief an Riancourt, augenscheinlich der letzte, den dieser in die Mappe gelegt hatte. — Nachdem Herr Brazon von dem Inhalt desselben aufmerksam Kenntniß genommen hatte, blickte er einige Secunden lang nachdenklich vor sich hin. Dann zog er eine Brieftasche aus seinem Rock und entnahm derselben ein gedrucktes und bereits

unterschriebenes Formular, das er in klarer, deutlicher Schrift sorgfältig ausfüllte. Als er damit fertig war, stand er auf und verließ das Zimmer, so geräuschlos, daß die Herren Doucet, Duchesne und der Schreiber sein Gehen kaum bemerkten. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück, um die unterbrochene Untersuchung der Riancourtschen Briefschaften fortzusetzen.

„Herr Duchesne," sagte er nach einer kleinen Weile, ohne von den Papieren aufzusehen, die er fortfuhr, systematisch zu ordnen, „hat Ihr Herr Sohn Ihnen zufälligerweise von dem Festmahl erzählt, das Riancourt seinen Freunden vorgestern Abend gegeben hat?"

„Mein Sohn hütet sich, von solchen Sachen mit mir zu sprechen; er verheimlicht sie mir soviel wie möglich."

„Ihr Sohn hat Herrn von Riancourt zuletzt gesehen: Dienstag Abend, als er das Café verließ?"

„Ganz richtig."

„Es wäre interessant," fuhr Herr Brazon fort, „zu erfahren, wie Herr Riancourt sich an jenem Abend beim Fortgehen benommen hat. Vielleicht kann Ihr Sohn uns eine Andeutung geben, was Riancourt um Mitternacht noch im Villersschen Parke zu suchen hatte. Jedenfalls möchte ich seine Ansicht darüber hören. — Wollen Sie ihn ersuchen, sich auf einige Minuten zu mir zu bemühen!"

Herr Duchesne entfernte sich seufzend, um seinen Eugen zum Herrn Inspector zu citiren. Er fand ihn im Café, tiefbetrübt, Absinth trinkend und Billard spielend. Auf dem Wege vom Café zum „Goldenen Löwen" sagte Duchesne seinem Sohn:

„Das kommt von dem Leben, welches Du führst. Nun bist Du in einen Mord verwickelt . . . Gott weiß, wie das alles enden soll! Du machst mir und Deiner armen Mutter schweren Kummer!"

Eugen antwortete nicht. Er fand es sehr ungerecht, daß man ihm Moralpredigten hielt in dem Augenblick, wo er den Tod seines Freundes zu beklagen hatte und des Trostes bedürftig war. Es schmeichelte ihm übrigens, berufen zu sein, einem Manne wie dem Chef der Sicherheitspolizei Auskunft zu geben.

Wie das Protokoll Herrn Doucet bewegte, so tauchte vor Eugens Geist plötzlich das Bild einer „großartigen Sitzung" im Justizpalast in Paris auf: die Tribünen waren gefüllt mit den schönsten Frauen und den berühmtesten Männern der Hauptstadt; die Geschworenen sahen ernst und gewichtig aus, wie es Männern geziemt, auf deren Verdict die Nation lauscht; der Präsident des Gerichtshofes hatte seine feierlichste Miene angenommen; die Richter und Advocaten bemühten sich, theilnahmlos dreinzuschauen, aber es gelang ihnen nur halb. Auf der Anklagebank saß — irgend Jemand — das war übrigens auch gleichgültig. Auf einem eichenen Tisch lagen die blutbefleckten Kleidungsstücke Riancourts, ein Plan des Villersschen Parkes mit genauer Verzeichnung der Stelle, wo der Leichnam gefunden worden war, —

ein Gewehr oder ein Revolver, vielleicht auch ein großes Messer oder — noch besser — ein Dolch, — und auf der Zeugenbank, Aller Augen, besonders die der schönen Frauen auf sich lenkend, tauchte jetzt der interessante Kopf des Hauptzeugen, des Herrn Eugen Duchesne auf. — Wie heißen Sie? — Eugen Duchesne. — Wie alt sind Sie? — Dreiundzwanzig Jahre. — Welcher Religion? — Katholisch. — Sie sind mit dem Angeklagten nicht verwandt noch standen Sie in seinen Diensten? — Nein. — Sie schwören die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit! Heben Sie drei Finger der rechten Hand in die Höhe. Sie müssen den Handschuh ausziehen. — Ich schwöre es . . . Dies alles mit vernehmbarer klarer Stimme. — Und nun berichten Sie den Herrn Geschworenen . . .

„Nimm Dich in Acht," unterbrach Herr Duchesne senior die Traumflucht des ehrgeizigen Eugen, „dem Herrn Inspector etwas zu sagen, was Du später nicht mit gutem Gewissen beschwören könntest. Mit der Polizei ist nicht zu scherzen. — Daß ich meinen einzigen Sohn in einen Mord verwickelt sehen muß!"

„Du kannst ganz ruhig sein, Vater, ich weiß schon, was ich zu thun habe."

„Das weißt Du nicht; du bist ein leichtsinniger, ungerathener Sohn. Ich bin immer zu gut mit Dir gewesen . . . Nun gib mir die Hand, Eugen; ich verzeihe Dir; wir wollen uns heute nicht zanken."

Die Beiden traten in das Zimmer, in dem Herr Brazon auf sie wartete. Der Maire und sein Gehülfe hatten inzwischen die Inventarisirung vollendet, und Herr Doucet wartete ungeduldig darauf, vom Herrn Inspector entlassen zu werden; denn das geliebte Protokoll harrte noch der Vollendung. Die Erlaubniß zu gehen, wurde ihm auch gleich darauf ertheilt. Er entfernte sich schnell, von seinem Stellvertreter und dem Schreiber gefolgt, und ließ den Chef der Sicherheitspolizei mit Herrn Eugen Duchesne allein. Jener hatte den Neuangekommenen schnell gemustert, mit einem eigenthümlichen Blick: seitwärts und von unten, und sagte nun in gemüthlichem Tone.

„Erzählen Sie mir doch, werther Herr, ob Sie an Herrn von Riancourt gestern Abend irgend etwas bemerkt haben, was Ihnen als außergewöhnlich aufgefallen wäre."

Nein, Eugen hatte gar nichts bemerkt. Gaston — Duchesne junior bediente sich des Vornamens, — war ja doch der Verstorbene sein intimster Freund gewesen — Gaston also hatte zwei Schoppen Bier getrunken, oder vielleicht drei . . .

„Das macht nichts zur Sache."

Gaston hatte also zwei oder drei Schoppen Bier getrunken, drei Partien Billard mit Eugen gespielt, und sich dann entfernt, angeblich, um nach Hause zu gehen.

„Hm! . . Zeigte er irgend welche Ungeduld? Sah er nicht vielleicht häufig nach der Uhr?"

„Ja, jetzt fällt mir ein: das that er. Es war elf Uhr, als wir die letzte Partie anfingen. Er spielte nicht gut; ich gab ihm zehn Point auf hundert vor — da sagte er: ‚Bis halb zwölf muß die Partie zu Ende sein, sonst gebe ich sie auf. Ich bin noch müde von gestern.' — Aber ich hatte noch vor halb zwölf gewonnen. Darauf ging er fort."

„Müde von gestern . . . sagte er Ihnen? Was war denn am Montag Abend vorgefallen?"

„Oh, nichts Besonderes, Herr Inspector. Gaston hatte ein Diner gegeben, bei dem etwas stark getrunken worden war."

„Wieviel Personen?"

„Sechs."

„Damengesellschaft?"

„Ach nein, Herr Inspector; das dürften wir im „Goldenen Löwen" nicht wagen. Dazu ist Villers ein zu kleines Nest."

„Wer waren die Gäste?"

„Zwei Pariser Herren, die zur Jagd hierhergekommen waren, Bekannte Gastons: Melfort und d'Alisières; ferner Jacques Jouanneau, der Sohn des Friedensrichters von Rianeourt, René de Villers und meine Wenigkeit."

„Es ging wohl hoch her?"

„Darauf können Sie schwören, Herr Inspector! Wir haben zu sechs über zwei Dutzend Flaschen geleert. — Ja, so war Gaston!"

„War Herr von Rianeourt präoccupirt? Trank er vielleicht, um sich zu betäuben?"

„Kein Gedanke! Er war seelenvergnügt und bewahrte seine gute Laune bis zum Schluß . . . "

Eugen machte plötzlich ein verdutztes Gesicht. Herr Brazon ließ ihm nicht Zeit, sich zu besinnen.

„Die Sache ist ohne besondern Werth," sagte dieser; „aber Sie scheinen mir ein verständiger junger Mann, reif über Ihre Jahre, und können sich denken, daß mich in diesem Augenblick alles interessirt, was geeignet ist, irgend welches Licht auf Herrn de Rianeourts Charaktereigenthümlichkeiten zu werfen."

Eugen sah das vollkommen ein; er nickte verständnißvoll mit dem Kopf.

„Unter uns gesagt, Herr Inspector — es sollte nicht weiter gehen, und wir hatten uns eigentlich Schweigen versprochen; — aber Sie haben ganz Recht, es handelt sich nicht um einen Vertrauensbruch oder alberne Klatscherei, sondern um eine Auskunft, die Ihnen den Schlüssel zu Gastons Charakter geben soll — unter uns gesagt also, Gaston hatte beim Dessert einen Streit mit René, der einen Augenblick ernste Verhältnisse anzunehmen drohte."

„Weibergeschichten natürlich: eine Maitresse von Rianeourt, die mit dem jungen Villers geliebäugelt hatte, oder umgekehrt!" —

„Nein, Herr Inspector. Der Name einer achtungswerthen jungen Dame war ausgesprochen worden; deshalb eben hatten wir uns vorgenommen, von

der Sache kein unnützes Gerede zu machen. Ich weiß in der That nicht, ob ich Ihnen sagen darf . . . "

„Junger Mann, Sie dürfen mir alles sagen. — Diese Brust" — er klopfte sich treuherzig auf seine schmale Brust — „ist ein Grab, in dem ganz andere Geheimnisse verborgen liegen, als Sie mir anvertrauen könnten. Es handelt sich darum, Ihrem armen Freunde möglicherweise noch einen Dienst zu erweisen. Sprechen Sie ohne jeden Rückhalt."

Eugen sprach ohne jeden Rückhalt. Er erzählte, daß Gaston in stark „angeheitertem" Zustande die Gesundheit verschiedener Damen aus der Pariser Gesellschaft — nicht gerade aus der sogenannten guten Gesellschaft — ausgebracht und unmittelbar darauf verlangt habe, man solle nun die „Perle ihres Geschlechts", nämlich Fräulein Isolde von Villers leben lassen. Melfort und d'Alisières haben begeistert eingestimmt, aber René habe geäußert, er verbitte sich, daß der Name seiner Schwester in Gesellschaft von Riancourts Pariser Freundinnen genannt werde.

„René wurde gleich sehr heftig. Er verlangte, daß Gaston sich auf der Stelle entschuldigen solle — er war eben auch in einem aufgeregten Zustande. — Gaston, durch den peremptorischen Ton gereizt, entgegnete, es falle ihm gar nicht ein, sich zu entschuldigen; er habe nichts gesagt, was einer Entschuldigung bedürfe. — Ehe wir es uns versahen, standen sich die Beiden, die noch vor fünf Minuten die besten Freunde gewesen waren, wüthend gegenüber, und es fielen von beiden Seiten Worte, die besser ungesagt geblieben wären. Jouanneau und ich drängten uns zwischen die Streitenden . . . und dann . . . "

„Nun?"

„Dann nahm René seinen Hut und lief fort."

„Das ist alles?"

Die Antwort kam zögernd, in ganz verändertem Ton:

„Ja . . . Herr Inspector."

„Besinnen Sie sich, Herr Duchesne."

Eugen sah den Chef der Sicherheitspolizei flehend an.

„Herr Inspector," sagte er, „Sie wissen ja alles . . . aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: Sie irren sich. Sie kennen René nicht wie ich ihn . . . es ist unmöglich. . "

„Ich verlange kein Ehrenwort von Ihnen," antwortete Herr Brazon, ebenfalls in verändertem Ton, nämlich kalt und bestimmt. „Ich frage Sie jetzt, kraft der Autorität, die das Gesetz mir gibt: was hat Herr de Villers gesagt? Ihr Leugnen kann ihm nichts nützen, würde für Sie aber gefährlich sein, würde Sie zum Mitschuldigen stempeln. Sprechen Sie!"

Eugen sah im Geiste die Conciergerie, Sainte Pélagie, Mazas und andere Staatsgefängnisse. Er war Zeuge. Er mußte die Wahrheit sagen, die ganze Wahrheit! Also René, sein bester Freund, würde auf der Anklagebank sitzen! Es war schrecklich! Herr Duchesne dachte jetzt nicht mehr an die Augen der

schönen Pariserinnen, die auf ihn ruhen würden; aber er mußte ja die ganze Wahrheit sagen.

„Nun?" fragte Herr Brazon, die Stirn runzelnd.

„Herr Inspector . . ."

„Sie werden mir auf der Stelle wiederholen, welche Worte zwischen den Streitenden gefallen sind oder. . . Kennen Sie dies?" Er hielt dem Zitternden ein Formular entgegen mit der Unterschrift des Polizeipräfecten und dem Stempel der Polizeipräfectur — „Ein Verhaftsbefehl, den ich nur auszufüllen habe, um Sie zu meinem Gefangenen zu machen."

Herr Eugen Duchesne war kein Held! Herr Brazon hatte dies erkannt und wußte, daß er bei ihm durch Einschüchterung alles erfahren werde, was er erfahren wollte. — Herr Eugen Duchesne junior seufzte, rieb sich die blasse Stirn, netzte mit der Zunge die trockenen Lippen und sprach wie ein stenographischer Bericht:

„Zuerst vernahm ich René, in Antwort auf etwas, was Gaston gesagt, ich aber überhört hatte; — ‚Ich bedaure,' — sagte er, ‚daß Dir je die Ehre erwiesen worden ist, im Schlosse meines Vaters aufgenommen zu werden; aber diese Ehre wird Dir nicht noch einmal widerfahren. Ich verbiete Dir hiermit, das Schloß Villers zu betreten.'

„Darauf Riancourt: ‚Als ob Du der Herr wärst; als ob ich Deiner Erlaubniß dazu bedürfte! Dir zum Trotz, nicht zu meinem Vergnügen, aber gerade Dir zum Trotz sollst Du mich in Villers sehen, ehe Du drei Tage älter bist!' — Herr Inspector, sie waren Beide berauscht, bitte, vergessen Sie das nicht."

„Was antwortete der junge Villers darauf?"

„Er sagte: ‚Siehst Du, wenn Du es wagen solltest, nachdem Du meine Schwester beleidigt, und ehe Du mir dafür Satisfaction gegeben hast, ihr vor die Augen zu treten, auf mein Ehrenwort, wie einen tollen Hund würde ich Dich niederschießen.' — Ja, das sagte er. . . was wahr ist, ist wahr . . . Ja, Herr Inspector, das sagte er!"

„Und das waren seine letzten Worte?"

„Ja, Herr Inspector."

„Sie verheimlichen mir nichts?"

„Auf mein Ehrenwort, Herr Inspector . . ."

„Sehr wohl, ich glaube Ihnen, Herr Duchesne. Sie können jetzt gehen."

Der Chef der Sicherheitspolizei erhob sich und öffnete Herrn Duchesne junior höflich die Thür. — Dieser wollte noch einmal sprechen. Er fühlte das Bedürfniß, festzustellen, daß er René unmöglich geschadet haben könne, da er ja nur erzählt habe, was vier Zeugen außer ihm zu erklären im Stande wären; — aber Herr Eugen bedurfte Herrn Brazon gegenüber keine Ehrenrettung. Dieser unterbrach den jungen Mann aus der Provinz, indem er ihm einfach „gute Nacht" wünschte und ihm die Thür vor der Nase zumachte.

V.

Der alte Graf Villers war durch die Ermordung Gastons tief erschüttert worden. Er hatte den jungen Menschen fast wie einen Sohn geliebt, und dessen unzeitiger, grausamer Tod nagte ihm am Herzen. Er ging während des ganzen Tages, ohne einen Bissen genießen zu wollen, wie betäubt im Schloß und im Park einher: ein Bild des Jammers für alle, die ihn sahen.

Isolde hatte die Trauerbotschaft durch ihre Kammerzofe vernommen. Diese hatte sich nicht nehmen lassen wollen, „ihrem Fräulein" die furchtbare Kunde zu bringen, und war aus der Küche zu ihr hinaufgeflogen, um ihr athemlos zu erzählen, was dort soeben bekannt geworden war.

„Gnädiges Fräulein . . . ach, erschrecken Sie sich nicht . . . es ist furchtbar! . ."

Isolde, die sich halb in die Höhe gerichtet hatte, sah sie bleich, halbgeöffneten Mundes an.

„Herr Gaston, der am Sonntag noch bei uns aß . . ."

Isolde stieß einen leisen Seufzer, ein schwaches Aechzen aus.

„Er ist todt . . . ermordet . . . von Wilddieben erschossen!"

Isoldens Augen, die übernatürlich weit geöffnet waren, schlossen sich langsam. Das bleiche Antlitz wurde noch bleicher, ganz weiß, und sie sank bewußtlos auf die Kissen zurück. — Sie hatte ihr Zimmer seitdem nicht verlassen; aber außer Miß Hudson schien dies Niemand bemerkt zu haben. Jedermann hatte eben an jenem Tage genug mit sich selbst zu thun. Miß Hudson, ihrer Pflichten eingedenk, hatte Isolde einige Erfrischungen auf ihr Zimmer gesandt und sich gegen elf Uhr persönlich nach dem Befinden ihres Zöglings erkundigt; aber sie war nicht vorgelassen worden. Die Kammerzofe, die sich an jenem Tage als eine sehr wichtige Person fühlte, war ihr an der Thür entgegengetreten und hatte in leisem, jedoch ganz bestimmtem Tone gesagt, es sei der ausdrückliche Befehl des gnädigen Fräuleins, sie wolle Niemand empfangen; sie scheine jetzt zu ruhen und befinde sich, den Umständen angemessen, wohl. — Miß Hudson hatte sich mit dieser Erklärung begnügt. Sie und Alfred waren die Einzigen im Hause, die den Kopf nicht verloren hatten. — Alfred, mit der Flinte über dem Nacken und von seinem Hühnerhund begleitet, hatte sich nach der Stelle begeben, wo das Verbrechen verübt worden war. Er war dort nachsinnend, alles um sich her aufmerksam beobachtend, längere Zeit stehen geblieben.

„Such Cäsar!"

Der Hund schnüffelte unruhig mit der feinen Nase im Schnee und markirte nach längerem Suchen eine Stelle am Stamm einer alten Eiche, zehn Schritt von der Mauer, da, wo Riancourt tödtlich getroffen in den Graben gestürzt war. — Seit diesem Augenblicke wurde Alfreds Benehmen absonderlich. Er stellte sich an den Stamm der Eiche, legte sein Gewehr an und zielte durch die Zweige eines tief herabhängenden Astes des nächsten

Baumes, als wolle er Jemand von der Mauer herunterschießen. Er blieb mehrere Secunden in dieser Stellung; dann, im Schnee zu seinen Füßen spähend, schritt er langsam der Mauer zu. Auf dem kurzen Wege raffte er einige Stückchen trocknen Reises auf, die im Schnee lagen. Das eine, das frisch abgebrochen war, prüfte er aufmerksam und steckte es in seine Jagdtasche. Darauf sah er in die Höhe, als suche er etwas in den Zweigen, die sich über ihm ausbreiteten. Er schien es gefunden zu haben, denn er nickte mit dem Kopfe und vollendete die wenigen Schritte bis zur Mauer, ohne sich weiter aufzuhalten. — Es fiel ihm auf, daß gerade an der Stelle der Mauer, wo er stand, die rothen Backsteine, die das Baumaterial bildeten, und die sonst überall glatt waren, eigenthümliche Spuren trugen, die dem genauen Beobachter nicht entgehen konnten. Es war augenscheinlich, daß ein Mensch — und zwar zu wiederholten Malen — die Mauer dort überstiegen hatte. Man erkannte deutlich die Stellen, wo seine Füße beim Heruntergleiten oder beim Emporklimmen geruht hatten.

Alfred lehnte sein Gewehr an einen Baum, stieg behende auf die Mauer, blieb einen Augenblick rittlings darauf sitzen und ließ sich dann in den Graben hinab, an dem Platze landend, wo Gaston gefallen war. Sein Körper hatte im Heruntergleiten eine Rinne in dem Schnee gebildet, der die Mauer dünn bedeckte. Er wischte mit der flachen Hand darüber, so daß auch dort die rothen Backsteine zum Vorschein kamen, und erblickte dieselben Marken und Spuren, die er auf der entgegengesetzten Seite bemerkt hatte. — „Das wäre also ganz klar," murmelte er vor sich hin. — Er kletterte in den Park zurück, schulterte sein Gewehr, rief wiederum: „Such Cäsar!" und ging, als er sah, daß der Hund nichts mehr finden konnte, nach dem Schlosse zurück. Auf der Treppe im Hause begegnete er Miß Hudson. Im Vorübergehen, ohne sie anzublicken, ohne sie aufzuhalten, sagte er zwei Worte: „Um fünf!" Dann begab er sich auf sein Zimmer und wurde bis zur Mittagszeit nicht wieder sichtbar.

René erschien an jenem verhängnißvollen Tage betäubt wie sein Vater und irrte wie dieser ziellos im Park und im Schloß umher. Gegen Mittag stieg er in's Dorf hinab und suchte Eugen Duchesne auf, um sich von diesem berichten zu lassen, was man in Villers von Gastons Tode erzählte, und ob dort schon irgendwelcher Verdacht hinsichtlich des Mörders geäußert würde. — Eugen, der noch nicht ahnte, welche klägliche Rolle er wenige Stunden später vor Herrn Brazon spielen sollte, war wohlunterrichtet, wortreich und stimmungsvoll. Er wußte nichts Bestimmtes. Sein Geschwätz widerte René an, der ihn bald verließ, um in dem öden Park seinem Schmerz und seiner Unruhe ungestört nachhängen zu können.

Miß Hudson machte sich in gewöhnlicher Weise im Hause zu schaffen. Gegen fünf Uhr verschwand sie aus den unteren Räumen, und bald darauf trat sie leise aus ihrer Thür und huschte die verlassene Treppe hinauf, die nach Alfreds Zimmer führte. Die Treppenthür oben wurde geräuschlos ge-

öffnet, und Alfred, der dort auf sie gewartet hatte, trat schnell mit ihr in sein Zimmer. — Nichts regte sich in dem verödeten Theile des Schlosses. — Die Thür von Alfreds Zimmer wurde von innen verschlossen.

Miß Hudson war in den Räumen, in denen sie sich jetzt befand, vollkommen zu Hause. Sie ließ sich ohne weiteres auf einen Sessel nieder und begann mit einer Feuerzange das brennende Holz im Kamin zurechtzulegen. — Alfred beobachtete sie einige Secunden, ohne ein Wort zu sagen; dann setzte er sich auf die Lehne des Sessels, in dem sie Platz genommen hatte, und, seinen Arm mit nachlässiger Familiarität auf ihre Schulter legend, sagte er in gleichgültigem Tone:

„Ich habe einige Entdeckungen gemacht."

„Welcher Art?"

„Gaston ist heute Nacht auf einem Wege gefallen, den er schon oftmals gegangen war; und der Schuß, der ihn getödet hat, ist in der That aus dem Park gefeuert worden."

„Was führt Dich zu diesen Vermuthungen?"

„Was ich Dir sage, ist Gewißheit."

Er erzählte darauf das Ergebniß seiner Nachforschungen im Park.

Sie lächelte und sagte:

„An Dir ist ein Chef der Sicherheitspolizei verdorben. Schade, daß Du bestimmt bist, Graf Villers zu werden, sonst könntest Du als berühmter Mann sterben."

Ein alberner Ausdruck von Befriedigung lagerte sich über sein Gesicht, und er antwortete:

„Nun ja, auf den Kopf gefallen sind wir gerade nicht."

Sie schloß die Augen und zog die Brauen in die Höhe, wie eine Person, deren Geduld auf eine harte Probe gestellt wird; aber sie wußte sehr wohl, indem sie dies that, daß er, hinter ihr sitzend, ihr Gesicht nicht sehen konnte.

„Und zu welcher Schlußfolgerung bist Du gelangt?" fragte sie.

„Ja, liebes Kind, da willst Du heut' zu viel von mir wissen; aber ich denke, daß ich Dir in wenigen Tagen Bescheid geben werde. — Ich muß mir die Sache überlegen und meine Nachforschungen fortsetzen. Zunächst frage ich mich: wen konnte Gaston hier heimlich besuchen? — Hast Du eine Ahnung?"

Miß Hudson schwieg.

„Nun?"

Keine Antwort.

„Sprich! Hast Du eine Ahnung?"

„Nein, ich weiß nichts . . . frage mich nicht."

„Was willst Du sagen? — Mach' mich nicht ungeduldig!"

„Ich bitte Dich noch einmal, mir zu erlassen, Dir eine peinliche Mittheilung zu machen."

Er stand auf, stellte sich vor sie hin und sah sie aufmerksam an. Dann sagte er boshaft:

„Deine Insinuationen sind mir natürlich verständlich; aber ich begreife nicht, in welcher Absicht Du sie äußerst. Es ist übrigens recht hübsch, ein junges Mädchen bei ihrem Bruder zu verdächtigen . . . Du enthüllst mir da eine neue Seite Deines vielseitigen Charakters."

„Du hast Recht, mich zu verhöhnen," antwortete sie erbittert. „Die Ergebenheit, mit der ich seit Jahren jede Schmach über mich ergehen lasse, gestattet Dir, mir Alles zu bieten."

Sie stand auf und blickte ihn fest an.

„Ich wollte nicht sprechen . . . weshalb zwangst Du mich dazu? — Sollte ich lügen? Sollte ich Dir verhehlen, was für Niemand als für Dich, Deinen blinden Vater und Deinen albernen Bruder ein Geheimniß ist, und worüber in jeder Kaffeegesellschaft der Umgegend gezischelt wird? Jetzt frage ich Dich: wen konnte Herr von Riancourt um Mitternacht hier aufsuchen? — Die Dienstmädchen und Kammerzofen? — Das glaubst Du selbst nicht . . . Du hast die Wahl zwischen Deiner Schwester und Deiner Frau. Wähle! — Und nun laß mich gehen. Du hast mich für heute genug gequält."

Sie eilte der Thür zu, die sie schnell öffnete, und glitt hinaus.

Alfred trat an das Fenster und drückte die Stirn gegen die kalten Scheiben. Er befand sich in höchst unbehaglicher Stimmung. Das passirte ihm häufig. Er pflegte in solchen Fällen ein Heilmittel anzuwenden, das sich schon oft als probat erwiesen hatte und das er auch jetzt versuchte. Er öffnete einen Wandschrank, nahm eine Flasche Cognac heraus, füllte ein großes Weinglas bis zum Rande und leerte es mit einem Zuge.

„So!" sagte er, „zur Beruhigung der Nerven!" — Darauf streckte er sich auf ein Sopha hin und schlief ein. — Er wurde erst nach einer Stunde durch das Läuten der großen Glocke geweckt, die allen Schloßbewohnern anzeigte, daß der Graf sich pünktlich in fünf Minuten zu Tisch setzen werde. Alfred reckte sich, machte in Eile etwas Toilette und begab sich in den Speisesaal, wo er seinen Vater, René und Miß Hudson bereits versammelt fand. — Isolde war auf ihrem Zimmer geblieben.

Nach dem Mahle, dem Alfred allein Gerechtigkeit widerfahren ließ, begab sich die kleine Gesellschaft in den Salon. Gleich darauf wurde geklingelt, und wenige Minuten später trat Guerre in das Gemach und sagte leise und augenscheinlich in großer Aufregung:

„Herr Graf . . . bitte . . . Jemand wünscht Sie zu sprechen."

„Wer? . . . laß ihn eintreten."

„Ein fremder Herr . . . ich kenne ihn nicht. Er wünscht den Herrn Grafen allein zu sprechen — in einer wichtigen Angelegenheit."

„Miß Hudson, Alfred und René erhoben sich, um den Salon zu verlassen; aber der alte Graf sagte zu Guerre:

„Führe den Herrn in's Billardzimmer."

Gleichzeitig stand er auf, um sich in das anstoßende Gemach zu begeben. — Auf dem Flur hörte man schwere Tritte und dann, daß die Thür des Billardzimmers geöffnet und wieder geschlossen wurde. — Es wurde ganz still. Die Unterhaltung im Salon war verstummt; die nebenan wurde mit gedämpfter Stimme geführt. — Nach wenigen Minuten trat der Graf wieder in den Salon, mit entstelltem Gesichte: todtenblaß, dicke Schweißtropfen auf der Stirn.

„René, mein Sohn," sagte er mit heiserer Stimme, „man verlangt nach Dir."

René erhob sich. Als er an seinem Vater vorübergehen wollte, fiel ihm dieser um den Hals und brach in herzzerreißendes Schluchzen aus.

„Es ist unmöglich! . . . nicht wahr, es ist unmöglich!" rief er.

Alfred war bestürzt aufgestanden. Miß Hudson blieb wie versteinert sitzen. René hatte seine Fassung bewahrt. Er machte sich aus der Umarmung seines Vaters frei und öffnete das Billardzimmer, in dem er zwei Personen, den Wachtmeister der Gensdarmerie von Villers und einen Fremden, Herrn Vial, erblickte. Dieser trat auf René zu und sagte halblaut:

„Herr von Villers, ich habe einen Verhaftsbefehl gegen Sie. Ich muß Sie bitten, mir zu folgen."

„Einen Verhaftsbefehl gegen mich?" fragte René langsam, jedes Wort betonend; „und weshalb soll ich verhaftet werden?"

„Ein schwerer Verdacht ruht auf Ihnen."

„Welcher Verdacht?"

„Herrn von Riancourt um's Leben gebracht zu haben."

„Ich folge Ihnen," sagte René ruhig; und sich an den Grafen wendend, fuhr er fort: „Mache Dir meinetwegen keine Sorgen, lieber Vater. Es waltet hier ein Mißverständniß ob, das sich bald aufklären wird."

Er sprach so gefaßt, so herzlich, daß jede Spur von Mißtrauen sofort wieder aus des Grafen Brust entwich.

„Ich glaube Dir, mein Sohn," sagte er unter Thränen. „Gebe Gott, daß das Mißverständniß bald aufgeklärt werde."

Herr Vial gestattete bereitwillig, daß René sich auf sein Zimmer begab, um dort einige Effecten in einen Koffer zu packen, den er mit sich zu nehmen wünschte. Aber René war bereits Gefangener, und Herr Vial sowohl wie der Wachtmeister wichen nicht mehr von seiner Seite.

„Nehmen Sie nur das Nothwendigste für die Fahrt nach Paris und für die Nacht," empfahl Herr Vial, „Sie können sich nachkommen lassen, was Sie wünschen, und können überhaupt für Geld in Paris alles haben, was Sie brauchen."

René wollte dem peinlichen Auftritt im Schluß möglichst schnell ein Ende machen. Er warf nur wenige Sachen in einen leichten Handkoffer, dessen sich Herr Vial bemächtigte, und stieg sodann, von diesem und dem

Wachtmeister begleitet, die Treppe wieder hinab. Der Graf und Alfred standen im Hausflur, Beide vollständig verwirrt. René umarmte sie und sagte seinem Vater noch einige Worte des Trostes. In der Hausthür wartete Guerre und reichte seinem jungen Herrn die Hand zum Abschied.

„Auf baldiges Wiedersehen, Herr René!"

„Jawohl, mein alter Guerre, auf baldiges Wiedersehen!"

Im Schloßhof lungerten dunkle Gestalten: die Diener des Hauses, die in scheuer Entfernung, in stummem Erstaunen und Schrecken Zeugen von Renés Verhaftung waren. — Vor dem Parkportal stand ein verschlossener Wagen. Herr Vial öffnete den Kutschenschlag und die Drei: der Gefangene und seine beiden Wächter, nahmen in dem Wagen Platz.

„Nach der Eisenbahn!" rief Herr Vial, „wir müssen in zehn Minuten dort sein; der Zug nach Paris geht um neun Uhr."

VI.

René hatte sich eingebildet, daß ein einziges Verhör genügen werde, um seine Schuldlosigkeit an den Tag zu bringen. Dies war ein Irrthum gewesen. Er sah nun, daß er sich nicht etwa gegen böswillige oder leichtfertige Verdächtigungen zu vertheidigen hatte; nein, der Zufall hatte Umstände zusammengeschmiedet, die so erschwerend auf ihm lasteten, daß sie in den Augen eines jeden Unparteiischen seine Verhaftung rechtfertigten.

Da war zunächst sein Streit mit Riancourt am Vorabend des Verbrechens. Melford und d'Alisières hatten dem Untersuchungsrichter bestätigt, was Eugen Duchesne dem Chef der Sicherheitspolizei in dieser Beziehung anvertraut hatte. Sie hatten hinzugefügt, daß sie der Ansicht gewesen seien, Villers und Riancourt würden sich am nächsten Tage schießen. Sie wiesen den Gedanken, daß René ein gemeiner Verbrecher sein könne, mit Entrüstung zurück. Das mochte vor den Geschwornen, von einem geschickten Vertheidiger ausgebeutet werden, änderte aber nichts an dem Thatbestand, mit dem allein der Untersuchungsrichter sich zu beschäftigen hatte. — Dann kam ein Brief, den René Dienstag früh, am Tage des Verbrechens an Riancourt geschrieben, den Herr Brazon unter den Papieren des Ermordeten aufgefunden und der diesen veranlaßt hatte, die sofortige Festnahme Renés anzuordnen. Das Schriftstück lautete:

„Es sind gestern Worte zwischen uns gewechselt worden, die ein Duell unvermeidlich machen. Auch bin ich durch eine Aeußerung, die ich im Zorn gemacht, aber durch einen Schwur bekräftigt habe, gezwungen, heute noch darauf zu bestehen, daß Du Villers nicht eher wieder betrittst, als bis Du mir die Satisfaction gegeben hast, die ich von Dir verlange. Ich habe mein Wort verpfändet, selbst Deines Lebens nicht zu schonen, falls Du meinem Verbote zuwiderhandeln solltest; und ich beschwöre Dich deshalb, bei unsrer alten Freundschaft, Deiner Drohung, mir zum Trotze, vielleicht heute noch nach Villers zu kommen, nicht Folge zu geben. — Ich zeige Dir an, daß

ich O'Tard ersucht habe, meine Interessen in dieser beklagenswerthen Angelegenheit wahrzunehmen und bitte Dich, Deine Zeugen, sobald Du dieselben mit den nöthigen Instructionen versehen hast, mit ihm in Verbindung zu setzen. O'Tard ist von dem ganzen Sachverhalt und von meinen Absichten in Kenntniß gesetzt und wird mir nach Villers telegraphiren, sobald eine Vereinbarung mit Deinen Secundanten herbeigeführt worden ist."

Riancourts Antwort auf diesen Brief, sowie das Schreiben Renés an seinen Freund, den Baron O'Tard, waren im Besitz des Untersuchungsrichters. Es erhellte daraus, daß Riancourt ebenso fest entschlossen war wie René, die Angelegenheit sofort zum Austrag zu bringen und zwar durch ein Duell, das vor Ende der Woche stattfinden sollte. Riancourts Brief an René war übrigens in demselben herzlichen Ton verfaßt, in dem dieser ihm geschrieben hatte. Er schloß mit den Worten:

„Zum Glück habe ich nicht auch einen Schwur darauf abgelegt, Dir zu trotzen. Ich kann deshalb ein in der Aufregung ausgestoßenes Wort zurücknehmen, ohne befürchten zu müssen, daß mir dies als eine Schwäche gedeutet werde. Ich verspreche Dir also gern, mich in Villers nicht vor Dir blicken zu lassen, bis Du mich selbst einladen wirst, Euch dort zu besuchen."

Sehr schwer gegen René fielen die Aussagen des alten Guerre in's Gewicht. Die Zuverlässigkeit dieses Zeugen flößte dem Richter keineswegs unbedingtes Vertrauen ein. Erkundigungen, die man über ihn eingezogen hatte, bezeichneten ihn als einen Menschen, der keine andere Religion zu haben scheine als seine Liebe zur Villersschen Familie, namentlich aber und in erster Linie zu René. — Sein Benehmen bei dem Verhör war ein eigenthümliches gewesen. Er hatte mit solcher Heftigkeit gesprochen, daß der Richter genöthigt gewesen war, ihn zur Ordnung zu rufen. Unter Flüchen und Schwüren hatte er erklärt, die Anklage gegen seinen jungen Herrn sei vermaledeite Bosheit und Unwahrheit, und er könne dies beweisen und werde es beweisen; als man ihn aber aufgefordert hatte, das zu thun, war er kleinlaut geworden und hatte nichts zu sagen gewußt, als daß René zur Zeit des Mordes mit ihm am „Großen Teich" auf dem Anstand gewesen sei. Dies Alibi fand wenig Glauben, noch weniger der Flintenschuß, den René auf dem Wege vom „Großen Teich" zum Schlosse gehört haben wollte. Man nahm von Guerre an, daß er bereit sei, seine Seele zu verschwören, wenn er damit seinem jungen Herrn das Leben retten könne; und seine heftigen Betheuerungen verfehlten auf die Ueberzeugung der Richter irgend welchen, für René günstigen Eindruck zu machen. Dagegen kam die Untersuchung wiederholentlich auf den Schuß zurück, den René nach den Mittheilungen Guerres an den Wachtmeister noch abgefeuert hatte, als jener bereits im Bette lag. — Worauf hatte René gefeuert? — Ja, das wußte Guerre nicht; aber er schwor bei allen Heiligen, daß sein schändlich verleumdeter junger Herr unschuldig sei wie ein neugeborenes Kind, und daß er, Guerre, dessen Unschuld an's Licht ziehen werde, und sollte es sein Leben kosten.

René selbst, als man ihn fragte, worauf er zuletzt noch im Park geschossen habe, antwortete nicht sogleich; dann sagte er schnell:

„Jetzt besinne ich mich . . . auf eine Eule.“

„Wo ist sie?“

„Ich habe sie verfehlt.“

„Ein so guter Schütze wie Sie? — das ist schade!“

Der Arzt, den Herr Brazon nach Villers gerufen, und der den Leichnam Riancourts untersucht hatte, stellte fest, daß der Ermordete von einer vollen Ladung Schrot, wie von einer Kugel, ohne daß die Körner sich zerstreut hatten, gerade in's Herz getroffen worden war. Sachverständige hatten daraus den zweifellosen Schluß gezogen, daß der Mörder sich in geringer Entfernung von dem Ermordeten befunden haben mußte. Von einem sogenannten Jagdunglück könnte deshalb wohl auch nicht die Rede sein. Das Schrot gehörte zu der Sorte, die im Handel unter der Bezeichnung „Nr. 6“ verkauft wird. Mit Patronen Nr. 6 war auch René am Dienstag Abend auf die Jagd gezogen. Guerre hatte dies auf eine bezügliche Anfrage arglos ausgesagt.

René, wenn er während der langen Nacht in seiner einsamen Zelle in Mazas über seine Lage nachdachte, fühlte sich tief entmuthigt und niedergeschlagen. Er hatte immer ein grades offenes Leben geführt; niemals hatte Jemand an seinem Worte gezweifelt; aber wenn er jetzt vor dem Untersuchungsrichter erschien, so sah ihn dieser mit einem Blick an, der sagen zu wollen schien: „Die Wahrheit! Die Wahrheit! Keine Lüge! Keine Ausflüchte!“ Es war hart, all' die unverdiente Schmach erdulden zu müssen, die auf ihn herabgewälzt wurde. — Die Idee, daß ein Justizmord an ihm verübt, daß er trotz seiner Unschuld für schuldig befunden werden könnte, beunruhigte ihn, raubte ihm die Unbefangenheit, mit der er im ersten Verhör dem Untersuchungsrichter entgegengetreten war. Damals hatte er noch angenommen, es genüge, unschuldig zu sein, um ihn vor jeder Verfolgung und Verdächtigung zu schützen; jetzt erkannte er, daß er seine Unschuld beweisen müsse und zerbrach sich den Kopf darüber, wie er dies anfangen solle.

Er verbrachte seine Zeit grübelnd und finstern Gedanken nachhängend, die auch sein Rechtsanwalt nicht zu zerstreuen vermochte. — Selbst dieser schien seinen Worten nicht unbedingt Glauben zu schenken, seine Unschuld nicht als über jeden Zweifel erhaben zu betrachten, sondern vielmehr auf Kunstgriffe zu sinnen, um die Geschworenen glauben zu machen, sein Client sei unschuldig. Ob er dies in der That war oder nicht, darauf schien der Vertheidiger verhältnißmäßig geringen Werth zu legen.

„Also, auch wenn ich freigesprochen werde,“ sagte ihm René, „wird es immer noch Leute geben, welche glauben können, daß ich einen Mord begangen habe?“

„Was macht das aus, wenn Sie selbst sich unschuldig wissen, und der Gerichtshof Sie freigesprochen hat? Es wäre schlimm um die Ehre eines Jeden von uns bestellt, wenn diese von der Meinung Anderer abhinge.

So lange sich eine schlechte Meinung über uns nicht äußert oder nicht äußern darf, ohne gesetzlich strafbar zu werden, hat sie keinen Werth."

„Aber gibt es denn gar kein Mittel, mich vollständig wieder zu rehabilitiren?"

„Jawohl, ein sehr einfaches, mein werther Herr."

„Welches?"

„Es handelt sich nur darum, den Mörder zu finden. Sobald ein Anderer als Sie der Tödtung Riancourts für schuldig erkannt worden ist, wird es Niemand mehr einfallen, Sie auch nur in Gedanken zu verdächtigen."

„Es soll das Werk meines Lebens werden, den Mörder aufzufinden," sagte René.

VII.

Man hatte René erlaubt, mit seinem Vater zu correspondiren. Die Briefe wurden von dem Untersuchungsrichter gelesen, aber da sie nichts Verdächtiges enthielten, unbeanstandet weiter befördert. — Es kam nicht selten vor, daß ein Angeklagter oder daß Freunde eines Angeschuldigten durch unvorsichtige Bemerkungen in ihren Briefen der Anklage neues Material zuführten. — Die Correspondenz zwischen René und seinem Vater wurde deshalb sogar nach Möglichkeit erleichtert. — Der Gefangene hatte seinem Vater geschrieben, es solle das Werk seines Lebens werden, sich zu rehabilitiren, und dies könne er nur, wenn er Riancourts Mörder auffinde. Der alte Graf wollte, wenn es sein mußte, den Rest seines eigenen Lebens daransetzen, damit sein geliebter Sohn die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, löse. Auch sein Trachten und Sinnen ging nunmehr dahin, denjenigen zu finden, dessen Schuld so schwer auf René lastete.

Der Graf hatte sich unmittelbar nach der Verhaftung seines Sohnes nach Paris begeben. Er beabsichtigte nun, nach Villers zurückzukehren, um an Ort und Stelle Nachforschungen nach Gastons Mörder anzustellen. Vorher begab er sich jedoch geraden Wegs zum Polizeipräfecten, bei dem sein Name und seine gesellschaftliche Stellung ihm ohne Weiteres Zutritt verschafften, und bat diesen, ihm behülflich zu sein, den wahren Verbrecher aufzufinden.

Der Präfect antwortete höflich, die besten Kräfte der Polizei seien dazu aufgeboten und würden unermüdlich thätig bleiben, bis die Angelegenheit aufgeklärt sei. Als der Graf die Absicht zu erkennen gab, sich in dem vorliegenden Falle zum Gehülfen der Polizei zu machen und dazu die Unterstützung des Präfecten erbat, versprach ihm dieser willig, einen tüchtigen Menschen zu seiner Verfügung zu stellen. — Der tiefe, mit Würde getragene Schmerz des Vaters hatte dem Präfecten aufrichtige Sympathie eingeflößt, und es gewährte ihm Befriedigung, sie dem Unglücklichen bezeugen zu können. Er ließ den Chef der Sicherheitspolizei in sein Cabinet bescheiden und ersuchte ihn, einen zuverlässigen und gewandten Mann mit dem Grafen Villers

in Verbindung zu setzen. Einige Stunden später erschien Herr Vial in der Villersschen Wohnung und hatte dort eine kurze Unterredung, in der vereinbart wurde, daß er in den Dienst des Grafen treten und diesen in der Eigenschaft eines neugeworbenen Kammerdieners nach Villers begleiten solle. Im Laufe der Unterhaltung hatte Herr Vial genaue Kenntniß der Verhältnisse im Schloß Villers an den Tag gelegt.

„Woher wissen Sie das alles?“ fragte der Graf.

„Ich war es, der Ihren Sohn verhaftete,“ antwortete Vial.

„Richtig!“ sagte der Graf. „Sie kamen mir in der That nicht ganz fremd vor . . . aber ich hätte Sie doch nicht wiedererkannt.“

„Ich habe ein Gesicht, das man nicht leicht behält,“ antwortete Vial gleichgültig, „auch trug ich damals keinen Backenbart.“

Herrn Brazons Empfohlener war ein systematischer Mann, der in allem, was er that, nach bestimmten Principien zu Werke ging. — Der Mörder Riancourts wohnte aller Wahrscheinlichkeit nach innerhalb des von den Villersschen Parkmauern eingeschlossenen Raumes. — Herr Vial, sobald er sich in Villers niedergelassen hatte, abstrahirte in seinem Geiste vorläufig vollständig davon, daß bereits Jemand — René — gefunden sei, auf dem der Verdacht ruhte, den Mord begangen zu haben. Er verfuhr, als ob René gar nicht existirt hätte, und begann den Verbrecher unter den zeitweiligen Bewohnern des Schlosses zu suchen. Seinem Verdachte war Niemand heilig, und ein Jeder, ob zur Herrschaft oder zur Dienerschaft gehörig, mußte vor demselben Revue passiren.

Nachdem Herr Vial achtundvierzig Stunden in Villers zugebracht hatte, wußte er, daß die verlassene Treppe, die nach Alfreds Zimmer führte, von Miß Hudson benutzt werde. Er schloß sofort auf ein Verhältniß zwischen Alfred und der jungen Dame; aber diese Entdeckung ließ ihn kalt. Sie hatte mit dem Ziele, das er verfolgte, wahrscheinlich nichts zu thun. Er hatte oftmals ähnliche Verhältnisse entdeckt, und sich dann — zu Anfang seiner Carriere wenigstens — immer darüber gewundert, daß das, was ihm gewissermaßen in die Augen sprang, von Andern nicht gesehn wurde. Mit der Zeit hatte sich bei Herrn Vial eine gründliche Menschenverachtung herausgebildet, und jetzt erblickte er in der ungeheuren Mehrzahl seiner Nächsten nur noch Dummköpfe oder Verbrecher . . . und die Verbrecher waren gleichzeitig häufig die Allereinfältigsten.

Eines Morgens, wenige Tage nach seiner Ankunft in Villers, trat Herr Vial in das Zimmer des Grafen, um diesen zu ersuchen, ihm auf einige Stunden das ganze Schloß zu überlassen.

„Es wäre gut,“ sagte er, „wenn Sie mit Ihren Kindern, Fräulein Hudson und dem Jäger heute Nachmittag einen kleinen Ausflug vornehmen wollten.“

„Weshalb?“ fragte der Graf.

„Ich möchte mich einmal in den Zimmern der Herrschaften umsehen.“

Der Graf glaubte zuversichtlich an Renés Unschuld, aber ebenso fest war er von der Schuldlosigkeit der andern Bewohner des Schlosses überzeugt

„Aber Herr Vial,“ sagte er, nicht etwa erzürnt, sondern den systematischen Argwohn des professionellen Diebesfängers gewissermaßen verspottend, „Sie glauben doch nicht etwa, daß vielleicht meine Tochter oder ich selbst den Mord begangen habe?“

„Ich glaube gar nichts, Herr Graf; aber ich habe gewisse Principien und muß danach handeln können, wenn ich mich nützlich machen soll.“

„Darf ich fragen, von welchen Principien Sie im vorliegenden Falle sprechen?“

„Wenn man etwas verloren hat und will es wiederfinden, so darf man sich nicht die Mühe verdrießen lassen, es überall zu suchen. Ich habe einmal ein Geldstück, das ich fallen ließ, in meiner Westentasche wiedergefunden, nachdem ich das ganze Haus danach umgekehrt hatte.

Der Graf wollte es mit Herrn Vial nicht verderben, der ihm als eines der brauchbarsten Mitglieder der geheimen Polizei vorgestellt worden war. Er traf deshalb, unter dem Vorwande, sich zerstreuen zu wollen, mit den Seinigen die Verabredung, gleich nach dem Frühstück nach einem benachbarten kleinen Gute zu fahren, das zu Villers gehörte. Er forderte Miß Hudson auf, sich der Gesellschaft anzuschließen.

„Schließe das Haus zu,“ sagte er zu Guerre, als dieser sich anschickte, neben dem Kutscher Platz zu nehmen.

Guerre that wie ihm geheißen. Er war nicht ganz sicher, ob er nicht den neuen Kammerdiener einschlösse — aber das war dessen Sache. Es war nicht Brauch in Villers, das Haus offen zu lassen, wenn die Herrschaft und Guerre sich entfernten. Niemand hatte dann dort etwas zu suchen; und wer darin war, mochte darin bleiben, bis man ihm die Freiheit wiedergab.

Herr Vial hatte gebeten, der Graf möge ihm drei Stunden Zeit geben. Als er den Wagen fortrollen hörte, sah er nach der Uhr und machte sich ohne Zeitverlust an die Arbeit. — Er hatte gesagt, es sei sein Princip überall zu suchen, wenn er etwas Verlorenes wiederfinden wollte, und er verfuhr mit großer Gewissenhaftigkeit nach diesem Grundsatz. Er begann mit dem zweiten Stockwerk. Renés Zimmer durfte er füglich ganz unberücksichtigt lassen, denn dort hatte die Polizei bereits ihre neugierige Nase in jeden Winkel gesteckt, und dem Untersuchungsrichter in Paris alles überwiesen, was für den Proceß von Interesse sein zu können schien. Auch in Alfreds Zimmer war nichts Verdächtiges zu entdecken. Es war die Wohnung eines Jägers, der es sich nach des Tages Mühen gern bequem macht. Die Wände waren mit werthvollen Waffen und mit Jagd- und Rennbildern bedeckt; die Sophas und Sessel, die am Fenster und vor dem Kamin standen, kamen aus einer guten Werkstatt und wurden augenscheinlich viel benutzt. Herr Vial erprobte dies, indem er, um sich die Füße zu wärmen, auf dem Sopha vor dem Kamin Platz nahm. Herr Vial fand gewöhnlich zu Allem Zeit.

Während er sich ausruhte, fuhr er mit der rechten Hand mechanisch in den engen Raum, der sich bei Polstermöbeln zwischen Lehne und Sitz befindet. Es glitt dort manches hinunter, was von den Dienern beim Aufräumen übersehen wurde. Herr Vial stach sich in den Finger und zog eine Haarnadel heraus, die er lächelnd betrachtete. — Weshalb fanden Diener nicht so etwas, gerade so gut wie er? — Dummköpfe! — Ein verschlossener Secretär reizte einen Augenblick seine Neugier. Er zog ein Bund mit Dietrichen aus der Tasche und versuchte, das Möbel zu öffnen; aber er hatte mit einem guten englischen Schloß zu thun. Er mochte fürchten, Spuren seiner Anwesenheit zu hinterlassen, die dem mißtrauischen Alfred Verdacht eingeflößt haben könnten, denn er verzichtete darauf, den Inhalt des Secretärs zu durchforschen.

Neben Alfreds Wohnzimmer befand sich eine leere Stube, in der alte Möbel aufgestellt waren. Die beiden Gemächer waren nur durch eine Bretterwand von einander getrennt. Herr Vial, dessen Taschen ein Arsenal von Handwerkszeug waren, zog ein Instrument hervor und war bald darauf beschäftigt, an einer dunkeln und hohen Stelle in Alfreds Zimmer, ein Loch in die Wand zu bohren, das auch dem aufmerksamen Beobachter nicht aufgefallen sein würde, durch welches man aber von der benachbarten Stube aus sehen konnte, was bei Herrn Alfred vorging. — Nachdem Herr Vial diese kleine Arbeit sauber vollendet hatte, entfernte er sich. Sein nächster Besuch galt Miß Hudson. Herr Vial schätzte die junge Dame als eine, die nichts Verdächtiges umherliegen läßt, und war nicht enttäuscht, das Zimmer zu verlassen, ohne irgend eine interessante Entdeckung gemacht zu haben. In dem Secretär, den er ohne Mühe geöffnet hatte, fand er kaufmännisch geordnete Briefe und Rechnungen, Ausgabebücher und einige werthvolle Schmucksachen — Geschenke der Herrschaft, meinte Herr Vial. Ueberhaupt würde Miß Hudson seine Aufmerksamkeit kaum gefesselt haben, wenn er nicht wie sein Chef, Herr Brazon, der Ansicht gewesen wäre, daß noch herauszufinden sei, weshalb sich Riancourt an jenem Dienstag Abend in den Park begeben hatte. Eine der Mägde oder Zofen war dazu schwerlich die Veranlassung gewesen — denn diese waren alt oder häßlich — Miß Hudson sorgte dafür. Das „Fräulein" und die Tochter des Hauses mußten zuerst in Betracht kommen. Auch war möglicher Weise für eine von diesen der angefangene Brief bestimmt gewesen, den Herr Brazon unter Riancourts Papieren vorgefunden hatte. — Vial war, seitdem er das Verhältniß zwischen Alfred und Miß Hudson kannte, geneigt, diese für die Schuldige zu halten. „Wer getrunken hat, trinkt auch wieder" meinte er. „Qui a bu, boira!"

In Isoldens Zimmer trat Herr Vial mit einem gewissen Respect ein. Das blasse, stille Mädchen erfreute sich seines Wohlwollens, — eines Gemüthszustandes, der sich bei ihm übrigens ebenso discret äußerte, wie Uebelwollen oder Verdacht. — Herr Vial war Familienvater und das Muster eines guten Ehemannes. Er hatte eine kleine Tochter, die er abgöttisch verehrte,

und er entwickelte in der Vertheidigung der Ehre und der Interessen eines jungen Mädchens einen großen und vollständig selbstlosen Eifer. Er war der Ansicht, daß Männer und Frauen sich selbst vertheidigen können, daß man aber junge Mädchen in Schutz nehmen müsse, weil sie häufig in Gefahr und ohne rechte Vertheidigungsmittel seien. Ein Verführer war für Herrn Vial schlimmer als ein Mörder. Dieser setzte seinen Kopf auf's Spiel; jener war ein feiger Bösewicht. — So moralisirte Herr Vial.

Der Ordnung halber, eigentlich nur um seinen Grundsätzen getreu zu bleiben, öffnete Herr Vial Isoldens Schreibtisch, vollgepfropft mit Briefen, Tagebüchern, Manuscripten, abgeschriebenen schönen Stellen aus Lamartine und Victor Hugo rc. Auch an verschlossenen Couverts mit der Aufschrift: „Nach meinem Tode ungelesen zu verbrennen" fehlte es nicht.

„Die arme Kleine hat doch noch Geheimnisse," sagte Vial gutmüthig vor sich hin. „Das lasse ich mir gefallen! Du lieber Gott, was mag in diesen verdächtigen Couverts nicht alles stecken! — Hier soll nichts entheiligt werden." —

Er öffnete ein Tagebuch mit einer Art väterlicher Sympathie. Er wollte sehen, ob „die Kleine" eine hübsche Handschrift habe, einen guten Stil schreibe. Er hatte ja Zeit die Hülle und Fülle. — Das, was er las, fesselte jedoch bald seine Aufmerksamkeit. Er hatte seine Lectüre auf der letzten Seite des Tagebuches angefangen und gelangte, zurückblätternd, bis auf die ersten Seiten des zierlichen Bandes. Von Zeit zu Zeit hielt er im Lesen inne, blickte, ohne vom Stuhl aufzustehen, sinnend vor sich hin und klopfte sich dabei mit dem Zeigefinger das harte glattrasirte Kinn.

Einmal stand er auf und musterte mit großer Aufmerksamkeit die Wand, welche Isoldens Schlafzimmer von Miß Hudsons Salon trennte. Er untersuchte dieselbe, indem er mit dem Finger an verschiedenen Stellen anklopfte und überzeugte sich, daß er eine massive, steinerne Mauer vor sich habe. Sodann fiel sein Blick auf einen großen und alten, mit schweren eichenen Thüren verschlossenen Wandschrank. Er öffnete denselben, fand ihn mit Kleidungsstücken angefüllt und überzeugte sich, daß die tiefe Nische, in der er angebracht war, in früheren Zeiten einen, durch eine gewöhnliche Thür verschlossenen Durchgang zwischen den beiden nebeneinanderliegenden Zimmern gebildet hatte. — Jemand, der in dem Schrank stand, mußte ganz genau verstehen können, was nebenan, in Miß Hudsons Zimmer, gesprochen wurde. Waren die Thüren des Schrankes dagegen verschlossen, so wurde dadurch jedes Geräusch, das von der andern Seite herkam, vollständig abgeschnitten.

Herr Vial nickte bedächtig mit dem Kopfe, als er diese Entdeckung gemacht hatte, und nahm die Lectüre des Tagebuches wieder auf.

Endlich, nachdem beinahe eine Stunde dahingegangen war, machte er das Buch zu, brachte in dem Schreibtisch alles wieder in dieselbe Unordnung, die er dort vorgefunden hatte, schloß das Möbel und verließ das Zimmer. Die Wohnung des Grafen ließ er unberücksichtigt, aber er trat von Neuem in

Miß Hudsons Stube und sah sich dort noch einmal aufmerksam um. Ein Beobachtungsposten ähnlich dem, den er für Alfreds Zimmer angebracht hatte, war bei Miß Hudson nicht zu errichten. Ihre Wohnung war auf der einen Seite durch Isoldens Schlafzimmer begrenzt und auf der andern durch eine der massiven, fußdicken Mauern des Schlosses. Nachdem sich Herr Vial von diesem Sachverhalt überzeugt hatte, stieg er in das Erdgeschoß und trat, nach einigem Suchen, in eines der zahlreichen leeren Hinterzimmer, dessen Thür er nur angelegt fand, und dessen Fenster er öffnete. Er sah sich um und horchte. Kein lebendes Wesen ließ sich blicken; alles war still. — Darauf kletterte Herr Vial behende aus dem Fenster in den Park und begab sich schnurstracks nach der Stelle der Mauer, die einige Tage vorher von Alfred untersucht worden war, und an der Herrn Vials Auge das Vorhandensein der Spuren feststellte, die bereits dem ältesten Sohn des Grafen aufgefallen waren.

VIII.

Der Graf und seine Begleiter kehrten erst um vier Uhr nach Villers zurück. Inzwischen waren Briefe und Zeitungen aus Paris angekommen, darunter auch ein Brief René's an Guerre, der einige Aufträge enthielt und mit den Worten schloß:

„In wenigen Tagen ist mein Geburtstag. Ich habe heute darüber nachgedacht, wie schön es doch wäre, wenn ich bis dahin wieder in Villers sein könnte. Du würdest mich dann auch diesmal wieder, wie Du es seit zwanzig Jahren gethan hast, in der Dunkelheit noch aus dem Schlaf wecken, um der Erste zu sein, der mir an jenem Tage gratulirt, und würdest mich vor dem Frühstück auf ein gutes Stück Wild zum Schuß bringen. — Nun, es scheint, es solle nicht so sein; aber ich will nicht darüber klagen. Ich habe die feste Zuversicht, daß diese harte Zeit bald vorübergehen wird. Darauf will ich mich freuen und mich einstweilen ohne Murren in das Unvermeidliche ergeben."

Der alte Guerre war tief gerührt, als er diesen Brief gelesen hatte. Er quälte sich, seitdem er den Mörder Riancourts in Alfred entdeckt zu haben glaubte, unausgesetzt mit dem Gedanken, was er zu thun habe, um René zu befreien, ohne zum Angeber gegen Alfred zu werden. Er war fest entschlossen, René unter keiner Bedingung untergehen zu lassen. Ehe er das gestattete, wollte er lieber Schande und Unglück über Alfreds Haupt bringen. Aber er hatte immer noch gehofft, daß René's Unschuld allein stark genug sein werde, um ihm wieder zur Freiheit zu verhelfen; und in dieser Hoffnung hatte er es bis dahin unterlassen, von seinem Wissen Gebrauch zu machen. Er war weit entfernt, für Alfred dieselbe Hundetreue zu hegen wie für dessen jüngeren Bruder; aber Alfred, mit all seinen Fehlern und Unliebenswürdigkeiten, war dem alten Mann doch lieb und theuer, und wenn er nicht vor die furchtbare Wahl gestellt worden wäre, entweder René oder Alfred verderben zu lassen, so würde keine Macht der Erde etwas von ihm erfahren

haben, was Alfred zu Grunde richten mußte. — René's Brief reifte einen Entschluß in Guerre. Er wollte mit Alfred sprechen, diesem sagen, was er wußte, und dann mit ihm berathen, was geschehen müsse, um René zu retten. Guerre zürnte Alfred darüber, daß dieser die Leiden seines Bruders ruhig mit ansah. Er mußte doch irgend einen Grund gehabt haben, Riancourt zu tödten; er war doch kein gemeiner Verbrecher! Weshalb trat er nicht wie ein Mann hervor und sagte: „Laßt meinen Bruder frei, er ist unschuldig; ich habe Riancourt getödtet!" — Aber Alfred schwieg, und so mußte Guerre sprechen. Jener mochte sich dann den Kopf darüber zerbrechen, wie er es möglich machen könne, sich und seinen Bruder zu retten. Guerre wußte keinen Rath, er wußte nur, daß René durch ihn gerettet werden konnte; — und das sollte geschehen.

Alfred lag auf dem Sopha vor dem Kamin und rauchte. Ellen saß neben ihm. Die Beiden vermieden seit dem Streit, den sie vor einigen Tagen gehabt hatten, von Riancourt zu sprechen. Da sie aber, gleich den andern Mitgliedern der Familie Villers, nicht umhin konnten, hauptsächlich gerade an Riancourt und an die Umstände, die seine Ermordung begleitet hatten, zu denken, so war ihr Zusammensein seitdem häufig ein verlegenes gewesen. Und auch an jenem Abend hatten sie lange Zeit stumm nebeneinander gesessen. Plötzlich vernahmen sie, daß Jemand schüchtern anklopfte. Ellen erhob sich schnellgefaßt und huschte geräuschlos in das anstoßende Schlafgemach, dessen Thür sie hinter sich schloß.

Alfred traute seinen Ohren nicht. Wer wagte es, ihn zu dieser Stunde — es war acht Uhr Abends — zu stören? Hatte er den Dienern nicht auf das strengste untersagt, nach dem Frühstück die oberen Räume des Hauses zu betreten? Hatte er nicht Jedermann im Hause zu wissen gegeben, daß er unter keinen Umständen auf seinem Zimmer behelligt werden wollte? — Es wurde ein zweites Mal geklopft und stärker. Alfred erhob sich wüthend und lief der Thür zu, die er öffnete. — Vor ihm stand der alte Guerre.

„Was willst Du hier?" herrschte Alfred ihn an.

„Ich habe Sie in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen."

„Weshalb wartest Du nicht, bis ich herunterkomme? Habe ich nicht befohlen, man solle mich hier ein für allemal in Frieden lassen? Bin ich der Herr oder bist Du es?"

„Sie sind es, gnädiger Herr. Aber es handelt sich um etwas Wichtiges. Ich mußte sie sprechen, und allein, und gleich, und deshalb habe ich es gewagt, Ihren Befehlen zuwiderzuhandeln."

Der Ernst und die Niedergeschlagenheit in Guerres Mienen und Wesen machten Alfred doch betroffen.

„Nun, was giebt es?" fragte er etwas sanfter, ohne jedoch den Eingang frei zu geben.

„Lassen Sie mich eintreten, gnädiger Herr! — Es handelt sich um Ihren Bruder, um den Tod des Herrn von Riancourt."

„Komm schnell! . . Was giebt es?“

Guerre trat endlich ein. Er sah sich ängstlich und verlegen um.

„Hier setz' Dich! . . Sprich! . . Weißt Du etwas?“

„Ich weiß Alles, Herr Alfred.“

Er setzte sich, wie es der Vicomte ihn geheißen hatte, aber er hob die Augen nicht zu ihm auf. Er drehte seine Pelzmütze, die er in der Hand behalten hattt, mechanisch hin und her und blickte in das glimmende Kaminfeuer.

„Nun, so sprich!“ forderte Alfred ihn auf.

„Ach, Herr Alfred,“ sagte Guerre in flehendem Tone, „weshalb soll ich noch sprechen, nachdem ich Ihnen gesagt habe, daß ich Alles weiß?“

Er machte eine Pause, während der Alfred ihn in größter Verwunderung ansah, und fuhr dann gerührt und mit wachsender Leidenschaftlichkeit fort:

„Herr Alfred, Sie haben vielleicht manchmal an mir gezweifelt, weil ich Ihnen immer Herrn René vorzog; aber sehen Sie, Herr Alfred, wenn ich Ihr leiblicher Vater wäre, so könnte ich Sie nicht mehr lieben als ich es thue. Ich habe Ihren Vater als jungen Mann gekannt; ich war schon lange Jahre im Schlosse, als er sich verheirathete; die Uhr, die ich noch heute trage, wurde mir geschenkt, als Sie geboren wurden. Ich habe seit vierzig Jahren an Freud und Leid Ihrer Familie theilgenommen, wie an meinem eigenen. Ich bin ein alter einsamer Mann. Ich habe nichts auf der Welt, woran ich hänge als Ihren Bruder, Ihren Vater, das gnädige Fräulein und Sie, Herr Alfred. — Herr Alfred, was geschehen ist, bricht mir das Herz. Ich möchte, ich hätte es gethan; ja, beim lebendigen Gott, ich möchte es! Ich würde ebenso gern für Sie sterben wie für René. Ja, ich würde es thun, ich schwöre es! . . Glauben Sie mir! — Herr Alfred, Sie sind ein gelehrter und kluger Mann; geben Sie einen Rath. — Ich weiß keinen.“

Der Vicomte wußte zunächst nicht, was er sagen sollte. Er war starr vor Erstaunen. Hatte René's Unglück dem armen Guerre den Kopf verdreht oder war er einfach betrunken, wie ihm dies bei feierlichen Gelegenheiten zu passiren pflegte. Er blickte den Jäger scharf an. Guerres Gesicht war keineswegs geröthet. Im Gegentheil, es sah bleicher aus als gewöhnlich, und ein Ausdruck hülfloser Niedergeschlagenheit lagerte darauf.

„Ist der Mann verrückt geworden?“ sagte Alfred in sich hinein. Dann wandte er sich an Guerre und fuhr laut fort: „Geh' zu Bett, Du bist nicht wohl. Wir wollen morgen von der traurigen Geschichte weiter sprechen. Gute Nacht . . . Du bist eine treue Seele . . . gute Nacht!“

Aber Guerre antwortete auf diese Aufforderung, zu gehen, nur durch einen im höchsten Grade erstaunten und entrüsteten Blick.

„Gnädiger Herr,“ sagte er, „ich verstehe Sie nicht. Was soll das? . . Ich wiederhole Ihnen, daß ich Alles weiß.“

Nun riß Alfred die Geduld.

„Scheer' Dich zum Teufel mit Deiner Allwissenheit!“ rief er ärgerlich. „Mach, daß Du fortkommst, und leg' Dich zu Bett.“

Guerre rührte sich nicht vom Stuhle, aber er zog einen kleinen Gegenstand aus der Tasche, den er Alfred unter die Augen hielt.

„Hier, gnädiger Herr," sagte er ernst; „werden Sie mir nun glauben?"

Alfred betrachtete den Gegenstand: es war eine Patrone. Er nahm sie aus Guerres Hand und erkannte, daß es eine von seinen Patronen war. Er sah Guerre fragend an, aber noch immer nicht beunruhigt.

„Sie hatten vergessen, den linken Lauf zu entladen," flüsterte Guerre. Ich fand die Patrone dort am Mittwoch Morgen . . . glücklicherweise war ich allein."

Alfred erkannte nun wohl, daß den dunklen Worten des Jägers ein noch nicht aufgeklärter Thatbestand zu Grunde liegen müsse.

„Nun höre mich einmal an, Guerre," sagte er ruhig. „Wenn ich Dir jetzt wiederhole, daß ich von alle dem, was Du mir da erzählst, auch nicht ein Sterbenswörtchen verstanden habe, wirst Du Dich dann endlich bequemen, wie ein vernünftiger Mensch zu sprechen und mir zu sagen, worum es sich eigentlich handelt? — Was soll es bedeuten, wenn Du mir sagst, daß Du Alles weißt? — Wo hast Du diese Patrone gefunden? Was hat sie mit René oder Gaston zu thun? — Nun, sprich endlich! . . . "

„Sehr wohl, gnädiger Herr," antwortete Guerre mürrisch. „Ich meine, Sie hätten mir die traurige Erzählung ersparen können; aber ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin, und gehorche." Und in kurzen Worten berichtete er nun von der Entdeckung, die er am Morgen nach dem Morde im Jagdzimmer gemacht hatte. — Als er schwieg, trat eine Pause ein. Dann fragte Alfred mit leiser, rauher Stimme:

„Du bist sicher, daß es mein Gewehr war?"

„Sicher."

„Sicher, daß Du es am Abend vorher gereinigt hattest?"

„Sorgfältig ausgewischt, wie ich es immer mit Ihren Waffen thue."

„Sicher, daß diese Patrone im linken Lauf meines Gewehres steckte?"

„So sicher, wie ich Sie vor mir sehe, Herr Alfred."

„Und Du würdest das Alles beschwören können?"

„Bei meinem Leben und bei meiner Seligkeit."

Wiederum trat eine Pause ein. Alfred athmete schwer und wischte sich mit der Hand über die Stirn. Er sah wie ein Gespenst aus: todtenbleich.

„Guerre," fuhr er endlich mit heiserer Stimme fort. „Du hast bis heute geschwiegen; das war recht von Dir, und ich werde es Dir bis an Dein Lebensende nicht vergessen. Nun versprich mir zu schweigen, bis ich Dir die Zunge löse. Versprich mir das. — Mein Bruder soll nicht unschuldig zu leiden haben, darauf gebe ich Dir mein Wort. Aber, sage Du mir: kann ich mich ganz und gar darauf verlassen, daß Du schweigen wirst?"

„Das können Sie. Gott ist mein Zeuge, daß ich Ihr Unglück nicht will. Aber ich mußte an Herrn René denken, da Sie es nicht thaten."

Guerre zürnte Alfred noch wegen seines Verhaltens René gegenüber;

sein größter Wunsch jedoch war, Alfred und René, die Ehre der Familie Villers zu retten.

„So — nun laß mich allein," sagte Alfred. „Morgen früh, vielleicht heute Abend noch, werde ich Dich zu mir bescheiden. Du wirst es schon verstehen, wenn ich Dir ein Zeichen gebe. Nun geh!"

In dem Augenblick, da sich die Thür hinter Guerre wieder geschlossen hatte, öffnete sich die des Schlafzimmers, und Ellen näherte sich Alfred, ebenso bleich wie dieser, mit strengem, Unheil verkündendem Blick.

„Du hast gehört?" fragte Alfred schaudernd.

„Jedes Wort."

„Nun, und was sagst Du?"

„Du mußt sofort entfliehen — heute Nacht noch. Du kannst Dich auf den alten Mann nicht verlassen. Ich bin bereit, meine Pflichten als Dein Weib selbst jetzt noch zu erfüllen, und Dich zu begleiten."

Alfred kreuzte die Arme über die Brust und maß Miß Hudson vom Kopf bis zu Füßen.

„Was soll diese Komödie?" fragte er verächtlich.

„Das nennst Du eine Komödie?" sagte sie mit zitternder Stimme. „Einen Mord eine Komödie? Oder hat Guerre gelogen? Oder kannst Du seine niederschmetternden Aussagen vernichten? Sie zeihen Dich des Mordes — Dich, Alfred de Villers!"

Alfred rang nach Athem und Fassung.

„Das wagst Du mir zu sagen?" brachte er endlich hervor, „mir, der ich weiß, daß nur Du, Du allein, heimlich in mein Zimmer kommen und jene Patronen entwenden konntest? — Jetzt verstehe ich auch, weshalb Du neulich Isolden verdächtigen wolltest! Weshalb klagst Du nicht auch meinen Vater an?"

„Du suchst nach Ausflüchten," antwortete sie kalt, „und sprichst in Deiner Rathlosigkeit in den Tag hinein, ohne Dir Rechenschaft abzulegen von dem, was Du sagst. Der Name Deines Vaters oder Deiner Schwester ist mir nicht über die Lippen gekommen; ich habe nicht einmal an sie gedacht. — Ich mache Dir keine Vorwürfe; Du brauchst Dich vor mir nicht zu vertheidigen. Ich sage Dir noch einmal, ich bin bereit, Dir zu helfen. Stößt Du meine Hand aber von Dir, so ziehe ich mich zurück und überlasse Dich Deinem Schicksal."

In Alfred kochte das heiße Blut seiner Mutter. Er trat funkelnden Auges vor Ellen hin und hielt ihr die geballte Faust vor das Gesicht und rief ihr zu, sie solle schweigen.

Sie rührte sich nicht von der Stelle.

„Schlag zu!" höhnte sie. „Vielleicht schlägst Du mich todt. Dann bist Du wieder frei! Das willst Du ja! Glaubst Du, ich habe nicht erkannt, wie sehr ich Dir zur Last bin, wie sehr Du meinen Tod wünschst? — Ich habe meine Rechnung mit Dir auch längst abgeschlossen; es freut mich,

daß ich es Dir endlich sagen kann. Es brannte mir seit Monaten auf dem Herzen. Oh, wie Du mich gequält hast, wie ich nach Rache dürstete! — Und nun, da Du es endlich weißt, wirst Du wohl darauf verzichten, mich an Deiner Stelle in den Tod zu schicken!"

„Ellen!" flüsterte er drohend, vor Wuth zitternd.

Sie fühlte seinen heißen Athem auf ihrem Gesicht. Aber sie war tapfer.

„So schlag doch zu!" wiederholte sie.

Es wurde ihm roth vor den Augen. Alles Blut schien sich in seinem Kopfe zusammenzudrängen. Wüthender Zorn machte ihn blind und wahnsinnig. Er konnte das höhnende, verhaßte Gesicht nicht mehr vor sich sehen . . . Hatte er es von sich gestoßen? . . . Was war geschehen? . . . Er wußte nicht, was er gethan hatte. Er erwachte plötzlich wie aus einer Betäubung, als er eine dunkle Gestalt stumm vor sich zusammenbrechen sah.

Er beugte sich über sie. — Sie röchelte schwer. — Nach einigen Secunden öffnete sie die Augen wieder und richtete sich ganz langsam empor. Sie näherte sich rückwärts gehend der Thür, die hellen Augen mit dem Ausdruck tödtlichen Hasses starr auf ihn gerichtet. Er blieb wie versteinert auf derselben Stelle stehen, wo er sie hatte fallen sehen — und gleich darauf war er allein im Zimmer.

Miß Hudson aber stieg schnellen und sicheren Schrittes, als sei ihr nichts Außergewöhnliches zugestoßen, die Treppe hinunter, ohne zu bemerken, daß der neue Kammerdiener, der aus dem leeren Gemach neben Alfreds Zimmer auf den Corridor getreten war, oben an der Treppe stand, ihr aufmerksam nachblickte, und, als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, unhörbaren Schrittes die Haupttreppe hinuntereilte und das Schloß verließ.

In ihrem Zimmer angelangt, war Miß Hudsons erste Sorge, vor den Spiegel zu treten, und ihr Haar zu ordnen. Dann schellte sie und sagte mit leiser Stimme, um sich nach der Zofe umzuwenden, die in der Nähe der Thür stehen geblieben war:

„Bestellen Sie dem Herrn Grafen, ich bäte ihn, mich für heut' Abend entschuldigen zu wollen; ich litte an einer heftigen Migräne und sei außer Stande, das Zimmer zu verlassen."

Als sie wieder allein war, trat sie an das Fenster und schaute lange hinaus in die Nacht. Der Schnee lag wie ein ungeheures Leilich über der Erde, und die alten Bäume des Parkes streckten ihre kahlen Aeste wie Geisterarme hinaus in die stille, eisige Luft. Eine unheimliche Angst befiel sie. Sie wollte in das helle Zimmer zurücktreten; aber sie war an dem Platz am Fenster wie festgebannt. — Es schien ihr, als sehe sie dunkle Gestalten, die sich unter den Bäumen bewegten. — Ja, da war etwas, was sich dem Schlosse näherte! — Sie taumelte zurück, als hätte sie einen Geist erblickt. Ihre Augen irrten wild im Zimmer umher. Sie faßte sich jedoch schnell und stellte sich wieder an das Fenster. Sie mußte sich Rechenschaft

ablegen von dem, was sie dort drüben gesehen hatte: etwas Unheimliches, das sie mit Grausen erfüllte. — Ein Mann trat aus dem Dunkel der Bäume hervor und ging langsam über den Hof. Ein Lichtstrahl fiel auf sein Gesicht. Sie erkannte den neuen Kammerdiener des Grafen und athmete auf, wie von einer furchtbaren Beängstigung befreit.

Sie setzte sich vor den Kamin. Sie war unruhig. Sie schien zu lauschen; dann blickte sie verstohlen nach der Thür, als erwarte sie, daß Jemand hereintrete; endlich versank sie in ein dumpfes Hinbrüten und blieb unbeweglich sitzen, die Augen auf das verglimmende Kaminfeuer gerichtet.

Ein leises Geräusch ließ sich plötzlich vernehmen, wie wenn man von draußen mit dem Finger vorsichtig an eine der Fensterscheiben gepocht hätte. Sie sprang entsetzt in die Höhe, und ihre Augen richteten sich mit einem Ausdruck wilder Angst auf das Fenster. — Sie zauderte eine Secunde, dann durchschritt sie schnell das Zimmer und trat wiederum an das Fenster. — Tiefe, stille Nacht breitete sich vor ihr aus. — War sie verdammt, in Zukunft zu erzittern vor jedem Geräusch, von dem sie sich nicht sofort Rechenschaft ablegen konnte, vor jeder Erscheinung, die sie nicht auf den ersten Blick erkannte? — Sie netzte sich die Stirn mit kaltem Wasser und nahm den Platz vor dem Kamin wieder ein. — Aber sie konnte nicht zur Ruhe kommen. Jetzt war ihr, als stände hinter ihr Etwas, vor dem ihr graute. — Es konnte nicht sein. — Das Zimmer war leer, — sie wußte es. Aber dies Bewußtsein genügte nicht, sie zu beruhigen. — Die Einsamkeit, die Todtenstille wurden ihr unerträglich. — Sollte sie zu Alfred hinaufgehen? Sollte sie sich mit ihm zu versöhnen suchen? — Ihm alles bekennen? — Alles? — Nein, das war unmöglich! Sie fühlte, daß sie fortan allein leben müßte mit ihren furchtbaren Gedanken, mit dem namenlosen Grausen, das ihr Herz wie mit eisiger Kälte füllte. — Was war das? — Sie blickte scheu über ihre Schulter nach dem Fenster. Stand dort nicht eine Gestalt, deren glanzlose, todte Augen auf sie gerichtet waren? — Sie konnte es nicht länger ertragen — sie wankte der Thür zu.

Da knarrten die Treppenstufen. Der Graf und Isolde zogen sich in ihre Gemächer zurück. Ellen hörte deutlich, wie die Beiden von einander Abschied nahmen. Sie stand behutsam auf und trat wieder an das Fenster und beobachtete von dort aus das helle Licht, das in großen regelmäßigen Flächen aus den erleuchteten Fenstern auf die Mauer eines gegenüberstehenden dunklen Gebäudes geworfen wurde.

In Isoldens Schlafzimmer wurde ein schwerer Vorhang herabgelassen, der das Licht nur spärlich und schwach durchdringen ließ. Bald erlosch es gänzlich. — Das junge Mädchen hatte sich augenscheinlich zur Ruhe begeben. Der Graf wachte noch. Ellen konnte an seinem Schatten, der sich übermenschlich groß auf der erhellten Stelle der Mauer abzeichnete, erkennen, daß er im Zimmer auf- und abging. Gleich darauf stand er still. Es erschien ein zweiter, kleinerer Schatten neben dem seinigen.

Ellen trat in ihr Zimmer zurück, und an der Wand hinschleichend, so daß ihr Körper keinen Schatten nach außen warf, näherte sie sich der Lampe, die sie auslöschte. Die beiden Schatten saßen sich jetzt gegenüber. Ellens Herz klopfte, als wolle es ihr die Brust zersprengen. — Wer konnte es sein, der zu nächtlicher Stunde den Grafen in seinen Privatgemächern aufsuchte? — Alfred allein! — Sie mußte hören, was er seinem Vater mittheilte. Und sollte es ihr Leben kosten, sie wollte es hören!

Sie öffnete leise die Thür ihres Zimmers und bemerkte, daß unten im Hause noch Licht brannte. Sie mußte warten, bis dort Alles zur Ruhe gegangen war. Nach einer halben Stunde waren endlich die Lichter ausgelöscht, und tiefe Stille herrschte im ganzen Schloß. Nur aus dem Zimmer des Grafen ließ sich eine Männerstimme vernehmen, die in fließender Rede, eintönig, ununterbrochen sprach.

Ellen zog sich die Schuhe aus und schlich aus ihrem Zimmer. — Nach wenigen Minuten schon huschte sie wieder hinein. — Unmittelbar darauf wurde auch das Zimmer des Grafen geöffnet, und in der Thür erschien der neue Kammerdiener mit einem Lichte in der Hand. Er warf spähende Blicke nach rechts und links; aber sein Auge konnte nichts Verdächtiges entdecken. Darauf trat er in den Salon des Grafen zurück, dessen Thür von dem scharfen Zuge im Corridor mit lautem Getöse hinter ihm zugeworfen wurde. Gleichzeitig wurde auch die Thür, die zu Ellens Zimmer führte und die nur angelegt gewesen war, behutsam geschlossen. — Hinter dieser Thür wurde die Lampe, die vorher ausgelöscht worden war, nicht wieder angezündet. Ellen traf im Dunkeln Vorbereitungen, um sich zur Ruhe zu begeben. Sie ging dabei mit eigenthümlicher Regsamkeit und Hast zu Werke. — Eine Pause trat ein. — Ein Stuhl wurde umgestoßen. Ein schwerer, schwingender Körper schlug mit dumpfem Geräusch zweimal gegen die Thür. Dann wurde alles still, und nichts regte sich mehr in Ellens Zimmer.

* * *

Draußen war der Sturm losgebrochen. Er rüttelte an den Thüren und Läden des Schlosses, als wollte er sie aufreißen, als wollte er aufdecken, was darin Schreckliches vorging. Er seufzte, er ächzte, er schluchzte: unheimlich wild, drohend, dann wieder winselnd, flehend Einlaß begehrend — aber Niemand achtete seiner Stimme; nur die Hunde im Zwinger ließen ein langgezogenes, klägliches Geheul vernehmen. — Gegen ein Uhr Morgens hatte das Unwetter seinen Höhepunkt erreicht. Ein wüthender Windstoß entwurzelte einen Baum, der Jahrhunderten getrotzt hatte, der sich nun langsam dem Schlosse zuneigte, als grüßte er zum letzten Male das Haus, das er so lange beschattet, und der plötzlich, wie vor dem Anblick etwas Entsetzlichen, mit furchtbarem Krachen und Stöhnen zusammenbrach.

In Isoldens Zimmer wurde es wieder hell, und bald darauf klopfte das junge Mädchen bei ihrem Vater an, um zu fragen, was vorgefallen

sei. Der Graf trat ihr in der Thür entgegen und geleitete sie nach ihrem Zimmer zurück. Es sei nichts, sagte er; sie solle nur ruhig schlafen. Aber er selbst sah bleich und verstört aus.

„Laß mich bei Dir bleiben, Vater," bat sie. „Ich habe Furcht. Es war mir, als hörte ich in meiner Nähe Aechzen und Wimmern."

„Es ist nichts — Du hast geträumt — begieb Dich wieder zur Ruh', mein Kind."

„Darf ich Luise rufen? — Ich habe Furcht, Vater!"

„Nein, nein! Warte auf mich, wenn Du nicht schlafen kannst. Ich komme bald zu Dir."

Auch im Zimmer des Vicomte wurden Lichter angezündet, und Alfred beugte sich aus dem Fenster, das er jedoch bald wieder schloß.

Guerre mit einer Laterne in der Hand und von seinem Hunde gefolgt, trat vor das Haus, um sich Rechenschaft von den Verwüstungen abzulegen, die der Sturm dort angerichtet hatte. Alles, was im Schlosse lebte, war aus dem Schlafe geschreckt. — Nur in Miß Hudsons Zimmer blieb es dunkel und still wie in einem Grabe.

IX.

Der Graf hatte die Mittheilung, Miß Hudson werde nicht zum Thee erscheinen, mit einer gewissen Befriedigung entgegengenommen. Ellens Gesellschaft, an die er seit Jahren gewöhnt war, störte ihn unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht; aber seitdem das Unglück hereingebrochen, seitdem René eines Verbrechens angeklagt, verhaftet worden war, fühlte der alte Graf, daß Miß Hudson doch nur eine Fremde sei, und daß ihre Gegenwart ihn verhinderte, so mit Isolden zu sprechen, wie es ihm um's Herz und in seinem großen Schmerze ein Bedürfniß war.

„Es ist gut," antwortete er dem Diener, der ihm Miß Hudsons Bestellung gegen zehn Uhr, einige Stunden bevor der verheerende Sturm losbrach, gebracht hatte. Darauf wandte er sich an Isolden, die damit beschäftigt war, den Thee zu bereiten, und sagte:

„Laß das, mein Kind — setz' Dich zu mir — ich fühle mich so allein."

Isolde näherte sich langsam ihrem Vater. Zwei Schritte vor ihm blieb sie stehen, legte die Hände vor das Gesicht und brach in heftiges Weinen aus: in jenes convulsive, trostlose Schluchzen, das nur Frauen kennen.

„Mein armes Kind," sagte der Graf, „komm' zu Deinem Vater!"

Sie setzte sich, ohne die Hände von ihrem Gesicht zu nehmen, auf die Kniee ihres Vaters und legte den Kopf an seine Schulter. Er streichelte ihr zärtlich das Haar und sprach sanfte freundliche Worte zu ihr.

„Vater!" jammerte sie, „ich kann es nicht ertragen; ich wollte, ich wäre todt!"

Er beugte sich etwas zurück, um ihr in's Gesicht zu sehen; aber sie hielt es ihm verborgen.

Er nickte traurig und bedeutungsvoll mit dem Kopf.

„Mein geliebtes Kind," sagte er, „weinst Du um den armen Gaston?"

Sie antwortete nicht, aber sie drückte ihren Kopf noch fester an seine Brust, und er sah an den Bewegungen ihrer Schultern, wie bitterlich sie weinte. Er schwieg, und nach einer Weile schien auch Isolde sich zu beruhigen. Sie stand auf, trocknete sich die Augen und sagte, ohne ihn anzusehen:

„Lieber Vater, ich möchte schlafen gehen."

Er begleitete sie bis zur Thür ihres Zimmers, wünschte ihr dort eine gute Nacht und begab sich sodann in sein eigenes Gemach.

Unmittelbar darauf wurde bei ihm angeklopft, und Herr Vial trat in der ihm eigenthümlichen, geräuschlosen Weise in das Zimmer. Ein schwaches Lächeln flog über das abgehärmte Gesicht des Grafen, der freundlich sagte:

„Nun, Herr Vial, haben Sie wichtige Entdeckungen gemacht?"

„Ja, Herr Graf."

Der alte Mann sah den Polizisten erstaunt an.

„Belieben Sie Platz zu nehmen," fuhr dieser fort. „Mein Bericht wird nicht kurz sein."

Herr von Villers setzte sich und wies stumm auf einen Stuhl. Vial rückte diesen in die Nähe des Grafen, ließ sich nieder, ohne irgend welche Umstände zu machen, und begann sofort seine Erzählung, und zwar in dem ruhigen, deutlichen Ton eines geschulten Berichterstatters:

„Ich habe mancherlei zu melden, was Sie in Erstaunen setzen, mancherlei, was Ihnen peinlich sein wird, Herr Graf; deshalb will ich zunächst etwas Erfreuliches mittheilen: Der Mörder des Herrn von Riancourt ist entdeckt. Herr René de Villers ist an dem Verbrechen unschuldig. Ich habe nach Paris telegraphirt, um den Polizeipräfecten von dem Sachverhalt in Kenntniß zu setzen. Ihr Sohn wird, nachdem einige kleine Formalitäten erfüllt sind, aus der Untersuchungshaft entlassen werden; möglicherweise können Sie ihn schon morgen hier begrüßen."

„Gott sei gelobt!" sagte der Graf. Er schwieg einen Augenblick, dann setzte er gerührt hinzu: „Ich habe Ihnen viel zu danken, Herr Vial."

Er erhob sich und drückte dem Polizisten die Hand, was sich dieser ruhig gefallen ließ, und wobei er eine kurze Bewegung des Kopfes machte, gleichsam als wollte er sagen: „Es ist schon gut, bemühen Sie sich nicht weiter."

„Ich möchte Sie um die Erlaubniß bitten," fuhr Vial laut fort, „Ihnen zunächst einen vollständigen Bericht über das, was ich hier in Erfahrung gebracht habe, zu erstatten. Ueber die Art und Weise, wie ich meine Kenntnisse gesammelt habe, werde ich Ihnen später, wenn Sie es wünschen sollten, Rede und Antwort stehen."

Der Graf gab seine Zustimmung durch ein stummes Zeichen zu erkennen.

„Zwischen Ihrem Gutsnachbarn, Herrn Gaston von Riancourt, und Ihrem Fräulein Tochter," hub darauf Vial seinen Bericht an, „hat während

langer Jahre ein harmloses Liebesverhältniß bestanden. Die jungen Leute hatten sich als Kinder liebgewonnen und die Verabredung getroffen, sich später zu heirathen. Für Fräulein Isolde war die Sache heiliger Ernst. Ich habe keinen Grund, anzunehmen, daß nicht auch Herr von Riancourt, eine Zeitlang wenigstens, vollständig aufrichtig war. Aber junge Männer halten sich im Allgemeinen nicht für verpflichtet, nur einer Dame den Hof zu machen, auch wenn sie fest entschlossen sind, sich schließlich mit dieser zu vermählen. Herr von Riancourt scheint in dieser Beziehung noch leichtfertiger gewesen zu sein, als die meisten seiner Altersgenossen. Fräulein Isolde beklagte sich oftmals darüber. Ihr Unwille nahm jedoch erst dann einen ernsten Charakter an, als sie zufälligerweise die Entdeckung machte, Herr von Riancourt habe ein Verhältniß mit Miß Hudson angeknüpft. Fräulein Isolde machte dem Ungetreuen Vorwürfe. Es kam zu einer heftigen Scene zwischen den Beiden, und ein offener Bruch würde bereits damals, vor etwa drei Jahren, herbeigeführt worden sein, wenn Herr von Riancourt, wie gewisse Leute es in solchen Fällen für ehrenhaft halten, nicht die Wahrheit abgeschworen und feierlichst versichert hätte, Fräulein Hudson sei unschuldig. Ihre Tochter glaubte ihm nur halb und beabsichtigte damals, Sie zu veranlassen, Miß Hudson aus dem Hause zu entfernen. Riancourt aber verstand es, seinen großen Einfluß auf Fräulein Isolde so auszubeuten, daß diese, auf Grund allerhand romantischer Vorspiegelungen, einen Eid leistete, Miß Hudson unbehelligt im Besitz der Stellung zu lassen, zu der sie sich in Ihrem Hause emporgeschwungen hatte, und nichts zu sagen oder zu unternehmen, was ihr schaden könne. — Fräulein Isolde hat ihr Wort treulich gehalten, obgleich ihr dies manch harten Kampf gekostet hat.

„Riancourt und Miß Hudson sahen sich häufig. Nach einiger Zeit jedoch wurden die Riancourtschen Besuche der jungen Dame lästig. Sie hatte es nämlich vortheilhaft gefunden, ein zweites Verhältniß anzuknüpfen, und zwar mit Ihrem ältesten Sohne. Aber während sie Riancourt gegenüber keineswegs spröde gewesen war, gewährte sie dem Vicomte nicht die geringste Gunstbezeugung, so daß dieser, der sich leidenschaftlich in sie verliebt hatte, ihr die Ehe versprach und sie, vor etwa anderthalb Jahren, heimlich heirathete."

„Unmöglich!" rief der Graf.

„Es ist genau so, wie ich zu berichten die Ehre habe," sagte Herr Vial. „Die Heirath dürfte in London vollzogen worden sein, wohin Fräulein Hudson sich vor anderthalb Jahren auf kurze Zeit unter dem Vorwande begeben hatte, sie sei an das Sterbebett eines nahen Verwandten berufen worden. Gewißheit habe ich mir über diesen Punkt nicht verschaffen können, da der Vicomte sowohl wie Miß Hudson keinerlei compromittirende Papiere umherliegen lassen. Daß Miß Hudson sich aber Vicomtesse de Villers nennt, das habe ich mit eigenen Ohren gehört. Ich belauschte das Paar während einer heftigen Scene, die vor wenigen Stunden zwischen ihnen stattgefunden hat."

„Aber die Person ist häßlich, sie ist arm, sie ist nicht einmal liebenswürdig," fiel der Graf wieder ein.

„Sie ist ganz außerordentlich klug," entgegnete Vial, „das genügt in den meisten Fällen, wenn eine Frau es darauf angelegt hat, einen jungen Mann einzufangen. In dem vorliegenden Falle hat es genügt."

Der Graf schlug die Hände zusammen und wiederholte ein über das andere Mal: „Unglaublich! unglaublich!"

Vial ließ ihm einige Minuten Zeit, sich wieder zu sammeln und fuhr dann fort:

„Ob die junge Ehe je eine glückliche gewesen ist, darüber fehlen mir Anhaltspunkte. Wahrscheinlich ist es, daß der Vicomte den von ihm gethanen Schritt bald bereute und dies seiner Frau deutlich zu verstehen gab; aber die Sache war nicht mehr rückgängig zu machen, so lange es der Vicomtesse gelang, ihr Verhältniß zu Herrn von Riancourt geheim und den Schein zu wahren, daß sie die eheliche Treue in keiner Weise verletzte. Es wird Ihren Sohn schon Mühe genug gekostet haben, seine Frau zu bewegen, die Verbindung geheim zu halten. Ich denke mir, daß Beide Ihren Zorn und eine Enterbung als Folge desselben fürchteten, und deshalb eine günstige Gelegenheit abwarten wollten, um Ihre nachträgliche Zustimmung zu der abgeschlossenen Verheirathung zu erlangen. — Einstweilen wurde jedoch Herr von Riancourt der jungen Frau von Villers mit jedem Tage unbequemer. Er frequentirte schlechte Gesellschaft, er war ein leichtsinniger Mensch; er war nicht etwa ein Gewohnheitstrinker, aber es passirte ihm nicht selten, bei fröhlichen Gelagen sehr aufgeräumt und bedenklich schwatzhaft zu werden. Eine Unvorsichtigkeit seinerseits konnte genügen, um Miß Hudson für immer zu verderben. Sie versuchte vielerlei, um ihn aus dem Schlosse zu entfernen: sie wurde unliebenswürdig, zanksüchtig, sie heuchelte Eifersucht auf Fräulein Isolde; schließlich, nachdem sie bereits seit einem Jahr verheirathet war, verlangte sie von Riancourt, er solle sie zu seiner Frau machen, und schwor, sie werde ihm oder sich das Leben nehmen, wenn er dies nicht thäte. Kurz, sie erschöpfte alle Mittel, die sie ersinnen konnte, um dem jungen Lebemanne den Aufenthalt in Villers zu verleiden. — Riancourts Besuche wurden danach auch immer seltener; aber er blieb nicht ganz fort, und seine Anwesenheit erfüllte Miß Hudson jedes Mal mit tödtlicher Unruhe.

„Wie Sie sich erinnern werden, speiste Herr von Riancourt hier zum letzten Male an einem Sonntag. Am Freitag vorher war er mit Miß Hudson heimlich zusammengetroffen, und diese hatte ihn bei der Gelegenheit wieder mit ihrer geheuchelten Eifersucht geplagt und von ihm verlangt, die Einladung zum Essen auf Sonntag nicht anzunehmen. Aber Herr von Riancourt war ein eigensinniger junger Mann, und trotz des Verbotes seiner Geliebten erschien er hier an dem bewußten Tage. Miß Hudson machte sich überall im Hause zu schaffen, um ihm aus dem Wege zu gehen. Dies reizte ihn nun, ihr nachzustellen, und es gelang ihm auch, sie auf einem Corridor

zu erhaschen und sie — der Gefahr ausgesetzt, vom Vicomte überrascht zu werden — einen Augenblick allein zu sprechen. Am Abend trafen die Beiden wieder in Miß Hudsons Zimmer zusammen. Ich vermuthe, daß die junge Dame Herrn von Riancourt dies Rendezvous gegeben hatte, um ihn möglichst schnell abzufertigen, als er sie vor dem Essen in so compromittirender Weise behelligt hatte.

„Die Unterredung, die an jenem Sonntag Abend zwischen Miß Hudson und Riancourt stattfand, war entscheidend. Miß Hudson verschoß bei der Gelegenheit ihre letzten Pfeile. Sie wollte an Riancourts Ritterlichkeit appelliren; sie vertraute ihm an, daß sie mit dem Vicomte verheirathet sei und beschwor ihren Geliebten unter Thränen, sie nicht unglücklich zu machen, und Villers, vorläufig wenigstens, ganz zu meiden. Gleichzeitig eröffnete sie ihm neue Perspectiven für die Zukunft: er möge nur abwarten, daß sie vor aller Welt Vicomtesse de Villers sei, dann solle er der liebste Gast in ihrem Hause werden. Der skeptische junge Edelmann schüttelte lächelnd den Kopf. Er wußte, daß Fräulein Hudson es mit der Wahrheit niemals genau nahm. Er kannte ihre lebhafte Einbildungskraft, er hielt die ganze Heirathsgeschichte für eine Fabel, die nur erfunden war, um ihn aus einem Platze zu verdrängen, den man dem Vicomte, als dem bequemeren und wohl auch reicheren Liebhaber, einräumen wollte. Aber es verletzte seine Eitelkeit, vom Vicomte aus dem Felde geschlagen zu sein, und er machte einige unzarte und boshafte Bemerkungen, die sie mit Wuth und Haß gegen ihn erfüllen mußten. Schließlich drohte er sogar, sich bei erster Gelegenheit mit dem Vicomte auszusprechen und besiegelte damit sein Schicksal. — Was in jenem Augenblick in ihrem Herzen vorging, darüber kann man nur Vermuthungen anstellen. Meiner Meinung nach sah die geängstigte Frau in dem unzuverlässigen Riancourt eine stete und furchtbare Gefahr für ihre ganze Existenz, und der Entschluß reifte plötzlich in ihr, ihn zu beseitigen. Sie änderte auf einmal den Ton, in dem sie bis dahin gesprochen hatte, und sagte: ‚Sehr wohl, sprechen wir nicht mehr davon.‘ — Er gab eine verletzende, leichtfertige Antwort, und es scheint, daß er gleich darauf den Versuch machte, sie zu umarmen, denn nach einer kleinen Weile sagte sie mit einem Anflug von Ungeduld: ‚Laß das heute.‘ Was er darauf antwortete, und sie dann noch sagte, blieb Ihrer Tochter, die sie belauschte, und deren ausführlichen Tagebuchaufzeichnungen ich diese Unterhaltung entnommen habe, unverständlich. Wahrscheinlich versprach Miß Hudson Herrn von Riancourt, ihn am Dienstag Abend wieder zu empfangen.

„Meine Tochter sollte gelauscht haben?“

„Ja, Herr Graf! — Aber gestatten Sie mir zunächst, meinen Bericht zu vollenden.

„Die Zusammenkünfte zwischen der Vicomtesse und Riancourt fanden gewöhnlich in Miß Hudsons Zimmer statt. Sie gab ihm, durch ein Licht, das sie an ihrem Fenster aufstellte, und das von der Landstraße aus gesehen

werden konnte, ein Zeichen, wann er ohne Gefahr kommen konnte, und ließ ihn durch das Fenster eines der unbewohnten Hinterzimmer in das Schloß ein. Er bediente sich sodann der Hintertreppe, die im ersten Stock an ihrer Wohnung, im zweiten an der des Vicomte mündet, um unbemerkt zu ihr zu gelangen.

„Am Abend, an dem Miß Hudson das Verbrechen zu verüben beabsichtigte, wußte sie Herrn René und den Jäger Guerre aus dem Schlosse zu entfernen, indem sie den Jäger auf Züge von Enten und Gänsen aufmerksam machte. Sie überzeugte sich sodann, daß der Vicomte, daß Sie und Fräulein Isolde zur Ruhe gegangen waren. Darauf gab sie ihrem Geliebten das verabredete Zeichen, auf das dieser am Schloßportal wartete, bewaffnete sich, und traf rechtzeitig an einer bestimmten Stelle der Parkmauer ein, um Rianeourt, der einen ziemlich weiten Weg bis dahin zu machen gehabt hatte, in dem Augenblick niederzuschießen, als er die Mauer übersteigen wollte."

Herr Vial machte eine Pause. Der Graf saß wie erstarrt da, keines Wortes mächtig.

„Miß Hudsons Schuld ist sonnenklar," fuhr Vial fort. „Ich werde sie um vier Uhr Morgens verhaften, um sie mit dem Halbfünf=Uhr=Zuge nach Paris zu schaffen. Vorläufig habe ich mich versichert, daß sie im Schlosse ist, und Maßregeln getroffen, die es ihr unmöglich machen, sich der Verhaftung durch die Flucht zu entziehen. Das Schloß ist von allen Seiten von Gensdarmen umstellt . . . "

Er hielt plötzlich inne.

„Was war das?" fragte er. „Ich hörte ein Geräusch."

„Es wird der Wind gewesen sein."

Herr Vial beruhigte sich dabei nicht. Er griff schnell nach einer brennenden Kerze und schritt der Thür zu, die er öffnete.

Im Corridor war es dunkel und still. Vial spähte nach rechts und nach links, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken. Er trat wieder in das Zimmer zurück. Der scharfe Wind, der durch den langen Gang zog, erfaßte die Thür, die er mit lautem Geräusch zuschlug.

* * *

Auf Wunsch des Grafen fand in jener Nacht noch eine Unterredung zwischen Vial und dem Vicomte Alfred statt. Der Graf selbst begab sich zu seiner Tochter, die ihn kurz vorher, als der Sturm einen Baum vor dem Schlosse entwurzelt, gebeten hatte, sie nicht allein zu lassen. Der Bericht des jungen Mädchens bestätigte alles, was Herr Vial dem Grafen mitgetheilt hatte. Unter Thränen der Scham, der Reue, des Schmerzes erzählte sie, wie ihre Eifersucht zuerst durch unvorsichtige Blicke geweckt worden sei, die Gaston und Miß Hudson miteinander gewechselt haben. Eines Nachts, als sie vor Unruhe darüber nicht habe schlafen können und aufgestanden sei, um sich an das Fenster zu setzen, habe sie, als sie im Begriffe stand, einen

Mantel aus dem Schrank zu nehmen, plötzlich gehört, daß bei ihrer Nachbarin noch einer lebhaften Unterhaltung gepflogen werde. Sie sei sehr erstaunt darüber gewesen und habe zuerst ohne jede böse Absicht, unwillkürlich so zu sagen, gelauscht. Als sie aber Gastons Stimme erkannt und gehört, in welcher Weise dieser mit ihrer Erzieherin gesprochen, habe sie nicht mehr den Muth gehabt, sich zurückzuziehen, und erfahren, daß ihre schlimmsten Befürchtungen gerechtfertigt seien, daß Gaston sie schändlich verrathe. Ohne zu sagen, woher ihr Wissen komme, habe sie sich darauf mit diesem auseinandergesetzt und gänzlich mit ihm brechen wollen. Seine Schwüre hatten, im ersten Augenblick, ihr erschüttertes Vertrauen zu seiner Liebe wieder einigermaßen befestigt. Später war ihr klar geworden, daß er sie noch immer täuschte; aber sie wenigstens hatte treu bleiben, den heiligen Schwur des Schweigens nicht brechen wollen, und war so die stumme, ohnmächtige Zeugin ihres Elends geworden.

Von dem Verhältniß zwischen Ellen und Alfred hatte Isolde bis vor wenigen Tagen nur eine dunkle Ahnung gehabt, da die Zusammenkünfte zwischen den Beiden in Alfreds Zimmer stattfanden; dagegen hatte sie mit inniger Befriedigung bemerkt, daß Gastons Besuche bei Ellen immer seltener wurden, daß diese ihn mit Vorwürfen zu überhäufen pflegte, und auf sie, Isolden, eifersüchtig war. Sie hatte, trotz der bittern Erfahrungen, die sie gemacht, ihr Herz nicht von Gaston abwenden können und immer noch gehofft, er werde seinen Irrthum einsehen, zu ihr zurückkehren und sie um Verzeihung bitten, die sie ihm von ganzem Herzen gewährt haben würde.

Auf die Frage des Grafen, weshalb sie nicht unmittelbar nach dem Tode Gastons zu ihrem Vater gekommen sei, um diesem Alles zu sagen, was sie wisse, erwiderte sie:

„Glaube mir, ich hätte es bald gethan. Ich sehnte mich danach, mich Dir anzuvertrauen; aber ich hielt es dem Todten gegenüber für meine Pflicht, mich zuvor des Eides entbinden zu lassen, den ich diesem geleistet hatte ... ich war heute früh in der Kirche."

Er sah sie etwas ungläubig an.

„O zweifle nicht an mir!" flehte sie, „das wäre das größte Unglück, das mich noch treffen könnte."

Sie stand schnell auf und holte von ihrem Schreibtisch ein zierliches Buch, dasselbe, welches Vial am Nachmittag so aufmerksam studirt hatte, und das von ihrer kleinen Handschrift bis zur letzten Seite beinahe angefüllt war.

„Dies ist mein Tagebuch," sagte sie, „dem ich seit Jahren Alles, was ich auf dem Herzen habe, anvertraue. Lies hier, was ich vor wenigen Stunden niedergeschrieben habe, ehe ich ahnen konnte, daß ich mich heute Nacht noch mit Dir aussprechen würde."

Sie wies zitternden Fingers auf die letzten Zeilen, die in dem Buche standen:

„. . . Was Abbé Lesson mir sagte, gewährt mir großen Trost. Ja, es giebt auch für mich Unglückliche noch Ruhe auf Erden! Morgen Abend werde ich kein Geheimniß mehr vor meinem Vater haben. Ich darf ihm nun Alles sagen, was mir das Herz schwer macht, und wenn er weiß, daß für mich kein Glück mehr auf Erden ist, so wird er mir nicht verbieten, in der Religion Trost und Ruhe zu suchen."

Das war ein neuer Schlag für den alten, tiefgebeugten Mann. Isolde, sein Liebling, wollte in ein Kloster gehen — ihn verlassen. Er sah sie mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Traurigkeit an.

„Thue was Du willst," sagte er leise.

Er schwieg. Dann athmete er tief und schmerzlich auf. Isolde sah, daß die Augen, die ihr ganzes Leben lang immer nur mit Liebe auf ihr geruht hatten, feucht wurden, und daß zwei große Thränentropfen auf die abgehärmten Wangen ihres Vaters fielen.

„Vater!" sagte sie flehend.

Er schüttelte leise das Haupt und legte die Hand vor die Augen, als schäme er sich der Schwäche, die er gezeigt hatte.

Alles, was gut und edel in Isolden war, erwachte plötzlich in ihr und füllte ihr die Brust und wärmte ihr das Herz. Sie fiel ihm stürmisch um den Hals und rief unter Thränen:

„Ich verlasse Dich nicht! — ich bleibe bei Dir — bis in den Tod!"

* * *

Herr Vial hatte einige Schwierigkeit gehabt, sich um drei Uhr Morgens Eintritt bei dem Vicomte zu verschaffen, nachdem dies aber einmal geschehen war, seine Geschäfte mit Herrn Alfred schnell abgewickelt. Er hatte sich zunächst als ein Mitglied der Pariser Sicherheitspolizei zu erkennen gegeben und sodann, ohne auf die Bläße zu achten, die bei dieser Mittheilung das Gesicht des jungen Mannes überzogen, diesen durch wenige Worte belehrt, daß er von alle Dem unterrichtet sei, was der Vicomte noch als ein tiefes Geheimniß zwischen sich und seiner Frau betrachtete.

Ich habe den Auftrag," waren Vials Worte, „Ihre Gemahlin,' die Vicomtesse de Villers, zu verhaften. Sie steht in dem Verdacht, Herrn Gaston de Riancourt ermordet zu haben."

Alfred taumelte einen Schritt zurück. Er war jedoch seit einigen Stunden auf das Schlimmste vorbereitet und gewann seine Fassung schnell wieder. Der Vicomte de Villers durfte einem gemeinen Diebesfänger gegenüber keine Schwäche verrathen. Er maß Vial verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen, was sich dieser ruhig gefallen ließ und durch einen dreisten Blick seiner unheimlich klugen Augen erwiderte, und sagte:

„Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die Polizei heute nicht besser unterrichtet ist als an dem Tage, da sie meinen Bruder verhaften ließ. Aber ich habe nicht die Absicht, mich der Ausübung der gesetzlichen Macht zu widersetzen."

„Davon ist gar nicht die Rede," sagte Herr Vial sehr von oben herab, in ganz anderm Tone als in dem er zum Grafen gesprochen hatte. „Ich wollte Ihnen nur, auf Wunsch des Herrn Grafen und einzig aus Rücksicht für diesen anheimstellen, die Vicomtesse de Villers auf ihre Verhaftung vorzubereiten."

Alfred blickte nachdenklich in die Luft und sagte dann gleichgültig:

„Ich sehe nicht ein, welchen Nutzen es für die Vicomtesse haben könnte, wenn ich mich dieser peinlichen Mission unterzöge."

„Ich auch nicht," antwortete Vial und machte kurz Kehrt.

„Einen Augenblick!" befahl Alfred in herrischem Tone.

„Herr Vicomte de Villers," sagte Vial, und er sah jetzt finster und drohend aus, „Sie scheinen meine Stellung Ihnen gegenüber zu verkennen. Ich habe in diesem Augenblicke, und bis Ihre Frau verhaftet ist, mehr in diesem Hause zu befehlen als irgend Jemand. — Nur aus Achtung vor Ihrem Herrn Vater stehe ich hier vor Ihnen und erbiete mich, bei der Verhaftung der Unglücklichen, die sich ihre Frau nennt, mit größtmöglicher Schonung zu verfahren. — Sonst habe ich kein Interesse zur Sache. — Also noch einmal: wollen Sie die Vicomtesse de Villers auf ihre Verhaftung vorbereiten — oder soll ich es thun?"

„Ich folge Ihnen," sagte Alfred finster.

Herr Vial nahm den Leuchter wieder zur Hand, mit dem er heraufgekommen war und den er beim Eintreten auf einen Tisch gestellt hatte und schritt geräuschlos voran. Der Vicomte folgte ihm. — Unten auf der Treppe erblickte er den Wachtmeister der Gensdarmerie, der ihn verlegen grüßte. Als er vor Ellens Thür angelangt war, flüsterte Vial ihm zu:

„Treten Sie ein. Ich gebe Ihnen zehn Minuten Zeit."

Alfred klopfte leise an. — Keine Antwort. — Er klopfte lauter. — Alles blieb still. — Er versuchte behutsam die Thür zu öffnen. — Sie war verschlossen. Er sah sich rathlos nach Vial um, der hinter ihm stehen geblieben war. Dieser, mit demselben unfreundlichen Ausdruck auf dem Gesicht, den Alfred heraufbeschworen hatte, trat hervor und schlug mit der geballten Faust gegen die Thür, so daß es im ganzen Schloß dröhnend widerhallte. Er wartete einige Secunden und versuchte dann den Schlüssel zu drehen, der von außen im Schloß stak.

„Die Thür ist von innen verriegelt," sagte er und schlug von Neuem dagegen, noch heftiger als zuvor.

Isoldens Zimmer wurde geöffnet, und der Graf trat auf den Gang. Hinter ihm, von der brennenden Kerze, die Vial auf den Fußboden gestellt hatte, schwach beleuchtet, erschien Isoldens bleicher Kopf. — Juno, Guerres Hündin, kam in wilden Sätzen die Treppe heraufgesprungen, um zu sehen, was zu so ungewöhnlicher Stunde im Schlosse vorgehe. Sie blieb leise knurrend an der Thür zwischen Vial und Alfred stehen. Gleich darauf

zeigte sich auch das sorgenvolle Antlitz des alten Jägers Guerre. Niemand sprach.

Vial klopfte noch einmal und wartete noch eine Secunde auf Antwort. Dann trat er zwei Schritte zurück, und, den linken Arm gegen seine Brust drückend gab er mit seiner mächtigen Schulter einen kurzen, harten, kunstgerechten Stoß gegen die Thür, die sich, aus dem Schloß gesprengt, krachend öffnete und gleich darauf, schnell und geräuschlos, wieder schloß.

Vial legte die Hand auf die Klinke und drängte die Thür zurück. — Er fühlte einen Widerstand, wie wenn ein todtes Gewicht auf der andern Seite die Thür zuzöge.

„Herr Graf!“ sagte er schnell, „Gnädiges Fräulein! Entfernen Sie sich! — Wachtmeister, hierher!“ rief er sodann im Tone eines Befehlshabers. — Er drückte sich, von dem Gensdarmen gefolgt, durch die halbgeöffnete Thür, die unmittelbar hinter den Beiden wieder zufiel.

* * *

Die Erinnerung an die tragischen Ereignisse, die sich in Villers zugetragen hatten, verschwand schnell aus aller Gedächtniß. Isolde sogar, deren Trauer am tiefsten gewesen war und am längsten gewährt hatte, erwachte, nachdem ein Jahr dahingegangen war, zu neuem Leben und zu neuen Hoffnungen. — Der Einzige, der die Ermordung Riancourts nicht vergessen und nicht verschmerzen konnte, blieb schließlich Herr Doucet, dessen Protokoll weder gedruckt noch besprochen wurde, und der immer nur mit bittrem Ingrimm von „jener Person“ — Miß Hudson — sprechen konnte, deren „feiger Selbstmord“ das Gerichtsverfahren vereitelt hätte, und die er dafür verantwortlich machte, daß er „in seinen Jahren, bei seinen Verdiensten“ noch immer nicht Ritter der Ehrenlegion wäre.

Die neue Erziehung.

Zur Säcularfeier Friedrich Fröbels.

Von

Gotthold Kreyenberg.

— Iserlohn. —

I.

In seinen Reden an die deutsche Nation vergleicht J. G. Fichte den Reformator der Pädagogik, Heinrich Pestalozzi, mit dem andern gewaltigen Reformator Martin Luther. Beide, sagt er, hat eine allmächtige Liebe für das Volk zu ihrem Werkzeuge gemacht, nur in einer andern Epoche und in anderer Beziehung. Neuerdings wird viel zu wenig hervorgehoben, daß Pestalozzi zu seinen weltbewegenden Ideen über Erziehung und Unterricht durch das Mitgefühl kam, welches er für den in leiblichem und geistigem Elende schmachtenden Theil der Menschheit empfand. Ihn jammerte die Masse in ihrer Verkommenheit, und er griff die Besserung frisch und fröhlich an! Er half gerade in den untersten Schichten mit seltenster Aufopferung und der Einsetzung seiner vollen, die Jünger mit sich fortreißenden Persönlichkeit. Zu Neuhof und Stanz, sowie eigentlich auch später in Burgdorf und Yverdun, entzündete er ein Feuer, das nur die nächste Umgebung zu erhellen und erwärmen bestimmt war. Seine Schüler aber trugen die Brände geschäftig in alle Lande, und dieselben wurden Leuchten für die ganze civilisirte Welt. Was Goethe von der Geschichte sagt, daß das Beste an ihr die Begeisterung sei, welche sie erregt, gilt in vollem Maße auch von der Pädagogik. Freilich darf diese nicht auf den Buchstaben schwören, sie darf auch nicht künsteln wollen. Ihr Quell muß aus dem frischen Leben selber sprudeln.

Pestalozzi faßt, wie Viele vor ihm, die Hebung des Menschen in sittlicher und geistiger Hinsicht in's Auge. Er gebietet aber über eine neue Zauberformel für das menschliche Denken, sie heißt „Anschauung“. Nicht als ob er allein die Forderung gestellt hätte, das Princip der Anschauung im Unterrichte durchzuführen! Auch hat er das Zauberwort keineswegs zuerst gefunden;

denn Männer wie Jean Jacques Rousseau, Amos Comenius und Baco von Verulam empfahlen sie längst vor ihm. Sein nie zu bestreitendes und unsterbliches Verdienst dagegen ist, in einer für alle Zeiten mustergiltigen Weise gezeigt zu haben, wie dieses Princip im Unterricht Leben und Bewegung gewinnen könne.

Pestalozzis System ist jetzt eine große Heerstraße geworden, auf welcher der elegante vierspännige Landauer und das bescheidene Bauernwägelchen friedlich neben einander fahren. Hat indeß der Weise von Isserten wirklich sein Ziel erreicht? Ist ihm in der That gelungen, den ganzen Menschen sittlich wie geistig für alle Zukunft zu befreien? Bei aller Achtung vor dem Geiste und der Geschicklichkeit Pestalozzis muß jeder unbefangene Beurtheiler dies verneinen. Wir sind weit davon entfernt, in den Chor Derjenigen einzustimmen, die trotz des anscheinenden Wachsthums und der Ausbreitung geistiger Bildung nur einen Rückschritt der allgemeinen Sittlichkeit in unserm Volke wahrnehmen! Wäre derselbe in Wahrheit vorhanden, so müßte er ganz anderen Ursachen zugeschrieben werden. Die Streitfrage der Akademie von Dijon, ob der Fortschritt der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen hat, die Sitten zu verderben oder zu reinigen, — taucht in der Culturgeschichte und Pädagogik von Zeit zu Zeit ja immer wieder auf. Eine andere Frage aber ist: Steht das Erziehungssystem Pestalozzis wirklich als ein fertiges und vollendetes Gebäude da, an welchem kein Stein mehr fehlt, oder waren und sind noch Baumeister berufen, um weiter zu bauen? Es scheint, daß Pestalozzi und noch mehr seine Jünger in der spätern Zeit ihres Wirkens fast ausschließlich Werth auf das schulpflichtige Alter gelegt haben. Soll aber nach einem alten pädagogischen Satze nicht die Erziehung des Kindes bereits in der Wiege anfangen? Wie scharfsinnig bemerkt Jean Paul Fr. Richter, daß der Charakter des Kindes bis zum vierten Lebensjahre entschieden sei.

Wieder ist es der alte Comenius, welcher hierzu schon fruchtbringende Andeutungen macht. In seinem wohldurchdachten Erziehungsplane nimmt die sogenannte „Mutterschule" eine hervorragende Stelle ein. Ihm ist mit nur einer vernünftigen Pflege des Körpers beim kleinen Kinde keineswegs genug gethan. Auch die Sinne sollen an der Außenwelt genährt und dadurch gekräftigt, der Geist soll schon geweckt werden. Die Mutter, meint er, müsse das ganz kleine Kind in zunächst allerdings sehr bescheidene Vorhallen der Wissenschaft und Kunst einführen: Lernt es seine eigenen Gliedmaßen kennen, so ist dies der Anfang zur Anthropologie. Unterscheidet es Wasser und Erde, Luft und Feuer, Regen, Schnee und Eis, Steine, Pflanzen und Thiere, — bemerkt es den Wechsel von Licht und Finsterniß, geht die Verschiedenheit der Farben nicht spurlos an ihm vorüber, so ist der erste Grund zur Physik gelegt. Die Mutter zeigt ihm Sonne, Mond, sowie Sterne und pflanzt den ersten Keim der Astronomie. Die Heimathkunde beginnt bei dem Bettchen und der Stube und umfaßt noch den Hof und die Felder. Das Kind erinnert sich, was heute, gestern oder vor einigen Tagen geschehen ist; dadurch wird

sein Sinn für die Geschichte geweckt. Das Rechnen beginnt mit dem Zählen, die Grammatik mit der deutlichen und fehlerfreien Aussprache der Wörter und Silben. Für die Moral und Ethik sind die Eltern in ihrem eigenen Wesen die leuchtenden Vorbilder! — —

Diesen Andeutungen fehlt es jedoch an der Hauptsache, nämlich der stofflichen Verarbeitung. Sie können einer genialen Mutter Alles sein, bei einer andern verhallen sie ohne Wirkung!

Auch Pestalozzi ist über die erste Kindheit durchaus nicht gedankenlos hinweggeeilt. Seine eigenen Worte sind: „Nothwendig ist, die Kinder von der Wiege auf zum ununterbrochenen Gebrauche ihrer Kräfte und Anlagen zu bilden, ihre überlegte und erfinderische Thätigkeit zu beleben und ihnen besonders eine Ausharrung, Anstrengung und Gewandtheit in den täglichen Erfordernissen ihres Berufslebens gleichsam zur zweiten Natur zu machen". Selbst noch ein Jahr vor seinem Tode forschte er nach den einfachsten Mitteln, durch welche „die Kunst das Kind von der Wiege bis in's sechste Jahr im häuslichen Kreise erziehen kann."

Allen indeß ist nicht Alles gegeben. Pestalozzis weltgeschichtliche Bedeutung liegt auf einem ganz andern Gebiete. Was er für die Erziehung des Kindes vor der Schulzeit geahnt und zum Theil angedeutet hat, — Friedrich Fröbel hat es „geleistet", hat es in einer völlig originellen Weise durchgeführt. So steht die Kindergärtnerei in gewissem Sinne auf den Schultern Pestalozzis, aber sie ist in ihren Grundbedingungen doch ganz neu und verschieden von seinem System. Erstens sind die Mittel und Wege, welche Friedrich Fröbel zur Bethätigung seiner Lehre wählt, andere und höchst eigenthümliche. Dies hat darin seinen Grund, daß zweitens die Grundidee, welche ihn leitet, indem er das Wesen sowohl des ganzen Menschen wie des Kindes zu erfassen strebt, eine wenn auch nicht tiefere, so doch umfassendere als bei Pestalozzi ist. Fröbel, von dem wir nicht hören, daß ihn die Barmherzigkeit zur Pädagogik gebracht habe, wollte eine Erziehungsrefom an der Wurzel des Menschheitsbaumes! Ihm schwebte eine ganz neue allgemeine Menschenbildung vor. Er ist indeß nicht über die erste Stufe hinausgekommen; denn es gehörte schon ein volles Menschenleben und Menschenwirken dazu, um den Bau der Erziehung auch in den ersten Kinderjahren durch Denken, Lehre und Erfahrung aufzurichten. Pestalozzi begann mit der Praxis und hörte mit der Theorie auf; Fröbel fing mit der Theorie in seiner „Menschenerziehung" an und endete mit der Praxis im Kindergarten!

Daß Friedrich Fröbel seine Mission, ähnlich wie Pestalozzi, mit Aufopferung aller seiner Kräfte und trotz der widrigsten Verhältnisse sowie unverständigsten Anfeindungen bis zu seinem Lebensende ausgeübt hat, — diese Dornenkrone ist sein Immortellenkranz!

In diesem und noch einem zweiten wichtigen Punkte herrscht völlige Uebereinstimmung zwischen den beiden Reformatoren.

Beide legten vertrauensvoll ihr Werk in die Hände der Frauen!

„Ich will", sagt der Altmeister geradezu, „die Bildung des Volkes in die Hand der Mütter legen!" Beredte Commentare hierfür liefern sein „Lienhard und Gertrud", „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" und vor Allem das „Buch der Mütter", welches viele Nachahmungen erfuhr! Wenn er trotzdem mehrere Erziehungsinstitute begründete, so liegt darin kein Widerspruch mit obigem Worte. Er wollte die Thätigkeit der Mutter durch seinen Anschauungs-Unterricht nur unterstützen und ergänzen, damit die Kraft auch des reiferen Knaben und Mädchens naturgemäß und allseitig entwickelt würde. Bekannt ist, daß er von der öffentlichen Erziehung, welche Fichte als untrügliches Heilmittel der deutschen Nation warm empfahl, eigentlich blutwenig hielt.

Und Fröbel? — Er ist der erste Pädagog, welcher nicht nur die gleichberechtigte Theilnahme der Frauen an den erziehlichen Bestrebungen rückhaltlos anerkannte, sondern ihnen sogar auf seinem Gebiete mehr Raum zugestand als den Männern. Aus diesem Grunde könnte man ihn nicht mit Unrecht den Pädagogen „der deutschen Frauenemancipation" nennen, dieses Wort jedoch in seinem unschuldigsten und edelsten Sinne aufgefaßt. Ist nicht der Beruf der Kindergärtnerin ein völlig moderner und beliebter, so daß schon Tausende von jungen Damen ihn ausüben und sich darin glücklich fühlen? Der Wunsch der Kindergärtnerinnen muß jedoch sein, daß auch die gesammte Frauenwelt, in erster Linie die Mütter, den Fröbel'schen Erziehungsgrundsätzen fernerhin nicht fremd bleiben. Unter schlichtem Kleide birgt sich hohe Weisheit! Viele Mühe, Sorge und mancher Kampf im Leben würde sowohl Eltern wie Kindern erspart bleiben, wenn die Lehre immer mehr in die Häuser und Familien dränge und dort festen Fuß faßte. Die Frauen sollen Bundesgenossinnen der neuern Pädagogik werden und ihren Erziehungsberuf als ein ihnen von Gott verliehenes Priesteramt treu verwalten. Begeistert fordert sie Fröbel selber dazu auf: „Das Geschick der Völker liegt weit mehr in den Händen der Frauen, vor allen der Mütter", äußert er einmal, „als in denjenigen der Mächtigen der Erde. Noch weniger liegt es bei Denen, die auf Neuerung oder gar Umsturz sinnen. Deshalb aber müssen wir die Erzieherinnen des Menschengeschlechtes bilden; denn ohne diese kann die neue Generation ihre Aufgabe nicht erfüllen. Die Frauen sollen erkennen, daß Kindheit und Kindheitspflege, Weiblichkeit und Frauenleben unzertrennlich verbunden sind, ja, daß sie Eins ausmachen! Gott und die Natur haben die Behütung der jungen Menschenpflanze in die Hand der Frauen gelegt". Bis jetzt konnte das weibliche Geschlecht nur eine mehr oder weniger passive Rolle in der Menschengeschichte übernehmen, weil die großen Kämpfe und die politische Organisation der Völker für ihre Kräfte nicht geeignet waren. Die gegenwärtige Culturstufe fordert nichts dringender als allgemeinste Bildung, nämlich Bildung einer jeden Menschenkraft für die Werke des Friedens, für die Arbeit höherer Civilisation. Die Bildung der Einzelnen aber — und

damit die Bildung des ganzen Volkes — hängt zum großen Theile von der frühesten Kindespflege ab. Deshalb haben die Frauen die wichtigste Hälfte der Zeitaufgaben zu übernehmen, als Hälfte der Menschheit eine Aufgabe, welche die Männer nicht zu lösen vermögen. Soll nur die eine Hälfte der Arbeit vollbracht werden, so kann das Ziel, welches unserer, wie jeder Zeitepoche, gesteckt ist, nicht erreicht werden. Als Erzieherinnen der Menschheit haben die Frauen gegenwärtig das Höchste zu leisten, nachdem sie bis dahin fast nur die leiblichen Mütter der Menschheit gewesen sind. — —

Wer war nun Friedrich Fröbel?

II.

In Oberweißbach, einem freundlichen Dorfe des Thüringer Landes, im Weltreich Schwarzburg-Rudolstadt, prangt am dortigen Pfarrhause, welches etwas eingeengt liegt und keineswegs prätensiös dreinschaut, eine schwarze Marmortafel. Sie trägt in vergoldeten Buchstaben die Inschrift:

Hier wurde am 21. April 1782
Friedrich Fröbel,
der Begründer der Kindergärten, geboren.
Der Allgemeine Fröbelverein.

Ober-, Mittel- und Unterweißbach befinden sich in einem Seitenthale des romantischen Thales der Schwarza. Melodisch fällt ein kleiner Fluß in dieses schäumende Gebirgswasser, „Lichte" genannt. So kann man sagen, Friedrich Fröbel ward am „Lichte" geboren.

Der berühmte englische Socialreformer und Philanthrop, Robert Owen, der sich auch um die Kinderschulen hochverdient gemacht hat, sagt, daß der Mensch ein Kind der Verhältnisse sei. Friedrich — mit all' seinen Vornamen Friedrich Wilhelm August — war einer der Söhne des namentlich für thüringische Verhältnisse, wo der Nationalismus zu Hause sein soll, sehr orthodoxen Pfarrers Johann Jakob Fröbel. Jedoch bekümmerte sich der Vater wenig um die Erziehung seiner Kinder. Viele Amtsgeschäfte in seinem großen Sprengel, der ein halbes Dutzend Ortschaften umfaßte, mögen ihn zum Theil daran behindert haben. Er hielt nur auf strengen Kirchenbesuch. Friedrich hatte das fromme Gemüth seines Vaters geerbt. Es wird erzählt, daß er stets mit gläubigem Sinn den Predigten desselben gefolgt ist und erfreut war, wenn er die oft schwer verständlichen Bilder und Gleichnisse darin richtig ausgelegt hatte. Sollte aus dieser ihm dergestalt eingeimpften Vorstellungsweise seine später übertriebene Neigung zur Symbolik zu erklären sein?

Leider hatte Fröbel seine Mutter schon verloren, als er noch kein Jahr alt war. Die erste Zeit seiner Kindheit wurde er der Sorge unwissender Mägde überlassen. Nach vier Jahren ging sein Vater eine neue Ehe ein. Die Stiefmutter, für welche es charakteristisch ist, daß sie den Knaben nur

immer mit „Er“ anredete, scheint ihn nicht mit allzu großer Liebe behandelt und hinter dem eigenen Kinde zurückgesetzt zu haben. Aus diesem Umstande erklärt sich ein anderer eigenthümlicher Zug Fröbels. Wie sollte eine Natur, gleich der seinigen, den Mangel an Liebe und die Vernachlässigung besonders in der ersten Kindheit nicht tief empfunden haben? Dieser Stachel, den er nie verwinden konnte, mag ihn später um so schärfer angetrieben haben, die ihm bestimmte Aufgabe zu lösen und sein warmes Herz den Kinderseelen zu öffnen.

Bei der aus Sorglosigkeit und Strenge sonderbar gemischten Erziehung war den Pfarrkindern verboten, sich lustig in Feld und Wald zu tummeln. Sie wurden in die Grenzen des geistlichen Gehöftes gebannt. So schloß sich Friedrich schon als Kind ab und war oft allein. Hieraus erklärt sich sein eckiges, ungelenkes Wesen und seine spätere Unbeholfenheit, vornehmlich auch im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck. Seine Schriften sind zum Theil schwerfällig, dunkel und für ein größeres Publikum beinahe ungenießbar. Auch in seiner späteren Jugend fühlte er sich weniger von seinen Genossen, als von der Natur angezogen. Sie stieß ihn nie von sich. Zu ihr eilte er, als einer Trostspenderin, und sie begleitete ihn mit ihrer immer gleichen Liebe durch das ganze Leben. Sie blieb ihm buchstäblich bis zum letzten Athemzuge treu; denn er hauchte seinen Geist im schönen Sommer, als die Natur ihr Festkleid angelegt hatte, in der Nähe des geöffneten Fensters aus!

Großgezogen wurde diese Vorliebe, als ihn 1792 ein Bruder seiner verstorbenen Mutter, auch ein Geistlicher, aber milderen Schlages, — Superintendent Hoffmann, — in dem an Naturschönheiten reichen Stadtilm zur weiteren Erziehung bei sich aufnahm. Der Hauptgrund war, daß der mütterliche Verwandte bei einem Besuche in Oberweißbach die dortigen, für die Entwicklung des Knaben sehr ungünstigen Verhältnisse klar durchschaut hatte. Nun öffnete sich dem Knaben eine ganz neue Welt!

An der Ilm entlang, besonders nach Kranichfeld und Berka zu, erstrecken sich prächtige Taunenwaldungen, in welchen der Knabe oft umherstreifte. Zu Stadtilm besuchte er auch die Stadtschule und setzte den in seinem Heimathdorfe begonnenen Schulunterricht fort. Erwähnt mag werden, daß ihn sein Vater aus einem äußeren Grunde dort zu dem Mädchenlehrer gegeben hatte. Die in der wohlgeordneten Klasse herrschende Zucht und Sittigkeit sprach ihn sehr an, und er lernte namentlich gern in Gemeinschaft mit den älteren Mädchen. Rührt aus diesem Umstande vielleicht seine Geneigtheit im späteren Leben her, vor Allem auch das weibliche Geschlecht für seine Erziehungsideen zu gewinnen?

Die Liebe zur Natur und die Leidenschaft für den Wald führte ihn in noch unklarer Vorahnung seiner eigentlichen Bestimmung darauf, einmal ein Oekonom oder Forstmann zu werden. Nachdem Friedrich in Stadtilm confirmirt worden war, that ihn denn auch der Vater, ganz mit dem Willen des Knaben, zu einem Förster recht mitten in den Thüringer Bergen, nach Neuhaus,

in die Lehre. Die Ausbildung sollte eine möglichst vielseitige sein und der Jüngling deshalb auch Unterricht in der Geometrie, im Feldmessen, in der Forstcultur u. s. w. erhalten. Hatte er doch von früh auf für die Mathematik ein ausgesprochenes Talent gezeigt. Der Lehrherr that aber seinem Zögling gegenüber wenig seine Schuldigkeit; hätte Friedrich im Hause nicht gute Bücher gefunden und sich an diesen weitergebildet, er wäre eher zurück- als vorwärtsgekommen. So kehrte er mit keinem großen praktischen Gewinn in's Vaterhaus zurück. Durch den geistigen Genuß aus den Büchern war aber ein anderes Verlangen in ihm rege geworden.

Zu Jena studirte damals einer seiner Brüder Medicin. Der Zufall wollte, daß an diesen eilig eine Geldsendung abgehen mußte. Bei den damals mangelhaften Verkehrsmitteln erschien das Gerathenste, mit derselben Friedrich zu betrauen. In gehobener Stimmung zog dieser nach Jena. Das frische Leben der Akademiker behagte ihm so, daß der Vater gebeten wurde, ihn bis zum Schluß des Sommersemesters dort zu lassen. Und als Friedrich in die Pfarre zurückkehrte, stand sein Entschluß fest, auf der Universität weiter zu studiren.

Der Vater willigte ein, weil Friedrich ihm dadurch keine besonderen Kosten verursachte. Das Studium sollte nämlich von dem kleinen mütterlichen Erbtheil bestritten werden, welches der Vormund auch willig auszahlte. Er ließ sich bei der alma mater als Student der Cameralia inscribiren. Die Collegien wurden auch eifrig besucht, und sein Streben hätte wohl einen guten Fortgang genommen, wäre er nicht durch seine Gutmüthigkeit zu einem dummen Streiche verleitet worden. Sein Bruder lieh Geld von ihm, und als später Friedrich seinen Speisewirth nicht bezahlen konnte, mußte er — les battus payent l'amende — auf neun Wochen in's Carcer wandern. Zu Hause aber stritten Vater und Vormund, wer ihn auszulösen hätte. Nach beendeter Kerkerhaft kehrte er in seine Heimath zurück und hatte hier noch den Spott der Stiefmutter über sein Fiasco zu erdulden.

Nun folgt für den jungen Dulder eine Odyssee in geistiger und beruflicher Beziehung. Er las manches Buch und erging sich auf den verschiedensten Wissensgebieten, aber ohne rechten Plan. Dann finden wir den neunzehnjährigen Jüngling als praktischen Landwirth bei Verwandten auf einem Gute unweit Hildburghausen, aus welcher Thätigkeit er wieder abberufen wurde, um seinen Vater bei dessen Amtsarbeiten zu unterstützen, da dieser in der letzten Zeit oft kränkelte. Bald darauf, 1802, starb auch der alte Pfarrer. Nun sah es in der Welt noch liebeleerer für Fröbel aus als früher, denn kurz vor seinem Tode hatte des Vaters Herz sich ihm mehr zugewandt. Noch in demselben Jahre trat Friedrich als Actuar in ein bischöfliches Rent- und Forstamt bei Bamberg ein. Die mäßigen Geschäfte seiner Stellung ließen ihm zu weiteren Studien und nützlichen Ausflügen in die prächtige Umgegend genug Muße. 1803 begab er sich nach Bamberg selber, um dort an der Landesvermessung Theil zu nehmen und wurde als Kartenzeichner bei einem der Regierungs-

geometer angestellt. 1804 ist er auf einem Gute in der Pfalz, wo er den Auftrag hatte, das Rechnungswesen in Ordnung zu bringen. Im Frühling des nämlichen Jahres wird er Privatsecretär eines mecklenburgischen Adeligen. So sehen wir ihn in den mannigfachsten Lebensverhältnissen und nebenher mit dem Studium aller möglichen Bücher beschäftigt, wobei ihn allerdings immer das Streben leitet, sich recht allseitig auszubilden. Er wollte, wie er schon damals sagte, durch die Erkenntniß des Kleinen zur Erkenntniß des Großen gelangen, durch den „Mikrokosmus den Makrokosmus“ begreifen lernen. Mit nicht unbedeutenden Kenntnissen auch im Baufache ausgerüstet, hatte er die Absicht, sich in diesem Zweige zu vervollkommnen und damit ein gründliches Studium der Mathematik zu verbinden. Auf den Rath eines Freundes war Frankfurt a. M. zu diesem Zwecke ausersehen, und er träumte sich schon als künftiger Architekt. Eine Erbschaft, die ihm von Seiten seines Onkels in Stadtilm unerwartet zufiel, gab ihm die Mittel zur Verwirklichung seiner Pläne. In Frankfurt offenbarte ihm eigentlich mehr ein Zufall seine wahre Bestimmung. Der Umstand, daß er, um seine Einnahmen zu vermehren, Unterricht ertheilte, welcher ihm großes Vergnügen gewährte, und die freundschaftlichen Beziehungen, in die er zu dem Director der Frankfurter Musterschule, Gruner, trat, brachten ihn auf den Gedanken, sich ganz dem Lehrfache zu widmen. Die Worte Gruners, den er um Rath fragte, waren für Fröbel entscheidend: „Geben Sie das Baufach nur auf“, sagte dieser, „es ist nichts für Sie! Werden Sie Erzieher! In unserer Schule fehlt ein Lehrer; schlagen Sie ein, so soll Ihnen die Stelle werden!“

So betrat er denn die neue Laufbahn als Lehrer. Einer der Collegen an dieser Schule war ein Schüler Pestalozzis gewesen. Auch Gruner hatte sich einige Zeit in Burgdorf aufgehalten und darüber eine Schrift herausgegeben. Durch diese mehrfache Anregung entstand in Fröbel, der sich in seinem neuen Lebensberufe von Anfang an so heimisch fühlte, als wäre er immer Lehrer gewesen, bald der Wunsch, Pestalozzi selber kennen zu lernen. Er unternahm schon im Spätsommer desselben Jahres eine Wanderung in die Schweiz und verweilte bei Pestalozzi, diesmal nur kurze Zeit. Merkwürdig ist der Denkspruch, welchen der große Reformator dem jungen Freunde zum Abschied in das Stammbuch schrieb: „Der Mensch bahnt sich mit der Flamme des Denkens und mit dem Funken des Redens den Weg zu seinem Ziel. Aber er vollbringt diesen Weg, er vollendet sich selber nur durch Schweigen und Thun!“

Erntete nach der Rückkehr Fröbel durch seine Thätigkeit an der Anstalt in Frankfurt vorzüglich wegen seines lebendigen und immer an das Naturgemäße sich haltenden Unterrichts bei Eltern und Vorgesetzten reichen Beifall, so erschien ihm im Grunde die Wirksamkeit eines Erziehers doch schon damals höher und edler, als die nur eines Stundenlehrers, dessen Einfluß stets ein beschränkter sei! Als sich sein Verhältniß zu Gruner nach ungefähr zwei Jahren löste, übernahm er daher 1807 eine Stelle als Erzieher dreier Knaben

in der Familie des Herrn von Holzhausen zu Frankfurt a. M. Hier nun begann er schon nach den ihm eigenthümlichen Grundsätzen, indem er besonders den Thätigkeits- und Darstellungstrieb seiner Zöglinge erfolgreich weckte, zu unterrichten oder vielmehr anzuleiten. Ein günstiger Umstand war, daß die Stadt mit ihren Zerstreuungen und sonstigen Hindernissen ihm nicht hemmend in den Weg trat. Die Erziehung geschah auf einem Gute in der Nähe von Frankfurt, die Oede genannt. Aber theils das Bewußtsein, wie wenig er wegen seines Mangels an positiven Kenntnissen im Stande war, den Unterricht auf der höheren Stufe zu ertheilen, theils das erklärliche Verlangen, in das Leben und Treiben der Pestalozzi'schen Anstalt durch einen längeren Aufenthalt tiefer einzudringen, veranlaßte ihn, seine drei Zöglinge bereits im Jahre darauf mit Zustimmung der Eltern Pestalozzi zuzuführen. Er wollte dort am Heerde der neuen Ideen, so weit es ging, weiter lehren, namentlich aber auch weiter lernen!

Die Einwirkung der Pestalozzi'schen Erziehungsmethode und ihrer glanzvollen Ausführung in Yverdun auf den Geist Fröbels läßt sich in kurzen Worten kaum schildern. Zweierlei möge hervorgehoben werden. In der Anstalt wurde zu viel auf das Können des Schülers als solchen, aber wenn die Seite auch nicht unbeachtet blieb, im Ganzen doch zu wenig auf die Erziehung des Menschen in seiner Totalität gegeben. Das schien wenigstens Fröbel zu meinen, wie aus vielen seiner Urtheile über die bei Pestalozzi verlebte Zeit hervorgeht. Höchst bedeutungsvoll ist, daß Friedrich Fröbel in einem Berichte an die Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt der Auseinandersetzung über die Pestalozzi'schen Erziehungsgrundsätze einen Aufsatz hinzufügt, in welchem er „die Möglichkeit der Einführung der Pestalozzi'schen Methode unter den Müttern und Eltern im Volke zur naturgemäßen Erziehung und Behandlung ihrer Kinder bis zum sechsten Jahre“ schon damals ausführlich behandelt. Dies ist der erste Entwurf seines späteren epochemachenden Systems.

Das zweite, hier zu erwähnende Ergebniß seines Aufenthaltes in der Schweiz war die Einsicht, daß die Lücken in seiner Bildung nicht durch Autodidaktenthum, auch nicht durch Lernen im Lehren ausgefüllt werden könnten. So entschloß er sich, obschon er bereits 29 Jahre alt war, nachdem er seine Zöglinge den Eltern in Frankfurt wieder zugeführt hatte, noch einmal die Universität zu beziehen. Er wählte zuerst Göttingen, dann Berlin zu seinem Aufenthalt. Ein kleines Erbtheil, das ihm wieder aus Stadtilm, diesmal von Seiten einer Tante, zufiel, gewährte ihm die nöthige Unterstützung. Ob es Fröbel je gelungen ist, sich eine gründliche Bildung im Sinne der Gelehrten anzueignen, müssen wir fast bezweifeln. Er war nach der Anlage seines Geistes wenig dazu geeignet und blieb dem Grundzuge seines Wesens treu, in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen die Einheit begreifen zu wollen! Deshalb sprang er von den Sprachen zur Philosophie, von der Philosophie zu den Naturwissenschaften.

In Berlin wirkte er an der Plamann'schen Erziehungsanstalt und war ein begeisterter Schüler Fichtes. Als der Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk erging, duldete es auch ihn nicht mehr im Hörsaal. Seine schwächliche Körperconstitution hatte sich durch gymnastische Uebungen unter Ludwig Jahn gestärkt. So zog er, obwohl er kein Preuße war, begeistert in den Freiheitskampf. Manchem jüngeren Freunde erwies sich der ältere Genosse, — er zählte bereits 31 Jahre — als Helfer und Rathgeber. Hier im Felde lernte er zwei Jünglinge kennen, welche, wie sie in der „wilden, verwegenen Schaar" mit ihm Seite an Seite kämpften, auch später im Leben treue Kampfesgenossen wurden, Heinrich Langethal aus Erfurt und Wilhelm Middendorff aus der Nähe von Dortmund, zwei Berliner Studenten der Theologie. Nennt man Fröbels Namen, so muß auch der ihrige genannt werden. Besonders bildete Middendorff die nothwendige Ergänzung zu Fröbels Wesen. Er war eine durchaus harmonische Natur, mit hervorragenden Talenten ausgestattet, vornehmlich dem der freien Rede, und hat sie jederzeit in den Dienst der gemeinsamen Sache gestellt. Er war eine echte Westfalennatur, treu wie Gold. Langethal zeichnete sich durch seine classische Bildung aus und ergänzte Fröbel nach dieser Richtung.

Der Friede war geschlossen, und Fröbel erhielt eine Anstellung am Mineralogischen Museum zu Berlin. Hier konnte er seinen Formensinn für seine späteren Zwecke ausbilden. Als er in der Stille des Museums die Regelmäßigkeit der Krystalle betrachtete, da begriff er wieder, daß das Göttliche nicht nur das Größte, sondern daß es auch das Kleinste sei.

Bald rief ihn das Schicksal jedoch wieder auf das Feld der Erziehung. Es sollte ihm vergönnt sein, gleich in völlig selbständiger Weise diesem Beruf zu leben. Ein Bruder Fröbels, Christoph, dem er am engsten verbunden gewesen war und der ein Pfarramt in Griesheim, einem Dörfchen nicht weit von Stadtilm, bekleidet hatte, war unerwartet am Typhus gestorben und hatte vier Kinder hinterlassen. Diese beschloß Fröbel nach seiner Weise zu erziehen. Ueberhaupt wollte er eine Lehranstalt begründen, deren Plan er mit Langethal und Middendorff im Bivouak oft durchgesprochen hatte. Jetzt konnte er, wie Pestalozzi, an das Nächstliegende anknüpfen, und er begann seine Thätigkeit im genannten Dorfe am 13. November 1816. Bald gesellten sich die Freunde zu ihm. Unterdessen wurde die Anstalt von Griesheim nach Keilhau verlegt. Dieses in der Thüringer Waldeinsamkeit eine Stunde von Rudolstadt zwischen hohen Bergen, die sich zu Excursionen und turnerischen Spielen vortrefflich eignen, prächtig gelegene Dörfchen ist denn auch seitdem der Sitz einer blühenden, stets im nationalen Sinne geleiteten Erziehungsanstalt gewesen.

Die Anstaltsmutter aber fehlt. Fröbel vermählte sich deshalb bald darauf, 1818, mit Wilhelmine Hoffmeister aus Berlin, der Tochter eines Kriegsraths, die von ihrem ersten Manne geschieden war. Sie war ihm geistig ebenbürtig, denn sie hatte den Umgang Schleiermachers und Fichtes genossen.

Nun entfaltete sich die Anstalt, indem ihr immer mehr Zöglinge zugeführt wurden, bald zu kräftiger Blüthe. Allmählich stellen sich jedoch auch Schwierigheiten ein, die aber mehr äußerer Natur waren, da sie meist in Geldverlegenheiten bestanden. Fröbel war keine praktische Natur, eben so wenig wie Pestalozzi. In edler Selbstverleugnung siedelte ein andrer Bruder Fröbel's, Christian, dessen Söhne sich unter den ersten Zöglingen des Instituts befanden, nach Keilhau über. Er hatte sein schwunghaftes Geschäft in Osterode am Harz aufgegeben und machte nun das auf eine Sandbank gerathene Schiff wieder flott. In den zwanziger Jahren zählte Keilhau 60 Zöglinge. Um diese Zeit schrieb Fröbel Berichte über seine Schöpfung in einer etwas ungewöhnlichen Form, z. B.: „An unser deutsches Volk" — oder, wie eine zweite Broschüre heißt: „Durchgreifende, dem deutschen Charakter erschöpfend genügende Erziehung, das Grund- und Quellenbedürfniß des deutschen Volkes" u. dgl. In diesen Jahren trat auch der dritte, besonders bemerkenswerthe Mitarbeiter, der spätere Director Keilhaus, Arnold Barop, ein Neffe Middendorffs, in den Lehrerkreis ein.

Wiederholte Stürme blieben indeß nicht aus. Neben den wachsenden Schwierigkeiten pecuniärer Art, welche noch dadurch hervorgerufen wurden, daß Fröbel ein neues Erziehungshaus gebaut hatte, kamen viel schwerere Anfechtungen. Keilhau, dessen Schüler in ihrer Tracht der altdeutschen Röcke und mit den langen Locken an jene deutschen Jünglinge en miniature erinnern mochten, welche die Sehnsucht nach einem einigen Deutschland damals schwer büßen mußten, galt für einen Herd freiheitlicher Ideen. Der gerechte Schwarzburger Fürst ordnete zwar eine unparteiische Revision durch einen Generalsuperintendenten an, und diese ergab für die Anstalt ein sehr gutes Zeugniß. Jedoch, wie es in vielen solchen Fällen geht, ein gewisser Makel blieb haften, und der Besuch der Anstalt verminderte sich dergestalt, daß sie im Jahre 1829 nur fünf Schüler zählte. Da reifte im Kopfe Fröbels ein neuer Plan. Er wollte eine große Erziehungsanstalt für's Volk gründen, mit welcher eine Pflege- und Entwicklungsanstalt für mutter- und besonders elternlose drei- bis sechsjährige Kinder beiderlei Geschlechts aus den bemittelten Ständen verbunden sein sollte. Der Herzog von Meiningen war um diese Zeit für Fröbels Ideen gewonnen worden. Schon wollte er ihm das eine halbe Stunde von Meiningen gelegene Kammergut Helba für diesen Zweck überlassen. Auch versprach er eine jährliche Subvention von tausend Gulden. Leider kam das Unternehmen nicht zur Ausführung, man würde sonst die Kindergärten von diesem Jahre an zu datiren haben. Fröbel sagt nämlich schon damals ganz ausdrücklich, daß er eine von den Kleinkinder-Schulen wesentlich verschiedene Anstalt einrichten wolle. Es solle eben keine eigentliche Schule sein, sondern dieselben Beschäftigungen, welche er bereits mit seinen Frankfurter Zöglingen getrieben hatte: die Anfertigung von Arbeiten aus Thon, Draht und Holz, das Pappen, das Flechten, das Aus-

schneiden und Ausstechen, legte er hier in einem vollendeten Plane vor. Auch nahe an hundert Spiele hatte Fröbel bereits zusammengestellt und mit seinen Ideen in Einklang gebracht.

In seiner Hoffnung getäuscht, weil der Herzog noch in zwölfter Stunde schwankend wurde, begab sich Fröbel, da die Lage des Keilhauer Instituts von Tag zu Tag mißlicher wurde, zu seinen Frankfurter Freunden. Hier machte er die Bekanntschaft des als Schriftsteller und Componisten bekannten Xaver Schnyder von Wartensee in der Schweiz. Wer mit Fröbel zusammenkam und für seine Ansichten zu gewinnen war, den gewann er auch. Beide legten in dem Schnyder gehörenden Schlosse Wartensee am Sempacher See ein Erziehungsinstitut an. Sie fanden aber zu viele Widersacher, namentlich war der Jesuitismus geschäftig. Als sie sich eines Tages in einem nahen Gasthause mit Barop, der mittlerweile zu ihnen gestoßen war, freimüthig über ihre Lage unterhielten, waren Kaufleute aus Willisau Zeugen des Gesprächs. Diese beschlossen, die begeisterten Erzieher für ihren Ort zu werben, und verschafften ihnen dann auch das dortige Schloß als Unterrichtslocal. Indeß hier nicht minder hatten sie mit Uebelwollen und Dunkelthum zu kämpfen, bis sie durch eine glänzende Schulprüfung vor den Behörden und dem Publikum die öffentliche Meinung für sich gewannen. Als Barop in die Heimath zurückkehrte und für immer Keilhau übernahm, kamen zuerst Langethal, dann Middendorff nach Willisau. Fröbel wurde von der Berner Regierung zum Director einer Erziehungsanstalt im Waisenhause zu Burgdorf, der Stätte der Wirksamkeit Pestalozzis, ernannt. Zugleich hatte er den Wiederholungscursus für Lehrer des Cantons zu leiten. Auch hier nahm er die Idee der neuen Unterweisung von Kindern unter sechs Jahren wieder auf und führte sie schon praktisch in einer Vorabtheilung seiner Elementarschule durch.

Die Liebe zum Vaterlande trieb Fröbel 1836 nach Deutschland zurück. Seine Schöpfungen in der Schweiz wurden von seinen Mitarbeitern weitergeführt. In allen seinen Anstalten erschien ihm immer ein Hauptaugenmerk, die sogenannte Schulfamilie auszubilden. Den Gedanken, daß ohne die rechte häusliche Erziehung aller weitere Unterricht vergeblich sein würde, hatte er mit Pestalozzi gemein. Der Fortschritt gegen diesen bestand nur hier wieder darin, daß Pestalozzi die Erziehungspraxis und -kraft in die „Wohnstube", Fröbel aber in die freie Natur legte. Mit Nothwendigkeit mußte diese Art der Anschauung zum Kindergarten führen. Als Fröbel noch in demselben Jahre zu Berlin, wo er sich wegen einer Erbschaftsregulirung aufhielt, die durch von Türk angeregten Kinder-Bewahranstalten sah, konnte er den humanen Bestrebungen seine wärmste Anerkennung nicht versagen. Aber sein System der Klein-Kindererziehung war ein ganz anderes.

Endlich, 1837, wurde die Gründung einer Anstalt „zur Selbstbelehrung, Selbsterziehung und Selbstbildung des Menschen, wie zur allseitigen, so zur in sich einigen Ausbildung desselben, durch Spiel, schaffende Selbstthätigkeit

und freithätigen Selbstunterricht, zunächst für Familien und Klein-Kinderpflegeschulen, für Begründungs- und Volksschulen rc." beschlossen und der erste Versuch zu Blankenburg in Thüringen gemacht. Nebenbei gab Fröbel ein „Sonntagsblatt" heraus, welches schon eine Fülle von theoretischem und praktischem Materiale enthält. Seitdem wurde das: „Kommt, laßt uns den Kindern leben!" zum geflügelten Worte. Die Fürstin Caroline von Schwarzburg-Rudolstadt und die Prinzessin Ida von Schaumburg-Lippe gehörten zu den frühesten Gönnerinnen Fröbels.

Von nun an kannte dieser nur Ein Lebensziel: seiner neuen Erziehungsidee die größte Ausbreitung zu verschaffen.

Noch hatte er für das junge, und doch so eigenartige Unternehmen, keinen passenden Namen gefunden. Einst kehrte er mit seinem Freunde Middendorff von einem Spaziergange heim. Da kam es plötzlich wie eine Erleuchtung über ihn, und er rief seinen geliebten Wäldern zu: „Kindergarten soll der Name sein!"

1839 hielt er vor einem zahlreichen Publikum in Dresden Vorträge über die neue Lehre. Auch die Königin von Sachsen wohnte denselben bei und sagte am Schluß zu dem Reformator: „Diese Ihre Zwecke und Bestrebungen sind sehr schön und edel!" Von jener Zeit an ist Dresden stets eine eifrige Pflegestätte der Fröbel'schen Sache gewesen, und namentlich haben Adolf Frankenberg, der schon früher Lehrer bei Fröbel in der Schweiz gewesen war, und Dr. Marquart sich durch Einrichtung von Kindergärten und Kindergärtnerinnen-Seminarien um dieselbe verdient gemacht.

Im nämlichen Jahre erfuhr Fröbel einen großen Schmerz durch den Verlust seiner Gattin, der treuen Gehilfin bei seinem Werke. Er suchte Trost in rastloser Arbeit. Die Gedächtnißfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, 1840, wollte er durch die Errichtung eines lebendigen Denkmals begehen. Von deutschen Frauen und Jungfrauen sollten Beiträge gesammelt werden, damit eine Musteranstalt sowohl für den Kindergarten wie für das dazu gehörige Seminar gegründet werden könnte. Welches große Vertrauen er zu der Mitwirkung der deutschen Frauen hatte, erhellt aus der Idee, wie er sich die Aufbringung des Capitals dachte. Er meinte, hundert Frauen und Jungfrauen würden sich für den Anfang leicht finden. Von diesen sollte eine jede zehn neue werben und so fort, bis 10—11,000 Anhängerinnen zusammen seien, und diese sollten für die Unterbringung von Actien zu je 10 Thalern Sorge tragen! Mit hunderttausend Thalern getraute er sich, etwas Rechtes zu schaffen. Wenn er sich auch in seinen Annahmen verrechnete, so ist sein Aufruf doch nicht ohne Früchte geblieben.

Reisen nach Frankfurt a. M., Heidelberg, Mainz und Köln verschafften ihm einflußreiche Fürsprecher. In Köln versprach der damalige Redacteur der Kölner Zeitung, die schon zu jener Zeit ein bedeutendes Blatt war, Dr. André, für die Sache einzutreten. Auch spätere Reisen in die Thäler der Saale, Elster, Mulde und Elbe blieben nicht ohne günstigen Erfolg.

Und dennoch bestanden Mitte der vierziger Jahre erst drei echte Kindergärten, bei Torgau, bei Halle und denkwürdiger Weise in der Grafschaft Mark! Nun sein System vollendet war, suchte er in der Frauenwelt nach immer mehr Anhängerinnen. Wir nennen drei Frauen, welche seine Lehre mit wärmstem Herzen erfaßten: Luise Levin, die spätere zweite Gattin Fröbels, Alwine Middendorff, die Gattin Wichard Langes und Frau Luise Frankenberg. 1848 fand zu Rudolstadt eine Lehrerversammlung behufs Verständigung über die Fröbel'sche Lehre statt. Auch der Frankfurter National-Versammlung wurde damals ein die Kindergärten betreffendes Memorandum, dessen Verfasser Middendorff war, eingereicht.

1849 wählte Fröbel einen kleinen Bauernhof in der Nähe des Bades Liebenstein, das „Gut" genannt, zu seinem Aufenthaltsorte. Hier führte der große, hagere Mann, wie Frau von Marenholtz-Bülow in ihren „Erinnerungen an Friedrich Fröbel" schreibt, die Kinderschaar des Dorfes — meist barfüßne und dürftig gekleidete Kinder, — zwei und zwei im Marschtempo eine Anhöhe hinauf, wo er sie zum Spielen aufstellte und das dazu gehörende Lied einübte.

Die Leute im Bade nannten ihn einen alten Narren; jedoch sagt Frau von Marenholtz: „Die liebevolle Hingabe und Geduld, mit welcher er Alles ausführte, und das ganze Wesen des Mannes, während er die Kinder verschiedene Spiele unter seiner Leitung spielen ließ, hatten etwas so Rührendes, daß mir und meiner Begleiterin die Thränen in die Augen traten."

Seit jenem Augenblicke wurde die geniale Frau von Marenholtz eine der eifrigsten Jüngerinnen des Meisters. Ihre großen Verdienste um die Sache und vorzüglich um die tiefere Begründung derselben bleiben unbestritten.

Auf dem „Gute" lernte ihn auch Diesterweg kennen. Im Herbste ging Fröbel nach Hamburg, wo er durch das Wirken der frommen Doris Lütkens einen geeigneten Boden für seine Bestrebungen bereits vorfand. Hier war schon damals Wichard Lange als Pädagog thätig, der spätere Herausgeber von Fröbels Schriften. Jedoch stimmte Friedrich Fröbel mit den extremen Plänen seines Neffen, Karl, der in Hamburg eine weibliche Hochschule errichten wollte, keineswegs überein. Dies muß scharf hervorgehoben werden, weil das bald nachher erlassene Verbot der Kindergärten in Preußen durch Herrn von Raumer gerade darauf fußte. Durch die Verwendung der Frau von Marenholtz erhielt er das Jagdschloß Marienthal bei Liebenstein vom Herzoge von Meiningen eingeräumt und schien hier in der Mitte seiner Schülerinnen seinen Traum erfüllt, die „allseitige Lebenseinigung" verwirklicht zu sehen. Aber kein Glück bleibt ungetrübt, nicht einmal das so hohen Alters nach vielen Stürmen! Bald nach dem Lichtpunkt des großen Spielfestes auf dem Altenstein, zu dem halb Thüringen herbeiströmte, und nach vielfacher reicher Anerkennung kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel das bekannte Verbot der Kindergärten. Was half es, daß der Greis alle Hebel in Bewegung setzte, um das auf einem

Mißverständniß beruhende Rescript rückgängig zu machen? Was half es, daß er und seine Freunde Schrift über Schrift veröffentlichten, daß die Prüfungen und Gutachten der Commissionen günstig ausfielen?

Der eiserne Würfel war gefallen.

Diesem Schlage widerstand er nicht mehr. Noch war kein Jahr verflossen, welches er fast bis zum letzten Athemzuge verwendet hatte, um sein Werk nach seiner Ansicht rein und groß der Welt zu hinterlassen, da bettete man ihn unter Blumen auf dem lieblich gelegenen Friedhofe des Dörfchens Schweina bei Liebenstein. Er starb am 21. Juni 1852. Sein Grab schmückt ein seine Lebensaufgabe recht kennzeichnendes Denkmal. Auf einem steinernen Würfel erhebt sich in Form einer Walze eine Säule, welche eine Kugel trägt. Dies ist eine seiner sinnvollsten „Lebens- und Erkenntnißformen". Auf der Rückseite trägt das Monument als Inschrift das Lieblingswort seines Lebens: „Kommt, laßt uns unsern Kinder leben!"

III.

Der Erfahrungssatz, welcher irgendwo in den „Neuen Dorfgeschichten von Berthold Auerbach" steht, daß die Menschheitsgeschichte die Geschichte der Arbeit oder vielmehr die Geschichte der Werkzeuge sei, läßt sich in gewisser Hinsicht auch auf die Pädagogik anwenden. Mit Fröbel beginnt auf diesem Gebiete eine neue Phase der Arbeit, die durchgeistete Arbeit. Was Pestalozzi unter Arbeit versteht, ist mehr ein Gegensatz und Gegengewicht zu der geistigen Beschäftigung. Er hat vorzüglich die Feldarbeit, das Handwerk u. dgl. im Auge. Fröbel und seine Anhänger verbinden mit dem Worte Arbeit einen neuen Begriff, oder erweitern wenigstens die hergebrachte Vorstellung. Sie fassen auch das Spiel als Arbeit auf, führen ganz neue Werkzeuge ein und begründen die Nothwendigkeit derselben.

Das Spiel ist die erste Arbeit des Kindes.

Soll man dasselbe unbeachtet und ganz dem rohen Zufall überlassen? Gewiß nicht; schon aus dem Grunde nicht, weil die Eindrücke im frühesten Kindesalter die wichtigsten und folgenschwersten sind. Deshalb muß den allerersten Beschäftigungen der Kleinen eine weit sorgfältigere Beachtung geschenkt werden als bisher. Geht uns hier nicht der Heiland mit seinem Beispiele voran? Christus sagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!" — und Luther spricht: „Es lasse sich Niemand zu klug dünken und verachte solch Kinderspiel!" Was will das anders sagen, als daß die Erwachsenen die Kinderthätigkeit nach ihrer vollen Bedeutung und Tragweite schätzen sollen. Man lese weiter den schönen Brief Luthers an sein Söhnchen Hans über das Kinderspiel! Darin ist der Kern der ganzen Kindergartenlehre enthalten. Haben ferner nicht Goethe, Herder und Wieland die trefflichsten Aussprüche über den Werth der Kinderspiele hinterlassen? Und wem wäre das Wort Schillers fremd: „Hoher Sinn liegt oft in

kind'schem Spiel"? Jean Paul, dessen „Levana" das Evangelium der Kindererziehung für alle Zeiten ist, nennt die Spiele Aeußerungen ernster Thätigkeit, aber im leichtesten Flügelkleide! Fröbel selber vergleicht das Spiel der Kleinen mit dem großen Spiele der Welt und des Lebens, selbstverständlich nur in sehr kleinen Anfängen.

Ein fröhliches Spiel, das durch die Ordnung geregelt wird und dadurch von vornherein alle Auswüchse der Zügellosigkeit abschneidet, führt zur Freude. Denn ein dunkles Gefühl sagt dem Kinde, daß es nicht tändelt und seine Zeit vergeudet, sondern bei einer so zu sagen productiven Arbeit begriffen ist. Jedes richtig spielende Kind legt nicht nur vollen Eifer, sondern auch einen Ernst in seine Beschäftigung, der uns Erwachsenen so oft komisch vorkommt. Die Freude des Schaffens oder der Segen der Arbeit gebiert nun Glück und Frieden. Freude und Friede aber wirken auch schon in der kindlichen Seele nach zwiefacher Richtung. Flößt die Freude über die gelungene Verrichtung das Bewußtsein des Könnens und Ichs unmerklich ein, so erkennt zugleich das Kind in der Ausübung des gemeinsamen Spieles die Schranken, welche die Spielordnung ihm auferlegt. Es fühlt sich, wie Fröbel sagen würde, als ein „Gliedganzes". Das Gefühl aber, einerseits ein Glied und andererseits ein Ganzes zu sein, ist die Grundlage der vernünftigen Freiheit! „Freude" „Friede" und „Freiheit" stellen in ihrer Gesammtwirkung die Harmonie her, in welcher sich der Mensch mit sich selber und seinen Mitmenschen befinden soll. Fröbel nennt diese Harmonie mit gutem deutschen Worte: **Lebenseinigung.**

Der Mensch ist ein Kind der Natur, ein Kind des Menschen und ein Kind Gottes. Als Kind der Natur soll er sich von früh auf Eins mit der Natur fühlen, die Natur in ihrem Weben und Walten soll ihm immer vertrauter werden. Deshalb führe man das Kind schon früh in die Natur (Kindergarten)! Indeß es muß die den Menschen umgebende Natur auch geistig erkennen und durchdringen lernen. Ihm muß der Gegensatz von hell und dunkel, weich und hart, rund und kantig, zum vollen Bewußtsein kommen. Wie der Musiker zwei entgegenstehende Töne erst durch einen dritten zu einem harmonischen Drei- und Gleichklang verbindet, so kommt auch in die Seele des Kindes durch frühzeitige Vermittlung obiger Gegensätze Verständniß und Einklang. Jedoch nicht blos in der Natur, sondern auch im Menschenleben und im Leben zu Gott sollen die Gegensätze vor einer stets wachsenden Erkenntniß derselben sich zum Drei- oder Einklang umgestalten. Es handelt sich um den Kampf gegen das Böse und Schlechte sowie die Besiegung der Sünde. Jedoch das Ziel ist auch hier wieder, wie vorher, allseitige Lebenseinigung!

Aus diesem Grunde werden dem Kinde Bälle gerade mit „entgegengesetzten" Farben, indem jeder Ball eine andere Hauptfarbe hat, in die Hand gegeben. Aus diesem Grunde lernt es den weichen Ball und die harte Kugel, lernt es die Kugel als das runde, den Würfel als das

kantige und eckige Spielzeug, die Walze als die Vermittlung Beider bei seinen kindlichen Beschäftigungen in buntester Mannigfaltigkeit benutzen; denn die Walze weist die Rundung auf wie die Kugel und ist kantig wie der Würfel.

Die Hauptsache aber ist, daß das Kind zur Erkenntniß und Vermittlung dieser Gegensätze nicht etwa durch den todten Buchstaben, auch nicht etwa durch das Wort und Beispiel allein, sondern hundert- und tausendfältig durch Selbstübung geführt wird. Damit ist die Erziehung des Kindes zugleich Selbsterziehung!

Der Urquell aller Vermittelung ist die Liebe. Sie ist eine der Hauptsäulen, die den neuen Erziehungsbau stützen. Darum weiß die Fröbel'sche Lehre sich nicht nur Eins mit der Humanität, sondern vor Allem mit derjenigen Religion, welche die Liebe des Gesetzes Erfüllung nennt, mit dem Christenthum! Die christliche Doctrin besitzt keine aufrichtigere und namentlich werkthätigere Anhängerin, als die Fröbelsche Erziehungstheorie, richtig erfaßt.

Die Liebe lehrt die Selbstsucht überwinden. Auch in der Erziehung muß die vornehmste Aufgabe die Besiegung der Selbstsucht sein. Welches wirksamere Mittel kann es hierfür geben, als das gemeinsame Spiel, die gemeinsame Arbeit, wo ein Kind sich dem andern anbequemen, ja, zu Zeiten unterordnen, wenigstens den eigenen Willen unter das Gesetz des Spieles und der Arbeit stellen muß? Die Liebe wirkt allbefruchtend und gestaltend. Fröbel läßt aufbauen und niemals zerstören! Deshalb ist seine Lehre die allerconservativste, die man sich denken kann. Der bekannte Pädagog Karl Bormann sagt über dieselbe: „Zweierlei war mir besonders interessant und bedeutungsvoll; dies, daß Fröbel den Kindern nie gestattet, daß sie eine von ihnen aufgebaute oder zusammengestellte Figur wieder zerstören, um eine neue daraus zu bilden; sodann, daß sie angehalten werden, die neuen Bildungen stets aus den bereits vorhandenen entstehen zu lassen. Durch das Erstere wehrt er der Hast und weckt die Bedachtsamkeit und die Geduld, durch das Andere prägt er die Achtung vor dem Bestehenden ein und lehrt früh, Neues nicht aus den Trümmern des Zerstörten, sondern aus dem bereits Vorhandenen zu bauen. Wer ahnt nicht die tiefe sittliche Bedeutung, die in Beidem liegt?"

Damit ist auch der Einwurf hinfällig, welcher Fröbel noch manchmal von Solchen gemacht wird, die seine Lehre nicht oder nur sehr oberflächlich kennen, daß er ein moderner Aufklärer im banalen Sinne des Wortes gewesen sei. Wäre er ein solcher Gleichmacher wirklich gewesen, so hätte er sicherlich dasjenige Beiwerk von allem Anfang an über Bord geworfen, welches dem allzu nüchternen Verstande wie farbiger Plunder vorkommt, wir meinen seine Symbolik. Der Streit der Meinungen wogt hin und her. Andere halten ihn um dieser Symbolik willen für einen Mystiker. Fröbel ist von beiden Beschuldigungen frei zu sprechen. Er wußte, daß in den ungeweihten Tempel der Kindesseele das Symbol gehört und nicht die sonst übliche, abgegriffene Münze der Worte. Das Symbol ist dort nicht nur berechtigt, sondern unent-

behrlich, wenn beim Menschen der Sinn für Poesie nicht schon in zarter Jugend verkümmert werden soll. Mit jeder Wahrheit, meint Rousseau, die man zu früh in nackter Form ausspreche, pflanze man den Keim eines Lasters in die jugendliche Seele. Darum die Wahrheit für das Kind nur im sinnlichen Zeichen!

Im „Faust“ heißt es: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß!“

Im Jahre 1826 gab Fröbel ein Werk heraus: „Die Menschenerziehung“. Hier tritt er zum ersten Male mit den Fundamentalsätzen seiner Pädagogik der That hervor. Was er in diesem Buche grundlegend und theoretisch zu erweisen sucht, übersetzt er in einem viel späteren Werke gleichsam in's praktische Leben zurück und widmet das Buch den Frauen und Müttern. Sein Familienbuch „Mutter- und Koselieder“, welches zuerst 1843 und in zweiter Auflage 1866 bei Karl Enslin in Berlin erschien, lehrt die Mütter eine neue Kunst, mit den kleinen Kindern sinnreich und die leiblichen wie geistigen Fähigkeiten weckend zu spielen. Welche große Bedeutung Fröbel diesem Buche beilegt, ergiebt sich aus seinen eigenen Worten: „Ich habe darin das Wichtigste meiner Erziehungweise niedergelegt; es ist der Ausgangspunkt für eine naturgemäße Erziehung, denn es zeigt den Weg, wie die Keimpunkte der menschlichen Anlagen gepflegt und unterstützt werden müssen, wenn sie sich gesund und vollständig entwickeln sollen.“ Dem Werkchen waren Lieder und Singweisen beigegeben. Darüber äußert sich Fröbel ein anderes Mal: „Wer das Buch in seiner Idee auffaßt, der hat verstanden, was ich will. Aber wer versteht es? Die gelehrten Herren achten es viel zu gering, um es näher anzusehen; die Mehrzahl der Mütter sieht darin ein gewöhnliches Bilderbuch mit kleinen Bildern; sie können freilich schönere Bilder und bessere Verse haben, aber was helfen die, wenn der Erziehungsgedanke fehlt? Nur sehr Wenige werden darin diesen Gedanken in allen seinen Beziehungen verstehen; wenn man aber nur danach handeln wollte mit den Kindern, dann würde man zuletzt sehen, daß ich, trotz aller der Widerreden, doch Recht habe!“

Seine Mutter- und Koselieder verdankte der Autor einer Mutter und ihrem Kinde selber. Einst kam eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme ihm entgegen und sprach zu ihrem kleinen Liebling: „Winke den Hühnchen, daß sie kommen!“ oder, wie sie erklärend hinzusetzte: „Zeig' dem Manne, er hat die Kinder so lieb, was Du kannst!“ Von dem Eindrucke des Ganzen, von seinen Gründen und Folgen tief ergriffen, ging er nach Hause und schrieb das Kinderspiel nieder; darauf ein anderes und noch ein anderes.

Auf diese Weise entstand bald eine nicht unbedeutende Anzahl solcher Liedchen mit ihren Spielen. Er schickte dieselben im Entstehen einer Frau, die ein krankes Kind hatte. Diese erwiderte ihm bald, das genesende Kind sei durch diese Beschäftigung so glücklich geworden; sie war voll Dank dafür.

So entstand in Wechselwirkung mit dem mütterlichen und Familienleben nach und nach ein Buch als ein lebensvolles Ergebniß von beiden.

Fröbel geht von der Erfahrung aus, daß eine Mutter mit ihrem Kinde in jeder Lebenslage und vorzüglich im Genusse des Glückes unermüdlich spielt, die zarten Glieder erfaßt, sie mit allerlei schmeichelnden Namen belegt und die Aufmerksamkeit ihres lieben Kindes auf alle mögliche Weise zu erregen sucht. Er schöpft dabei aus dem unversiegbaren Quell der traditionellen Weisheit der Mütter, wie sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Die uralten und allbekannten Wiegenlieder, sowie die Liedchen zu den Finger- und Handspielen werden von ihm benutzt. Wir erinnern an das alte Lied:

„Schlaf, Kindchen, schlaf',
Draußen stehn zwei Schaf',
Ein schwarzes und ein weißes,
Und wenn mein Kind nicht schlafen will,
So kommt das schwarze und beißt es!"

Offenbar liegen hier, wenn auch versteckt, Reminiscenzen an den alten Götterglauben vor. Jedenfalls ist die Abschreckungstheorie verwerflich. Diese und ähnliche Lieder mußten demnach geändert werden. Ein Fingerspiel lehrt der alte Reimspruch:

„Das ist das Däumchen!
Der schüttelt die Pfläumchen!
Der liest sie auf!
Der trägt sie heim!
Der ißt sie alle allein!"

Fröbel ordnet nun diese Liedchen, nachdem er sie passend umgeändert hat, in einer Reihenfolge, daß sie das körperliche und geistige Wohl der Kinder fördern helfen. Nehmen wir z. B. das Liedchen, welches im Fröbel'schen Original das „Strampfelbein" heißt. Es knüpft an eine der ersten und natürlichsten Lebensäußerungen des Kindes an, mit Beinchen und Aermchen sich lebhaft zu bewegen. Was liegt nun näher, als daß die Mutter in der Bethätigung ihrer unsagbaren Liebe die kleinen Füße und Arme erfaßt. Sie wird nie müde werden, dies zu thun. Nun soll die Bewegung mit dem Fuße, aber in gleichmäßigem Tacte auf und nieder geschehen, und die Mutter soll scherzend dazu singen:

„Flugs gieb mir das Strampfelbein,
Wollen schlagen aus Mohn und Lein
Oel für's Lämpchen zierlich, klein,
Daß es brenne hell und rein,
Wenn Mutterlieb' in langer Nacht
Für's liebe Kindlein wacht!"

Worin besteht der Nutzen dieses Verfahrens? Jede verständig ausgeführte Uebung stärkt die Gliedmaßen, und bei den späteren Gehversuchen wird ein dergestalt vorgeübtes Kind seine Glieder schneller und geschickter brauchen lernen, als ein solches, das träge in den Kissen gelegen hat.

Ein zweites Liedchen soll ein Spiel zur Stärkung des Rückgrats begleiten.

Ihm liegt der von einer Mutter oder Wärterin gern und wiederholt getriebene Scherz zu Grunde, das auf dem Schoße befindliche Kind scheinbar fallen zu lassen, bei welcher Bewegung das Rückgrat kräftig gestützt und die Händchen gehalten werden. Dabei empfiehlt Fröbel zu singen:

„Bauz, da fällt das Kindchen nieder,
Mutterliebe hebt es wieder
Und mein holdes Kindchen lacht!
Denn der Mutter Auge wacht,
Daß es sich nicht thue wehe,
Nur zur Lust es ihm geschehe!“

Zu einer tactmäßigen Bewegung der Arme, wobei zugleich das auf jedes Kind sehr anziehende Spielzeug der Uhr hingewiesen wird, kann das folgende Liedchen dienen:

„Sehet nur, sehet nur!
Wie der Pendel an der Uhr,
Geht das Aermchen hin und her,
Doch nicht kreuz und doch nicht quer;
Denn es gehet Schlag bei Schlag
Immer tick und immer tack.
Tick tack, tick, tack!“

Das Kind steht auf dem Bettchen oder dem Fußboden, und die Mutter biegt die Arme sanft hin und her.

Man sieht leicht ein, daß diese und überhaupt derartige Uebungen und Spiele eine Art Anfangsgymnastik bezwecken. Beginnt nun das kleine Kind, mit seinen Gliedern zu spielen, so kann die Mutter oder Kinderfrau nicht achtsam genug sein. Lernt dasselbe bei Zeiten den richtigen Gebrauch der Glieder kennen, so hält man es dadurch am sichersten von einem unbedachten, den Zartsinn verletzenden und gefährlichen Betasten seines Körperchens ab. Aus diesem Grunde muß den Fingern und Händen schon früh, z. B. durch den Ball, eine passende Beschäftigung gegeben werden.

Die eigentlichen Finger- und Handspiele läßt man erst vom zweiten Jahre anfangen, weil bis dahin die Glieder noch zu zart sind. Wie nun Fröbel dabei verfährt, geht aus der Bearbeitung des von uns erwähnten „Das ist der Daumen“ hervor. Er benutzt den alten Reim zunächst, um in der veränderten Lesart die Kenntniß der Beziehungen des Kindes zum Familienkreise anzubahnen. Die Finger der Hand werden angefaßt und die Mutter sagt:

„Das ist die Großmama,
Das ist der Großpapa,
Das ist der Vater,
Das ist die Mutter,
Das ist's kleine Kindchen ja;
Seht die ganze Familie da!

Die Uebung kann weiter dazu dienen, dem Kinde das erste Zählen sinnlich anschaulich zu machen:

„Beim Däumchen sag' ich: Eins,
Beim Zeigefinger: Zwei,
Beim Mittelfinger: Drei,
Beim Ringfinger: Vier,
Beim kleinen Finger: Fünf ich sage.
Hab' in's Bettchen All' gelegt,
Schlafen, Keines sich mehr regt, —
Still, daß Keins zu früh erwacht" —

Aber nun folgt ein Motto, das allerdings nur für die Mutter bestimmt ist, dessen Unpoesie nichts desto weniger wie ein Sturzbad nach der wirklich anmuthenden Methode wirkt:

„Welche große Kunst das Zählen ist,
Nein! Der Mensch es nicht ermißt;
Welche Kunst, er ahnet's kaum,
Sich zu finden in dem Raum!" — —

Die dritte Uebung kann, außer zur Fingergymnastik, an und für sich noch dazu dienen, die Unter- und Ueberordnung zu versinnlichen.

„Däumchen, neige Dich;
Zeiger, strecke Dich;
Mittler, bücke Dich;
Goldner, hebe Dich; —
Kleiner, bücke Dich;
Ja, ja, füge Dich!
Ihr alle möget durch zierliches Beugen
Euch heut des Grußes Ehre bezeugen!" —

Nicht nur eine Hausgymnastik und die Beziehungen zur Familie werden in den Mutter- und Koseliedern gepflegt, sondern das Kind wird auch in die Natur und in die Thierwelt eingeführt. Z. B. in dem Liede „Das Hofthor" werden die Hände so gekreuzt, daß die unten entstehende Oeffnung einen Thorbogen und die Arme die Thorpfosten bilden. Das Lied selber heißt:

„Was soll dies sein? —
Ein Thor soll's sein,
Uns führend in den Hof hinein;
Da springen die Rößlein,
Da fliegen die Täublein,
Da schnattern die Gänschen,
Da quaken die Entchen,
Da piepen die Hühnchen,
Da krähet der Hahn,
Es summen die Bienchen;
Da muhet die Kuh,
Da hüpfet das Kälbchen,
Da mäet das Lämmchen,
Da blöket das Schaf,
Da grunzet das Schwein;
Das Thor muß fest verschlossen sein,
Daß keins läuft fort,
Ein Jedes bleibt an seinem Ort". —

„Es sind", sagt hierzu Frau v. Marenholtz ganz richtig, „meist die Thiere, welche zuerst die kindliche Wißbegierde wecken. Das Kind lernt leicht ihre Namen und Eigenschaften, betrachtet ihre Bewegungen und Laute, ihre Lebensweise und Gewohnheiten, wenn man ihm einige Anleitung dazu giebt, und lernt auch in solcher Weise die Pflege derselben, liebt sie und erkennt ihren Werth für den Menschen. Das Alles sind Vorstudien für die Menschenwelt. Kinder, welche von früh auf die Mannigfaltigkeit beobachteten, welche in den Staaten der Thiere herrscht, — wie jede Gattung, verschieden an Gewohnheiten und Bedürfnissen, in ungleichartigen Elementen und Sphären lebt und gedeiht, werden nicht so leicht in die philisterhafte Weise verfallen, Alles, was Andere in ihrer Lebensweise anders machen als sie selber, zu bekriteln und zu tadeln; und es wird damit leicht der Anknüpfungspunkt gewonnen, Gerechtigkeitsliebe sich nach allen Seiten entfalten zu lassen." —

Schon die wenigen von uns mitgetheilten Proben zeigen genügend, daß Fröbel kein Dichter war. Eben so wenig können sich die Singweisen, so weit sie nicht Motive aus guten Volksliedern enthalten, als gefällige Compositionen sehen lassen. Darauf kommt es aber auch gar nicht an. Möge eine Mutter an den Liedern, was Text und Musik anbetrifft, kürzen und ändern, so viel sie will; wenn sie den Geist der Sache erfaßt hat, kann dies gleich sein; denn Fröbel will die Mütter ja nicht auf seine Worte schwören lassen, er will sie nur anregen zu mütterlichem Thun! Umdichtungen der Mutter- und Koselieder sind z. B. versucht worden in dem empfehlenswerthen Buche von L. Morgenstern: Das Paradies der Kindheit, F. Hirt und Sohn in Leipzig.

Mit obigen Liedern gehen andere Beschäftigungen Hand in Hand. Fröbel spricht von bestimmten „Spielgaben". Die erste Spielgabe sind sechs bunte Bälle im Kasten, die zweite Kugel, Würfel und Walze, die dritte ein Baukasten, den getheilten Würfel enthaltend u. s. w. Was will er nun z. B. mit der Spielgabe des Balls schon bei ganz kleinen Kindern bezwecken?

Der Ball hat eine ganze Symbolik für sich. Als ein kugelförmiges, in sich abgeschlossenes, einheitliches Ganze ist er das Sinnbild zugleich der größten Ruhe und der äußersten Beweglichkeit. Er bietet keine hervorstehenden Punkte, keine scharfen Kanten, keine rauhen Flächen. Er läßt sich nicht leicht zerstören und giebt also diesem verderblichen Triebe der Jugend, der keineswegs so unschuldig ist, wie man gewöhnlich meint, nicht nach. Deswegen ist der Ball das vollkommenste Spielzeug.

Das Kind greift zuerst nach dem Ball, dem Symbol der Ruhe, und nimmt dadurch, daß es ihn erfassen will, gleich seine Beweglichkeit wahr. (Gegensatz.) Der ruhende Ball, der bewegte Ball, beide als freier Ball gehandhabt, und der an einer Schnur hängende Ball, können nun zu sinnreichen Spielen benutzt werden, wobei ein Wechsel derselben auch nach den verschiedenen Farben der Spielgabe eintritt. Indeß nicht minder hierbei behält die Mutter ihre völlige Freiheit, die Spiele und Uebungen ganz nach

Gutdünken auszudehnen oder zu beschränken, vorausgesetzt, daß sie eine Uebersicht des ganzen Spielsystems erlangt hat.

In der zweiten Spielgabe finden sich Kugel, Walze und Würfel vereinigt, nicht nur, damit die Gegensätze der Gestalt, sowie die sonstigen Merkmale der Verschiedenheit dem Kinde besser zum Bewußtsein kommen, sondern auch, daß von ihm gleich die Vermittelung zwischen Kugel und Würfel, die Walze, in ihrer Bedeutung erkannt wird. Sind die hier entwickelten Begriffe mehr elementarer Natur, wie es bei derartig einfachen Spielmitteln nicht wohl anders sein kann, so betreten wir ein ganz neues Gebiet mit der dritten, vierten, fünften und sechsten Gabe, den Fröbel'schen Baukästen. Der Erfinder des Baukastens, wie derselbe sich gewöhnlich in den Familien findet, ist der Dichter Lavater. Baco, Rousseau, Jean Paul und viele Andere tadeln mit Recht das zu kunstvolle Spielzeug, welches dem Schaffenstriebe der Jugend nichts zu thun übrig läßt. Jeder Knabe dünkt sich in dieser Beziehung ein junger Alexander. Er will den Ruhm der eigenen That genießen und zieht den Spazierstock des Vaters dem noch so schön bemalten Steckenpferde vor. Die gewöhnlichen Säulenbaukästen enthalten zu viel schon fertige Gebilde! Der Erfindung des Kindes bleibt eigentlich wenig überlassen. Nicht so bei Fröbel!

Der erste Baukasten bringt den in acht kleine Würfel getheilten großen Würfel. Der zweite Kasten enthält einen noch größeren Würfel, der in siebenundzwanzig kleine Würfel zerfällt, die einzeln die Größe der Theilwürfel des ersten Kastens haben und von denen drei in große Dreiecke halbirt und wiederum drei in kleinere Dreiecke geviertheilt sind. Der vierte Baukasten endlich ist ein dem dritten an Größe gleicher Würfel, der in Längen- und Quadrattafeln sowie vierkantige Säulen zerlegt wird, so daß hier erst der auf Ausbildung des Schönheitssinns besonders abzielende Säulenbau in seine Rechte tritt. Jedoch werden auch hier keine fertigen Säulen gegeben!

Wie nun diese Fröbel'schen Baukästen zu benutzen seien, das lehrt trefflich „Friedrich Seidel, das Bauen nach Fröbel. Vorlagen und Anweisung" in vier Heften mit sauber ausgeführten Zeichnungen, Leipzig, F. Hirt und Sohn.

Der Fortschritt besteht darin, daß nach der beendeten ersten Auffassung von Farbe, Größe und Verhältniß jetzt Formen gebildet werden, wie sie auch den späteren Beschäftigungsmitteln zu Grunde liegen. Diese Formen werden dreifach eingetheilt: a) in Lebensformen, b) in Schönheitsformen, c) in Erkenntnißformen. Lebensformen sind Nachbildungen von Gegenständen der Natur, Kunst, des Verkehrs u. s. w., z. B. ein Thier, eine Bank, ein Haus; Schönheitsformen sind Gebilde, bei denen Phantasie und Geschmack thätig sind, z. B. Muster, Sterne; Erkenntnißformen sind sinnliche Darstellungen, welche die Grundbegriffe der Zahlenlehre und Geometrie anschaulich machen sollen.

Fr. Seidel giebt den kleinen Baumeistern, Gesellen und Lehrlingen

folgende beachtenswerthe Lehren: Sie sollen bei Vornahme eines der vier Kästen immer vom Ganzen, vom Würfel, ausgehen und am Schluß des Spiels stets wieder dahin zurückkehren. Sie sollen zu jedem Bau alle Steine des betreffenden Kastens verwenden und kein Theilchen unbenützt oder wie verwaist liegen lassen. Ein drittes Gesetz ist, daß sie aus einer Form allmählich die andere entwickeln sollen, gerade so, wie es der Pädagog Vormann beobachtet hatte. Als vierte Regel schreibt er vor, zur Abwechselung auch manchmal rückwärts zu gehen, d. h. aus den späteren Formen wieder die früheren zu bilden. Das Schwerste, aber auch Lohnendste endlich ist, eigene Formen zu erfinden.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir ausführlich von allen anderen Gaben reden. Die siebente sind die Legetäfelchen, die achte das Faltblatt, die neunte das Ab- und Ausschneideblatt. Fast alle Formen und Gestaltungen, die Fröbel durch das Papierfalten und Ausschneiden entstehen läßt, waren zweifelsohne den Müttern und Kinderfreunden bekannt, so lange das Papier erfunden ist. Welche drolligen Kunstwerke vererben sich da zum Vergnügen der Kleinen! Sein Verdienst ist nur, diese Beschäftigung nach pädagogischen Grundsätzen geordnet zu haben, so daß vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Bekannten zum Unbekannten fortgeschritten wird. Das Faltblatt befördert Genauigkeit und Accuratesse des Thuns. Das so geübte Mädchen wird später tadellos Servietten, Kleider u. dgl. falten, wird im Anbringen der Bänder und Schleifen geschickt sein. Der Knabe lernt eine Menge geometrischer Lehrsätze oder besitzt wenigstens die sichere Anschauung von vielen mathematischen Verhältnissen, die er sich durch sein Spiel unmerklich angeeignet hat und in deren Besitz jeder andere nur mit Mühe gelangt. Die zehnte Beschäftigung, das Flechten von Papier- oder Lederstreifen, ist nicht nur durch das nöthige Abzählen eine sinnige Vorbereitung auf den Rechenunterricht, sondern die Kinder lernen auch niedliche Arbeiten verfertigen, mit denen sie die Eltern erfreuen können. Eine elfte Gabe sind Legestäbchen, nämlich verkörperte Linien. Auch hier bilden sich unter den Augen des Kindes die drei Arten von Formen. Bedeutungsvoll namentlich ist die zwölfte Gabe, denn da sie aus ganzen, halben und Viertelringen runde Gebilde entstehen läßt, so widerlegt sie den Einwurf, daß die Fröbel'schen Darstellungen, wie sein eigenes Wesen, nur eckiger Natur seien.

Die Reihenfolge der Beschäftigungsmittel ist nun verschieden, je nach der Eintheilung, die man trifft. Doch ist, dies gleichgiltig, da sie ja stets untereinander abwechseln. Wir erwähnen noch das Spiel mit den Verschränkstäbchen, schmalen und langen Holzstreifen, die ineinander gefügt werden, das Ausstechen auf weißem Papier, das damit zusammenhängende Ausnähen mit bunten Fäden, das Papierverschnüren, wo die Längsstreifen, welche bei Herrichtung der Ausschneide- und Faltblätter abfallen, zu Figuren durch Umbiegen und Ineinanderstecken verwendet werden; endlich die Erbsenarbeiten,

wobei man gequollene Erbsen auf Stäbchen steckt — man kann auch Korkstücke nehmen — und das Formen aus Sand, sowie Thon.

Sämmtliche Beschäftigungen, die zum allergrößten Theil längst vor Fröbel bekannt waren, nur daß ihre methodische Anwendung bei der Klein-Kindererziehung fehlte, kann und soll nun die **Mutter** mit ihrem Kinde vornehmen. Eine Kenntniß derselben ist demnach für diese unerläßlich. Ausführlichere Anleitung dazu giebt das schon erwähnte Buch „Paradies der Kindheit“. Eine mehrfach wissenschaftliche Darstellung ist das größere Werk von A. Köhler: „Die Praxis des Kindergartens“, 3 Bände, Weimar, H. Böhlau. Auch die Mutter muß den musikalischen Sinn des Kindes durch kleine Lieder wecken, dasselbe passende Gedichtchen, Sprüche u. dgl. lehren und mit ihm beten. Aber vom vierten Jahre an tritt das gemeinsame Spiel und die gemeinsame Thätigkeit als erziehliche Forderung auf, und vornehmlich aus diesem Grunde ist ein förmlicher Kindergarten schwer zu entbehren. Wie vermöchte z. B. eine Mutter, wenn sie nicht eine größere Anzahl Kinder um sich versammelt, die „Bewegungsspiele“ ausführen zu lassen, welche einestheils heilsame Körperübungen sind und anderntheils das Kind in das Leben einführen! Man hat diese Spiele deshalb nicht mit Unrecht „lebende Bilder“ genannt. Sagen wir nun noch ein Wort vom Leben und Treiben im Kindergarten selber!

IV.

Im Kindergarten selber waltet nun nicht die Mutter, sondern die Kindergärtnerin. Derselbe befindet sich im Sommer an schönen Tagen in einem wirklichen Garten oder wenigstens auf einem von schattigen Bäumen geschützten Kiesplatze, im Winter in geräumigen Sälen. Zweckmäßig sind erstens ein Bewegungssaal, welcher an den Wänden mit kleinen Bänken versehen ist; hier werden die Tact- und Marschübungen, die Bewegungs-, Kreis-, Finger- und Kugelspiele aller Art vorgenommen, und in diesem Raum können auch die Geschichten erzählt werden. Zweitens der Beschäftigungssaal, welcher für die verschiedenen Arbeiten der Kinder Bänke und Tische enthält, die natürlich der Größe der Kinder angemessen sind. Nach A. Köhler haben die Tische eine Länge von $3^1/_2$ Meter und sind dann für 12 Kinder, die an beiden Seiten derselben sitzen, berechnet, so daß auf jedes Kind ca. 58 Centimeter kommen. Die Breite der Tische beträgt ca 70, die Höhe 50—55 Centimeter. Die Bänke haben eine Sitzhöhe von 28 Centimeter und eine Breite von 70—80 Centimeter. Die Lehnen sind wie bei den Schulbänken nach bester Construction so eingerichtet, daß sie Anfangs gerade in die Höhe gehen und dann ein wenig abgeschrägt sind. Selbstverständlich muß in den Sälen für eine gute Heizung und Ventilation Sorge getragen werden.

Im Kindergarten herrscht nun ein fröhliches Leben. Da werden von der „Tante“, eine Benennung, die aus den Kinderschulen herübergenommen

ist, Bewegungsspiele geleitet, welche die Beschäftigungen beim Ackerbau darstellen, z. B. das Säen und Mähen, oder wie die Vöglein im Walde ihre Nester bauen, ausfliegen und heimkehren, oder Nachahmungen des Verkehrslebens und einiger Handwerke. An dieselben knüpfen sich belehrende Gespräche zwischen Kindergärtnerin und Kindern, die nicht nur Ausdrücke des Spiellieds erklären, sondern auch auf verwandte Beziehungen Rücksicht nehmen. Wer könnte z. B., nachdem er es einmal gehört hat, das reizende Lied vergessen: „Fädchen, Fädchen, wie ein Rädchen"? Hierbei wird also nicht nur erläutert, was ein Faden ist und wie er sich um den Finger oder die Rolle wickelt, sondern weiter wird mitgetheilt, woraus ein Faden gemacht wird (Wolle, Seide, Hanf); es kann ferner von der Schnur, der Leine, vom Nähen, Stricken und Häkeln gesprochen werden. — Da fertigen die Kinder ihre Flechtarbeiten aus Papier und Leder; da spielen sie erfinderisch mit den Baukästen und lassen sich eine neue Form von der Kindergärtnerin erklären. So treiben sie ihre kindlichen, Geist, Sinn und Handfertigkeit übenden Arbeiten, die von Zeit zu Zeit, nach einer halben oder Viertelstunde, frisch anregend abwechseln, im Sommer von der wirklichen Arbeit im Garten unterbrochen, wo die Kleinen mit Hacke, Spaten und Gießkanne graben, jäten und gießen. Welche Freude, wenn die Kinder Pflanzen unter ihrer Hand gedeihen sehen!

Aber, sagt wohl der Eine oder Andere, ist es nicht widernatürlich, daß die Kinder bereits in so frühem Alter den Händen der Mutter und der Familie entzogen werden? Darauf antworten wir: Zunächst werden die Kinder diesem segensreichen und ganz unentbehrlichen Einflusse in Wahrheit nicht entzogen; denn der Tag hat vierundzwanzig Stunden, und die Kinder bringen durchschnittlich täglich nur vier oder fünf im Kindergarten zu. Ist ein solcher nicht vorhanden, so sind sie ungefähr dieselbe Zeit ungebildeten und sorglosen Mägden überlassen. Indeß nehmen wir selbst an, es gäbe lauter Mütter, die sich von früh bis spät unausgesetzt diesen Kindern von drei bis sechs Jahren widmen könnten, so würde ein Kindergarten doch noch immer eine höchst schätzenswerthe Einrichtung sein. Von dem genannten Alter ab beobachtet man nämlich bei jedem gesunden Kinde den ganz gerechtfertigten Trieb, mit seinen Altersgenossen zu spielen. Die Idee, daß die Kinder zur Ausübung ihrer Spiele am dritten Ort zusammen kommen sollen, rührt keineswegs erst von Fröbel her, wie man immer meint. Auch diese Forderung wurde klar und bestimmt bereits von Comenius und Pestalozzi, später von Herder, Fichte und Jean Paul ausgesprochen. Ja, als den ersten Kindergärtner kann man dreist den alten Griechen Plato bezeichnen, denn er verlangt unter seinen Erziehungsvorschriften, daß für Knaben wie Mädchen von drei bis sechs Jahren in jedem der zwölf Stadtquartiere zu Athen sich ein Versammlungsplatz befinde, wo das Betragen und Spiel der Kleinen von verständigen Wärterinnen beaufsichtigt und geleitet werde.

Zugegeben, — sagt ein Zweiter, — daß dem Kinde das Spiel mit

seinen Altersgenossen eine Nothwendigkeit ist, so tritt das Spiel im Kindergarten doch viel zu systematisch auf; es trägt einen unkindlichen Charakter und macht die Kinder eitel und affectirt. Nun, wer das sagt, hat eben noch keinen richtig geleiteten Kindergarten gesehen und kennt dessen Spiele überhaupt nicht. Denn allerdings ist System im Spiel, und diese Ordnung ist des Kindes größtes Behagen. Woher käme sonst, daß es erwachsene Personen so gern als Mitspieler sieht? Es wünscht von deren entwickelterem Geiste für sein Spiel mitzugenießen. Nun muß man aber nicht denken, daß Fröbel verlangt, man solle sein System von A bis Z ohne Auslassung durchspielen. Dagegen erklärt er sich mit den entschiedensten Worten. Er sagt ausdrücklich, daß bei der eigenthümlichen Art der Kinderbeschäftigung einmal diese und dann wieder jene Uebung versucht werden müsse. Und was die Spiele selber anbetrifft, so sind sie zumeist gar nicht Fröbels Erfindung, sondern größtentheils aus dem reichen Borne jener alten indoeuropäischen Kinderspiele geschöpft, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbt haben. Wer hätte aber je gehört, daß solche unschuldigen Spiele Eitelkeit oder affectirtes Wesen hervorrufen könnten?

Gut, — sagt ein Dritter, — jedoch der Kindergarten gewöhnt seine Zöglinge an Tändeleien, und sie übertragen diese Art der Arbeit später auf die Schule! Den besten Beweis, daß diese Beschuldigung ungerecht ist, giebt eine zuverlässige Berliner Statistik. Nach derselben machten in der Schule diejenigen Kinder die besten Fortschritte, welche einen Kindergarten oder eine Kinderschule besucht hatten, viel bessere als solche, denen eine sogenannte gute „häusliche“ Erziehung zu Theil geworden war. Endlich ist gegen die Kindergärten wohl zuweilen von ängstlichen Eltern geltend gemacht worden, daß die Kinder sich dort erkälten könnten. Indeß haben seit den vierzig Jahren ihres Bestehens gerade sie als Stätten der Gesundheit gegolten. Dies wurde selbst von ihren ärgsten Widersachern anerkannt! Liegen nun gar die Bewegungsspiele, die ja niemals forcirt werden, in der Mitte der Beschäftigungen und werden beim Nachhausegehen die Kinder wohl verwahrt, so ist der ganze Einwurf vollends hinfällig.

Da wir hier einmal von Streitpunkten gesprochen haben, so wollen wir bei dieser Gelegenheit noch hinzufügen, worauf wir ein ganz besonderes Gewicht legen und in diesen Blättern schon hingedeutet haben, daß Fröbel ein durchaus frommer Mann war. Er hat sich während seines Lebens mit seinen Schülern stets zur Kirche gehalten, er hat auf seinem Todtenbette nachdrücklich darauf hingewiesen, daß er ein christlicher Mensch sei. Alles dies ist zu wenig bekannt. Von ihm stammt auch das schöne Wort: „Das Gottvertrauen, das felsenfeste Gottvertrauen ist der Menschheit abhandengekommen der Kindergarten soll es in den jungen Seelen wieder wach rufen, damit die nachfolgenden Geschlechter wieder Kinder Gottes werden.“

Wie die bekannten Kleinkinderschulen in neuerer Zeit hier und da Manches aus dem System Fröbels hinüber genommen haben, so soll andererseits nicht bestritten werden, daß der Kindergarten manche gute Seite aus den Oberlinschulen sich zu eigen machen könnte. In erster Linie würde hier die stärkere religiöse Färbung in Betracht kommen. Sehr lesenswerth sind Bücher über Kleinkinderschulen von J. Fr. Ranke u. A., dann die kleine Schrift: Die christliche Kleinkinderschule, ihre Entstehung und Bedeutung, eine Denkschrift, herausgegeben im Namen des Kleinkinderschul-Central-Comites vom Johanniter Dr. Freiherrn Adolf von Bissing-Beerberg.

Unser Ideal würde sein, daß beide Richtungen zum Segen der Kinder sich bald die Hände reichten und zusammen wirkten! Sollte dieser Wunsch sich in der That nicht verwirklichen lassen? Beide wollen ja doch das Beste der Kinder!

V.

Gegenwärtig giebt es Kindergärten in fast allen Erdtheilen. Sogar Japan beschickte die Wiener Weltausstellung mit Fröbel'schen Spielmitteln. Seitdem Anfang der sechziger Jahre das Verbot der Kindergärten in Preußen aufgehoben wurde, erfreuten sich dieselben auch von Seiten der Behörden hier stets wachsender Gunst. In Preußen allein bestehen mehrere hundert Kindergärten vom fernen Osten bis an das romantische Ufer des Rheins, von der Gebirgswelt Schlesiens bis in die Niederungen Schleswig-Holsteins. Vor Allem bildeten sich Berlin und Breslau als Mittelpunkte der neuen pädagogischen Richtung heraus.

Aber nicht blos in Preußen, nicht blos in den Ländern des deutschen Reiches, nicht blos in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz, sondern auch in England, Frankreich, Belgien, Rußland und Italien, in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, ja selbst im Orient finden sich Fröbel'sche Kindergärten. Ihre Anzahl ist schwer zu schätzen. Die Verbreitung im Auslande hat der Kindergarten vorzüglich der rastlosen Thätigkeit von Frau v. Marenholtz zu verdanken. Ein Bild ihrer umfassenden Bemühungen giebt in seinem letzten Theile ihr Buch: „Die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbels Methode“. Außerdem verfaßte sie u. a. das bereits erwähnte Buch: „Erinnerungen an Friedrich Fröbel“ und die zwei mit philosophischem Geiste geschriebenen Hefte: „Das Kind und sein Wesen“. Frau von Marenholtz begründete auch schon früher im Verein mit dem bekannten Pädagogen Karl Schmidt die Zeitschrift: „Erziehung der Gegenwart“. Ihr ist es besonders darum zu thun, einen thätigen Kreis für die „principielle“ Vertretung der Methode zu gewinnen. Sie erwartet durchaus nicht allen Segen von den Kindergärten allein. Sie meint, daß die ganze Erziehung gehoben werden müsse, und um dies zu erstreben, hat sie später einen „Allgemeinen Erziehungsverein“ begründet.

Wir nennen neben dieser Dame als eifrige Fröbelverehrerinnen Johanna Goldschmidt in Hamburg, Henriette Goldschmidt in Leipzig, Gräfin Poninska, die Geschwister Breymann, Frau Schulvorsteher Vogeler in Berlin, Frau von Portugall, welche im Sommer 1876 zur Inspectrice des écoles enfantines in Genf ernannt wurde, u. a. A. Daneben haben viele Männer für die Verbreitung und Weiterbildung der neuen Lehre durch Schrift, Wort und That gesorgt. Der unlängst verstorbene A. Köhler gab in Verbindung mit F. Seidel und Schmidt in Weimar eine Zeitschrift: „Kindergarten, Bewahranstalt und Elementarklasse" heraus. Ferner veröffentlichte Seidel eine illustrirte Zeitschrift „Nach der Schule," welche die Jugend nicht blos unterhalten, sondern die belehrende Beschäftigung nach der Fröbel'schen Methode auch für die Mußestunden immer mehr in die Jugend- und Familienkreise einführen wollte. Die Literatur über den Kindergarten ist bereits so groß, daß sie eine stattliche Bibliothek zu füllen im Stande ist. A. B. Hanschmann schrieb „Friedrich Fröbel, die Entwicklung seiner Erziehungsidee in seinem Leben". Dieses Werk ist neben Fröbels eigenen Aufzeichnungen die zuverlässigste und vollständigste Biographie Fröbels. Von G. Steinacker giebt es „Bilder, Studien und Klänge aus dem Bereiche des Elternhauses und Kindergartens". Bekannte Schriftsteller auf diesem Gebiete sind noch Dr. Pappenheim, Goldammer, Grosmann u. v. A.

Im Jahre 1873 trat eine Anzahl von Fröbelvereinen und Fröbel'schen Anstalten auf einer Versammlung in Nordhausen zu einem Fröbelvereins-Verband zusammen. Sie wollten mit vereinten Kräften, bei voller Wahrung ihres Einzellebens, ihre gemeinsamen Zwecke fördern: bei sich bietenden Gelegenheiten den Fröbel'schen Bildungs- und Erziehungsmitteln auch höheren Orts einflußreiche Freunde und Gönner gewinnen, ferner der Fröbel'schen Methode und ihrer Verwerthung sowohl in den Elementarklassen der Volksschule wie ihrer Aufnahme in den Gesammtorganismus des Volksunterrichts und der Volkserziehung auf dem Wege des Gesetzes und der Verordnung allmählich Bahn brechen.

Dieser Fröbel-Verband reichte denn auch einige Jahre später dem Reichskanzleramt und dem preußischen Unterrichtsministerium je eine kurze Denkschrift über die bisherige Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Kindergartensache, sowie über die wünschenswerthe Förderung durch die staatlichen Behörden gleichzeitig mit einer Anzahl Schriften der betreffenden Literatur ein.

Die Denkschrift für das Reichskanzleramt lenkte die Aufmerksamkeit auf die Erwägung hin, wie durch Einführung und fördernde Unterstützung des Fröbel'schen Kindergartens von Staats wegen besonders in den wiedererworbenen Reichslanden vielleicht ein treffliches Mittel der Germanisirung und nationalen Erziehung an die Hand gegeben sei.

Die Denkschrift für das preußische Unterrichtsministerium möchte ziemlich unverhohlen für den Kindergarten in Preußen eine ähnliche Stellung anstreben, wie dieselbe im österreichischen Lande schon erreicht ist. Dort wurde durch den Minister von Stremayr der Kindergarten in den öffentlichen Schulorganismus officiell eingereiht.

Die amtlichen Bescheide auf diese beiden Denkschriften lauteten nicht unbefriedigend. Nach dem Bescheide des preußischen Unterrichtsministers wird im pädagogischen Unterricht auf den Schullehrer- und den Lehrerinnen-Seminarien der Monarchie sowohl der Sache selbst, wie der Verdienste Friedrich Fröbels um dieselbe gebührend gedacht. In wie weit es ausführbar ist, mit den Lehrerinnen-Seminarien ohne Beeinträchtigung ihres nächsten Zweckes Einrichtungen zu verbinden, durch welche die angehenden Lehrerinnen Gelegenheit erhalten, sich in der planmäßigen Beschäftigung mit noch nicht schulfähigen Kindern zu üben, wäre bereits seit längerer Zeit Gegenstand eingehender Erörterung im Unterrichtsministerium gewesen. Der Verband solle überall der Bereitwilligkeit der betreffenden königlichen Regierungen begegnen, wenn er die Vermittlung derselben zu Mittheilungen über seine Zwecke und seine Erfolge an die Lehrer und Lehrerinnen in Anspruch nimmt. Endlich werden die Regierungen ihre Zustimmung nicht versagen, wenn Gemeinden, in welchen für die Volksschulen ausreichend gesorgt ist, einen Kindergarten als unterste Stufe anschließen oder mit den höheren Mädchenschulen Veranstaltungen zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen verbunden werden. Dagegen soll das Fröbel'sche System nicht ausschließlich empfohlen werden, weil die bisherigen Erfahrungen noch keineswegs ausreichen, um über die Vorzüge oder Nachtheile der einzelnen Lehrweisen ein sicheres Urtheil zu gewähren.

Bereits 1872 wurde von Dr. Pappenheim im Namen der Berliner Fröbelverbindungen die förmliche Einordnung des Kindergartens in das Schulwesen Berlins bei den dortigen städtischen Behörden beantragt. Der Magistrat antwortete, daß der Gemeinde nicht zugesprochen werden könne, neben ihrer gesetzlichen Verpflichtung für die Unterhaltung und Fortbildung ihres öffentlichen Volksschulwesens und neben ihrer Bereitwilligkeit zur Errichtung höherer Lehranstalten ihre Fürsorge noch auf die nichtschulpflichtige Jugend zu erstrecken.

Staat und Commune haben hier also abgelehnt, den Kindergarten als ein nothwendiges Glied im Unterrichtsorganismus anzuerkennen. Die Angelegenheit ist eine offene Frage. Wer sich darüber zu unterrichten wünscht, in welcher Weise etwa die organische Verbindung zwischen Kindergarten und Schule herzustellen wäre, dem empfehlen wir die anregenden Schriften von L. Morgenstern und Dr. Weber. Das Lehrerinnen-Seminar in Gotha, welches aus der organischen Verbindung eines zwei Abtheilungen umfassenden Kindergartens, einer mehrklassigen Töchterschule, einer Fortbildungsschule, eines eigentlichen Lehrerinnen- und eines Kindergärtnerinnen-Seminars besteht, genießt auch in seinem letzten Theile staatliche Anerkennung. Jede vom Herzoglichen Staatsministerium zu prüfende Volksschullehrerin muß ebenfalls eine Vorbildung als Kindergärtnerin genossen haben.

Viel wichtiger als diese Verbindung mit der Schule scheint uns, wenigstens für die nächste Zeit, die immer weitere Verbreitung der Fröbel'schen Ideen

in der Familie zu sein, damit das erreicht werde, was schon Pestalozzi anstrebte, eine bessere Erziehungskunst bei den Müttern. Ohne den belebenden Geist der verständigen Mutter bleibt das Fröbel'sche System ein todter Buchstabe. Gerade in unseren Tagen hat der Kindergarten, und auch hier kommen wir auf Pestalozzi und sein gleich zu Anfang charakterisirtes Wirken zurück, die größte Bedeutung als Volksbildungsmittel. Es kann, namentlich in Fabrikstädten, nicht oft genug wiederholt werden, daß man mit allen Mitteln darauf ausgehen sollte, Volkskindergärten einzurichten. Berlin hat sie, leider in nicht genügender Anzahl, eingeführt. Sie sind ein unendlicher Segen für die Bevölkerung und machen sich den Spenden der Wohlhabenden gegenüber reichlich bezahlt! Wir besuchten unter Anderem schon vor Jahren in Berlin den Fichtekindergarten, der zur Erinnerung an die Säcularfeier von Fichtes Geburtstag am 19. Mai 1862 gegründet wurde. Dieser Volkskindergarten war hauptsächlich für den Arbeiterstand bestimmt. Fast sämmtliche Kinder zeigten sich in der ersten Zeit entweder geistig todt oder roh. Die stumpfsinnigen und unentwickelten Zöglinge wurden aber sehr bald lebhaft und heiter, die wilden gesittet und aufmerksam. Mit sichtbarem Erfolge führte man die Kindergärtnerei auch in Bewahranstalten ein. Auf alle Fälle ist ein Volkskindergarten eine vortreffliche Kinderbewahranstalt und hat sich als solche vorzüglich auch im Auslande, unter den Händen der Frau Salis-Schwabe in Neapel und anderen Städten Italiens, bewährt.

Vollkommenes giebt es nicht unter der Sonne, und am Kindergarten läßt sich sicherlich noch Vieles verbessern und ergänzen. Bedenkt man aber, welchen staunenswerthen Fortschritt die Sache seit circa vierzig oder vielmehr seit ungefähr zwanzig Jahren gemacht hat, bedenkt man, daß aus den bestehenden Seminarien jährlich eine sehr ansehnliche Schaar von Anhängerinnen hervorgeht, welche ihre Kunst bis in die entferntesten Gegenden der Erde verpflanzen, daß dem Kindergarten die Reise über den Ocean sehr wohl bekommen ist, da sich Anstalten in New-York, Massachusetts, Ohio, Jova &c. vorfinden, so würde selbst ein Fröbel befriedigt sein, der seiner Erziehungsidee volle dreihundert Jahre Zeit gab, um in ganz Europa feste Wurzel zu fassen!

Was man über den Nutzen oder die Nutzlosigkeit einzelner Theile des Systems auch sagen möge, die Grundidee ist ohne Zweifel gesund.

Dichtungen.

Von

Adolf Friedrich Grafen von Schack.

— München. —

Otmar.

Als heran vom blauen Mittelmeere
Milde Lüfte zu den Alpen wehten,
Daß, gelöst von ihren Eisesbanden,
Thalwärts wiederum die Ströme jauchzten,
Hatte Wandertrieb in's Berner Hochland
Mich geführt, der Frühlingsgäste ersten.
Nie, o Schweiz, Du Tempel meiner Andacht,
Nie so herrlich warst Du mir erschienen!
In Smaragdgrün schimmerten die Matten
Von dem Stahlblau leuchtender Genzianen,
Von der Primeln Roth durchwirkt; darüber
An den wilden Wassern aufwärtsklimmend,
Tausendjähr'ge Tannen, deren Wipfel
In dem Thau der zieh'nden Nebel blitzten!
Und hoch oben aus dem Silberdunste
Tauchten blendend-weiß die sündflutalten
Gletscherfirnen. Oft schon vor dem Frühroth,
Wenn der Hirt von Lauterbrunn die Heerde
Auf die Alme trieb, mein Lager ließ ich.
Und der Eiger und die schöne Jungfrau,
Denen lang der Tag, bevor er anbricht,
Ros'ges Licht schon um die Schläfe breitet,
Winkten mir empor in rein're Lüfte.
Ueber Schnee der ersten Erdentage
Drang ich vor bis zu der Ströme Quellen,
Zu den Thoren der krystall'nen Tempel,
Wo hernieder von den Eisgewölben
Die Gewässer stürzen, oder ruhte

Auf den Klippen, die aus dem erstarrten
Gletschermeere ragen; mir zu Häupten
Sah ich die gewalt'gen Adler kreisen;
Aufwärts mit den mächt'gen Flügelschlägen,
Aufwärts zu den sonnennahen Gipfeln
Schwebten sie, doch ließen bald die Schwingen
Kraftlos sinken, und auf ihre Ohnmacht
Sah'n aus der Unendlichkeit des Himmels
Stolz die Unerfliegbar-Hohen nieder.
Hin von Pik zu Pik der Alpen schweifte
Mit den Wolkenzügen meine Seele,
Und noch höher auf in's Unermess'ne
Ließ sie ihre Hoffnungen und Träume
Klimmen, bis, verirrt im Grenzenlosen,
Sie mit Schwindel in des Ungeheuern
Abgrund zu versinken zagte; froh dann
Schlug das Herz mir, wenn der Wind von unten
Mir an's Ohr der Heerdenglocken Läuten
Trug, und abwärts in die Thäler floh ich,
An des Bach's Gemurmel durch die Wiesen,
An der Grille Zirpen mich zu laben.

So nach langer Wand'rung einst am Abend
Trat ich nächst dem Staubbach in den Gasthof,
Der im Schild den Steinbock führt. Im Saal dort
Einsam an dem Tische saß ein Fremder,
Dessen Züge als bekannt mich mahnten;
Stumm einander gegenüber blieben
Lang wir, wer er sei, vergebens sann ich
Drüber nach. Da plötzlich, wie er aufsah,
Und sein Blick mich traf, ward die Erinn'rung
In mir wach, und er, auch wie aus Träumen
Aufgestört, schien mich zu kennen: Otmar,
Rief ich, theurer, bester Freund, Du bist es?
O wie viel der Jahre sind vergangen,
Seit wir, Knaben, in des Lernens Stunden
Bei einander saßen! Wie seitdem nur
Ist mir Kunde nicht von Dir geworden,
Dir von mir? — Und uns in Armen lange
Lagen wir; erst nach und nach zu Worten
Kam, was wir empfanden; aber immer
Karg blieb seine Rede, gleich als hielte
Tiefer Gram, an seinem Innern zehrend,
Sie zurück. Noch immer gerne — sprach ich —
Schweift in jene Zeit mir die Erinn'rung,
Als zuerst die Seelen aus dem Schlummer
Uns erwachten und die Welt, die große,

Ahnten, die das Wissen seinen Jüngern
Aufthut, die in Dichtung, in der Klänge
Zauberreich sich birgt. Sprich, Otmar, denkst Du
An den Wettstreit zwischen uns im Lernen?
Denkst Du noch, wie von des Lehrers Munde
Wir der großen Vorzeit Kunde schlürften,
Wie er in den Kreis von Hellas' Weisen
Uns geführt, daß wir vertraut mit ihnen
Wandeln durften, wie mit Freunden? Abends
Nach der Arbeit dann die frohen Stunden,
Wenn wir am Klavier die hehren Geister
Händels, Mozarts aus den Noten weckten,
Drin gebannt sie schlafen, oder wenn wir
Durch die Wälder, durch die Wiesen schweifend,
An der Luft, der Erde wechselvollem
Anblick uns ergötzten? Mehr noch flammte,
Als für Wissen und für Kunst, Begeist'rung
Für der Schöpfung Wunder Dir im Herzen,
Und war arm mit ihren Haidelanden,
Ihren Erlenbüschen die Natur auch,
Um uns her, in jedem Moos und Bache,
Jeder Wiese die geheimen Reize
Mir enthülltest Du! Zu Boden starrte
Otmar lang, dann sprach er: Wie ein Echo
Nur aus lang verscholl'nen Tagen tönt mir
Deine Stimme; Asche nun, erloschen
In des Alltagslebens Winterfroste
Ist das Feuer, das mich einst durchglühte . . .
An des Tages nied're Pflicht gefesselt,
Acten um mich her gethürmt, die Wände
Von dem wüsten Streite der Parteien
Widerhallend, fühlt' ich die Minuten
Sich wie Ringe einer Eisenkette
Um das Herz mir legen, deren jeder
Meiner Hoffnungen, meiner Jugendträume
Einen tödtete. Sein beff'res Selbst so
Langsam sterben seh'n — o den Verdammten
Drunten in des Abgrunds tiefstem Schlunde
Neid' ich ihre Qualen! sie sind minder,
Als was ich ertrug. Und warum weiter,
Matt und müde, dieses Lebens Bürde
Schlepp' ich noch? Warum noch immer rollt mir
Der Gedanken Fluth durch's öde Hirn hin?
Wenn bis in ihr Mark ich zu ersticken
Sie vermöchte, das Gedächtniß dessen,
Was ich war, vielleicht Geduld dann fänd' ich,
In der harten, mitleidlosen Menschen
Kreis zu athmen.

Freund! fiel ich in's Wort ihm,
Glaub', ich kenne so wie Du der Seele
Dunkel, das kein Strahl erhellt. Kalt legte
Auch auf meine Träume sich des Lebens
Frost. Im Joch verhaßter Pflichten mußt' ich
Jahrelang mich müh'n, und jeder Morgen
Rief von meinem schlummerlosen Lager
Mich zum Tagwerk, das an meines Geistes
Schwingen schwer wie Blei sich hängte. Aber
Von dem Druck gestählt ward Muth und Kraft mir,
Und das Netz, das mich umspann, zerriss' ich.
Thu' wie ich denn; und als der erstehen
Wirst Du, der Du warst! Auf Deines Freundes
Beistand, d'rauf vertraue — kannst Du zählen!

Lange gab er Antwort nicht; dann wieder
Hub er an: Ein Weib, zu spät gefunden,
Und ach! früh verloren, hatte kurz mich
Mit dem Dasein neu versöhnt. Oft wenn ich
Ihr zur Seite weilte, und das Herz ihr
Süße Worte auf die Lippen legte,
Wieder fühlt' ich durch die starre Brust mir
Einen Athemzug aus frühern Tagen
Ziehn; mir war, als öffnete mein altes
Bess'res Selbst die Augen; für die Mühsal,
Durch des Tages weite Stundenwüste
Mich zu schleppen, lieh die Hoffnung Stärke
Mir, daß mir bei ihr der Abend selig
Schwinden werde. Doch sie starb, und nieder
Warf Verzweiflung mich auf's Krankenlager.
Lange düst're Monde litt ich also;
Bald daß Nacht des Irrsinns mich umhüllte,
Bald daß die Erinnerung hin durch's Haupt mir
Schreckgebilde jagte. Nun erstanden,
Lös' ich das Gelübde, das die Theure
Scheidend noch mir abnahm. Meiner Jugend
Unerfüllten Drang zu stillen, sollt' ich
In die Alpen wandern, an den See'n mir,
Auf den Berghöh'n Seelenfrische holen.

Wohl! rief ich, die Fügung preis' ich, die uns
Hier zusammenführt. Vereint nun laß uns
Bis empor zu seiner höchsten Firne,
Bis in das entlegenste seiner Thäler
Dieses Land durchschweifen. Glaub mir, Otmar,
Heilen wird Natur, die große Mutter,
In der reinen Luft hier Deinen Trübsinn.

Spät schon war's geworden, und wir schieden
Für die Nacht. In nächster Frühe fragt' ich
Nach dem Freund; doch lang vor Morgenroth schon
War er mit dem Führer aufgebrochen.
Seine Rückkehr, wie er hinterlassen,
Durft' ich bald erwarten; aber Mittag
Ward's, dann Abend; und vergebens blickt' ich
Nach ihm aus. Der zweite Tag auch neigte
Sich zum Ende und er kam nicht. Als es
Nacht ward, kehrte Joseph heim, sein Führer,
Und erzählte: Auf der Wengernalpe,
Einem Sonnenaufgang, herrlich wie noch
Keinen jenes Jahr gesehen, hab' er
Zugeschaut, in eines Sennen Hütte
D'rauf geweilt und lang geschrieben. Weiter
Auf den schneebedeckten Höhen war er
Bis zur Nacht umhergeklommen, hatte
Hingestreckt zum Schlaf sich in der Hütte,
Und war nochmals, an der Sonne Steigen
Sich zu freu'n, vor Frühroth ausgegangen;
Dann nicht weiter sah man ihn. Der Führer
Sprach: Ein Schwärmer ist der Mann; das merkt' ich
Gleich. Er wird noch einsam durch die Berge
Schweifen; wenn verirrt der Führerlose
Nicht in einen Abgrund stürzt, hierher wohl
Kehrt er noch zurück. Dies Buch verlor er
Unterwegs; da Ihr sein Freund, bewahrt es
Für ihn auf!

Ich nahm's und auf den Blättern
Fand ich dies von seiner Hand geschrieben:
Ja, das Herrlichste hab' ich gesehen,
Was die Erde beut. Mit zitterndem Strahle
Glomm der Morgenstern durch zieh'nde Wolken;
Aber Finsterniß lag auf der Tiefe,
Dumpf von unten scholl der Eisgewölbe
Krachen und der Wasserstürze Brausen;
Und mir war, hinab in's Bodenlose
Gähne unter mir der schwarze Abgrund,
D'raus das Weltall sich emporgerungen,
Und der wieder es hinunterschlingen
Wird. Ein kalter Hauch, als wär's der alten
Urnacht Athem, stieg zu mir empor, und
Abwärts in der dunkeln Kräfte Wirbel
Wollte jählings mich der Schwindel reißen.
Ferner spielte um den Himmelsrand da
Matter Schein, in blasse Schatten mälig
Brach das Dunkel sich, und aus dem Nebel
Tauchte hier und da ein weißes Schneehaupt.

Durch das Thor des Ostens drang ein Sturmwind
Der die Dünste auseinander peitschte,
Daß sie schäumend um die Gletscherfirnen
Wogten; dann hernieder an der Felsen
Zacken troffen. Und der Himmel glühte
Hell und heller nun empor, bis glorreich,
Siegreich über Tod und Nacht der Lichtgeist
Im Triumph von Gipfel hin zu Gipfel
Zog, und hoch von ihren Eisaltären
Ihm die Opfergluth entgegendampfte.
Jauchzend hin durch alle Räume stürzten
Sich die Flammenströme, und so weit ich
Schaute, war um mich ein ungeheurer,
Uferloser Ocean des Glanzes,
D'raus die Berggiganten ihrer Gletscher
Blitzende Kronen in den Aether trugen —
Unter mir die lärmende Welt versunken —
Nirgends Leben — nur zu meinen Häupten
Hoch im unermess'nen Blau ein Adler,
Einsam kreisend — —
Und hinunter wieder,
Nun ich das gesehen, zu den kleinen
Menschen, in den Staub des Alltags sollt' ich
In ein freudlos Dasein ohne Liebe
Steigen, um mit andern Ephemeren
Ruhlos mich um Nichtiges zu mühen,
Und in niederm Treiben das Gedächtniß
Dieser Stunde zu entweih'n? Versunken,
Wie ein blasser Traum der ersten Kindheit,
Lag hier hinter mir die Welt der Menschen.
Nur der Gottheit blickt' ich in das Antlitz
Und von meines Lebens Sonnenhöhe,
Die ich heut' erklommen, ist kein Rückweg.
Einmal noch, erhabner Geist, der blitzend,
Flammend Du dahin durch's Weltall fluthest,
Laß mich vor Dir stehen, wie in Glorie
Aus der Nacht Du aufsteigst. — Unbefleckt noch
Nehm' ich die Erinn'rung des Geschauten
In die Ewigkeit alsdann hinüber. —
So bei flimmerndem Lampenlichte las ich;
Und beim Frühlicht brachen kühne Klimmer,
Meiner Mahnung folgend, auf, um ringsum
Nächst der Alp die Schluchten zu durchsuchen:
Gegen Abend schon die Leiche Otmars,
Die in tiefer Felsschlucht sie gefunden,
Brachten sie. Ich sorgte, fern den Menschen
Meinem Jugendfreunde hoch auf grüner
Alm die letzte Ruhestatt zu ordnen.

Dort zu seinen Häupten rauscht die Tanne,
Und der Grabstein mit dem Kreuze schimmert
Weithin in des Morgens ersten Strahlen.

Achilles.

I.

Vernehmet, was von dem Peliden Achill
Euch der Rapsode berichten will.
Frühzeitiger Tod auf dem Schlachtfeld war
Dem Knaben, schon als ihn Thetis gebar,
Verkündet vom delphischen Gotte,
Und, in des Oceans Schooß entfloh'n,
Verbarg die Mutter sorgend den Sohn
Tief unten in hallender Grotte.
Die Muschelwiege, darin er lag,
Geschaukelt vom wogenden Meere,
Umringten Nereiden im Chor
Und sangen ihm liebliche Weisen in's Ohr,
Damit er nie nach dem leuchtenden Tag
Und dem Sonnenlichte begehre.
Sie schlingen um ihn den Reihentanz
In der Grotte dämmernder Halle,
Und, während die Säulenreihen entlang
Die Wellen beben bei ihrem Gesang,
Versucht er zu haschen den zuckenden Glanz,
Wie er hüpft um die Felsenkrystalle.
Als, mälig dann aufblühend, das Kind
Die ersten Laute zu stammeln beginnt,
Hin trägt's durch der Wogen wallendes Blau
Auf ihren Armen die göttliche Frau,
Ihm der Tiefe Wunder zu zeigen;
Sie führt es dahin durch des Meerwalds Nacht,
Wo ihnen zu Häupten, grün wie Smaragd,
Die mächtigen Wipfel sich neigen,
Und sprießend, knospend in wildem Gerank
Um Klippe, um Riff und Korallenbank
Sich bunte Stauden verzweigen.
Der Knabe klatscht in die Händchen und lacht,
Wie drunten gewitternd der Donner kracht
In den gähnenden Meerabgründen,
Und Strudel an Strudel sich drängt und schwillt,
Wo in brausenden Wirbeln der Ocean quillt
Aus der Erde tiefuntersten Schlünden;

Doch einst, als nach dem Sturme die Fluth,
Klar, wie ein krystallener Spiegel, ruht,
Spricht er zu Thetis: das bläuliche Licht,
Das von oben herniederzittert,
Der strahlende Ball von lauterem Gold,
Der durch den azurenen Raum hinrollt,
Gönnst Du, sie näher zu schauen, mir nicht
So ist mir das Leben verbittert.
Da wieder mit ihm nach unten flieht
Die Mutter, wo er den Himmel nicht sieht;
Nichts aber will ihn ferner erfreu'n;
Und, um ihm den trüben Sinn zu zerstreu'n,
Ruft schnell sie herbei die Tritonen,
Die Götter und die Göttinnen all',
Die, umbraust vom gährenden Wogenschwall,
Des Oceans Höhlen bewohnen.
Sie ziehen heran im fröhlichen Zug
Und blasen auf Muscheldrommeten;
Was Köstliches nur in der Tiefe gedeiht,
Was in den versunkenen Städten
Sie finden an Schätzen und gold'nem Geschmeid'
Bieten sie dar dem Knaben;
Doch nach der leuchtenden Kuppel verlangt
Ihn einzig, die über den Wassern prangt;
Er achtet nicht ihrer Gaben.
Und Thetis, selber in Kummer versenkt,
Weil nichts den Liebling erheitert, denkt:
Nicht soll er, von Licht und von Luft verbannt,
Hier unten, so wie im Schattenland,
Sein Leben länger vertrauern.
Sie führt ihn empor den feuchten Pfad
Und giebt ihn in Hut an Siciliens Gestad
Dem Chiron, dem weisen Centauren.

II.

Am Aetna im Felsengeklüft nun wohnt
Achill bei dem trefflichen Greise;
Und Chiron am Thore der Höhle zeigt
Ihm die Sonne, wie sie sich hebt und sich neigt,
Und am dunkeln Gewölbe der Nacht den Mond,
Wie er wandelt im ewigen Gleise —
Er lehrt ihn kennen der Sterne Lauf,
Die des Jahres wechselnde Zeiten,
Den Lenz und den Sommer, den Menschen herauf,
Den Herbst und den Winter leiten;
Er weist ihm die Kräuter auf Hügel und Trift,

Ob heilende Säfte sie bergen, ob Gift,
Er lehrt ihn spannen am Bogen das Seil
Und schnitzen den tödtlich-treffenden Pfeil;
Und auf des Centauren Rücken
Sprengt bald auf Matten von Asphodill
Im Ennathale der junge Achill;
Bald hin auf hängenden Brücken,
Die sturmgefällte Cedern ihm bau'n,
Jagt sausend er über des Abgrunds Grau'n,
Und streckt mit dem fliegenden Pfeil auf der Flucht
Zu Boden das Reh in der Felsenschlucht.
Er beugt, indem er vorüberbraust,
Der Bäume Wipfel mit nerviger Faust,
Und pflückt sich vom höchsten ragenden Ast
Der Arbutus-Kirsche röthliche Frucht,
Den Apfel der wilden Granate.
Brennt heißer die Sonne, zur Mittagsrast,
Hinab an die kühle Meeresbucht
Dann geht es vom Bergesgrate.
Und unter duftendem Thymian,
Wo Ziegen und Lämmer weiden,
Am hochaufrauschenden Ocean
Ruhen im Schatten die Beiden.
Der Vögel Sprache, der Winde Weh'n
Lehrt der Centaur den Knaben verstehn,
Die siebenfältige Flöte des Pan
Ihm schnitzt er aus Zweigen der Weiden,
Achilles haucht in das tönende Rohr,
Indessen mit Schmettern dazwischen
Der thauberauschten Cicaden Chor
Erschallt aus Myrthengebüschen
Und bald, süß schlummernd dahingestreckt,
Liegt Chiron im Uferriede;
Doch aus dem Traume von neuem erweckt
Ihn lachend der junge Pelide.
Und über Aschenfelder hinauf
Jagt er auf ihm in des Sturmes Lauf
Durch wildes Dornengestrüppe,
Dann weiter über Gefilde von Schnee,
Und Blöcke von Lava, die sich jäh
Aufthürmen, Klippe an Klippe.
Es zittert, wenn er den Bogen spannt
Der Aar an der höchsten Wolke Rand,
Und in die entlegenste Höhle versteckt
Der Wolf bei seinem Nah'n sich erschreckt.
Er jubelt, wie um ihn der Donner hallt
Und spielt mit dem züngelnden Blitze;
Und während von unten flammenroth

Der Athem der Erdtitanen loht,
Jauchzt er hinab in den Felsenspalt
Von des Aetna ragender Spitze.
Zuletzt, des Jagens und Tummelns müd',
Wenn über Sicilien die Sonne verglüht,
Zu seiner Höhle zurückgekehrt,
Macht Chiron Rast am steinernen Herd,
Und spricht, indessen die Opfergluth
Aufflammt zum Knaben, der vor ihm ruht:
O Sohn! sei meiner Worte gedenk!
Unsterblichkeit ist das schlimmste Geschenk,
Das Götter uns bieten können;
Drum achte frühen Tod für Gewinn!
Glückselig, wem in des Lebens Beginn
Zu sterben sie gnädig vergönnen,
Daß nicht ihm die Wange in Leiden erblaßt,
Daß nicht ihm ergrauen die Haare,
Und nicht sein Haupt sich beugt von der Last
Der rastlos kreisenden Jahre.
Jahrtausende über Jahrtausende nun
Sah trägen Laufes ich schleichen,
Und rief: O Rad, laß endlich sie ruh'n
Oder beflüg'le die Speichen,
Auf daß ich endlich hinab, hinab
Mich betten könne in's herrliche Grab,
Das um mich her schon Aeonen lang
All die Geschlechter der Wesen verschlang;
Müd' bin ich, dies stete Entsteh'n und Vergeh'n,
Dies Werden und Wiederverschwinden zu seh'n,
Und selber ewig zu dauern.
D'rum, wenn die Götter solch trauriges Glück
Dir spenden wollen, weis' es zurück!
Gedenke des greisen Centauren!
Da ruft Achilles: Mein Herz begehrt
Nach Kampf und nach Tod: so reich' mir ein Schwert
Und laß mich auf's Schlachtfeld fliegen!
Kaum spricht er's, so tönt in den Lüften ein Schrei,
Und drohenden Blickes zwischen die Zwei
Tritt Thetis, den Wogen entstiegen;
Sie trägt den Sohn empor in die Luft,
Schaut zornig herab auf Chiron, und ruft:
So hütest Du mir ihn, Verräther?
Dann, während sie fest den Knaben umfaßt,
Schwebt zum Olymp mit der theuern Last
Sie empor in den sonnigen Aether.

III.

Hoch über den Wolken der niederen Welt,
Vom ersten Lichte des Tages erhellt,
Und von dem letzten, wenn er erblaßt,
Ragt strahlend des Göttervaters Palast
Auf des hehren Olympos Firne.
Sein Dach verschmilzt mit dem Himmelsblau,
Und, groß wie Sonnen, umkreisen den Bau,
Die ewigen Nachtgestirne.
Dort sitzt im golden leuchtenden Saal,
In seiner Rechten den Wetterstrahl,
Zeus in der Unsterblichen Kreise,
Umwallt vom ambrosischen Lockenhaar;
Es zittert um ihn an den Säulen, der Wand
Durch die Hallen ein Glanz wie von lauterm Demant
Oder krystallenem Eise;
Und während der heiligen Neun Gesang
Erschallt zu Apollos Leierklang,
Wiegt sich auf seinem Scepter der Aar
Zu der lieblich-tönenden Weise.
Da, her aus dem Säulengange dringt
Der Ton leishallender Schritte,
Und Thetis, von Meerjungfrauen umringt,
Tritt in der Olympier Mitte,
Wie windgekräuselte Wellen wallt
Der Schleier um ihre zarte Gestalt,
Und hin vor des Göttervaters Thron
Führt sie den freudig staunenden Sohn.
Lächelnd erhebt ihn Zeus auf das Knie,
Und: Meine Tochter — so fragt er sie —
Was treibt Dich aus Deiner Wellen Nacht
Zu uns in des Himmels leuchtende Pracht?
Drauf sie: O Vater! vernimm, was mich quält!
Der niederen Sterblichen Einem vermählt,
Hab' ich den Achill ihm geboren!
Und theilhaft wäre des Menschengeschicks
Mein Sohn nun? Nein! gedenk was beim Styx
Du ehemals mir geschworen!
Was Du auch bittest — so war Dein Schwur —
Ich will Dein Flehen erhören;
Doch Eine Bitte im Leben nur,
Das wisse! die kann ich gewähren. —
Wohlan! Dies eine, nur einzige Mal
Erhöre mein Flehn! Nicht, wie mein Gemahl,
Sei in der Fülle der Jugendkraft
Mein Sohn vom Tode dahingerafft!
Schenk ihm — ich mahne Dich bei dem Eid —

Der ewigen Götter Unsterblichkeit!
Dem Loose, sprach Zeus, das die Mören verhängt,
O Tochter, muß ich ihn weihen,
Die diesem ein Leben, von Qualen bedrängt,
Doch Glück dem Andern verleihen.
So triff, Achilles, selber die Wahl!
Willst ohne Mühe und ohne Qual
In überschwänglicher Wonnen Genuß
Du leben, bis an der Zeiten Schluß?
Von purpurnem Thron dann in Pracht und Glanz,
In den duftenden Locken den Weinlaubkranz,
Sollst Du, des Orients Königen gleich,
Hinabschau'n auf ein unendliches Reich!
Das Auge Dir labend am üppigen Tanz,
Den um Dich ein Chor von Mädchen schlingt;
Von Sklaven, die Weihrauch Dir streuen, umringt,
Wirst herrlich Du leben, ein Erdengott,
Doch Menschen und uns Olympiern ein Spott!
Nun wähle! Dies Glück, wenn Du willst, ist Dein!
Nein, rief der Knabe, ich will es nicht, nein!
Wohlan, das zweite der Loose nimm;
Nichts Anderes bleibt Dir zu wählen!
Geh, früh Dir wider des Schicksals Grimm
Die jungen Glieder zu stählen!
Das Schwert, die Lanze von blinkendem Stahl,
Soll Ares aus seinem Waffensaal
Dir reichen: dann, den Leib wie das Herz
Dreifach umgürtet mit funkelndem Erz,
Stürme hinaus in die tosende Schlacht
Und schmettre zu Boden der Feinde Macht!
Im frühen Tode, vom Schwerte gefällt,
Wirst sterben Du unter Qualen,
Doch von Geschlecht zu Geschlecht o Held,
Wird ewig Dein Nachruhm strahlen;
So lange die Erde steht, so lang
Am Himmel die Sterne kreisen,
Wird zu der Leier der Dichter Gesang
Den Namen Achilles preisen!
Der Knabe rief: So sei es, so sei's!
Das ist's, was ich einzig begehre! —
Allein ihn hemmte Kronions Geheiß;
Und so sprach weiter der Hehre:
O Thetis, ich sehe, vom Auge Dir rinnt
Des Kummers bittere Zähre;
So nütze die Frist, die, zu retten Dein Kind,
Ich mitleidsvoll Dir gewähre!
Nimm hin den Sohn! Du wirst es versteh'n,
Den stürmischen Sinn ihm zu ändern.

Wenn nichts er von Kriegen vernimmt, vielleicht
Daß ihm aus der Seele die Kampflust weicht.
Nicht Einer wird den Knaben erspäh'n
In wallenden Mädchengewändern:
Drum magst Du, in Locken gekräuselt sein Haar,
Zum König von Skyros ihn bringen,
Dort soll er mit der Gespielinnen Schaar,
Den fröhlichen Reigen schlingen.
Du aber, Achilles, mögen roth
Vor Scham Dir auch glühen die Wangen,
Bei meinem Zorn! erfüll' mein Gebot,
Und Deiner Mutter Verlangen!
Hin vor den Thron des Kronion sank
Die Göttin und stammelte feurigen Dank.

IV.

Auf blühender Wiese am Wasserfall
Schlagen die Jungfrau'n lachend den Ball,
Und Deidamia, dem Königskind,
Flattern die Locken im Morgenwind;
Stolz hat sie bisher erhoben das Haupt,
Weil Meisterin sie sich im Spiele geglaubt!
Doch nun ist Eine, die stets sie besiegt;
Wie hoch der Ball auch in Lüften fliegt,
Sie fängt ihn und schleudert von Neuem ihn leicht,
Bis wo kein Blick den flücht'gen erreicht.
Achilles ist's, den in Mädchentracht
Die Mutter zum Hofe von Skyros gebracht.
Er ward, sobald er zuerst sie erblickt,
Vom Reiz der Königstochter bestrickt,
Und ihr, seit ihre Augen ihn sah'n,
Hat es der Herrliche angethan.
Ihr Herz hat, in dem Gewande versteckt,
Den Knaben, zum Jüngling reifend, entdeckt.
Und ferne von der Gespielinnen Schwarm,
Wandelt sie an des Lieblings Arm
In des Gartens verschlungenen Gängen,
Wo über ihnen im dunklen Geäst,
Leuchtend, wie Fackeln bei'm Liebesfest,
Purpurne Granaten hängen.
Dort unter schwankendem Laubgerank
Ruht sie mit ihm auf der Rasenbank,
Beim Plätscherton der Cascaden.
Indeß über Rosenbeete der Süd
Zu ihnen, wenn sie von Wonne müd,
Herweht, mit Schlummer beladen.
Im dichten Gebüsche, von Korylus

Und Myrthenzweigen umgittert.
Oft raubt der Pelide ihr einen Kuß,
Der mit seligem Rausch ihn durchzittert.
Dahingeschwunden ist Mond auf Mond,
Seit in dem Schlosse der Jüngling wohnt.
Es kommt der Herbst mit dem Rebenfest;
Vom Klange froher Gesänge,
Indeß der Winzer die Traube preßt
Erschallen die Hügel, die Hänge.
Bei Citherschlag, bei Flötengetön
Wallt durch die Thäler und über die Höh'n
Des Volkes jubelnde Menge,
Und Lykomedes, der Herrscher, schaut
Mit Klotho, dem treuen Weibe,
Aus dem Zelt, das vor dem Palast gebaut,
Der Schaaren muntres Getreibe.
Nächst ihm in der Laube, die dicht sich verschlingt,
Von der Gespielinnen Kreise umringt,
Weilt Deidamia, die Holde,
Und scherzt mit Achilles und reicht ihm, voll
Des Mostes, der eben der Kelter entquoll,
Den Becher von lauterem Golde.
Ein Sänger tritt hin vor des Königs Zelt
Und singt zum Schalle der Leier,
Wie hoch zu Schiffe über das Meer
Von allen Küsten und Inseln umher
Hinausgezogen auf Trojas Feld
Das Heldenvolk der Argeier,
Wie um Ilions Veste der Krieg sich ballt
Und das Ida-Gebirg vom Schlachtlärm hallt;
Er singt von Ajas, von Diomed
Wie von des Helmes Büschen umweht,
Sie stürmen über das Kampfgefild
Und hoch von Blut der Skamander schwillt.
Achilles, als er die Worte hört,
Springt auf, hoch glüh'n ihm die Wangen.
Was hast Du, Freundin? Du blickst so verstört!
Fragt Deidamia voll Bangen.
Drauf Jener und schaut in die Weite irr:
Mir ist, als vernähm' ich Schwertergeklirr
Und Schmetterklang von Drommeten.
Dann setzt er sich in den Kreis zurück,
Von der Königstochter mit freundlichem Blick
Und sanften Worten gebeten.
Inzwischen — sie hatten dessen nicht Acht
Heran ist in morgenländischer Tracht
Zu ihnen ein Schiffer getreten.
Er bietet zum Kaufe der Waaren viel.

„Hier Purpur von Tyrus, Perlen vom Nil,"
Ruft er, „hier Phrygiens Seidenstoff
Und Indiens köstliche Narden,
Balsam, der Arabiens Bäumen enttroff,
Hier Felle von Leoparden."
Der Mädchen jedes trifft seine Wahl,
An Tüchern und an Geschmeide;
Sie schau'n in den Spiegel von blankem Stahl
Was sie am prächtigsten kleide.
Da unter den anderen Waaren erblickt
Achilles ein Schwert; er faßt es und zückt
Das funkelnde schnell aus der Schneide.
Rings aus dem Kreise der Mädchen dringt
Ein Schrei des Schreckens; er aber schwingt
Die blitzende Klinge hoch in der Luft;
Der Schiffer, von Freude strahlend, ruft:
Vergebens hat Dich die Mutter versteckt!
Achilles bist Du, nun endlich entdeckt.
Ich bin der Ithaker König Ulyß
Gesandt von den Kampfesgenossen,
Um Dich zu holen nach Ilion.

Wohl, ruft Achilles, auf und davon!
Schon wälzen Skamander und Simois
Die Leichen von Kriegern und Rossen,
Nach Speerwurf, Lanzensausen begehrt
Mein Herz, und nach Ruhm, der ewig währt!
In Ilion bleibe nicht Stein auf Stein!
Auf donnerndem Schlachtenwagen
Laß mich der Troer flüchtende Reih'n
Vor mir her durch das Blachfeld jagen.

Odysseus gürtet das Schwert ihm um;
Anstarren ihn Alle, erstaunt und stumm,
Die Königstochter nur fleht! o bleib!
Er aber ruft einzig: halt mich nicht, Weib! —
Vor Augen sieht er das lockende Ziel
Und bei hurtiger Ruder Schlägen
Trägt über die purpurne Fluth der Kiel,
Dem Ruhme, dem Tod' ihn entgegen!

Franz Dingelstedts „Schwabenstreiche".

Von

Arnold Wellmer.

— Blankenburg a. H. —

Das Märchen meines Lebens!" — schreibt Dingelstedt von sich selber. Ja, es war wunderbar — märchenhaft bunt und glänzend, dies Leben, das in unseren blühenden Maientagen so melancholisch zu Ende ging, wie so manches geheimnißvolle Märchen mit dem unwiderruflichen Schluß: Gestorben und begraben! ... Und es war dennoch ein glänzender Schluß, als sie am 17. Mai in Wien mit dem höchsten Glanz der pompe funèbre und großem Trauergefolge und stolzen Reden den k. k. allmächtigen Director des Burgtheaters, Geh. Hof- und Legationsrath, Ritter vieler und hoher Orden, Baron Franz von Dingelstedt begruben ...

Seine glänzendste Zeit hat Dingelstedt in Wien verlebt, — seine glücklichste, wie er selber sagt, in München — trotz so mancher bösen Erfahrungen als Hoftheater-Intendant, denn: „Solche Freunde und solche Freuden, so fröhlichen Krieg, so berauschenden Sieg: ich finde sie nimmer und nimmermehr. Versunken im See. Ade, ade!"

Seine lustigsten, übermüthig lustigen — tollsten Tage, das Ausschäumen brausenden Jugendmostes — seine mehr als sieben „Schwabenstreiche" hat das schöne, rebenumkränzte Stuttgart gesehen.

Ob er uns diese „Schwabenstreiche" selber noch erzählen wird, in nachgelassenen Memoiren, wie der Verfasser der keck-graziösen „Münchener-Bilderbogen" uns versprochen hat?

Es wäre schade drum, wenn es beim Versprechen bleiben sollte. Inzwischen will ich, der ich selber in jener Schwabenstadt erinnerungsreiche Jahre verlebte, hier von den alten lustigen Dingelstedt-Tagen und ihren bunten „Schwabenstreichen" erzählen, nach mündlichen Ueberlieferungen und inter-

essanten Aufzeichnungen, zum Theil von der Hand „des langen Franz" — „des schönen Franz" — „des tollen Franz", wie er damals genannt wurde, als er noch lange nicht Baron war.

Dingelstedt irrt, wenn er seine „Schwabenstreiche. Stuttgart 1844 bis 1850" datirt. Der schillernde Wandervogel hatte sich schon in den ersten Frühlingstagen 1843 in Stuttgart niedergelassen — nach sturmbewegtem Umherflattern. Der arme Junge des zopfigen Hessenlandes, geboren 1814 im großmütterlichen Hause, als sein Vater in Frankreich die Freiheitskämpfe mitfocht, — der Gymnasiast zu Rinteln, der im „verwachsenen Alltagsrocke" den Ivanhoe als heimlichen Schatz auf der Brust trug, während er dem Vater die Kämmereirechnungen der Stadt Rinteln und der Klostervogtei Möllenbeck oft unter heißen Thränen abschreiben mußte, gegen ein Honorar von zwei Hessen-Albus (1½ Gr.) p. Bogen, — der dürftige stud. theol. et phil. zu Marburg, der so flotte Studentenlieder sang, von Liebe und Freiheit — der gemaßregelte Collaborator an den Gymnasien in Kassel und Fulda, der kecke Dichter des komisch-satirischen Romans: „Die neuen Argonauten", in denen die kleinstädtischen Verhältnisse und viele närrische Persönlichkeiten Kassels und Fuldas und der unsterbliche hessische Zopf so übermüthig lustig und ergötzlich gegeißelt waren, der heinesirende Verfasser des pikanten „Wanderbuchs", der kühne Sänger des freiheitsprühenden „Jordanliedes", das auch wirklich dem von Hassenpflug eingesperrten „Demagogen", dem edelsten Deutschen, Sylvester Jordan, die Freiheit ersang und erzwang, und der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", die 1841 hell und so laut durch ganz Deutschland hallten und durch ihren feinen prickelnden Humor, ihre unerbittlich treffende Satire, ihre kecke Rücksichtslosigkeit und durch Fülle überraschender, origineller Einfälle und Geistesblitze besonders die deutsche heißblütige Jugend um den kosmopolitischen Nachtwächter schaarten, — der brillante Feuilletonist und freimüthige Wander-Correspondent der damals noch unter Gustav Kolbs Musterleitung tonangebenden Augsburger „Allgemeinen Zeitung" aus Paris, London, Holland, Belgien und Wien — — — wie war's nur möglich, daß dieser „Kosmopolitische Nachtwächter", der mit Georg Herwegh, dem damals vielgefeierten Dichter der „Lieder eines Lebendigen" fraternisirt und in Paris zu den Füßen Heinrich Heines andächtig lauschend gesessen hatte, daß dieser vielgefürchtete Demagoge und Demokrat Franz Dingelstedt so urplötzlich vom heiteren Frühlingshimmel 1843 als Fürstendiener, königlich württembergischer Hofbibliothekar und Vorleser S. Majestät des Königs Wilhelm, mit dem stolzen Titel eines königlichen Legationsraths, Hochwohlgeboren, in der freundlichen Neckar-Residenz niederfiel? Ja, wie war das schier Unmögliche — möglich geworden?

Der damals noch nicht 29jährige Dichter hatte das magere literarische Tagelöhnern und Vagabondiren herzlich satt. Er spürte in sich längst einen immer ausgeprägteren Zug in die Höhe, nach anderem Ruhm und anderen Ehren, als selbst eine fleißigere Feder, wie die seine, zu erringen vermöge —

und er hatte ein bequemes Wohlleben lieben gelernt, wie es einem Manne der Feder selten beschieden ist. Ueberdies hatte er sich mit der berühmten und liebenswürdigen Sängerin der Wiener Hofoper, Jenny Lutzer, verlobt — und er wollte nicht „der Mann seiner Frau" werden — „ein Theater-Gatte, welcher der Primadonna das Notenblatt nachträgt und boshafte Kritiker abprügelt . . ."

Und so sahen sich denn der vielverwöhnte Dichter Franz Dingelstedt und seine gefeierte Braut und ihre vielen vielvermögenden Freunde und Freundinnen für das junge Paar nach einem angenehmen Ruheplätzchen im Leben um, von dem aus man weiter bauen könne — in die Höhe. Daß dies behagliche Plätzchen nicht bei dem deutschen Volk zu suchen sei, das dem „Kosmopolitischen Nachtwächter" so stürmisch zugejubelt hatte — das war unzweifelhaft. Also suchen wir — höher hinauf!

Unter den vielen Freundinnen, die dem „schönen Franz", dem galanten, geist- und witzreichen Plauderer, dem gebornen ersten Löwen und stets siegreichen Selbstherrscher aller Salons, in seinem vielgeliebten Leben gehuldigt haben, war damals die mächtigste — Fräulein Amalie von Stubenrauch zu Stuttgart. Als Tochter eines adligen bayrischen Stabsofficiers hatte sie in den ersten Zwanziger Jahren zu München mit Glück die Bühne betreten, war dann als erste Liebhaberin an das Stuttgarter Hoftheater gekommen und bald des Königs Wilhelm „erste Freundin" geworden, obgleich die galante Majestät vor ihr schon viele, viele andere Freundinnen gehabt hatte. Sie war noch immer eine junonische Schönheit und interessante Schauspielerin, dabei eine geistvolle liebenswürdige Frau mit einem guten Herzen, das treulich für treue Freunde sorgte. Ihr schönes Haus in der Neckarstraße, dessen Garten mit dem königlichen Park durch eine Pforte in Verbindung stand, war der Sammelpunkt des geistreichen und künstlerischen Stuttgart jener Tage und vieler berühmten Fremden. So war auch der berühmte junge und schöne Dichter Franz Dingelstedt schon mehrere Male der gefeierte Gast des angenehmen „Hauses in der Neckarstraße", wie die Villa Stubenrauch und ihr königlicher Einfluß kurz genannt wurden, gewesen, wenn der Mitarbeiter der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" und der Firma Baron Cotta nach Stuttgart kam . . . und so fand sich denn jetzt auch, als der Dichter müde war, zu schreiben, um zu leben, in der schönen gastlichen Neckar-Residenz das ersehnte Ruheplätzchen für den kosmopolitischen Ex-Nachtwächter Franz und seine Jenny.

Ueber seine erste Audienz im Stuttgarter Königsschlosse schreibt Dingelstedt, als Gegensatz zu seiner späteren ersten Audienz bei König Max in München: „König Wilhelm von Württemberg wußte mich in einer kurzen Stunde auswendig. Im Handumdrehen hatte er mir auf den Zahn gefühlt, meine Lebensgeschichte und mein politisches Glaubensbekenntniß abgehört, mich in französischer Sprache und Literatur examinirt, auch besonders scharf inquirirt, ob ich von meinem Landesherrn, dem Kurfürsten von Hessen, in Frieden und

Ehren entlassen worden sei. Dann sagte er: „Die Stelle meines Bibliothekars ist offen; ich würde mich freuen, wenn Sie sie annehmen wollten" — und entzog sich meinem Dank mit den Worten: „Reden Sie mit meinem Staatssecretär das Nähere ab." Im Nu waren wir mit einander einig, während es eines vollen Jahres bedurfte, ehe ich zu König Max in ein eigentliches und persönliches Verhältniß trat . . ." Und so blieb denn der kosmopolitische Ex-Nachtwächter als königlicher Hof- und Legationsrath in dem behaglichen Stuttgart, anstatt für die Augsb. Allgem. Zeitung die projectirte saure Brotreise in den Orient anzutreten.

„Mein politisches Glaubensbekenntniß!" Mit welchem ironischen Lächeln der Baron Dingelstedt dies Wort wohl niedergeschrieben hat — voll wehmüthiger Ironie über sein einstiges jugendseliges — und ihn doch so stolz beglückendes Nachtwächterthum . . . und voll höhnischer Ironie über jene „armen Kläffer" alle, die damals so laut und so böse über den „Renegaten" Dingelstedt schrien, der in zwei Jahren aus einem freien „kosmopolitischen Nachtwächter" ein — königlicher Hofrath geworden.

So heißt es in einem schöngeistigen Blättchen jener Tage, neben einer Recension über den jüngsten Salonroman der Gräfin Hahn-Hahn wörtlich:

„**Zeitungslärm.** Da ist jetzt Dingelstädt in Stuttgart Hofrath geworden — eine Sache, die jedem Menschen passiren kann — und welcher Lärm ist in den Journalen darüber entstanden! Daß Dingelstädt zur rechten Zeit einzulenken verstand, ist bekannt. Die Journale sollten ihn jetzt ruhig Hofrath sein und die Gulden der Dem. Lutzer heirathen lassen. Als Vorleser und Mittelpunkt des „geistreichen Kreises" bei der Hofschauspielerin Dem. Stubenrauch kommt er ja Niemandem in den Weg."

Heine witzelte über den königlichen „Vorleser" Dingelstedt:

„Er liest die Gedichte von Matzerath,
Ein Dolch ist jede Zeile:
Der arme Tyrann, früh oder spat,
Stirbt er vor langer Weile!"

Schlimmer traf des einstigen Bundesbruders Freiligrath Spott über den „Hofrath" Dingelstedt — während er ein „Freilig-Rath" geblieben.

Und ob nicht Freiligrath, als er damals in seinem „Glaubensbekenntniß" jenen vernichtenden „Brief" an Herwegh dichtete, auch an den schwäbischen Hofrath Dingelstedt gedacht hat, besonders bei der Schlußstrophe:

„Zieh hin' — doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeih'n!
Bring ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring sie ein!
Der Dichtung Goldstandarte,
Laß wehn sie doppelt reich: —
Poet, wetz' aus die Scharte,
Wetz aus den Schwabenstreich!"

Am bittersten mußte aber ein Flugblatt treffen, das damals durch die erregte Welt flatterte — mit dem einst so heiter ironischen, jetzt so bitter wahren Worten:

Pariser Reliquie
aus dem Nachlasse des weiland kosmopolitischen Nachtwächters.

An Georg Herwegh.

Ein guter Bürger willst Du werden?
Pfui, Freund — ein guter Bürger — Du?
Das also war Dein Ziel auf Erden?
Dem stürmten Deine Lieder zu?
O, nimm's zurück, das ekle Wort!
Wer mag sich so gemein geberden?
Nein, nein, mich reißt es weiter fort:
Ich muß Geheimer-Hofrath werden!

Um meine Wiege sah die Amme
Schon frühe den Prophetenschein,
Und in mir diese ew'ge Flamme,
Sie kann, sie darf nicht Lüge sein.
Bleib Du im Thal, wo's Dir behagt,
Und grase mit den Pöbelheerden,
In mir steht fest, was ich gesagt:
Ich muß Geheimer Hofrath werden!

Daß uns're Wege sich so theilen,
Glaub' mir, Georg, es thut mir weh!
Du gehst zu Bier und ich derweilen
Zu einem Oberappellationsgerichtsvicepräsidenten-Thee.
Du hast erfüllt Dein stilles Loos,
Das meine liegt noch den Behörden
Der dunklen Zukunft schwer im Schooß:
Ich muß Geheimer Hofrath werden!

So Mancher hat's doch schon erreicht,
Der höher noch als ich gedachte,
Der krummer seinen Vers vielleicht
Und krummer seinen Rücken machte.
Was Einer kann, das kann auch Ich! —
Und trotz Gefährden und Beschwerden,
Schwör' ich's — St. Huber höre mich!
Ich muß Geheimer Hofrath werden.

Sieh: ein Logis im ersten Stocke,
Recht weit und reich, mit Maaß geheizt,
Ein Kreuzchen auf dem schwarzen Rocke,
Das sich cokett versteckt und spreizt,
Ein Chaischen, ein Livreechen drauf,
Und fährt's auch mit Fiacre-Pferden —
Bruder! die Seele geht mir auf:
Ich muß Geheimer Hofrath werden!

Noch lebt ein Gott, Verdienst zu lohnen,
Noch steht manch edles Fürstenhaus;
Gott theilt den Fürsten ihre Kronen,
Die Fürsten uns die Titel aus.
Gewiß, gewiß! ich find' es noch,
Mein letztes Ziel auf dieser Erden;
Wär's nur um Voigteus Nekrolog: —
Ich muß Geheimer Hofrath werden!

(Paris November 1841.)

Endlich antwortete Dingelstedt auf alle Anklagen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit dem Wort: „Ich bin ein Dichter, der für sich nur Ruhe und Dunkelheit verlangt. . . ."

Das gab nun wieder den Gegnern gewünschten Anlaß zu viel Spott und Hohn. So knüpfte Hoffmann von Fallersleben, der auf seiner politischen Sängerfahrt bald darauf nach Stuttgart kam und von den Männern des „Beobachters" sehr gefeiert wurde, an dies Wort zwei „Scherzgedichte über den Nachtwächter", die — von der Censur verstümmelt — ohne Censur auf grobem Papier als Flugblatt nach Art der Lieder „Gedruckt in diesem Jahr" erschienen, und deren erstes lautet:

Der Selige Kosmopolitische Nachtwächter.

Ich mußt' einmal ein Schulfuchs sein
Und treiben Griechisch und Latein.
Der Schulstaub macht nicht froh, noch feist,
Verdirbt uns Lebensmuth und Geist.

Da dacht' ich nun, wie fang' ich's an,
Daß ich zu was gelangen kann?
Mir fehlet Ehre, fehlet Geld —
Wohlan, ich werd' ein Freiheitsheld!

Nachtwächter ward' ich und im Zorn
Stieß ich gewaltig in das Horn.
Ich hatte zwar mich nie genannt,
Mein Name ward jedoch bekannt.

Man lobte mich, man pries mich sehr,
Erwies mir überall viel Ehr.
Doch blieb ich arm und schlecht gestellt,
Die Ehre brachte mir kein Geld.

Da zog ich nach Paris hinein,
Dort, dacht' ich, stellt das Glück sich ein.
Doch blieb ich nur Franz Dingelstedt,
Ein armer deutscher Volkspoet.

Da fiel mir armen Teufel ein:
Du mußt Geheimer Hofrath sein!
Nach Deutschland kehrt' ich schnell zurück
Und macht in Stuttgart gleich mein Glück.

Wie's Einem wunderbar doch geht!
Ich bin anjetzt ein Hofpoet,
Ein Säng'rin-Gatt' und Renegat,
Und wirklich Königlicher Rath!

Was ich gewollt, ich hab's erreicht:
Denn dem Genie wird Alles leicht.
Als Dichter such' ich jetzt zur Zeit
Gar nichts als Ruh und Dunkelheit!

Der Dichter der „Unpolitischen Lieder" schreibt dazu: „Dingelstedt war damals allgemein sehr unbeliebt und den Kreisen, worin ich mich (in Stuttgart) bewegte, sogar verhaßt. Es war wohl mehr daran Schuld sein hochfahrendes Wesen, als der Glaube, er übe bei Hofe einen den Volksinteressen nachtheiligen Einfluß aus. Auch außerhalb Württembergs hatte sich damals die Ansicht über ihn sehr geändert . . ."

Und doch, als der exkosmopolitische und der unpolitische Sänger sich zehn Jahre später im Salon der Fürstin Wittgenstein und ihres Freundes Franz Liszt auf der Altenburg zu Weimar begegneten — da feierten sie sich auf Wunsch der Fürstin gegenseitig mit dem Champagnerglase in der Hand mit poetischen Trinksprüchen! —

Doch zurück zu den „Schwabenstreichen" unseres jungen lustigen Franz. Ja, lustig waren sie — trotz alledem: trotz Königlichem Hofrath und allen politischen Angriffen. „Das Fell seiner Seele" — wie er damals zu sagen liebte — war so glücklich glatt, elastisch und dauerhaft geartet, daß alles Unliebsame und Unbequeme wirkungslos davon abglitt.

Der Königlich Württembergische Hof- und Legationsrath Franz Dingelstedt, der alle Tage in Hof-Uniform an der Tafel des Königs speis'te, hatte auf die Lorbern des kosmopolitischen Nachtwächters, die ihn noch vor kurzen zwei Jahren berauschten, für immer verzichtet. Sein Ehrgeiz war jetzt: im behaglichen dolce far niente als Held des Salons und des Hofparkets zu glänzen. Und er brachte dazu die brillantesten Mittel mit: eine schöne vornehme Erscheinung, schlank wie eine Tanne, sechs Fuß hoch, eine seltene welt- und hofmännische Gewandtheit, eine geistreiche witzige und stets schlagfertige Suada, die durch nichts zu verblüffen war, die im Gegentheil durch irgend ein anscheinend harmloses, leicht hingeworfenes Wort zu verblüffen wußte und — liebte, bald — wo's nicht schaden konnte — göttlich grob, bald — wo's nützlich war, überfließend von süßen Schmeicheltönen, ein kluger Steuermann, der geschickt zu laviren verstand, ein Poet, der unerschöpflich war, gesellige Amüsements zu arrangiren — — so wußte er in den verschiedenartigsten Salons Stuttgarts mit Glück und Glanz seine Rolle zu spielen: heute in dem „Hause der Neckarstraße" — morgen bei einem Hoffeste — übermorgen in dem wilden Freundeskreise des jungen Kronprinzen Karl — — und dann wieder bei einem ästhetischen Thee der Baronin Emma Suckow-Niendorf — bei einer etwas düster angehauchten Lenau-Anbetung im Hause der Hofräthin

Reinbeck — oder bei einer poetischen Freundschaftsfeier der Schwäbischen Dichterschule.

Die hoch- und weitberühmte Schwäbische Dichterschule stand bei Dingelstedts Ankunft in Schwaben in ihrer vollsten und herrlichsten Blüthe. In Stuttgart schaarten sich die Sänger um den edlen liebenswürdigen und liebevollen Gustav Schwab. Sein schlichtes Diakonatshaus hat Jahrzehnte lang Alles beherbergt, was echten Sang in der Kehle und vollen Klang im Poetennamen hatte. Dorthin wanderten sangesfröhlich Wilhelm Müller, der Sänger der Müller- und der Griechenlieder, und Chamisso, Lenau und Anastasius Grün, Freiligrath und Geibel. Dorthin kamen so gern zu Gast Altmeister Uhland aus Tübingen, Justinus Kerner aus seinem Weinsberg, Karl Mayer (der Vater) aus Göppingen, Alexander Graf von Württemberg aus seinem nahen Land-, Wald- und Berghause Serach — und die jüngeren schwäbischen Dichter Gustav Pfizer und Eduard Mörike, alle folgend dem Uhlandschen: „Singe, wem Gesang gegeben!"

Und wer — „wem Gesang gegeben" — wäre dann nicht auch gern hinausgewandert zu dem frohherzigen und stets so herzlich gastfreundlichen Justinus Kerner und seinem braven Rickele in dem weinumrankten Doctorhäuschen am Fuße der Weibertreu und hätte mit ihm edlen Neckarwein getrunken und alte und neue Lieder gesungen und in den Ruinen der Weibertreu den geisterhaften Klängen seiner Aeolsharfen gelauscht — und dazu seinen unsterblichen Gespenstergeschichten und den Visionen der Seherin von Prevost, wovon der alte Justinus so schalkhaft-ernsthaft zu erzählen wußte, daß man nie daraus klug wurde, ob's ihm Scherz oder Ernst war. Lenau und Alexander von Württemberg, die treuen Freunde, haben dort im Geisterthurm Monate lang mit einander gehaust und auch der junge Freiligrath hat dort duftige Frühlingstage geweilt und mit dem alten Justinus gesungen und poculirt.

Und dann die phantastischen Sängerfeste beim Grafen Alexander, der lieber ein edler ritterlicher Sänger, als ein verarmter Sproß des württembergischen Königshauses sein wollte, auf seinem grünen Neckarberge bei Eßlingen in dem lauschigen Serach! Das Verklingen dieser poetischen Waldeinsamkeit hat Franz Dingelstedt noch mit erlebt.

In Stuttgart war es der Salon der Baronin Emma Suckow, die unter dem Namen Emma Niendorf manch geistreiches Plauderbuch schrieb, wo sich alle diese poetischen und künstlerischen Geister Abends um den ästhetischen Theetisch versammelten. Dieser Theetisch war berühmt wegen seines geistigen Reichthums — und berüchtigt wegen seiner leiblichen Armuth. Der Geist der Gäste konnte in den höchsten Genüssen schwelgen, wenn er sonst zu solcher Schwelgerei Anlage hatte, während der arme Leib gehungert haben würde, hätte er nicht vorher fürsorglich gut — soupirt.

Das gab einst zu folgender tragikomischen Scene Anlaß. Bei der Frau Baronin erschienen um die Dinerstunde in voller Gala Legationsrath Dr. Franz Dingelstedt, Bibliothekar und Vorleser Sr. Majestät, und Hofrath Friedrich Wilhelm Hackländer, Privatsecretär Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen

Karl von Württemberg. Sie werden nicht ohne einiges Erstaunen, aber mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfangen. Man sitzt und sitzt und ist gegenseitig nach Kräften angenehm und geistreich . . . Aber nach und nach fangen des Geistes und der Liebenswürdigkeit Flügel doch an zu ermatten . . . Die Dame denkt: „Was wollen Die denn eigentlich zu dieser ungewöhnlichen Visitenstunde bei mir?" — Die Herren grollen innerlich: „Nun, giebt's denn nicht bald was zu essen? Zum Glück haben wir fürsorglich gut gefrühstückt. Aber sollten wir denn wirklich die einzigen Gäste sein? Das wäre doch stark . . ." Bis sich denn endlich das unheimliche Räthsel löst: Die Herren Dingelstedt und Hackländer haben — allerdings zu ihrem größten Erstaunen — durch die Post eine feierliche Einladung zum Diner bei der Baronin Suckow erhalten . . . und diese ist völlig unschuldig an der Einladung. Das Ganze ist ein schadenfroher Witz, geplant und in Scene gesetzt in dem „Hause der Neckarstraße". Leider ist uns nicht überliefert, mit welchem unsterblichen geflügelten Wort Franz Dingelstedt von diesem Nicht-Diner heimging, er, der eine gutbesetzte Tafel wohl zu würdigen wußte.

Clemens Brentano nannte seine poetische und gleich ihm mystisch angehauchte Freundin Suckow-Niendorf sehr derb: den „Anmuthstrampel" — und Justinus Kerner sagte zu ihr, als sie eines Abends auf seiner Weibertreu unter den Aeolsharfen in Lenaus Gegenwart im Mondschein tanzte, agirte und sang: „Suckole, Du bischt eine wahnsinnig gewordene Aeolsharfe!"

Auf einem Tagebuchblatt von Emma Niendorf aus dem Mai 1843 heißt es: „Der Mai schien uns die Dichter bringen zu wollen. Gleich im Beginn Niembsch (Lenau) — was Wunder, daß Lenau und Lenz für mich völlig gleichlautend war? Ich ging mit Schücking, den mir Dingelstedt, eben auch erst hier heimisch geworden, am Himmelfahrtstage zugeführt, in das Haus der Freunde (Reinbeck). Es war ein lieber Abend: Reinbecks, Niembsch; „mein Freund Lewin (Schücking) mit den Gespensteraugen", wie Freiligrath mir öfters von ihm sagte — was aber nichts weniger bedeuten will, als daß diese Augen gespenstisch sind, sondern daß sie Geister schauen; Dingelstedt, welcher nachkam. So saßen wir um den runden Tisch am Sopha vor dem Epheufenster. Dingelstedt hatte im vorletzten Sommer zu Ischl mit Lenau begeisterungsvolle Ausflüge gemacht und Schücking kehrte eben aus dem Salzkammergute zurück. Als er äußerte, daß keine Musik dem Gesange der „Almerinnen" vergleichbar, erinnerte sich Niembsch, wie er dort eine derselben auf seiner Reise mit Reinbecks zu einem merkwürdigen Echo kommen ließ. „Es war prachtvoll — alle ihre Töne gab es in Accorden zurück!" — sagte er . . . Zuletzt verbot uns die Hausfrau das Berggespräch, weil Lenau ohnehin Heimweh genug habe nach seinen Alpen. „Im Thale, in der Ebene ist ihm jeder Schritt zu viel; nicht auf den kleinsten Hügel mag er steigen," hieß es, „in den Alpen aber ist er rüstig und aufgelegt zum Klettern, wie ein Gemsenjäger." — Dingelstedt meinte, es fehle Niembsch nichts als eine große Stadt: London, Paris — wenn es auch das noch

größere Pecking sein müsse!" — Ueber diesen Zusatz lachte Lenau hell auf Niemand lachte herzlicher als er; vielleicht, weil er es ganz selten that — eben so fern von Spott, als von falscher Gefälligkeit — nur lachte, wenn es ihm ernst mit dem Spaße war, wenn es ihm wirklich mundete und zum Herzen drang.

Wollte man uns die Alpenwelt verschließen, so konnte der am Fuße der schönen deutschen Elisabethkirche zu Marburg aufgewachsene — und zwar sehr hoch gewachsene — Dichter (Dingelstedt) sich nicht weigern, seine glänzende Gabe in Schilderungen aus der von ihm noch nicht lange verlassenen Metropolis an der Seine zu bewähren. Von Heine erzählt er, wie seine Einfälle so wunderlich seien, und man lache über Witze, so verrucht sie lauten, weil er es im Grunde doch auch nicht so bös meine. So schrieb er, als seine Frau krank war, einem Freunde: er glaube nicht, daß seine Frau sterbe, denn er habe von jeher Unglück in der Liebe gehabt. — Auf Fragen nach der Sand entgegnete unser Tourist: „Das einzige schöne Frauengesicht, das ich in Frankreich gesehen, d. h. wirklich weibliche Gesicht! Sie hat einen seelenvollen Ausdruck, ist religiös, näht schön, hat wohl ein Paar Cigarren in ihrem Strickkörbchen, ist in einem ganz mütterlichen Verhältniß zu ihren Kindern, liebt die tiefe, echte Musik mit Hingebung. . ."

Das ganze Reinbeck'sche Haus lebte nur dem Lenau-Cultus, dessen Opferpriesterinnen Emilie Reinbeck und Emma Suckow-Niendorf waren.

Gustav Schwab, klarer und nüchterner, sagte jedoch schon damals: „Lenau zieht einen schwarzen Faden durch das Leben seiner Freunde!"

(Schluß folgt.)

Die Frau Burgemeisterin.

Roman von Georg Ebers*).

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Man kann die Menschen bekanntlich in alle möglichen Klassen eintheilen, und alle diese Eintheilungen haben ihre Berechtigung: in gute und böse, in Besitzer von Equipagen und Benutzer der Pferdebahn, in Leute, die immer Zeit haben, und Leute, die nie Zeit haben. Der neueste Roman von Georg Ebers „Die Frau Burgemeisterin" ist für Leute geschrieben, die sehr viel Zeit haben; und ich muß bekennen, daß ich zu diesen Bevorzugten leider nicht gehöre. Vielleicht ist es mir blos deshalb nicht gelungen, zu demselben in ein freundliches Verhältniß zu treten. Ich kann nicht verheimlichen, daß mich diese Erzählung im Einzelnen oft ungeduldig gemacht und im Ganzen enttäuscht hat.

Es wird mir nicht leicht, mit dieser unliebsamen Aeußerung zu beginnen. Denn dem Manne, der uns mit der „Aegyptischen Königstochter", und namentlich mit der „Uarda" so viele Stunden der Anregung, Erfrischung und des geistigen Wohlbehagens gewährt hat und der uns auch noch mit „Homo sum" durch seinen interessanten und unterhaltenden Vortrag im Einzelnen gefesselt hat, fühlen wir uns zu Dank verpflichtet; und es kommt mir nun, wie gesagt, hart an, daß ich von einer Enttäuschung, die er mir bereitet, sprechen muß. Diese Enttäuschung ist um so stärker gewesen, je höher die Erwartungen waren, mit denen ich die neueste Erzählung zu lesen begonnen habe. Alle deutschen Leser begrüßten es mit einer Art von wohlwollender Neugier, oder besser: mit freudiger Spannung, als sie vernahmen, daß

*) Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger). 1882. (Ebers schreibt „Bürgemeister" und „Bürgemeisterin".)

Ebers in seinem neuesten Werke das, was man bisher als seine „Specialität" bezeichnen durfte, aufgegeben, die fernen Lande und die fernen Zeiten verlassen und zum dichterischen Vorwurf seiner neuesten Schöpfung einen dankbaren Stoff aus einem benachbarten stammverwandten Lande und einer Zeit gewählt habe, die mit unserer Gegenwart durch die stärksten Bande der Ueberlieferung eng verknüpft ist. Das heldenmüthige Holland des sechszehnten Jahrhunderts, ein denkwürdiges tragisches Ereigniß aus den Kämpfen der Niederländer gegen die Spanier, die Bedrängnisse und der Jammer der durch Valdez eingeschlossenen Stadt Leyden, die „swarte hungersnoot," welche „ghebracht hadde te doot binaest zes duisent Menschen," — das sollte diesmal der Kern der Erzählung sein, oder wie Ebers sagt: „das Spalier, um welches die Ranken meiner Erzählung sich schlingen."

Siebzehn Jahre hat der Dichter, wie er uns in der Widmung anvertraut, den Stoff mit sich herumgetragen; und da er selbst holländisches Blut in den Adern hat, so durfte man annehmen, daß er gerade für die Schilderung dieser ergreifenden Vorgänge, die sich in diesen langen Jahren in Beziehung auf ihre poetische Verwendbarkeit genügend abgeklärt haben mußten, den rechten warmen Ton finden würde. Aber auf mich macht es den Eindruck, als ob die Zeit an jenen Ranken nicht Blüthen und Früchte getrieben habe, sondern als ob die Ranken durch irgend welche Widrigkeiten, die die Zeit mit sich gebracht, verkümmert und verwildert seien.

Selten habe ich von einem namhaften Schriftsteller ein eindruckloseres Buch gelesen. Die ägyptischen Helden, die Ebers gebildet hat, sehe ich plastisch vor mir, einige darunter, wie den Arzt und Priester in „Uarda", so lebendig und leibhaftig, daß ich sie nicht vergessen werde, daß mein Blick immer wieder auf sie fällt, wenn die nicht übermäßig große Anzahl jener festen Gebilde, die aus den Werken unserer neuen Dichtungen aufgestiegen sind und ihre dauerhafte organische Gliederung sich bewahrt haben, vor dem geistigen Auge vorüberzieht. Seitdem ich die letzten Seiten der „Frau Burgemeisterin" gelesen habe, sind aber kaum einige Tage dahin, und schon jetzt zerfließen die schwankenden Gestalten der Ebers'schen Niederländer, wenn wir versuchen, sie festzuhalten, in ein gallertartiges Nichts. Wie schattenhafte Traumbilder, wie phantastische Schemen, die in unserer dreidimensionalen Wirklichkeit kein Dasein fristen können, lösen sie sich auf, verschieben und verschlingen sie sich, sobald unsre Anschauung sich ihrer bemächtigen will. Es ist nichts Stoffliches, nichts Greifbares an ihnen; und die Trauben an den Ranken der Ebers'schen Dichtung haben eine höchst unerwünschte Aehnlichkeit mit denjenigen, die Mephisto den halb berauschten Studenten in Auerbachs Keller vorzaubert:

„Falsch Gebild und Wort,
Verändern Sinn und Ort;"

und wenn der Irrthum der Augen Band losgelassen, so bemerken wir, daß man mit uns einen Spaß getrieben und uns Trauben gezeigt hat, die keinen Tropfen Wein geben.

Man muß sich die Frage vorlegen: sollte Ebers sich in der Wahl seines Stoffes so völlig vergriffen haben, daß zu dessen kunstgerechter Bearbeitung und Gestaltung seine Kräfte sich als unzureichend erwiesen haben? Sind die für die Freiheit ihres Landes gestorbenen Helden so gänzlich todt, daß die schöpferische Kraft des Dichters sie zu neuem Leben zu erwecken nicht vermocht hat? Hat er das Unmögliche angestrebt? — Wäre dem so, so würde ihm die Sympathie des Lesers, auf die er sich ja schon ein Anrecht erworben hat, erhalten bleiben. Einer der größten Dichter aller Zeiten hat mit Recht gesagt: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt."

Aber ich bezweifle, daß sich diese Fragen zu Gunsten des Dichters beantworten lassen. Mir will es im Gegentheil so scheinen, als ob die Gestalten des Burgemeisters Peter van der Werff, des Janus Dousa u. s. w. zu Trägern einer dichterischen Handlung wie geschaffen seien. Es sind Männer wie aus Stahl gehämmert, und wer einmal in Leyden in der St. Pancraskerke das Grabmal des Burgemeisters gesehen, wer einmal im Rathhause vor jenem Bilde gestanden hat, das die ergreifende Scene darstellt, in welcher das von der Hungersnoth zur Verzweiflung getriebene Volk von dem Burgemeister die Uebergabe der Stadt fordert, und dieser, mit dem Schwerte auf sein Herz weisend, ausruft: „Nehmt meinen Leib, Brot habe ich nicht!" — Der vergißt die Männer nicht, die den zähesten und heldenmüthigsten Widerstand gegen die Spanier geleistet haben.

Diese Werff und Dousa sind Leute, die nicht blos ein eigenes Leben besitzen; man meint, sie müßten auch mit ihrer Lebenskraft lebenspendend für Andere werden; sie wären durchaus dazu befähigt, die Phantasie des Dichters zu befruchten. In dem Roman von Georg Ebers aber habe ich von ihrer Lebenskraft und ihrem Schöpfungsvermögen nichts wahrzunehmen vermocht. Sie haben an ihrer eigenen Leibhaftigkeit wesentlich eingebüßt und sind unfruchtbar geblieben.

Wenn ich diesem Räthsel auf den Grund gehen will und eine Erklärung dafür suche, so berühre ich eine Frage, die freilich mit großer Behutsamkeit behandelt sein will. Aber es muß doch gesagt werden: Es macht auf mich den Eindruck, als ob sich in dieser Arbeit bei Ebers das Können deshalb widerspenstig gezeigt hat, weil diesmal das Wollen ungenügend gewesen ist.

Der durch ungewöhnliche Erfolge verwöhnte Verfasser scheint es an dem heißen und redlichen Bemühen, ohne das ein Kunstwerk nun doch einmal nicht gelingen will, haben fehlen zu lassen. Die Arbeit macht den Eindruck des Flüchtigen, Ueberhasteten, Unfertigen; man hat das Gefühl, als sei mit jenem Vertrauen, welches der Erfolg begreiflich macht, ohne es indessen immer zu rechtfertigen, Seite an Seite gefügt, bis ein Band fertig gebracht sei; „und eh' man sich's versieht, ist's eben ein Roman!" Diese Auffassung hat sich in mir durch gewisse Wahrnehmungen zur Ueberzeugung gefestigt. Und sie hat mich um so mehr verstimmt, als ich nach der Ankündigung des Verfassers, daß er schon vor siebzehn Jahren emsig bemüht

gewesen sei, das Material zu ordnen, welches dieser Erzählung zu Grunde liegt, doch sicherlich ein ausgereiftes gewissenhaftes Werk erwarten durfte, das keine Spur der fingerfertigen Flüchtigkeit an sich tragen würde. Es hätte aber meines Erachtens nur ein sehr geringer Grad sorgsamer Prüfung dazu gehört, um Ebers zu veranlassen, gewisse Eigenthümlichkeiten zu beseitigen, die selbst dem flüchtigsten Leser in die Augen springen müssen, und von denen es räthselhaft bleibt, wie sie einem auch nur oberflächlich prüfenden Autor haben entgehen können, wie sie beim ernsthaften Dichter aber, der sich in sein Werk vertieft und es geduldig der Vollendung entgegenführt, geradezu unmöglich erscheinen.

Ein Beispiel: Ebers mag nur einmal flüchtig seinen Roman durchblättern und sich die handelnden Personen auf die Mahlzeiten hin ansehen, die sie regelmäßig einnehmen. Fast jeder junge Tag bringt uns das erste Frühstück, das zweite Frühstück, das Mittagbrod, das Vesperbrod, das Abendbrod. Wir kommen aus dem Speisezimmer gar nicht heraus, und wenn wir es verlassen, so nöthigt uns Ebers in die Küche einzutreten. Ich kenne keine Dichtung der Welt, in der man sich so oft zu Tisch setzt; und wenn ich ein Motto für das Buch zu wählen gehabt hätte, so würde ich kein anderes vorgeschlagen haben, als eine Stelle aus einem Briefe Schillers an Goethe vom 28. Januar 1795: „Die Bilder aus Utopien mochten seine Imagination noch nicht ganz verlassen haben, als er sie niederschrieb, denn vom Essen ist reichlich die Rede darin.“ — Wenn wir auf Seite 316 lesen: „van der Werff fand noch mancherlei zu verrichten, aber er hielt dennoch die Mittagstunde inne,“ so wirkt das, nachdem wir den Mann und die Seinen fast immer bei Tisch gesehen haben, geradezu komisch. Von Kapitel zu Kapitel trägt man sich mit der stillen Hoffnung auf einen Tag, an dem wir nicht von Diesem oder Jenem zu Tisch geladen werden; aber wir speisen bei Ebers beständig außer dem Hause, und wir sind schließlich so übersättigt, daß wir sogar die Qualen der Hungersnoth noch ganz erträglich finden. Das Buch läßt sich am zweckmäßigsten in zwei Theile theilen: in die erste Hälfte, während deren beständig gegessen wird, und in die andere, während deren beständig darüber geklagt wird, daß es nichts zu Essen giebt.

Ein anderes Beispiel für die ungenügende Sorgfalt in der Arbeit ist die maßlose Breite in den Schilderungen und Gesprächen. Die Gelehrten streiten sich noch immer darüber, wer zuerst gesagt hat: „Ich schreibe sehr ausführlich, denn ich habe keine Zeit kurz zu sein.“ Wer immer es gewesen sein mag, jedenfalls hat der Unbekannte eine tiefe Wahrheit ausgesprochen. Wenn auch Ebers nach seiner eigenen Angabe die von Horaz gestellte Frist zur Vollendung eines Kunstwerkes nicht nur innegehalten, sondern beinahe um das Doppelte überschritten hat, so habe ich doch die Ueberzeugung, daß, wenn er anstatt der siebzehn Jahre nur noch siebzehn Tage darauf verwandt hätte, das Werk zu feilen, von den Ungehörigkeiten und Weitschweifigkeiten zu säubern, die wortreichen Abschweifungen auszumerzen, seine Er-

zählung ein ganz anderes dichterisches Ansehen gewonnen haben würde. Aber nirgends hat der künstlerische Zwang die Bequemlichkeit des Vortrags beschränkt. Stellt sich das treffende Wort nicht ein, so erräth der Leser vielleicht aus einem Satze, was mit dem Worte hätte gesagt werden sollen, und thut's ein Satz nicht, so thut's am Ende eine Seite.

Ebers hat von dem Rechte der epischen Breite bis zum Unstatthaften Gebrauch gemacht. Dinge, die durchaus gleichgültig sind und die für die Personen, die sie angehen, von sehr geringem Belang erscheinen, werden uns lang und breit auf unendlichen Seiten erzählt. Ich habe die Leser oft beneidet, die es über ihr Gewissen bringen, so und so viel Seiten zu überspringen. Welchen Gewinn bringt es mir, wenn ich erfahre, wie die Frau Burgemeisterin auf den Markt geht und mit den Marktweibern feilscht? wenn der Fechtmeister und Hauptmann Allertssohn uns auf vier langen Seiten erzählt, welchen Eindruck Italien auf ihn gemacht hat? Wäre der Mann nie in seinem Leben in Italien gewesen und sagte er uns keine Silbe über Italien, so würde auch nicht der leiseste Strich an der Zeichnung dieser Figur zu verändern sein. Die ganze Geschichte hat gar keinen Zweck. Und weshalb nöthigt man mich, die Auffassung der politischen Verhältnisse in einem langen Kapitel durch das Organ der Klatschbasen kennen zu lernen?

Wäre es wenigstens humoristisch, so ließe man sich's gefallen, da aber dieses ganze Weibergewäsch keine andere Wirkung hat, als zeitraubend zu sein, so wird man schier zu der Vermuthung gedrängt, daß die Wiedergabe desselben keinen andern Zweck habe, als Raum zu füllen. Und diese Menge von Schilderungen entbehrlicher Einzelheiten an ungehöriger Stelle! Gleich zu Anfang auf Seite 24 heißt es: „Der Burgemeister trat an den großen, aus Eichenholz festgefügten Schreibtisch, auf dem Papier und Briefe in hohen, mit rohen Bleiplatten beschwerten Stößen geordnet lagen . . . Dann ergriff er den Arbeitsstuhl, um die gekreuzten Arme auf seine hohe, durchbrochene Rückenlehne von einfachem Schnitzwerk zu stützen." Ich bemerke, daß der Arbeitstisch gar keine Rolle mehr spielt, und daß es vollkommen gleichgültig ist, ob die Papierstöße mit Bleiplatten beschwert waren oder nicht. Was uns in diesem Augenblicke interessiren kann und soll, ist lediglich, daß der Mann sich auf die Lehne seines Arbeitsstuhles stützt; wir sollen nur die Stellung sehen, aber nicht den Stuhl; und daß die Rückenlehne durchbrochen ist und einfach geschnitzt, thut nicht das Geringste zur Sache. Oder doch, diese Einzelheit thut etwas zur Sache! Sie stört; sie lenkt meine Aufmerksamkeit von der nachdenklichen Haltung des Burgemeisters auf die Arbeit des Schreiners. Gerade so heißt es an einer andern Stelle, daß ein Adeliger in der Erregung „auf die breite', mit seidenen Puffen gepolsterte Brust" schlägt. Wenn ich das lese, habe ich gleich den Nebengedanken: Dann wird's wohl nicht weh gethan haben! Ich vergesse den Zorn, der die Bewegung veranlaßt hat, und bemerke nur die abgeschwächte Wirkung des Schlages auf die seidenen Puffen. Ist das nicht ein unbeabsichtigtes Seiten-

stück zu der Drohung des klassischen Emporkömmlings, der einen aufsässigen Untergebenen mit den Worten anfuhr: „Schweigen Sie! Sonst lasse ich Sie durch meine Diener die breite Marmortreppe mit persischen Teppichen hinunterwerfen!" Was würde man von einem Erzähler sagen, der etwa den Satz schriebe: „Das Kind fiel aus dem Fenster im zweiten Stock eines Hauses, in welchem der erste Stock billig zu vermiethen war?"

Das sind Flüchtigkeiten, die man einem Reporter zu gut halten mag, die man aber einem Schriftsteller, von dem man ein sorgsames Werk erwarten muß, nicht nachsehen darf. Das unkünstlerische Anbringen von derartigen Einzelheiten findet sich an zahllosen Stellen. Bei Ebers verstehen die Holländer „den weiten Römer mit den derben Buckeln am gerieften Fuß" wacker zu leeren ꝛc. Und dann die Abschweifungen! Wird das Wort Italien genannt, so preist der Musikus Wilhelm Corneliussohn in langen Seiten die Schönheit des Landes, worauf der Fechtmeister in noch längeren Seiten seine abfällige Kritik begründet. Fällt das Wort Thüringen, so ergeht sich Junker Georg von Dornburg alsbald in einer endlosen Schilderung dieses gesegneten Himmelsstriches. So schweifen bei dem ersten besten Anlaß, und ohne Anlaß die Sprecher auf alle denkbaren Gebiete über, ohne daß sie uns dabei irgend etwas Neues, Wissenswerthes zu sagen vermöchten, ohne daß sie auch nur eine originelle Anschauung bekundeten. Es sind Gespräche, wie man sie wohl hört, wie man sie aber doch sicherlich nicht aufzuschreiben braucht.

Wie ermüdend und peinigend das wirkt, läßt sich schwer mit Worten sagen; man muß diese Schilderungen selbst gelesen haben. Man denke sich etwa, daß Ebers sagen wollte: „Sie füllte eine Kanne mit Bier." Daraus könnte bei einem seiner gelehrigen Schüler allenfalls Folgendes werden: „Sie nahm von dem aus gebeiztem Eichenholz gefertigten, von vier künstlich gewundenen Trägern gehaltenen Sims einen dickbäuchigen, mit zinnernem Deckel verschließbaren Krug, auf dem in schönen rothen, braunen und blauen Farben allerlei Verzierungen angebracht waren. Namentlich zeichnete sich Delft durch die Herstellung solcher Töpferwaaren vor allen andern Städten aus, Delft, das selbst von der Pulverexplosion so schrecklich heimgesucht wurde, wie dereinst Leyden, welches am Rheine liegt, oder besser: an einem Arm des Rheins; denn bekanntlich theilt sich der Rhein, der auf dem St. Gotthard entspringt und ganz Deutschland durchfließt, wo er zwischen Mainz und Köln den größten Liebreiz gewinnt, der aber, je mehr er dem Meere sich nähert, auch an Anmuth verliert, vor seinem Eintritt in das Meer in verschiedene kleine Arme, deren Eigenthümlichkeiten gerade für Holland zahlreiche Wasserbauten wie Kanäle, Deiche und Schleusen nothwendig gemacht haben. Ueberall steht der Mensch im Kampf gegen die ungebändigten Elemente. Aber dieser Kampf ist zugleich auch die Berechtigung des menschlichen Daseins. Ja, die neueren Naturforscher haben sogar nachweisen wollen, daß der Kampf sogar die Bedingung des Daseins selbst sei, — eine Anschauung, die endlich von dem

menschlichen Individuum auf die Weltkörper in dem ungemessenen Raume also in dem unermeßlichen Verhältniß der Dinge nebeneinander, übertragen wird. Das aber ist ja gerade ein bezeichnender Zug für unsre Zeit, daß aus einer jeden Feststellung sogleich die weitestgehenden Schlüsse gezogen werden. Wer indessen die Wellenbewegung der Culturentwicklung verfolgt, der weiß, daß auf eine jede Hebung eine Senkung folgt und daß gegen diese unziemliche Erweiterung des thatsächlich im Kleinen und Einzelnen Festgestellten auf Großes und Allgemeines eine Reaction eintreten muß. Die Speculation muß durch den Positivismus wieder verdrängt werden; ein künftiges Geschlecht wird sich stricte halten an das, was greifbar ist, wie eben jener Krug, den die Heldin unsrer Geschichte nunmehr auf den Tisch setzte und mit köstlichem Biere füllte."

Ich habe hier das Ebers'sche Verfahren nur exemplificirt; ich glaube kaum mich einer Uebertreibung schuldig gemacht zu haben. Ich habe da eine Reihe von Thatsachen erzählt und Behauptungen aufgestellt, gegen die sich kaum etwas Anderes einwenden lassen würde, als daß sie eben nicht ganz neu sind, und daß sie ganz und gar nicht dahin gehören, wohin sie gebracht sind. Ebers selbst scheint es manchmal zu empfinden, daß er einer Art von Entschuldigung für seine Weitschweifigkeit bedarf.

„Ich hole zu weit aus," sagt Belotti Seite 160.

„Nein, gewiß nicht, wir haben Zeit, und ich höre Euch gern zu," entgegnet Wilhelm. Aber der Leser hat gewöhnlich nicht so viel Zeit wie Wilhelm; er sagt vielmehr mit dem Dr. Bontius auf Seite 180: „Schnell, muß ich bitten, denn meine Zeit ist gemessen."

Ebers freilich steht auf einem andern Standpunkt; er ermuthigt die Mittheilsamkeit seiner Geschöpfe: „Redet nur, Hauptmann," läßt er den Junker auf Seite 232 sagen, und der Hauptmann macht sofort den umfassendsten Gebrauch von dieser ihm eingeräumten Freiheit. Der Verfasser scheint vorauszusetzen, daß alle seine Leser sich in der glücklichen Lage seines Georg befinden, der auf Seite 111 sagt: „Ich habe Zeit, entsetzlich viel Zeit, ich warte!"

Charakteristisch für die ganze Ebers'sche Schilderungsweise ist die Begrüßung zwischen dem Musikus Wilhelm und der Frau Burgemeisterin in einem der ersten Kapitel des Buches. Der Burgemeister hat Hals über Kopf sein Weib verlassen müssen, um in wichtigen Dingen mit Wilhelm von Oranien zu unterhandeln. Er bleibt lange von der Heimat entfernt; die arme junge Frau ängstigt sich um ihn. Da kehrt Wilhelm heim, der den Burgemeister gesprochen und von diesem Grüße an die junge Frau zu überbringen hat. Stürmisch begehrt die Frau Auskunft über das Befinden ihres Mannes. Der Musikus, der ganz in seine egoistischen Künstlergedanken versunken ist, giebt ihr zerfahrene Antworten, schwatzt von einer schönen Stimme, die er gehört, von einer Composition, die er vollendet, und allem Möglichen, nur nicht von dem, was die Frau gerne erfahren möchte.

„Aber lieber Meister!“ rief die Burgemeisterin mit wachsender Ungeduld, „ich frage jetzt nicht nach Euren Motetten und Tabulaturen, sondern nach meinem Gemahl.“

Gerade so ergeht es uns. Auch wir erkundigen uns nach denen, die uns lieb sind, und man erzählt uns allerlei Schnickschnack von Tabulaturen und Motetten, und die „wachsende Ungeduld“ bemächtigt sich schließlich auch unser. Ebers selbst entschuldigt sich für seine Liebhaberei, wenn er durch Wilhelm sagen läßt: „Es ist einmal so, daß uns auch Kleinliches überwichtig erscheint, wenn es uns eben die Seele erfüllt.“

Diese Eigenthümlichkeit des Verfassers nimmt noch eine andere Gestalt an. Ebers hat ein besonderes Gefallen daran, uns hinzuhalten und warten zu lassen. Wollte er die sogenannte „Spannung“ im gewöhnlichen Sinne des Romans damit hervorrufen, so würde man es, wenn auch nicht sehr schön finden, doch allenfalls begreifen; aber selbst dieser Nebenzweck erscheint aus seinem Verfahren ausgeschlossen. Er gewährt uns bald, was er uns geben will, nur nicht auf der Stelle; wir müssen eben ein bischen warten. Er führt uns in ein Zimmer, in dem wir etwas suchen sollen. Wir finden es nicht; wir treten in das Nebenzimmer — da liegt's, da finden wir es! Was das für einen Zweck hat, ist mir unbegreiflich. Diesen Scherz treibt Ebers z. B. mit dem Testament des alten Fräuleins, nach dem auf Seite 208 gesucht wird und das sich auf Seite 211 findet. Der Roman hat dadurch drei Seiten an Stärke gewonnen, wir aber haben die Zeit, die wir auf das Lesen von drei Seiten verwenden, verloren.

Einen dritten Beweis für die Unzulänglichkeit der auf das Werk verwandten künstlerischen Sorgfalt finde ich in der Zerfahrenheit der Composition und in der gleichmäßigen Behandlung aller Figuren. Das Unwichtige nimmt in der Behandlung dieselben Verhältnisse ein wie das Wichtige, und die Hauptfiguren klären sich von den Nebenfiguren nicht los. Dem ganzen Bilde fehlt die Perspective. Wenn wir längst über die Mitte des Romans hinausgelangt sind, wissen wir noch immer nicht, um was und um wen es sich eigentlich handelt. Alle auftretenden Figuren, oder fast alle flößen uns denselben Grad von Theilnahme ein; und dieser Grad ist diesmal ein recht geringer.

Sollen wir uns dem Burgemeister zuwenden? — „Freiheit und Oranien“ ist sein Wahlspruch, davon sind wir überzeugt. Er vollbringt auch gewiß rühmliche Thaten, nur schade, daß wir davon so wenig erfahren. Er hat nichts Liebenswürdiges, dieser Mann, und die Achtung, die wir ihm zollen sollen, kommt uns nicht von Herzen. Es fehlt ihm eben die Wahrheit, das Leben, die echte Menschlichkeit.

Oder der Burgemeisterin? — Die junge Frau, die dem älteren Mann vermählt ist, fühlt sich verkannt. Sie ist zunächst eifersüchtig auf die unabänderliche Vergangenheit, auf die verstorbene Frau ihres Mannes; und auch sie schleicht körperlos wie ein Schemen dahin. Fragt man nach ihrer Hauptbeschäftigung, so muß man darauf antworten: sie nimmt übel. Erst gegen

den Schluß hin kommt so etwas wie eine individuelle Regung in sie hinein. Ein Freund aus ihrer Mädchenzeit erscheint ihr, und sie steht im Begriff, sich zu verlieben; aber das Pflichtgefühl siegt. Sie bleibt dem Gatten treu und zeigt sich in der Zeit der öffentlichen Bedrängniß tapfer. Alles das hören wir von ihr mit ungläubigen Ohren, sie überzeugt uns nicht. Es macht auf uns den Eindruck, als ob der Dichter zu gutmüthig wäre und ihr unverdient Liebes nachsagte.

Da sind nun noch eine ganze Anzahl von Gestalten mit einigen interessanten Zügen, aber verschwommenen Umrissen: der Fechtmeister, der sich tapfer schlägt und gut ficht, der Musikus, der Tauben züchtet und die Orgel spielt; Henrika, die fast immer krank ist; Janus Dousa, der herrliche Mann, von dem hier nur ein Nebelstreif übrig geblieben ist; der schmachtende Junker Georg von Dornburg und eine ganze Anzahl halbwachsener Burschen, die uns alle mehr oder minder gleichgültig sind.

Dem Titel nach kann über die eigentliche Heldin ein Zweifel nicht bestehen: es ist die junge Frau des alten Burgemeisters; aber das Verhältniß zwischen ihr und dem um das Gemeinwohl unablässig beschäftigten Peter van der Werff hat etwas Unbehagliches, Unerquickliches. Er hat beständig keine Zeit, hat immer andere Dinge im Kopf, die für Weiber nichts taugen und von denen Weiber nichts verstehen. Sie aber beansprucht als echte Ebers'sche Gestalt viel Zeit und große Mittheilsamkeit. Daher denn der Conflict. Wenn man die Moral aus der größeren Hälfte des Romans ziehen wollte, so würde man zu dem Satze kommen: Heirathe keinen Arzt, keinen Seemann, keinen Burgemeister, überhaupt keinen Mann, der viel außer dem Hause zu thun hat, das führt zu nichts Gutem! Von der Frau Burgemeisterin möchte ich sagen, was sie selbst von den Gevatterinnen sagt: man achtet sie wohl wegen ihrer Bravheit, aber keine warme Neigung zieht uns zu ihr. „Nein, sie gefällt mir nicht, die Frau des Burgemeisters!"

Das Talent des Dichters für lebhafte Schilderungen habe ich nur in einem einzigen Kapitel unversehrt wiedergefunden: in der Beschreibung des Schreckens, der unter die Jahrmarktsleute fährt, als sie hören, daß die Spanier anziehen. Das ist ein wirklich bewegtes, kühn und kräftig ausgeführtes Gemälde. Sonst aber fehlt es diesmal den Strichen an der Festigkeit, der Composition an der Klarheit und den Figuren an der Plastik und Lebenstreue, die uns namentlich die ersten Werke von Ebers lieb gemacht haben. Und weil ich glaube, daß diese Mängel der ungenügenden künstlerischen Sorgfalt zuzuschreiben sind, habe ich keinen Anstand genommen, unverblümt darauf hinzuweisen; um so weniger, als die Kritik bei Ebers nur eine platonische Bedeutung hat, und der Erfolg seiner Werke schon durch die einfache Verlagsanzeige discontirt zu werden pflegt. Hoffentlich wird es mir möglich sein, von dem nächsten Werke des begabten Schriftstellers und Gelehrten nur Anerkennendes zu sagen.

Illustrirte Bibliographie.

Seit den Zeiten Hauffs, der die Landsknechte vielleicht nicht für die Poesie entdeckt, aber jedenfalls zuerst mit glücklichem Realismus in seinem Liechtenstein verwerthet hat, sind diese Figuren stets ungewöhnlich dankbare Gegenstände der Darstellung geblieben. Das Interesse daran hat sich auch nicht auf modern poetische Schilderungen beschränkt, sondern man hat häufig genug versucht, der frommen Landsknechte Brauch und Wesen in strenger, wissenschaftlicher Form zu behandeln. Am Anziehendsten ist dies wohl Gustav Freytag in jenem prächtigen Capitel seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" gelungen. Sicherlich ist wenigstens keine der anderen zahlreichen Schriften über die Landsknechte auch nur einigermaßen populär geworden, und man hat ihnen gegenüber in der Regel immer noch vorgezogen, zu den Quellen, zu den zahlreichen Liederresten, Biographien u. s. w. zurückzukehren.

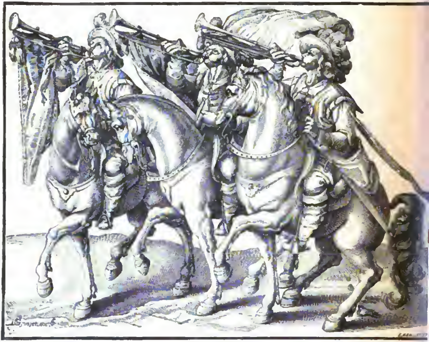
Nun ist neuerdings eine Einzelschrift über diesen Gegenstand erschienen, die das Material in so ansprechender Form und so vollständig giebt, daß man sich wohl mit ihrem Studium begnügen kann. Es heißt **Die deutschen Landsknechte. Ein Culturbild von Friedrich Blau** und ist in Görlitz im Verlage von F. A. Starke erschienen. Man wird nicht anstehen dieses Buch ein ganz ausgezeichnetes zu nennen. Es hat zunächst den wesentlichen, unschätzbaren Vorzug, daß der Verfasser seinen Stoff wirklich in dem Buche verarbeitet und nicht Reste desselben hie und da längs des Wegs in ungenießbaren Anmerkungen verstreut hat. Das ist wirklich eine durchaus zusammenhängende Darstellung, die er giebt.

Zunächst freilich verfällt man in gelinden Schrecken, wenn man wahrnimmt, daß auch er nach der Väter Weise seine Schrift mit der altgermanischen Heeresverfassung beginnt. Da man aber auch sogleich bemerkt, daß er kurz, gedrungen schreibt, so fügt man sich in das Nothwendige und folgt ihm, bis man nach wenigen Seiten bei dem wirklichen Stoff anlangt.

Die Behandlung desselben macht durchaus den Eindruck des Schlichten, Anspruchslosen. Erst wenn man genauer untersucht, erkennt man die Fülle eigentlicher Arbeit darin, um das Verdienst, das sich verbirgt, dann doppelt zu schätzen. Aber jedenfalls ist diese schlichte Darstellung die angemessenste: die Dinge allein schaffen sich schon Geltung. So schildert er denn die Werbung der Landsknechtheere, ihre Zusammensetzung aus den verschiedensten Volksschichten, ihre höchst eigenthümliche Verfassung, die, so willkürlich auch manchmal die Landsknechte in der Geschichte erscheinen, ihr Leben beinahe pedantisch regelt, ihre Bewaffnung, das Lagerleben, die Trachten und die Geschichte ihrer glorreichen Thaten — wobei natürlich Belagerung und Schlacht von Pavia, jene vielbesungenen Ereignisse, deren Gedächtniß so lange selbst

im Volksmunde fortgelebt, den Glanzpunkt bilden. Die Schlußcapitel behandeln den Niedergang des Landsknechtswesens, dessen mannigfache Ursachen sehr anschaulich dargelegt werden, und die Auffassung desselben im Auge der Zeitgenossen.

In gewisser Beziehung ist dies Capitel weitaus das interessanteste. Eine Sache kann einem höchst gleichgiltig sein, aber man wird sich immer darum kümmern müssen, wie dieselbe auf ihre Umgebung wirkt und sich in dieser darstellt. Und gerade für die Landsknechte und für die deutschen Wirren des sechzehnten Jahrhunderts gilt dies ganz besonders.



Berittene Trompeter nach J. de Gheyn.
Aus Blau: „Die deutschen Landsknechte". Gorlitz. F. A. Starke.

In der unglaublichen Stumpfheit und Verrottung, worin zu Ausgang des Mittelalters die ganze Nation unterging, bilden die Landsknechte eigentlich denjenigen Punkt, wo die neuen Lebenskeime zuerst sichtbar werden. Das mächtigste Element der anbrechenden Periode, die wiedergefundene classische Cultur, schlummerte noch in den Studirstuben weniger Begnadeter — in das deutsche Volk war noch nichts davon hinausgedrungen: dieses sollte erst des neuen Heils kundig werden, als die Reformation und die übrigen, rein socialen Revolutionstriebe, die alle in jenem neuen Harnische kämpften, unter die Masse traten. Bezeichnend für jene Zwischenzeit unheimlicher Stille ist, daß auch der Studentengesang beinahe versiegt. Im Ausgange des Mittelalters bietet er eigentlich das Frischeste, was die volksthümliche Poesie hervorbringt. Aber zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist der Student so verroht und verkommen, so ganz verwildert im wüsten Treiben des Vagirens und verflacht in todtem Studium äußerlicher Weisheit, daß die Poesie beinahe völlig aus seinem Leben schwindet.

Und so erlebt man das merkwürdige Schauspiel, daß in einer Zeit, die, wenn auch überreich an kriegerischen Ereignissen, doch dem eigentlichen Sinne der Mehrheit nach friedlich und ruheliebend, fast träge ist, alle die gleichsam latente Poesie der Volksseele um den Landsknecht als Mittelpunkt zusammenschießt und sich an ihm offenbart.

Er ist die eigentlich poetische Figur jener Uebergangsperiode. Und obgleich dem seßhaften Bürger und Bauer gewiß keine angenehme Erscheinung im täglichen Leben, dem Edelmann, dem er den angestammten Degen zu entwinden droht, offenbar ein



G. von Frundsberg. Nach dem Titelbild in Reißners „Historia“.
Aus Blau: „Die deutschen Landsknechte“. Görlitz, F. A. Starke.

Dorn im Auge — ist er doch bei allem Spotte nur die Zielscheibe gutmüthiger Humore. Sein Leben muß seinen Zeitgenossen wirklich als etwas in seiner Art Ideales erschienen sein. Man kann sich das schwer denken, wenn man weiß, wie ärmlich und beschwerlich, wie bar jedes großen Zuges es im Grunde war — in jener Zeit muß eben das Dasein im Allgemeinen ganz besonders eng und lastend gewesen sein, daß Jeder, der seine Regeln abschüttelte, um sich in freier Vereinigung mit Waffengenossen zusammenzuthun, als ein Beneidenswerther erschien.

Mit ihnen war es übrigens das Umgekehrte wie mit dem würdigen Falstaff. Sie waren nicht nur der Gegenstand des Humors, sondern sie selbst besaßen denselben auch

reichlich. Zeuge desselben die unzähligen Lieder und Schwänke, die in ihren eigenen Reihen entstanden sind, und deren Blau's Buch eine große Anzahl enthält. Uebermüthiges Kraftgefühl, gleich als ob die Welt ihnen gehörte, und glückliche Sicherheit bilden den durchgehenden Zug. Man würde dessen übrigens auch schon gewiß sein können, wenn alle jene Erzeugnisse verloren gegangen wären, und nur die Bilder ihrer Trachten sich erhalten hätten. Es giebt gar nichts kennzeichnenderes als solch eine Landsknechtstracht. Geschlitzt und gepufft, schreiend bunt, unendlich in ihren Abweichungen und doch übereinstimmend in dem Grundcharakter prahlender Absonderlichkeit. Etwa



Schultheiß mit Trabanten. Nach Jost Amman.
Aus Blau: „Die deutschen Landsknechte". Görlitz, C. A. Starke.

Stutzerhaftes liegt darin, aber es ist dabei flott, achtlos: Stutzer, an deren tadelloser Reinlichkeit man bisweilen zweifeln möchte.

Dieser letzte Punkt läßt sich freilich nicht mehr feststellen. Jedenfalls muß diese Tracht schon den Zeitgenossen ausnehmend gefallen haben; denn wir bemerken, daß die damaligen Künstler sie mit offenbarer Vorliebe verwenden und unverhältnißmäßig häufig Studien daran machen. Auch eine ungewöhnliche Erscheinung: denn meist macht man die Wahrnehmung, daß Jedermann die Tracht seiner Zeit schilt — was natürlich Niemanden veranlaßt, dieselbe folgerichtiger Weise nun auch abzulegen. Wir selbst geben übrigens ja den Malern der deutschen Renaissance auch Recht. Kein großes Fest ohne Landsknechte, welche, die lange Hellebarde aufgestemmt, über die Ordnung wachen, kein

Aufzug ohne die Unvermeidlichen, die zum Mindesten Farbe und Silhouette in die Einförmigkeit bringen, wenn sie nicht für alle Theilnehmer das Modell abgeben haben — kurzum, wenn einmal in unseren Tagen von „Costüm" die Rede ist, so kommt das ihre zu allererst in Betracht.

Auch darüber kann man in Blaus Buche recht eingehende Studien machen. Es ist mit 58 Illustrationen, theils in Holzschnitt, theils in Photolithographie ausgestattet, die sämmtlich theils Trachtenbilder geben, theils, wie die aus L. Fronspergers Kriegsbuche entnommenen, in kleineren Maßen, Sitten und Gebräuche darstellen. Natürlich fehlen auch Bildnisse der für das Landsknechtswesen wichtigen Männer nicht. Bis auf zwei oder drei sind diese Illustrationen alle Nachbildungen gleichzeitiger Werke. Die überwiegende Anzahl stammt von Jost Ammans Hand — dem Zeichner des Kriegsbuches. Winzige Figürchen, in jener conventionellen Perspective damaliger Zeit hingesetzt — das ganze im Rahmen einer verschnörkelten Cartouche, woran man damals so übermäßig Gefallen fand. Die Bildchen sind fast kindlich: aber sie machen den Eindruck großer Treue und vermitteln eine anschauliche und sicher charakteristischere Vorstellung, als sie irgend zu erzielen wäre. Neben diesen Amman'schen Zeichnungen finden sich andere, die eigentlich mehr Gelegenheitsarbeiten sind, Studien und dergleichen, darunter viele von der Hand der ersten Meister: Hans Holbein wie Dürer — beide sind in diesem Werke würdig vertreten. Zu den interessantesten Beigaben gehört eine Photolithographie nach H. S. Behams Holzschnitte, einen Landsknechtszug darstellend — worin, ein seltenes Schauspiel in' damaliger Zeit, ein Kameel dargestellt ist, wohl ein Beutestück aus Feldzügen im Süden. Eine zweite Photolithographie giebt das Bild eines Feldlagers nach Jost Amman: einer Wagenburg im eigentlichsten Sinne, auf zwei Seiten durch zwei auf das Kindlichste aufgeführte Batterien gedeckt. Was aber das Charakteristische an dem Bild ist und wirklich beinahe komisch wirkt, das ist der Umstand, daß des „Feldobristen Gezelt" im Ringe noch besonders umfchanzt ist — ein redender Beweis dafür, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Befehlshaber und Soldaten nicht immer völlig gleichmäßige blieben. Auch sonst fehlt es dem Bilde nicht an Drastik. Als ein zweites Zeichen von der Gemüthlichkeit der Zustände erhebt sich, genau in Mitte des Lagers, der Galgen — natürlich nicht leer. Dann sind Leute, die sich prügeln, hineingezeichnet — Männer wie Frauen. Aber auch die Idylle fehle nicht: in einem Winkel, umringt von Marketenderbuden, sind Viehheerden eingepfercht.

In dem künstlerischen Geschmack unserer Zeit scheint das Vorbild der deutschen Renaissance immer mächtiger zu werden. Zugleich damit muß jedenfalls auch das Interesse an jene merkwürdige Zeit überraschenden Aufblühens und eben so schnellen Verfalles zunehmen. Einige ihrer schärfsten Züge finden wir in dem Buche Blaus verzeichnet.

In unserer vielbeschäftigten Zeit war der erst so laute Ruf von Nordenskjölds Weltumsegelung beinahe schon verhallt, nachdem er erst fast mondenlang jeden Mund beschäftigt hatte, und es bedurfte schon wieder der jüngsten Kunde, daß der kühne Entdecker sich zu einer neuen Fahrt rüste, um sein Andenken wieder lebendig zu machen.

Mittlerweile ist nun auch die Herausgabe des großen Werkes, worin er die Geschichte seiner ersten Weltumsegelung niedergelegt, ziemlich bis zum Ende gediehen. **Die Umsegelung Asiens und Europas** auf der Vega 1878—80. 2 Bände, Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus steht gegenwärtig bei der siebzehnten Lieferung.

Das Werk stellt sich sehr stattlich dar: Großoctav, Bände von ziemlich 500 Seiten Stärke. Schlägt man es auf, so findet man zahlreiche Holzschnitte und Karten. Aber es ist dabei nicht etwa ein gelehrtes Werk. Alle die Beobachtungen und Entdeckungen, die nur einem kleinen Kreise von Forschern anziehend, weil verständlich sind, hat der Verfasser ausgeschlossen: das was hier vorliegt, soll eine Lectüre für Jedermann sein

können. Diese Absicht ist auch entschieden erreicht worden; das Buch liest sich gut und fesselnd, ohne dabei auch nur im Entferntesten glatt zu werden. Das ist natürlich



Angelnde Tschuktschen.
Aus Nordenskjöld: „Die Umsegelung Asiens und Europas". Leipzig, F. A. Brockhaus.

genug; denn es findet sich auch nach jener Ausscheidung Stoff genug an allgemein Interessantem und Neuem.

Ja, auch an Altem, was interessant ist. Nordenskjöld hat es sich nicht versagt,

der Beschreibung seiner Reise eine historische Darstellung von der Kenntniß und Erforschung der ostarktischen Länder seit den frühesten Zeiten voranzuschicken. Und er hat daran sehr recht gethan. Denn man findet da die überraschendsten Notizen zusammengestellt, von denen man bestenfalls einige gekannt hat, die aber in ihrer Gesammtheit bisher kaum erreichbar gewesen. Es ist schon seltsam genug, alle die alten Karten (die früheste stammt aus dem Jahre 1482) jener Gegenden, wie sie nach und nach veröffentlicht worden, mit einander zu vergleichen. Sie bilden eine der besten Zierden des Werkes. Um von den naiven Vorstellungen, die man damals, vor der Entdeckung Amerikas noch, von jenen nordischen Ländern hatte, zu schweigen, sei hier nur der kindlichen glaubensfesten Weise gedacht, die getreulich alle die Schrecken aufgezeichnet hat, womit Aberglaube oder Mißgunst jene Meere bevölkerte. Da ist der Krake, der Schwertfisch, ist vor Allem die Seeschlange, die sich schon damals des ehr-



Toroß (Eiswall).
Aus Nordenskjöld: „Die Umsegelung Asiens und Europas". Leipzig, F. A. Brockhaus.

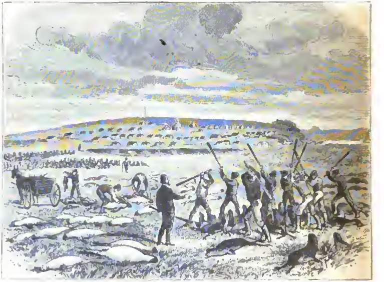
würdigsten Alters zu erfreuen hatte. Ein gehörnter Eber, der auf der Karte in der Gegend Islands eingezeichnet ist, und der sich dort das Vergnügen macht, einen Dreimaster mitten durchzubeißen, ist die merkwürdigste dieser Bestien. Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen belesenen Geographen, festzustellen, in welchem Hirne dieses Unthier ausgebrütet worden ist, und was etwa zu der Vorstellung desselben Anlaß gegeben.

Auch im Texte findet sich natürlich darüber des Unterhaltenden genug. Man sieht aus dieser langen Reihe von Entdeckungsfahrten, wie sich die ersten Reisenden eingebildet, durch Auffindung einer nordöstlichen Durchfahrt die gewinnreichsten Erfolge erzielen zu können, bis endlich, nach hundert Fehlschlägen, die Hoffnung sich immer mehr herabgemindert, und man gegenwärtig eigentlich nur noch idealen Aufgaben dort im hohen Norden nachforscht, während die praktischen Zwecke zum unendlich Kleinen zusammengeschrumpft sind.

Dem Philister wird es nie einleuchten, was Jemand dort zu suchen hat, in einer entschieden ungemüthlichen Gegend, wo außer Thran, Bärenfellen und Frostbeulen

wirklich blutwenig zu holen ist. Ein Standpunkt, den jener merkwürdiger Weise mit den Helleuen theilt. Und doch muß ein ganz seltsamer Reiz in solchen Aufgaben liegen, denn es finden sich immer wieder hochgemuthe Seelen genug, ja beinahe in übergroßer Anzahl, welche, dieser bewußt, jener blos in dunklem Drange, sich zu solchem Abenteuer hingezogen fühlen. Das Verlangen nach Unerhörtem liegt gar zu tief in der menschlichen Natur; und so ist es gerade unserer Zeit, welche die Verhältnisse jedes einzelnen immer regelrechter einzirkelt, beschieden, daß so viele rein aus jenem Verlangen sich in Fährnisse stürzen.

In diesen Blättern ist erst kürzlich einer arktischen Forscherfahrt ausführlich gedacht



Fang von Seebären.
Aus Nordenskjöld: „Die Umsegelung Asiens und Europas". Leipzig, F. A. Brockhaus.

worden. Jene wurde unter Verhältnissen ausgeführt, wie noch nie eine in jenen Gegenden, wie man sie wohl bei Reisen nach Innerafrika oder Turkmenien, aber doch nicht zu Völkern erlebt hat, deren ganze Daseinsbedingung der unsrigen so völlig widerstrebt. Sie wird als einzig in ihrer Art gewiß lange denkwürdig bleiben. Die Reise Nordenskjölds hat nicht ganz diesen abenteuerlichen Charakter. Immerhin aber bleiben ihre Schicksale sonderlich genug. In ihren großen Zügen sind sie bei Gelegenheit der glücklichen Heimkehr hinreichend geschildert worden und sind noch in Jedermanns Erinnerung — auf sie zurückzukommen verbietet sich schon um deswillen, weil hier auf beschränktem Raume nur Bekanntes wiederholt werden könnte. Liest man den eigentlichen Bericht in unserem Buche, so stellt sich Alles in ganz neuer Beleuchtung dar. Hier kommen die Einzelheiten zur Geltung und dienen den Hauptpunkten zu passender Verdeutlichung. Man merkt hier erst recht, daß die Lectüre der Zeitungsauszüge von der Fahrt doch eigentlich nur ein so rohes Bild gegeben, wie wenn man anstatt der Odyssee eine jener kurzen Inhaltsangaben gelesen hätte', die in manchen Ausgaben dem Gedicht vorangedruckt zu finden sind.

Daneben finden sich selbstverständlich, trotzdem daß, wie gesagt, der eigentlich gelehrte Apparat bei Seite gelassen ist, eine Fülle von Bemerkungen und Schilderungen

über Land und Leute und Dinge im hohen Norden Sibiriens. Man könnte in der Beziehung Nordenskjöld vielleicht sogar die übergroße Bescheidenheit zum Vorwurfe machen, womit er diese Gegenstände in den Vordergrund gerückt hat und dafür der eigenen Schicksale und der der Seinigen minder ausführlich gedenkt. Menschlich fesselnder hätte sich sein Buch sicher gestaltet, wenn er anders gehandelt: denn alle die persönlichen Erlebnisse hätten gewiß ausgereicht, um ein Buch interessant zu machen.

Immerhin kann man nicht behaupten, daß es verloren habe, dadurch daß es belehrend geworden. Aus jenen Gegenden ist wirklich noch genug des Reizvollen zu berichten. Hervorgehoben seien hier nur die Schilderungen des Aufenthaltes bei den Tschuktschen und der Verhältnisse, worunter jene Stämme leben. Es ist ein dankbarer Gegenstand der Betrachtung, sie und die Eskimos, die unter verhältnißmäßig ähnlichen Bedingungen und doch so verschieden leben, mit einander zu vergleichen, zum Beispiel nachzuweisen, warum die Eskimos Schneehütten bauen, und die Tschuktschen nicht, sondern lieber im Winter wie im Sommer Zelte bewohnen. Eines haben übrigens beide Völker gemeinsam: die Häßlichkeit. In Nordenskjölds Buche sind einige Dutzend Tschuktschen abgebildet, von denen jeder hier zu Lande als Komiker Glück machen würde. Die aufgestülpte Nase und der offene Mund geben allen den Gesichtern einen Ausdruck des Erstaunens, der höchst lächerlich wirkt. Abgesehen davon scheint es ein sehr gutmüthiges Volk zu sein und sich mit den Polfahrern sehr angefreundet zu haben — vielleicht gerade darum, weil Berührung mit Europäern für sie noch nichts Gewöhnliches geworden ist.

Denn auch das Russenthum steht ihnen wohl ziemlich fern. Auch darüber findet man beiläufig manches Wissenswerthe und wenig Bekannte. Der russischen Eroberung Sibiriens ist ein ganzes Kapital gewidmet, aus dem unter Anderem zu ersehen ist, daß des Czaren Kosaken dadurch die Wohlthäter Kamtschatkas geworden sind, daß sie den dortigen Schnaps erfunden haben. Es muß eine ziemlich verzweifelte, trockene Situation gewesen sein, worin die edlen Steppensöhne sich dazu herbeigelassen haben, auch ein wenig Chemie zu praktiziren und in den sibirischen Kräutern Ersatz für die heimischen, zum Schnapsbrennen verwendeten zu suchen. Wenn Noth beten lehrt, so lehrt der Durst, wie dieses Beispiel zeigt, manchmal Dinge, die den sündigen Menschen vielleicht noch härter ankommen.

Man kann sich doch nur schwer seine Vorstellung von der Lage machen, worein Leute auf solch einer langen Reise gerathen. Ueber Jahr und Tag von jeder Verbindung mit der civilisirten Welt abgeschnitten — mit welchen Gefühlen mögen sie wieder zum ersten Male in eine Gesellschaft von Halbeuropäern eingetreten sein und dort die neuesten Nachrichten empfangen haben — Nachrichten, die selbst schon Monate alt waren! Wir selbst haben uns in die modernen Bequemlichkeiten des Lebens schon viel zu sehr eingelebt, um ihrer noch bewußt zu werden. Das kann eigentlich nur der, welcher an solcher Fahrt theilgenommen. Und es möchte einen fast bedünken, die Annehmlichkeit, endlich wieder sin das neunzehnte Jahrhundert eingesegelt zu sein, müßte viel eindrucksvoller gewesen sein, als selbst alle die unerhörten Ehren, die den kühnen Reisenden und ihrem Führer erwiesen worden sind.

Und sich dann wieder so schnell losreißen zu können von dem, dessen Werth man eigentlich erst recht muß schätzen gelernt haben — schon wieder neue Abenteuer zu planen — der gute Vater Horaz würde vielleicht sehr um eine Bezeichnung dafür verlegen sein, er, welcher der Meinung ist, daß der Mann ein ehernes Herz gehabt haben müsse, der sich zuerst im Nachen auf die rollende Meeresfluth gewagt — auf das harmlose, blaue Mittelmeer!

Wenn Nordenskjöld seine Reise antritt, wird sein Buch wenigstens vollendet vorliegen. Hoffen wir — und das ist kein eitler Wunsch! — daß er noch von einer neuen, glücklich bestandenen Fahrt zu berichten haben möge. Gegenüber einem so trefflichen Schilderer ist das ein Wunsch, der auch in unserem eigenen Interesse liegt.

—d.

Troubadour-Novellen von Paul Heyse. Berlin. Verlag von W. Hertz.

Eine Sammlung, deren einzelne Erzählungen in Zeit und Oertlichkeit so ziemlich übereinstimmen, und welche ein anziehendes Bild jener Uebercultur mit allem Zauber der Romantik giebt. Diese Blätter haben selbst einige jener Novellen zuerst veröffentlicht, und dieselben werden sicherlich noch in frischer Erinnerung sein. Heyse ist kein Dichter, den man in einigen kurzen Zeilen kritisirt, ebensowenig wie ein solcher, der erst noch einer Charakterisirung bedarf. Sein Name sagt genug. Der des classischen Stilisten des vollendeten Erzählers, der Griechenseele, auf deren Grunde sich nur die Schönheit abspiegelt. Nur zum Schlusse sei noch eine kleine Anmerkung — mit dem Hut in der Hand! — hinzugesetzt. Auf Seite 88 schreibt der Dichter: „Was aber ist einem Kopfe, wie der unseres Freundes, zu fein!“ Eine Construction, die man allenfalls noch gelten lassen dürfte. Aber bei der betrübenden Verwilderung, die in der Anwendung der Apposition eingerissen ist, hätte grade ein Mann wie Heyse die Verpflichtung, nicht mit bösem Beispiele voranzugehen und auch nur durch eine lockere Construction die Leser dem Irrthume auszusetzen, er bestätige durch sein Beispiel den allgemeinen Mißbrauch. Solchem Dichterruhme, wie dem unseres Freundes, darf nicht einmal der Makel eines Mißverständnisses anhaften.

M. Lazarus, Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Zweite erweiterte und vermehrte Auflage. Dritter Band. 8. VI u. 444 S. Berlin 1882, Ferd. Dümmlers Verlag. *M* 7.50.

Gelegentlich des Erscheinens der neuen Auflage der ersten Bände des ausgezeichneten Werkes ist bereits hier in eingehender Weise davon die Rede gewesen. Was der Verfasser in den Einleitungsworten zu dem vorliegenden Bande hoffend und wünschend sagt: „Habe ich doch auch niemals den Muth des Glaubens verloren, daß die stille Gemeinde der Freunde dieses Buches bei der Fahne idealer Gesinnung und Gesittung treu ausharren wolle; daß aber auch weitere und weitere Kreise bald wieder zu der ureignen Hoheit und Reinheit des deutschen Volksgeistes sich zurückfinden werden. Dann wird auch der bescheidenste Beitrag zur Läuterung desselben durch psychologische Erkenntniß der Keime, des Wachsthums und der Früchte der Idealität den Zweck seiner Schöpfung nicht verfehlen“ — das wird er mit seinem in dem Dienst der idealsten Bestrebungen stehenden Werke in der kleineren Gemeinde, die er ganz zu erfassen versteht, gewiß erreichen. Es ist ein Werk, von der vornehmsten Gesinnung getragen, dem Höchsten sich zuwendend, mit seinen Lehren auf dem Boden einer gefestigten, tief philosophischen Weltanschauung sich erhebend. Dazu ist die Form, in welcher die gewonnenen Ergebnisse vorgetragen werden, einfach mustergiltig. M. Lazarus ist eben auch einer unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller, ein Meister der Sprache und der Form: seine Philosophie ist im besten Sinne des Wortes lesbar, deshalb wirkt sie in Verbindung mit ihrem Inhalt so unmittelbar. Die Leser von „Nord und Süd“ haben erst in einem der letzten Hefte Gelegenheit gehabt, von der ganzen geistigen Art des Verfassers unseres Werkes einen gedrängten aber vollgiltigen Beweis zu erhalten durch den Aufsatz „Erziehung und Geschichte.“ In dem vorliegenden Bande finden sich die folgenden Monographien vereinigt: „Der Tact — Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste — Die Freundschaft — Zum Ursprung der Sitten.“ Sei der Band und mit ihm das ganze Werk hiermit nochmals auf das Wärmste empfohlen.

Max Müller, Essays. 2. Band. Beiträge zur vergleichenden Mythologie und Ethologie. Mit Register zum ersten und zweiten Bande. Zweite vermehrte Auflage, besorgt von Dr. O. Franke. 8. IV u. 666 S. Leipzig 1881, W. Engelmann. *M* 10.—

In dem vorliegenden Band der „Essays“ ist zunächst die Uebersetzung der in dem englischen Werke Max Müllers „Chips from a German Workshop“ und zwar in dem 2. Bande desselben enthaltenen Aufsätze geboten. Werth und Bedeutung derselben sind längst voll gewürdigt. Dagegen ist dieser Band durch die Aufnahme der folgenden Artikel erweitert: Mythen und Lieder der Südseevölker — Aschenbrödel — Arisch als technischer Ausdruck — Ueber Ablative auf d mit Vocativbedeutung — Ueber die

Familienbücher im Rigveda — Ueber einheimische Bearbeitungen der Rigveda — Ueber die Philosophie der Mythologie — Ueber die fagwissenschaftlichen Forschungen von Hahn — Ueber den Ursprung der Vernunft — Ueber individuelle Freiheit — Julius Mohl." Aus der Zahl dieser Aufsätze heben sich die drei zuletzt genannten nicht nur durch ihren an das Interesse weiterer Kreise sich wendenden Inhalt, sondern auch räumlich hervor. In dem Essay über den Ursprung der Vernunft nimmt Max Müller Stellung zu dem bekannten Werken Ludwig Noirés: „Der Ursprung der Sprache". „Ueber individuelle Freiheit" ist eine Wiedergabe der vielbesprochenen Präsidialrede, welche Müller im Jahre 1879 vor dem „Birmingham and Midland Institute" gehalten hat. Der Aufsatz über „Julius Mohl" ist ein Denkmal, wie es glänzender und von berufenerer Meisterhand dem großen Orientalisten nicht hätte errichtet werden können. Es ist hier nicht der Ort, bei der hohen wissenschaftlichen Bedeutung der einzelnen Aufsätze zu verweilen; dagegen darf besonders darauf hingewiesen sein, daß sie auch rücksichtlich der Beherrschung ihres Stoffes und der Kunst der formalen Behandlung desselben wahre Musterbilder des essayistischen Stils sind. Die Leser von „Nord und Süd" bewahren für einen in der Monatsschrift erschienenen Beweis dieser Meisterschaft dem berühmten Gelehrten das dankbarste Gedächtniß; sie werden sich mit Allen, die für das behandelte Stoffgebiet und die Kunst literarischer Darstellung Interesse haben, dem Verfasser für diese letzte Gabe von Neuem verpflichtet fühlen. Die Ausstattung des Bandes entspricht den Traditionen der Verlagsfirma.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Grafen Waldersee. Dritte Reihe. Lexikon-Octav. 405 S. mit einem Portrait in Lichtdruck: Josephine Lang, Leipzig 1881, Breitkopf und Härtel. ℳ 9.—

Auch dieser neueste Band des dankenswerthen Unternehmens zeichnet sich wiederum durch eine Anzahl werthvoller Beiträge aus und verdient die lebhafte Theilnahme der Musikfreunde. Von den neuen Aufsätzen möchten wir dem H. M. Schletterers über Ludwig Spohr die erste Stelle anweisen: es handelt sich hier um ein mit scharfen Umrissen entworfenes, lebens- und liebevolles Portrait des in Folge besonderer Verhältnisse viel zu wenig gewürdigten Meisters. H. A. Köstlins „Lebensabriß" der Liedercomponistin Josephine Lang hat den großen Vorzug, die erste authentische Mittheilung über das Leben und die Wirksamkeit der hochbegabten Frau zu sein. Einen ähnlichen Werth beansprucht A. Nigglis Aufsatz über Gertrud Elisabeth Mara. Ueber den Stand der öffentlichen Musikpflege in Italien und in Deutschland sprechen mit Autorität Martin Roeder und Hermann Kretzschmar; Hugo Riemann zeichnet die Entwicklung unserer Notenschrift; Josef Sittard entwirft ein treues Bild von Felix Mendelssohns Leben und Schaffen. Ihm schließt sich H. A. Köstlin an mit einer auf sorgfältigen Studien beruhenden Untersuchung über Luther als den Vater des evangelischen Kirchengesangs. Eine Uebersetzung von Franz Liszts geistreicher Studie über Hector Berlioz und seine Harald-Symphonie schließt den schön ausgestatteten Band, dessen Lectüre allen Musikern und Musikfreunden angelegentlichst zu empfehlen ist.

Karl Theod. Gaedertz, Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur, des deutschen Dramas und der niederdeutschen Dialektdichtung. Nebst bibliographischem Anhang. 8. IV u. 129 S. Leipzig 1881, S. Hirzel.

Nicht vereinzelt steht in der Literatur der Fall da, daß eine Verwechslung des Vaters mit dem Sohne und umgekehrt stattgefunden hat, daß die Werke des einen dem anderen zugeschrieben worden sind. Am schlagendsten ist diese Wahrnehmung an zwei deutschen Dichtern zu machen, an Georg und Gabriel Rollenhagen. Alle Welt kennt ersteren, mindestens dem Namen nach, als Verfasser des „Froschmeuseler." Man hat seine Fabelepopöe oft herausgegeben, sein Leben genau erforscht, während Gabriel, der Sohn, im Hintergrunde blieb. Und doch gab es eine Zeit, wo grade ihm das meiste, sogar jene „Batrachomyomachie" vindicirt wurde. König, Placius, Josch

Brunet wissen nur von einem Gabriel Rollenhagen. Diese Meinungsverschiedenheiten, denen sich genug widersprechende anreihen lassen, bieten ungefähr ein Bild von der Verwirrung, welche in Bezug auf die Bekanntschaft mit den beiden Rollenhagen herrschte und noch herrscht. Des Sohnes Persönlichkeit und Bedeutsamkeit sind so wenig richtig und charakteristisch erfaßt, daß eine Monographie über ihn eine willkommene Gabe sein muß. Zu einem Beitrage zur Geschichte des deutschen Dramas und der Dialektdichtung wird eine solche durch die Mittheilungen über Rollenhagens Bühnenspiel „Amantes amentes", das einen fast noch ungehobenen Schatz literarhistorischer und sprachlicher Merkwürdigkeiten in sich birgt. Der Verfasser hat sich seiner Aufgabe mit Aufwand großen Fleißes unterzogen und alles auf Gabriel Rollenhagen Bezügliche sorgfältig zusammengetragen und geordnet. Seine Schrift ist somit zu einer dankenswerthen Gabe geworden, die an Werth dadurch nicht verloren hätte, wenn sie in der Entwicklung ihres gelehrten Apparates vielleicht etwas weniger anspruchsvoll aufträte.

An die Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Aus dem Zauberland. Märchen von Tantchen Ungenannt. Leipzig. Edwin Schlömp.
Almanach in losen Blättern für das Jahr 1882. Dresden, Conrad Weiske.
Amerein, Ferd., Gemeinverständliche Weisheitslehre. Triest, Jul. Dase.
Bormann, Edwin, Mei Leibzig low' ich mir. Nagelneie Boësieen. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Böttcher, Karl, Aus meiner Wandermappe. Dresden, R. von Grumbkow.
Blümner, H., Laokoon-Studien. 3. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Buchner, Wilhelm, Ferdinand Freiligrath. Lief. 8—12. Lahr 1882. Moritz Schauenburg.
Chaillu, Prof. B. du, Im Lande der Mitternachtssonne. Lief. 3—5. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.
Collection Spemann. Bd. 10—13. Stuttgart, W. Spemann.
Cosso, Pietro, Plautus und sein Jahrhundert. Uebersetzt von H. Lungwis, Plauen, F. E. Neupert
Dahn, Felix, Skalden-Kunst. Schauspiel in 3 Aufzügen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Die Berühmtheiten der Welt. Nach Stand und Beruf geordnet. Leipzig, Hans Ellissen.
Diercks, Gustav, Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit. II. Band. Berlin, Th. Hofmann.
Friedrich Wilhelm von Seydlitz. Der deutschen Reiterei gewidmet von einem deutschen Reiteroffizier. Kassel 1882, Theodor Kay.
Götzinger, Reallexikon der deutschen Alterthümer. Heft 6. Leipzig, Woldemar Urban.
Gregorovius, Ferdinand, Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Gustav Freytag Galerie. Leipzig, Edwin Schlömp.
Heyse, Paul, Das Glück von Rothenburg. Novelle. Augsburg, Gebrüder Reichel.
Historische Meisterwerke der Griechen und Römer. Heft 5. Leipzig, E. Kempe.
Lindner, Albert, Das Räthsel der Frauenseele. Drei Novellen. Berlin, Richard Hanow.
Mannhardt, Wilh., Gedichte. Danzig, Ad. Scheinert.
Marées, G. v., Militärische Klassiker. Dreizehntes Heft. Jomini, Abriss der Kriegskunst. III. (Schluss) Berlin 1881, Rich. Wilhelmi.
Melzer, Ernst, Historisch-kritische Beiträge zur Lehre von der Autonomie nach den Systemen Kants und Günthers. Neisse, Jos. Graveurs Verlag.
Melzer, Ernst, Die Unsterblichkeits-Theorie J. G. Fichtes. Neisse. Jos. Graveurs Verlag.
Meyers Reisebücher. Palästina. Griechen. Turkei. Ein Band. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Meyers Reisebücher. Aegypten. Leipzig. Bibliographisches Institut.
Meidenbauer, E. F. Theodor, Das Weltall und seine Entwickelung. 2. Lief. Köln, E. H. Mayer.
Oberländer, Rich., Fremde Völker. Leipzig, Jul. Klinkhardt.
Reissmann, Handlexikon der Tonkunst. Lief. 2—15. Berlin, Robert Oppenheim.
Richter, Alb., Bilder aus der deutschen Culturgeschichte. Lief. 1. 2. Leipzig, Fr. Brandstetter.
Schalk-Kalender 1882. Herausgegeben von Ernst Eckstein. Leipzig, Fr. Thiel.
Schaedorph, S., Ohne inneren Halt. Bremen 1881, Hinricus Fischer.
Schröder, G. Lichtstrahlen aus Friedrichs des Grossen Schriften. Halle 1882. G. Schwetschke-scher Verlag.
Schulz, Erhard, Predigten. 2. Auflage. Mülhausen i./E. Bufleb'sche Hofbuchhandlung.
Schweiger-Lerchenfeld, Der Orient. Lief. 25—30 Wien, A. Hartleben.
Schwier, Deutscher Photographen-Kalender 2 Thl. Weimar, Verlag d. Deutschen Photographen-Zeitung.
Stavenow, Bernhard, Schöne Geister. Bremen, Hinricus Fischer.
Storm, Theodor, Gesammelte Schriften. Bd. 11—14 Braunschweig 1782, G. Westermann.
Thiersch, Heinrich W. J., Ursprung und Entwickelung der Colonien in Nord-Amerika. 1496-1776. Augsburg, Richard Preyss.
— Ueber Johannes Müller den Geschichtsschreiber und seinen handschriftlichen Nachlass. Augsburg, Richard Preyss.
Treitschke, R., Literarische Stossvögel. Leipzig, Edwin Schlömp.
Tree, A., Emma oder der geflickte Thaler. Münster i./W., Robert Gierke's Verlag.
Verbrugghe, Louis und Georg, Reisen und Jagden in Nord-Amerika. Bremen 1881, Hinricus Fischer.
Verne, Julius, Die Jangada. 2 Bde. Wien A. Hartleben.
Waldersee, Paul Graf, Ein Almanach für die musikalische Welt. Leipzig. Breitkopf & Härtel.
Zöller, Egon, Schweden. Land und Volk. Lindau, Wilh. Ludwigs Buchhandlung.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 20. — Heft 60.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

März 1882.

Breslau.
S. Schottlaender.

März 1882.

Inhalt.

Seite

Gottfried Keller in Zürich.
Der Apotheker von Chamounix. Fragment aus einem älteren Gedichte 277

Otto Mejer in Göttingen.
Der römische Kestner 286

Friedrich Friedrich in Leipzig.
Die Jugendfreunde. Novelle 303

J. v. Pflugk-Harttung in Tübingen.
Ein Phantast auf dem Kaiserthrone 326

Arnold Wellmer in Blankenburg a. H.
Franz Dingelstedt's „Schwabenstreiche“ (Schluß.) 339

Oberst H. v. Brandt in Berlin.
Bilder aus Indien 362

H. Ehrlich in Berlin.
Die Berliner Musik-Saison. Rückblicke 381

Paul Lindau in Berlin.
Geistige Aneignungen und Begegnungen. Gelegentlich des Schauspiels „Odette“ von Victorien Sardou 390

Bibliographie. 399

Hierzu ein Porträt von Gottfried Keller. Radirung von R. Leemann in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XX (Januar bis März 1882), wie auch zu den früheren Bänden I—XIX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60.

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XX. (Januar bis März 1882)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI. XVII., XVIII., XIX.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XX. Band. — März 1882. — 60. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Gottfried Keller.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Apotheker von Chamounix*).

Fragment aus einem älteren Gedichte.

Von

Gottfried Keller.

— Zürich. —

XVI.

Viele Tage lag der Dichter
Witzig lächelnd noch am Sterben;
Veilchen blühten und verwelkten,
Endlich aber brach sein Herz.

Und er starb unwiderruflich.
Seine Sterne blieben stehen,
Wie ein Uhrwerk stille steht;
Doch ihr Glanz wird rosig flimmern,

Bis all' uns're Stern' erbleichen
Und in and'rer Tage Sonnen
Eine Sage werden sein;
Denn vergänglich sind wir Aermsten!

Unterdessen aber zogen
Schwarze Rößlein seine Leiche
Durch's Gewühl der großen Babel
In die stille Todtenstadt.

Auf den Höhen ist gelagert
Dort ein Meer von Marmorblöcken,
Von Cypressen, Sykomoren,
Trauerweiden überwachsen

Und von Rosen, die das Jahr durch
Einen Wald von Dornen bilden
Und nur wenig Sommerwochen
Blumen tragen und erröthen.

*) Fragliches Opus verdankt seine Entstehung unmittelbar dem Erscheinen von Heine's Romancero. Die mit gesteigerter poetischer Energie verbundene Geisteswillkür, welche das merkwürdige Buch sammt seinem Nachwort abermals beherrschte, reizte die jugendliche Unduldsamkeit zu einer Demonstration, zu der die eben umlaufende tragikomische Geschichte von einem verunglückten Liebhaber und Apotheker in Chamounix die homogene Einkleidung lieh. Der Gedanke, daß der Scherz, wenn er dem kranken Dichter irgend zu Gesichte kommen sollte, demselben eher ein Lächeln abgewinnen als ihn ärgern würde, begleitete den Verfasser bei der Arbeit. Die Veröffentlichung unterblieb jedoch damals und später aus verschiedenen Gründen. Das vorliegende Bruchstück ist dem Manuscripte entnommen, wie es vor Jahrzehnten abgefaßt wurde, und namentlich ist, was die Zeitstimmung der fünfziger Jahre betrifft, alles unverändert geblieben.

Welch' ein Heervolk liegt hier oben!
Leicht und welk wie Waldesblätter,
Die der Wind des rauhen Herbstes
Auf den Boden hat geblasen!

Wohl bedarf's der Marmorlasten,
Solch' ein Heervolk zu beschweren;
Denn ein Lufthauch jagte sonst
All' das Flatterzeug von dannen!

Angeschürft wird das Planetchen
Nun um eines Menschen Länge
Und ein Bettlein aufgelockert
In der duftig weichen Erde.

Ja, die alte braune Mutter
Duftet freundlich in die Nase,
Und sie frißt die todten Kinder
Selber wieder gleich den Katzen.

Auch der Dichter, kaum versenket,
Wird von ihr mit Hast umarmt,
Und wie Goethe einst auf weißem
Nacken hat zu Rom skandirt,

So skandirt sie dichterlich
Jetzt mit Schollen auf dem Sarge;
Auch ein Schädel poltert hurtig
Auf dem Deckel zwei Trochä'n.

Aber endlich wird es still,
Und der Hügel ist errichtet,
Und der Gute liegt beruhigt;
Unsichtbar ist er geworden.

Unsichtbar für jetzt und immer!
Gleich von hinnen fährt der Fuhrmann
Mit dem dunklen Todtenwagen
Und den schwarzumhüllten Gäulen.

Rittlings hockt er auf dem Einen,
Läßt die Peitsche lustig knallen,
Fährt im Trab den Berg hinunter,
Daß die schwarzen Tücher fliegen.

Röthlich blühet seine Nase,
Lebensfroh und luftgebadet;
An der ersten Schenke hält er,
Einen feur'gen Schluck zu nehmen.

Freunde kommen und er schwingt
Seinen mächt'gen, florbehang'nen
Trauerdreispitz voller Freuden;
Schnell das zweite Gläschen nimmt er.

Eine Flasche wird gestochen
Und ein Dutzend Schelmenliedchen
An den Schwänzen eingefangen,
Am Refrain, den Alle kennen.

Und sie trinken und sie singen,
Bis die Sonne niedergehet;
Ihre braunen Pfeifchen glühen
Heiß gleich ihren braunen Aeuglein.

Aber oben auf dem Berge
Röthet sich das weiße Steinmeer,
Und die Wipfel rauschen leise
Ueber einem neuen Grabe.

XVII.

Unabsehbar in der Runde
Schwimmt Paris im Abendgolde,
Das den Rauch und Dunst durchflimmert,
Draus die hundert Thürme ragen.

Da und dort erblinkt die Seine,
Diese Magd, die ewig wandert,
Aber nie den Herrn entrinnet,
Die ihr an der Schürze hangen.

Dort erstrecket Malepartus
Grauverschleiert seine Zinnen,
Wo der große Rattenfänger
Seine pfiff'ge Pfeife bläs't.

Seht die Künste, die er treibt!
Wie ein Storch auf einem Beine
Steht er, mit dem Fuß des andern
Reibt behaglich er die Wade.

Jetzo dreht er das Gesicht
Jn's Genick und bläs't nach hinten,
Gräulich anzusehn, nach vorne
Nickt er mit dem Hinterkopfe.

Wirft das Flötchen in die Lüfte,
Fängt es auf mit feiner Nase;
Von der Spitze bis zur Wurzel
Muß es auf und nieder tanzen.

Wetter! welch vertrackte Nase!
An ihr hängt die ganze Welt,
Wie der todte Has' am Nagel.
Steh'n wir wirklich auf zwei Augen?

Wieder liegt die Pfeif' am Munde;
Doch er bläs't nicht — Todesstille
Herrschet ringsher, seine Augen
Glüh'n wie die der Klapperschlange.

Lässig spielt er mit den Fingern;
Doch es tönt nicht, stechend blickt er.
Und mit aufgeriss'nem Munde
Gafft Europa wie ein Maulaff!

Plötzlich gellt ein schriller Triller,
Gleich darauf wird's wieder stille,
Und Europas Millionen
Flüstern: hört, es hat gepfiffen!

Wenig ist's, womit er wirket,
Fast zum Lachen schlicht und einfach,
Denn er kennet seine Leute
Und die Dummheit schlechten Volkes!

Und die seiner Pfeife lauschen,
Die ihm in die Augen starren,
Alle wird der Teufel holen,
Wird sie holen und mit Recht!

Kinder, Kinder sind sie alle,
Aber leider ohne Unschuld!
Und mit Recht erwürgt er Alle,
Die nach seiner Pfeife tanzen!

Auf zwei Augen steht die Welt!
Doch ich habe stets vernommen,
Daß die Mähre schlechter sei,
Als der Reiter, der sie reitet. —

Aber hinter Malepartus,
Weiterhin im fernen Süden
Raget in dem rothen Dunste
Glühend eine runde Kuppel.

Pantheon hat sie geheißen
Jn den Tagen, die verschwunden;
Mächtig ragt sie gleich der leeren
Hirnschal' eines todten Riesen.

XVIII.

Westlich sank die rothe Sonne:
Doch im Osten, wo der Rhein geht
Und die deutschen Wälder schlafen,
Steht der Mond am blauen Himmel.

Leise kommt der weise Wandler,
Traurig kommt der traute Träumer
Aus den Eichen, aus den Linden,
Mit dem treuen kalten Antlitz.

Als des Nachtgerichtes Wärtel
Kommt er hier die Schau zu halten,
Schließt mit seinem Silberschlüssel
Lautlos auf die stillen Gräber.

Oeffnet reich' und arme Mäler,
Und es steigt die schlummertrunkne
Wohnerschaft aus ihren Betten,
Nachbar und die Nachbarin.

Nachbarsleut' aus Nord und Süden,
Fern vom Osten und vom Westen,
Unruhvoller Kirmesströdel,
Der im Tanze hingesunken.

Sieh, das Haar der Trauerweide,
Bis zur Erde niederhängend,
Oeffnet sich, aus seinem Schatten
Tritt die Tänz'rin von Sevilla

Schlägt zurück den dichten Schleier
Ihrer schwarzen Sammethaare,
Daß aus seinem tiefen Schatten
Arm und Busen silbern leuchten.

Horch, sie rührt die Castagnetten
Mit vier weißen Todtenbeinchen,
Feinen Knöcheln eines Kindes,
Welche hell und lieblich klingen.

Aus dem Schatten der Cypresse,
Schlank und dunkel, wie sie selber,
Löset sich des Tibro Tochter,
Die den Saltarello tanzet.

Kaum gesellt sie sich zu jener
Mit geschwung'nem Tamburine,
Dessen Reif der Mond durchleuchtet,
So erbranst die Sykomore,

Denn aus ihren Wurzeln windet
Heftig sich die Bajadere,
Und sie schwingt sich auf die Zehen,
Die am Ganges einst gewirbelt.

Mit den zimmetfarb'nen Armen
Wetzt und schlägt sie gold'ne Cymbeln,
Hält sie weithin auseinander,
Zeigt sie lächelnd wie zwei Monde.

Bald liegt ihr Gewand am Boden,
Doch kein Aug' sieht ihre Reize,
Einen blassen Lichtstreif einzig
Läßt der Wirbeltanz erscheinen.

Von dem wilden Schall der Becken
Zittert eine hohe Tanne,
Deren Aeste, schwarz und düster,
Einen Rasen tief beschatten.

Aus dem Rasen steigt die Böhmin,
Steigt die böhm'sche Musikantin
Mit den böhm'schen Diamanten
Um den Hals und an den Armen.

An den weißen Handgelenken,
Funkelt es mit sieben Farben,
Wenn sie auf der Geige spielet,
Die sie an die Achsel drückt,

An die Achsel rund und blendend,
Wie sie quillt aus grünem Sammet;
Und im Schatten starker Brauen
Glüh'n die Augen süß und dunkel.

Also zieht sie mit dem Bogen
Klagend, singend lange Töne,
Welche bebend, immer stärker,
Sich in einen Walzer schlingen.

Manch gedieg'nes Muttersöhnchen
Hat sie mit dem Fiedelbogen,
Mit dem Glüh'n der dunklen Augen
Wortlos und behend verführt.

Jetzo rauscht es in der Fichte
Und es knacken ihre Aeste;
Aus der schwanken Krone springet
Hohen Sprungs die Amazone,

Springt die schöne Reiterpolin,
Die getanzt auf der Schabracke
Manchesmal, daß die Pariser
Außer sich vor Freuden klatschten.

Tadellos am ganzen Leibe,
War kein Zoll, den sie nicht tollkühn
In der Luft zu wenden wußte,
Ueber dem gejagten Pferde.

Ueber'n Handschuh, durch das Reifchen,
Vor- und rückwärts, eine Schlange,
Und das Unterste zu oberst
Stob und flog sie um sich selber.

Alles das genügt' ihr nicht.
Einen Großen zu gewinnen,
Der im Circus mächtig prunkte,
Wagte sie das Unerhörte.

Fort jetzt mit der alten Leier!
Fort jetzt mit dem Nacheinander!
Rief sie; jetzt das Nebeneinander
Gilt's mit Einem Blitz zu zeigen!

Und schon schwebt sie in den Lüften,
Unbeschreiblich in der Lage —
Doch den Gaul erreicht sie nimmer
Und im Sand brach sie den Hals.

Aber lachend springt die Polin
Nun auf Heinrichs neuen Hügel,
Tanzt darauf, als wär' es eines
Circusschimmels breiter Rücken.

Aber seht! Ein Grabmal öffnet
Seine erzgegoss'ne Thüre
Und in starrer schwarzer Seide
Rauscht hervor die falsche Gräfin!

Rauscht die reizende Lorette,
In Lutetia geboren,
Welche ihre lange Grabschrift
Leider selber nicht kann lesen,

Eine Million gewonnen
Hat sie in den Blüthentagen
Dieses Kaiserreichs des Friedens,
Spielend im Champagnerrausche.

Da entging ein Mann ihr nicht,
Stattlich mit Manschett' und Degen;
Und nach Kirchen und Spitälern
Fuhr sie fürhin mit zwei Füchsen.

Doch die allzu strenge Tugend
Knickte vor der Zeit ihr Leben;
Der Gemahl ließ sie bestatten,
Wie es einer Gräfin ziemte.

Aber jetzt erwachen wieder
Ihre vielgeliebten Nücken
Von dem Ball der großen Oper,
Aus den Sommergartennächten.

Plötzlich schüttelt sie die Locken,
Ihre braunen Seidenlocken,
Wiegt die schön gewölbten Schultern,
Und sie schürzt das Kleid zum Tanze.

Schneller dreht sie schon die Hüften,
Und sie wirft den fein beschuhten
Fuß empor zum keuschen Monde,
Dreimal wohl in der Secunde.

Jetzo rauschen alle Bäume
In dem mitternächt'gen Winde,
Welcher kalt die Luft durchwehet
Und die köstlichen Gewänder.

Enger schließen die Gespenster
Sich zusammen und sie geben
Sich die weichen weißen Hände,
Die nur Zuckerbrot gebrochen.

Ihre krausen Tänze mischen
Sich zu einem runden Reigen
Um das Grab des todten Dichters,
Es umkreisend bittren Ernstes.

Wundersam gestaltet sich
Nun das Spiel, und die Gesichter,
Sie verziehen sich unsäglich,
Und sie singen stöhnend, klagend:

Moder sind wir, Staub und Moder!
Klagt, ihr Armen! Klaget Schwestern!
In den zierbegabten Brüsten
Hat uns nie ein Herz geschlagen!

Moder sind wir, Staub und Moder!
Hätten wir ein Herz besessen,
O wie hätten wir's gezeigt,
Wie ein Kindlein süß gepflegt.

Moder sind wir, Staub und Asche!
Herzlos, ungelehrt und kindisch
Lebten wir ein sündig Leben,
Wie wir's besser nicht verstanden.

Moder sind wir, Staub und Asche!
Doch wir schienen, was wir waren;
Ohne Herz und ohne Wissen
Gaben wir uns, wie wir waren!

Und der Aff' hier, dieser Dichter,
Der ein wohlgebildet Herz,
Das getaucht in edle Rheinfluth,
In der reichen Brust getragen:

Kindisch hielt er es verborgen,
Mühte sich mit Staubgebärden
Uns zu gleichen und den reichen
Schatz beharrlich zu verleugnen!

Moder sind wir, Staub und Asche,
Aber unverfälschter Moder!
Schwestern! Duldet keinen Heuchler,
Der ein Herz in's Grab geschmuggelt.

Er, der sich mit Prahlen rühmte,
Tigerkrallen zu besitzen,
(Mäuse fing er mit den Krallen
Grausam freilich wie ein Kätzchen),

Dieser große Herzverleugner
Sei von uns heraufbeschworen,
Daß er büße sein Vergehen,
Eh' er sich des Schlafs erfreut!

Rege dich und steig' herauf
An das kluge Licht des Mondes!
Mancher narrt die gold'ne Sonne,
Doch der Mond, er sieht die Herzen!

Manches glaubt die goldne Sonne,
Denn sie funkelt selbstzufrieden;
Das bescheidne Mondesviertel
Zwinkert still durch Menschenrippen.

XIX.

Leise regen sich die Schollen
Und entlassen Heinrichs Schatten,
Leicht und lustig schon die Füße,
Doch noch erdenschwer die Stirne.

Wie ein Kind, aus erstem Schlafe
Aufgeschreckt, die Augen reibet,
Unwirsch klagt und nicht erkennt,
Weder sich, noch wo es ist,

Drückt er die gerung'nen Hände
An die schwer umflorten Augen,
Und er seufzet tief und schüttelt
Schwach das Haupt zum Protestiren.

Doch wie eine Windsbraut wirbelt
Sich empor mit ihm der Reigen;
In die Luft wie eine Lerche
Jählings schießt die blasse Schaar,

Und nach Süden geht der Zug;
Ueber monderhellten Wolken
Und vorbei den blanken Sternen
Schwebt der neue Frauenlob.

Sechs enthüllte Schultern tragen,
Zwölf verschränkte Arme wiegen
Ihn durch die azurnen Höhen,
Und schon lacht der Dichter wieder.

Doch er sieht nichts von den Sternen;
Denn die weh'nden Rabenhaare
Seiner Trägerinnen decken
Wie ein Schleier ihm die Augen.

Unter ihm erglänzen silbern
Zwölf beflügelt leichte Füße

Gleich den Schwingen weißer Tauben
Schimmern weithin ihre Sohlen.

Alles flattert, weht und leuchtet,
Haar, Gewänder, Knie' und Füße;
S'ist ein aufgeflognes Grabmal,
Doch bedenklich ist der Stil.

Könnt er ewig also schweben,
Fahren durch den weichen Aether,
Ach, dem Schelmen wohl gefiel' es,
Und er würde sich nicht rühren!

Doch ein minder gutes Ziel
Ist ihm ja schon längst beschieden;
Nach Südosten unaufhaltsam
Durch die Lüfte fährt die Sippschaft.

In der Tiefe dunkelt Frankreich,
Rechtshin blinket die Loire,
Und schon bellen auch die Füchse
In den Wäldern der Côte d'or.

Auf der Saone grünen Weiden
Schlafen träumend Thier' und Hirten,
Doch schon dunkeln auch die Tannen
Schwarz empor am Juraberg.

Schaut dort vor dem hellen Spiegel
Ihres Sees die edle Genf —
Wahrlich ein Grisettenhäubchen
Trägt sie traurig auf dem Ohr,

Während ihre alte Krone,
Ihre gold'ne Mauerkrone
Auf dem grünen Tisch verschlendert
Dort ein Thor und alter Schächer!

Weiter! Laut erbraus't die Arve,
Schäumend durch Gestein und Klüfte,
Wände ragen über Wolken,
Ein Lauinenchor erdröhnt.

Jetzt aus ihren Riesenschleiern
Endlich blitzt die nackte Wüste,
Und mit allen seinen Schrecken
Tritt hervor der weiße Berg.

Flattert dort vom Sturm verschlagen,
Eine Handvoll Schmetterlinge
An dem ew'gen Eis der Firnen,
Auf dem tausendjähr'gen Schnee?

Nein, es sind die Todtenmädchen
Von Paris mit unserm Dichter,
Dem sie eine Kammer suchen
Für sein Purgatorium.

XX.

Von Gestein, schwarz und verwittert,
Zieht sich weit ein Berggesimse,
Wunderliche Eisgebilde
Stehen längs darauf gereiht.

Auf dem schmalen Gletschersteige
Wandeln jetzt die Tänzerinnen
Und sie tragen unverdrossen
Ihre leichte Schattenbürde.

Aus dem Berge tritt ein Männchen
Ihnen weiß und starr entgegen;
Von dem Scheitel bis zur Zehe
Klirrt von Eis ihm Haar und Bart.

Und ein Büschel seines Bartes
Hält es hoch wie eine Ruthe
Von bereiftem Birkenreisig;
Glashell glänzen seine Augen.

Freundlich schwingt der Zwerg die Ruthe,
Und er ruft mit guter Laune:
Kommt Ihr, meine Schaar zu mehren,
Meine Heerde, die ich hüte?

Meine Schäflein, meine Kühlein,
Meine Bosheitsdilettanten,
Die wir hier im kühlen Eise
Für den Himmel temperiren?

Seht, sie sitzen wohlgeordnet
Mir im Block, in Zack' nnd Nadel,
Und das böse Höllenmüthchen
Kühlt sich langsam aber sicher!

Alle Mädchen rufen lachend:
Freilich! diesen tollen Burschen

Bringen wir, mit Höllenkünsten
Hat die Schwachen er geärgert!

Hinter einer Satyrmaske
Hielt er störrisch sich verborgen,
Und durch ihre leeren Augen
Schabte Rübchen er den Leuten.

Wie ein volles Veilchentöpfchen,
War sein Herz, das aufgegangen
Just am schönsten Frühlingsmorgen,
Alle Kelche schwabblig voll

Von dem klarsten Thaugefunkel;
Aber gräuliche Gesichter
Schnitt er, als ob er im Busen
Schnöd' ein Nest von Disteln trüge.

Her mit ihm! ich kenn' die Sorte!
Rief das weiße Männchen munter,
Folgt mir nur! Wie an den Augen
Ich erkenne, ist's ein Deutscher!

Seht den Schalk! Die Sündermaske
Will um keinen Preis er lassen!
Wart' nur, in Krystall geprägt
Wollen wir sie aufbewahren!

Haben eine schöne Sammlung
Solcher abgelegter Larven,
Welche uns're Burg verzieren,
Während ihre frühern Eigner

Lange schon im Paradiese
Harmlos wie die Zicklein spielen.
Vorwärts mit dem guten Kauze,
Daß wir sein Quartier besorgen!

Und er führt den Zug der Geister
Hurtig fort durch das Gefror'ne,
Drin gar schnurrig, wunderbarlich
Allerlei Gestalten sitzen.

Manche fletschen noch die Zähne,
Manche strecken noch die Zunge,
Andre sitzen still gekauert,
Wie das Kind im Mutterleibe,

Und beginnen in den Urstand
Ihrer Unschuld rückzukehren,
Und sie werden klug und weislich
Mit sich selber wieder einig.

Jetzo ragt ein hoher schmaler
Zinken mächtig in die Lüfte,
Gleich dem Speere eines Kriegers
Spießt er eine Nebelflocke.

Halt! Hier ist ein leerer Zacken!
Schreien unverweilt die Weiber;
Prächtig kann da unser Wildfang
In die höchste Spitze fahren!

Doch der Alte ruft: Mit Nichten!
Dieser schöne lange Zapfen
Muß noch stets zur Höhe wachsen
Für den längsten aller Sünder!

Denn es wird ihn einst bewohnen
Jener lange Karl, der Heinzen,
Der seit manchen langen Jahren
Theoretisch Köpfe schneidet,

Aber friedevollen Herzens
Noch kein Tröpflein Bluts vergossen,
Während lautlos die Tyrannen
Schlachten, daß die Erde raucht.

Aber hier ist, was wir suchen!
Ein verführtes Mädchen sitzt mir,
Schön geläutert, hier im Eise;
Lassen wir das Täubchen fliegen!

Und den ungezog'nen Dichter
Sperren wir an seiner Stelle
In den kühlen Mädchenzwinger,
In's krystallne Kämmerlein.

Also sprach der kleine Hüter,
Und er hielt mit jener Schaar
Unverseh'ns vor einer Säule,
Die mit klaren Silberkanten,

Wie mit Filigran gefaßt,
Und mit spiegelnden Facetten
In der Bergnacht tiefes Schwarzblau
Sich erhob und lieblich glänzte.

Alle standen vor dem Thürmchen;
Heinrich auch ward aufgestellt,
Und sie sahn ein schönes Wunder
Mit verblüfften Todtenaugen.

Hinter dem erhellten Eise
Stand der Morgenstern am Himmel,
Groß und glänzend, und sein Licht
Strahlte durch die klare Wohnung.

Einen zarten Frauenumriß
Zeichnete der Glanz des Sternes
Freundlich in das reine Prisma
Der gefeiten Himmelswasser;

Ohne deren Lauterkeit
Nur um einen Hauch zu trüben,
Schwebt darin das Lichtgebilde
Gleich dem Umriß eines Engels,

Den ein Meister in das Trinkglas
Seiner Liebsten leis gegraben.
Doch in dunkelblauem Feuer
Blühten zwei gar süße Augen.

Glühten ruhig gleich zwei Sternen,
Die im fernen Osten leuchten;
Alles andre war so lauter
Wie das Wasser junger Quellen.

Nun erschloß das Hütergreischen
Leis und sanft die lichte Zelle,
Klatschte freundlich in die Hände
Und das schöne Bild entfloh.

Lächelnd schwebt' es auf zum Himmel,
Wo die großen Sterne flammten.
Dieses war das holde Clärchen
Aus dem Thal von Chamounix.

„Schnell jetzt, eh' das Nest erkaltet,
Schnell hinein den Versedrechsler!
Einen wackern Harfenengel
Will ich aus dem Sünder machen!"

Also rief das weiße Männlein;
Und sie schoben ihn zur Stelle;
Aber siehe da! mein Heinrich
Ward auf einmal wild und munter,

Sperrte sich mit Händ' und Füßen,
Strampelte mit beiden Beinen,
Schlug umher und rief gewaltig:
„Macht mir keine schlechten Witze!

Ihr erträumtes, schnöd' erfund'nes
Lumpenpack der Phantasie
Eines schnöden Nachgebornen!
Was! Ihr wollt mich maltraitiren?

Laßt mich, daß aus meinem todten
Armen Hirn ich schnell Euch solche
Höhnisch grimm'ge Spottgeburten
Auf den magern Buckel jage,

Daß Ihr heulend mir davon stäubt,
Froh, wenn in des Thoren Schädel,
Dem Ihr unbedacht entsprungen,
Wieder könnt zurücke kriechen!"

„Ruhig, ruhig!" sprach der Alte,
„Schicke Dich! Du hast gesprochen!
Nun durchaus mußt Du erdulden
Auch der Andern Spruch und Rede!

Kein Atom von Deinem Werthe
Wird man Dir herunter kratzen,
Wie Du bist, wirst Du bestehen!
Einlogirt nun ohne Zaudern!"

Und den Zaudernden berührte
Er mit seiner Silberruthe;
Sieh, da huscht' er still und willig
In die funkelnde Behausung.

Schon erglänzten von Krystallen
Leichenhemd und Kranz und Locken,
Und der Alte schloß die Wohnung
Mit dem Hauche seines Mundes,

Mit dem Hauche starr und eisig.
Aus der Tiefe rief das Schneehuhn
Durch die stillen Alpentriften
Seinen ersten Morgengruß.

Plötzlich schwanden jene Nymphen
Aufgeschreckt in alle Lüfte,
Schneller, als ein Flug von Spatzen
Einem Flintenschuß entflattert.

Doch der Alte, still und einsam,
Reinigte mit seinem Barte
Wohlgefällig noch die hellen
Spiegelscheiben an dem Eise,

Welches schon der Frühschein streifte,
Daß es anfing zu erglühen
Zwischen silbergrauem Aether
Und der dunkelblauen Tiefe.

Und die weißbereiften Haare
Knisternd auf dem Felsen schleppend
Ging das kleine Geistermännchen
Endlich in den Berg hinein. —

Zierlich ist das winz'ge Mücklein,
Das im goldnen Bernstein sitzet;
In der fernen Ostseesonne
Schimmert es am Hals der Frauen.

Und erhaben ist der Mamuth,
Der im Eisberg eingeschlossen
Von dem Nordlicht falb erhellet,
Auf dem dunklen Meere schwimmt.

Myriaden wohl von Jahren
Künden beide, Mück' und Mamuth;
Doch das Maß für ihre Größe
Reichet über meinen Sinn.

Manchmal scheint das Rüsselthier
Winzig mir wie eine Mücke;
Manchmal jedoch schwillt die Mücke
Mir zum Elephanten an!

Aber mein in Eis gesetzter
Trauter Herr und Zeitgenosse,
Menschlich sittlich tritt er mir
Und belehrend freundlich nah

Der römische Kestner.

Von

Otto Meier.

— Göttingen. —

I.

Von 1777—1817.

Aus der Generation deutscher Reisender und Künstler, die Rom vor den fünfziger Jahren gesehen haben, werden Wenige sein, denen nicht, wenn sie den Namen der Ueberschrift lesen, ein heiterer Sonnenstrahl wohlthuender Erinnerung in die Seele fiele. Denn er ruft ihnen einen Mann zurück, dem, wenn sie ihn gekannt haben — und wer von Denen, die in den Jahren von 1820 bis 1850 mehr als nur flüchtig in Rom waren, hätte ihn nicht gekannt, — sie unzweifelhaft für irgend etwas Gutes dankbar sind, das er ihnen erwiesen hat, und erwiesen in einer Art, die wohlwollender, gütiger, liebenswürdiger, um dies jetzt viel mißbrauchte Wort einmal an richtiger Stelle zu gebrauchen, nicht gedacht werden konnte.

Kestner hat am Ende seines Lebens in seinen kunstgeschichtlich-ästhetischen „Römischen Studien" (Berlin 1850) Einiges aus seinem Leben und Wirken in Rom autobiographisch festgehalten. Eine Richtung dieses Wirkens, welche er dabei unberührt läßt, hat uns vor Kurzem die Denkschrift vorgeführt, mit welcher dort 1879 das fünfzigjährige Bestehen des von ihm mit gestifteten und später durch eine Reihe von Jahren präsidirten Archäologischen Institutes gefeiert wurde. Wollte man aus diesen beiden Schilderungen aber schließen, seine wesentliche Bedeutung habe in seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Aesthetik, Kunstgeschichte, Archäologie gelegen, so wäre dies, wenn auch der Werth seines Wirkens in jenen Richtungen keineswegs unterschätzt werden darf, doch ein Irrthum. Kestners Hauptbedeutung lag nicht in Dem, was er that, sondern in Dem, was er war. — Dieser seiner Persönlichkeit und ihres Bildungsganges zu gedenken, sei einem der Aelteren, die ihn noch gekannt haben, gestattet. Denen, die mit mir im gleichen Falle sind, hoffe

ich eine Freude der Erinnerung damit zu bereiten, den Jüngeren aber möchte ich das Bild eines Mannes überliefern, wie es heute in bürgerlichen Kreisen kaum noch einen geben wird. Wir haben in diesen Kreisen die Ruhe nicht mehr, dergleichen Persönlichkeiten auszubilden. Und doch ist ihr Andenken nicht bloß biographisch, sondern auch culturhistorisch von Belang. Allerdings werden die folgenden Blätter sich begnügen müssen, Umrisse zu geben, die gelegentlich an Einzelpunkten ausgeführtere sind; da sie aber zum größeren Theile auf bisher unbenutzten Quellen beruhen, welche die Familie Kestner die Güte gehabt hat zur Verfügung zu stellen, so haben sie mindestens den Werth dieses interessanten Materials.

In der kleinen Hauptstadt des ehemaligen Kurfürstenthums Hannover, welche seit 1714 von ihren nach London übergesiedelten Fürsten verlassen worden war, die aber nichtsdestoweniger noch das ganze vorige Jahrhundert hindurch eine mit allen Ober- und Unterchargen bis zu den Tafeldeckern und Küchenjungen hinab ausgestattete Hofhaltung hatte, war in den siebenziger und achtziger Jahren desselben die Gesellschaft noch streng geschieden in die drei Kreise des Adels, des Zweiten Ranges und der Bürgerschaft. Zum Adel wurde blos die alte Ritterschaft des Landes gerechnet, welcher sämmtliche obere Stellen in den Regierungscollegien zufielen, und von der die Verwaltung des Kurfürstenthums mehr als vom Landesherrn geleitet ward. Den Zweiten Rang bildete die bürgerliche oder neuadelige obere Beamtenschaft. Wer nicht zu ihr gehörte, oder auch, obwohl dem Amte nach ihr angehörig, doch gesellschaftlich in ihrem Kreise nicht aufgenommen war, gehörte mit der wohlhabenden Kaufmannschaft zusammen zur bürgerlichen Gesellschaft. Diese Sonderung gestattete zwar Ausnahmen, und namentlich liebten ausgezeichnete jüngere Männer vom Adel, wie z. B. der spätere Fürst Hardenberg, damals Kammerrath in Hannover, der Kriegsrath Franz v. Meden, später hannöverscher Gesandter in Rom und Berlin, die Söhne des Geheimen Rathes v. Bremer, von denen der eine auch wieder Minister gewesen ist, — den „Cirkel" des Zweiten Ranges zu besuchen. Aber im Allgemeinen wurde die Scheidung streng aufrecht erhalten, und hatte die Wirkung, jeden einzelnen der drei Gesellschaftskreise, indem sie ihn wesentlich auf sich anwies, näher aneinanderzuschließen, als sonst wohl der Fall gewesen sein würde.

Im Zweiten Range gab es in den Jahren, von welchen die Rede ist, eine nicht geringe Zahl von Männern, deren Interessen nicht auf ihr Amt beschränkt, sondern einer oder der anderen idealeren Beschäftigung mit Lebhaftigkeit zugewandt waren. Man hatte Zeit und Geld dazu, denn die oberen hannöverschen Beamten waren gut besoldet und hatten wenig zu thun. So finden wir um 1775 und folg. nicht blos den bekannten Arzt Hofrath Joh. Geo. Zimmermann (geb. 1728) mit populär-philosophischer Schriftstellerei über Nationalstolz, Einsamkeit und dgl. m. beschäftigt und mit Allem, was in Deutschland für geistreich galt zusammenhängend, oder den Bergcommissair Joh. Gerh. Reinh. Andreä (geb. 1724, Apotheker), den Verfasser

damals viel gelesener Schweizerbriefe, Naturstudien treibend, sondern auch der Geheime Canzleisecretair Hofrath Brandes (geb. 1719), viel genannt als vortragender Rath für die Universität Göttingen und als Schwiegervater Heynes und Blumenbachs, schreibt, indem er in einer über die Verhältnisse des Privatmannes beinahe hinausgehenden Weise Kupferstiche und Bücher sammelt, für die Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften und für die Göttinger gelehrten Anzeigen, der Kriegssecretair Ramberg übt Portraitmalerei und giebt seinem berühmteren Sohne Unterricht in der Perspective, der Consistorialrath Joh. Adolf Schlegel (geb. 1719), gleichfalls durch seine zwei jüngsten Söhne, die Romantiker, vorzugsweise bekannt, hat Lust und Zeit zu theologischer, der Kammermeister, später westphälische Baron Patje zu historischer und nationalökonomischer Schriftstellerei. Gleichzeitig wendete eine jüngere Generation sich dem poetisch-philosophischen Aufschwunge des Jahrhunderts zu. Der Stabssecretair Heinr. Chrn. Boie (geb. 1744), Begründer des Göttinger Musenalmanachs und Mittelpunkt einer ausgedehnten poetischen Verbrüderung, redigirte mit Dohm, der gleichfalls eine Zeit lang in Hannover gelebt hat, das deutsche Museum, und erhielt Beiträge dazu von allen damaligen deutschliterarischen Größen, — der Hofrath Geo. Ernst Buling, publicirte Trauerspiele und Gedichte, der Geh. Canzleisecretair Höpfner, Bruder des Gießener Juristen und Freund von Jenny von Vogts, der Tochter Mösers, beschäftigte sich mit Allem, was die schöne Literatur anging, so umfänglich, eingehend und anregend, daß er, obwohl er nicht schriftstellerte, hier dennoch genannt werden muß. Er hing nahe mit dem Münsterschen Sprickmann zusammen und führte ihn gelegentlich in den Hannoverischen Kreis ein. Etwa zehn Jahre jünger als Boie, und sämmtlich eng mit seinen Interessen verwoben, waren von den Mitgliedern des Zweiten Ranges die Geh. Canzleisecretaire Klodtenbring, der Aufsätze vermischten Inhalts in verschiedenen Zeitschriften lieferte, und Ernst Brandes, Georgs Sohn, der seine Beobachtungen über Politik, Sitten und Literatur mitzutheilen pflegte, bald in kürzerer Fassung, wie sie durch den englischen Spectator üblich geworden war, bald in ausführlicheren selbständigen Werken, immer verständig und billig, — ferner der Hofgerichtsassessor Fr. Wilh. Basil. von Ramdohr, in späterer Zeit als Kunstschriftsteller bekannt, damals die Malerei mit Eifer praktisch übend, — und Aug. Wilh. Rehberg, Steins Freund, welcher nur noch „der junge Rehberg“ ohne Weiteres hieß, denn er suchte, obwohl er den philosophischen Preis der Berliner Akademie gewonnen hatte, vergebens Anstellung in seiner Heimathstadt: der Geh. Rath v. d. Bußsche hatte von ihm gesagt, solche „gute Köpfe“ seien keine guten Beamten, und man könne sie in Hannover nicht gebrauchen. Erst später hat er sich als guten und zeitweilig sogar als besten Beamten des hannoverschen Ministeriums doch bewährt, bis er durch die Nachfolger des Herrn v. d. Bußsche aus demselben wiederum hinausgeschoben ward. Seine Schriftstellerei war der von Ernst Brandes ähnlich, nur daß er Alles nach dem Maße Kants beurtheilte und

daß er mit mehr persönlicher Schärfe schrieb. Wenn man, um Geringerer nicht zu gedenken, zu den Genannten nur noch den Hofrath Wilh. Aug. Rudloff und den Arzt Heiner. Matth. Marcard, beide 1747 geboren, hinzufügt, jener, der früher Professor in Bützow gewesen und durch Pütter nach Hannover gekommen war, in der staatswissenschaftlichen Literatur thätig und noch jetzt mit Ehren darin genannt, dieser als Arzt ein Schüler und Anhänger Zimmermanns, neben seinen medicinischen Büchern auch Belletristisches schreibend, und später durch seinen Antheil an Kotzebues „Bahrdt mit der eisernen Stirne" übel berufen, so ergiebt sich die reiche Mannigfaltigkeit der in diesem einen Hannoverschen Kreise damals zusammenlebenden literarischen Interessen zugewendeten geistigen Kräfte. — Thatsächlich regierten sie das Land; denn diese „Secretaire" hatten den Vortrag vorzubereiten und gewöhnlich auch zu halten, auf Grund dessen von dem adeligen Collegium entschieden ward, und da sie durch die Beziehungen Hannovers zu England das Gefühl des Zusammenhanges mit der großen Welt gewannen, so besaßen sie ein Selbstbewußtsein geistiger Vornehmheit, das in dem gewohnten gleichmäßigen Fortgange des hoflosen Residenzlebens sich mit Ruhe bewegen konnte, und das den Cirkeln des „Zweiten Ranges," denen auch ausgezeichnete Frauen nicht fehlten, ihren eigenthümlichen Charakter gab.

Zu diesem Kreise gehörten Kestners Eltern; und für seinen Lebensgang ist entscheidend gewesen, daß er aus ihm hervorgegangen ist. Sein Vater war der Archivsecretair, später Archivar und Hofrath Johann Christian Kestner, seine Mutter war Charlotte, die schöne Tochter des Deutschordens-Amtmanns Buff aus Wetzlar. Beide Eltern sind aus Goethes Jugendfreundschaft mit ihnen und aus den Briefen des Dichters bekannt, welche deren unvergängliches edles Denkmal bilden: „Goethe und Werther" Stuttg. 1854. August Kestner — genauer Georg August Christian — war ihr am 28. Novb. 1777 geborener vierter Sohn. Mit allen den hervorragenden Männern, deren vorhin erwähnt ist, stand das Kestnersche Haus, das des Glanzes der Goetheschen Freundschaft vielleicht nicht bedurft hätte, doch aber durch diesen Glanz vor andern ausgezeichnet war, in näheren oder entfernteren Zusammenhängen; namentlich die jüngeren Mitglieder des Kreises hatten dort lebendigen Verkehr; besonders nahe standen dem Hause Ramdohr und später Ernst Brandes, mit dessen beiden göttinger Schwestern Charlotte Kestner gleichaltrig und eng befreundet war; kaum eines der Interessen dieser lebhaft und tüchtig angeregten jüngeren Welt aber könnte es geben, von dem es nicht Antheil nehmend berührt wurde.

Unter solchen Eindrücken wuchs August Kestner, mit vielen Geschwistern von Hauslehrern unterrichtet und sorgfältig erzogen, auf, und ging dann (Michaelis 1796), um Jurisprudenz zu studiren, nach Göttingen. Er verkehrte dort namentlich in den Familien Heyne und Blumenbach und schloß mit dem Sohne der letzteren eine Freundschaft fürs Leben. Und hier erkennen wir zuerst, daß, wir wissen nicht im Einzelnen, wie, er von dem Strome

der Romantik ergriffen war, die damals mächtig wurde. Schwerlich haben die Brüder Schlegel, von denen Wilhelm zehn, Friedrich fünf Jahre älter war als Kestner persönlich einen Einfluß darauf gehabt. Aber wie Letzterer, der Musik von Jugend her gewonnen, Theorie und Geschichte derselben in Göttingen unter dem trefflichen Forkel treibt, so sammelt er mit seinem Freunde Blumenbach schon 1799 Volkslieder und Volksmelodien; und wie er, ein eifriger Zeichner, Geschichte der Malerei bei Fiorillo hört und sich durch fleißiges Durchzeichnen sichere Anschauungen darin zu erwerben bestrebt ist, so sehen wir ihn bald Riepenhausensche Zeichnungen nach Giotto, Simon Memmi, Masaccio, Ghirlandajo, Perugino u. A. die ersten, durch welche die Kunst der vorrafaelischen Meister in Norddeutschland wieder bekannter ward, mit Liebe copiren. Ob dergleichen durch „Sternbalds Wanderungen", durch die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und Aehnliches angeregt war, steht zu bezweifeln: gewiß ist, daß jene während Kestners Göttinger Studienzeit erschienenen Schriften bereiten Boden bei ihm fanden. Auch daß von Dichtern er vor allen durch Goethe und Shakespeare angezogen war, ist in Uebereinstimmung mit der romantischen Schule. — Sonst steht aus Kestners Studentenjahren blos zu melden, daß er seine Jurisprudenz gewissenhaft trieb so viel er mußte, und daß er einmal bei einem Ehrenhandel für einen theologischen Freund mit dem Schläger ritterlich eintrat.

Im Herbste 1799 kehrte er nach Hannover zurück, bestand seine Staatsprüfung, und war eben Auditor beim Hofgerichte geworden, als er seinen Vater verlor (24. Mai 1800). Mit der von allen ihren Kindern innig verehrten Mutter und den jüngeren Geschwistern hierauf zusammenlebend und in den Beschränkungen sich bewegend, welche eine zarte Gesundheit auflegt, erwarb er dann zwar beim Hofgerichte die Zufriedenheit seines Präsidenten; aber sein Herz und seine freien Stunden gehörten der Poesie, der Musik — er war ein ausgezeichneter Sänger zur Guitarre —, und vor Allem der Malerei, welcher er so leidenschaftlich anhing, daß er wieder und wieder erwog, ob es nicht thunlich sei, sich ihr noch ganz zu widmen. Vorläufig indeß bewarb er sich (Februar 1803), in der Hoffnung, „zur Erleichterung einer Mutter von elf fast durchaus noch unversorgten Kindern schneller zu reussiren", um die Anstellung als Geheimer Canzleisecretair, erhielt sie im April desselben Jahres, und rückte in diesem Amte während der gerade damals hereinbrechenden erst französischen, dann preußischen, dann wieder französischen Zeit, während deren die hannoverschen Behörden, und so auch die dem Geheimen Raths-Collegium, oder, wie es seit 1803 hieß, Ministerium attachirte Geheime Canzlei, bestehen blieben, die nächsten fünf Jahre hindurch langsam vorwärts: 1807 bekam er die Consistorialexpedition. Auch wurde er einmal verwendet, Gelder, die man vor den Franzosen retten wollte, nach Hamburg in Sicherheit zu bringen, und erwarb dabei das Lob größter Vorsicht und Uneigennützigkeit. Sonst waren es lediglich ein paar Erholungs- und Badereisen — nach dem Harz, nach Wetzlar, nach Travemünde —, die ihn von Hannover wegführten.

Auf einer dieser Badereisen nach Travemünde, 1805, auf der auch bei Lübecker Freunden ein Aufenthalt gemacht wurde, hatte Kestner jene nach den Copien der Riepenhausen gemachten Zeichnungen von Werken italienischer Meister mitgenommen, und noch in seinen spätesten Jahren erinnerte er sich mit Freuden daran (Römische Studien S. 110 f.), wie er durch dieselben dem fünfzehnjährigen Overbeck, der bis dahin mangelhaften Unterricht gehabt hatte, eine neue rasch verstandene und für immer ergriffene Kunstwelt aufschloß. In Zahns Jahrbuch der Kunstwissenschaft (Jahrgang 3, 1870. S. 224 fg.) sind zwei darauf bezügliche Jugendbriefe Overbecks, der eine, ein glühender Dankbrief vom 1. August 1805, der andere, ein Brief vom 24. März 1810, im Augenblick der Uebersiedelung Overbecks von Wien nach Rom geschrieben, eine Rechnungslegung über Wiener Studien. „Lebhaft," heißt es in diesem zweiten Briefe, „tritt, indem ich schreibe, die schöne Zeit wieder vor meine Seele, da ich Sie in Lübeck kennen lernte, da ich gegen Sie meine Gefühle über die Kunst schüchtern zu äußern wagte, da Sie mir zuerst, wenn wir des Abends im Mederschen Garten im Laubgang auf- und abgingen, wie ein Engel vom Himmel Worte der Seligkeit sprachen über Malerei und Dichtkunst, Dinge, die ich bis dahin aus keines Menschen Munde gehört hatte, und in denen ich doch so ganz mein eigenes Herz wiederfand. Wirklich macht Ihre Bekanntschaft eine bedeutende Epoche in meinem Leben; so kurz auch der Umgang mit Ihnen war, so vorüberrauschend auch der himmlische Genuß selber war, so ließ er doch Eindrücke zurück, die unauslöschbar waren, und hatte auf mich als Künstler und mithin auch als Mensch den bedeutendsten Einfluß." „Die ganze Phantasie angefüllt mit Madonnen und Christusbildern," habe er Niemanden gehabt, den er zum Vertrauten hätte machen können. „Wie mächtig war nun der Eindruck, den es auf mich machte, da Sie kamen, und ich bei Ihnen alles Das fand, wonach ich so lange mich gesehnt hatte. Schon das Neue, Umgang zu haben mit einem Manne Ihres Alters —" Kestner war zwölf Jahre älter als Overbeck — „und auf dem Fuße! Dann der Inhalt unserer Gespräche. Ferner der Zauber Ihrer Musik! — Kurz, der Medersche Garten war für mich ein Paradies." So wohlthuend und so bedeutend war schon damals auf jenem Felde die Persönlichkeit Kestners: es ist nichts Geringes, einem Overbeck die Hoheit der den religiösen Gegenständen sich widmenden Kunst zuerst zum Bewußtsein gebracht, und ihm die Richtung für sein ganzes Leben gegeben zu haben.

In den nächstfolgenden Jahren verkehrte Kestner häufig in dem Forsthause von Misburg bei Hannover, wo der ihm gleichaltrige (geb. 18. Febr. 1777) Forstmeister Carl von Beaulieu-Marconnay wohnte, Sohn eines hannoverschen Oberjägermeisters und durch seine bezaubernd liebenswürdige, aber nicht glückliche Mutter Neffe jenes Herrn von Lindau, welchen Goethe mit den Stolbergen bei ihrer gemeinsamen Schweizerreise besuchte, und dessen Sohn Peter Imbaumgarten er nachher in Thüringen erziehen ließ. Forstmeister von Beaulieu war seit 1804 verheirathet mit Henriette Freiin Egloffstein,

einer überaus schönen und begabten Frau, die ihm aus ihrer ersten, später getrennten Ehe mit einem Grafen Egloffstein drei Töchter von ähnlicher Begabung und Schönheit zugebracht hatte. Ein der Romantik der Zeit entsprechendes, von Weimar, wo Frau von Beaulieu vor ihrer zweiten Verheirathung gelebt hatte, und wo ihre Töchter heimisch geblieben sind, in den stillen Wald von Misburg übertragenes Spiel wies dort auch Kestner seinen Platz an. Ein Minnehof war gegründet, die Frau des Hauses war Königin, ihr Gemahl Statthalter, ihre heranwachsenden Töchter (sie waren 1789, 1792 und 1796 geboren) die Prinzessinnen, Beaulieus Brüder Wilhelm und Louis, ein Herr von Dachenhausen und andere im Forsthause verkehrende jüngere Männer hatten Hofämter, Kestner, der Sänger, war Hofpoet, und es existiren noch klangvoll weiche Verse, die er als solcher geliefert hat, als er einst nach langem, durch eine Milcheur veranlaßten Aufenthalte Abschied nehmen mußte. Die zweite der Töchter, Gräfin Julie, in späterer Zeit eine nicht unbedeutende Malerin und als solche viel genannt im Weimarischen Kreise, zeigte schon damals für diese auch von ihrer Mutter geübte Kunst Anlage, und hiermit stimmte Kestners eigene Kunstliebe und Kunstübung so lebhaft zusammen, daß es Zeiten seines Lebens gegeben hat, wo die Consonanz ihm Herzweh bereitete. Später ist sie zur treuen Freundschaft geworden.

Vielleicht hatte es mit dieser hoffnungslosen Neigung Zusammenhang, daß er sich mit ganz besonderem und bald mit unbedingtem Vertrauen an seine Schwester Charlotte, die um einige Jahre älter als Julie war, anschloß, sich, als „Prospero", sie seinen „Ariel" zu nennen gewöhnte und sein Leben lang ihr so treu ergeben blieb, daß sie — allerdings abgesehen von einer später zu erwähnenden Ausnahme — nach seinem Tode sagen konnte: niemals habe er Etwas gegen ihren Rath unternommen. Wir werden von dieser liebevollen geschwisterlichen Freundschaft im Verfolg viele Belege zu berühren haben.

Im Sommer 1808 zeigte sich Kestners Gesundheit durch schwere Nervenleiden so angegriffen, daß als einzig übrige Hilfe ein Winteraufenthalt in Italien erschien. Er nahm also beim Ministerium Urlaub und ging über Straßburg, wohin er Schwester Charlotte zu einem verwittweten Bruder brachte, bei dessen Kindern sie Mutterstelle übernahm, und nachher bei ihm geblieben ist (gest. in Basel 1877), und Genf, wo er noch einen damals berühmten Arzt consultirte, nach den oberitalienischen Seeen, nach Como, Mailand, Genua. Hier war er Ende Octobers. Er machte den größten Theil des Weges mit dem schon genannten jüngeren Bruder seines Freundes Beaulieu, Wilhelm, dem späteren Oldenburgischen Geheimen Cabinetsrath. Seine damalige Seelenstimmung und der Ton der Zeit mag ein Stück aus einer Beschreibung des Comer Sees zeigen. Nach Schilderung der Pliniana, ihrer Umgebungen, ihrer Aussichtspunkte, die dahin ausläuft, daß es ein „Genuß ohne Grenzen" sei, „in den tausend Gefühlen, welche hier hervorgerufen werden, zu schwelgen," fährt er fort: „Es war der

heiterste Himmel, aber ein kühler Wind labte die Wanderer. Die Alpen standen blendend weiß über den nahen Bergen im Himmel. In diesen Anblick verloren, hatte ich mich unter Lorbeeren an einen Felsen gelehnt, da floß eine ferne Musik mir in die Seele. Welche Ueberraschung als ich vernahm, daß es ein Geläute war von vier Glocken — cis, d, e, g — die die herrlichsten, rührendsten und sprechendsten Melodien gaben. Der Grundton ist vielleicht die Religion, oder Christus, an den wir fest glauben und ihm nachleben wollen, die andern abschweifenden Töne sind Klagen, daß es nicht immer so ist, und Bitten um die Gnade des Himmels." Von herzlichster Liebe zu seinem „Ariel" sind alle diese Briefe Kestners voll: wir enthalten uns Einzelnes davon zu berühren. Von Genua wandten sich die Reisenden über Florenz, wo im November ein längerer Aufenthalt den Studien der Bildersammlungen gewidmet wurde, nach Rom und dann nach Neapel, von wo man zu Ostern nach Rom zurückkehrte und den Sommer 1809 dort blieb.

Es waren eines Theils die Malerei, anderntheils die Musik, in welche sich Kestner hier vertiefte. Unter den Malern ergriff ihn vor allen Rafael; vom dritten Zimmer der Stanzen schreibt er: „Hier erscheint Rafael in der ganzen Reinheit und Heiligkeit, wie ein Engel, der vom Himmel kommt. Die Poesie lehrte ihn ihr eigenes Bild zu malen, die von stiller himmlischer Wärme durchglüht in ewiger Jugend und Schönheit in ihm wohnt; . . . denn es hat keinen größeren Dichter gegeben, als ihn, und je mehr man in seinen Werken lebt, desto mehr sieht man ein, welche Unendlichkeit einer göttlichen Kraft in ihnen ist." Dann studirte er die vorrafaelischen Meister: „ich gebe," sagt er einmal, indem er sie mit den nachrafaelischen vergleicht, „für alle die Caraccis und Consorten nicht viel . . . Sie malen große und breite Gestalten mit breiten Gewändern, und man weiß kaum, warum sie da sind. Große Gedanken haben sie nicht, machen aber große Messen in kleinem Styl. Durch Grazie vermögen sie nicht zu gewinnen; und wie soll man von dem Ausdruck durchdrungen werden, da sie wenig Gemüth haben. Dagegen herrschen alle diese Eigenschaften in den alten Florentinern, wenn auch ihre Zeichnung nicht so richtig ist und trockener. Wenn man also diese liebt, weil sie Das haben, was die Kunst verlangt, so kann man für jene Anderen nichts fühlen. Das Breite und weniger Graziöse findet sich schon in den ältesten Bolognesern; aber ihre Gewänder haben besseren Styl, als die der Caracci und des Guido. Francesco Francia ist ganz einzig unter ihnen. Sonderbar, daß er dem Perugino so gleicht, da er ihn nie gesehen hat. Aus Composition, Zeichnung, Farben und Malerei sollte man schließen, daß Beide zusammen gearbeitet hätten. Er ist aber voller in der Form, . . . nicht völlig so hart; eben so warm, aber nicht so innig." In „Perugia," sagt er nachher auf seiner Rückreise, „habe ich den Perugino in seiner Glorie gesehen, und die Tritte seines göttlichen Schülers in der alten Stadt aufgespürt. Wie wohl Einem dabei wird, ist unbeschreiblich; — und welche Berggruppen und Thäler sieht man von den Wällen!" — „Es ist eine

Wonne in Perugia herumzugehen, da in neueren Zeiten dort nicht viel gebaut, also noch alles in der Form ist, wie da der göttliche Rafael dort lebte. Man glaubt seine Schritte zu beschleichen."

In Betreff der Musik sei nur ausgehoben, was Kestner über das Ostern 1809 gehörte Miserere von Allegri schreibt: „in zwei Nächten habe ich nicht davor schlafen können. Ich höre es und höre es. Es klingt so tief in der Seele, und doch weiß ich nicht, was ich davon sagen soll. Welche langtönenden Massen von immer wachsender Harmonie in dem tönenden Saale! — besonders am Freitage, wo nur wenige Menschen da waren. Ich wollte Stimmen und Melodien auffassen, aber jeder Ton, den ich verfolgte, kaum war er hervorgetreten, so schwamm er schon wieder fort in das Meer der Harmonie . . . Kein Theil wollte sich absondern; desto tiefer durchdrang die ganze Masse. Bei solchen Stimmen, wie hallt Alles! Die Dissonanzen hören auf zu dissoniren, wie von der innigsten Liebe zu sich gezogen immer ineinander zitternd. Zwei Chöre wechseln mit einander, indem der eine aus der äußersten Höhe herabsteigt und der andere in einer anderen Melodie von unten wieder heraufsteigt. Nur die alten Musiker haben verstanden, Religiöses zu componiren."

In jenem Frühling und Sommer war der dänische Dichter Adam Oehlenschläger in Rom. Er erzählt in seinen Lebenserinnerungen (2., 208 flg.) wie er dort durch Thorwaldsen die Brüder Riepenhausen kennen lernte und bei ihnen mit Thorwaldsen längere Zeit den Mittagstisch nahm. Nach und nach „versammelte sich dort eine größere Anzahl deutscher Künstler und Gelehrter: Beaulieu, Kestner, Mayer (?) aus Hannover und Schlosser" — es war Christian Schlosser aus Frankfurt." Mit Einigen von dieser Tischgesellschaft, bei denen Kestner, und mit einem dänischen Freunde, der schon länger in Rom gewesen war, Doctor Koes, machte Oehlenschläger einen Ausflug nach Tivoli, bei welchem er fast in den Wasserfall gestürzt wäre, und mit Kestner und Schlosser wohnte er in der heißen Zeit zu Grotta Ferrata. Er dichtete dort einen großen Theil seines Correggio. — Dies war also der Kreis, in welchem Kestner in Rom lebte. Vielleicht nicht zu seinen Tischgenossen, bald aber zu seinen näheren Bekannten gehörte noch der esthländische Freiherr Otto Magnus von Stackelberg, der etwa zehn Jahre jünger als er — er war 1787 geboren — im Herbste 1808 mit Tölken von Dresden nach Rom zu Fuß gewandert war, um dort Malerstudien zu treiben. Er zeichnete und componirte, namentlich nach Rafael, und die durch gleiche Interessen Verbundenen wurden bald auch Freunde. Wir werden ihnen in späterer Zeit in gemeinsamen Arbeiten, die für weite Kreise fruchtbar geworden sind, begegnen. Kestner liebte es, in sein Reisetagebuch auch Sätze abstracterer Art zu verzeichnen, deren Wahrheit ihm im Verkehr mit Büchern und Menschen aufgegangen war. So: „Es giebt kein schöneres Band zwischen zwei Menschen, als das der wechselseitigen Liebesdienste. Ein Jeder trägt dem Andern die Empfindung entgegen: ich liebe Dich, weil ich

Dir diente, und ich danke Dir, daß Du mir liebend dientest. Ueberhaupt nenne ich es oft einen kleinlichen Stolz, wenn man ansteht oder verweigert, einem Andern Verbindlichkeiten zu haben. Ich würde Wohlthaten sehr gern annehmen, wenn sie mir aus wahrer Zuneigung angeboten werden von Jemandem, dem ich in dem nämlichen Falle dasselbe thäte; und es grenzt an Beleidigung, sie in einem solchen Falle zu verweigern." Ferner: „Es ist ein widriger Verstand, der eigenen Fehler uneingedenk, die, welche man an Andern entdeckt, in solchem Lichte zu sehen, daß die Liebenswürdigkeit eines Menschen dadurch ganz zu verschwinden scheint; aber es ist ein liebenswürdiger Verstand, Gebrechen Anderer zwar mit derselben Schärfe zu sehen, sie aber mit allem Holden, was man zugleich bemerkt, und wofür nicht nur der Verstand, sondern auch das Herz Augen hat, zu verdecken und zu entschuldigen. Das Erstere entsteht gewöhnlich aus dem Unvermögen zu lieben, das Letztere aus dem Bedürfniß zu lieben. Dem Ersteren widerfährt gar oft die Ehre, für sehr verständig angesehen zu werden, da jene vermeintliche Verstandesstärke doch eine Schwäche ist; denn ein bloßer Fehler wird wie ein Laster angesehen. Ein solches muß man freilich verachten, den Fehler hingegen nur tadeln: sonst müßte man auch sich selbst verachten, denn wer ist ohne Schwächen? Wie empfindlich unangenehm ist es, über einen Menschen, den man liebt, so harte Urtheile ausgeschüttet zu sehen, desto empfindlicher, je mehr man die Fehler dessen schon kennt, den man liebt. und dem sie zu hoch angerechnet werden." Es ist nicht ersichtlich, durch welche Vorgänge Kestner zu solchen Bemerkungen veranlaßt worden ist: daß aber die Gesinnung, aus der sie hervorgehen, ihm die Herzen derer gewinnen mußte, die mit Verständniß für ein edeles Gemüth in Berührung zu ihm standen, liegt auf der Hand; und so bezeichnen seine Aeußerungen den Geist und Kern des Verkehres, in dem er sich bewegte.

Er hatte sich in ihm und in seinen Kunststudien so eingelebt, daß er den lebhaften Wunsch hegte, auch den Winter von 1809—10 noch in Rom zu bleiben, wie Stackelberg that, und wie auch sein Reisegenoß v. Beaulieu noch einige Monate lang es ausführte. Da aber seine Mutter nicht einwilligte, auch nicht auf die Verwendung der Schwester Charlotte, so verließ er schweren Herzens Rom im Anfange des September 1809, in Gesellschaft von Koes und Oehlenschläger, ging über Civita Castellana, Terni, Spoleto, Foligno, Perugia, Cortona, Kunst und Natur noch in vollen Zügen genießend, nach Florenz, und dann allein über Parma, Mailand und den St. Gotthard zurück nach Deutschland. „Wenn ich auch an den letzten Tagereisen jenseits des Gotthards kein eigentliches Italien mehr fand," schreibt er in sein Tagebuch, „so sah ich doch Menschen, die mit denen von demselben Stamme waren, welchen die unzähligen reizenden Melodien der Natur alles Holde, Fröhliche und Gefällige einflößen. An dieser Seite des Berges kamen mir gleich selbst in den Kindern Gesichter mit hohen, vorstehenden, ernsten Stirnen und runden, langsamen Augen entgegen; wobei mir beim

ersten Blicke auffiel, solch ein Gesicht wird nie in Italien geboren." — Und ein anderes Mal: „Was man recht erkennen will, muß man verlieren. Denn so lange man's hat, weiß man nicht, wie es ist, warum es ist, und wie schön es ist."

Im November war er wieder in Hannover.

Hier fand er die Verhältnisse insofern verändert, als das unter dem Wechsel der politischen Zustände und des Namens doch immer noch bei einem gewissen Bestande gebliebene hannoversche Ministerium, und damit die Geheime Canzlei, ihrem nahen Ende entgegen gingen. Die Einverleibung des bisher noch französisch gebliebenen Theiles von Hannover in das Königreich Westphalen war beschlossene Sache, und bereits den in Hannover leitenden Persönlichkeiten, z. B. Patje, der mit Kestners Mutter näher bekannt war, unzweifelhaft, wenn sie auch erst im Mai 1810 formell zugesagt, im Julius ausgeführt wurde. Für die Verwaltung blieb die Stadt Hannover alsdann kein nennenswerther Mittelpunkt mehr, nur die Gerichte behielten einigermaßen die alte Stellung. Kestners bisheriges Amt fiel weg; er hätte in westphälischem Dienste ein neues suchen müssen. Im Laufe des Winters faßte er den Entschluß, das nicht zu thun, vielmehr zu versuchen, ob er nicht seinen Beruf in ganz anderen Bahnen finde. Er hatte auf der Rückreise von Rom seinen älteren Bruder Carl besucht, denselben, bei welchem als Hüterin der Kinder Schwester Charlotte lebte, und der mit dem Plane umging, in Marseille eine chemische Fabrik zu gründen. Noch zwei andere Brüder Kestners hatten sich dem Handel gewidmet, der wohl schon auf jener Rückreise von Rom angeregte Gedanke, daß unter den ungünstigen hannoverschen Verhältnissen auch Kestner das noch thun könne, lag also nicht außerhalb des Familiengesichtskreises, und so ging er, indem er das westphälisch werdende Hannover verließ, zunächst zu Bruder Carl nach Marseille. Als er von Lyon die Rhone hinunterfuhr, begegnete ihm ein kleines Abenteuer, das charakteristisch für ihn und für die Zeit ist. Eine Gesellschaft junger Franzosen war auf dem Verdecke, durch deren lautes und in nicht saubern Scherzen sich ergehendes Wesen er unangenehm berührt wurde, und die, als er dies nicht verbarg, gegen ihn nicht artig waren. Er zog sich an das andere Ende des Schiffes zurück, und nach einiger Zeit holte er seine Guitarre hervor, — denn er führte sie auf Reisen damals allezeit bei sich — und unterhielt sich mit Singen. Nicht lange, so werden die jungen Leute still, Einer nach dem Andern kommt näher, und bald sieht er sie buchstäblich zu seinen Füßen, heiter und aufrichtig um Verzeihung und um mehr Lieder bittend. Als er freundlich darauf eingeht, wird er von ihnen auf Händen getragen, und die weitere Reise verläuft in hübschester Art.

In Marseille indeß war auf die Dauer nicht seines Bleibens. Das Unternehmen des Bruders — es ist derselbe, der dann später in Thann im Elsaß ausgedehnte und auf das Glücklichste entwickelte chemische Fabriken gegründet hat — gelang nicht, und gegen den Herbst 1811 sehen wir Kestner

auf der Heimreise nach Deutschland. Am 9. September kehrte er von Straßburg kommend in Heidelberg ein. Zwei Tage später berichtet er an Schwester Charlotte, die mit Carls Kindern in Straßburg geblieben war, von guter Aufnahme bei dem Philosophen Frieß und bei Anderen, und von zu erwartender guter Unterhaltung. Er hat Amalie von Hellvig besucht, welche ihrer Gesundheit wegen vor Kurzem von Stockholm nach Heidelberg übergesiedelt war und Studien über altdeutsche Kunst nachging; doch will er sich sein Urtheil über sie vorbehalten. Er ist einer Dame von guter Stimme begegnet, mit der er singt. Vor Allem, er hat „an einer sehr schönen Gemäldesammlung einen herrlichen Fund gethan": es war die Boisserée-Bertram'sche, welche nicht lange vor jener Zeit von ihren Eigenthümern in Heidelberg aufgestellt war. Er ist mit ihnen auch bereits bekannt: „ich gehe alle Morgen hin, und bin mit ihnen sehr gut daran," habe auch „dort die interessante Bekanntschaft eines jungen Malers aus Düsseldorf Namens Cornelius gemacht, der in Begriff ist nach Rom zu gehen." Cornelius, der eben seine Faustblätter vollendet hatte, lebte in Frankfurt und war von dort herübergekommen, die Boisserée'schen Bilder zu sehen. — Hier fand sich Kestner nach der kaufmännischen Episode, die ihm wohl niemals behaglich gewesen war, wieder in seinem Elemente. Er nahm Wohnung bei Creuzer, und richtete sich auf längeren Aufenthalt ein. Creuzer schildert ihn an Görres (Görres' Schriften 8, 257) als „einen lieben Menschen, der mit einer Nachtigallkehle, mit lustigem Muth, mit einer Guitarre und mancherlei Kupferstichen von Marseille kam." Von diesem seinem Hauswirthe, von Frieß, Voß, Wilken, Frau von Hellvig, Thibaut, mit dem er die Freude an alter Musik theilte, und von andern Mitgliedern der Universität gern gesehen und gütig behandelt, fühlte Kestner sich in ihrem Kreise, der, obwohl Arnim, Brentano, Görres nicht mehr in Heidelberg lebten, doch noch viel Romantik aufwies, außerordentlich wohl, und wäre um Alles gern darin geblieben, indem er sich an der Ruperto-Carolina für die Kunstwissenschaft habilitirt hätte. „Ich bin," schreibt er der Schwester am 15. October, „noch immer entweder von Anderen eingeladen gewesen, oder in meinem Zimmer, auf's Tiefste in Gedanken an mich verloren, indem ich arbeitete und dichtete, oder vielmehr das Fertige mit aller Genauigkeit noch ausfeilte. Nun bin ich mit Allem fertig, und habe doch noch nicht dazu kommen können, mit dem Buchhändler zu handeln, da jetzt Messe ist . . . Allein dies ist ja nicht mein Hauptzweck, sondern ich möchte mich nur durch irgend Etwas zeigen, um mich auf Etwas berufen zu können, und vielleicht darin eine Veranlassung zu einer Versorgung zu finden."

Es scheint nicht, daß Kestner damals literarische Arbeiten veröffentlicht hat, von seinen Poesien könnte Einiges in dem seit 1807 gegründeten Morgenblatte erschienen sein. Ein kunstwissenschaftlicher Aufsatz, der vermuthlich aus dieser Zeit stammt, existirt handschriftlich. Er heißt: „Von dem Wesen der Kunst und ihrem Verhältnisse zum Staate, wozu die Künstler

dem Staate taugen," und erörtert: das Wesen der Kunst sei das Erscheinen der Natur in der menschlichen Seele, das, obwohl es keinen „nützlichen" Einzelzweck habe, dennoch als unzweifelhaft Vorhandenes vom Staate anzuerkennen, und als Veredlendes und für die Arbeit des Lebens Erquickendes und Stärkendes zu fördern sei. — Wenn Kestner solchen akademischen Plänen nachging, so dachte er sich dabei als schönstes Ziel, daß er für seine Schwester Charlotte einst eine gesicherte und friedliche Heimath gewinnen könnte: „Ich möchte mich für Dich bewahren. Ich male mir es recht oft vor, wie es die Krone meines Lebens sein soll, Dir einst durch eine fröhliche heitere Ruhe Alles zu vergelten, was Du an Carl thust und was Du an mir gethan hast. Sie wird auch kommen die Zeit, wo Du die reich verdiente Vergeltung erhältst. Manche Leute sind mir gut gewesen, und viele, sehr viele sind es noch: aber so wie Du und unsere Mutter mich liebt, ist mir doch Niemand gut, und so steht mir Niemand über Euch Beiden."

Dieser Liebe zur Mutter opferte er jetzt seine Zukunftsgedanken zum zweiten Male. Sie lebte um jene Zeit in Hannover in Verhältnissen, die keineswegs reichliche waren, wünschte entschieden des Sohnes Rückkehr — und ebenso war sein ältester Bruder, schon von kurhannoverscher Zeit her dort beim Archiv als Nachfolger seines Vaters angestellt, der Meinung, Kestner müsse unverweilt in die Heimath zurückkehren und ein Einkommen suchen; wozu alsbald Gelegenheit sein werde. Dazu entschloß sich dieser sehr schwer, aber um der Mutter willen entschloß er sich. „Ich schweige von Dem," schreibt er kurz vor seiner Abreise aus Heidelberg in den ersten Novembertagen der Schwester, „was ich Vieles, Vieles verliere, einen Ort, wo ich nichts als Freundschaft von hundert Menschen und von der Natur genossen, zu verlassen, um in das Land der Trübsale zu ziehen, wo nichts als hoffnungslose Klagen wohnen. . . Einen Gelehrten muß jeder vernünftige Mensch in den jetzigen Zeiten, wo jede Abhängigkeit im Staate unglücklich macht, für den Glücklichsten halten. Dieses hätte ich mit nicht gar langer Zeit und Ruhe werden können, und hätte dazu bei der ausgezeichneten Aufnahme, die ich allgemein hier fand, die schönsten und leichtesten Mittel gefunden. Ich nehme den angenehmsten Eindruck mit von hier. Du weißt, wie wohl es dem Herzen thut, ohne Rücksicht auf Talente, blos wegen seiner Redlichkeit geschätzt zu sein, und so habe ich denn in Einer Hinsicht hier gefunden, was ich suchte: eine ruhige Herzenserquickung, die mich für das folgende Ungemach stärken wird."

Er wurde nach seiner Heimkehr Notar des hannoverschen Landcantons, mit dem Wohnsitz in dem, eine Vorstadt von Hannover bildenden, von dem väterlichen Garten in der Bult, den seine Mutter bewohnte, allerdings verhältnißmäßig fernen Dorfe Linden, so daß er die Seinen, außer zu Mittag, kaum sah, und sich recht einsam fühlte. Anfangs ward er von seinem ältesten Bruder, wohl in Folge einer für die Westphälische Regierung übernommenen finanziellen Besorgung, beschäftigt, dann bekam er auch sonst nicht wenig zu

thun, und lebte so stille hin, von seinen Idealen geschieden, bis der Winter von 1812 und der Frühling von 1814 in's Land kamen. Da bildete sein Misburger Freund, Forstmeister v. Beaulieu, das freiwillige Jägercorps der „Harzer Schützen" und Kestner war unter den Ersten, die eintraten, um die Waffen für Befreiung des deutschen Vaterlandes zu tragen. Er wurde Beaulieus Adjutant und kam als solcher in nächste Berührung und in gute Freundschaft mit Ernst Schulze aus Celle, dem Dichter der bezauberten Rose, der dort in ähnlicher Weise Dienste that. Es existirt noch ein von Kestner damals gezeichnetes Bild des Freundes. Ob und inwieweit er an den Kämpfen des später in die hannoversche Armee eingereihten Corps bei Wilhelmsburg, Dannenberg, an der Göhrde und bei Moorburg activen Theil genommen hat, erhellt nicht. Seine zarte Gesundheit dürfte ihn vielfach gehindert haben, wie sie ihn auch den Kriegsdienst bald wieder aufzugeben zwang. Nachdem in Hannover sich am 4. November 1813 das alte Ministerium in erneute Wirksamkeit gesetzt und bald die alte Geheime Canzlei wieder hergestellt hatte, finden wir auch Kestner wieder in seinem Amte als Geheimer Canzleisecretair.

In den Jahren 1815 und 1816 machte er Badereisen nach Wiesbaden, die eine mit seinem ehemaligen militärischen Chef, Herrn von Beaulieu, die andere mit einem älteren Herrn, Freunde seiner Eltern; auf der ersten hielt er sich, bevor er nach Wiesbaden übersiedelte, einige Tage in Frankfurt auf, wo sein nächstjüngerer Bruder Theodor sich als Arzt niedergelassen hatte. Theils wollte er diesen und seinen römischen Freund Chr. Schlosser, der unterdeß katholisch geworden war, wiedersehen, theils und besonders hoffte er von Angesicht zu Angesicht Goethe kennen zu lernen, welcher damals auf der Gerbermühle bei Willemers zu längerem Besuche verweilte. (Goethe und Marianne von Willemer, 2. Ausgabe S. 44 fg.) Bei Schlosser fand er noch immer „die alte Hochschätzung innerer Vervollkommenung, aber viel Zufriedenheit mit sich selbst, nicht gar viel Interesse für den Nächsten, und ein Bischen viel Zwang in der Manier." Zu Goethe durfte er als Sohn seiner Eltern Zugang hoffen und fand ihn.

In welchem Sinne und Maß er den Dichter verehrte, das deute eine um Etwas spätere Tagebuchsäußerung an: „Warum finde ich keine Melodie zu Goethes Dichtungen genügend? — Sie sind so voller Gehalt, daß sie sich in keine Form schmiegen. Dies empfindet Jeder, der ein goethesches Gedicht fühlt. Und wäre er ein ebenso großer Musiker, wie Goethe ein Dichter ist, so würde er von dessen Ideenreichthum eine Summe von Gedanken in sich aufgehen sehen, daß er durch so viele Anforderungen, deren Jede für sich eine Melodie verlangt, würde gehindert werden, und Nichts würde schaffen können." Aus diesen Worten läßt das Gefühl sich ermessen, mit dessen Ausdruck Kestner, als er am 30. August 1815 von dem Besuche bei Goethe zurück kam, seine Aufzeichnung darüber einleitet: „Dieses war die merkwürdige Stunde, die schon viele Jahre her das Ziel meiner Wünsche gewesen, wo ich den ersten

fernung von der Heimath führte. Seit dem Pariser Frieden besaß Hannover, was das alte Kurfürstenthum bis unmittelbar vor der französischen Besetzung nicht gehabt hatte, katholische Landestheile von einem Umfange, der in Betracht kam, und zwei katholische Bischofssitze darin, und so faßte schon seit Ende 1815 die Regierung den Gedanken, der auch die übrigen in ähnlicher Lage befindlichen deutschen Regierungen beschäftigte, über die kirchlichen Verhältnisse dieser Bisthümer mit der römischen Curie ein Abkommen zu verhandeln. Die leitenden Persönlichkeiten dabei waren in Hannover Rehberg, jetzt Geheimer Cabinetsrath, in London Graf Münster. Nach mancherlei Erwägungen beschloß man, einen Gesandten nach Rom gehen zu lassen, dem ein kirchenrechtskundiger Rath, wozu der ehemalige Göttinger Professor, nachherige westphälische Staatsrath Leist ausersehen wurde, und ein Gesandtschaftssecretair beigegeben werden sollte. Zum Amte des Gesandten waren der frühere Kriegsrath, dann Diplomat zu Berlin und Regensburg Franz v. Reden, der während der französischen Zeit in Süddeutschland lebend, einer der Vertrauensmänner der Londoner Regierung gewesen war, und ein früherer hannoverscher Officier v. Ompteda auf der Wahl, der während der Zeit des Königsreichs Westphalen am Casseler Hofe und in der dortigen Diplomatie gedient hatte. Er hatte daher Etwas gut zu machen und konnte nicht ablehnen, einen höchstpersönlichen geheimen Auftrag mit zu übernehmen, der sich auf die Gemahlin des Prinzen Regenten bezog, und den Reden abgelehnt haben würde: vielleicht war es deswegen, daß Münster für Ompteda entschied. Secretair der Legation aber wurde, und zwar — wie Emil Braun, offenbar aus authentischer Quelle, angiebt — durch Rehbergs Einfluß, Kestner. Anfang Februars 1817 reiste sie von Hannover ab, im April war sie in Rom, und wurde am 18. dem Papste vorgestellt.

Nach Kestners administrativer und juristischer Ausbildung, nach seiner Herrschaft über die zu handhabenden Sprachen, nach seiner schon erworbenen Kenntniß Roms, endlich nach seinem vollkommen zuverlässigen Charakter konnte ein für das römische Legationssecretariat geeigneterer Mann kaum gefunden werden. Auch war es in kurfürstlicher Zeit nichts Seltenes gewesen, Geheime Canzleisecretaire bei den Gesandtschaften so zu verwenden. Dennoch konnte es auffallen, daß der fast Vierzigjährige, welcher seit 1803 schon in der Geheimen Canzlei angestellt war, und in der Heimath Verwendung in einem höheren Amte erwarten konnte, sich — denn das hat er bei Rehberg, dem alten Freunde seiner Eltern, sicher gethan, obwohl die Acten nichts darüber besagen — um die Stelle bei der Gesandtschaft beworben hat. Allein hier wird die Erklärung gegeben durch ein gutes Wort von Stahr: „Rom zu sehen ist ein großes Glück, Rom wiederzusehen ein noch viel größeres." Unzweifelhaft war es Kestners Sehnsucht nach dem Glücke dieses Wiedersehens, die ihn leitete, seine Liebe zur Kunst, seine Hoffnung wieder auf eine Zeit lang ihrer Betrachtung und Erforschung inmitten der römischen Schätze nachgehen zu können.

Die Jugendfreunde.

Novelle

von

Friedrich Friedrich.

— Leipzig. —

Es saßen drei Männer beisammen im Wirthshause einer kleinen Gebirgsstadt. Es war der Pfarrer Weinhold, der Advocat Berger und der Arzt Dr. Tanner. Sie hatten sich eine stille Ecke ausgesucht, um von Niemand belästigt zu werden, obschon außer ihnen kein Gast in dem kleinen Zimmer war.

Vor ihnen stand eine Flasche Wein, ihre Gläser waren gefüllt, sie tranken aber nicht, denn auf ihnen lag eine ernste, traurige Stimmung. Sie hatten vor kaum einer Stunde einem Jugendfreund, dem Dr. Baumbach, das letzte Geleit gegeben. Da sie alle Drei in der kleinen Stadt nicht daheim waren und von den übrigen Leidtragenden Niemand kannten und da überdies der Abend hereingebrochen war und sie nicht heimkehren konnten, so hatten sie sich zusammengesetzt, um den Abend zu verplaudern. Aber sie plauderten nicht. Es waren wohl dieselben Gedanken, die durch den Kopf jedes Einzelnen hinfuhren. Auf der Universität waren sie und der Verstorbene die innigsten Freunde gewesen und an einem heiteren Abende, in jugendlichem Uebermuthe, hatten sie sich das Wort gegeben, daß sie sich zusammenfinden wollten, wenn der Tod einen von ihnen abberufen, und daß sie dann auf das Wohl des Geschiedenen trinken wollten.

Das Leben hatte sie auseinandergerissen und ihnen an verschiedenen Orten eine Stellung angewiesen. Sie hatten sich sehr selten gesehen und waren nie wieder vereint gewesen. Der Tod Baumbachs hatte sie an das einst gegebene Versprechen erinnert und sie waren gekommen, um ihr Wort einzulösen.

Seit langen Jahren hatten sie sich wiedergesehen, sie hatten den Jugendfreund, der kaum fünfzig Jahre zählte und ein Opfer seines Berufes geworden war, zu Grabe geleitet und sich nun vereint, um ihm ein „stilles Glas“ zu weihen,

noch hatten sie das Letztere jedoch nicht gethan, denn der Tod des Jugendfreundes war ihnen doch zu Herzen gegangen.

„Er ist vor der Zeit abberufen, denn er hätte noch zwanzig Jahre und länger leben können," sprach der Pfarrer, indem er mit der Rechten über die Stirn hinstrich.

„Er ist ein Opfer seines Eigensinnes geworden," warf der Doctor Tanner ein. „Schon vor zwanzig Jahren habe ich ihn gewarnt, sich nicht in solch einem verwünschten Gebirgsneste, wo der Wind ewig aus irgend einer Ecke pfeift, niederzulassen. Wer hier nicht eine Pferdenatur besitzt, wird nicht fünf Jahre alt, und wer diese Zeit glücklich überlebt hat, braucht in seinem ganzen Leben keinen Arzt wieder, außer wenn er ein Bein bricht oder seine Frau von der Treppe fällt. Baumbach war ein tüchtiger Kerl, in einer großen Stadt wäre er ein reicher Mann geworden, hier hat er sich nutzlos abgequält und nicht einmal so viel hinterlassen, daß die Seinigen gegen Noth geschützt sind."

„Er hat es nicht anders gewollt," bemerkte Berger.

„Laßt uns ihm keinen Vorwurf machen," sprach der Pfarrer. „Uns Drei hat das Geschick äußerlich günstiger gestellt, aber er hat sich in seinem Berufe und seiner Familie glücklich gefühlt, der enge Kreis, in dem er hier lebte, entsprach seiner Neigung."

„Als wir einst als lustige Studenten uns das Wort gaben, uns zusammenzufinden, wenn der Tod einen von uns abberufe, da waren wir unser fünf," bemerkte Berger.

„Tauber war dabei," fiel Tanner ein. „Er ist heute nicht gekommen."

„Ich habe ihn nicht erwartet," entgegnete Weinhold. „Er hat einen anderen Weg eingeschlagen als wir, er ist verdorben und vielleicht auch gestorben — ich habe seit Jahren nichts über ihn gehört, und was ich früher hörte, das sprach wenig für ihn."

„Er lebt noch," fiel Tanner ein. „Er lebt hier oben im Gebirge und zwar, wie mir erzählt ist, in bedrückten Verhältnissen."

„Hat er sich dieselben nicht selbst zuzuschreiben?" sprach der Pfarrer. „Er war von jeher ein unruhiger und aufgeregter Kopf."

„Er hatte ein heißes und leidenschaftliches Blut," bemerkte der Advocat entschuldigend.

„Dann hätte er es beherrschen müssen," bemerkte Weinhold.

„Laßt uns nicht hart über ihn urtheilen," rief Tanner. „Wir sind ruhige und gemäßigte Naturen, in ihm loderte das Feuer und die Leidenschaft des Genius. Er war wild, weil er die innere Kraft nicht bändigen konnte, sie fügte sich nicht den ausgefahrenen Spuren des gewöhnlichen Lebens. Ich habe ihn näher gekannt und ihn oft um seine glänzenden Gaben beneidet, er war weitaus der Befähigtste von uns allen."

Dem Pfarrer schien dies freie Urtheil wenig zu gefallen. Wenn er auch einst ein sehr lustiger und freidenkender Student gewesen war, so hatte sich doch allmählich ein kleiner Hochmuthsteufel in seinem Kopfe festgesetzt und da

er unter seinen Collegen einer der strebsamsten war, so steckte doch etwas Unfehlbarkeitsdünkel in ihm.

„Ich glaube, lieber Tanner, Du beurtheilst ihn etwas zu günstig," bemerkte er lächelnd. „Ich gebe zu, daß er ganz günstige Anlagen hatte, allein sie waren doch nicht ausreichend für irgend einen Beruf. Er studirte Anfangs Theologie und gab dies Studium bald auf, dann widmete er sich der Jurisprudenz, aber kaum zwei Semester lang, dann wollte er Mediciner werden, aber auch dies sagte ihm nicht zu, was er im letzten Jahre getrieben hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er nicht Genügendes gelernt, um sich eine geachtete Lebensstellung zu erringen."

„Halt!" fiel der Arzt ein. „Weinhold, Du hast ihn entweder nicht genügend gekannt, oder ihn nicht begriffen. Es ist wahr, er hat sich in den verschiedensten Wissenschaften versucht, sie aber wieder aufgegeben, weil sie ihm nicht genügten. Was er als Theologe und Jurist gelernt hat, weiß ich nicht, nachdem er zwei Semester Medicin studirt hatte, war ich über seine Kenntnisse erstaunt. Was er erfaßte, trieb er Anfangs mit großer Leidenschaftlichkeit."

„Aber ohne Ausdauer," warf der Pfarrer ein.

„Die Ausdauer ist nicht das Merkmal eines begabten Geistes," fuhr der Arzt fort. „Tauber ist an der Leidenschaftlichkeit seines Charakters zu Grunde gegangen und daran, daß ihn das Geschick nicht auf eine Stelle geworfen, wo er seine ganze Kraft einsetzen konnte. Hätte er solche Stelle gefunden, so würde er sich weit über uns hinausgeschwungen haben. Die Eiche ist unser schönster und kräftigster Baum, allein sie bedarf der Luft, des Lichtes und des Raumes, um sich zu entwickeln, wird ihr dieser Raum nicht gewährt, so verkümmert sie. So ist es Tauber ergangen. Er hat nicht Raum für sich und seine Kraft gefunden."

„Und doch ist die Erde so groß," bemerkte Weinhold.

„Ich gebe Tanner recht," warf der Advocat ein. „Es steckte in Tauber etwas Gewaltiges. Wie sein Körper etwas hünenhaftes hatte, so auch sein Geist, dabei war er ein lustiger Gesellschafter und ohne Falsch. Ich begreife kaum, daß es ihm nicht gelungen ist, sich empor zu schwingen."

„Ich auch nicht, wenn er wirklich so geistig befähigt war," fügte der Pfarrer hinzu.

„Doch, ich begreife es!" rief Tanner. „Ein solches leidenschaftliches Blut, ein solcher Kopf fügt sich nicht jedem Verhältnisse. Er kann nicht wie tausend Andere in einer großen Tretmühle gehen. Er will seinen eigenen Weg haben und wenn der ihm nicht gestattet wird, so sucht er ihn zu erzwingen, gleichgiltig, ob er selbst dabei zu Grunde geht. Es giebt Nacken, die sich nicht beugen."

„Dem, was uns bestimmt ist, müssen wir uns alle beugen," sprach der Pfarrer.

„Weinhold, willst Du den verdammen, der dies nicht thut? Willst Du die Fülle der Kraft, die sich dagegen sträubt, verurtheilen?" warf Tanner ein.

Der Pfarrer zögerte mit der Antwort. Ja, er würde einen Solchen verdammt haben, und doch mochte er dies dem Jugendfreunde gegenüber nicht aussprechen, denn er kannte Tanners offene und ehrliche Natur und wußte, daß seine Worte nur seine wahre Ueberzeugung ausdrückten.

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und die große, breite, feste Gestalt eines Mannes trat ein. Das Gesicht des Eingetretenen war mit einem verwilderten, dunklen, hie und dort bereits mit Grau untermischten Bart umrahmt, starke, buschige Brauen überschatteten ein paar feurige, leuchtende, leidenschaftliche Augen. Die Züge des stark gebräunten Gesichtes war edel, aber traten stellenweis zu scharf hervor und waren von tiefen Furchen durchzogen.

Die Kleidung des Mannes war einfach, fast ärmlich. Den Kopf bedeckte ein grauer, eingedrückter, verwetterter Hut mit breiter Krempe. Die Joppe des Mannes war von grobem Stoffe und abgetragen, auch sie hatte allem Anscheine nach bereits viel Wind und Wetter und Arbeit mit durchgemacht.

Der Eingetretene warf auf die drei am Tische sitzenden Männer kaum einen flüchtigen Blick, er legte den grauen Hut auf einen Stuhl, stellte den festen, knotigen Stock in die Ecke und ließ sich an einem Nebentische nieder.

„Tauber!“ rief Tanner, der den Eingetretenen nicht aus den Augen gelassen hatte, indem er aufsprang und zu dem Fremden trat. „Ja, Du bist es!“ fuhr er fort, dem Manne die Hand entgegenstreckend.

„Tauber ist mein Name,“ gab der Fremde zur Antwort. Seine Stimme klang zwar ruhig, aber doch etwas unsicher. Er schien sein Gedächtniß vergebens anzustrengen, um zu erforschen, wen er vor sich habe.

„Tauber, kennst Du mich nicht mehr!“ rief Tanner.

„Doch, doch! An der Stimme erkenne ich Dich wieder,“ entgegnete der Eingetretene halb freudig, halb verlegen. „Ich erkenne Dich — die Jahre haben freilich an uns beiden sehr gezehrt,“ fügte er hinzu, indem er mit der breiten, harten Hand langsam über die Stirn hinstrich.

„Und hier sitzen noch zwei Jugendfreunde, die Du vielleicht auch nicht wiedererkennst,“ fuhr Tanner fort und zog den, den er seit langen Jahren nicht gesehen hatte, zu dem Tisch, an dem der Pfarrer und Advocat saßen.

Beide waren aufgestanden.

„Kennst Du sie?“ fragte Tanner.

Ueber die Augen und das Gesicht des großen Mannes legte es sich wie ein leiser Schleier der Trauer. Er gedachte der glücklichen, lustigen Jugendzeit, vor ihm tauchten längst vergangene Bilder auf, die er für immer vergessen und abgethan zu haben wähnte, und er empfand die tiefe Kluft, welche zwischen seiner Jugendzeit und seinen jetzigen Verhältnissen lag.

„Weinhold und Berger,“ sprach er, die Jugendfreunde erkennend. Er wagte nicht, ihnen die Hand zu reichen, als sie ihm indessen die Rechte entgegenstreckten, da erfaßte er dieselben und drückte sie fest wie einst.

„Auch wir haben Dich sofort erkannt,“ sprachen der Pfarrer und Advocat.

„Und doch glaubte ich, daß ich mich am meisten verändert hätte,“ entgegnete Tauber. Es klang ein eigenthümlicher Ton aus seinen Worten, halb Schmerz und halb Trotz und Verzweiflung.

„Nun, komm und setze Dich zu uns,“ sprach Tanner, indem er für den Jugendfreund einen Stuhl herbeizog. „Weißt Du, was uns hier vereint hat?“

„Baumbachs Tod,“ entgegnete Tauber, der den Jugendfreunden gegenüber noch immer mit dem Gefühle der Befangenheit kämpfte. „Ich las denselben erst heute morgen in der Zeitung und zugleich, daß heute das Begräbniß stattfinden sollte. Ich erinnerte mich des Versprechens, welches wir uns einst — vor langen Jahren gegeben hatten, und obschon ich Baumbach nie wiedergesehen habe, so wollte ich doch mein Wort halten. Ich bin oben im Gebirge daheim, ich machte mich sofort auf, allein die Wege sind zu tief verschneit, daß ich oft kaum durchkommen konnte; es war ein schweres Stück Arbeit, ich habe mir keine Rast gegönnt und doch bin ich zu spät gekommen. Ich komme soeben vom Friedhofe und habe an Baumbachs Grabe gestanden — ich konnte es leicht finden, denn es war das einzige, welches noch nicht mit Schnee bedeckt war. Am Grabe erinnerte ich mich, daß ich versprochen hatte, auf das Wohl des Geschiedenen zu trinken, und um dies Versprechen zu erfüllen, trat ich hier ein.“

„Wir haben dies Versprechen auch noch nicht erfüllt,“ entgegnete Tanner. „Jetzt wollen wir es thun.“

Tauber blickte sich nach dem Wirthe um und bestellte Wein.

„Nein, Freund,“ fiel der Arzt ein, die Hand auf den Arm des Jugendfreundes legend, „heute trinkst Du mit mir, denn heute halten wir es wieder wie einst. Da hieß es: ‚Einer nach dem Andern‘, das bedeutete, der Eine bezahlt die Zeche an dem einen Tage, der Andere an dem andern.“

„Ja, so war es,“ bemerkte Tauber vor sich hinstarrend. Wie viel — wie unendlich viel lag zwischen jenen glücklichen Tagen und jetzt! Er mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um dies zu fassen.

Der Wirth hatte ein viertes Glas und eine frische Flasche gebracht. Tanner füllte die Gläser.

„Nun laßt uns auf unseres geschiedenen Freundes Wohl trinken,“ rief er. „Ihm ist ja wohl!“

Die Gläser klangen aneinander, es war eine ernste feierliche Stimmung. Tauber leerte sein Glas hastig, auf einen Zug, dann stützte er den Kopf auf beide Hände und sprach: „Ich wollte, Ihr tränket auf mein Wohl.“

Die Miene des Pfarrers verrieth, daß er eine ernste Bemerkung an die Worte knüpfen wollte, aber Tanner kam ihm zuvor.

„Halt, Freund!“ rief er zu Tauber gewandt. „Ich habe gesagt, Baumbach ist wohl, allein den Lebenden ist noch wohler. So lange noch ein Tropfen lebendiges Blut in unsern Adern rinnt, müssen wir das Leben festhalten und genießen. Unser Freund Baumbach war einst ein lustiger Geselle und ich weiß, daß ich in seinem Sinne handle, wenn ich Euch auffordere, heute keinen

trüben Gedanken Raum zu geben. Einer nach dem Andern. Er ist uns im Tode vorangegangen, die Zeit wird auch für uns einst kommen."

Die Freunde schwiegen. Was Tanner beabsichtigte, Tauber durch einen heiteren Ton über das Gefühl der Verlegenheit, mit welchem derselbe kämpfte, hinwegzuhelfen, das gelang ihm nicht. Tauber sah nicht auf.

„Ja, einer nach dem andern," sprach er mit dumpfem Tone. „Ich hoffe, jetzt kommt die Reihe an mich."

„Freund, dazu ist wenig Aussicht, denn Du bist der Kräftigste von uns," warf Tanner ein.

„Und Jeder muß das Geschick, welches ihm beschieden ist, mit Geduld tragen," bemerkte Weinhold, der den Prediger nicht verleugnen konnte. „Es soll Niemand verzweifeln und Niemand klagen, ist doch Jeder seines Glückes Schmied und das Leben ist für Alle eine ernste Schule."

Tauber richtete den Kopf empor und seine Augen leuchteten wild.

„Haha! Eine Komödie ist es, in welcher die Rollen durch den Zufall vertheilt werden!" rief er laut. „Die meisten Menschen sind nichts mehr als erbärmliche Schauspieler, die obenein ihre Rollen schlecht gelernt haben! Weshalb sollen wir denn das Geschick mit Geduld ertragen? Ich klage nicht, daß mir der Zufall in dieser Komödie eine traurige Rolle zugeworfen hat, aber wer will mich verdammen, wenn ich nicht Lust habe, zu warten, bis das lange Stück zu Ende gespielt ist! Es ist alles Thorheit!"

Er hatte diese Worte so erregt und heftig ausgerufen, daß Weinhold zusammengefahren war, denn er hatte nicht die Absicht gehabt, den Jugendfreund zu kränken und er sprach dies aus.

„Ich glaube Dir," sprach Tauber mit ruhigerer Stimme, indem er den Kopf wieder auf die Hand stützte. „Deine Worte haben mich erregt, aber Ihr wißt nicht weshalb. Mir ist eine traurige Rolle zuertheilt worden, ich habe oft darüber nachgedacht, ob ich sie nicht anders hätte spielen können, ob mich nicht selbst ein Theil der Schuld treffe. Es mag ja sein, daß ich das Richtige nicht getroffen habe, aber wenn ich heute, wo meine Haare bereits ergraut sind, noch einmal Alles durchleben müßte, so würde ich nicht anders handeln."

Er leerte das vor ihm stehende Glas, ohne aufzublicken. Tanner ließ eine neue Flasche Wein kommen und schob sie dem Jugendfreunde schweigend hin, der dies gar nicht zu bemerken schien. „Erzähle uns Dein Leben," sprach Tanner.

Tauber schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Ihr würdet mich doch nicht verstehen, weil Ihr anders empfindet," entgegnete er. „Und wozu auch! Wer fragt denn darnach, wenn ein Baum im Walde mehr vom Sturme erfaßt wird, als die anderen. Wird sein Stamm endlich gebrochen, so ist er ein Gefallener unter vielen Tausenden und was thut das? Haha! Gefallen wäre er doch einst!"

„Du hast vielleicht recht, allein Du vergißt, daß Du unter Jugendfreunden sitzest," bemerkte Tanner.

Die Brust des großen Mannes holte tief Athem, sie schien nach Luft zu ringen. Er stürzte einige Glas Wein hinab, dann schien er etwas ruhiger zu werden.

„Unter Jugendfreunden!" wiederholte er. „Hättest Du dies Wort lieber nicht gesprochen, denn es erinnert mich daran, wie wenig von dem, was ich einst erhoffte, in Erfüllung gegangen ist, und wie von den Idealen, die einst meine Brust durchglühten, kaum ein geringer Rest übrig geblieben ist. Ah! Thoren sind Alle, die hoffen! Man sollte den Menschen erst in der Stunde des Todes fragen, was er vom Leben hält und wie hoch er den Werth desselben schätzt!"

Er fuhr mit der breiten, festen Hand über die hohe Stirn hin. Man sah, wie es in ihm stürmte.

„Doch, was hinter uns liegt, ist überwunden, wir dürfen nur nicht daran denken," fuhr er fort. „Ihr seht mich erstaunt an, denn Ihr könnt mich nicht begreifen, ich will Euch einen Blick in mein Leben gestatten, was ich gelitten habe, das — das kann ich Euch freilich nicht sagen. Ihr würdet es sehen, wenn ich die alten Wunden aufreißen wollte — doch auch dann würdet Ihr es nicht fassen, denn in Euren Adern rinnt ein anderes, ruhigeres Blut und Ihr dürft dem Geschick danken, daß dem so ist! Als wir uns zum letzten Male sahen, als ich von Euch schied in lustiger Stunde, lag das Leben vor mir und stolzer und freudiger ist wohl nie ein Schiff auf das weite Meer hinausgefahren. Hoffnung füllte meine Segel. Ihr wißt, ich hatte keinen bestimmten Beruf erwählt, und doch fühlte ich mich berufen, Großes zu erreichen. Es gährte eine Kraft in mir, der die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens zu leicht und zu gering erschienen, mich verlangte, diese Kraft zu etwas Großem einzusetzen — ich war vielleicht ein Narr, aber ich war jung. Ein Jahr lang lebte ich nur meinen Idealen, ich arbeitete ohne zu fragen weshalb, da trat das Leben zum ersten Male in der Gestalt eines Philisters an mich heran, es verlangte Mittel, gleichsam Bezahlung, um mir ferner zu dienen. Kurz — ich nahm die Stellung eines Privatsecretärs bei dem Grafen Walden-Berg an. Ihr kennt ihn und kennt auch sein herrliches Schloß oben im Gebirge. Ein neues Leben ging für mich auf, ich athmete eine Luft, die ich bis dahin nicht gekannt, meine Brust weitete sich. Die Arbeit, die mir oblag, war kaum ein Spiel für mich, die alte und reiche Bibliothek des Grafen bot mir einen Schatz dar, dem ich mich mit offenen Armen entgegenwarf. Die ruhigsten und heute kann ich auch sagen die glücklichsten Stunden meines Lebens habe ich in dieser Bibliothek verlebt. Sie lag inmitten des großen und prächtigen Parkes und wenn ich im Sommer an dem offenen Fenster saß, strömten Blüthenduft und Vogelsang zu mir ein. Ja, es war eine schöne Zeit!"

Er leerte das vor ihm stehende Glas, strich mit der Hand über die Stirn und starrte schweigend vor sich hin.

„Aus diesem Stillleben riß mich der Graf selbst," fuhr er fort. „Er war fünfzig Jahre alt, allein er erschien jünger, ein feiner Kopf und feiner Gesellschafter, daß er kein Herz besaß, das — das habe ich erst später kennen gelernt. Er hatte Gefallen an mir gefunden und zog mich immer näher an sich heran. Ich las ihm und seiner Familie vor, zechte lustig mit ihm, wenn er allein war und sich gelangweilt fühlte, und ging mit ihm zur Jagd, die mir von jeher großes Vergnügen bereitet hatte. Da ich die Erlaubniß hatte, auch allein in seinen ausgedehnten Forsten zu jagen, so brachte ich manchen Tag, die Büchse auf der Schulter, im Walde zu. Der Graf unternahm mehrere größere Reisen und ich mußte ihn stets begleiten, er behandelte mich nicht wie einen Untergebenen, sondern wie einen Gleichgestellten und Vertrauten, wir genossen fast jedes Vergnügen zusammen. Ich weiß, daß Viele mich um diese Stellung beneideten. Manche, die vom Grafen etwas zu erreichen wünschten, wandten sich an mich und ich kann mich nicht entsinnen, daß der Graf mir je eine Bitte abgeschlagen hätte. Mein Selbstbewußtsein war gewachsen, aber ich war nicht übermüthig. Wenn ich es gewesen wäre, so könnte ich es heute, nach so vielen Jahren offen eingestehen — ich war es nicht. Mein Lebensschiff tanzte lustig und von einer frischen Brise getrieben, auf den Wogen, ich glaubte, das Steuer fest in der Hand zu halten, der Himmel über mir war blau und ich hielt es für unmöglich, daß am fernen Horizonte Wetterwolken aufsteigen könnten. Sie stiegen auf.

„Der Graf besaß eine Tochter, Armgard war ihr Name. Ein stilles, blondes, schönes Mädchen mit tiefen blauen Augen. Sie zählte achtzehn Jahre. Sie war mir stets wie ein einfaches, sinniges Kind erschienen. Wohl hatte ich wahrgenommen, daß ihre Augen feuriger leuchteten, wenn ich vorlas oder aus meiner lustigen Studentenzeit erzählte, allein ohne mir über meine Empfindungen Rechenschaft zu geben, hatte ich nie gewagt, mich ihr zu nähern, sie erschien mir wie eine schöne Knospe am sonnigen Felsenrande, nach der die Hand auszustrecken, ich nimmer gewagt haben würde. Da sandte sie mir wenige, flüchtige Zeilen, in denen sie mir ihre Liebe gestand. Ich war durch dies Geständniß anfangs verwirrt, aber schnell schlug die Flamme in mir empor, deren Gluth ich längst unbewußt in mir genährt hatte — ich liebte sie mit der ganzen Leidenschaftlichkeit meines Herzens und Blutes. In einer einsamen Laube nahe am Schlosse trafen wir uns Abend für Abend. Meine Liebe hatte etwas Heiliges. Wenn ich Armgard in meinen Armen hielt, dann hatte ich die Empfindung eines Vaters, der über das Glück seines Kindes wacht. Stiegen Befürchtungen wegen des Rangunterschiedes in mir auf, dann wußte sie dieselben mit kindlichen Schmeichelworten zu verscheuchen. Als wenn sie eine Prinzessin gewesen wäre, versprach sie mich zum Prinzen zu erheben, sie war der festen Ueberzeugung, daß ihr Vater ihr keine Bitte abschlagen könne, und ich glaubte ihr — ich glaubte ihr ohne nachzudenken, denn in ihrer

Nähe war ich nur ein Kind. Es waren unaussprechlich glückliche Tage für mich. Ich hatte das Verlangen, der weit über mir stehenden Geliebten für ihre Liebe dankbar zu sein. Ich war arm und besaß keinen Namen, aber in mir fühlte ich die Kraft, Großes zu erringen, und ich durcharbeitete die Nächte, um meine Kenntnisse zu erweitern. Weshalb sollte es mir nicht gelingen, mich emporzuschwingen. Wenn ich heute an jene Tage zurückdenke, so fasse ich nicht mehr, daß mein Körper den Anstrengungen nicht erlag, denn ich gönnte mir kaum eine Stunde Schlaf. Die Liebe und die Hoffnung hielten meine Kräfte aufrecht — es war eine schöne Zeit und doch war sie nur ein Traum — ein Traum, dem mein ganzes Leben zum Opfer gefallen ist."

Er schwieg wieder und blickte vor sich hin auf den Tisch. Auch die Freunde schwiegen.

„Wie endete diese Liebe?" fragte Berger endlich.

Tauber zuckte bei dieser Frage empor, seine Augen leuchteten und auf seiner Stirn wurde ein rother Streifen bemerkbar, es war eine längstvernarbte Wunde.

„Das wollt Ihr wissen!" rief er mit wildem, erregtem Ausdrucke. „Giebt Euch meine ganze Erscheinung nicht die Antwort! Haha! Glaubt Ihr, der Graf habe mich als Schwiegersohn freudig in die Arme geschlossen? Es ist nicht gut, daß Ihr mich fragt — und doch, ich habe versprochen, Euch mein Leben zu erzählen und jetzt kommt die Scheide für dasselbe. Ich war in meinem Glücke, in meinen Hoffnungen und Träumen immer höher und höher gestiegen, ich war auf dem Gipfel des Glückes angelangt und mein Blick reichte weit, weit in das blühende Land hinein, nur das Eine sah ich nicht, daß wenige Schritte vor mir ein Abgrund war, tief — tief — so tief wie er nur für ein Herz sein kann. Es ist lange, lange Jahre her, aber ich erzittre heute noch, wenn ich daran denke! — Es genügte meinem Herzen und dem Armgards nicht, daß wir uns nur des Abends sahen, wir schrieben uns täglich, um unseren übervollen Herzen Ausdruck zu verschaffen und ein Diener, den ich für uns gewonnen hatte, übermittelte die Briefe. Eines Tages kehrte ich mit dem Grafen von der Jagd heim, auf der er mir verschiedene Beweise seiner Zuneigung gegeben hatte. Mit freudigem Herzen begab ich mich auf mein Zimmer. Kaum eine halbe Stunde später wurde ich zum Grafen gerufen. Arglos betrat ich sein Zimmer. Mir fiel die Blässe seines Gesichtes und das düstere Leuchten seiner Augen auf, ich glaubte, ihm sei ein Unfall zugestoßen und fragte darnach.

„Haben Sie diesen Brief geschrieben?" fragte er, indem er ein Papier mit zitternder Hand mir vor die Augen hielt.

„Unwillkürlich zuckte ich zusammen — es war ein Brief, den ich am Morgen jenes Tages der Geliebten geschrieben hatte. Schnell raffte ich mich zusammen; der Augenblick, in dem ich ihm meine Liebe hätte gestehen müssen, wäre ja doch früher oder später gekommen, mit dem vollen Glücke meiner Liebe antwortete ich: „Ja, ich habe ihn geschrieben! Ich liebe Armgard, jeder Pulsschlag meines Lebens gilt ihr, die auch mich liebt, die aus freiem Antriebe mir ihr Herz geschenkt hat . . .!"

„Bube!" unterbrach mich der Graf und ehe mein Auge es bemerkte, hatte er einen neben ihm stehenden Stock ergriffen und schlug mich damit durch das Gesicht.

„Ich taumelte zurück, der Zorn übermannte mich, ich wollte mich auf ihn werfen und er hätte die That vielleicht mit seinem Leben bezahlt, da stürzten auf ein Zeichen von ihm zwei Diener hervor und warfen mich nieder. Der Graf schlug aufs Neue auf mich ein und eilte dann aus dem Zimmer. Ich habe mich früher oft meiner Kraft gerühmt, sie war gelähmt in dem Augenblicke, die Schmach hatte meine Glieder erstarren gemacht. Da ich nicht im Stande war, mich zu erheben, rissen die Diener mich empor, schleppten mich aus dem Hause und über den Schloßhof — ich wußte kaum, was mir geschah. Da riß der Graf ein Fenster auf und rief höhnend hinab, ich liebe ja die Jagd und das Wild, wenn ich die Stelle eines Wildhüters annehmen wolle, so möge ich mich bei einem seiner Förster melden.

„Dieser Hohn brachte mich wieder zu mir, ich riß mich los, um zurück in das Haus zu eilen, mehrere Arbeiter stürzten auf mich zu und schleppten mich weiter: aus der Thür des Schloßhofes stießen sie mich, dann schlossen sie die Thür hinter mir. Ich weiß nicht mehr, was in mir vorging, mir ist nur noch erinnerlich, daß ich fortstürzte immer weiter und weiter in den Wald, damit Niemand die Schmach mir ansehe und um mein blutendes Gesicht zu verbergen. Der Abend brach herein, die Nacht, ich stürzte fort und immer fort, in meinen Adern glühte das Feuer des Wahnsinns. Was weiter mit mir geschehen ist, weiß ich nicht."

„Es ist niederträchtig, empörend!" rief Tanner. „Hast Du den Mann nie zur Rechenschaft gezogen?"

Ueber Taubers Gesicht glitt ein schmerzliches, bitteres Lächeln hin.

„Meine Erzählung ist noch nicht zu Ende," fuhr er fort. „Als ich wieder zu mir kam, waren mehr denn acht Tage verflossen. Ich erwachte in einem engen, niedrigen Zimmer, neben meinem Bette saß ein junges, frisches, blühendes Mädchen. Es war ein kleines Wirthshaus hoch im Gebirge mitten im Walde an der Landstraße. Der Wirth war vor einem Jahre gestorben, die Wirthin und ihre Tochter setzten die kleine Wirthschaft fort. Wie ich dort hingekommen bin, weiß ich nicht, man hatte mich des Morgens bewußtlos vor der Thür gefunden und sich meiner angenommen, ein heftiges Fieber hatte während der ganzen Zeit mein Bewußtsein verscheucht. Ich war zum Sterben matt, als ich wieder zu mir kam, und trotz der Pflege, welche die Wirthin und ihre Tochter mir angedeihen ließen, genas ich nur langsam, langsam. Die mir widerfahrene Schmach hielt meine Kräftigung zurück, in mir zehrte ein glühender Haß gegen den Grafen und das Gefühl meiner Ohnmacht erhöhte denselben nur. Und es kam noch etwas Anderes hinzu. Was war aus Armgard geworden? Dieser Gedanke peinigte mich Tag und Nacht. Wußte sie um die Schmach, die mir angethan war? Hatte der Graf auch sie seinen Zorn fühlen lassen? Weshalb hatte sie nicht nach mir geforscht und mir ein Zeichen gesandt? Und wenn es nur ein

einziges Wort gewesen wäre, selbst ein leeres Blatt, ich würde es jubelnd an meine Lippen gepreßt haben, denn, daß sie mich nicht mehr lieben könne, das — das vermochte ich mir nicht vorzustellen, da sie zu oft, flüsternd, schmeichelnd mir die Versicherung gegeben, daß sie nie von mir lassen werde. Diese Gedanken lagen schwer drückend auf mir. Vergebens suchte die Wirthin und meine unermüdliche Pflegerin Christine den Grund meiner trüben Stimmung zu erforschen, ich schwieg, denn konnte ich ihnen sagen, daß ich des Grafen Tochter liebte und daß der Graf mich wie einen Hund gezüchtigt! Durch Zufall erfuhr ich, daß der Graf schon vor Wochen mit seiner Familie sein Schloß im Gebirge verlassen habe, Armgard war also geschieden, ohne nur ein Zeichen ihrer Liebe hinterlassen zu haben. Da fiel mir eines Tages eine Zeitung in die Hand und in ihr las ich, daß die Tochter des Grafen sich mit einem jungen und sehr reichen Baron verlobt habe und daß die Verlobung in der Residenz in der glänzendsten Weise gefeiert sei. Mit der gewissenhaftesten Ausführlichkeit war geschildert, wie schön die Braut gewesen und wie das vollste Glück aus ihren blauen, lachenden Augen geleuchtet. Ich habe damals das Blatt zerrissen und meine Haare gerauft, ich habe allen Menschen und mir selbst geflucht, das Leben war für mich zum Ekel geworden und mich verlangte zu sterben. Ich sank aufs Neue auf das Krankenlager, starb aber nicht. Als ich langsam wieder genas, hatte mich eine dumpfe Stimmung der Verzweiflung erfaßt, in der ein Gedanke mich völlig beherrschte, ein wilder, zehrender Haß gegen den Grafen. Der Verhaßte hatte sich dem Bereiche meiner Macht entzogen, er war nach dem Süden gereist. Seine höhnenden Worte, mit denen er mir die Stelle eines Wildhüters anbot, gellten immer und immer in meinem Ohre und wie ein Geisteskranker klammerte ich mich an diesen Worten fest. Ich wußte, wie sehr der Graf das Wild liebte, wie sorgfältig dasselbe in seinen ausgedehnten Forsten gepflegt wurde. Da schoß ein Gedanke in mir auf. Der Graf wollte mich zum Hüter seines Wildes bestellen — Haha! ich wollte das Wild hüten — ich faßte den Entschluß, dasselbe zu vernichten, soweit meine Kraft reichte. Ihr werdet dies nicht begreifen, die Rache wird Euch kleinlich erscheinen, erbärmlich der Entschluß, an den armen, unschuldigen Thieren zu rächen, was der Graf verschuldet! Ueberlegt ein Wahnsinniger? Und ich war dem Wahnsinn nahe. Ihr wißt nicht, was es heißt, einen zehrenden, wilden Haß in der Brust zu hegen und das Gefühl der Ohnmacht zu empfinden. Da der Graf mir nicht erreichbar war, hätte ich Alles vernichten mögen, was ihm gehörte und was er liebte. Ich wurde Wilddieb!"

„Rief Dir nicht eine innere Stimme zu, daß Du Unrechtes thust," warf der Pfarrer ein.

„Unrechtes!" wiederholte Tauber laut und bitter lachend. „Man hält in den Bergen das Wilddieben nicht für ein Unrecht, aber wenn es auch von Allen als ein Verbrechen angesehen wäre, so würde mich das nicht zurückgehalten haben. Glaubst Du, ich habe nach meinem Seelenheil gefragt, wo es galt, meinen Haß zu befriedigen? Ich würde für immer auf jedes Glück verzichtet haben, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, das brennende, zehrende

Gefühl des Hasses nur für eine Stunde — für einen Augenblick voll zu kühlen. Du kannst mich nicht begreifen, denn in Deinen Adern ist nie ein wildleidenschaftliches Blut geronnen. Verlange doch vom Bergbache, der sich über Felsen stürzt, daß er ruhig fließe und nicht aufschäume, verlange vom Sturme, daß er sich sanft zwischen den Bäumen hindurch winde und sie nicht schüttele! Ich wurde Wilddieb, nicht aus Gewinnsucht, sondern aus Haß gegen den Grafen, ich wollte zerstören, was ihm lieb war — und es ist mir zum Theil gelungen. Mein Leben galt mir nichts, ich brachte deshalb Tag und Nacht im Walde zu und tödtete alles Wild, was mir erreichbar war. Ich empfand kein Mitleid mit den armen Geschöpfen, je mehr ich vernichtete, um so mehr zog ein schwacher Ton der Befriedigung durch meine wunde Brust hin. Nur zu bald wurden die Förster auf mein Treiben aufmerksam und nun begann eine andere Jagd; ich war das Wild, welches sie hetzten. Aber diese Jagd that mir wohl. Ich mußte meine ganze geistige Kraft einsetzen, um stets auf neue Täuschungen zu sinnen und die bewährtesten alten Jäger irre zu führen. Es gelang mir lange — lange Zeit. Mein Zufluchtsort blieb das kleine Wirthshaus, wo ich so liebevoll gepflegt war. Die Frau und ihre Tochter sahen es als etwas Selbstverständliches an, daß ich dort blieb. Ich unterstützte sie in der Arbeit, ich versorgte sie stets mit frischem Wild und die wenigen Fremden, welche dort einkehrten, sahen mich als Wirth an und nannten mich auch so. Die Bekannteren, welche nicht ahnten, was hinter mir lag, nahmen als ganz bestimmt an, daß ich Christine heirathen werde, und wenn ich dem hübschen, lustigen Mädchen auch nie mit einem einzigen Worte mein Herz offenbart hatte, so war ich ihr doch gut. Sie schien zu ahnen, wie viel ich zu vergessen hatte, und daß mein Herz sich nur zu ihr wenden werde, so bald es Ruhe gefunden. Und die Zeit brachte mir einige Ruhe, wenn auch langsam. — Ihr werdet nicht fassen, wie ein so unruhiger, leicht erregbarer und nach Idealen strebender Geist wie der meinige, es in den engen, kläglichen Mauern einer Gebirgsschenke aushalten konnte, ich stand im Kampfe mit allen Menschen, mit der ganzen Welt. Die Ideale erschienen mir wie ein Hohn, wie ein bunter Fetzen, der der leichtgläubigen Menge hingehalten wird. War nicht Alles — Alles, was mich umgab, ein Hohn? War es Zufall oder des Grafen Verdienst, daß er einst auf dem Schlosse und nicht in der elenden Hütte eines Waldarbeiters geboren war? Hatte er den Namen, den er trug, die Reichthümer, die er besaß, erworben? War nicht Alles — Alles ein blindes Spiel des Zufalls? Und ich sollte mich diesem Spiele des Geschickes völlig fügen? Das Gefühl der Kraft in mir lehnte sich dagegen auf. Was ich bis dahin vom Leben kennen gelernt hatte, erschien mir als Lüge, wie eine Maske, welche die Menschen im Fastnachtsscherze vorbinden. Armgard hatte mir Liebe und Treue geschworen und war wenige Wochen später die glückliche Verlobte eines Andern. Der Graf besaß nicht die Hälfte meiner Kenntnisse und Fähigkeiten und doch — — und doch — — nur weil er als Graf geboren war. Er besaß Ansehen, Tausende beugten sich tief vor

ihm, er war ein freier Herrscher in seinem kleinen Gebiete und doch besaß er nicht den zehnten Theil des Herzens wie der ärmste seiner Arbeiter. Mich ekelte das Leben an — nichts als Lüge, innerliche und äußerliche Lüge, nur in dem kleinen Hause, in dem ich Zuflucht gefunden hatte, fand ich ein Stück Wahrheit. Die Alte war einfach und ehrlich, sie lebte in den kümmerlichsten Verhältnissen, allein sie glaubte, es müsse so sein, weil sie nie bessere Verhältnisse kennen gelernt hatte. Und Christine? Sie glich einer Waldblume, sie blühte, ohne zu fragen, für wen sie blühte."

„Tauber, ich begreife Dich!" rief Tanner und streckte dem Jugendfreunde die Hand entgegen.

Der Pfarrer Weinhold führte das Glas langsam zum Munde, um nicht zu verrathen, wie wenig er mit diesen Ansichten übereinstimme.

„Tauber, damit ist Dein Leben noch nicht beendet, Deine Augen verrathen zu deutlich, daß Du nicht in den ruhigen Hafen eingelaufen bist," warf der Advocat ein.

Der Genannte leerte das vor ihm stehende Glas.

„Berger, Du hast Recht!" rief er. „Giebt es denn einen ruhigen Hafen? Es giebt einen Hafen der Trägheit, aber nicht des Glückes! Sieh — sieh, damals dämmerte leise, leise die Ueberzeugung in mir auf, daß es doch ein Glück gebe. Losgelöst zu sein von der Welt mit all ihrem eitlen Scheine und all ihren Lügen, still zu leben dort oben in dem Gebirge, in dem kleinen Hause an der Seite Christinens, — das erschien mir als ein Glück — ich wahnsinniger Thor brauchte nur die Hand auszustrecken, um dies Glück zu erfassen, aber in mir zitterte noch der Dämon der Erinnerung und des Hasses — vielleicht auch der Leidenschaft der Jagd und des Gelüstes, der Gefahr zu trotzen — ich wilddiebte weiter und wurde von mehreren Jägern überfallen. Es war ein heißer Kampf — ich unterlag. Sie brachten mich zuerst gefesselt in das kleine Wirthshaus. Mir klingt noch heute der gellende Aufschrei Christinens, als sie mich so erblickte, im Ohre wieder, ich sah sie ohnmächtig zusammenbrechen. Es wurde mir nicht gestattet, mit ihr zu sprechen, denn noch in derselben Nacht wurde ich fortgeführt in die Stadt und in's Gefängniß. Ich war ruhig, merkwürdig ruhig, denn aus dem einen Aufschrei Christinens hatte ich gehört, daß ihr Herz mir gehörte und all das brennende, zehrende Feuer in meinem Innern war nun mit einem Male gelöscht. Erfrischter kann eine versengte Flur nicht aufathmen, wenn ein kühlender Regen auf sie herabfällt. Ich wurde zu zwei Jahr Gefängniß verurtheilt, es erschien mir nur als eine kurze Spanne Zeit, denn hinter ihr erblickte ich ein stilles und unfaßbares Glück. Meine Hoffnung wurde in dem engen Raume des Gefängnisses nicht gebrochen, ich zählte Tag für Tag und auch die zwei Jahre nahmen ihr Ende. Ich wurde frei und mit einem jubelnden Herzen eilte ich in das Gebirge. Ich trat in das kleine Haus, die alte Frau saß in dem niedrigen Zimmer und erwiderte kaum meinen Gruß, ich fragte nach Christine und erhielt keine Antwort. Ich fragte, ich rief — ich weiß nicht mehr, was ich that, die Alte weinte und aus ihren hervorgestoßenen Worten errieth ich nur,

daß Christine nicht mehr da, sondern bereits seit länger als einem halben Jahre fort war. Ich erfaßte sie mit beiden Händen, ich schüttelte sie wie ein Wahnsinniger, allein sie sagte nichts mehr. Durch einen alten Arbeiter erfuhr ich, daß der Graf mehrere Male in der Gegend eine Jagd veranstaltet habe und jedesmal in dem Wirthshause eingekehrt sei, er habe sich viel mit Christine beschäftigt und die Alte für das Wenige, was er genossen, fürstlich bezahlt. Als er zum letzten Male da gewesen sei, sei Christine einen Tag nach ihm verschwunden und Niemand habe über sie Etwas wieder gehört. Ich wußte genug. Was ich empfand, kann ich Euch nicht sagen. Denkt Euch, eine alte, längst vernarbte Wunde werde gewaltsam wieder aufgerissen und Ihr empfändet den Schmerz tausendfach. Ich tobte nicht, ich war scheinbar ruhig, aber in mir war jeder Nerv krampfhaft zusammengezogen und wie ein Geisteskranker hatte ich nur die eine Idee: Christine zu rächen, denn sie zu retten konnte ich nicht mehr hoffen!"

„Wußtest Du denn, daß der Graf sie entführt hatte?" warf Weinhold ein.

Tauber blickte den Pfarrer groß und fragend an, als verstehe er die Worte nicht.

„Ob ich dies wußte?" wiederholte er. „Schriftliches hatte ich darüber freilich nicht in den Händen, auch die Zeitungen hatten darüber nicht berichtet, denn wenn ein so reicher und vornehmer Herr ein Unrecht thut, so wird dasselbe mit Schweigen umhüllt, aber es giebt Sachen, die Jeder weiß, auch wenn Niemand darüber spricht. Oder glaubst Du, das einfache, kindliche Mädchen wäre nur zum Vergnügen in die Welt hinaus gelaufen, nur um sich Zerstreuung zu verschaffen. Es gab nur Eins, was Christine hatte verlocken können, das Haus ihrer Mutter zu verlassen, das waren die schmeichelnden, verführerischen Versprechungen des Grafen, der Glanz, mit dem er sich umgab, sein Reichthum, sein Name, seine Stellung. Ich habe mit Christine später nie darüber gesprochen, aber ich weiß, daß er viel Mühe hat aufbieten müssen, ehe es ihm gelungen war, das Herz des armen Mädchens zu bethören. Ich war damals auch nicht einen Augenblick lang im Zweifel, ich kannte Christinens einfaches, kindliches Herz und ich kannte den Grafen, der mich einen Buben genannt, weil ich in Aufrichtigkeit und Ehren seine Tochter geliebt."

„Er war der Bube!" rief Tanner. „Er hat ehrlos gehandelt!"

Ueber Taubers Gesicht glitt ein schwaches, bitteres Lächeln.

„Freund, Freund, was ist denn Ehre bei Manchem aus diesem Kreise," entgegnete er. „Sie ist eine äußere Form, nicht mehr! Zieh den Hut nicht tief genug vor ihnen, laß ihnen nicht überall den Vortritt, murre nur leise, wenn sie Dir auf die Füße treten, und sie werden sich in ihrer Ehre gekränkt fühlen, aber ein armes, unschuldiges Mädchenherz zu bethören und in's Elend zu stürzen, das verträgt sich mit ihrer Ehre. Laßt mich darüber schweigen, denn das Blut stürmt mir zu Kopfe, wenn ich daran denke, und wir Alle können es nicht ändern. Ich erfuhr, daß der Graf nach Paris gereist sei und wußte nun auch, wo ich Christine zu suchen hatte. Während ich im Gefängnisse saß, hatte

ich einige hundert Thaler geerbt, sie benutzte ich, um Christine aufzusuchen. Ihrer Mutter sagte ich nicht, wohin ich ging. — Es war im Spätherbste. Ueber der großen Stadt an der Seine hing ein ebenso düsterer, unfreundlicher Himmel wie bei uns oft im November. Ich kannte die Wohnung des Grafen nicht und sie zu erforschen, machte mir mehr Schwierigkeiten, als ich geglaubt hatte. Tage lang durchstreifte ich die Stadt, ohne daß meine Nachforschungen einen Erfolg hatten. Das Treiben in der fremden großen Stadt beängstigte und ermüdete mich. Als ich eines Abends spät heimkehrte und in düsteren Gedanken versunken, zerfallen mit der ganzen Welt über eine der Seinebrücken hinschritt — es war ein kalter, nebelfeuchter Abend, fiel mir eine weibliche Gestalt auf, welche halb zusammengekauert an einem der Brückenpfeiler lehnte, ich achtete wenig auf sie, denn das Elend war mir an jedem Tage und fast auf jeder Straße entgegengetreten, als aber die Gestalt sich aufraffte und das Geländer zu erklimmen suchte, um sich in die Fluthen zu stürzen, die unten so unheimlich düster sich hinwälzten, da sprang ich hinzu, um sie zurückzuhalten. Zur rechten Zeit erfaßte ich sie. Unwillig wandte sie den Kopf zur Seite, denn ihr schien wenig an dem Dienste, der ihr das Leben rettete, gelegen zu sein, zugleich stieß sie einen lauten Schrei aus und sank ohnmächtig in meine Arme. Ich war überrascht, fast erschreckt, rathlos hielt ich die Fremde, denn ich wußte nicht, was ich mit ihr beginnen sollte. Erst als ich in das blasse, abgehärmte Gesicht der Ohnmächtigen blickte, da fuhr ich erschreckt zusammen, denn die — die, welche ich in meinen Armen hielt, war — Christine. Ich weiß nicht mehr, was ich empfand, aber in den blassen Zügen las ich Alles, was geschehen war: bethört, verstoßen und verlassen. Ohne zu überlegen, hob ich die abgezehrte, ohnmächtige Gestalt empor und trug sie in meinen Armen fort. Was kümmerte es mich, ob die mir Begegnenden mir erstaunt nachblickten, ich dachte nicht einmal daran, sie zu dem nächsten Wagen zu bringen, ich trug sie heim in mein Hotel. Es währte lange, ehe sie wieder zu sich kam. Ich hatte in ihren bleichen Zügen recht gelesen, es war das alte Lied: bethört, verstoßen und verlassen! Ich kann die Verzweiflung des armen, unglücklichen Mädchens nicht schildern. Tag und Nacht wachte ich bei ihr, denn sie hatte den festen Entschluß gefaßt, ihr Elend nicht zu überleben. Ich drang nicht in sie und forschte nicht nach dem Grafen, freiwillig erzählte sie mir, daß der Diener des Grafen eines Morgens zu ihr gekommen sei, ihr ein Päckchen mit Geld überbracht und ihr zugleich mitgetheilt habe, daß der Graf nach Italien gereist sei, ihr Lebewohl sagen lasse und wünsche, daß sie in ihre Heimath zurückkehre. Sie hatte den Worten des Dieners nicht geglaubt, war fortgestürzt, um den Grafen in seinem Hotel aufzusuchen, sie war zu spät gekommen, denn er war in der That bereits abgereist, und bei ihrer Rückkehr war ihr das hinterlassene Geld, welches ihr die Rückkehr in die Heimath ermöglicht, entwendet. In ihrer Verzweiflung hatte sie dies kaum bemerkt, bis die Noth an sie herangetreten. — Doch wozu soll ich dies Elend noch weiter ausmalen — ich brachte die Unglückliche zu ihrer Mutter zurück und in dem kleinen, abgeschiedenen Hause dort oben im Gebirge erholte sie sich langsam

wieder. Die Jugendfrische war freilich abgestreift von ihren Wangen und ein schwermüthig leidender Zug blieb auf ihren hübschen Zügen."

Er hielt einen Augenblick inne, um Kraft zu schöpfen, denn die Schweißperlen auf seiner hohen Stirn verriethen, wie gewaltig das Wachrufen dieser Erinnerungen ihn erschütterte. Er trank hastig und preßte wiederholt die Hand an die Stirn.

„Nun kommt die schwerste Zeit und das schwerste Leid für mich," fuhr er endlich fort. „Ihr werdet mich vielleicht nicht begreifen, denn ich begreife mich oft selbst nicht und dann packt es mich mit wilder Verzweiflung. Ich blieb in dem kleinen Hause dort oben. Es trieb mich fort und hielt mich mit Gewalt wieder zurück und was mich hielt, war Christine. Ich liebte das Mädchen und ich wußte, daß auch ihr Herz mir gehörte. Wir lebten unter demselben Dache in einem Raume und doch wagte Keiner dem Anderen zu gestehen, was in ihm vorging. Nicht Hundertmal, nein Tausendmal faßte ich den festen Entschluß, ihr meine Liebe zu gestehen, und wenn ich vor sie hintrat, dann stieg das Bild des Grafen in mir auf und ich stürzte fort in den Wald oder griff zur Flasche, um bei ihr Vergessen zu suchen. Ich wurde zum Trinker. Und Christine wußte, was in mir vorging, ich las es aus ihren blassen Zügen, ich las es aus ihren halb bittenden und halb vorwurfsvollen Augen, ich wollte ihr ja vergeben, ich wollte Alles vergessen und ich konnte es nicht. Es giebt keine Worte, zu schildern, wie ich mich selbst zermartert habe. Tag für Tag erneute sich dieser Kampf, ich wollte fliehen, ich verließ während der Nacht das Haus und der Morgen fand mich wieder vor der Thür. Wir litten Beide unsagbar und Christine vielleicht noch mehr als ich. Ich würde nicht einen Augenblick gezögert haben, mein Leben für sie hinzugeben, und doch konnte mein Mund das Wort nicht sprechen, welches den Bann gebrochen haben würde — das Bild des Grafen, sein höhnender Blick lag wie ein Fluch auf mir! — So — so währte es zwei lange unheilvolle Jahre! Ich sah, wie der Gram an dem geliebten Mädchen zehrte, sie schwand wie ein Schatten dahin, ich wußte weshalb, ich wollte es ändern, ich habe mir die Brust in der Verzweiflung zerfleischt und doch konnte ich es nicht. Da — da — kam der schwerste Tag meines Lebens. Christine starb und ich wußte, daß ich sie getödtet hatte. In wildem Wahnsinn warf ich mich über ihre Leiche, ich schrie laut, laut, daß ich sie liebe, daß jeder Pulsschlag meines Lebens ihr gehöre, meine Lippen sagten jetzt Alles, was ich so lange in mir getragen, aber ihre Ohren hörten es nicht mehr, es war — zu spät! — Wißt Ihr, was es heißt, das Wort: „zu spät!" mit sich durch das Leben zu schleppen? Es ist der Wurm, der fort und fort nagt. Es ist der Mahnruf der Verzweiflung! Ich hätte sie vielleicht gerettet, wenn mein Mund nur einen einzigen Tag früher gesprochen hätte, ich hätte mir ein Glück gerettet, welches nun für immer verloren war. Ich berauschte mich, um diese innere Qual zu betäuben, und wenn ich aus meinem Rausche wieder erwachte, rief es mir gellend, höhnend in's Ohr: Zu spät! Ich habe auf meine Ge-

sundheit losgewüthet, ich habe keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um mein Leben einzusetzen, mein Körper hat Allem getrotzt! — Ich bin dort oben geblieben in der einfachen, ärmlichen Hütte. Christinens Mutter lebt noch — sie ist eine alte — alte Frau. Es kamen Tage, in denen der alte Geist wieder in mir aufblitzte, ich fühlte noch die Kraft in mir, mich aufzuraffen, aber wenn ich scheiden wollte, dann hielt es mich mit Gewalt in den Räumen zurück, in denen sie gelebt und in denen sie gestorben war — durch meine Schuld. Ich bin geblieben, ich bin dort verkümmert und verkommen, ich weiß es. Was Ihr jetzt in mir seht, das ist nur der letzte, letzte, traurige Rest des Jugendfreundes, der einst so stolze Hoffnungen mit in das Leben nahm!"

Er stützte den Kopf auf beide Hände und Thränen rannen über seine braunen Wangen und tropften langsam auf den Tisch.

Tanner sprang auf und schloß ihn in die Arme, sprechen konnte er nicht.

„Tauber, Du bist noch nicht zu alt, um Dich von dem, was hinter Dir liegt, loszureißen!" rief Berger. „Brauchst Du die Unterstützung eines Freundes, so vergiß nicht, daß ich Dein Freund bin."

Tauber schüttelte langsam mit dem Kopfe.

Der Pfarrer streckte ihm die Hand entgegen.

Und der Schwergeprüfte ergriff sie.

„Wirst Du nun noch sagen, daß Jeder seines Glückes Schmied ist?" sprach er. „Es giebt Menschen, die das Geschick nur als Ambos benutzt, und ein solcher Ambos war ich!"

„Ich nehme mein Wort zurück!" rief Weinhold.

„Was ist aus dem Grafen geworden?" fragte Tanner.

„Er ist seit Jahren todt!" gab Tauber, ohne aufzublicken und sichtbar erschöpft zur Antwort. . . . Er hat sein Schloß im Gebirge nicht wieder betreten, denn er wußte, daß dort ein Mann lebte, der nichts vergessen. Er starb in Italien. Sein Leichnam wurde nach Deutschland gebracht und in der Schloßcapelle niedergesetzt. Ich habe die Rede gelesen, welche ein Geistlicher an seinem Sarge hielt, sie pries mit überschwänglichen Worten seine Tugenden und die Milde seines Herzens, welches nie von dem Pfade des strengen Rechtes abgewichen."

„Der Geistliche wird den Grafen nicht näher gekannt haben," warf Weinhold ein.

„Ich weiß es nicht," gab Tauber ruhig zur Antwort.

„Und des Grafen Tochter — Armgard?" fragte Tanner.

Es leuchtete in Taubers matt gewordenen Augen wieder auf — er zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Ich habe sie nicht wiedergesehen — ich glaube, sie ist glücklich geworden," sprach er dann. „Weshalb auch nicht — vielleicht glücklicher als mit mir!"

„Nein!" rief Tanner. Der Gedanke, daß sie durch ihre Liebe Dein ganzes Lebensglück vernichtet hat, muß auch ihr Glück getrübt haben!"

Wieder lächelte Tauber bitter.

„Weiß sie denn, was aus mir geworden ist?“ entgegnete er. „Hat sie eine Ahnung von dem, was meine Brust durchwühlt und mich vor den Jahren alt gemacht hat? Und wenn sie es wüßte, so würde vielleicht einen Tag lang das Mitleid sich in ihr geregt haben und dann — vergessen! — Ihr kennt das Leben nicht. Wenn wir auf dem Wege eine Ameise oder einen Käfer zertreten, kümmern wir uns um das Leben, welches wir vernichtet? Wenden wir den Blick nur ein einziges Mal nach ihm zurück. Und doch haben sie dasselbe Recht zu leben wie wir!“

„Tauber, Du gehst zu weit,“ warf der Pfarrer ein. „Der Mensch ist das edelste aller Geschöpfe, die Thiere sind ihm unterthan, denn zwischen Mensch und Thier ist eine ewige Schranke gezogen.“

„Wo liegt dies Recht versiegelt?“ rief Tauber. „Der Mensch hat es sich in seinem Hochmuthe selbst gemacht. Doch wir wollen nicht das Recht prüfen, denn die Macht kümmert sich um dasselbe nicht und der Mensch hat sich dasselbe nur angeeignet, weil er der stärkere ist. Es ist unter den Menschen selbst ja nicht anders, der stärkere siegt, der schwächere unterliegt.“

„Und doch warst Du stärker, als viele Tausend Andere,“ bemerkte Weinhold.

„Die Menschen urtheilen anders,“ fuhr Tauber fort. „In ihren Augen gelten nur Reichthum, Name und Stellung, ihnen beugen sie sich und nicht dem, was in der Brust eines Einzelnen lebt. Doch lassen wir das! Das Leben trennt Vieles, so auch die Ansichten. Es ist bereits spät und der Weg bis oben in's Gebirge ist weit und mühsam.“

Er erhob sich.

„Du willst doch heute — jetzt nicht heimkehren?“ rief Tanner.

„Weshalb nicht? Mir ist es seit langen Jahren gleichgiltig, ob es Tag oder Nacht ist. Wenn Nachts die Erinnerungen in mir aufsteigen — und das geschieht oft — dann treibt es mich hinaus, mag es regnen oder stürmen. Ich habe die Nacht gerne.“

„Ich lasse Dich nicht fort,“ fuhr Tanner fort. „Seit langen, langen Jahren sehen wir uns zum ersten Male wieder, nun laß das Wiedersehen nicht ein so kurzes sein.“

Auch Berger und Weinhold baten, daß Tauber noch bleiben möge, und er ließ sich wieder auf den Stuhl sinken — er mochte fühlen, wie erschöpft er war.

„Es ist nicht gut, daß Ihr mich hier behaltet, denn unter heitere und glückliche Menschen tauge ich nicht mehr?“ entgegnete er.

„Thorheit,“ fiel Tanner ein, bemüht, durch einen heiteren Ton den Jugendfreund vergessen zu lassen, was hinter ihm lag. „Du warst einst der lustigste von uns Allen, nun will ich sehen, ob ich aus dem Schutte der langen Jahre die Perle der Heiterkeit nicht wieder auffinden und hervorholen kann.“

Tauber schüttelte schweigend mit dem Kopfe.

„Laß es mich versuchen,“ fuhr Tanner fort. „Sieh, wir sind hier zu-

sammen gekommen, um auf Baumbachs Wohl zu trinken, das haben wir in ehrlicher und treuer Weise gethan, jetzt wollen wir unser Wiedersehen feiern, und die alten Jugenderinnerungen wieder aufschäumen lassen."

Er bestellte Wein.

„Und wir sind Dir auch schuldig, zu erzählen, wie es uns ergangen ist," sprach Berger, sich an den still dasitzenden Jugendfreund wendend. „Auch unser Leben ist nicht ohne Kampf gewesen und mancher Wunsch ist uns unerfüllt geblieben. Von dem stolzen, übermüthigen Jugendtraume hat Jeder ein gutes Stück abschneiden müssen."

„Halt, Berger, das laß mich erzählen," fiel Tanner heiter ein. „Ich kenne das am Besten und ich glaube, ich bin der aufrichtigste. Deine Worte stimmen nicht ganz genau. Sieh, was hat unser Freund Weinhold denn von seinem Jugendtraume abgeschnitten? Nichts?!"

Der Pfarrer wollte etwas einwerfen, allein Tanner ließ ihn nicht zum Worte kommen.

„Laß mich erzählen, ich spreche die Wahrheit," fuhr er fort. „Sieh Tauber, von Weinholds Jugendtraume ist nichts abgeschnitten. Nachdem er die Universität verlassen hatte, machte er seine Examina, ob gut, das weiß ich nicht, denn ich verstehe nichts davon. Kaum hatte er das zweite Examen beendet, so erhielt er eine Pfarre und kaum vier Wochen später verheirathete er sich, denn eine Braut hatte er schon vorher erworben. Es ging Alles glatt. Der Segen seiner Ehe blieb nicht aus, ich kenne die Zahl seiner Kinder nicht, aber ich weiß, er besitzt soviel, daß in dieser Beziehung sein Wunsch wohl vollkommen erfüllt ist. Und mit dem Anwachsen seiner Familie erhöhen sich auch seine Einnahmen, denn schon zweimal hat er eine stets bessere Pfarre erhalten. Das finde ich nun zwar nicht mehr als billig, allein allen Menschenkindern wird es doch nicht so gut. Sein Jugendtraum ging nun zwar höher, allein wie lange wird es währen, so wird er Superintendent und die Hoffnung, Consistorialrath zu werden, sitzt ihm noch fest im Nacken."

„Freund, Du hast bei Deiner Schilderung meines Lebens nur helle und lichte Farben gewählt, vielleicht etwas zu hell," bemerkte der Pfarrer lächelnd, „ich kann wenigstens bestätigen, daß ich mit meinem Geschicke zufrieden bin und mich glücklich fühle. Aber ohne Schatten und ohne Kämpfe rinnt das Leben für keinen Menschen dahin und auch das ist ein Glück."

„Still, still, Weinhold, die Schatten Deines Lebens kenne ich nicht, es müßte sonst sein, daß Deine Jungen Dir den Kopf kraus machen!" fiel Tanner ein. „Ich gönne Dir ja Dein ruhiges, glückliches Leben und ich will auch bestätigen, daß Du es mit Würde erträgst. Der einzige Kampf, den Du kennst, das ist das Kämpfen um die Würde des Consistorialraths. Berger ist das Leben etwas schwerer gemacht, Tauber, Du weißt, daß schon in seinem Studentenkopfe Umsturzideen wohnten. Diese Ideen waren ja gut, allein daß er als Referendar und angehender Rechtsanwalt sie zu verwirklichen suchte, das war nicht sehr praktisch. Jahrelang wurde ihm von Oben, wo solche Ideen

nun einmal nicht beliebt sind, scharf auf die Finger gesehen und hätte er einen weniger gewandten Kopf gehabt, so würde er im Gefängniß oder auf irgend einer Festung zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß es gar nicht sein Beruf sei, den dummen Köpfen des Volkes Freiheiten und Güter zu erringen, die sie selbst nicht zu würdigen wissen. Zum Glücke und namentlich durch seine Verheirathung kam ihm diese Ueberzeugung auch ohne Festung. Er lernte nun in seiner Ehe und Familie kennen, wie unendlich schwer es ist, die Herrschaft an sich zu reißen, gelungen ist es ihm nicht. Er trägt jedoch das Joch seiner Frau gern und willig und hat seine Ehre darein gesetzt, weit im Kreise der tüchtigste Rechtsanwalt zu sein. Das hat er erreicht. Er steht in dem Rufe Processe zu gewinnen, an deren Möglichkeit er selbst verzweifelt, und Eins kann ich noch hinzufügen, wenn ich nicht schon zu alt wäre und mein Kopf zu solchen Dingen taugte, dann würde ich Rechtsanwalt, denn lohnend ist dieser Beruf. Berger ist ein reicher Mann, ich muß aber zu seinem Ruhme bemerken, daß er mir armen Jugendfreunde gegenüber nie mit seinem Reichthume geprunkt hat."

Berger lachte.

„Tauber," rief er. „Nimm von Allem, was Tanner sagt, einen kleinen Theil, dann hast Du die Wahrheit. Weil ich nie klage, deshalb hält er mich für reich. Tanner, darf ich nun Dein Leben schildern?"

„Nein, das kann ich selbst," fiel der Arzt ein. „Es ist auch mit wenigen Worten abzumachen. Als ich mich als Arzt niedergelassen hatte, da sehnte ich mich nach recht vielen Patienten und wenn ich auch nicht nach Geld strebte, so schimmerte mir doch hinter den vielen Patienten ein goldener Berg hervor. Jetzt habe ich die Patienten, aber der Berg ist geschwunden. Sterben meine Kranken, so klagen ihre Angehörigen, und mache ich sie gesund, so vergißt mehr als die Hälfte mir die Mühe zu lohnen. Das hat mir indessen meinen Beruf nicht verleidet, ich liebe ihn und bin auf Eins stolz, darauf, daß selbst der Aermste mir nicht nachsagen kann, ich habe ihn mit geringerer Sorgfalt behandelt als den Reichsten."

„Das ist die Wahrheit!" rief Berger und hielt ihm sein Glas entgegen und auch Weinhold stieß mit ihm an.

„Und mein Beruf?" fragte Tauber vor sich hin in das gefüllte Glas blickend.

„Ist jetzt mit uns heiter zu sein!" rief Tanner und seinem lustigen Geiste gelang es, für kurze Zeit die Furchen auf der Stirn des Jugendfreundes zu glätten, der schäumende Wein unterstützte ihn darin.

Und Tauber schüttelte gewaltsam ab, was hinter ihm lag, sein Geist leuchtete wie einst auf, sprühend, hinreißend. Er lachte, der bittere Zug seines Gesichtes war geschwunden, der Blick der Freude hing an seinem Munde und er riß sie mit sich hin zu tollster Lust. Er war der Alte wieder.

Aber inmitten dieser lustigen Stimmung ließ er plötzlich den Kopf auf den Arm niedersinken und weinte laut und schmerzlich.

Die Freunde sprangen auf und suchten ihn zu beruhigen — er schien ihre Worte nicht zu vernehmen. Endlich richtete er den Kopf langsam empor.

„Kommt, es ist spät, wir wollen zur Ruhe gehen, in diesem Hause wird wohl noch ein Zimmer für mich sein," sprach er mit ruhiger Stimme.

„Du schläfst mit in meinem Zimmer!" rief Tanner.

„Nein, nein, — ich bedarf der Ruhe," entgegnete Tauber. „Nun kommt."

Weinhold wollte den Freunden sogleich Lebewohl sagen, weil er am folgenden Morgen heimkehren wollte.

„Wir trinken morgen früh in diesem Raum erst noch den Kaffee zusammen," warf Tanner ein. „Soviel Zeit mußt Du uns noch opfern; ich übernehme die Verantwortung Deiner Frau gegenüber, obschon ich sie nicht kenne."

Mit einem Händedrucke sagten die Freunde einander gute Nacht und Jeder begab sich auf sein Zimmer.

Tanner lag längst im Bette, als er noch lange Zeit in dem Raume über seinem Zimmer einen langsamen, schweren Schritt vernahm, der sich gleichmäßig hin und herbewegte. Er kannte Taubers Zimmer nicht, sollte es der Jugendfreund sein, der noch immer keine Ruhe fand? Er entschlief.

Weinhold, Tanner und Berger saßen am folgenden Morgen schon geraume Zeit in dem Gastzimmer am Kaffeetische und warteten auf Tauber. Der Pfarrer war ungeduldig, weil er abzureisen wünschte und dem Jugendfreunde doch Lebewohl sagen wollte.

„Laß ihn doch schlafen, denn er bedarf der Ruhe," warf Tanner ein. „Er hat gestern einen weiten Weg zurückgelegt und mehr als das hat ihn die Erzählung seines Lebens angegriffen. Ich sah es ihm an, wie gewaltig das in ihm stürmte, seine breite Brust rang mehr als einmal nach Kraft."

„Ich fühle tiefes Mitleid mit ihm," sprach Berger. „Sein Geschick ist mir heute Morgen durch den Kopf hingefahren, er darf aber nicht ganz verkümmern; wie viel Kraft noch in ihm steckt, hat er gestern Abend deutlich gezeigt — laßt uns berathen, wie wir ihm das Leben wieder gewinnen, ich will kein Opfer scheuen."

„Auch ich bin bereit, ihm nach Kräften zu helfen," entgegnete Weinhold. „Aber wird er sich in dem Leben und unter den Menschen noch zurecht finden? Wird er andere Verhältnisse noch ertragen? Ich begreife, daß er verbittert ist, aber wird ihm diese Stimmung nicht schwere, schwere Kämpfe bereiten, wenn er mit ihr in das öffentliche Leben tritt?"

„Sein Charakter ist stark genug, um sich zu beherrschen und auch dies zu überwinden," bemerkte Berger.

„Ich glaube, Weinhold hat recht," sprach Tanner ernst. „Es kommt aber noch eine andere Frage hinzu; ist er überhaupt gesonnen, sein bisheriges Leben aufzugeben und unsere Hilfe anzunehmen? Ich glaube beides nicht. Ich habe ihm einst am nächsten gestanden, überlaßt es mir, ihn zu erforschen und in ihn zu dringen, ich werde es mit Schonung thun, denn mein Blick ist schärfer als der Eurige und ich befürchte, sein Geist, oder laßt mich sagen, sein Gemüth, hat durch das schwere Geschick, das ihn betroffen, gelitten."

Die Freunde waren damit einverstanden.

Da Tauber nicht kam, stand Tanner auf, um ihn zu holen. Schon nach

wenigen Minuten stürzte er bleich wieder in das Zimmer. Er hielt ein Papier in der Hand, sank, noch ehe die Freunde eine Frage an ihn richten konnten, auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte laut.

„Tanner, was ist geschehen?" riefen Berger und Weinhold gleichzeitig und bestürzt.

„Er ist todt!" gab Tanner zur Antwort, ohne die Hände sinken zu lassen.

„Todt — unmöglich! Unmöglich!" rief Berger.

„Hier — hier lies," sprach Tanner, den Freunden das Papier reichend.

Dasselbe enthielt nur wenige, flüchtig mit Bleifeder geschriebene Worte, dieselben lauteten:

„Nur ein letztes Lebewohl will ich Euch sagen und Euch die Bitte an's Herz legen, mild über mich zu urtheilen. Verdammt mich nicht, weil ich ein verfehltes Leben, welches mir mit jedem Tage mehr zur Last geworden ist, von mir werfe, selbst wenn Ihr mich nicht begreift. Wie elend ich bin, das — das habe ich erst vollkommen erkannt, als ich wieder unter Euch saß und Eure lieben Gesichter sah. Ich dachte der glücklichen Zeit, da ich noch hoffte und strebte wie Ihr, wo das Leben noch sonnig vor mir lag — mein Hoffen war nur ein Traum! Ich kann und will nicht mehr leben, wollte ich mich auch aufraffen, so weiß ich doch, daß ich die Erinnerungen, die mich Tag und Nacht foltern, wie eine schwere Last mit durch das Leben schleppen würde, denn unlösbar sind sie an mich gekettet. Ich bin auch müde — müde wie ein vom Schicksale gehetztes Wild. Ich frage nicht mehr, weshalb mich — mich das Alles betroffen hat, denn mit dieser Frage habe ich seit Jahren meinen armen Kopf zermartert und doch keine Antwort gefunden. Das elende Lebensstück ist endlich — endlich zu Ende gespielt — mir wird leichter, nun ich den Vorhang fallen sehe! — Laßt mich hier begraben — die Mittel findet Ihr in meiner Tasche, und wollt Ihr dem Todten noch ein Liebes erweisen, dann gedenkt der armen, alten Frau oben im Gebirge, in deren Hause ich so lange gelebt. Nun meine letzte Bitte: Trinkt auf mein Wohl, Ihr habt es ja einst gelobt! Tanner sagte gestern: Einer nach dem Andern — jetzt möge der Tod lange, lange Jahre eine Pause machen! Trinkt auf das Wohl Eures unglücklichen Tauber."

Erschüttert sank Berger das Papier aus der Hand.

„Er hat sich das Leben genommen?" fragte er mit bebender Stimme.

„Erschossen," gab Tanner kaum hörbar zur Antwort.

Die drei Freunde gingen hinauf in das Zimmer des Todten. Da lag er ausgekleidet auf dem Bette, den Revolver, mit dem er sein Herz so sicher getroffen, noch fest mit der Rechten umklammert haltend. Das Gesicht war ruhig, edel, kein bitterer, düsterer Zug entstellte es mehr, der Tod hatte ihm Erlösung und auch Versöhnung gebracht.

Schweigend standen die drei Freunde neben dem Todten, Tanner hatte die bereits erkaltete Hand desselben erfaßt.

„Ihm ist wohl," sprach Weinhold. „Wir wollen seine Bitte erfüllen

und nicht über ihn richten. Wer so viel gelitten hat wie er, der wird auch droben einen milden Richter finden."

Er strich dem Todten zum letzten Gruße mit der Hand über die Stirn hin, reichte den beiden Freunden zum Abschiede die Hand und stieg dann hinab, wo der Wagen zur Heimkehr seiner bereits harrte.

Tanner und Berger blieben bei dem Todten zurück; sie konnten so schnell nicht scheiden.

„Ich bleibe hier, bis er in die Erde gesenkt ist," sprach Tanner. „Ich will an seinem Grabe mein Wort einlösen."

Berger drückte ihm die Hand und erwiderte: „Ich bleibe bei Dir."

Schweigend stiegen sie hinab.

Die Stadt und die Geistlichkeit weigerte sich, den Selbstmörder auf dem Friedhofe aufzunehmen. Berger gelang es endlich, durch ein sehr reiches Geschenk für die Armen der Stadt, dem unglücklichen Jugendfreunde einen engen Raum hart an der Mauer des Friedhofes zu erkaufen. Dort wurde Tauber in der Abenddämmerstunde des zweiten Tages in die Erde gesenkt. Es folgten seinem Sarge nur zwei Männer, Tanner und Berger, und es war auch genug, denn es waren zwei ehrliche und treue Herzen.

Und als der Hügel über dem Selbstmörder nachlässig aufgeworfen war, da kehrten die beiden Freunde in das Wirthshaus zurück und ließen sich an demselben Tische nieder, an dem sie zwei Abende zuvor gesessen, um auf Baumbachs Tod zu trinken. Die gefüllten Gläser standen vor ihnen, aber sie tranken nicht. Tanner hatte den Kopf auf beide Hände gestützt und blickte starr vor sich hin. Endlich erfaßte er sein Glas und hielt es dem Freunde zum Anklingen hin, es galt auf Taubers Wohl, er wollte trinken, eine Thräne rann von seiner Wange in das Glas, dann leerte er es auf einen Zug.

„Ihm ist wohl," sprach er. „Ich habe Frau und Kind, an Allem was ich mir erworben habe, hängt Mühe und Arbeit und doch würde ich es mit Freuden hingeben, wenn ich das Leben zurückkaufen könnte, wie es einst war. Ihm war so viel gegeben und verheißen und nichts ist von dem Verheißenen erfüllt! Mich erfaßt Bangen, wenn ich an meine eigene Zukunft denke. Kann nicht auch uns das Geschick noch schwer treffen?"

„Freund, der Blitz trifft zuerst die höchsten Bäume und Tauber ragte über uns empor," entgegnete Berger.

Wieder schwiegen Beide und wieder blickte Tanner starr vor sich hin.

„Ich will nach der alten Frau im Gebirge forschen," sprach Tanner nach einiger Zeit, „ich will dem Todten ein Liebes erweisen."

„Halt! Tanner!" fiel Berger ein und legte die Hand auf die Rechte des Freundes. „In heiterer Stimmung hast Du Tauber erzählt, daß ich ein reicher Mann sei, das Glück ist mir günstig gewesen, nun überlaß dies mir und sei überzeugt, daß ich in Deinem Namen mit mich der Alten annehme!"

Tanner drückte die Hand des Freundes, dann leerten sie das letzte Glas auf das Wohl des Todten!

Ein Phantast auf dem Kaiserthrone.

Von

J. v. Pflugk-Harttung.

— Tübingen. —

Es ist den Gestalten des Mittelalters eigen, daß wir nur selten ihre Charaktere zu erforschen vermögen; fast immer hat das psychologische Moment zurückzutreten, gerade dasjenige, welches der Geschichte den höchsten Reiz verleiht. Gewiß beruht hierin ein Hauptgrund, weswegen dieser Theil der Vergangenheit, eine Zeit elementarer Leidenschaft, gewaltigen Thatendranges, zähester Unverwüstlichkeit, weswegen gerade das Mittelalter uns so fernliegend erscheint, so nebelumschleiert. Schon an und für sich waren damals die Menschen weniger verschieden geartet, als die der Jetztzeit, der Einzelne trat zurück vor dem Stande, dieser, der Stand, war das Gefäß, innerhalb dessen erst die Person ihrer Eigenart theilhaftig wurde. Die Lebensverhältnisse erwiesen sich einfacher, der Gesichtskreis und die Bedürfnisse beschränkter, die Zuflüsse an Bildung weniger mannigfach, der Andrang von Neuerungen minder gewaltsam. Dazu kommt, daß unsere Berichte, unsere Quellenschriften, durchweg nur dürftig zu sein pflegen, daß sie fast alle einer geistlichen Feder entflossen, und zwar meistens gar noch der eines Mönches, den die Klostermauer umgab. Es geschah, weil der Clerus der einzige Stand von gelehrter Bildung war, der Reguläre mehr Muße zum Schreiben hatte, als der vielbeschäftigte Seculare. Doch jener Clerus war nicht national, er war römisch katholisch, im Besitze einer greisenhaften Cultursprache, deren Begriffe nur zu oft denen der jugendlich unentwickelten Völker fremd blieben. Klarheit und Schärfe der Darstellung mußten dadurch leiden, wie sich andererseits ein erdrückendes Uebergewicht des geistlichen Elementes, geistlicher Interessen und Anschauungen konnte geltend machen. Wir besitzen fast nichts an Quellenmaterial aus der eigentlichen deutschen Kaiserzeit, sei es erzählend, urkundlich, oder brieflich, was nicht zur Kirche in Beziehung steht. So gesellt sich also zu dürftig ausgebildeter Charaktermannigfaltigkeit eine dürftige einseitige Ueberlieferung, in der das meiste gebrochen erscheint, fast Alles verblaßt. An Stelle der farbengeschmückten Panzerreiter auf schnaubenden

Rossen, der flatternden Standarten, der Kampfesfreude, der Lust an der Gefahr, des Lebensüberflusses treten nur zu oft und zu breit die ausgedörrten Helden der Askese mit weltflüchtiger Himmelssüchtelei, mit schematischen Wunderthaten, ihrem Nergeln und Schelten über die Welt und deren Freuden.

Es bedarf schon besonders günstiger Umstände, wenn wir bei einzelnen Personen klarer sehen, wir ihr inneres Leben, die Triebfedern ihrer Handlungsweisen erkennen wollen. Entweder zufälliger Reichthum an Berichten muß vorhanden sein, oder ein besonders eigenartiger Mensch. Dieses letztere war nun in hervorragendem Maße derjenige, der uns hier beschäftigen mag, der Urenkel Kaiser Ottos des Großen, gleichfalls Otto geheißen, der dritte in der Zahlenreihe.

Aber, wie fast stets in der Geschichte, so vermögen wir auch diese Erscheinung nur zu verstehen, zu würdigen, wenn wir sie nicht gesondert betrachten, sondern innerhalb der Zeit, in welche sie hineinversetzt war. Und thun wir das, so erkennen wir wieder das bereits oben Gesagte, wir sehen, wie das scheinbar so stark Individuelle zurücktritt, wie Otto III. bei allen seinen Sonderheiten, oder richtiger gerade durch seine Sonderbarkeiten gleichsam als einer der Repräsentanten seines Zeitalters dasteht, als ein Mikrokosmos eines großen Theiles der damaligen Menschheit.

Um die Wende des ersten Jahrtausends und im Laufe des kommenden Jahrhunderts zeigten sich die abendländischen Culturvölker, zumal die romanischen, in einer Weise religiös erregt, von Glaubensdrang und -Gier durchsetzt, wie fast nie wieder vor noch nachher. Die Glühhitze der Gemüther schlug sowohl nach innen, als sie gewaltsam nach außen drängte. Aus glänzenden Pfalzen und holzgefügten Hütten entflohen plötzlich die Bewohner, um sich hinter düsteren Klosterwänden zu verbergen, die tiefste Einsamkeit des Waldes, die Schluchten des Gebirges aufzusuchen. Man haschte förmlich nach Demuth, stolze Würdenträger unterzogen sich niederen Knechtesdiensten, fast Niemand übernahm die Würde eines Bischofs, ohne sich scheinbar dazu zwingen zu lassen. Das Mönchswesen begann großartige Verhältnisse anzunehmen, das streng asketische südfranzösische Kloster Cluny zählte allmählich nahe an vierzig Tochterstiftungen, die alle der Leitung des Mutterklosters untergeben waren. In Verachtung jeden Lebensgenusses konnte man hier soweit gehen, sich sogar des Redens zu enthalten, Tage und Nächte lang auf den Knieen zu liegen, um sich gewaltsam die Gnade des Himmels zu erzwingen. In Süd-Italien wurde der heilige Nilus Regenerator der Einsiedlermönche, in Nord-Italien trat der heilige Romuald hervor. Er begründete den strengen Orden von Camaldoli und Valumbroso, der die Welt des Fleisches für verloren ansah und das Heil der Seele nur glaubte retten zu können in menschenscheuester Zurückgezogenheit. Das blutige innere Ringen bringt ein Zeitgenosse, der Bischof Thietmar von Merseburg, mit den Worten zum Ausdruck: „ich klage mich beständig selber an, aber ich zahle meine Buße nicht nach Gebühr“; in Wahrheit kennt er keinen schlechteren Menschen als sich. Von der

Kaiserin Adelheid berichtet ihr Biograph: „unablässig im Gebete hatte sie Ekel vor dem Irdischen und schmachtete mit ganzer Seele nach dem Himmel"; in dem gefühlslotterigen Bischofe Adalbert von Prag erwuchs eine Art Sucht nach dem Martyrium; als seine Böhmen sie nicht befriedigten, ging er zu den Preußen, die ihm den gewünschten Dienst leisteten. Die Heiligen mehrten sich in fast Schrecken erregender Zahl, doch nicht blos die Heiligen erfüllten die Welt, ihnen zur Seite erstanden ihre Gegenbilder: die Sectirer. Auch sie, die man später Ketzer geheißen hat, zielten ab auf Heiligung des Einzelnen, auf Läuterung der Welt, vermochten sich aber nicht auf dem überwucherten Boden des Dogmas zu halten; ihr Auftreten ist ekstatisch, von Träumen bewegt und Visionen. Als im Jahre 1010 eine blutige Judenverfolgung losbrach, wirkte sie fördernd zurück auf die Ketzerei; in den zwanziger Jahren des elften Jahrhunderts war sie fast schon durch das ganze Frankreich ausgebreitet und damals rauchten auch düster die ersten Scheiterhaufen, es geschah zu Orleans, an den sonnigen Ufern der Loire. Unruhig suchend tasteten die Menschen umher, viele ergriffen den Wanderstab und pilgerten zu fernen Wallfahrtsorten, nach Paris, Tours, St. Jago di Campostella, Rom und in noch weitere Fernen. Andere suchten nicht nur das Ich zu heiligen, sondern dessen Heilslehre hinauszutragen in die Welt, zu den Heiden, welche noch die gesammten nordgermanischen Länder und die des Ostens bis zur Elbe bewohnten. Der weitverbreitete Glaube, daß mit dem Jahre 1000 die Welt untergehe, erhöhte die geistige Temperatur, brachte Alles in eine hastigere Bewegung, förderte das religöse Vorstürmen nach außen: Es galt die dem Tode verfallenen Seelen zu retten, bevor es zu spät!

Hier war es nun entscheidend, daß allmählich das Heidenthum bei den betreffenden Völkern zu weit zerfallen und aufgelockert war, um seinen Bekennern genügen, einem kräftigen Stoß von außen noch Stand halten zu können. Bei den Normannen war es Olav Trygvason, der ihn führte. Als er in England die Taufe empfangen hatte, landete er im Jahre 995 an Norwegens Küste, erwarb sich den Königsthron und zwang seinen Unterthanen mit List und Gewalt den neuen Glauben auf. Dann ging es weiter nach den zu Norwegen gehörigen Inseln, den Shetland, Hebriden, Faröer und bis nach Island. Hier hatte ein deutscher Missionar Namens Dankbrand sein sonderbares Bekehrungswerk getrieben. Einem vornehmen Isländer hatte er in offenem Zweikampfe die Ueberlegenheit des Christenthums bewiesen, einen gefürchteten Berserker, der durchaus nicht glauben wollte, schlug er einfach todt. Im Jahre 1000 standen sich an dem isländischen Gesetzesberge Heiden und Christen gegenüber und glücklich, ohne Blutvergießen, gelang es, das Christenthum auf dem Wege des Landrechtes durchzusetzen. In demselben Jahre 1000 schloß der Dänenkönig einen Vertrag mit Olaf von Schweden, welcher Dänemark für immer der Kirche sicherte, Schweden ihr endgültig eröffnete. In dem Jahre 1000 wurde in Polen über dem Grabe des heiligen Adalbert das Erzbisthum Gnesen errichtet, wenige Monate

später setzte sich der Magyare Stefan die vom Papste geweihte Königskrone auf das Haupt und legte zu Gran den Grundstein für eine Metropole des neuen christlichen Ungarn. Und um dieselbe Zeit beginnt der russische Großfürst zu Kiew sich den christlichen Namen beizulegen, bald mußten die Bewohner der weitumliegenden Flachlande auf Wladimirs Herrengebot an die Ufer des Dnjepr pilgern, um weinend ihren Götzen von der Fluth hinabgespült zu sehen. Am Wolchow, im reichen Nowgorod, fiel das Bild des heiligen Perun, und wo es mit Güte nicht ging, da „hat Putjata mit dem Schwerte und Dobrinja mit Feuer getauft". Bei dem Jahre 1000 können wir den Markstein setzen, an welchem für die Völker von Nord- und Osteuropa die heidnische Zeit aufhört und die christliche beginnt. Ja, nach einer nicht viel späteren Notiz erzeugte der allgemeine Glaubenseifer schon den kühnen Gedanken eines Kreuzzuges gegen die Saracenen zur Befreiung von Jerusalem, zur Erlösung des Erlösergrabes.

Doch während so die Kirche gehoben im Innern dastand, streitfertig und siegreich nach außen, erwiesen sich die Häupter derselben, die Päpste in Rom, mit kurzer Unterbrechung als ohnmächtige Schattengestalten, als Spielzeuge in der Hand gewaltthätiger Machthaber, selbstsüchtiger römischer Adelshäupter. Es war Otto III., der jene kurze Unterbrechung bewirkte. Schon sein Großvater hatte mit nerviger Faust das Papstthum aus dumpfem Halbschlummer emporgerüttelt; er hatte den sittenlosen Johann XII. absetzen und einen würdigen Mann auf den Stuhl Petri erheben lassen. Eidlich hatte ihm das Volk von Rom gelobt, niemals ohne seine oder seines Sohnes Genehmigung eine Papstwahl vorzunehmen. Der Wille des deutschen Kaisers war damit am Tiber maßgebend geworden. Wie Otto I. so hatte auch Otto II. kraftvoll in Italien gewaltet. Zu Verona tagte eine große Reichsversammlung von deutschen und italienischen Großen, welche wie keine zweite die Zusammengehörigkeit beider Länder darstellte, sie beide als gemeinsame Glieder des heiligen römischen Reiches faßte. Der kleine Otto III. wurde hier zum Thronfolger erhoben. Durch die Erzbischöfe von Ravenna und Mainz, also durch die zwei vornehmsten Kirchenfürsten beider Reichshälften nach dem Papste, wurde das dreijährige Kind über die Alpen geführt, um in Aachen, der alten Krönungsstadt, die Krone zu empfangen.

Am Weihnachtsfeste des Jahres 983 ging die feierliche Handlung von statten. Noch saß man beim Krönungsmahle, als plötzlich die Kunde kam: gestorben sei der Vater, verwaist sei das Kind und wie das Kind, so das Reich! — Im Paradiese von St. Peter, in altrömischem Sarge, wurde der Todte beigesetzt, die einzige Kaiserleiche, welche in der Stadt der sieben Hügel zur Ruhe getragen.

Das vorzeitige, unerwartete Ereigniß gab den Staat gefährlichen Wirren anheim. Nach unzweifelhaftem Rechte war Heinrich von Bayern als nächster Schwertmage, als nächster Verwandter männlicher Seits, Vormund des Kindes. Wegen wiederholter Empörungen war er aber unlängst seines Herzog-

thums beraubt und nach Utrecht zur Haft gebracht worden. In Freiheit gesetzt, bemächtigte er sich sofort seines Mündels und begann ehrgeizige Pläne zu spinnen, welche auf nichts Geringeres abzielten, als für sich selber den Thron zu erwerben. Kaum wurden diese Absichten ruchbar, als auch schon ein zweiter Mann in die Schranken trat, König Lothar von Frankreich, der nächste Verwandte von Seiten der Spindel. Auch er erhob Ansprüche auf die Vormundschaft, in eigennütziger Gesinnung wie Der, den er verdrängen wollte. Bei dieser augenscheinlichen Gefahr erstand mit wachsendem Ansehen eine dritte Partei, den Erzbischof Wiligis an der Spitze, denjenigen, der zu Aachen die Krönung vollzogen hatte, und ihren Bemühungen ist es gelungen, die strittige Mundschaft der Mutter zuzuwenden. Bei Worms wurde Heinrich gezwungen, den Knaben auszuliefern.

Eine Reichsverweserschaft folgte, erst von der Mutter gehandhabt, der griechischen Kaisertochter Theophano, welche, herrschensgewohnt, das Ansehen des Thrones aufrecht zu erhalten strebte; in Rom und Ravenna hat sie persönlich zu Gerichte gesessen. Als sie dann nach wenigen Jahren der Last erlag, übernahm die Großmutter Adelheid, Gemahlin Ottos I., die Regierung, weniger kraftbewußt und politisch taktvoll, mehr religiös, asketisch gesonnen. Beide Frauen stützten sich vornehmlich auf die Bischöfe, die entschiedensten Anhänger der Legitimität, unter denen Wiligis von Mainz hervorragte; ein Mann von dunkler Herkunft, aber ungewöhnlichen Geistesgaben und unbedingter Zuverlässigkeit. Die alte Ottonenpolitik, deutschen Männern italienische Bisthümer zuzuwenden, trug jetzt, während der erlahmenden Reichsgewalt, treffliche Früchte; das stets aufsässige Italien blieb im Ganzen ruhig. Allein jedoch konnte das Regiment nicht auf die Bischöfe begründet werden, wohl oder übel mußte auch der zweite Machtfactor des damaligen deutschen Staates, mußten auch die Stammesherzöge herangezogen werden. Immer bereit, ihre Sonderbestrebungen geltend zu machen, fanden sie Zeit und Umstände trefflich dafür geeignet. Namentlich in Bayern und Thüringen sehen wir deutlich, wie sich die Bande lockern, welche mit dem Reiche verknüpften, wie man wieder anfing selbständiger zu werden, eigenwilliger zu handeln; weiter noch drängte das trotzige Bauernvolk der Friesen, welches sich damals fast aller Verbindung mit dem Reiche entzog. In Dänemark ging der deutsche Einfluß während des Getöses eines blutigen Bürgerkrieges verloren, mit den Slaven längs der Elbe setzte es einen langjährigen Kampf, dem erst die beiderseitige Ermattung ein Ende machte. Böhmen konnte nur durch das Eingreifen der Polen wieder unterworfen werden, und in Polen selbst gelangte mit Boleslaw Chrobri einer der gewaltigsten kriegerischen Fürsten zur Herrschaft, der sich bald als gefährlichster aller östlichen Nachbarn erweisen sollte.

Unter diesen Ereignissen wuchs Otto III., sorgfältig gebildet, zum Jünglinge heran, zum schönen, selten begabten aber unsagbar phantastischen Jünglinge; von Frauen verhätschelt, von Schmeichlern verdorben, allseits angestaunt als das Wunder der Welt.

Persönliche Neigung und sachliche Erwägungen riefen ihn, siebzehn Jahre alt, nach dem Süden, nach Rom, wo Papst Johann XV. in immer tiefere Abhängigkeit von der Crescentinischen Adelsclique gerieth. Zu Anfang des Jahres 996 sammelte sich in Regensburg ein stattliches Heer. Von dem Mainzer und Salzburger Erzbischofe und vielen Bischöfen umgeben, verließ Otto im Februar die Stadt; die heilige Lanze wurde ihm vorausgetragen, unter Psalmen und Lobgesängen bewegte sich der Zug von dannen. Noch lag die Schneedecke des Spätwinters auf dem Brenner, als schon die deutschen Schaaren über ihn hinabstiegen in die lockenden Gefilde der Lombardei. Zu Pavia leisteten die Fürsten Italiens den Huldigungseid, in Ravenna trafen Briefe und Boten aus Rom ein, welche dem Könige den eben erfolgten Tod des Papstes meldeten. Kraft des ihm von seinem Großvater überkommenen Rechtes ersah Otto seinen Vetter Brun zum Nachfolger in der apostolischen Würde. Willigis geleitete diesen, einen kaum 24jährigen Geistlichen, nach Rom, wo seine Wahl von Clerus und Volk anerkannt, er geweiht wurde und den verheißungsvollen Namen Gregor V. annahm. Kurze Zeit darauf, am Himmelfahrtstage, erfolgte dann die Krönung Ottos zum Kaiser, Patricius und Schirmvogte der Römer mit einer fast märchenhaften Pracht. In den Krönungsmantel sah man den ganzen Thierkreis mit Perlen und Edelsteinen gestickt, nicht weniger als 355 goldene Glöckchen hingen daran. — Demnach lag nunmehr die oberste Waltung in den Händen zweier Jünglinge, eng verbunden durch Freundschaft und Verwandtschaft, beide, wie sich bald zeigen sollte, ihrer schweren Aufgabe nicht gewachsen.

Um dieses zu verstehen, müssen wir uns das für kurze Zeit energisch in den Vordergrund tretende Rom zu vergegenwärtigen suchen. Kirchlichkeit und Müssiggang waren dort trefflich gediehen. An Stelle von Thermen und antiken Tempeln erhoben sich Kirchen und Klöster; nicht weniger als zwanzig sollen damals im Besitze von Nonnen, vierzig von Mönchen und sechzig von Kanonikern bewohnt gewesen sein; diejenigen ungerechnet, welche außerhalb der Stadt lagen, und der sonstigen Gotteshäuser und Capellen, deren es überreichlich gab. Das heißt also, die verhältnißmäßig niedrige Bevölkerungsziffer in Betracht gezogen, ein krankhaftes Ueberwiegen des geistlichen Elementes, krankhaft um so mehr, als es im Laufe der letzten hundert Jahre seine Wirksamkeit nach außen nahezu eingebüßt hatte und in der Stadt stagnirt war. Von glaubwürdigen gleichzeitigen Autoren wird berichtet, wie man hier zu Allem fähig war, zwischen Heiligem und Profanem keinen Unterschied machte, wie jedes Gefühl von Pietät, wie Treu' und Glauben erstorben. Alle Leidenschaften traten an den Tag, neben schwärmerisch glühender Religiosität und Hingebung, düsterer Menschenscheu, wahnsinniger Freude an Selbstvernichtung, die kälteste Berechnung, die gemeinste Liederlichkeit, die ungemessenste Herrschsucht. Weiber hatten den apostolischen Stuhl mit ihren Günstlingen besetzen können, wiederholt hatte man Päpste in's Gefängniß wandern, langsam verhungern gesehen, ihre Leichen hatten auf

offener Straße gelegen und selbst das Grab war ihnen keine sichere Ruhestätte gewesen. Die Thatkraft des Papstthums war geschwunden, das Kirchenregiment erlahmt, und jene Macht, welche sich schon stolz der Vergabung der Kaiserkrone gerühmt hatte, sie war hinabgesunken zum ersten Bisthume des deutsch-italienischen Reichs; der Träger der Würde war wieder, wie zur Zeit Karls des Großen, erster Unterthan geworden, geblieben aber im Vollbesitze seiner Ansprüche.

Es konnte nicht fehlen, daß dieses Mißverhältniß zwischen Wesen und Schein, diese Vernachlässigung höchster Pflichten Erbitterung und Widerspruch erzeugte. Zunächst verlieh ihm Erzbischof Wilhelm von Mainz offenen Ausdruck: er schrieb an Papst Agapet: „den Bischöfen, den Augäpfeln Gottes, sei das Recht ihres Standes entzogen, jede Kirche erleide Verluste, die Person eines Erzbischofs werde angetastet und bei alledem sei von Rom keine Hülfe gekommen, sondern liebäugelnd mit dem königlichen Belieben, wolle es noch ohne Beirath des deutschen Episkopats in deutsche Angelegenheiten eingreifen." Als dann einige Jahrzehnte später das karolingische Haus in Frankreich gestürzt und das Capetingische zur Herrschaft kam, sind Reden gefallen, wie selbst die Reformation sie kaum schärfer zu Tage gefördert hat. „Nur der ist wirklich Papst," hieß es dort unter Anderem, „der die übrige Geistlichkeit an Vollkommenheit überragt, der unwürdige Papst ist ein Götzenbild; nur Gott kommt es zu, zu richten und zu verdammen, ihm soll man mehr gehorchen als den Menschen, und der da in Rom sitzt, ist nichts als ein Mensch, ein Heide und Zöllner, wenn er gegen seinen Bruder sündigt; ein illegaler Spruch von dorther ist zu verachten!" — Der Führer des gallicanischen Episkopats war Gerbert, der geistesmächtige Erzbischof von Reims. Ihm gegenüber standen namentlich die „freien" Klöster, an der Spitze der schwungvolle Abt Abbo von Fleury. Für sie waren die Bestrebungen der Bischöfe, welche auf unbedingte Kräftigung dieses Standes und Herabdrückung anderer Elemente abzielten, äußerst Gefahr bringend, denn bei dem schwach entwickelten Königthume war es den großen Klöstern und Congregationen gelungen, sich einseitiger als anderswo geltend zu machen. Mit der Lossagung des Einzelnen von der Welt verband sich das stärkste Streben der Brüderschaft nach Reichthum und Macht. Hier also war der Punkt, wo Kloster und Bisthum an einander rannten. Wiederholt kam es zu blutigen Auftritten, in der Kirche von St. Denis wurde der Erzbischof von Sens durch einen Axthieb im Rücken verwundet. Der natürliche Bundesgenosse der Mönche war der Papst, doch vergebens ordnete dieser Legaten ab, vergebens berief er ein Concil nach Rom, vergebens drohte er mit dem Banne, die Waffen des heiligen Petrus waren schlechterdings abgenutzt. Selbst Abbo von Fleury konnte nicht umhin, in einer von ihm verfaßten Canonessammlung, den Papst fast ganz zurücktreten zu lassen, die kirchliche Schutzgewalt nicht ihm, sondern dem Könige zuzuweisen. Der deutsche Clerus stand wesentlich auf Seiten des Papstes, denn Rom gehörte zum deutschen Reiche, und Roms Ansprüche konnte man dadurch auf dieses übergegangen erachten.

In solch' krause Verhältnisse trat nun Gregor V., der erste deutsche Papst, mit seinem Beschützer, dem dritten Otto. Begabt war der Kirchenfürst, von schönem Aeußeren und großem Wissen, er war dreier Sprachen mächtig und bewandert in weltlicher Literatur, dabei stolz, voll kochender Leidenschaft und von der ganzen Härte des sächsischen Stammes, dem er mütterlicher Seits angehörte. Sein Ziel war: Zurückeroberung des alten päpstlichen Ansehens. Aber aufgewachsen unter einem ganz anderen Himmel, ward er nun unvermittelt hineingeschoben in eine ihm wildfremde Welt, die er leiten sollte als ihr Herr, was Wunder, daß sie ihn von sich stieß?

Mit Strenge waltete Gregor in Rom, anfangs versuchend sich dem bisher herrschenden römischen Adel zu befreunden; für Crescentius erwirkte er Erlassung der Strafe. Doch die Gegensätze waren zu schroff, die Adelsherrschaft zu sehr eingerostet. Als Otto mit seinem Heere die Stadt verlassen hatte und nach Deutschland zurückgekehrt war, entfaltete eben jener Crescentius mit seinen Coterien die Fahne der Empörung und nöthigte den ungewohnten Oberherrn zu eiliger Flucht. Ein Ereigniß, das ihn tief erbittern mußte und seine Thatkraft aufstachelte.

Unterdessen war kaum die Kunde von seiner Erhebung zum Papste ruchbar geworden, als auch schon großer Jubel innerhalb des französischen Klosterclerus entstand, die Bedrängten eilten über die Alpen, klagten ihr Leidwesen und baten um Hülfe und Bestätigung von Privilegien, Abbo war unter ihnen. Von französischen Bischöfen scheint Niemand gekommen zu sein, im Gegentheile, um ihre Geringschätzung recht deutlich zu zeigen, ordnete ein Theil derselben einen Laien als Gesandten ab, der nichtssagende Redensarten vorbrachte. Auch das mußte Gregor hinnehmen, doch ungestraft sollte es nicht geschehen. Vertrieben aus seiner Hauptstadt, berief er eine Synode nach Pavia, auf welcher einerseits die renitenten französischen Bischöfe vom Amte suspendirt und der französische König mit dem Banne bedroht, andererseits Crescentius als Räuber und Eindringling der römischen Kirche von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen wurde. Schade, daß diesem Muthe so wenig das Gewicht der Kräfte entsprach. In Frankreich hat man sich, so weit sich erkennen läßt, nicht im Geringsten um Papst und Synode gekümmert, ruhig blieben die Bischöfe im Amte und ungestört lasen sie ihre Messen. Crescentius seinerseits vergalt Schlag mit Gegenschlag, in Johannes, dem Erzbischofe von Piacenza, erhob er einen der früheren Lehrer Ottos zum Gegenpapste, wofür Gregor dessen Erzbisthum zum Bisthume degradirte.

Diese zunehmend bedrohlicher werdenden Dinge veranlaßten den Kaiser, sich zum zweiten Male mit Heeresmacht nach Italien zu begeben. Rom wurde zurückerobert, der Gegenpapst gefangen, Nase, Ohren und Zunge ihm abgeschnitten, die Augen ihm ausgestochen und dann wurde der traurig Verstümmelte, trotz der milderen Regungen Ottos, in vollem Ornate vor eine Synode geführt, wo Gregor auf ihn zuschritt, ihm die Kleider vom Leibe riß und, rückwärts gewandt auf einen Esel gesetzt, dem Pöbel zu Hohn und

Spott überließ. Unglück verheißend tönte das Wort des heiligen Nilus herüber. Aber der Rache sollte noch nicht genug geschehen sein. Als die letzte Zufluchtsstätte der Aufständischen, als die Engelsburg fiel, wurde Crescentius auf dem Dache derselben enthauptet und dann bei den Beinen an einen Galgen gehängt. Die Herrschaft des Schwertes war eröffnet, der Schrecken mußte bändigen, denn eisern war die Zeit.

Zähneknirschend trugen die Römer das ihnen aufgezwungene Joch, ohne den Kaiser war Gregors Stellung unhaltbar; — und das wußte der Kaiser. Bisher waren beide Würdenträger Hand in Hand gegangen, der Papst gleichsam Träger und Förderer der Kaiseridee in Italien gewesen. In einem Schreiben hatte er gesagt: „wir erachten es billig, die Ehre des kaiserlichen Regiments und dessen Macht mit apostolischem Ansehen väterlich zu festigen". Dafür kam ihm dann auch Otto entgegen, als sich die Bischöfe an ihn wegen des unruhigen Grafen Arduin wandten, wollte er nichts ohne seinen Vetter unternehmen, als das Kloster Farsa eine Klage bei ihm anhängig zu machen strebte, wies er es an den Papst. Doch seit der zweiten Heerfahrt weilte Otto stehend in Italien, längere Zeit und wiederholt in Rom selber, wo namentlich die hohe Gerichtsbarkeit Stoff zu persönlichen Reibereien gewährte, um so mehr, als sich der Kaiser zunehmend stärker in äußere Vergötterung hineinlebte, ja sogar darauf auszugehen begann, Rom zu seiner und des Reiches Hauptstadt zu erheben. Als nothwendige Folge barg solch' ein Vorhaben die Herabdrückung des päpstlichen Ansehens, was ein Kirchenfürst von dem Schlage Gregors unmöglich gutwillig hinnehmen konnte. So besitzen wir denn unabweisbare Zeugnisse, daß das Verhältniß der beiden Machthaber ein gespanntes wurde, wohl nur der frühe Tod des Papstes hat den offenen Bruch verhindert.

Zum Nachfolger des jugendlich ungestümen ersten deutschen Papstes erhob Otto den greisen Gerbert, den ersten Franzosen, der den gelehrten Namen Silvester II. annahm. Als Erzbischof von Reims war er Führer der bischöflichen antipäpstlichen Partei gewesen; als er sich localen Widersachern gegenüber nicht mehr zu halten vermochte, hatte er den Staub von seinen Sohlen geschüttelt und sich an den deutschen Kaiserhof begeben. Bald gelangte er hier zu Ansehen und Einfluß, das Erzbisthum Ravenna wurde ihm aus der Hand des Kaisers zu Theil, schließlich das römische Pontificat.

Gerbert tritt uns als ein Mensch entgegen, wie ihn die Geschichte des Mittelalters kaum zum zweiten Male kennt. Offenbar freigeistig gesonnen, ja, nach seiner Eidesformel, in jüngeren Jahren kaum völlig mit den Dogmen der Kirche übereinstimmend, haben wir in ihm ein Universalgenie, einen Faust seiner Zeit, in jeder Wissenschaft zu Hause, auf jedem Sattel gerecht, von großer Kraft des Verstandes, aber ohne Genialität und Schöpferkraft und ohne die Energie der Ueberzeugung. Formgewandt, schmiegsam, von prickelndem Ehrgeize, erregbar und doch wieder Herr seiner selbst, weltkundig und erfahren, verstand er ebenso gut sich zu fügen als zu gebieten.

In Rom und im Patrimonium, die Tusculaner Grafen auf seiner Seite wissend, scheint Silvester von vornherein ein scharfes und gerechtes Regiment geführt zu haben, ohne Ansehen des Standes; dem verlotterten Verwaltungs- und Domänenwesen widmete er besondere Aufmerksamkeit. Die üblichen Römergeschenke nahm er persönlich in Empfang, wohl um sich von ihrem Einlaufen zu vergewissern, an Stelle der bisher üblichen Pachtverträge sehen wir ihn Land für einen regelmäßigen Zins zu Lehen geben. Cäsena belagerte er, wie vor ihm schon Gregor die Stadt Cere sich zu ergeben gezwungen hatte.

Frankreich gegenüber suchte er das höhere unparteiische apostolische Recht zu vertreten. Vorgänge, in die er einst selber tief verflochten war, bezeichnete er jetzt als Excesse, entschieden stellte er sich auf Seite von König und Erzbischof einem renitenten Bischofe gegenüber, die Parteinahme für die Klöster hörte auf, aber auch das Gegentheil trat nicht ein. Theoretisch betonte er die Hoheit der päpstlichen Würde auf das entschiedenste, um sich in seinen Handlungen desto gemäßigter zu zeigen. Auf diese Art gelang es, die Fäden wieder anzuknüpfen, welche so gewaltsam zerrissen waren, alte Beziehungen zur französischen Heimath kamen fördernd dabei zu Statten.

Weniger Glück hatte Silvester mit Deutschland. Als er noch Erzbischof von Reims gewesen, standen ihm schon die Führer des dortigen Episkopates gegenüber, auf der Synode von Mouson war er nahe daran, von ihnen verdammt zu werden. Dann kam er nach Sachsen und je mehr sein Einfluß bei Hofe stieg, desto sichtbarer trat der des hochverdienten Wiligis zurück, Rivalität und inneren Groll barg man hüben und drüben, und mit solchen Gefühlen gelangte der Mentor des Kaisers zum Pontificate. Es kann deshalb nicht Wunder nehmen, daß er sich bald mit einem großen Theile der deutschen Bischöfe überworfen hatte, in erster Linie mit dem Erzbischofe von Mainz. Wegen einer geringfügigen Sache kam es zu offenem Bruche, es gab leidenschaftliche Auftritte, Wiligis weigerte sich, einem päpstlichen Legaten innerhalb seiner Kirchenprovinz den Vorsitz zu gestatten, eine Synode war nahe daran, zum Waffengefechte zu werden. In der Errichtung des polnischen und des ungarischen Nationalbisthums, woran der Papst nicht unbetheiligt war, hat er den deutschen Episkopat auf das empfindlichste getroffen. Dem ganzen Verhältnisse wurde nicht zum wenigsten Vorschub geleistet durch das Thun und Treiben des Kaisers.

Wohl nie hat ein sonderbarerer Schwärmer die Krone getragen, als dieser dritte Otto. Der Undank der Römer, namentlich der des bereits einmal begnadigten Crescentius, das brutale Vorgehen Gregors gegen den geblendeten Johannes, den früheren Lehrer des Kaisers, der Märtyrertod des bewunderten Adalbert von Prag, die Entfremdung seines päpstlichen Vetters, der dumpfe Glaube, daß mit der Wende des Jahrtausends die Welt zu Grunde gehe, und noch manches andere, müssen auf das reizbare Gemüth des Herrschers eine erschütternde Wirkung ausgeübt haben. Die Thatenlust, welche er zu Anfang seiner Regierung gezeigt hatte, welkte dahin, verloren ging der

Schmelz der Jugendfrische, sein Sinn verdüsterte sich und zunehmend mehr versank er in mystischen Tiefsinn, zerrüttende Grübeleien. Körperliches Unwohlsein kam hinzu. Seine zarte Gesundheit konnte das italienische Klima nicht ertragen und doch vermochte er immer und immer wieder den lockenden Süden nicht zu lassen, das goldene, das ewige Rom. Zum tückischen Klima gesellten sich fromme Kasteiungen gröberen Schlags: Fasten, Hausen in feuchten dunklen Höhlen, Pilgern mit bloßen Füßen, Schlafen ohne Decke und dergl. mehr. Unruhig und fahrig wie ein Knabe, schwärmerisch wie ein Jüngling, ward er zugleich Beter und Büßer wie ein Greis. Er, der zwanzigjährige Kaiser, sagt in einer seiner Urkunden: „ich thue dies, damit ich in der Herberge dieser Welt ehrbar zu leben, aus dem Kerker dieses Lebens ehrbarer herauszufliegen und mit dem Herrn am ehrbarsten gewürdigt werde zu regieren.“ Kaum eine mannhafte That weiß die Geschichte jetzt von ihm zu berichten, aber von desto unklareren Phantasien giebt sie Kunde: da redete man von der Macht des römischen Volkes, dem Triumphe der Waffen, der Sicherheit der Kirche, der Herstellung der Respublica, dem Glücke des Imperiums. Auf dem Aventin ließ er sich einen glänzenden Palast erbauen, die Gebeine des Boethius, des vielbewunderten Weisen, wurden aus ihrer Gruft zu Pavia erhoben, nach Rom gebracht und in marmornem Sarkophage in der Laterankirche beigesetzt; voll mystischen Denkempfindens mochte Otto jetzt auch dessen Geist zu sich herübergebannt wähnen. Verschrobene antike Vorstellungen kreuzten sich in dem exaltirten Gehirne des Kaisers bunt mit solchen über das Walten seines Vorfahrn, des gewaltigen Karl. Rom, die Stadt der Cäsaren, in der die Füße der Apostel gewandelt hatten, Rom, welches der Theorie nach noch immer das Haupt der Welt war, sollte es nunmehr auch in Wirklichkeit wieder, das römische Recht zum Kaiserrechte ausgeweitet werden. Als Vorbild diente das griechische Kaiserthum, dem Otto ja mütterlicherseits entstammte: er legte byzantinische Tracht an, ernannte byzantinische Beamte und umgab sich mit steifem byzantinischen Hofceremoniell; allein, wenn er zu Mittag speiste, saß er an einer halbkreisförmigen Tafel und höher als die Uebrigen. In einem Athemzuge nannte er sich Knecht der Apostel, erhabener Kaiser der Römer, und begrüßen ließ er sich als Erhabenster aller Erhabenen. Doch dann plötzlich überlief's ihn wieder, es wurde ihm bange in seiner Gottähnlichkeit. Den Erdenprunk wirft er zur Seite und pilgert als Büßer hinaus aus den Thoren Roms zu den schmutzigen Stätten der Heiligen, welche damals so reichlich Italien bevölkerten. Und stand er, der moderne Alexander, vor einem der Diogenes seiner Zeit, dem heiligen Nilus, und bot ihm an, zu erbitten, was er wolle, und dieser wußte keinen Wunsch für sich, nur für ihn, den Kaiser, für sein Seelenheil, dann fühlte er sich erdrückt von solcher Fülle der Gottseligkeit, hinschmelzend in süßen Thränen nahm er die Krone vom Haupte und überreichte sie dem, um dessen Haupt er schon die goldene Scheibe flammen sah, sauber gezirkelt wie die der Apostel an den Wänden der Basiliken von Rom und Ravenna.

Den Höhepunkt erreichte diese krankhafte Gefühlsschwelgerei im Jahre 1000, wo, wie er meinte, „Christus kommen werde, mit Feuer das Weltall zu richten.“ Von Cardinälen umgeben verließ er noch im Winter Italien, um einen großen Pilgerzug zur Leiche des heiligen Adalbert und zum Grabe Karls des Großen zu unternehmen. „Nie hat ein Kaiser weder beim Ein- noch beim Auszuge aus Rom größeren Glanz gezeigt, als damals Otto III.,“ berichtet ein Zeitgenosse, an der polnischen Grenze eilte ihm Herzog Boleslaw entgegen, empfing ihn herrlich und geleitete ihn prunkvoll nach Gnesen, das Ziel der Kaiserfahrt. „Als Otto aber die ersehnte Stadt von Weitem erblickte, nahete er derselben betend als barfüßiger Pilger.“ Der Bischof von Posen führte ihn in die Kirche, wo er mit einem Strome von Thränen den Märtyrer anflehte, ihm durch seine Fürbitte bei Christo Gnade zu erwirken. Eine Synode wurde abgehalten, auf welcher Gnesen zum Erzbisthume erhoben und das polnische Land in sieben Suffraganbisthümer zerlegt wurde. Der Ausdehnung der deutschen Kirche nach Osten war nunmehr für immer ein Ziel gesetzt, zugleich dem deutschen Einflusse, der Germanisirung. Nichts, garnichts konnte dem Interesse des Reiches mehr entgegen sein, als jene Errichtung einer nationalen polnischen Erzdiöcese, sie zeigt uns, wie Otto sich vom deutschen Fürsten hinübergeträumt hatte in die schrankenlose Herrschaft über das All.

Von Gnesen bewegte sich der Zug quer durch Deutschland nach Aachen. Das Grabgemach Karls des Großen wurde geöffnet und der Epigone stieg hinunter. Der Todte lag in marmornem Sarkophage, welcher mit einer Darstellung vom Raube der Proserpina geschmückt war, über dem Sarge erhob sich ein vergoldeter Bogen mit Bildniß und Inschrift; das goldene Kreuz, welches der Kaiserleiche am Halse hing, nahm Otto heraus, nebst einem Theile der Kleider, die noch unverwest waren, das Uebrige legte er wieder ehrfurchtsvoll hinein. Mancherlei Hin- und Herfahrten unternahm er dann im Lande, bei Allem war aber kein rechter Ernst, es drängte ihn zurück nach dem Süden; schon im Juni weilte er wieder jenseits der Alpen. Seine deutsche Heimath war ihm fremd und gleichgültig geworden, auf Rom wollte er bauen — und war dieses doch jenes Rom, welches wir vorhin haben kennen gelernt! Auch Otto sollte es bald und bitter erfahren.

Als in Norditalien der Markgraf Arduin von Ivrea offen zu trotzen begann, als in Süditalien eine allgemeine Empörung losbrach, erhoben sich auch die unruhigen Römer. Drei Tage lang wurde der Kaiser auf dem Aventine belagert und als es dann durch Zuzug von außen gelang, die Bürgerschaft zur Unterwerfung zu bringen, zeigte sich der Boden so gelockert, so unsicher, daß der Hof für gut erachtete, Rom zu verlassen und in Ravenna Aufenthalt zu nehmen. Kaum scheint er fort gewesen zu sein, als auch Rom schon wieder rebellirte, eine Belagerung blieb erfolglos, abermals mußte sich der Kaiser nach Ravenna begeben.

Schon früher hatte sich Otto genöthigt gesehen, die Erklärung abzugeben,

daß während des ganzen Jahres, Sonn- und Festtage ausgenommen, Gerichtssachen vorgenommen werden sollten, weil täglich gegen die Gesetze gehandelt werde, täglich Böse Böses thäten. Jetzt wurde die Unordnung immer größer, ersichtlich deutlicher trat rings umher ein allgemeiner Abfall zu Tage, die Vernachlässigung und völlige Wegkehr von den Reichsgeschäften zeitigte überall Unwillen und Erbitterung, zumal in dem schmählich zurückgesetzten Deutschland. Die Stammesherzöge gewannen Muße, ihre mit der Krone rivalisirenden Bestrebungen auszubilden, die Bischöfe, die eigentlichen Stützen des Thrones, waren tief verstimmt über Ottos undeutsches Verhalten in der polnischen Sache und dessen Parteinahme gegen Wiligis. Eine angesagte Heerfahrt hatte nur ungenügenden Erfolg, die von Kaiser und Papst abgehaltenen Synoden wurden mangelhaft besucht, schon ging ein beträchtlicher Theil der deutschen Großen um mit Plänen offener Empörung.

Statt sich nun endlich, wo alles rings umher zu wanken begann, aufzuraffen und die Machtmittel, welche die Krone immer noch besaß, zusammenzufassen und geltend zu machen, statt dessen saß der Imperator friedfertig in Ravenna und suchte die Gnade des Himmels durch Büßungen und Kasteiungen zu erringen. Wochenlang fastete er, weinend und betend durchwachte er die Nächte. Der heilige Romuald soll damals allen Ernstes daran gedacht haben, den Nachfolger Karls des Großen, den Kaiser des Abendlandes, zu einem frommen Einsiedlermönche umzubilden.

Endlich, Mitte December 1001, verließ Otto abermals Ravenna und zog mit seinen Reisigen langsam gegen Rom. Ungenügend unterstützt, selbst ohne Energie, Kriegserfahrung und -Talent, wurde seine Stellung zunehmend schwieriger. Auf der Burg Paterno, von wo aus man weit das Land und die Siebenhügelstadt überschauen konnte, gerieth er so in's Gedränge, daß die Lebensmittel anfingen auszugehen. Gebrochenen Körpers, verzehrt von Unruhe, Unmuth und Besorgniß, warf ihn ein Fieber auf das Siechbett. Schnell nahm die Krankheit einen bösartigen Verlauf. Nachdem er das Abendmahl empfangen und die Reichsinsignien dem Erzbischofe von Köln übergeben hatte, schied er am 23. Januar 1002 aus der Zahl der Lebenden; — noch nicht zweiundzwanzigjährig und doch schon einer der unglücklichsten Träger der Krone.

Kaum verbreitete sich die Kunde von dem Todesfalle, als auch der Groll ringsher zu vollem Durchbruche kam. Der Zug, welcher die Leiche nach Deutschland führte, mußte sich bis Verona, — demselben Verona, wo einst der Knabe zum Herrscher erhoben — eine blutige Gasse mit dem Schwerte bahnen. In Arduin von Ivrea wurde ein nationaler italienischer König erhoben, die deutschen Fürsten begannen den Kampf mit der Legitimität um die Thronfolge, in Rom schaltete des Crescentius Sohn mit unumschränkter Machtfülle, der Papst Silvester sank bald darauf in's Grab, fast unbeachtet, kaum, daß ein Zeitgenosse davon zu berichten weiß.

Das waren die Ergebnisse einer kurzen, thatenleeren und doch so inhaltreichen Regierung.

Franz Dingelstedts „Schwabenstreiche".

Von

Arnold Wellmer.

— Blankenburg a. H. —

(Schluß.)

Welch' ein Contrast, wenn wir Dingelstedt aus diesen ästhetisch-poetischen Kreisen seines Stuttgarter Lebens auf den eigentlichen Schauplatz seiner lustigen „Schwabenstreiche" begleiten! Hier war er ganz: der lange Franz — der tolle Franz — der wilde Franz!

Schon vor Dingelstedts Ankunft in Stuttgart hatte sich um den jungen Kronprinzen Karl ein Kreis von jungen lustigen Männern gebildet, die sich nach Kräften bemühten, ihr Leben zu genießen und zugleich dem etwas zaghaften, in seinen Knaben- und ersten Jünglingsjahren vielfach verschüchterten und unterdrückten Kronprinzen Gelegenheit und ein Vorbild zu geben: auch das seine zu genießen. Wir dürfen annehmen, daß dies nicht nur mit Wissen, sondern sogar unter vollster Billigung des alten Königs Wilhelm geschah, der sein Leben ja auch in vollen Zügen genossen hatte und der bei aller Sparsamkeit doch Tausende drum gegeben hätte, wenn sein einziger Sohn und Thronerbe das Goethesche Wort:

„Und wer rasch ist und verwegen"

nicht nur den „Weibern" gegenüber beherzigt und bestätigt hätte, sondern auch auf den von dem „alten Herrn" so geliebten und gepflegten schönen Pferden. Aber leider kostete es den damaligen Kronprinzen von Württemberg kaum eine geringere Ueberwindung, einem schönen Mädchen eine Artigkeit zu sagen, als ein muthiges Pferd zu besteigen.

Und doch war auch er lebenslustig — in seiner nervösen Art. Er war gerade zwanzig Jahre alt und soeben erst von der Universität Tübingen, wo er sich studirenshalber aufgehalten, und von einer ziemlich ungemüthlichen englischen Bildungsreise nach Stuttgart zurückgekehrt, als der vielerfahrene

und vielgewandte Franz Dingelstedt hier auf dem Schauplatze erschien und des königlichen Vaters Bibliothekar und des königlichen Sohnes burschikoser Freund wurde. Man versuchte für den Kronprinzen das in Tübingen versäumte lustige Studentenleben in Stuttgart auf's lustigste nachzuholen. Da gab es äußerst fidele und in den Mantel des Geheimnisses gehüllte nächtliche Trinkgelage in dem nahen Dörfchen Zuffenhausen — in Hackländers Privatwohnung in der Canzleistraße — und zuletzt auch in den kronprinzlichen Gemächern im Schloß . . . Und am andern Morgen wußte die ehrsame und sonst so ruhige Stadt Stuttgart viel von diesen übermüthigen Studentenstreichen zu erzählen, zu denen die gottlosen Ausländer Franz Dingelstedt und Friedrich Wilhelm Hackländer den sonst so stillen und tugendsamen Kronprinzen verführt hätten. Bald hatte man dieser Schönen ein solennes Ständchen gebracht, bald jener Unschönen oder gar einer unbeliebten Excellenz eine fürchterliche Katzenmusik. In der einen Straße waren sämmtliche Schilder von Kaufleuten und Handwerkern abgenommen und in einer anderen Straße aufgehängt worden — und an dem Klingelzuge einer gottseligen alten Jungfrau hatte man das Schild einer stadtbekannten Hebamme gefunden. Ja, Hausthüren wurden aus den Angeln gehoben und eines Morgens war die vornehme Königsstraße so mit Bänken verbarrikadirt, die sonst ehrbar vor den Hausthüren standen und jetzt quer über die Straße mit Stricken zusammengebunden waren, daß die Frühpost erst nach langem Aufenthalt frei passiren konnte . . . Und bei all diesem nächtlichen Unfug hatte man stets die langen Beine des langen Franz Dingelstedt und die schmetternde Stimme seines dicken Freundes Hackländer ganz deutlich erkannt . . . Wehe! Wehe! über diese gottlosen Verführer des armen Kronprinzen! Wehe! sie machen aus Stuttgart ein Sodom und Gomorrha!

Bald sollten die guten Stuttgarter noch mehr zu reden und zu jammern finden. Die erfindungsreichen Freunde Dingelstedt und Hackländer wußten diesen lustigen Freundeskreis, der aus den buntesten Elementen zusammengesetzt war, durch eine originelle äußere Form noch enger zu verbinden und zugleich mit dem Reize des Geheimnißvollen zu umgeben. Sie gründeten am 9. October 1843 unter dem Protectorat des Kronprinzen den Verein „Glocke", dessen erster Statuten-Paragraph lautete: „Zweck der Gesellschaft ist gesellige Unterhaltung und gegenseitige Mittheilung literarischer und artistischer Arbeiten." Die Mitglieder kamen jeden Montag-Abend im Glockenlocal zusammen und allmonatlich ein Mal zu einem Diner. Bald baute sich die Glocke im Garten des Café Marquart, dem ehemaligen Atelier Danneckers, eine eigene Glockenstube. Den Vorsitz führte als Glockenmeister Prinz Hugo von Hohenlohe-Oehringen, Altgesell war Stallmeister Baron Julius Hügel. Der Glocken-Mantel Dingelstedt hatte die Aufgabe, alle Glocken-Speise (die literarischen Beiträge der Mitglieder) anzunehmen und in der nächsten „Glocken-Stunde" zum Vortrag zu bringen. Als Archivar fungirte der Glocken-Schwengel Hackländer, als Secretär der Glocken-Strang Graf Taube, als Ceremonienmeister der Glocken-Junker Maler Karl Müller und der Glocken-

Page Maler Johann Baptist Zwecker, als Verwalter der Glocken-Putzer, als Kassirer und Rechnungsführer der Klingelbeutel, jetzige Hofbankdirector Wilhelm von Sick. Glocken-Hammer war Graf Alfred Neipperg, Sohn des bekannten Grafen Adalbert, des zweiten Gemahls der von Napoleon geschiedenen Kaiserin Marie Louise, Herzogin von Parma, — selber Gemahl der Prinzessin Marie von Württemberg und Schwiegersohn des Königs Wilhelm, Majoratsherr der schönen Herrschaft Schweigern bei Heilbronn, wo die Glocken-Mitglieder so lustige Jagdtage verlebten. Glockensäugling hieß jedes neu aufgenommene Mitglied, bis ein neuer Säugling eintrat. Glockenzieher waren: Graf Wilhelm von Württemberg, Herzog von Urach, Besitzer und Wiedererbauer des durch Wilhelm Hauff so berühmten Lichtenstein, Prinz Felix Hohenlohe, Stallmeister Baron Taubenheim, Oberkammerherr der Königin Freiherr von Holtz, Oberst von Rüpplin, Capellmeister Kücken, Medicinalrath von Hardegg, die Baumeister Leins und Etzel, die Maler Kurtz und Rustige — und längere Zeit auch Emanuel Geibel und Franz Liszt, die bald nach Gründung der Glocke in Stuttgart weilten. Geibel und Dingelstedt glänzten in den Glockenstunden durch heitere poetische Improvisationen, die sich nicht selten zu köstlichen Wettgesängen gestalteten. Liszt, der damals noch lange nicht büßender Abbé war, brillirte natürlich am Flügel, wo er sein Spiel mit den Händen begann, mit Ellenbogen und Füßen fortsetzte und mit dem Schwerpunkt der Verlängerung seines langen Rückgrats effectvoll endete. Auch von einer drastischen Capuzinerpredigt wird uns berichtet, die Franz Liszt in einer tollen Nacht in der Königsstraße, von den hohen Trittsteinen vor der Thür des großen Bücherkönigs Baron Cotta herab, den seligen Glöcknern hielt: in vollen „Glockentönen", die aus einem eigenen Glocken-Dictionnair zu erlernen waren. — Alle Glöckner trugen an einem „Strang" um den Hals als Bundeszeichen eine Glocke, mit der sie in das Geläute der größeren Glocken des Meisters und des Altgesellen einstimmten.

Jede Glockenstunde wurde durch den gemeinsamen Gesang des vom Glockenmantel Dingelstedt gedichteten und vom Glockenzieher Franz Liszt componirten Bundesliedes eingeleitet:

„Heil uns'rer Glocke, Heil,
Heil Meister, Hammer, Seil,
Der Glocke Heil!
Läutet nur, Mann für Mann,
Alle mit Nachdruck dran,
Jeder so gut er kann,
Jeder sein Theil.

Seht, wie sie schwingt und schwebt,
Hört, wie sie klingt und bebt,
Wunderbelebt.
Laut durch die stille Nacht,
Wenn rings kein Aug' mehr wacht,
Braust ihr Geläut mit Macht,
Himmelbestrebt.

Brüder, wir allesammt,
Kunst und Natur entstammt,
Geistig durchflammt,
Zieh'n an der Glocke Strang,
Freu'n uns am Glockenklang,
Und jeder Zank und Zwang
Er sei verdammt.

Töne, du froh Geläut,
Einig und nie entzweit,
Durch Raum und Zeit.
Zieht, Ihr Gesellen, zieht,
Eh' Euch die Kraft entflieht,
Und noch das letzte Lied
Töne wie heut."

Ende Februar 1844 feiert die Glocke des Glockenziehers Geibel Abschied, der nach Berlin geht. Der Mantel Dingelstedt trägt in jener Glockenstunde folgende Glockentöne vor:

Auf Emanuel Geibels Abtritt.

Aeußerst fein nach Herrn Hofrath F. v. Schiller aus Schwaben;
von einem ditto, minder frei, noch nicht aus Schwaben.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr, traulich stille Thäler, lebet wohl!
Emanuel wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Emanuel sagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Weiber, die mich küßten, ihr Mädel,
Die ich geküsset, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr kühlen Tageblätter-Bronnen,
„Beobachter", du Echo dieses Thales,
Das oft mir Antwort gab auf meine Reime,
Emanuel kehrt in seinen Norden heime!

Ihr Plätze meiner fröhlichen Triumphe,
Euch laß ich ewig hinter mir, o weh!
Zerstreut Euch, alte Jungfern, mit dem Strumpfe,
Ich füße nimmer Euren herben Thee.
Mich zieht's, ein Irrlicht, hin zu andrem Sumpfe,
Zum Sand der Mark und an die braune Spree:
So ist des Herren Ruf an mich ergangen,
Nicht blos ein literärisches Verlangen.

Denn der zum Hofrath Ludwig Tieck in Dresden
Aus freier Gnadenwahl herbei sich ließ,
Der Freiund Reimar, den bereits verwes'ten,
Vom Mist zu Neuseß auferstehen hieß,
Er, der sich von den Bess'ren stets den Besten,
Von Dichtern stets den Dümmsten hold erwies,
Er sprach zu mir durch Humboldt's Lärmposaune:
„Komm her! Heut bin ich wieder mal bei Laune!"

In schwarzen Frack sollst Du die Glieder pressen,
Und weiß umbändeln Deine Dichterbrust!
Die Freiheitslieder seien all vergessen,
Und Politik, der eitle Sünderwust.
Statt Verse sollst Du Garderoben messen,
Tragödien zensiren ganz nach Lust;
Dann kriegst Du auch den neuen Schwanenorden,
Pour le mérite ist schon zum Spott geworden!"

„Denn da 's ein Miswachs ist an Intendanten,
Da Küstner selbst, mein letzter Strohhalm bricht:
So ruf ich Dich aus weitentfernten Landen,
Und mahne Dich an eine ernste Pflicht;
Mein Hoftheater geht total zu Schanden;
Wirst Du Director und Messias nicht,
Und hilfst Du nicht durch Hagn und durch Krelinger
Besiegen die rebellschen Westphälinger!"

Ich wartete, ein frommer Christ, auf Zeichen —
Da spielt' ich Wallenstein — Es war geschehn.
O Herzog Friedland, Terzky ohne Gleichen! . . .
Seit ich mich auf der Bühne erst gesehn,
Weiß ich, ich werde jenes Ziel erreichen,
Bei Holbein, neben Taubenheim bald stehn:
Die Komödianten soll'n und woll'n mich haben,
Der Postgaul scharrt. Ade, ihr sieben Schwaben!"

Stallmeister Baron Taubenheim war damals Intendant des Stuttgarter Hoftheaters, Franz von Holbein Director des Wiener Burgtheaters.

Schade daß uns Geibels Antwort auf diesen Abschiedsgruß nicht vorliegt. Er verstand es zu antworten. Im Uebrigen wurde Geibel nicht Berliner Hoftheater-Intendant. Er konnte als einer der „Berufenen" des Königs Max nach sieben Jahren die Glockenbrüderschaft mit dem — Intendanten Dingelstedt in München fortsetzen.

Die Rückkehr des Glockenmeisters Prinzen Hugo Hohenlohe feierte Glocken-Mantel Dingelstedt am 5. Januar 1846 durch folgende Glockentöne:

Was tönt die Glocke so beklommen
Zum neuen Jahr von altem Glück?
Der Meister ist zurückgekommen —
So heißt's und sieh, er kommt zurück!

Auf denn, bewillkommt ihn mit Schlägen
An Eure Glocken hell und brav,
Und schreit ein Pereat entgegen
Dem überwundnen Winterschlaf!

Nun ist's vorbei mit uns'rer Glocke
Gedrückter und betrübter Zeit;
Der Meister sorgt, daß Alles stocke,
Was uns gehemmt hat und entzweit.

Nun schweigt auch unsre freie Freude
Nicht länger still und unsre Lust;
Es fällt das ganze Prachtgebäude
Dem Meister jubelnd an die Brust.

O da Du schiedest, welch Vergnügen
War später uns noch möglich hier?
Du konntest ja nicht mehr genügen
Und stets verlangten wir nach Dir.

Du wardst je ferner uns je lieber
In dem Gedächtniß schön'rer Zeit,
Drum sandten wir Dir nichts hinüber
Als Klag' und Bitte: Komm noch heut!

Nun kehrst Du wieder, stark geworden
An Geisteslust, mit Heldenschritt,
Und bringst uns Deinen kalten Norden
Doch auch Dein warmes Herze mit.

Hab' Dank, daß lang Du fortgewesen
Und dennoch treu der Glocke bliebst;
Nie laß uns wieder Verse lesen,
Die Du zu unserm Tadel schriebst.

Auf, Glockenzieher, stürzt den Meister
Zu ehren Euer Glas hinab
Und rufet als erlöste Geister:
Er lebe, der uns Leben gab!

Der Teufel soll den Meister holen,
Verläßt er uns ein zweites Mal;
Er ziehe in sein Wasserpolen,
Doch wir ihm nach in vollster Zahl!

Ja ging er nochmals fort, Ihr Brüder,
So spräche Jeder für sich hin:
Ich wollt', der Meister käm nicht wieder
Als denn mit der Frau Meisterin!

Glocken-Mantel Dingelstedts Protokoll über die Glockenstunde vom 9. März 1846 lautet:

„Das Präsidium führt an des Meisters Stelle
Der Mantel und später der Altgeselle,
Weil Jener, der Meister, mit hinkendem Fuß
Zu Haus Mephistopheles spielen muß.
Zuerst wird feierlich abgestimmt
Ueber eine Meldung: Glocke nimmt
Einstimmig auf und mit frohem Bemühn
Den würdigen Obersten von Rüpplin.
Artistischer Beiträge war nur einer
Vom Pogen, vom Kurtz für dies Mal keiner:
Sein berühmter „Hofstaat“ ist nicht vollendet,
Da man von zu vielen Seiten sich an ihn wendet
Mit Bewerbungen um eine Stelle dabei.
Von lyrischen Speisen genossen wir drei:
Vom Schwengel ein fröhliches Frühlingsgeschmetter,
Vom Grafen Wilhelm ein Donnerwetter,
Das über die Eitelkeit der Welt
Und der Liebe poetisch blitzt und hellt.
Den Preis des Abends errang das lustige
Gedicht vom Säugling Maler Rustige,
Das in orientalischen Makamen
Feiert des Junkers erhabenen Namen.
Der Glocke Gast, Herr J. E. Braun,
Thät uns mit der Bettel-Novelle erbaun.
Wogegen der berühmte Tondichter Kücken
Uns heut nicht geruhete zu beglücken.
Die Glocke verhandelt alsdann noch einmal
Ueber ihr neues, vielberedetes Local,
Wozu Jung-Stuttgarts Architekt
Den Plan — aber Niemand das Geld vorstreckt.

Zum Schluß erst bemerkt man mit tiefem Betrüben,
Daß der Klingelbeutel zu Hause geblieben,
Seine Entschuldigung, daß er am Kopfe litte,
Findet vollen Glauben in der Glocke Mitte.
Eine Stund' ungefähr nach Miternacht
Ward die heutige Sitzung zu Ende gebracht.“

Ad vocem: „Bettel-Novelle.“ Auch diesen literarischen Scherz hatte Dingelstedt ersonnen, mit dem Titel: „Bekenntnisse eines Selbstmörders“, und selber das erste Capitel geschrieben: Das tragische Ende des Hoftheater-Intendanz-Souffleurs Corsinsky behandelnd, der in räthelhafter Weise aus Stuttgart verschwand, als angeblicher Selbstmörder, und der später in Köln wieder aufgetaucht sein sollte . . . Der aber nach längerer Zeit wirklich als Leiche, kaum noch kenntlich, am Neckar aufgefunden wurde. — Jeder Glockenbruder lieferte ganz nach eigener Erfindung ein neues Capitel zu dieser Bettel-Novelle und die Glocken-Maler illustrirten sie mit den tollsten Carricaturen. — Wo das Manuscript wohl geblieben ist?

Die Idee eines größeren „Bettel-Romans“ haben Dingelstedt und Hackländer noch bis in ihre letzten Jahre festgehalten.

Hier sollten aber die namhaftesten deutschen Novellisten Mitarbeiter werden, deren Namen dem Lesepublicum jedoch anfangs verschwiegen bleiben. Das Loos würde die Reihenfolge in Lieferung der einzelnen Capitel bestimmen. Da gar kein Plan der Handlung, wie bei den alten Stegreifskomödien vorliegen, sondern Jeder für sein Capitel vollste Freiheit der Erfindung haben sollte, so würde sich jeder Mitarbeiter natürlich redlich bemühen, das Ungeheuerlichste zu erfinden, die Fäden der Geschichte zu verwirren und den Verfasser der folgenden Capitel in Verlegenheit zu setzen. Die schwierigste, aber auch dankbarste Aufgabe fiele natürlich dem Schreiber des Schluß-Capitels anheim, indem er die wirren Fäden in ein möglichst kunstgerechtes Gewebe zu flechten habe. Wäre so auch kein mustergiltiges Kunstwerk eines Romans zu erwarten gewesen — das Lesepublicum hätte sicher diesem „Bettel-Roman“ mit Spannung entgegen gesehen und sich eifrig bemüht, die namenlosen Verfasser der einzelnen Capitel zu errathen — bis schließlich die Namen veröffentlicht würden. Der Plan scheiterte stets an der Eifersucht der Novellisten. Keiner wollte sich einem öffentlichen Vergleich mit seinen Feder-Collegen — und wohl gar einer öffentlichen Niederlage aussetzen. — Bekannt ist, daß schon Varnhagen, Fouqué, Bernhardi und Wilhelm Neumann versuchten, in ähnlicher Weise den Roman: „Die Versuche und Hindernisse Karls“ zu schreiben. Ohne sonderliches Glück. Könnte nicht ein neuer Versuch wenigstens ein hübscher — Scherz werden?

Daß der Königliche Württembergische Hof- und Legationsrath Dr. Franz Dingelstedt den namenlosen „Kosmopolitischen Nachtwächter“ so ziemlich umzubringen vermocht hatte, wenn auch nicht seinen Ton, beweisen zwei Gedichte, die der Glocken-Mantel in den Jahren der Gährung 1847 und 48 in der Glockenstube vortrug:

An die neue Droschken-Anstalt.

Was braus't dahin, o Rennthier,
Gleich bösem Zeitgeist, fessellos?
Mit Euren Neuerungen wähnt Ihr
Das Vaterland zu machen groß.
O nein, Ihr schadet stillem Glück,
Ich ruf Euch zu: zurück! zurück!

Die Räder rasseln, hoch die Peitsche
In eines Kutschers Händen fliegt:
O wisset, daß der edle Deutsche
Sich in das Joch des Pöbels schmiegt,
Wo blieb der alten Herrscher Glück?
Ich ruf Euch zu: zurück! zurück!

O hätten wir noch die Fiacres,
Das gute treue alte Blut,
Der Droschke liberale Racker,
Sie stürzen Euch mit Uebermuth;
Am Ende brecht Ihr das Genick —
Ich ruf Euch zu: zurück! zurück!

Zurück! zurück! ist meine Losung,
Ja, meine Losung ist zurück:
Ihr führt zurück zur Ohnehosung,
Doch nicht in meinem Geist zurück.
Ich ruf Euch zu: zurück! zurück!
Zurück: ruf ich, zurück! zurück!

Das andere:

Sehnsucht (frei nach Schiller).

Ach, aus dieser Antichambre,
Die so niedrig und so klein,
Könnt ich aus la mi-septembre,
Endlich doch errettet sein!
Dort erblick ich schöne Zimmer,
Reich und groß und voll Geschmack,
— Aber ich gelange nimmer
Zu dem Herrn von Cavaignac!

Harmonien hör' ich klingen
Zwischen Russe und Franzos,
Und die schlauen Britten ringen
Uns von ganz Europa los.
Alle Diplomaten schnupfen
Friedlich einen Schnupftabak,
Könnt' ich doch dazwischen hupfen
Zu dem Herrn von Cavaignac!

Ach, wie schön muß dort sich's wandeln
Im Republikanerland,
Dem, bereit zum Unterhandeln,
Herwegh bot die Bruderhand.
Schnöde Reaction von oben
Trennte uns zum Schabernack;
Nimmer werd' ich nun erhoben
Zu dem Herrn von Cavaignac!

Kleine Staaten seh' ich gehen
Dort mit ihm, von Glück beseelt,
Sachsen und Hannover stehen
Drinnen, aber Deutschland fehlt.
Hoffen muß ich, darf nichts wagen
Trotz 'nem neuen schwarzen Frack:
Nur ein Wunder kann mich tragen
Zu dem Herrn von Cavaignac!

Dem Protector der Glocke, dem Kronprinzen Karl von Württemberg, der damals unter Hackländers Leitung seine reizende Villa bei Berg baute und der wegen dieser Verschwendung auf Kosten des unterdrückten und ausgesogenen Volkes zugleich mit seinem „Verführer" Hackländer viel angefeindet wurde, sang der Mantel Dingelstedt parodirend zu:

„Er baut für seine Pflanzen
Dort einen Glaspalast,
Und nackte Kinder tanzen
Umher in Hungerhast!"

Und von Hackländer:

„Sie bleibt nicht aus' die Rache!
Herbei, ihr Leut', herbei;
Dort hängt er an dem Dache
Als Jud' Süß Nummero Zwei!"

Auch der verhaßte Hofrath Dingelstedt konnte sich damals in effigie aufgehängt sehen. Das rothe illustrirte Stuttgarter Witzblatt „Eulenspiegel"

zeigte ihn in voller Hof-Uniform und in ganzer Länge an einem Laternenpfahl hängend, mit der Unterschrift: Dingelhängt.

Gegen diesen „Eulenspiegel" und den nicht minder rothen „Beobachter" gründeten Dingelstedt und Hackländer in jenen wilden Tagen ein conservatives Blättchen „Die Laterne", deren Licht aber bald wieder und ziemlich spurlos erlosch — wegen Mangel an Brennstoff.

* * *

Sehr charakteristisch für den Schreiber und für die ganze toll-lustige Zeit der „Schwabenstreiche" sind zwei Briefe, die Dingelstedt 1844 an Freund Hackländer — von den Freunden kurzweg „Hack" genannt — schrieb, als dieser mit dem Kronprinzen Karl Italien bereiste.

In dem ersten vom 5. Januar heißt es:

„So viel ich von Deinem Schreibsel lesen kann, lieber Hack, geht es dem dicken Fell Deiner treuen Seele s—ehr wohl in Italien. Nu, das ist natürlich. Hast immer mehr Glück gehabt in Deinem trägen Leben als Ver—gnügen. Hier ist die alte Leier: Prinz Hugo krank in Oehringen, Neipperg auf der Jagd, Hügel ditto, ich — im Weltschmerz. Geibel ernsthaft, etwas verdutzt über einen Angriff in Herwegh's zweitem Bande, der auch mich sehr perfide anpackt; Millerche (Maler Karl Müller, der u. A. das herrliche „Octoberfest in Rom" gemalt) und Zwecker voll Laune, jener böser, dieser guter. Du kennst das . . . Anbei vom edlen Brodherrn (Hackländers Verleger Adolf Krabbe) was. Du könntest, Du solltest, Du möchtest ein Büchle schreiben: „Ein Carneval in Rom" — oder so. Umrisse von Müller. Das ist meine Idee; würde Glück machen und Deinen leer heimkehrenden Säckel füllen. Stinke nur nicht in Faulheit ganz ab.

Den Brief an den Kronprinzen gib gnädigst ab und unterstütze ihn. Ich soll nämlich, dem Wunsche des Königs folgend, in Wien mit Euch zusammentreffen, weil ich das Pflaster besser kenne, als Ihr, und mich dem Gefolge Sr. K. H. anschließen, nicht als Hofmeister, natürlich nur als Wegweiser. Mir verschlägt's nicht viel, ob ich Jennerl Mitte März oder Mitte April holen gehe. Nur mußt Du mir umgehend, wenn der Kronprinz selbst nicht schreiben will oder kann, Nachricht von seinem Entschluß geben. Bin ich Ihm recht, so reise ich den 3. April von hier ab; wo nicht, schon den 10. März, wo ich dann Jennerl noch einmal auf der Bühne hören kann. Mir ist beides gleich lieb. Der K. P. soll sich frei und sans gêne entscheiden.

Sollen wir uns in Wien treffen, so lasse mich früh genug wissen, wo der K. P. und wo Ihr wohnen werdet und ob ich da auch absteigen soll, darf, kann. Richte Alles freundschaftlich für mich ein und spare mir, was Du mit Anstand kannst. Dein Interesse beim Kronprinzen leidet durch mich nicht, das weißt Du. Im Gegentheil! Und amüsiren wollen wir uns in Wien! Das Millerche kimmt ach vielleicht mit — wenn ich ihm dort ein Paar gute Aufträge schaffen kann.

Im Theater riechts übel. Fedorchen (Löwe) reis't Kunst. Moritz wackelt. Das „Haus" steht noch. Peter Lindpaintner componirt Löwe's Gedichte. Merkst was? O Peppi, Peppi, Peppi! Ich hab' mich ganz retirirt.

Liesest Du die A. A. Z.? Ne! Neulich schrieb ich darin über des K. P. Reise. — Der kleine Brodherr druckt „Sieben friedliche Erzählungen" von mir — für 400 fl. 's ist a Schand! Das muß Deine Märchen decken, welche Püttmann in der Kölner Zeitung sehr lobt.

Emma (v. Suckow) häd noch ästhetische Donnerschtäg. Wir lesen und werden gelesen. Lilli — comme toujours, bonne et noble. — Der Johann ist und bleibt ein Esel. 's muß im Hause stecken. Dem Grafen T . . . . wachsen die Löffel auch schon, er läßt sie aber hangen.

Auf Wiedersehn in Wien!"

Am 15. Februar schreibt Dingelstedt an Hackländer nach Rom:

„Dein Kunstbrief vom 5. v. M. hat mir dergestalt imponirt, lieber Fallstaff, daß ich ihn alsbald Sr. Majestät dem Könige einhändigte. Derselbe interessirte sich sehr daran und fragte mich gestern an der Tafel, ob ich noch keinen dito minder sein aus Rom empfangen, welches ich mit Thränen der Wehmuth verneinte. Was den speciellen Vorschlag angeht, einige klassische Statuen für das Maurische Bad (der Wilhelma bei Kannstatt) zu acquiriren und durch Dich, junger Mäcen, in Florenz bestellen zu lassen, so konnte ich denselben nicht unterstützen, maßen ich für das maurisch-romantische Wesen die hellenischen Gestalten nicht ganz geeignet fand. Dein Urtheil in allen Ehren!

Für die prompte Antwort meinen besten Dank! Mein Plan ist, spätestens gleichzeitig mit Euch in Wien einzutreffen, womöglich noch einige Tage früher, also Anfangs April jeden Falls. Wir wollen dort äußerst fidel sein und auch was lernen; daß wir nur immer hübsch beisammen bleiben, sei einstweilen Deine Sorge. Zu meiner Hochzeit bist Du feierlichst eingeladen, wenn Du es nicht verschmähest, sogar als Brautführer, in Uniform, mit Sporen und Schärpe. Leider schwimm' ich annoch in lauter Müh und Trübsal; Papier, wie Taufschein, Vermögensschein, Consensschein — Alles Schein in dieser Welt, aufzutreiben ist keine Kleinigkeit für einen Poeten. Ich fürchte, viel, viel Zeit und Geld zu verlieren und in Wien namentlich auch auf confessionelle Schwierigkeiten zu stoßen. Gott führe Alles zum Ende! — Mein Logis ist gemiethet; der erste Stock bei Mde. Hermann, rue du Neckar, musikalisch noch von alten Zeiten her; ich wünsche nichts sehnlicher, als daß die freundlichen engen Räume meine Welt werden und bleiben mögen und mich ganz und gar, mit meiner Muse und mit meinem lieben, guten, ehrlichen Jennerl, ein paar Freunde eingerechnet, abschließen von einer Stadt, die, je mehr ich sie kennen lerne, um so entschiedener mir mißfällt, und in der ich es nicht eine Woche aushielte, wenn ich nicht dem Könige und Seinem Hause von dankbarstem Herzen anhänglich und ergeben wäre.

Neues wenig. Morgen großes Zweckessen zu Ehren des 25 jährigen

Jubiläums vom (Hofkapellmeister) Peter Lindpaintner, alle Herren und Damen der Gaukelbude, Vorsitzer Taubenheim, Gäste ich, (Maler) Stirnbrand, Millerche, Birch (Gatte der Pfeiffer). Heute Opernsalat von L., mit vespertilianischem Kraut und genuesischem Kohl, hernach souper en famille d. h. en chapelle, wieder unter Taubenheims Vorsitze. (Hofschauspieler) Maurer, dessen Jubiläum im nächsten Jahre ist, hat ein Gedicht gemacht. Das Haus „ranzt“ sich noch einige Male. Fedor hat in Berlin sehr gefallen, ist aber wieder da. Moritz ist Vater eines gesunden Mägdeleins geworden; die Mutter geht als jugendliche Liebhaberin nach Leipzig. — Millerche reis't noch immer ab; einstweilen hat er sich bei Prinzeß Marie, Gräfin Beroldingen, Fräulein Stubenrauch einführen lassen und tanzt den Cancan auf den Carneval-Bällen der Haute Volaille. Zweckerche karikirt Dich sehr schön, wie Du eine junge Römerin becourst, natürlich in Uniform; ganz hinten scheint die Sonne auf die Peterskirche. — Geibel reis't in 8 Tagen nach Berlin, um Tieck oder Küstner zu werden. — Prinz Hugo liegt noch immer krank in Oehringen. Katinka fand in Hamburg Engagement und wenig Beifall. — In der Literatur ist es sehr still geworden, seit Du fort bist. Gutzkow's Lustspiel „Zopf und Schwert“ zieht sehr, wird aber hier nicht gegeben, weil der König es nicht will. Laube's „Sternbeinhexe“ (Bernsteinhexe) fiel durch, wird hier aber dennoch gegeben, weil Moritz es will, weil sie Laube für ihn geschrieben hat, weil er die Sternbeinhexe . . . . Und so weiter! O Gott, Junge, es ist ein furchtbares Elend in all dem Schreiben und Treiben, Geschrieben- und Getrieben-Werden, Lesen und Lesen-Lassen. Wo Dich diese Zeilen auch finden, in Neapel oder in Rom, rutsche auf Deinen feisten Knien in die nächste Kirche und danke Gott brünstiglichst, daß er Dir einen so fürtrefflichen Magen und einen so bedeutenden Mangel-Ueberfluß an Hirn schenkte; das sind — trotz Castle, der noch immer hier umgeht, obendrein ohne Mantel (der seine wurde ihm auf dem Balle bei Beroldingens entfremdet) — die einzigen Organe des Glücks! — Leb' wohl und behalte lieb

Deinen treuen Freund Fr. Dingelstedt.“

Aus dem gemeinsamen fidelen Leben in Wien wurde nichts. Der Kronprinz wurde in Neapel krank und kehrte direct nach Stuttgart zurück. Franz Dingelstedt aber ging nach Wien und führte sein gutes Jennerl als geliebtes Weib nach Stuttgart heim. —

Im nächsten Herbst hatten die Stuttgarter wieder viel zu reden und zu jammern über einen toll-lustigen Wein-Herbst, den der Kronprinz Karl der Glockenbrüderschaft und anderen Freunden in Hackländers später so berühmtem Berggarten „Haidehaus“ gab, wobei es recht burschikos zuging. So sprang die ganze angeheiterte Gesellschaft, der Kronprinz — der nur noch in Recitativen sich vernehmen ließ — voran durch ein loderndes Freudenfeuer, während Schwärmer und Frösche unter dem Springenden lospraffelten. Das Hoch auf den Protector wurde von einem Pistolenschuß in die riesige Ananas-

Bowle begleitet, daß diese in Scherben auseinanderflog, ihr köstliches Naß über die ganze Tafelrunde ausgießend. Dingelstedt stand im Garten in voller Länge und Schöne abconterfeit, als Cigarre sprühende Schwärmer im Munde — ein personificirter Riesen-Schwärmer! Nach Hause gings über die schönen Weinberge mit flammenden Fackeln und jauchzenden Liedern in die schlummernde Stadt hinab, vor deren ersten Häusern die Fackeln unter dem Gesange des Liszt'schen Bundesliedes: „Heil, unsrer Glocke heil!" zusammengeworfen wurden.

* * *

In Dingelstedts „Schwabenstreichen" darf auch das kronprinzliche Liebhabertheater nicht fehlen, dessen Theaterdichter, Dramaturg, Regisseur und Hauptacteur der lange Franz war.

Der junge Kronprinz Karl schwärmte damals so leidenschaftlich für das Theater, daß ihm das Zuschauen und Zuhören im Hoftheater nicht mehr genügte. Er wollte selber die weltbedeutenden Bretter betreten, natürlich auf einem eigenen Liebhabertheater. Die königliche Erlaubniß dazu wußten Dingelstedt und Hackländer durch ihre freundlichen Beziehungen zu der schönen Bewohnerin des „Hauses der Neckarstraße" zu erzielen.

So wurde denn in einem Parterresaal des Residenzschlosses eine allerliebste Bühne aufgeschlagen, reich geschmückt und sogar mit einer eigenen Gasleitung versehen, deren noch das Hoftheater entbehrte. Der Portalvorhang kam aus Paris, die Maler Eberlin, Herdtle und Braakmann malten die reizendsten Decorationen, der königliche Theater-Maschinist sorgte für Donner, Regen, Hagel und einen effectvollen Sonnenauf- und Untergang, prachtvolle Costüme wurden angeschafft . . . und Franz Dingelstedt schrieb seine wundersame Opern-Burleske mit Tanz in fünf Aufzügen: „Genoveva", zu der Kapellmeister Kühner die nicht weniger burleske Musik arrangirte, meistens ein Potpourri aus beliebten Opern. Acteurs, auch in den Frauenrollen, waren die Glockenbrüder, unter ihnen der Kronprinz und Dingelstedt. Irre ich nicht, so spielte der lange Franz den kleinen Schmerzensreich, den Säugling der frommen Hirschkuh.

Mit Lust und Eifer ging's an die Proben, die stets mit einem flotten Souper schlossen. Endlich, Ende Februar 1845 konnte die erste Aufführung stattfinden — vor einem geladenen Publicum aus lauter Herren . . . Da diese Blätter aber auch für Damenaugen bestimmt sind, muß ich mich mit einem kurzen Auszuge aus dem geschriebenen Textbuche begnügen.

Das Original-Manuscript wird wohl in Dingelstedts literarischem Nachlasse ruhen — bleiben.

I. Act.

Erster Knapp: Höret mich an, o Knappenschaar
Höret mich an und folget!

Knappenchor: Wir folgen Siegfrieds Fahnen,
Ziehen dem Halbmond entgegen,
Der fern dem Ost entstiegen!
Laßt schallen die Gesänge
Der froh bewegten Menge,
Und drei Mal tönt der frohe Ruf:
Siegfried dem Tapfern Heil!
Siegfried dem Tapfern Heil!

Siegfried: So sing uns denn, mein liebes Weib,
Dies giebt uns etwas Zeitvertreib,
Gesungen hört sich Vieles an,
Was gesprochen Niemand verdauen kann.

Genoveva: Und tief in dem Herzen
Die bittersten Schmerzen!

Siegfried: Genoveva, das ist aus dem Nabucco, schäme Dich, deutsches Weib, aus einer italienischen Oper zu singen. Außerdem weiß ich jetzt so viel wie gar nichts, mit Deinem:
Und tief in dem Herzen
Die bittersten Schmerzen.

Genoveva: Und ob die Zunge auch sich mühe,
Das schwache Herze sagt es nicht,
Thränen bleichen meine Wangen,
Vor Wehmuth wanken meine Knie,
Mein banges Herz im Tode bricht
Scheiden, Scheiden thut weh,
Ach ja, Scheiden thut weh!
Noch ein Mal einen letzten Tanz,
Dann scheide, Siegfried, scheide ganz.

Siegfried: Meinetwegen Deinen Willen
Will ich, wo ich kann, erfüllen.

(Polka.)

Kurt: Lebt wohl, ihr vollen Schüsseln, vollen Flaschen,
Aus euch wird Kurt hinfüro nimmer naschen.
Leb' Elsbeth wohl, Du altes theures Gut!

Golo: Schweig Maulwurf, ich bin Golo der Grausame!

Genoveva: Wohlan, ich schweige, weil ich muß,
Hier ist der Schlüssel und Ade!
Was nun geschehen soll, gescheh!

Golo, Siegfried, Elsbeth: Wie sich die Sache wende,
Wir führen sie zu Ende!

II. Akt (im Kerker.)

Genoveva: Ein Weib so elend, Publicum, als dieses?
Ihr könnt es ihm wahrhaftig nicht verargen,
Wenn es mit einer Arie sich tröstet:

Chor: Zappelt wie ein Fisch im Rhein
Ju! ja! Fisch im Rhein!
Muß ein junger Golo sein!

Genoveva: Ach! ach! ach! ach!
Wär ich so wie andre Frauen,

Würd' ich seinem Wort vertrauen,
Doch ich fühl' ein heimlich Grauen,
Nein! Nein! nein! nein!
Das darf nicht sein!
O hätt ich ihn, das Ungeheuer,
Das meinem Herzen nicht so theuer,
Ich kratzt ihm beide Augen aus,
O Graus! o Graus!
Ich bin ein Mädchen, hab' Erbarmen!
O Elsbeth! Elsbeth bleibe hier.
O Gott, mir scheint, er wird ein Recitativ singen.
Mein letztes Stündlein hat geschlagen!

Golo: Also schreibt von Palästina,
Ueber Triest ist der Brief gekommen
Und kost enormes Porto,
Dein schwer beleidigter Herr Gemahl:
Tödte mein Weib!
Mit Vergnügen! doch kein langes,
Denn es ist schon spät, Gefanges.

Genoveva: Mein Golo, ich bin wieder gut.

Golo: Genoveva, so hast Du wahrhaftig verziehn,
So laß ich Dich aus dem Kerker entfliehn.

Genoveva: Da sieht man, was Liebe doch thut!
Duidi Duidi — (in infinitum)
Und nun hinweg diese lästigen Ketten —

Golo: Sie fallen von eigener Hand!

Genoveva: O Freunde, mein theueres Leben zu retten,

Golo: Doch fliehe dies schreckliche Land!
Pfui, Elsbeth, sei sie nicht so schmutzig,
Sterbe sie für ihre Herrin, wie es in allen
Guten Schauspielen Sitte ist.

Elsbeth: Mein junges Leben
So hinzugeben,
Ist das nicht traurig,
Ist das nicht schaurig?

Golo: Ha, wie wird mir,

Genoveva: He wie wird ihr,

Heinz: Hi, wie wird Dir,

Golo: Ha, wie wird Euch,

Genoveva: Ha, wie wird ihnen.

Hans u. Heinz: Und nun laßt uns in die Wüste spazieren,
Und da drinnen unser Glück probiren.
Nur die Wüstenei
Ist wahrhaftig frei.
In der Wüste dort
Lebt sich's herrlich fort.

III. Act.

In der Wüste treten auf: Elefant, Löwe, Bär, Affe.
Sturm. Sonnenaufgang.

Die Thiere singen:

Seht, wie strahlet schön der Morgen
Hier in der Wüst' nach trüber Nacht,
Wir sitzen hier so schön geborgen,
Und unser Herz im Leibe lacht.
Wir wohnen hier in guter Ruh
Und sehn dem Spiel der Dinge zu.

(Tanz der Thiere.)

Was hat der Mensch, der stolze Herr der Erde,
Vor uns am Ende doch voraus,
Wir bilden eine frohe, freie Heerde,
Gebunden nicht an Hof und Haus,
Wenn nur der Jägersmann nicht wär',
Wir scheeren uns den Teufel drum,
Wir führen ihn an der Nase herum.

(Elsbeth tritt auf.)

Hier in unsrer Wüste
Kennt man die Rache nie
Und wen der Mensch verstoßen,
Der flieht zum lieben Vieh,
Dann wandelt er auf unsrer Spur
Vergnügt und froh in die Natur.

Einsiedler (zu Elsbeth): Ich siedle ein, da Du nun gekommen bist, so können wir ja zweisiedeln, wenn Du willst.

Löwe: Ich muß sie einem Andern geben,
Mir blühet diese Rose nicht.

Genoveva: Auch ich entbehre lange schon des Trostes männlichen Zuspruchs, ehrbedürftiger Herr.

Einsiedler: Er soll Dir werden und in vollem Maße,
Komm' folge mir in meine Höhle dort.
Gieb mir die Hand mein Leben,
Komm in mein Loch mit mir,
Hier hilft kein Widerstreben,
Es liegt nicht weit von hier!

Genoveva: Ach nein, ich darf's nicht wagen,
Wie glüht mir das Gesicht,
Ich möchte ihn wohl fragen,
Ob er die Wahrheit spricht.

Einsiedler: Drück' Dich, liebste Genoveva,
Nah — recht nah an mich,
Laß uns recht vertraulich kosen,
Niemand störet Dich.

Genoveva: Ach, bei Dir, mein lieber Vater,
Schwindet aller Schmerz,
Du miauest wie ein Kater
Liebe in mein Herz.

Schmerzenreich: Alte Elsbeth, komm herüber,
Komm, ich küsse Dich,
Was ich noch nicht recht verstehe,
Liebe, lehre mich.

Elsbeth: Nun, so sei's in Gottes Namen,
Mir vergeht der Schmerz,
Und dem lieben kleinen Junker
Oeffnet sich mein Herz.

Alle: So leben wir, so leben wir
So leben wir alle Tage —
Des Morgens früh bei Bier und Wein,
Des Nachts beim { Männelein / Weibelein }
Und so alle Tage fort
Zur Ewigkeit hinein.

IV. Act.

Curt: Daß mir Elsbeth treu geblieben,
Dafür sing' ich ihr zum Lohne
Auch ein Ständchen am Balkone.
Schon zwanzig Monden blieb ich fort,
Ich war im heil'gen Land,
Doch bin ich meinem alten Lieben,
Meiner Elsbeth treu geblieben,
Und reiche ihr die Hand.
Sie kommt noch nicht an's Fensterlein.
O Gott, sie hat 'nen guten Schlaf,
Dies muß der Schlaf der Unschuld sein,
Ja, sie blieb treu und brav.
O Elsbeth, Du mein alter Schatz,
Hör' Deinen Curt doch kräh'n.

Siegfried: Esel, siehst Du denn nicht, daß ich einen Monolog hier halten muß? Geh ab, alter Narr! Ein Monolog ist ein Zwiegespann, das nur Einer hält.

Golo: Besser ein Hegelianer, als, als . . .

Siegfried: Als was? rede aus.

Golo: Nein, ich schweige.

Siegfried: Rede!

Golo: Nun denn, als — ein Hahnreih!

Siegfried: Ha! das fordert Blut!
(Fechten, Golo fällt. Sein Leichenmarsch. Siegfried flieht in die Wüste.)

V. Act.

Genoveva: } Ça Ça, geschmauset,
Einsiedler: } Laßt uns nicht rappelköpfisch sein,
Wer nicht mit hauset,
Der bleib' daheim.
Edite, bibite collegiales, post multa saecula pocula nulla.
So lebt man heiter,
So lang es flotter Bursche heißt,
Bis daß man weiter
Ad patres reis't.
Edite, bibite.

(Siegfried tritt auf.)

Genoveva: Zum letzten Glase nun den letzten Rausch!
Tusch! Musik!
Es lebe mein Gemahl,
Ewig theuer mir,
Siegfried, der Pfalzgraf von Trier!

Siegfried: Halt ein! Halt ein! Halt ein!
Ich bin es ja, ich will es sein!

Genoveva: Ich bin es!

Siegfried: Du bist es!

Elsbeth:, Schmerzensreich:, Hirschkuh: Er ist es!

Alle: Wir sind es!
Ihr seid es!
Sie sind es!

Genoveva: Laßt mich allein mit ihm nur einen Augenblick.
O süße Stunde, o ersehntes Glück!
So kehrst Du endlich mir zurück?

Siegfried: Genoveva, Du Geliebte,
Mein Herz nur lebt allein für Dich,
Du siehest meine Angst,
Gnade! Gnade für mich!
Hirschkuh, knie nieder!
Mensch erheb' Dich wieder!

(Glockenlied von Liszt).

Chor: Heil! unsrem Siegfried, Heil!
Heil! Genoveva, Heil!
Heil! Beiden Heil!
Frieden und Ruh und Glück
Kehret uns nun zurück,
Heiter ruft Jeder mit:
Heil! Beiden Heil!

Zum Schluß großes Ballet aller Menschen und Thiere.

Im nächsten Jahre, als schon die Kronprinzessin Olga, Kaiser Nicolaus' Tochter, in Stuttgart herrschte und den Wunsch äußerte, einer Vorstellung auf dem Liebhabertheater ihres Gemahls beizuwohnen — und da die arme Genoveva und ihr Riesensäugling Schmerzensreich mit seiner Hirschkuh-Amme durchaus nicht für solche Augen und Ohren präsentabel war: so mußte Hofpoet Dingelstedt flugs eine neue romantische Burleske mit Gesang und Tanz schreiben. Er dichtete: „Ritter Toggenburg" — sehr frei nach Schiller, die Musik aus beliebten Opern wieder vom Kapellmeister Kühner arrangirt. Ritter Toggenburg hatte nicht nur ein zuschauendes Damenpublikum, sondern auch mitspielende Weiblichkeiten.

Als Ritter Toggenburg von der Geliebten einen sehr sichtbaren Riesenkorb erhalten hat — zieht er traurig als Kreuzfahrer in's gelobte Land, wo er die buntesten Abenteuer erlebt und die schönsten Decorationen und glänzend costümirte Töchter des Orients sieht. Aber er bleibt der Heimath und der Jugendgeliebten treu. Zum Lohn findet er bei seiner Heimkehr die Geliebte

nicht im Kloster — sondern in einem Töchterpensionat und bekehrt von ihrer Sprödigkeit.

Für die zweite Aufführung, zu der sich König Wilhelm mit seinem Hofe angemeldet hatte, improvisirte Dingelstedt einen sehr lustigen Prolog, den er selber mit Meisterschaft sprach. — Auch in seinen Lustspielen und ernsteren Stücken versuchten sich die jungen Dilettanten. Das glänzendste Talent war Baron Julius Hügel, der z. B. die Titelrolle von Halms „Camoens“ meisterlich spielte und einst mit Dingelstedt in einem Wohlthätigkeitsconcerte durch den großen Dialog zwischen Tasso und dem Herzog die Stuttgarter zu stürmischer Bewunderung hinriß.

Zu dem Einzuge des neuvermählten Kronprinzenpaares in Stuttgart hatte der junge Adel ein glänzendes Karoussel veranstaltet, Waffenspiele zwischen Kreuzrittern und Sarazenen darstellend, wozu Dingelstedt den Prolog gedichtet:

. . . „Dir entbietet, Fürst der Wüste, seinen Gruß der fremde Graf,
Der vom Württemberger Lande, der Dich oft im Kampfe traf,
Also lautet seine Botschaft: Ruhen laßt für kurze Zeit
Zwischen uns und unsern Mannen den entbrannten Glaubensstreit.
In mein Lager zog der Friede, zog die Freude gestern ein:
Holde Boten aus der Heimat kamen in geschmückten Reih'n,
Herrn und Frauen, mir zu künden, über meinem Hause fern
Sei verheißend aufgestiegen ein ersehnter Liebesstern.
Schließen denn auch wir mitsammen kurzen Waffenstillstands Frist,
Eine Feier auszurüsten, wo Du mitgeladen bist.
Tritt mit Deines Stammes Besten ungescheut in unsre Mitte,
Zu Turnier und Ritterspielen ganz nach guter deutscher Sitte . . .“

Und jetzt, nach fünfunddreißig Jahren, meldete dieselbe Zeitung, die einen Bericht über die Stuttgarter Einzugsfestlichkeiten bei der Heimkehr des Königs Karl und der Königin Olga aus Cannes brachte, die Feier am Grabe Franz Dingelstedts in Wien! Ja, das Leben ist ein oft recht buntes Märchen mit einem melancholischen Schlusse.

Die Kronprinzessin Olga von Würtemberg und Franz Dingelstedt haben sich eigentlich nie geliebt. Gegenseitig nicht! Die Kronprinzessin Olga sah in den lustigen Freunden des Kronprinzen lauter — Verführer ihres Gatten, als deren schlimmste Hackländer und Dingelstedt zu beseitigen seien. Hackländer erhielt am 14. Januar 1849 plötzlich als kronprinzlicher Secretär seinen Abschied in Ungnaden — wofür König Wilhelm, der mit seiner Schwiegertochter wenig sympathisirte, den kronprinzlichen Exsecretär später in Gnaden zum königlichen General-Bau- und Gartendirector ernannte. Den Hofrath Dingelstedt konnte die Kronprinzessin zu ihrem Kummer nicht verabschieden. Aber mit der lustigen Zeit war's auch für ihn in Stuttgart vorbei, wie mit der ganzen lustigen Glockenbrüderschaft. Die lag in den letzten Zügen und ist auch bald darauf traurig gestorben. So kam es, daß Dingelstedt sich mit seiner jungen Frau, dem „guten Jennerl“ aus Stuttgart fortsehnte.

Schon damals dachte er an Wien — vielleicht an das Hofoperntheater. Zu diesem Zweck halte er im Spätherbst 1849 in Stuttgart Urlaub genommen und war als Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit Frau Jenny nach der lustigen Kaiserstadt an der Donau gegangen, wo Frau Dingelstedt-Lutzer an der Oper noch viele einflußreiche Verbindungen hatte. Dem Burgtheatergewaltigen Laube nahm er sein Drama „Das Haus des Barneveldt" mit, ohne besonderes Glück. — Von Wien aus schreibt er am 6. Januar 1850 an Freund Hackländer nach Stuttgart:

„Ich habe Deinen Brief vom 17. v. M. richtig erhalten, lieber Fritz, dagegen warte ich bis zur Stunde noch vergebens auf das darin angekündigte neue Werk von Dir. Da ich selbiges also nicht gelesen, konnte ich es um so unbefangener loben; was denn auch in einer am 30. December an Kolb (Augsburger Allgemeinen Zeitung) abgegangenen Wiener Correspondenz gevatterschaftlich geschehen. Zu einem Leibartikel über Deine gesammte Person und Erscheinung fehlten mir zur Zeit noch einige äußerliche Daten, weßhalb ich ihn aufschieben gemußt. Er kommt, sobald ich Dich wiedergesehen — ohne Correcturen Sr. Erlaucht des Grafen v. X. oder Sr. Excellenz des Barons zu Y . . . Dein italienischer Feldzug gefällt hier sehr und ist in allen Händen und auf allen Lippen. Du hättest wohlgethan, persönlich Deine Erfolge hier einzustreichen; überall würdest Du die beste Aufnahme, vielleicht auch offene Wege für eine andere Zukunft, als die eines schwäbischen Hofpensionärs gefunden haben. Gehe, sobald Du kannst, einmal hierher; es wird sich in jeder Hinsicht lohnen.

Einen Verleger für „Handel und Wandel" zu finden, gelang mir bis jetzt noch nicht. Zwei Körbe hab' ich erhalten, wogegen Gerold nicht ganz abgeneigt, aber noch nicht fest entschlossen ist. Schreib mir umgehend einen ostensiblen Brief: Wie groß das Opus werden wird? Wie viel Honorar Du verlangest? u. s. w. Daneben thu mir den großen Gefallen, an rechter Stelle (Neckarstraße) Dich zu erkundigen:

1) Ob man allerhöchsten Orts es sehr ungnädig aufnehmen würde, wenn ich meinen Urlaub ad libitum ausdehnte? Ob man meiner wirklich bedarf? Ob und was für einen Eindruck meine bisherige Abwesenheit gemacht?

2) Ob ich um weiteren Urlaub pflichtschuldigst nachsuchen, oder denselben ohne Gefahr für mein Recht und meinen Ruf eigenmächtig nehmen soll?

3) Ob von meinen hiesigen Absichten und Plänen, die in ganz gedeihlicher Entwicklung begriffen sind, zum Abschlusse jedoch vor vier bis sechs Wochen nicht gelangen können, in Stuttgart etwas verlautet — und wie solches aufgenommen ist?

Bitte, lieber Fritz, erledige Dich mit gewohnter Geschicklichkeit dieses diplomatischen Auftrages, dessen an sich undankbare Erfüllung ich Dir gewiß hoch anrechnen und nach Kräften vergelten werde.

Uns, meiner Frau und mir, ergeht und gefällt es hier unendlich wohl.

Jenny wird in diesen Tagen für die verwundeten Krieger eine Benefice-Vorstellung, Oper oder Concert, geben und bei Hofe singen. Die Wiener sind von einer unverwüstlichen Liebenswürdigkeit für sie, in zweiter Linie also auch für mich. Wäre die Sorge und Sehnsucht um die Kinder nicht, namentlich um den kleinen Willi, der schwer zu zahnen scheint, so fehlte uns hier zu vollstem Glücke und Genusse gar nichts.

Grüße die Neckarstraße bis in's Unendliche; sieh zu, daß Du da für mich ein Bischen Freiheit herausschlägst — das Einzige, was ich von Stuttgart begehre und als Poet wohl begehren darf.

Sage Hardegg, daß ich ihm nächstens schreiben werde, sobald ich eine sichere Gelegenheit für einen politischen Brief ausfindig mache.

Deinem Hause freundlichste Erinnerung von meinem Wanderzelt aus. Ich kann nicht frankiren, weil der Posthof zu weit von meiner Wohnung ist. Schreibe mir ebenso, aber bald, unter Adresse des Gasthofs zur Stadt Frankfurt. Von ganzem Herzen Dein allzeit getreuer Gevatter und Freund Franz Dingelstedt."

Es blieb aber zunächst noch bei den Wiener „Absichten und Plänen." Der Ruf an das Burgtheater sollte erst siebzehn Jahre später folgen.

Mit welcher hellen Freude Franz Dingelstedt und seine Jenny im October 1850 den Brief Gustav Kolbs, des Hauptredacteurs der Augsb. Allgem. Ztg. begrüßten, der ihm die erste Aussicht auf die Münchener Hoftheater-Intendanz eröffnete, hat er selber in seinen „Münchener Bilderbogen" erzählt. Und so gab er denn im Januar 1851 „den besten, bequemsten aller Herren, König Wilhelm von Württemberg" für den „vielköpfigen Tyrannen, Publikum geheißen" auf. König Wilhelm nahm dies Abschiedsgesuch sehr ungnädig auf und hat es seinem Ex-Bibliothekar auch nie vergessen. Als im Juli 1854 während der Münchener Industrie-Ausstellung der Königl. Bayerische Hoftheater-Intendant seine berühmten Gesammt-Gastspiele, die sich bald zu Musterdarstellungen entfalteten, auf die Bühne brachte und alle in München anwesenden fremden Fürsten das Theater besuchten — da blieb König Wilhelm allein demselben grollend fern, ja, er verweigerte seinem Hofschauspieler Karl Grunert — trotz der Ferien — die Mitwirkung.

Am 24. Januar 1851 gab die Glocke ihrem Glockenbruder Dingelstedt im Hotel Hermann zu Cannstatt ein vom Glockenzieher Grafen Wilhelm von Württemberg arrangirtes glänzendes Abschiedsdiner, dessen künstlerisches Menu von Anspielungen strotzte. Da gab es „Légumes glorieux" — „Jambon à la gloire littéraire" — „filets de Sol à la Medaille d'or" — cotelettes de Mouton aux lauriers printaniers — lauriers aux Truffes — enveloppe dramatique à la Béchamelle de lauriers — Dinde farcée à la grande Médaille d'or au ruban — chalotte glacée aux lauriers incertains — dessert de lauriers confits à l'avenir . . . . und dazu die lorberduftigen Abschiedstoaste, in deren schlagfertiger Erwiderung Dingelstedt ja ein unübertroffener Meister war.

Vier Tage darauf nahm der Münchener Hoftheater-Intendant von der lustigen Stuttgarter Zeit und seinen „Schwabenstreichen" für immer Abschied, Frau Jenny und seine drei Schwabenkinder noch bis Ostern in der Obhut seines „dicken Haus- und Herzensfreundes" Hackländer zurücklassend, während er dessen erstes und sogleich Epoche machendes Lustspiel: „Der geheime Agent" für die Münchener Bühne als Manuscript mitnahm.

Hierüber und über manches Andere schreibt er Ende April aus München an Hackländer:

„Tausend Dank, lieber Fritz, für Alles, was Du um mich gelitten und gethan hast. Ich werde es möglichst an Deinem armen Wurm von Geh. Agenten zu vergelten mich bemühen, welches auf Freitag den 9. Mai angesetzt ist. Ich hoffte Dich mit der Aufführung zu überraschen; nun ist mir Oldenburg doch zuvorgekommen. Möge Dir Adolf Stahrs Lob nicht so viel schaden, wie Deinem Collegen Griepenkerl. Ich habe vier tüchtige Theaterproben ausgeschrieben und außerordentlicher Weise sogar zwei Leseproben abgehalten, am Text mir hier und da noch eine kleine Kürzung erlaubt, Deine zweite Ausgabe adoptirt, mein ohnehin freundlich für Dich gestimmtes Personal noch um eine Octave hinaufgeschraubt und hoffe, Dir gute, vielleicht glänzende Nachricht geben zu können, da Du selbst leider Deinen Triumph nicht genießen willst. Mit Benedix „Liebesbrief" bin ich gestern über Erwartung und Verdienst — glücklich gewesen. Das Stück hat Furore gemacht; die Gaukler wurden drei Mal gerufen, thaten aber auch famos ihre Schuldigkeit. Beim „Agenten", hoffe ich fest, wird's eben so gehen. Hier seine Besetzung: Herzog — Dahn, Herzogin — Denker, Prinzessin — Hausmann, Oskar — Richter, Oberhofmeister — Lang, Georg — Christen, Minister — Jost, die Alle ausgezeichnet sein werden, das übrige Volk jedenfalls sehr genügend. Ich hätte Dir den Abend wohl gegönnt und mir — Dich, der ich nun einmal eine unüberwindliche Schwäche für Dich dicken Sünder habe und behalte. Solltest Du auch zur Aufführung nach Wien nicht gehen, so würd' ich Dir meinen Fluch (als portofreie K. Dienstsache) schicken. Du hättest doch längst einmal Dich zeigen sollen, würdest beste Aufnahme gefunden haben und — meine Empfindung trügt mich nicht — einen Hafen, der Dir das schwäbische Häfele, vulgo Sumpf, bei weitem ersetzt.

Meine Frau, die sich ihrer Erlösung aus diesem Häfele mit mir kindisch freut, hat mir mündlich bestätigt, was sie schriftlich bereits gemeldet: wie gefällig und liebenswürdig Du und Deine Caroline ihrer in ihren Nöthen bis zur letzten Stunde Euch angenommen. Nimm dafür diesen herzlichen Händedruck und theile ihn mit Deinem Weibe, welches Gott erhalte.

Dein rührendes Kisten-Verzeichniß habe ich mit Thränen benetzt. Die Sachen sind jetzt unterwegs — und unter Regen.

Geh nach London, wenn Du irgend kannst. Du könntest der Augsb. Zeit. Artikel schicken, welche durch ihren Stoff schon welthistorische Bedeutung

hätten, in der ganzen Welt Deinen Ruhm auf's Neue verbreiteten, sich gut zahlen würden und später eine eigene kleine Flugschrift bildeten. (Reise in die Weltstadt, von F. W. Hackländer. Stuttgart, Adolf Krabbe, 1852 2 fl. 36 Kr. Aufgeschmutzte beschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.)

Grüße Frau und Kind von den Meinen, Gall, Cotta und Grunert herzlichst von mir und behalte lieb

Deinen Franz Dingelstedt."

* * *

Dreißig volle Jahre liegen nun schon zwischen diesem Briefe, dem Ende der lustigen „Schwabenstreiche" — und dem frischen Grabe bei Wien, wo ja auch schon Frau Jenny ihr letztes Ruheplätzchen gefunden hat. Und wie Viele von denen, die einst mit ihm jene lustigen „Schwabenstreiche" lebten, sind dem langen, dem tollen Franz schon vorangegangen ins unbekannte dunkle Land, aus dem noch Niemand zurückgekehrt ist!

Graf Alexander von Württemberg, der edle ritterliche Freund und liebenswürdige Sänger der „Lieder des Sturms" war der erste. Nach vielen Leiden und Täuschungen, nachdem sein Haus und sein Familienglück unrettbar zertrümmert, starb er, erst 43 Jahre alt, im Sommer 1844 im Wildbade. In seinen jungen Jahren hatte er hier im Bade einen theuren Familienring verloren und sogleich schwermüthig gesagt: den hat die Nixe des Quells genommen. Sie hat sich mir verlobt und läßt mich nun nicht mehr los und wird mich eines Tages nachholen!

Und wie prophetisch klang sein letztes Gedicht auf „Lenau's einsamen Zecher":

Und schlägt die Zeit
Zur Ewigkeit,
Laß in ein Grab uns sinken!
Daß wir vereint,
Zugleich beweint
Dereinst als Schatten schweben . . .

„Zugleich beweint!" Wenige Wochen, nachdem Graf Alexander in die Württembergische Fürstengruft unter der Stiftskirche hinabgesunken — sank sein brüderlicher Freund Lenau in Stuttgart in ewige Geistesnacht — aus der ihn nur das Grab auf dem kleinen grünen Friedhofe zu Meidling bei Wien zu erretten vermochte.

Gustav Schwab ruht schon lange auf dem „alten" Friedhofe zu Stuttgart — Justinus Kerner zu Weinsberg — Ludwig Uhland und Karl Mayer zu Tübingen . . . Mit ihnen ist die „Schwäbische Dichterschule" gestorben.

Auf dem neuen Prag-Friedhofe bei Stuttgart schlummern nun auch schon seit einigen Jahren Eduard Mörike und Friedrich Wilhelm Hackländer, auf dem nahen Uf-Kirchhofe zu Cannstatt Ferdinand Freiligrath.

Die ruhelose Emma v. Suckow-Niendorf fand im Frühjahr 1875 ihr einsames Grab an der Cestius-Pyramide zu Rom.

Graf Alfred Neipperg verunglückte auf der Jagd in Tirol und starb in Geistesnacht. „Schloß Schweigern", dem wir Hackländers anmuthiges, gleichnamiges Märchen verdanken, verwilderte mit seinen berühmten Gärten unter der Herrschaft des Curatels.

Prinz Jérôme Napoleon-Montfort, der Vetter des Kronprinzen Karl, der auch so oft lustig an jenen Stuttgarter „Schwabenstreichen" Theil genommen, starb 1847 gleichfalls in unheilbarem Wahnsinn, erst 33 Jahre alt. Er hatte zu viel und zu flott gelebt.

Baron Hügel ist traurig erblindet.

„Das Haus in der Neckarstraße" ist heute die Adjutantur des Königs Karl. Amalie von Stubenrauch ist vor wenigen Jahren in ihrer Villa zu Tegernsee gestorben: „nach vielen Leiden". — Ihr früherer glühender Freund und späterer bitterster Feind, der geniale Hofschauspieler Moritz, starb nach noch viel größeren und längeren Leiden — gänzlich gelähmt und erblindet — längst eine Leiche, an der nur der Kopf noch lebte, zu Wien. — August Lewald, auch ein lustiges Mitglied jenes geistreichen Kreises der Neckarstraße, wurde in München auf seinem Sterbebette katholisch, um so seiner Jugend Schwabenstreiche abzubüßen.

Wir gedachten ein lustiges Stück Menschenleben zu schildern, und es endet als ein melancholischer Friedhof; mit lauter Gräbern und Kreuzen — wie jedes Lebensmärchen.

„Versunken im See! Ade! ade!"

Bilder aus Indien.

Von

Oberst H. v. Brandt.

— Berlin. —

Am 26. Juni 1757 erfocht Lord Clive an der Spitze von 3000 Mann, darunter das berühmte 39. Regiment mit dem stolzen Motto: „Primus in Indis“ den Sieg von Plassey über den Nabob von Bengalen Surajah Dowlah und legte dadurch den Grundstein zur englischen Herrschaft in Indien.

An der Seite der Europäer kämpften ungefähr 1000 Mann eingeborener Truppen aus Bengalen und Madras.

Ihre tüchtigen Leistungen, ihre bedeutenden militärischen Eigenschaften wurden anerkannt und in richtiger Schätzung der Verhältnisse, daß Englands Kräfte an Menschen-Material niemals zur Vertheidigung Indiens ausreichen würden, vermehrten die Leiter der indischen Politik den Bestand der Sepoys.

Acht Jahre nach dem Siege von Plassey waren aus dem einen Bataillon 19 zu tausend Mann geworden und so steigerte sich allmälig mit der Vergrößerung des Reiches die Zahl auf Hunderttausende mit einem angemessenen Theil eingeborener Kavallerie.

Erst hielt man die Sepoys in Reserve, allmälig aber vertraute man ihnen und sie verrichteten unter ihren Führern, meist Mohamedanern oder Indern von hoher Kaste so tapfere Thaten, daß die europäischen Geschichtsschreiber ihrer rühmend gedachten.

Ihre Treue, sprichwörtlich geworden, war der Schwertarm der englischen Stärke.

Hundert Jahre waren vergangen, da wurde der Jahrestag von Plassey durch eine der erbittertsten und ausgedehntesten Empörungen, welche je ein Land haben erzittern lassen, auf das Blutigste entweiht. — Unparteiische,

gediegene Forscher, welche mit den indischen Verhältnissen gründlich vertraut und mit dem reichsten Material versehen waren, haben sich die unendlichste Mühe gegeben, an der Hand der Ereignisse die vorgegangenen Wandlungen der Sepoys zu erklären und gewissenhaft ihr Recht und englisches Unrecht gegen einander abzuwägen.

(Der Charakter, die Gemüthsart des Sepoy.)

„Die Wege eines Sepoys sind unberechenbar, wie die Wege eines Kindes. Es ist unmöglich die Grenzen seines Aergers festzustellen, oder genauer den Punkt zu bestimmen, wann sein gutes Temperament wirklich wieder zurückgekehrt ist. Unbeständig und wankelmüthig, spottet seine Führung jeder menschlichen Berechnung. Er ist durch und durch ein Paradox! Er besteht aus Unbeständigkeiten und Widersprüchen!"

„In seinem Charakter und sonstigen Eigenschaften sind die unvereinbarsten Eigenthümlichkeiten durcheinander gemischt. Einfach und hinterlistig, leichtgläubig, leicht durch Andere getäuscht und doch starr festhaltend an seinen anerzogenen Ueberzeugungen; jetzt gelehrig wie ein Kind, dann wieder hart und unbeweglich im Eigensinne des Mannes. Enthaltsam und doch sich selbst nachgebend, ruhig und ungestüm, sanft und doch grausam, in seinem täglichen Leben indolent bis zur Schlaffheit und doch fähig, zu Handlungen der verzweifeltsten Energie erhoben zu werden. Manchmal lüstern, manchmal verdrießlich, ist er leicht begeistert und leicht niedergedrückt; meistentheils aber ist er heiter und wenn man plötzlich im Lager ihn traf, war es wahrscheinlicher, von ihm freundlich angegrinst zu werden, als einem Ausdruck mürrischer Unzufriedenheit auf seinem Gesichte zu begegnen."

„Aber so leichtherzig im Allgemeinen sein Temperament auch war, brütete er doch zuweilen über ein eingebildetes Unrecht und wenn eine solche Ueberzeugung sich einmal in seiner Seele festgesetzt hatte, dann saß sie fest und wirkte mit der unwiderstehlichen Gewalt eines seinen unausrottbaren Giftes."

„Und dieser Zug war, wie wir jetzt die Sache beurtheilen, der gefährlichste seines Charakters, denn seine freundlicheren, ansprechenderen Eigenschaften lagen auf der Oberfläche und waren leicht gewürdigt, während die härteren abschreckenden Züge dunkel und verhüllt lagen und im gewöhnlichen Verkehr mit ihm nicht zu entdecken waren."

Bis in's Unendliche ließen sich diese Schilderungen aus dem vorliegenden Material fortsetzen und man würde sie nicht erschöpfen, ebenso wenig, wie man irgendwie andere Volksstämme, mit völliger, nie irrender Treue würde schildern können. Das Herz, der Charakter des Menschen unter allen Himmelsstrichen, sie gleichen einem geschliffenen Steine; er funkelt verschieden, je nachdem er unter anderen Winkeln von der Sonne beschienen wird. —

Der Sepoy hatte durch ein Jahrhundert gute Dienste gethan, — welche nicht durch, allerdings verbrecherische Abweichungen von Treue und Disciplin

vergessen gemacht werden konnten, aber trotz dieser dankbaren Erinnerungen regte sich doch in Indien in vielen Kreisen ein Mißtrauen gegen die Sepoys. Man glaubte nicht an ihre Liebe, aber an die Anhänglichkeit an ihren Sold, — ihr hervorragendstes Gefühl war die Treue zu ihrem Salz, zu der Hand, welche ihn fütterte.

„Weß' Brod ich esse, deß' Lied ich singe."

Bei allen diesen Widersprüchen im Charakter des Sepoys wirkten nun auf ihn durch eine Reihe von Jahren eine Fülle der verschiedensten und gefährlichsten Einflüsse ein. Es wurden in England wie in Indien wohl seit den frühesten Perioden englischer Herrschaft die Gefahren gefühlt, welche die stete Vermehrung der eingeborenen Regimenter und die Ausdehnung des Reiches im Gefolge hatten, allein trotz scharfer Differenzen in militärischen, civilistischen, ostindischen und Regierungskreisen, in der Presse, war doch nach keiner Richtung hin die öffentliche Meinung stark genug, um an die Grundschäden der ganzen Organisation der ostindischen Gesellschaft die Hand zu legen. Obgleich der Eigenschaften-Katalog der Sepoys nicht dazu angethan war, dem objectiv und unparteiisch Urtheilenden ihre fast ausschließliche Verwendung zum militärischen äußern und inneren Schutz des Landes gefahrlos erscheinen zu lassen, war doch das Vertrauen auf dieselben im Allgemeinen kein schwankendes.

(Die Neigung zur Meuterei.)

Die Armeen der asiatischen Fürsten sind immer aufrüherisch gewesen; die Mahratten, die Sikhs, die Araber, die Goorkhas haben gegen ihre Fürsten rebellirt und die Regierungen oft über den Haufen geworfen; aber die von der ostindischen Compagnie geworbenen, von Engländern ausgebildeten, mit strenger Beobachtung ihrer religiösen Gewohnheiten, von Offizieren eigener Nationalität geführten Truppen scheinen nicht dies Mißtrauen eingeflößt zu haben, und doch hätten Erscheinungen aus frühester Zeit es wohl wachrufen können.

Erst sieben Jahre existirte die bengalische Armee, als, allerdings verursacht durch europäische Truppen der Compagnie, die erste Empörung ausbrach. Die Sepoys glaubten sich in ihrem Recht verletzt, was die englischen Geschichtsschreiber als begründet anerkennen. Ein Compromiß wurde geschlossen, befriedigte nicht und die Empörung brach von Neuem aus.

Ein Kriegsgericht wurde niedergesetzt und 24 Sepoys wurden wegen Desertion und Meuterei verurtheilt, vor die Kanonen gebunden und zerrissen zu werden.

Die Truppen waren unter dem Befehl von Major Hector Munro zur Parade aufgestellt, der Befehl zum Anbinden war gegeben, als vier stattliche Grenadiere vortraten und den Vorrang im Tode verlangten, da sie ihn immer im Leben gehabt.

Ihre Bitte wurde gewährt, — sie starben vom Pulver zerrissen.

Ein dumpfes Murren ertönte aus der Sepoys Reihen, welche an Zahl die weißen Truppen weit übertrafen. Ihre Offiziere, damals meist Muhamedaner oder Inder von hoher Kaste meldeten, daß ihre Untergebenen entschlossen wären, die fernere Execution nicht zu dulden. Major Hector Munro fühlte, daß das Schicksal der Armee von Bengalen auf dem Spiel stand. Sein Entschluß war schnell gefaßt und ausgeführt. Die weißen Truppen deckten die Flanken der Batterien, die Geschütze wurden mit Kartätschen geladen und den Sepoys das Commando zum Niederlegen der Waffen, zum Zurücktreten von denselben gegeben.

Nun gehorchten sie und die Execution wurde fortgesetzt — zwanzig Mann fanden in Chupra, vier in einer anderen Station, sechs in Bankepore ihren Tod vor den Kanonen. Die harte Lehre ging für's Erste den Sepoys nicht verloren; treulich standen sie zu Lord Clive, als im Jahre 1766 ein Aufstand der europäischen Officiere der Compagnie ausbrach. Die feste Haltung der Soubahdars (commandirende Offiziere der eingeborenen Truppen) setzte Lord Clive in den Stand, die schwierige Krisis zu überwinden und gab ihm die Ueberzeugung, daß er auch beim Ausbruch einer Meuterei weißer Truppen mit Hilfe seiner „Schwarzen" (Blacks werden sie überall genannt) dieselbe niederwerfen würde. — Es war s. Z. der Gedanke der Schöpfer der eingeborenen Armee, daß sie, geführt von Offizieren aus höheren herrschenden Kasten, denen zu gehorchen die Masse des Volks gewöhnt war, ein brauchbares Werkzeug sein und bleiben würden.

Mit der Vergrößerung der englischen Macht in Indien, dem Hinströmen der Europäer in jene Länder, trat, wie Mr. Kaye charakteristisch sagt, das Bestreben ein, den Eingeborenen aus dem Sattel zu heben und sich selbst hineinzusetzen. Ote toi, que je m'y mette, oder, wie der Naturforscher die Erscheinung nennt, der Kampf um's Dasein begann.

Die englischen Offiziere wurden vermehrt, die Vorrechte der eingeborenen schließlich auf fast Nichts beschränkt, ein Emporkommen aus der Masse beinahe unmöglich gemacht und damit verschwanden die hochkastigen Inder, die vornehmen Muhamedaner und andere stolze Abkömmlinge einheimischer Volksstämme, the gentry of the land, und aus den Reihen der eingeborenen Armee und suchten Dienste bei den Fürsten Indiens.

Die mehrfachen Umformungen der militärischen Verhältnisse der ostindischen Compagnie gingen nicht ohne Reibungen und Aeußerungen scharfer Meinungsverschiedenheiten vor sich und wahrlich, die Dinge waren von jeher danach angethan, dieselben hervorzurufen. Der Bengal-Sepoy, stolz, aristokratisch, vielfach von hoher Kaste, war der beste Soldat von der Welt, wenn er in guter Stimmung war; aber er war nicht immer in derselben und dann eine Quelle von Sorgen für den Führer und bisweilen eine Gefahr für den Staat.

Der Sepoy aus den Präsidentschaften Madras und Bombay war fügsamer, gelehriger; die wenigen hochkastigen Mitglieder beugten ihren Stolz unter der Sitte des Landes.

Das Verschiedenste mußte verschmolzen werden. Es war ein schweres Werk diese erste große Umformung der Armee, aber die sorgfältigste Auswahl der commandirenden Offiziere, welche Land und Leute, Sprache und Gewohnheiten gründlich kannten, ließ es wenigstens für einige Jahrzehnte trotz aller Mißbräuche gelingen, weil es ein Princip wahrte, den engen Zusammenhang der englischen Offiziere mit dem eingeborenen Soldaten festzuhalten — ein Princip, — welches die Verfeinerungen späterer Civilisation bestimmt waren, schnell aufzulösen.

Das neue System hielt sich bis zum Ende des Jahrhunderts. Dann trat die Frage der Stellung der Offiziere der ostindischen Compagnie an den Vorstand derselben in unbequemer Weise heran. Die Officiere erfreuten sich mannigfacher Vortheile, aber sie hatten keinen Rang und wurden fortwährend durch königliche Offiziere übergangen.

Als Erstere nun auf gewissen Rechten bestanden, erfolgte 1796 eine neue Organisation, welche wiederum eine Anzahl englischer Gentlemen in die Armee brachte, aber die letzten Spuren von Würde und Autorität der eingeborenen Offiziere vernichtete und die Stimmung der Soldaten verbitterte.

Dazu kam, daß bei der verbesserten Pensionsgesetzgebung eine Menge alter Offiziere heimkehrten und bei der jetzt nach dem Dienstalter nicht mehr nach Wahl geregelten Beförderung Leute an's Commando kamen, welche in der Landessprache kein Glas Wasser fordern, den Unterschied zwischen Muhamedaner und Hindu nicht erklären konnten. Dieselben waren mit einer Verantwortlichkeit belastet, welche nur auf Männer von großer örtlicher Erfahrung, erprobtem guten Urtheil und Temperament hätte übertragen werden müssen.

Aeußere Umstände verhinderten jedoch, daß die Rückwirkung der genannten Uebelstände sich sofort sichtbar machte.

Die letzten Jahre des alten, die ersten des neuen Jahrhunderts brachten die Kriege im Mysore- und Mahratten-Gebiet und Kampf und Sieg unter Führern wie Harris, Lake, Wellesley ließen die Sepoys ihre halb begründeten, halb unbegründeten Klagen vergessen.

Mit dem Frieden aber, dem Einrücken aus dem Feldlager in die Cantonnements begann eine Periode des Fanatismus für militärische Verbesserungen. Exerciermeister und Regimentsschneider machten den Leuten das Leben durch ihre Narrheiten um die Wette sauer. Neues stürmte von allen Seiten auf sie ein. Sie wurden nach neuer englischer Art exerciert, gekleidet, rasirt, frisirt, ihrer Kastenabzeichen, Ausschmückungen, Turbans beraubt, kurz in jeder Weise anglisirt.

Die Glaubens- und Sittenlehren des Christenthums weichen nicht mehr wie jene des Muhamedanismus von der Hindu-Religion ab, aber der indische Muhamedaner neigt zu einer socialen Vermischung mit den Eingeborenen, während dieselbe Seitens der Europäer mit den beiden andern Racen undenkbar ist. Die Sicherheit des englischen Besitzstandes beruhte auf den Verschiedenheiten der beiden Hauptstämme. Traten Umstände ein, welche eine gesellige Fusion herbeiführten, so verminderte sich die Sicherheit.

(Meuterei von Vellore 1806.)

Im Frühjahr 1806 zeigten sich dem kundigen Auge Spuren von Unzufriedenheit. Muhamedaner und Inder waren gleichmäßig in vielen [illegible] Interessen, Gewohnheiten und Sitten verletzt; sie hatten Zeit darü[illegible] brüten, zu sprechen und Pläne zur Befreiung zu schmieden, denn n[illegible] heißeren Jahreszeit hatte der strenge und andauernde Dienst aufgehört und der englische Offizier litt unter der gewaltigen Hitze, welche seine Thätigkeit lähmte und somit die Controlle verminderte, weshalb denn auch die meisten Verschwörungen im Frühjahr auszubrechen pflegten. Die Schwätzereien in den Bazars und Lagern wurden belebter, die wandernden Fakirs erfindungsreicher in ihren Erzählungen und Prophezeiungen; die Puppenspieler, Balladensänger wirkten verderblich auf die Phantasie der Leute ein, Schriften wurden verbreitet, Plakate angeschlagen — kurz durch alle größeren militärischen Stationen wehte der Geist der Unruhe und Unsicherheit. Die Klagen der Sepoys, zum Theil bereits angedeutet, waren mehrfach wohl begründet, viele aber auch auf Lügen basirt. Die Unzufriedenheit, die Spannung der Lage wurden nun von den Nachkommen Tippo-Saibs, der in Vellore lebenden Prinzen von Mysore benutzt, um die nie vergessenen Pläne, ihre frühere Stellung und Unabhängigkeit wieder zu gewinnen und sich an den Engländern zu rächen, aufzunehmen und durch die Sepoys in Wirksamkeit zu setzen.

Wie es vielfach in alter, neuer und neuester Geschichte zu lesen ist, daß der schwarzblickende Warner nicht gern gehört, ja sogar wenn die oberste Behörde anderer Ansicht ist, übelangesehen, bestraft, zurückgesetzt wird, so geschah es auch hier. Der Chef der Madras-Armee Sir John Cradock begab sich zwar nach Vellore, untersuchte, tadelte, bestrafte, — indem er zwei Leute auspeitschen ließ; aber das Uebel hatte sich reißend ausgebreitet, die ganze Garnison war angesteckt und verpestet und durch kleine Mittel nicht zu heilen.

Nichts Ernstes, Durchgreifendes geschah; die Ruhe, welche nach jenen schwächlichen Autoritäts-Aeußerungen in Vellore herrschte, — die Ruhe vor dem Sturm, — schläferte wieder völlig die Wachsamkeit der Engländer ein und ließ die Einwohner des fürstlichen Palastes ungestört ihren verderblichen Einfluß ausüben. Sie ängstigten die Sepoys, indem sie auf die zwangsweise Ueberführung der Bevölkerung zum Christenthum aus allerhand Anzeichen hinwiesen.

Am 10. Juli brach die Verschwörung los. Am Tage war eine Menge Leute zu Fuß, zu Pferde, aufgeregt, lärmend in's Fort eingezogen. Die ganze europäische Besatzung Vellores bestand aus vier Compagnien. Zwei Uhr nach Mitternacht wurde die Wache überfallen und getödtet, die Kranken im Hospital erschlagen; die Fürsten, die Leute des Palastes, das Volk fraternisirten mit den Sepoys und die tigergestreifte Standarte von Mysore wehte von den Zinnen des Palastes.

Vierzehn Offiziere, 99 Unteroffiziere und Soldaten wurden getödtet,

eine Menge verwundet, die Frauen nach dem völligen Siege für ein schlimmeres Schicksal bewahrt. Doch die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Ein englischer Offizier, Major Cants, dienstlich außerhalb des Forts beschäftigt, hörte das Schießen, den Tumult. Durch das Dunkel der Nacht eilte er nach Arcot, woselbst ein englisches Dragoner-Regiment unter Oberst Gillespie in Garnison lag.

Ihn wecken, melden, die Signale geben, satteln und mit der ersten fertigen Escadron ausrücken, war das Werk einer viertel Stunde. Die anderen Escadrons, die reitende Artillerie und die dort garnisonirende eingeborene Cavallerie folgten auf dem Fuße.

Oberst Gillespie fand die äußeren Thore offen, das letzte aber geschlossen und im Besitz der Meuterer. Er ließ sich an einem Tau den Wall hinauf ziehn, übernahm das Commando der lebend Gebliebenen; die herangekommenen Kanonen erschlossen die Thore und es begann ein Kampf der Vergeltung und Vernichtung, dem nur die Mitglieder der Mysore'schen Fürstenfamilie entgingen, welche vom Oberst Marriat, dem bei ihnen beglaubigten Agenten, in Schutz genommen wurden.

Die Regierung, durch die harte Lehre erschreckt, glaubte alle die vorerwähnten, verletzenden Bestimmungen über Kleidung ꝛc. zurücknehmen zu müssen, aber unbestimmte Angst auf Seite der Seypoys — Argwohn auf der der Engländer ließen sich nicht mit einem Schlage vernichten, zumal auch in Hyderabad, Nundydroog, Pallamootah u. a. O. sich die Spuren der weit verzweigten Verschwörung zeigten und die ganze Haltung des Gouvernements nicht der Art war, Achtung und Furcht hervorzurufen. Die höheren Behörden in der Heimath hingegen verfuhren mit Entschiedenheit und entfernten den Gouverneur von Madras, den commandirenden General und den General-Adjutanten ohne Weiteres vom Amt.

Mit dem alten Jahr starb allmälig die Meuterei aus, aber gleich nachher erhob sich ein bitterer, schädlicher Streit über die Ursachen derselben, in welchem die ganze Gehässigkeit, welche sich ja stets bei Parteikämpfen entwickelt, zu Tage trat.

Die politischen, die Civil-Beamten verlachten die Offiziere über ihre Ideen von Verschwörungs-Aufhetzereien durch Agenten, Plakate, Schriften, Bazar-Geschwätz und behaupteten, daß in den Einführungen neuer Exercierart, Kleidung ꝛc. der Grund zu der von den täglichen Erscheinungen indischen Lebens in Nichts abweichenden Aufregung zu suchen gewesen sei, daß unvorhergesehene Zufälle den Ausbruch der in der Geschichte als Massacre von Vellore bezeichneten Ereignisse herbeigeführt hätten. Andrerseits versicherten mit gleicher Bestimmtheit die militärischen Autoritäten, daß die neuen Reglements ꝛc. Nichts mit der Empörung zu thun gehabt hätten, daß dieselbe das Werk der Mysore-Prinzen gewesen wäre und daß die Nachsicht, Freigebigkeit, mit welcher die Regierung dieselben behandelt, das unheilvolle Ereigniß herbeigeführt.

Beide Parteien hatten Unrecht, Beide waren durch Rücksicht auf Standes-Urtheile und Vorurtheile verblendet. Die Wahrheit lag in der Mitte, wie es in solchen Fällen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt.

Wäre der Boden nicht für die prinzlichen Intriguen gut vorbereitet gewesen, so hätte kein Ausbruch stattgefunden und die Beschwerden der Sepoys allein hätten dieselben nicht zur Meuterei verleitet.

Politische und militärische Umstände waren den Engländern zu gleicher Zeit ungünstig und hätten nicht mehrere auf einander folgende energische Unterdrückungen der Unruhen dieselben im Keime erstickt, so hätten sie leicht sich über die ganze Küsten-Armee ausdehnen können.

Eine dritte Partei in Indien legte Vieles den Missionären zur Last. Nun ist es zwar sicher, daß von den Unruhstiftern die wunderbarsten Gerüchte im Lande verbreitet wurden, daß alles Salz aufgekauft und mit dem Blut von Schweinen und Kühen besprengt sei, daß überall christliche Kirchen auf Kosten der Steuerzahler an den meisten Orten gebaut würden. In Indien war es wie überall. „Je dümmer die Lüge, desto eifriger wurde sie verschlungen," aber Eins steht fest, daß Nichts zu jener Zeit eine Besorgniß hinsichtlich der Fortschritte des Christenthums bei den Indern zu erregen brauchte. Außerdem waren damals bei den wenig äußerlichen Zeichen des Christenthums der englischen Offiziere die Sepoys in Zweifel, ob ihre englischen Vorgesetzten überhaupt einen Glauben hätten oder nicht.

Die Leiter der ostindischen Compagnie in London und der Präsident des Control-Hofes äußerten sich bereits den 18. Mai 1807 dahin, daß die Verminderung der Treue der Armee und der Anhänglichkeit des Volkes darin zu suchen sei, daß eine neue Classe von Männern mit wenig Kenntniß von Indien, wenig Interesse für seine Bewohner, wenig Duldsamkeit für seine Vorurtheile, begonnen habe, die Hauptposten der dortigen Regierung und Armee zu monopolisiren, daß die Annexionen von Lord Wellesley die alten muhamedanischen Familien an den Bettelstab gebracht und den Glauben des ganzen Volkes an britische Mäßigung und Wahrhaftigkeit erschüttert hätte und daß die Tendenz des ganzen Systems sei, wucherndes englisches Wesen einzuführen und so die Kluft zwischen Herrschern und Beherrschten zu erweitern. Mag dieses Urtheil durch Parteiinteresse stark gefärbt erscheinen, so wird man ihm doch eine gewisse Berechtigung für viele nachstehend angedeuteten Beziehungen nicht absprechen können.

Die indische Streitmacht setzte sich aus englischen und eingeborenen Soldaten zusammen. Erstere bestanden zu jener Zeit aus dem Abschaum der Menschheit; so wie der Geworbene den Schilling genommen, schied er aus dem Familienkreise, dem bürgerlichen Leben aus; er war todt für die Welt und nur noch ein Theil des Regimentes, zu dem er gehörte. —

Der Eingeborene, wenn er sich zum Kriegsdienst verpflichtete, behielt dabei seine bürgerlichen Rechte, blieb im vollsten Familienverbande und oft waren in einem Haushalt der pensionirte Sepoy-Greis, der im activen Dienst thätige Mann und der nach dieser Ehre strebende Knabe vereint.

Es war ein ehrenvoller Dienst, von der Blüthe des Volks gesucht, und aus ihm entfernt zu werden, galt für schwere Strafe und harte Ungnade. Es war aber auch ein vortheilhafter Dienst, denn viele Vorrechte waren dem als Soldat dienenden Indier durch das Gesetz gewährleistet. Daß er durch Fremde von anderem Glauben und anderer Farbe commandirt wurde, kümmerte ihn nicht; er war an fremde Herrschaft gewöhnt und der Muhamedaner, sein Kampfgenosse trug die Wechselfälle des Lebens, sein Geschick mit Ergebenheit. Ueber den Racen-Unterschied hinweg half das Gefühl der Kameradschaft, denn trotz der Meuterei in der Küstenarmee war in der Periode von 1807—1809 dasselbe wieder in der Kräftigung begriffen. Offiziere und Sepoys standen in patriarchalischen Verhältnissen; Vater und Kinder nannten sie sich und so lebten sie zusammen. Das Regiment war bei dem spärlichen und langsamen Verkehr mit europäischer Cultur auf den Orient und orientalische Gewohnheiten angewiesen und diese wirkten wiederum auf einen engeren Anschluß der Offiziere und Soldaten untereinander hin. —

Dies Alles sollte im ersten Drittel des neuen Jahrhunderts ein Ende erreichen. Unwissenheit, Gedankenlosigkeit, falsche Berechnung veranlaßten die indische Regierung, die Vollmachten der Commandeure und Offiziere den Sepoys gegenüber wesentlich einzuschränken. Sonst entschieden Erstere über das Wohl ihrer Untergebenen, jetzt waren Beschlüsse der Centralstelle allein maßgebend.

Die Bitten, Beschwerden der Sepoy-Offiziere wurden abgewiesen, man zwang sie, in der bilderreichen Sprache des Orients ausgedrückt, „in der Gegenwart ihrer Leute Schmutz zu essen."

Damit sank ihr Einfluß und mit der Macht zu helfen, die Lust dazu, die Freude daran.

Der vermehrte weil erleichterte Verkehr mit dem Vaterlande begann der Gesellschaft einen europäischen Anstrich zu geben; moderne literarische Werke, frisch in London erschienen, wurden sofort nach Indien geschickt; jedes Schiff brachte einen reichen Kranz blühender westlicher Schönheiten. Viele Offiziere hatten bis dahin in gesetzlosem aber geduldetem Concubinat mit den Töchtern des Landes gelebt, die Sprache des Landes und manche Interessen desselben verstehen gelernt. Das hörte auf. Die englische Frau verdrängte die eingeborene Maitresse; eine neue Sittenanschauung brach sich Bahn und die Zenana (Frauengemach) wurde in den Bann gethan.

Die immer wachsende Ausdehnung des Reiches nahm eine große Anzahl Beamten in Anspruch; sie wurden vielfach aus dem Offiziersstande genommen. Alle strebten nach guten Posten, nach Mitteln und Wegen außerhalb der Armee vorwärts zu kommen. Der Bestand an Offizieren wurde reducirt und was blieb — ein Haufe ruheloser, hoffender oder verzweifelter Menschen, die an ihrem Dienst keine Freude hatten. Und das sahen die Leute, daß das Herz ihrer Offiziere nicht mehr bei ihnen war. Die neue Reorganisation und Vermehrung der Armee vom Jahre 1824 bewirkte ferner ein Durcheinander-Werfen der Offiziere, welches sich als nicht heilsam erwies.

Alle die vorangeführten Gründe hatten einen verschlechternden Einfluß auf die Sepoy-Armee geübt und nur ein frischer, fröhlicher Krieg hätte helfen können; allein der Sepoy war, wenn er auch gern focht, in der Wahl seines Kriegsschauplatzes „lecker und launisch“. Ein Feldzug in Hindostan oder dem Deccan wäre ihm ganz recht gewesen, aber vor einem solchen in fremden Gegenden, jenseits des Meeres, hatte er eine heilige Scheu:

Der Krieg war da: „the Burmese war“ — aber er war in der Bengal-Armee nicht populär.

Der Sepoy in der Armee war nur verpflichtet in Ländern zu dienen, nach welchen er marschiren konnte — er hatte nur „zu Lande“ nicht „zu Wasser“ geschworen.

(Die Meuterei von Barrackpore 1824.)

Zur Einschiffung nach Rangoon waren in und um Barrackpore mehrere theils zur Reise über See verpflichtete, theils davon de jure befreite Regimenter zusammengezogen. Schlechte Nachrichten vom Kriegsschauplatz waren eingegangen, welche das Gerücht vergrößerte; andere unheilvolle Umstände traten hinzu — kurz, das 47. Regiment brach in offene Meuterei aus, verweigerte die Einschiffung und blieb allen Einwirkungen seines Commandeurs Colonel Cartwright gegenüber widerspenstig.

Da traf von Calcutta der damalige General en chef Sir Edward Paget ein. Ein harter, strenger Soldat, ohne Kenntniß der Sepoy-Armee, voll bittern Vorurtheils gegen sie, war er ganz der Mann dazu, mit eiserner Ferse, ohne Rücksicht auf Ursache und Wirkung, eine Rebellion niederzutreten. Als das Regiment zur Parade aufmarschirt war, wurden einige Vermittlungsversuche gemacht, aber nicht angenommen, vielleicht nicht verstanden. Auf das Commando, die Waffen niederzulegen, erfolgte eine Weigerung — und darauf eröffneten die mit Kartätschen geladenen Geschütze das Feuer auf die Meuterer, welche in panischem Schreck die Flucht ergriffen, um verfolgt eingeholt, in's Gefängniß geworfen zu werden. Das Regiment wurde aus den Listen der Armee gestrichen und vielfache Bestrafungen wurden verhängt.

(1825—35.)

Durch Energie war zwar die Empörung im Keime erstickt, allein der Geist der Unzufriedenheit begann sich auszubreiten, und als nun gar, durch übermäßige Ausgaben gezwungen, eine financielle Einschränkung von oben her auferlegt wurde — sie läßt sich für deutsche Leser am Besten durch nicht fernere Gewährung der Feldzulage bezeichnen (Half Batta Ordre) — so wirkte dieser Beweis von Mißachtung der Rechte der Offiziere gradezu zersetzend auf den Geist der Sepoys ein.

Als man zu jener Zeit die Prügelstrafe für die europäischen Regimenter beibehielt, für die Einheimischen aber aufhob, wurde dieser Act der Humanität nicht dankbar empfunden, sondern die Maßregel der Furcht zugeschrieben.

Der Sepoy liebte seine Herren nicht mehr, aber — seine Verachtung für sie hatte zugenommen.

Zehn Jahre später führte Lord Hardinge wieder ein, was Lord Bentinck abgeschafft hatte.

Die erwähnten Erscheinungen hatten übrigens doch in England soviel Aufmerksamkeit erregt, daß in einem Parlaments-Comité Capitän Macan 1832 aussagte, daß der Sepoy in allen Eigenschaften, welche den Soldaten brauchbar machen und zieren, sich unendlich verschlechtert hätte.

Zu allem Unglück kam nun noch der Afghanische Krieg, welcher den Glauben an die Unbesiegbarkeit der Engländer vernichtete und den hundertjährigen Lorbeer von ihren Fahnen riß. Brahminen-Emissäre durchzogen das Land — Abgesandte der Regimenter trafen mit ihnen zusammen und vielleicht war der Ausbruch einer großen Meuterei schon damals näher als man glaubte.

Aber die Energie, der Takt, die Discretion von Männern wie Pollock, Henri Lawrence und Richmond Shakespear führten über die Schwierigkeiten fort und schließlich endete die Krisis mit Siegen überall und der Erwerbung neuer britischer Provinzen; freilich aber auch wuchsen neue Gefahren empor, denn der Sepoy, welcher geholfen hatte, die Länder zu erobern, wünschte nicht, in ihnen zu garnisoniren; ein Verlangen, das durchaus gerechtfertigt war. Fern von der Heimath, wie in einem traurigen an der Grenze liegenden Kirchhof, weit außerhalb der Gebiete des Reiches, in welchem er zu dienen verpflichtet war, leben zu müssen, erschien ihm unmöglich. Ungerecht hielt er sich behandelt, wenn in der neuen Provinz, die er mit seinem Blut erworben, so wie dieselbe Eigenthum der Compagnie geworden war, der höhere Sold fortfiel; Tapferkeit erschien dadurch beinah als Verbrechen.

(1844.)

Meutereien einzelner Regimenter, des 49., 46., 4., 64., ließen nicht auf sich warten; durch Schwäche, Mißverständnisse aller Art nahmen einige dieser Ausbrüche einen sehr drohenden Charakter an.

Der wunderbare Wechsel in der Sinnesart des Sepoy, „die Unmöglichkeit, die Grenzen seines Aergers oder richtiger die erfolgte Wiederkehr seiner guten Laune zu bestimmen“ schlug diesmal zum Guten aus. Wie ernst aber die Sache war, bewies der Spruch des Kriegsgerichts, welcher den stark compromittirten Oberst Moseley, der bereits disciplinarisch vom Commando der Station und des Regiments entbunden war, cassirte, und daß von 39 Gefangenen sechs zum Tode, die Uebrigen zur Abbüßung verschiedener schwerer Strafen verurtheilt wurden.

(Meuterei des 6. Madras-Cavallerie-Regiments in Jubbulpore.)

Bald darauf brachen im 6. Madras-Cavallerie-Regiment ernste Unruhen aus. Die Mannschaften, meist aus Muhamedanern edler Abkunft

bestehend, waren bei ihren vielfachen Dislocirungen durch die Kosten, welche die strenge Abschließung der Frauen bei der Wahl ihrer Wohnung erforderte, in große Ausgaben gestürzt worden.

Als sie in Jubbulpore ankamen und erfuhren, daß hier eine Soldverminderung ihnen bevorstände, äußerte sich die Unzufriedenheit in gewaltthätigster Weise, wozu die große Unpopularität des Commandeurs auch noch Manches beitrug.

Das verständige Einschreiten der Officiere und des Brigadiers, das Eintreffen der guten Nachricht, daß höherer Sold für Jubbulpore bewilligt sei, bewirkten jedoch, daß die Sache ohne Blutvergießen ablief. — Der Geist des Ungehorsams war aber auch in der Madras-Armee rege geworden und leider muß es zugestanden werden, daß die Maßregeln, welche die Compagnie ergriff, viel dazu beitrugen; ihn wach zu erhalten. —

Der Sepoy war geldliebend, hielt fest an der Beibehaltung des ihm gebührenden Soldes, aber die Habsucht war durch nicht unedle Motive hervorgerufen, sondern durch zärtliche Rücksichten auf die Interessen der Seinen und einen so starken Sinn für Familienehre, daß in Indien Armengesetze nutzlose Einrichtungen sind. Er glaubte durch Entziehung der genügenden Subsistenzmittel diese Familienehre bedroht und wand sich unter dem Gedanken. — Fern sei es, die Mittel, welche er dagegen ergriff, vertheidigen zu wollen — allein man muß sich stets erinnern, daß europäische Anschauungen Auflehnung gegen Autorität anders beurtheilen, wie dies im Orient geschieht, und daß, nach muhamedanischer Sitte, Rache eine Tugend ist. —

Die Behörden der verschiedenen Präsidentschaften befanden sich den unzufriedenen Regimentern gegenüber in einer schwierigen Lage. Das Natürlichste und Leichteste wäre gewesen, die Regimenter aufzulösen — aber diese Strafe hätte in dem Falle Schuldige und Unschuldige zugleich getroffen, da nicht alle Truppen durchweg meuterisch gesinnt waren; das Land würde mit Werkzeugen neuer Umwälzungen überschwemmt und dem nahe stehenden Feinde, der Sikh-Armee, brauchbares Material an Soldaten zugeführt worden sein.

So kamen mildere Mittel zur Anwendung und dadurch wurde ein großer Fehler begangen.

Hat ein Heer einmal einer Regierung die Höhe des Betrages seines Soldes dictirt, in Geldsachen gesiegt, so hat die controllirende Gewalt derselben ein Ende und aus den gehorchenden Soldaten werden Gesetze gebende Prätorianer.

Lord Ellenborough, der damalige General-Gouverneur, hatte das volle Verständniß für die Schwierigkeit der Frage, und oft ist von ihm als Hauptgefahr für die Herrschaft Englands in Indien die allgemeine Empörung der Native Army bezeichnet und ein Krieg als bestes Mittel zur Zufriedenstellung derselben bezeichnet worden. Die späteren Ereignisse lehrten, daß auch dies Mittel nicht ohne Gefahr war.

Die Regierung hätte die ernste Lehre annehmen, den Sepoys klar und deutlich ihre Sold- und Zulage-Berechtigung auseinander setzen und nicht an die, für alle Armeen gefährliche Frage einer Soldherabsetzung rühren sollen.

Zum Glück für die Regierung Ostindiens dauerte der Friede nicht lange und ein Krieg, diesmal ein willkommener, führte die Sepoys gegen ihre alten Feinde, die Sikhs.

(Die Verschwörung von Patna 1845.)

Während der General-Gouverneur und der Höchstcommandirende an der Spitze der Armee an der Grenze waren und alle Welt die blutigen Kämpfe am Sutlej mit Spannung verfolgte, vollzog sich in den südlichen Provinzen ein Act, der als Vorspiel zu der, in wenigen Jahren ausbrechenden Erhebung betrachtet werden kann.

Am Weihnachtsabend empfing die Obrigkeit von Patna die Mittheilung eines organisirten Complotts, um die Treue der Sepoys in den genannten Provinzen zu untergraben. Emissaire wanderten auf dem Lande, in den Cantonnements, in den Lagern hin und her und erfüllten die Herzen der leichtgläubigen Sepoys durch lügnerische Berichte mit Angst und Sorge. Prophezeiungen, daß die Engländer bald in die See würden getrieben werden, schwellten die Träume der Ehrgeizigen zu nahen Hoffnungen an.

Der Treue eines Zomindars — Mootee-Missur — seiner Kaste nach Brahmin, welcher, zum Beitritt zu der Verschwörung aufgefordert, dies seinem Commandeur Major Rowcroft entdeckte, bewahrte zu jener Zeit das Land vor einem großen Unglück; denn es ist wohl unzweifelhaft, daß die Sache im vollen Gange war, da bedeutende Geldbeiträge von indischer Seite gesichert waren. Und wenn Menschen sich von ihrem Gelde trennen, so meinen sie es sicherlich ernst. —

Die Untersuchung hatte keine großen Resultate. Major Rowcroft, von ernster Krankheit befallen, möglicher Weise durch Vergiftung herbeigeführt, mußte nach England heimkehren. Er schied von Mootee-Missur und noch einem anderen Getreuen unter der Zusicherung, nach seiner Rückkehr weitere Aufschlüsse über die Ausdehnung der Verschwörung zu erhalten; als er aber, wiederhergestellt, sich zum Dienst bei seinem Regiment zurückmeldete, waren die beiden treuen Männer todt.

Unter dem Ruhm der Siege von Lord Hardinge und Gough erstarb dann eine Weile jeder Gedanke an Aufruhr und Meuterei; der Stolz der Sepoys war befriedigt, ihr Beutel gefüllt — kurz, in Nord und Süd herrschte mehrere Jahre auf der Oberfläche Ruhe, Sicherheit und mit ihnen Gedeihen des Landes.

(Meuterei in Rawal-Pindee und an anderen Orten 1849.)

Neue Ausbrüche von Unzufriedenheit, wiederum durch Geldfragen hervorgerufen, wurden durch Sir Colin Campbell und den damals Höchst-

commandirenden Sir Charles Napier in kluger und energischer Weise unterdrückt. Die Generale befanden sich in der Frage, was zu thun, mit Lord Dalhousie, dem General-Gouverneur, in voller Uebereinstimmung und dieser Umstand wirkte stets wohlthuend auf die öffentlichen Angelegenheiten.

Die Proclamation, in welcher Sir Charles Napier den Sepoys die Umwandlung der Todesstrafe für die Häupter der Meuterei in Transportation für Lebenszeit ankündigt, ist ein Meisterstück militairischen Styls:

„In ewiger Verbannung werden sie ihre Verbrechen sühnen. Von ihrer Heimath, ihren Verwandten für immer getrennt, werden sie jenseits des Meeres ihr elendes Leben fristen. Die Strafe ist verändert — ich halte dies aber für keine Gnade. Sie werden lebende Beispiele des traurigen Schicksals bleiben, welches Verräther an ihrer Fahne erwartet."

Trotz aller Energie und Strenge, mit welcher Sir Charles Napier verfuhr (das sechsundsechzigste Regiment wurde aus der Armeeliste gestrichen, aufgelöst), nahm er sich doch der Rechte der Sepoys, die er für begründet hielt und deren Verletzung er für „unpolitisch und ungerecht" erachtete, mit Eifer an, und gewährte ihnen einen höheren Sold, als durch die letzten Bestimmungen der obersten Civilbehörde angewiesen war.

Als Lord Dalhousie, welcher zur See nach Calcutta zurückgekehrt war, hiervon Kenntniß erhielt, empfand er die Verletzung seiner Befugnisse auf's Tiefste, und es entspann sich ein Briefwechsel in sehr gereiztem Ton zwischen den beiden charaktervollen energischen Männern, denen man nie ein längeres Zusammenwirken zugetraut hatte.

Während der Soldat behauptete, der Zustand sei gefahrdrohend gewesen und deshalb, nach bewiesener Energie, das Eingehen auf die Ansprüche der Sepoys geboten, bestritt der Staatsmann jede Gefahr. Letzterer siegte, denn das Gesetz war auf seiner Seite; Sir Charles Napier nahm seine Entlassung und sendete bald darauf sein, wohl schon lange vorbereitetes Buch über das „Indian Misgovernment" in die Welt.

Schon oft, im Großen wie im Kleinen, waren derartige dienstliche Zwistigkeiten in Indien vorgekommen; ja man kann wohl mit einer gewissen Berechtigung sagen, daß nirgends, fast über Alles, sich entgegengesetzte Meinungen gegenüber standen; — aber die Differenzen spielten sich in den Büreaus, im Hause, im Herzen verborgen, ab und waren nie an die Oeffentlichkeit getreten.

Nun trat ein solcher scharfer Conflict aus der Verborgenheit hervor — und vorbei war es in Indien mit dem Glauben an die Einigkeit der Engländer: „ein Kopf, ein Herz, ein Arm, ein Schwert".

Die Sepoys zogen ihre Lehren hieraus und, da der von hervorragenden Staatsmännern Indiens gegebene Rath: „für die verschiedenen Provinzen, Verhältnisse und Rangstufen möglichst einfache Sold- und Zulage-Regulative zu schaffen", nicht befolgt wurde, so blieben die Hauptgründe der Unzufriedenheit bestehen, wucherten in den Gemüthern fort; es reifte schließlich die böse Saat und brachte blutige Früchte.

Die nächsten Jahre verflossen ruhig und waren in mancher Art für Indien segenbringend unter Lord Dalhousies thätiger, energischer und despotischer Regierung. Jeder Handlung prägte er sein eigenes Gepräge auf; selten nur hörte man zu jener Zeit von dem „Government“ reden — nur von dem „individual man“ sprach man. Fest von der Treue der Sepoys überzeugt, verfolgte er seine Politik der Annexionen bisher mehr oder weniger unabhängiger Staaten und vergrößerte somit das englische Gebiet um Reiche von großer Ausdehnung.

Krieg wie Frieden hatten ihm reiche Früchte getragen: Segen und Gedeihen ruhten auf jeder seiner Unternehmungen; nach seiner Meinung war keine Wolke am Himmel Indiens! Zahlreiche begeisterte Nacheiferer setzten, von der Richtigkeit seines Princips der Anglicisirung Indiens durchdrungen, seine Arbeit in seinem Sinne fort; der Erfolg trug ihn zum Himmel empor — wenngleich körperliches Leid und achtjährige schwere Arbeit unter der Sonne Indiens ihn, kurz nach der Rückkehr in die Heimath, in die kühle Erde betteten.

Trotz alledem gab es in Indien sowohl, als in England, eine große Anzahl tüchtiger Männer, welche ihm bei aller Hochachtung seiner persönlichen und staatsmännischen Eigenschaften, die Eine völlig absprachen: „Den Geist des Landes und dessen Bewohner, die er zu beherrschen bestimmt war, je richtig erkannt zu haben.“ —

Als später die Empörung ausbrach, vermehrten sich die Sündenregister, welche ihm in's Grab nachgerufen wurden; noch heute findet man in den besten und neuesten Werken über Indien seinen Namen mit schweren Vorwürfen eng verbunden, hervorgerufen durch seine Maßnahmen, denen man den Ausbruch, oder wenigstens die Förderung der Meuterei zuschreibt.

(Gründe der Unzufriedenheit der Landbevölkerung.)

Obenan steht die Annexations-Theorie, welche, da sie oft mit finanziellen Interessen der Compagnie Hand in Hand ging, im Lande bei Fürsten, Landeigenthümern und auch bei dem Volke böses Blut machte; daher fand sie bei vielen bedeutenden englischen Staatsmännern Indiens heftigen Widerspruch.

Wie Lord Dalhousie mit gewaltiger Hand in das staatliche Leben Indiens eingriff, so that er ein Gleiches in Bezug auf gesetzliches wie auf Gewohnheitsrecht.

„Der Sohn,“ sagt der große Hindoo-Gesetzgeber, „befreit seinen Vater aus der Hölle, genannt Put.“

Nach indischen Begriffen giebt es verschiedene Arten von Söhnen und unter diesen ist der „durch Annahme an Kindes Statt, adoption, gewählte, sehr häufig. —

Vielweiberei und Zenana (Harem) sind in Indien, wie in der Türkei, keine Einrichtung, um den Fürsten eine lange gesicherte, directe Nachkommenschaft zu sichern. Bei ihnen sowohl als beim ganzen Volke war daher das

Recht der Adoption eine der theuersten Lehren des Hindooismus. Dadurch, daß Lord Dalhousie dieses Recht bei den Fürsten scharf begrenzte und einschränkte, dem Staat die letzte Entscheidung übertrug und bei ungenügender Formerfüllung das Recht des Heimfalls an den Staat (right of Lapse) setzte, und in vielen denkwürdigen Fällen mit großem Vortheil für die Compagnie durchführte, verletzte er ganz Indien auf's Schärfste und schuf der englischen Herrschaft viele, zum Theil mächtige, Feinde, unter denen Dundoo Punt, Nana Sahib, selbst in weiteren Kreisen in Deutschland früher viel genannt wurde. —

Eine große Anzahl anderer, den Adel, die Grundbesitzer und Landgemeinden schädigender Erlasse muß sich, des beschränkten Raumes und des geringeren Interesses wegen, der Mittheilung entziehen, wenngleich ihre Einwirkung auf das Land tief einschneidend und erbitternd war.

Nur ein Fall sei erwähnt:

Im Jahre 1852 war die sogenannte Inam-Commission eingesetzt und ihre Aufgabe war, die Besitztitel der verschiedenen Grundeigenthümer zu prüfen. Sie bestand aus einer kleinen Anzahl englischer Offiziere, wie der englische Geschichtsschreiber selbst sagt: „nicht besonders in Rechtsprincipien erfahren und ganz ungeübt in der Führung juristischer Nachforschungen“. In den Jahren von 1852 bis 57 wurden von pp. 35000 vorgelegten Besitztiteln größerer und kleinerer Güter drei Fünftel confiscirt. —

Während so das Finanzdepartement in einer allgemeine Angst und Besorgniß erregenden Weise vorging, that auch die Justizbehörde das Ihrige im Kampfe gegen indische Sitte, Gewohnheit und Recht, indem sie englische Anschauungen dem Verfahren bei Käufen, Verkäufen, Pfändungen u. s. f. zu Grunde legte; dadurch entriß sie im Lauf jeden Jahres eine große Anzahl von Grundstücken und Besitzungen ihren langjährigen Herren und brachte sie in andere Hände. Alle die geschädigten und häufig in's tiefste Elend gestürzten Einwohner hatten kein Mittel, sich gegen dergleichen Gewaltthätigkeiten zu schützen. — Der Eintritt in Staats-Aemter irgend welcher Art war ihnen verschlossen — war es da zu verwundern, daß ihre Sympathien sich ihren alten Herren zuwendeten, welche zwar auch zugriffen und nahmen, wo es ihnen paßte, trotzdem aber Thür und Thor zu ehrenvollen, lohnenden Aemtern und Diensten öffneten. Die Engländer dagegen hatten für alle die Geschädigten keinen Raum — weder in der Nähe noch in der Ferne.

(Der Priester-Stand.)

Zu all den bisher aufgeführten zahlreichen Unzufriedenen gesellte sich noch der Gefährlichste und am meisten Bedrohte: der Brahmin. —

Niemals in der Welt, in allen Religionen, welche von der Wissenschaft erforscht und beleuchtet wurden, hat es ein so entsetzliches, auf Unwissenheit und Aberglauben begründetes System der Ueberwachung, Einmischung und Unterdrückung gegeben, als in Indien.

Nichts — im vollsten Sinne des Wortes, Nichts konnte geschehen, ohne daß der Brahmin seine Abgabe erhob; keine Maschine konnte aufgestellt, kein Geschäft unternommen, kein Feld abgeerntet werden — der Brahmin mußte es wissen, für Erfüllung der Ceremonien seine Bezahlung erhalten. So sammelte er Schätze, behielt Einfluß auf Menschen und Ereignisse und kannte seinen District auf das Genaueste.

Das Verbrennen der Wittwe auf dem Holzstoß, der Mord der kleinen Kinder in der Zenana, das Tödten der Kranken und Greise an den Ufern der Flüsse, das Abschlachten der zum Opfer gemästeten Menschen, das heimtückische Erwürgen harmloser Reisenden, waren religiöse Einrichtungen, aus denen die Brahminen Vortheil und Macht ableiteten.

Das Gesetz hatte im Großen und Ganzen diese grausamen Gebräuche ausgerottet; dennoch blieb der Aberglaube im Herzen des Volkes ein mächtiger Hebel in der Hand der Brahminen.

Die beste Waffe der Civilisation, eine gute Erziehung, wirkte langsamer aber sicherer wie das Gesetz. Regierung und englische Bevölkerung gingen, aufgestachelt durch die Vorwürfe aus der Heimath, rastlos Hand in Hand vor. Während keiner früheren Verwaltung waren die den Vortheil der Brahminen fördernden Irrthümer schärfer angegriffen worden, als unter Lord Dalhousie.

Die Gründung von Schulen, Universitäten, das Eindringen der Erziehung in die Frauen-Gemächer, das Auftreten einer neuen Generation von Eingeborenen, welche, von englischen Lehrern gebildet, für die alten Gebräuche kein Verständniß, folglich für die Träger derselben weder Ehrfurcht noch Gehorsam mehr hatten — Alles setzte die Brahminen und die große, um das Banner des Hindoothum geschaarte, orthodoxe Partei in Schrecken, zumal die Wunderkräfte der Neuzeit: Dampf und Elektricität, ihren Einfluß auf die Masse des Volkes geltend machten.

Die Maßregel: den nicht verbrannten Wittwen, die zu lebenslänglicher Ehelosigkeit oft Keuschheit — verurtheilt waren, das Recht der Wiederverheirathung zu gewähren, erregte in den orthodoxen Kreisen einen Sturm der Entrüstung. — Die eingeborene Presse erging sich in den schärfsten Angriffen gegen die Regierung, sah hierin den Vorboten zur Aufhebung der Polygamie — aber Lord Dalhousie blieb fest und regelte die Angelegenheit in ihren Consequenzen: Erbberechtigung der in zweiter Ehe erzeugten Kinder — durch das Gesetz.

(Der Kastengeist in Indien.)

Der Einfluß aller bisher angeführten Umstände, besonders der sichtbare Vortheil, den Eisenbahnen und Telegraphenleitungen einem Jeden gewährten, wäre vielleicht noch schneller und schärfer hervorgetreten, wenn nicht der Kastengeist hindernd eingewirkt — jene seit undenklichen Zeiten bestehende Einrichtung, welche fester als die abstracten Lehren des Hindooismus, bis in die niedrigsten Schichten der Bevölkerung seine zähen Wurzeln trieb. Die große

Einrichtung der Kasten war eine immer vorhandene Wirklichkeit; sie griff in die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse ein; dem unbedeutendsten Verständniß war sie zugänglich. Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind wußte, wie schrecklich es sein würde, aus der Gemeinschaft der Brüderschaft ausgestoßen, verabscheut von den Menschen, von Gott verflucht, ein abgesondertes Leben dahinschleppen zu müssen.

Der Masse des Volkes die Furcht einzuflößen, ihre Kasten seien von den hinterlistigen Angriffen der Engländer gefährdet — hierdurch eine allgemeine Erhebung der Inder und auch der durch andere Gründe in Unruhe versetzten Muhamedaner zu bewirken und schließlich die Fremden in die See zu jagen, das war das Sinnen und Trachten der Brahminen. — Scharfsinnig, hinterlistig, geduldig warteten sie ihrer Zeit, jede Maßregel, jeden Schritt der Engländer erspähend, ob er dem erstrebten Ziele näher führen könne. — Und sie hatten nicht lange zu harren, denn eine, an sich verständige, Verordnung in Betreff der Verbrecher in den Gefängnissen lieferte den willkommenen Vorwand, nicht allein die Masse des Volkes, nein, auch die höheren Klassen aufzuwiegeln.

Die alten toleranten Bestimmungen gestatteten jedem Gefangenen für sich zu kochen und zu essen, was jedoch viele Unzuträglichkeiten und Verstöße gegen die Gefängniß-Disciplin veranlaßte. Man theilte daher, nach ihren Kasten, die Inhaftirten in Abtheilungen, gab denselben einen Koch und regelte ihre Essensstunde. War nun dieser Koch einer niedrigeren Kaste angehörig, so verlor — nach indischen Begriffen — die ganze Abtheilung das Recht auf die höhere.

Die Brahminen, und mit ihnen nicht allein die Gefangenen, sondern auch die Einwohner der Städte, in welchen Gefängnisse waren, sahen in dieser, nach unserer Meinung so einfachen und verständigen, Bestimmung ein hinterlistiges Verfahren, um die Gefangenen ihrer Kaste zu berauben und dadurch dem Christenthum in die Arme zu treiben.

(1852.)

Die ernstesten Unruhen brachen an vielen Orten aus! Benares, die Hauptstätte, das Treibhaus des Hindooismus, wurde nur durch kluge Concessionen vor einem blutigen Ausbruch bewahrt. — Jedoch scheint die Berücksichtigung der indischen Anschauungen nicht lange angehalten zu haben, denn bereits 1855 brachen neue Unruhen in den Gefängnissen aus.

Die Hindoos und die Hindoo-Muhamedaner sind Nichts ohne ihren Lotah, ein metallenes Trinkgefäß, das sie ängstlich vor Entweihung hüten und hoch halten als theuerstes Besitzthum. Der Mißbrauch, welcher mit diesem Gefäß getrieben werden konnte (Mr. Richardson, ein Magistratsbeamter, wurde in Alipore durch einen Schlag mit einer Lotah getödtet), veranlaßte die Behörde, diese gefährlichen Gefäße durch irdene zu ersetzen, was zu einer ernsten Erhebung der Gefangenen Veranlassung gab. Der Magistrat meldete

dies Ereigniß in seinem Bericht als: „einen wüthenden und ganz unerwarteten Ausbruch von Seiten der Stadt- und Districts-Bevölkerung zu Gunsten und zu Unterstützung der Gefangenen“; sogar höhere, eingeborene Beamte der Compagnie betheiligten sich an demselben.

Aus dem Vorstehenden geht unwiderleglich hervor, wie viel Zündstoff allseitig angehäuft war, wie viel einflußreiche Personen, Hindoos und Muhamedaner, ungeduldig auf den Funken warteten, der ihn entzünden sollte.

Lord Dalhousie, der gewaltige Staatsmann, welcher Indien mit eiserner Hand beherrschte, es vergrößerte, seinen Namen durch Thaten und Schöpfungen aller Art mit Ruhm bekleidete — er schied von seinem zweiten Vaterlande, dem er „Frieden und Gedeihen“ gesichert glaubte, siechen Körpers nach achtjähriger Arbeit unter Indiens Sonne.

Lord Canning, sein Nachfolger, Sohn des berühmten Staatsmannes, sprach in seiner Abschiedsrede bei dem, ihm zu Ehren gegebenen Banquet in London Tavern mit prophetischem Geist die Worte:

„Wir müssen nicht vergessen, daß an dem Himmel Indiens, heiter wie er ist, sich eine kleine Wolke zeigen mag, zuerst nicht größer als eines Mannes Hand, die aber immer wachsend zuletzt sich entladet und uns mit Vernichtung droht. Was einst geschah, mag wieder geschehen.“

Die Berliner Musik-Saison.

Rückblicke
von
H. Ehrlich.
— Berlin. —

> Quem virum — heroa lyra — — —
> — — — sumis celebrare Clio?
> Horaz.

Wen sollen wir zuerst besingen, wen zuletzt? Denn zu preisen sind sie ja Alle, Signora Albany, und (alphabetisch geordnet) Brahms, Bülow, Joachim, Kiel, St. Saëns, Strauß, Vierling, als Componisten und Dirigenten. Auch Virtuosen haben ein Anrecht auf die „Lyra" des Kritikers; als da sind Grünfeld, der liebenswürdig feine Cellist, Kotek, der treffliche Musiker-Geiger, der mit seinen Kunstgenossen Moser, Exner und Dechert einen neuen und gleich bei der ersten Leistung mit wohlverdientem Beifalle aufgenommenen Quartettverein gestiftet hat; Reisenauer, ein Schüler Liszts, der in Rom auch den musikalischen Rath des deutschen Gesandten H. v. Keudell*) genossen und in einem Concerte allgemeine Anerkennung seiner ausgezeichneten, echt künstlerischen Leistungen in den verschiedenartigen Gebieten reproducirender Musik errungen hat; Herr Rummel, ein ungemein brillanter und vielseitiger Pianist, der, bisher in Amerika ansässig, sich in Berlin niedergelassen hat; Sauret, der geniale Geiger, Scharwenka, der höchst brillante Pianist ꝛc. ꝛc. fast ad infinitum.

Nachdem wir nun den Virtuosen die Rücksicht erwiesen, die uns der beschränkte Raum bei einem Rückblick auf vier musikschwere Monate gestattet, müssen wir zuerst die Pflicht der Galanterie gegen die Dame erfüllen, dann aber den Componisten und der merkwürdigen Erscheinung des Meininger Hofcapell-Intendanten Bülow einige eingehende Betrachtungen widmen. Signora Albany ist eine Gesangskünstlerin ersten Ranges, die sehr schöne Stimme mit bester Schule vereinigt. Ihr Vortrag entwickelt sich

---

*) Herr v. Keudell ist einer der ausgezeichnetsten, gründlichst gebildeten Dilettanten und Musikkenner.

besonders schön und wirksam in zarten lyrischen Partien, im Ausdruck zärtlicher inniger, nicht heftig leidenschaftlicher Empfindungen. Ihre bedeutendsten Erfolge errang sie als Margarethe und als — — Elsa in Lohengrin. Die Wiedergabe dieser letztgenannten Partie kann als eine merkwürdige bezeichnet werden: Signora Albany, die nie ein Wort deutsch gelernt oder gesprochen, die Rolle nur italienisch in London gegeben hat*), trat auf der Berliner Bühne als deutsche Elsa auf und setzte selbst strenge Richter in Verwunderung durch die immer deutliche Aussprache, durch ihr vortreffliches Spiel und durch den ausgezeichneten immer ganz angemessenen Vortrag. (Hat doch selbst Rich. Wagner, nachdem er sie in London gehört, ihr einige Complimente gesagt, in dem Tone, in welchem Muhamed seinen Getreuen seine Wanderung durch des Engel Gabriel Rockärmel verkündet haben mag.) Signora Albany hat beim Publicum die gerechte Anerkennung gefunden; als besonderem Schützlinge der Königin Victoria von England ward ihr auch am hiesigen Hofe die beste Aufnahme zu Theil, die sich in Einladungen und in der Ernennung zur Kammersängerin manifestirte.

Und nun zu den Componisten! Friedrich Kiel ist mit einem neuen Requiem hervorgetreten, in As dur, in der mildesten Tonart. Daß er in der Kunst des sogenannten strengen Satzes unter allen lebenden Tondichtern obenan steht, daß er die sämmtlichen denkbaren Formen des Contrapunkts mit großer Meisterschaft und ohne doctrinäre Schwerfälligkeit handhabt, kann Niemand bestreiten. Und daß er in diesem zweiten Requiem jene große Formkunst mit schöner Melodik vereinigt, wurde allgemein anerkannt. Es sind Gesänge darin, die dem Laien fast weltlich angenehm klingen, während sie zu gleicher Zeit dem Kenner die kunstreichste Verschlingung wahrhaft mathematischer Musikform-Zusammensetzungen offenbaren. Es schwebt über dem Ganzen ein Geist der Versöhnung, der wahren Frömmigkeit, die in der Musik-Composition nur durch Erzeugung einheitlich-ruhiger betrachtender Stimmung sich bewähren kann. Kiel ist ein echter Kirchencomponist — dabei aber versteht er weltliche Töne gar lieblich anzuschlagen, wie seine von Joachim gespielten und mit großem Beifall begrüßten Quartett-Walzer bewiesen haben. Daß seine Werke noch nicht die allgemeine verdiente Verbreitung gefunden haben, ist daraus zu erklären, daß er bescheiden zurückgezogen lebt und keine dominirende Persönlichkeit besitzt, welche eine Partei selbst bildet, oder um welche Anhänger sich schaaren, um eine Partei zu bilden, die unter einem Banner kämpft!

Eine solche Persönlichkeit, ein zum Herrschen geborner Künstler ist Johannes Brahms. Wo er sich zeigt, da wird er Mittelpunkt, auch ohne es zu wollen. Im Jahre 1853, als er, neunzehn Jahre alt, mit dem

*) Um auch dem „Biographischen" gerecht zu werden: Signora A. ist in Amerika in der Grafschaft Albany geboren, von französischen Eltern; ihr eigentlicher Familien-Name ist „La Jeunesse"(!). Ausgebildet ward sie von Duprez in Paris und Lamperti in Mailand. Wer noch weitere Wunder hören will, wende sich an Impressario Ullmann, der den Stern entdeckt und astrologirt hat.

ungarischen Geiger Reményi in kleinen hannoverschen Städten musicirend, nach Göttingen kam, lernte er Joachim kennen und begeisterte, unterjochte ihn. Ein Jahr später wirkte er auf den edlen Schumann, daß dieser die seit zehn Jahren ruhende Feder des Kritikers wieder zur Hand nahm und jenen berühmten Artikel „Neue Bahnen" schrieb, worin er den Jüngling als Nachfolger pries, der ihn überragen würde! Als Hanslick, der Gründer einer neuen Musik-Aesthetik, der entschiedenste Vertreter der Form, den ganz und gar romantischen Componisten und Menschen Brahms kennen lernte, da war er von ihm sozusagen bezaubert und sein feurigster Vorkämpfer. Und in neuester Zeit haben wir den noch merkwürdigeren Fall erlebt, daß Bülow, der Jahre lang öffentlich für die Bayreuther Kunst-Unternehmen concertirt hatte, nunmehr mit dem größten Enthusiasmus als Dirigent und als ausübender Künstler für Brahms in die Schranken tritt, und an ein und demselben Tage ein Morgenconcert mit ausschließlich Brahms'schen Claviercompositionen, ein Abendconcert der Meininger Hofcapelle mit Orchesterwerken desselben Tondichters, und am nächsten Abende wieder ein ähnliches veranstaltete. Kann es einen besseren Beweis geben von der Herrschnatur Brahms?

Und wohlgemerkt! Er hat niemals mittelbar oder unmittelbar irgendwelche Mittel zur Hebung seines Ruhmes angewandt*), niemals die Hebel in Bewegung gesetzt, die der Meister in Bayreuth und seine Jünger so vortrefflich handzuhaben verstehen! Ja vielleicht — wir sagen vielleicht — wenn in Bayreuth nicht so viel geschimpft worden wäre, würde auf anderer Seite Lob und Preis für Brahms nicht so stark und so ganz unbedingt erschallt sein. Aber eben weil dieser nur durch sein künstlerisches Schaffen zu wirken sucht und jedes Nebenmittel verschmäht, halten viele edle Männer sich für verpflichtet, für ihn mit allen Kräften einzustehen und in ihm die echte Kunst zu preisen, die nur durch sich selbst zur Geltung gelangen will. Sein Name ist das Banner, um welches sich die Schumann'sche Schule schaart, unter welchem sie gegen die anderen Richtungen kämpft; er hat nicht Partei gemacht, die Partei hat nicht ihn gemacht, man könnte sagen, Alles hat sich quasi von selbst gemacht, als natürliche Folge der verschiedenen Ent- und Verwicklungen in den Musikzuständen.

Gehen wir nun von allgemeinen Betrachtungen zur Beurtheilung der Werke über, welche Bülows Brahms-Clavier-Morgen-Concert, und

*) Ein sehr unabhängiger Beurtheiler, aufrichtiger Verehrer Brahms, seit dessen ersten Werken, aber Niemandes unbedingter Posaunist, fand sich eines Tages wenig begeistert von einem neuen Quartette, und veröffentlichte seine Meinung. Brahms, der, wie es scheint, gerade von dieser Composition viel hält, sandte dem Beurtheiler die Partitur mit einem sehr freundlichen Schreiben, ohne die Kritik mit einer Silbe zu erwähnen. Der Beurtheiler hat seine Meinung über das Werk seither nicht geändert, eher gefestigt; aber des Verfahrens von Brahms gedenkt er gern und mit künstlerischer Hochachtung.

die beiden Abendconcerte mit der Capelle gebracht haben. Unter den zuerst angedeuteten stellen wir die beiden Balladen und die acht Clavierstücke den besten Schöpfungen des Componisten gleich. Von den größeren Compositionen ist vor Allem das neue Concert für Clavier mit Orchester zu nennen, das in Erfindung, Ausführung und Haltung als hochbedeutendes Werk zu bezeichnen ist. Allerdings, was man gewöhnlich als ein Clavierconcert betrachtet, darf man von diesem nicht erwarten; es ist mehr ein Concert für Orchester mit obligater Clavierbegleitung. Und als ein ganz ausgezeichneter Orchester-Pianist hat sich Brahms, der sein Werk eigenhändig zu Gehör brachte, vollkommen bewährt. Technik und Rhythmik besitzt er in hohem Grade, sein Anschlag ist markig, sein Vortrag durch und durch Musik. Im Uebrigen behandelt er das Clavier als ein Instrument, dem hie und da besonders wichtige Tonreihen zugewiesen werden, wie ja auch der Clarinette oder dem Horn in der Symphonie. Neben diesem Concerte kamen als neu, d. h. hier noch nicht gehört, zur Vorführung die Variationen über ein Haydn'sches Thema und eine Serenade für kleines Orchester. Variationen im großen Rahmen sind so zu sagen eine Brahms'sche Hauptdomäne; auf diesem Gebiete herrscht er allein, unerschöpflich in neuen Formen und Klangwirkungen. Die „Serenade" enthält einige reizende Nummern, besonders ein Andante, eine wahre Perle, deren Werth vom großen Publicum erst noch erkannt sein will. An bereits bekannten Werken führte Bülow die herrliche „Tragische" und die „Akademische" Ouvertüre vor, das erste Clavierconcert und endlich die erste (C-moll) Symphonie die bei ihrem Erscheinen so viel Hin- und Herreden erzeugt hat und die wir für die bedeutendste erste Symphonie halten, welche ein Componist noch geschrieben hat. Wer die erste Symphonie einiger bekannter Tondichter, wie Beethoven, Haydn, Mozart mit den späteren derselben vergleicht, wird uns verstehen, und wird auch verstehen, daß wir die Leute, welche diese Symphonie Brahms durchaus gleich als einen Schritt weiter über die anderen hinaus beurtheilt haben wollen, nicht verstehen. Wir müssen uns überhaupt versagen, über die hohe Bedeutung dieses genialen Componisten Ausführliches zu schreiben, weil seinem Wirken eine weit greifende und gründliche Studie für sich allein gewidmet werden muß; wir wollen hier nur andeuten, daß er nach unserer Ueberzeugung in der That „Neue Bahnen" gebaut hat, aber mehr Zweigbahnen nach bisher wenig befahrenen, fast unbekannten gar schönen Punkten (deutsches Requiem, Schicksalslied), als Hauptbahnen, die neue Kunstlande erschließen. Sei dem wie immer, freuen wir uns seiner, und preisen wir ihn als Einen, der zu den Besten gehört!

Wir müssen hier und bevor wir von St. Saëns und Vierling sprechen, nothwendigerweise vom Componisten Brahms zum Dirigenten der Meininger Hofcapelle abschweifen, weil ja seiner Anregung allein die Berliner Musikwelt die Hierherkunft Brahms und die Bekanntschaft mit den obenerwähnten neuen Werken verdankt. Die Leistungen der Meininger Hofcapelle unter, oder vielmehr durch Bülows Leitung sind eine ganz merk-

würdige Erscheinung. Man wußte, daß in Meiningen das Drama besonders sorgfältig gepflegt wurde; als die Hofschauspieler des Herzogs hier und anderswo Gesammtgastspiele veranstalteten, erzielten sie durch die Nuancirung mancher bisher vernachlässigter Einzelheiten und auch durch die höchst anerkennenswerthe Einheitlichkeit im Zusammenwirken große Erfolge und riefen vielfältigsten Meinungsstreit hervor. Daß aber in dem kleinen Ländchen auch noch eine Capelle bestand, die gleiche Ziele wie das Schauspiel anstreben sollte, erfuhr man erst bei der überraschenden Nachricht von der Berufung Bülows als „Intendanten". Als nachher die Kunde verbreitet ward, diese Kapelle werde hieher kommen, und an drei aufeinander folgenden Abenden Beethoven-Concerte veranstalten, fragte man sich verwundert: welchen Zweck die Hierherkunft anstreben und erreichen könnte? Doch nach dem ersten Beethoven-Abende erkannte man, daß die sorgfältigste Ausführung aller Einzelheiten, durch welche sich das Meininger Schauspiel ausgezeichnet hatte, auf die Capelle übergegangen war, daß in der Instrumentalmusik, wo Inhalt und Form unzertrennlich ineinander gehören, solche Nüancirung künstlerisch noch viel berechtigter ist, als im Drama, wo zuletzt die Aufmerksamkeit zu sehr auf Aeußerlichkeiten gelenkt wird; und man erkannte, daß unter Bülows Tactir-Zauberstab Wirkungen zu Tage traten, die bisher nur von den genauen Kennern der Partituren vorgeahnt worden. Wir können hier nicht eine Nennung aller solcher Einzelwirkungen in den verschiedenen Symphonien bieten, weil das zu weit führte, wollen auch nicht die Frage erörtern, welche Grenze solchem Ausfeilen und Hervortretenlassen jedes einzelnen Nebengedankens zu setzen ist, damit nicht der Gesammteindruck geschwächt werde, weil dann die Vorfrage vom Ideellen und Formellen in der Musik sehr gründlich zu beleuchten wäre und unsere Raum-Grenze überschreiten würde. Wir wollen hier nur das Thatsächliche feststellen, daß die neun Concerte (drei Beethoven-, ein Mendelssohn-, zwei Brahms-Abende in der Singacademie, dann wieder drei Beethoven-Abende im großen Skating-Rink-Saale) immer ganz voll waren und den größten Beifall fanden; und da derartige Vorführungen doch nicht für eine unmusikalische oder nur der Mode nachgehende Zuhörerschaft berechnet sind, so muß der Beifall durch künstlerische Eindrücke hervorgerufen worden sein. Wir für unsern Theil sind selbst dort, wo wir nicht mit der Auffassung ganz einverstanden waren, immer auf das Stärkste angeregt worden, man hatte doch eine künstlerische Leistung vor sich. Und daß die große Leonoren-Ouvertüre niemals schöner, ja vielleicht niemals so schön, so in allen kleinsten Theilen hell und durchsichtig wiedergegeben worden ist, können wir kühnlich behaupten! Auch war die gesammte Kritik, so verschieden auch die Meinungen über Einzelnes lauten mochten, in dem Punkte einig, daß die Leistungen der Capelle und die Leitung Bülows eine hochinteressante künstlerische Erscheinung seien, und daß die Genauigkeit und Gründlichkeit des Studiums, die ganz ungemeine Sicherheit des Zusammenspiels und die feurige Wiedergabe manchen

größeren und reicher dotirten Capellen als sehr nachahmenswerthes Muster dienen konnten. Es darf leider nicht verschwiegen werden, daß unsere königliche Capelle bei aller Vortrefflichkeit der Künstler (die ja als künstlerische Persönlichkeiten über den Meiningern stehen) doch in den Symphonieconcerten nicht den Rang einnehmen, wie die Philharmoniker in Wien und die société du conservatoire in Paris. Unser Concert-Orchester-Wesen ist überhaupt für eine Reichshauptstadt recht kläglich bestellt. Die Concerte finden des Abends statt. Die königliche Capelle kann (abgesehen von den enormen Unkosten) nicht zur Mitwirkung herangezogen werden, denn sie ist in Opern beschäftigt. Das Hochschulen-Orchester ist vortrefflich, aber aus den Lehrern und Schülern der Anstalt gebildet. Die letzteren werden für jedes Concert sehr lange vorbereitet, müssen selbstverständlich so oft proben, als es der Leitung nothwendig erscheint, und sind (wie das auch nicht anders sein darf) nur für die Concerte des Instituts verwendbar. Das treffliche Bilse'sche Orchester ist an das „Concerthaus"-Local gebunden, der Dirigent ist verpflichtet, täglich für den billigen Eintrittspreis ein Concert mit gemischtem Programme zu bieten; eine Ausnahme dieser festgestellten Ordnung kann nur höchst selten vorkommen. Richard Wagner, Rubinstein und Saint Saëns ist der Saal und das Orchester von dem Eigenthümer und dem trefflichen Dirigenten zugestanden worden, sonst haben nur noch Wohlthätigkeits-Concerte sich dieses Vortheiles erfreut. So sind denn alle Concertgeber und Vereine an die sogenannte Berliner Symphonie-Capelle gewiesen. Diese, vor vielen Jahren von dem verstorbenen Liebig gegründet, hat sich zu ihrer Zeit große Verdienste um Verbreitung guter Musik erworben; sie gab für unglaublich billige Eintrittspreise Concerte in verschiedenen Localen und spielte (neben Walzer und Märschen) Symphonien und andere Werke der Classiker. Das System ihrer Gründung war ein für ihre Zeit ganz gutes: die festen Mitglieder waren meistens Subalternbeamte, welche die Musik als Nebeneinkommen betrachteten, und jüngere Mitglieder mit heranzogen und bezahlten, während sie selbst auf Theilung der Einnahmen spielten. Der Dirigent ward von der Capelle gewählt. Das war Alles recht schön und praktisch, als noch wenig Concerte stattfanden, und die großen Locale von sehr gutem Publicum besucht wurden. Nun aber denke man sich in der heutigen Zeit ein Orchester, dessen Mitglieder Vormittags im Büreau zu thun haben und daher nicht Probe halten können! Man denke sich die Stellung von Orchestermitgliedern, die Concerte geben und dann die Einnahme theilen, also nie wissen, was ihnen ihre Kunst bringt; das Verhältniß eines von der Capelle gewählten Dirigenten, der immer abgesetzt werden kann, wenn er sich das Mißvergnügen des Vorstandes (d. h. der ältern Mitglieder) zuzieht, wenn er viele Proben verlangt, oder eine Stelle zu oft wiederholen läßt. In den letzten zehn Jahren hat ein steter Dirigentenwechsel stattgefunden*), und die Capelle befindet sich heute

*) Professor Mannstedt, der jetzt als zweiter Hofcapellmeister nach Meiningen Berufene, gehörte zu den Erwählten und Abgesetzten; er genügte diesen Herren nicht!

Adagio die Hornisten ihr Solo nicht einsetzten, und der Dirigent diesen unglaublichen Fehler erst nach drei Tacten bemerkte! Nur wenn Dirigenten anderer Vereine, oder ein Componist den Tactstock führen, kann man mit dieser Capelle noch größere Werke aufführen, und sie hat in Vierlings „Alarich“ und St. Saëns Concert Anerkennungswerthes geleistet.

Vierlings Werk ist sehr schwer genau zu bezeichnen, zu „rubriciren“; selbst der Componist giebt ihm keinen bestimmten Namen, nennt nur den Titel, den Dichter Fitger, und sagt dann „für Solo, Chor und Orchester componirt“ u. s. w. Es gehört eben zu der in neuester Zeit entstandenen Gattung des Concertdramas, oder des „politischen Oratoriums“, wie es der hochgeehrte Riehl nennt. Wir können uns für diese Mischung von Weltlichem und Geistlichem nicht recht erwärmen, selbst wenn sie so schöne Einzelheiten bietet, wie das Werk Vierlings, und wenn der Text ein so glücklich gewählter ist. Der dritte Gothenzug Alarichs gen Rom, das Flehen der Christen zu Gott um Schutz, die Erstürmung der Stadt, der Eindruck des christlichen Gottesdienstes und des herrlichen Gebäudes auf den König, sein Entschluß zur Milde und Schonung, die Liebe einer hochgesinnten halb christlichen halb noch heidnischen Römerin zu dem Helden, seine Todesahnung, das Gelage der Gothen, das Hosianna der Christen — Alles das bietet ja einem bedeutenden Componisten wie Vierling Anregungen genug, Treffliches, musikalisch Stimmungsreiches zu schaffen; daß aber hier in den hier kurz angeführten Hauptmomenten die meisten mehr rein dramatische, sagen wir sogar scenische d. h. sichtbare Bearbeitung verlangen, und nicht blos die nur hörbare musikalische oratorische, bedarf wohl nicht einer besonderen weitläufigen Beweisführung von unserer Seite; jeder einigermaßen gebildete Leser mag selbst entscheiden. Vierling hat in diesem Werk Treffliches geschaffen. Manche Chöre sind ebenso großartig angelegt, als formell kunstvoll ausgeführt. Manche Gegensätze des wilden Gothenthums und der christlichen Ergebung und Erhebung sind sehr glücklich charakteristisch wiedergegeben. Die Arien sind dramatisch, um nicht zu sagen theatralisch componirt; aber bei dem Grundstoffe des Textes und bei dessen Haltung war eine andere musikalische Gestaltung gar nicht möglich. Wir wünschen aufrichtig, daß Vierling als nächstes größeres Werk eine Oper oder ein richtiges Oratorium auf rein religiösen Text schreibe; daß er die Fähigkeit für Beides besitzt, hat er in „Alarich“ bewiesen.

Einen viel günstigeren Text für sein Chorwerk hat der französische Componist, Organist und Pianist Saint Saëns für das Chorwerk gewählt, das er in seinem Concerte mit dem Cäcilienvereine vorführte: Victor Hugos Ode La Lyre et la Harpe. Ein bombastisches rhetorisches Kunststückchen, s'il en fût jamais, aber doch geistreich gemacht und musikalisch verwerthbar. Ein junger Dichter hört zwei Stimmen im Traume: Die Leier, welche ihn als Sohn Apollos begrüßt, und zum Anstreben des Lorbeers, zum Genusse, zur ambrosischen Gemeinschaft mit Venus,

Eros, Mars und tutti quanti auffordert, und die Herse, welche ihn christlich ascetisch als des Elends Sohn (enfant de la misère) zur Gottesfurcht, zur Entsagung und zur keuschen Liebe ermahnt. Die einzelnen Strophen sind mit echt Victor Hugo'scher Kunst der Antithese gedichtet und geben guten Grundstoff für verschiedenartigen musikalischen Stimmungs-Ausdruck. Nur die letzte Strophe versteigt sich in Höhen, auf welchen der gesunde Menschenverstand nicht mehr athmen kann, und zu welcher selbst ein fast undeutscher Verehrer der französischen Sprache wie der Verfasser dieses Berichtes sich nicht hinaufphantasiren kann. Der Leser urtheile:

Epilogue.

Le poète écoutait encore à son aurore
Ces deux lointaines voix qui descendaient du ciel*)
Et plus tard il osa, parfois bien faible encore
Dire à l'écho du Pinde un hymne du Carmel.

Um diesen letzten Vers könnte der selige Lohenstein den Victor Hugo beneiden.

Saint Saëns hat die Ode mit vielem Geist und großem Formgeschick behandelt. Hie und da meint man und mit Recht, Wagner'sche Anklänge zu vernehmen, manchmal läuft auch eine Trivialität unter; aber St. Saëns ist ein ungemein geistreicher und durchgebildeter Musikmann, der selbst Gewöhnliches in so feinen Wendungen vorbringt, daß es interessirt. Die Ode enthält einige sehr gelungene Nummern, und in zwei Chören erhebt sich der Componist zum echten schwunghaften Pathos. In einer Suite — er nennt es „Septuor" — für Trompete, Clavier und Streichinstrumente zeigt er sich als der gewandteste Colorist, der selbst mit so heterogenen Tonfarben wie den von Trompete und Clavier angenehme Wirkungen zu erzeugen vermochte. Auch als Solist errang der treffliche Künstler sehr bedeutenden Erfolg. Er ist der denkbar technisch sicherste, brillanteste, musikgebildetste und die Empfindung am wenigsten anregende Pianist; er interessirt ohne je zu erwärmen; ein französischer Bülow; nur daß im Vortragen des letztern doch ein deutscher gemüthlicher Zug manchmal hervortritt, besonders wenn er sich einmal in einen Beethoven so recht vertieft. Es wäre hier eine ernsthafte Abhandlung über Vertiefung, Auffassung, Aufschwung, Gemüth, Empfindung u. s. w. ad infintum zu schreiben, aber sie würde sehr lang werden und vielen Lesern nicht sehr unterhaltend erscheinen. So will ich denn in kurzer Fassung vom denkbar Amüsantesten und Lustigen sprechen: Von der neuesten Operette Strauß': „Der lustige Krieg". Der geneigte Leser wird wohl nicht erwarten, daß ich ihm solch liebenswürdig lustiges Ding noch detaillire, „die flatternde Libelle" zerlege, um Farben zu demonstriren. Es möge ihm die Andeutung genügen, daß

*) Notabene singt die eine dieser vom Himmel kommenden Stimmen: „Vénus embrasse Mars d'un sourire gracieux und später „Toi, fuis de belle en belle et change avec leurs charmes". „Nie hört' ich ein frömmer Gebet", sagt Goethe in den venetianischen Epigrammen.

der Text einem sehr amüsanten französischen nachgebildet ist und daß jedes dritte Musikstück ein Strauß'sches, sage ein Strauß'sches Walzermotiv bringt, daß das Walzerfinale des zweiten Actes, während wir das schreiben, ganz bestimmt anderthalb Welten (die ganze und die halbe) entzückt, und daß ein Quintett und ein Duett im ersten Acte selbst einen in Bezug auf komische Oper ultrareactionär Gesinnten, wie den Verfasser dieses Berichtes, durch die Feinheit der melodischen Erfindung und der Instrumentation sehr interessirt hat. Der Erfolg war ein glänzender, und noch immer auf gleicher Höhe sich erhaltender. Das beweiset die Theaterkasse, und die ist doch eigentlich für den Director die sicherste Kritik!

Geistige Aneignungen und Begegnungen.

Gelegentlich des Schauspiels „Odette" von Victorien Sardou.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Das sehr wirksame Schauspiel „Odette" von Victorien Sardou, das mit großem Erfolge nunmehr auch in Berlin am Residenztheater zur Aufführung gekommen ist, bietet die Gelegenheit, der so oft besprochenen Frage des geistigen Eigenthums, oder vielmehr den wirklichen oder vermeintlichen Angriffen auf dasselbe, wieder einmal näherzutreten. Auf die Feststellung des Begriffs vom geistigen Eigenthum und auf die Zweckmäßigkeit der Mittel zum Schutz desselben, welche die moderne Gesetzgebung dem Urheber gewährt hat, soll hier natürlich nicht eingegangen werden. Selbst die Fachgelehrten sind über diese heiklen Fragen noch längst nicht einig. Es kann sich für uns nicht um ein juristisches Plaidoyer, sondern nur um eine literarische Frage handeln, die also auch nicht von einem ordentlichen Richter nach bestimmten Gesetzesparagraphen, sondern vom gesammten gebildeten Publicum nach den zwar nirgends schriftlich niedergelegten, aber doch allgemein gültigen Anschauungen entschieden wird — nach Anschauungen, die dem Leser fast nie einen Zweifel darüber lassen, in jedem einzelnen Falle zu erklären: hier liegt eine berechtigte Benutzung vor und hier ein Plagiat, das eines vornehmen Schriftstellers nicht würdig ist.

Gegen Victorien Sardou ist nun wieder einmal der Vorwurf erhoben worden, daß er für die neueste Arbeit, welche seinen Namen trägt, für „Odette", das geistige Eigenthum Anderer in unerlaubter Weise benutzt, daß er nicht das Recht habe, „Odette" als eine Originaldichtung zu bezeichnen. Im Allgemeinen darf man nicht viel darauf geben, wenn gegen einen erfolgreichen Verfasser eine so schwere Anklage erhoben wird. In der ganzen Welt gibt es verkannte Schulmeister Bacherl, die sich einreden und Andern

einzureden suchen, daß sie zu dem Ruhm der von der Gunst des Publicums getragenen Dichter am meisten beigetragen haben. Bei einem jeden neuen Stücke von Sardou kehrt denn auch fast unausbleiblich dieselbe Beschuldigung wieder; ich glaube aber allerdings, daß sie nur selten mit mehr Berechtigung erhoben worden ist als diesmal.

Immer wenn es sich um Streitigkeiten zwischen Mein und Dein auf geistigem Gebiete handelt, verweist irgend ein Superkluger auf die genialen Aneignungen, die sich die größten Meister der Kunst, Shakespeare z. B. ungestraft haben erlauben dürfen. Darauf ist nur Eines zu antworten: wir leben nicht mehr zu Shakespeares und Molières Zeiten, und unsere Anschauungen über die Verwerthung fremder Gedanken, fremder Stoffe und fremder Erfindungen, sind ganz andere geworden. Man würde heut zu Tage allerdings nicht den mindesten Anstand nehmen, Shakespeare des Plagiats zu zeihen, wenn er unser Zeitgenosse wäre und in derselben zwanglosen Weise, wie er es gethan hat, das fremde geistige Eigenthum Mitlebender benutzt hätte.

Der Kritiker Malone, den Disraeli in seinem Buche über „literarische Merkwürdigkeiten" citirt, hat nachgerechnet, daß von 6043 Shakespeareschen Versen 1771 wörtlich von früheren Dichtern entlehnt, 2373 nach früheren Versen umgebildet, und daß mithin nur 1899, also noch nicht einmal ein Drittel, von Shakespeare selbst gedichtet seien. Wir dürfen uns nur darüber freuen, daß zu Shakespeares Zeiten über Aneignung geistigen Eigenthums freiere und weitherzigere Auffassungen bestanden haben als in unsern Tagen; denn dadurch, daß ein Genie wie das Shakespeares die in mittelmäßigen Dichtungen zerstreut liegenden Schönheiten aufgelesen, gesammelt und unversehrt oder in glücklicher Umgestaltung in sein unsterbliches Werk herübergenommen, hat er diese vor dem grausamen Loose der Vergessenheit bewahrt und ihnen ewiges Leben gegeben. Wollte aber einer unserer ersten lebenden Dichter nur zehn schöne Zeilen aus einem sonst mittelmäßigen Buche übernehmen, so würde unzweifelhaft die schwerste Anklage des geistigen Diebstahls gegen ihn erhoben werden. Selbst die nachsichtigsten ästhetischen Richter unserer Tage würden das Verfahren zum mindesten nicht richtig finden.

Derselbe Vorwurf würde auch den Andern, würde auch Goethe nicht erspart bleiben, wenn er in unseren Tagen etwa den „Clavigo" auf die Bühne brächte, in dem er einige der besten und wirksamsten Scenen wörtlich aus den Memoiren von Beaumarchais übersetzt hat. Wir machen in dieser Beziehung jetzt eine sehr scharfe Unterscheidung zwischen dreierlei, erstens: der Anregung durch schon Vorhandenes, dessen selbständiger Verwerthung und künstlerischer Umformung, zweitens: der unwillkürlichen Reminiscenz, und drittens: der bewußten Abschreiberei. Das Erste ist berechtigt, das Zweite entschuldbar, das Dritte nach unseren heutigen Auffassungen unter allen Umständen strafbar.

In Betreff der selbständigen Verwerthung des schon Vorhandenen sind nach der Auffassung aller geschmackvollen und einsichtigen

Leute die Grenzen soweit wie nur irgend möglich zu ziehen. Die dramatischen Dichter aller Zeiten, vom Alterthum bis auf unsere Tage, haben sich für viele ihrer Schöpfungen durch ältere Dichtungen anregen lassen. Um nicht gar zu weit zurückzugreifen, braucht hier nur an Molière erinnert zu werden, der für die Handlung, die Hauptscenen und lange Dialogstellen seines „Don Juan“ die Dichtung des Tirso de Molina, für seinen „Amphitryon“ das Lustspiel des Plautus in ausgiebigster Weise benutzt hat, abgesehen von den zahlreichen Anleihen, die er für manchen seiner Schwänke bei den zeitgenössischen Italienern und Spaniern erhoben hat. Es wird Niemandem in den Sinn kommen, den großen Lustspieldichter deswegen des Plagiats zu zeihen, eben so wenig, wie es Jemandem einfallen könnte, Goethe einen Vorwurf daraus zu machen, daß er für den „Faust“ das alte Puppenspiel weidlich verwerthet hat. Andererseits hat Molière wiederum an Goethe und Schiller manche Kleinigkeit abgetreten:

„Wie er räuspert und wie er spuckt“

hat vor dem Ersten Jäger im „Wallenstein“ schon Armande in den „Femmes savantes“ gesagt:

„Et ce n'est point du tout la prendre pour modèle,
Ma soeur, que *de tousser et de cracher* comme elle.“

Die köstlichen Verse des Mephisto in der klassischen Walpurgisnacht über das Weibervolk:

„Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts;
Geschnürten Leibs, geschminkten Angesichts;
Nichts haben sie Gesundes zu erwiedern,
Wo man sie anfaßt, morsch in allen Gliedern.
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen“ —

sind nichts Anderes als eine wundervolle Uebersetzung der Verse des über die Untreue der Agnes verzweifelten Arnolph in der „Schule der Frauen“:

„Tout le monde connaît leur imperfection;
Ce n'est qu'extravagance et qu'indiscrétion;
Leur esprit est méchant, et leur âme fragile;
Il n'est rien de plus faible et de plus imbécile,
Rien de plus infidèle: et, malgré tout cela,
Dans le monde on fait tout pour ces animaux-là.“

Wenn wir uns unter den modernen Dichtern umsehen, die mit Geschick und gutem Geschmack andere Dichtungen, namentlich die der Franzosen, in erlaubter Weise benutzen, so haben wir nur die Verlegenheit der Auswahl. Fast alle Possen ohne Ausnahme sind unmittelbar oder auf einem kleinen Umwege auf das Repertoire des Palais Royal-Theaters in Paris zurückzuführen. Und auch in den dramatischen Arbeiten, die höhere Ansprüche machen, findet man zahlreiche Einzelheiten, die von andern Lustspielen und Schauspielen entnommen sind. Hier nur einige wenige Beispiele, die mir gerade beim Schreiben einfallen.

Das Sujet des im Schauspielhause aufgeführten Schauspiels „Der Elephant" von Gustav von Moser und G. zu Putlitz ist im Wesentlichen schon von Charles de Bernard in einem Roman unter dem Titel „Le Paravent", und wenn man will, auch von Musset in dem Lustspiel „Le chandelier" behandelt. Die drastische Jagdgeschichte, welche den wirksamen dritten Actschluß herbeiführt, ist aus einem anderen Roman von Charles de Bernard, „Gerfaut" genommen. Das lustige Allarmblasen in dem erfolgreichen Lustspiel „Krieg im Frieden" von Moser und Schönthan findet sich in einer ganz ähnlichen Situation in Hackländers „Soldatenleben im Frieden".

Die Handlung des wirksamen Volksstückes „Mein Leopold" von Adolf L'Arronge — ein zum Wohlstande gelangter Vater verzärtelt seinen Sohn, gibt ihm eine Erziehung, die im Widerspruch zu den bescheidenen Verhältnissen des Vaters steht, wird dafür mit schnöder Undankbarkeit belohnt, zu Grunde gerichtet, und greift als alter Mann wieder zu der Arbeit, die ihm den verloren gegangenen Wohlstand einst gewährt hatte — diese Handlung zeigt in den eben skizzirten Zügen eine völlige Uebereinstimmung mit „Les Crochets du père Martin" von Cormon und Granger (aufgeführt 1857 im Theater de la Gaîté zu Paris), ohne daß darum der Werth der L'Arronge'schen Originalarbeit im mindesten geschmälert würde. In der Handlung des „Doctor Klaus", in dem Verhältnisse des leichtsinnigen Schwiegersohnes zu dem Goldschmied Griesinger, kann ein scharfblickendes Auge wesentliche Aehnlichkeiten mit „Le gendre de Monsieur Poirier" von Augier und Barrière erblicken. Noch stärker ist die Aehnlichkeit zwischen dem alles übelnehmenden, immer gereizten und immer gekränkten Kanzleirath im „Compagnon" und dem köstlichen Isidor Girodot im „Testament des Onkels Girodot" von Belot und Villetard, während dieses Stück selbst in der lustigen Exposition eine völlige Uebereinstimmung mit dem Anfange der „Flegeljahre" von Jean Paul zeigt. Villetard, der als „Normalien" auf der vornehmsten Hochschule gebildet ist, hat unsern deutschen Humoristen sicherlich gekannt und dessen Erfindung mit großem Talent für das hübsche Lustspiel verwerthet.

In manchen dieser Fälle, die übrigens durchaus nicht als gravirende und die dichterische Selbständigkeit der Genannten beeinträchtigende angeführt werden sollen, bleibt es überdies noch fraglich, ob die Aneignung bewußt geschehen, oder ob sie eine unwillkürliche gewesen ist. Und hiermit berühren wir also die zweite Kategorie des Hinübergreifens der geistigen Arbeit in die schon geleistete: die unwillkürlichen Reminiscenzen.

Man liest und hört so viel, man glaubt, beinahe eben so viel vergessen zu haben, aber unbewußt ist das Eine oder Andere, eine Verwicklung, eine Situation, ein interessanter Zug, bisweilen nur eine sprachliche Wendung, ja ein einziges hübsches Wort doch hangen geblieben. Wir wissen nichts davon. Wenn wir nun aber schöpferisch arbeiten, fliegt uns das im Gedächtniß hangen Gebliebene so zu sagen zu; wir vermeinen, es gehöre uns selbst, es komme von uns und aus uns heraus, und sind ganz erstaunt, wenn uns ein nüchterner

Kritiker später darauf aufmerksam macht, daß wir außer dem eigenen Capital auch eine Kleinigkeit verausgabt haben, die fremdes Gut ist, die wir entliehen und worüber wir den Schuldschein verloren hatten. Dieser Vergeßlichkeit macht sich ein jeder viel lesende und viel schreibende Autor schuldig, wenn das überhaupt eine Schuld genannt werden kann und einer Entschuldigung bedarf.

Solche Reminiscenzen lassen sich ebenfalls an zahllosen Beispielen nachweisen. Es ist nicht anzunehmen, daß ein Dichter wie Corneille einen mäßigen Versschreiber wie Godeau einfach bestohlen habe, und doch sind die schönen Verse im „Polyeucte" über das Glück:

„Et comme elle a l'éclat du verre
Elle en a la fragilité"

wörtlich übereinstimmend mit den Versen aus einer Ode an Richelieu, die fünfzehn Jahre vorher von Godeau gedichtet war. Als Corneille darüber interpellirt wurde, erklärte er, er habe keine Erinnerung daran, diese Verse überhaupt je in seinem Leben gehört zu haben, und er sei im besten Glauben gewesen, sie selbst gemacht zu haben. Das erscheint auch durchaus glaubhaft. Wahrscheinlich hat Corneille trotzdem die Ode einmal gehört oder gelesen, das poetische Bild hat einen Eindruck auf ihn gemacht; er hatte die Ode und was damit zusammenhing, längst vergessen; zu gehöriger Zeit aber, als er selbst ein Bild über das Glück schaffen wollte, hat sich jener verwischte Eindruck wieder geschärft und den alten Ausdruck wiedergefunden.

In Racines „Phädra" heißt es:

„Qu'un soin bien différent me trouble et me dévore".

In dem Trauerspiel „Judith" von Marie de Calages, das siebzehn Jahre älter ist, steht der Vers:

„Qu'un soin bien différent l'agite et le dévore."

Um noch einmal L'Arronge hier anzuführen: in einer Scene von „Mein Leopold" treten dem alten Schuster Weigelt die Thränen der Rührung in die Augen. Er schämt sich dieser Regung und sagt, als ihn das Dienstmädchen fragt, weshalb er weine: „Es ist nichts; mir ist nur eine Fliege in die Augen geflogen."

Ganz ebenso sagt in dem Augier'schen Lustspiel „Gabriele" zu ihrem von der Rührung überwältigten Manne:

„Tu pleures?"

und dieser antwortet:

„C'est que j'ai dans l'oeil un moucheron."

Der brave Möpsel setzt in den „Wohlthätigen Frauen" seine eheliche Gattin, die die Vornehme spielen will, in arge Verlegenheit, als er in Hemdsärmeln im Zimmer erscheint und sich darüber beklagt, daß ihm ein Knopf am Hemd fehle, gerade wie derselbe Julien in „Gabriele" ausruft:

„Hors chez nous où voit-on
Chemise de mari n'avoir pas un bouton? . . .
Mon linge est dans l'état le plus piteux du monde."

Aber mit diesen Anführungen ist noch nicht gesagt, daß die Gleichartigkeiten in den späteren Stücken wirkliche Reminiscenzen aus früheren seien. Es muß für diese Uebereinstimmungen außer der erlaubten und bewußten Benutzung und außer der unwillkürlichen Reminiscenz vielmehr noch eine dritte Kategorie angenommen werden: die der zufälligen Begegnung der schaffenden Schriftsteller. Auch das ist ein langes, sehr langes Capitel!

Die Goethe'schen Verse:

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde"

sind ganz übereinstimmend mit dem Gesange des Chors in „Tarare" von Beaumarchais:

„En désirant je sens que je jouis,
En jouissant je sens que je désire."

Die Verse stammen fast aus demselben Jahre, und es ist ganz unwahrscheinlich, daß der Eine von dem Vorhandensein der Dichtung des Andern eine Ahnung gehabt habe. Von den wunderbaren Begegnungen und Reminiscenzen, die in den Werken von Schiller und Goethe zu finden, soll hier nicht die Rede sein. Darüber ist schon mancherlei geschrieben worden. In Rudolf Gottschalls „Gedankenharmonie zwischen Schiller und Goethe" sind eine ganze Reihe von überraschenden Fällen aufgeführt.

Felix Dahn führt ein schlagendes Beispiel für die völlige Uebereinstimmung selbstständiger dichterischer Schöpfungen an: In seiner Ballade „Gudrun", 1857, heißt es:

„Ach Ortewein, mein Bruder, ach Herwig, theurer Mann,
Was rührt ihr nicht die Ruder, und legt die Waffen an?"

In „Gudruns Klage" von Emanuel Geibel, 1856, heißt es:

„Ach Ortwin, trauter Bruder, ach Herwig, Buhle werth,
Was rauscht nicht euer Ruder, was klingt nicht euer Schwert?"

Auf dieses merkwürdige Zusammenklingen aufmerksam gemacht, erwiderte Dahn, daß er bereit sei, eidlich und gerichtlich seine Unkenntniß des Geibel'schen Gedichts zur Zeit der Dichtung und Veröffentlichung des seinigen zu erhärten, Geibel selbst wisse übrigens um die Sache Bescheid.

Julius Wolff hat mir seiner Zeit mitgetheilt, daß die Verse, welche Dingelstedt mir auf seine Photographie geschrieben hatte:

„Er hat Zeitlebens Glück gehabt,
Doch glücklich ist er nie gewesen,"

ebenfalls fast wörtlich gleichlauteten mit Versen, die er später gedichtet als Dingelstedt, aber früher veröffentlicht hatte, als ich die Dingelstedt'schen Verse veröffentlicht habe. Julius Wolff konnte keine Kenntniß von den Dingelstedt'schen Versen besitzen.

Als ich mit Wilbrandt einst zusammentraf, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß die anmuthige Heldin seines reizenden Lustspiels, „Die Maler", Else, in ihren wesentlichen Charakterzügen eine sehr starke Verwandtschaft mit der „Philiberte" von Emile Augier und mit der „vilaine" von Scribe besitze. Else gebraucht sogar einige Wendungen zur Bezeichnung ihres Wesens,

die mit Philibertens Selbstcharakteristik beinahe wörtlich übereinstimmen. Wilbrandt erklärte mir, daß er von dem Vorhandensein weder des einen noch des andern Stückes vor meiner Mittheilung Kenntniß gehabt habe.

Noch an einem andern Falle konnten wir eine solche Uebereinstimmung zwischen Arbeiten von uns selbst constatiren.

Ich besuchte Wilbrandt in Leipzig, der damals gerade sein Schauspiel „Auf den Brettern" zur Aufführung brachte. Ich hatte das Manuscript der drei ersten fertigen Acte von „Johannistrieb" bei mir und ging nach Dessau, um dort den vierten Act zu schreiben. Um den guten Rath des Freundes zu hören, las ich ihm das bis auf den Schlußact vollendete Stück vor. Während des Vorlesens bemerkte ich, wie Wilbrandt immer ernster und nachdenklicher wurde. Ich glaubte, meine Arbeit mißfalle ihm, und war bei seiner Aufrichtigkeit auf ein ungünstiges Urtheil gefaßt. Ich irrte mich. Das Stück sagte ihm viel mehr zu, als ich gehofft hatte, und seine Nachdenklichkeit hatte eine andere Ursache. Er erzählte mir, daß sein vor einigen Monaten abgeschlossenes Schauspiel „Natalie", das unmittelbar nach der Aufführung von „Auf den Brettern" in Leipzig zur Darstellung kommen sollte, im Vorwurfe, in der Haupthandlung und sogar in der von mir beabsichtigten und ihm mündlich skizzirten Lösung mit „Johannistrieb" fast identisch sei. Wir hatten bis dahin keiner von der Arbeit des Andern gewußt; und auch die Möglichkeit, daß unsre beiden Stücke vielleicht unbewußt auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen seien, war ausgeschlossen. Denn Wilbrandt war durch die Mittheilung einer wirklichen Begebenheit, ich aber zunächst durch das Chamisso'sche Gedicht angeregt worden. Im Vollgefühle unsrer beiderseitigen Unschuld nahmen wir die Sache so leicht, wie sie genommen werden mußte, und beschlossen, uns gegenseitig unsre Stücke zu widmen.

Das interessanteste Beispiel dieser Art hat die französische Literaturgeschichte der neueren Zeit aufzuweisen gehabt. Vor etwa dreißig Jahren erschienen fast gleichzeitig zwei Novellen, die eine, „Fa-dièse" von Alphonse Karr, die andere, „L'héritage" von Jules Sandeau. So verschieden diese Novellen an sich auch sind, in der Vorgeschichte, in der Exposition, stimmen sie völlig überein; und diese Uebereinstimmung ist um so erstaunlicher, als diese Vorgeschichte eine ziemlich knifflige und verwickelte ist. In beiden Erzählungen setzt ein reicher Sonderling, der einmal ein Lied gehört hat, das ihm ungewöhnlich gefallen, und dessen Componisten er nicht entdecken kann, zum großen Verdruß der berechtigten Erben den Componisten dieses Liedes zu seinem Universalerben ein. Aus dem freundschaftlichen Briefwechsel, der zwischen den beiden hochangesehenen französischen Schriftstellern über diese merkwürdige Angelegenheit geführt wurde, ging hervor, daß sie beide vollständig unabhängig von einander, jeder für sich, sich diese Geschichte ersonnen hatten, ohne sich bewußt zu sein, irgend eine Anregung von außen dazu empfangen zu haben. Lange Zeit hindurch bemühten sie sich selbst wie befreundete Kritiker, eine gemeinsame Quelle zu entdecken, vielleicht eine

Zeitungsnotiz oder dergleichen — es ist nicht möglich gewesen, einen gemeinsamen Berührungspunkt ausfindig zu machen.

Diese schwer erklärlichen Begegnungen bilden in der Frage, die wir behandeln, eine Gruppe für sich oder gehören vielmehr eigentlich gar nicht dazu. Wir wollen ja eben nur sprechen von den Aneignungen, den bewußten, die berechtigt sind, den unbewußten, die gar keiner Entschuldigung bedürfen, und kommen nun zu den nachweislich bewußten, bei denen die Frage, ob sie berechtigt sind oder nicht, nicht ohne weiteres entschieden werden kann. Zweifelhaft ist diese Frage also bei den Possen und Schwänken, von denen ich schon vorhin sprach. Hier noch ein Beispiel: Man erinnert sich der lustigen Situation im „Veilchenfresser" von Moser. Der Lieutenant hat der Dame seines Herzens ein Bouquet zugesteckt, das ihm ein andrer Courmacher unbedachterweise anvertraut hatte. Auf den Zipfel des Bandes hat dieser eine unvorsichtige Liebeserklärung drucken lassen. Als der Lieutenant dies erfährt, ist er in großer Verlegenheit; denn er respectirt die Dame und will sie durch eine solche Kinderei nicht beleidigen. Er läßt sich also eine Scheere reichen und versucht nun, während er mit ihr eine interessante Unterhaltung anfängt, den Zipfel abzuschneiden. Nach allerlei komischen Zwischenfällen gelingt es ihm. Als ich über das Stück nach der ersten Aufführung berichtete, lobte ich diesen „köstlichen theatralischen Einfall" mit den wärmsten Worten. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich vor einiger Zeit die wunderbaren Possen von Eugen Labiche wieder las und in „La Sensitive" ganz dieselbe Situation wiederfand, — vielleicht noch komischer; denn hier wird ein Diener beauftragt, seinem Herrn eine Locke abzuschneiden. Er macht dieselben vergeblichen Versuche mit der Scheere, wie der „Veilchenfresser", wird ertappt und bittet endlich in einer sentimentalen Anwandlung, sein Herr möge ihm doch eine Locke von seinem Haupte verehren. Die Situationskomik ist in beiden Stücken ganz dieselbe. Ueberhaupt hat Eugen Labiche unsere modernen Bühnenschriftsteller auf das Reichlichste versorgt, von Kalisch bis auf Eduard Jacobsohn hinab.

In der jüngsten Posse des zuletzt Genannten, „Der Mann im Monde", ist eine der drolligsten Scenen des letzten Actes die, in welcher die Schwiegereltern, der brave Liebetreu und dessen Gattin, Marianne, ihre Tochter Marie an den Mann bringen wollen und vor diesem, dem präsumtiven Schwiegersohn, deren Licht leuchten lassen. Die Scene fällt durch ihre gute und gesunde Komik eigentlich aus dem Rahmen der zwar sehr ergötzlichen, aber stark unsinnigen Jacobsohn'schen Posse; und ich hatte bei jener Scene gleich das Gefühl, daß hier etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen sein müsse. Es heißt bei Jacobsohn:

Liebetreu.

Die Mädchen wurden stets wirthschaftlich erzogen. Das war schon so zur Zeit Alexanders des Großen. (Zu Marie.) Weißt Du vielleicht zufällig, in welchem Jahre Alexander der Große gestorben ist?

Marie.

323 vor Christi Geburt.

Liebetreu.

Vor Christi Geburt! Und sie weiß sich heute noch darauf zu besinnen! — Unter Friedrich dem Großen kennt sie jeden Feldwebel!

Marianne.

Außerdem ist meine Tochter sehr musikalisch.

Liebetreu.

Sie spielt schon ganz theure Noten. Natürlich: entweder — oder! A propos Marie: Oder — wo entspringt doch gleich die Oder?

Spring (für sich).

Das ist ja eine vollständige Prüfung.

Marie.

In Mähren, auf dem Odergebirge.

Liebetreu.

Die Nebenflüsse der Oder und ihr Name? —

Marie.

Die Katzbach, der Bober, die Oppa, die Zinna, die Hotzenplotz.

Liebetreu (umarmt seine Gattin).

Die Hotzenplotz! Ach Mutter! Wenn ich das Kind nicht hätte! . . .

In „La Station Champbaudet“, Posse in drei Acten von Eugen Labiche, aufgeführt zum erstenmal im Theater des Palais Royal am 7. März 1862, heißt es (Letrinquier ist der Vater, Tacarel der Bräutigam, Caroline die Tochter):

Letrinquier.

Une petite rivière en zig-zag . . . (Traçant avec son doigt.) comme ça . . . comme qui dirait d'Adige.

Tacarel (étonné).

L'Adige?

Letrinquier.

A propos Caroline!

Caroline.

Papa?

Letrinquier.

Où se jette l'Adige?

Mademoiselle Nina (bas).

Ne te trouble pas.

Caroline.

Dans l'Adriatique, papa.

Letrinquier.

Quelles sont les villes qu'elle arrose?

Tacarel (à part).

Ah ça! c'est un examen de bachelier!

Caroline (se levant et récitant comme une leçon).

Villes arrosées par l'Adige: Méran, Trente, Roveredo, Rivoli, Legnago, Rovigo . . .

Tous (l'interrompant avec une explosion d'admiration).

Ah! très-bien, très-bien; . . .

Letrinquier (se levant enthousiasmé).

Legnago, Rovigo! (Nina se lève et embrasse Caroline, Letrinquier l'embrasse aussi, puis elle va étourdiment vers Tacarel qui s'avance pour l'embrasser, mais Letrinquier la retient; elle retourne à sa place et s'assied. — A Tacarel.) N'est-ce pas qu'elle est étonnante?

Wenn wir den Franzosen manches nehmen, so thun sich auch die Franzosen unter Umständen keinen Zwang an, für ihren geistigen Bedarf Contrebande aus Deutschland einzuschmuggeln. Eines der lustigsten Beispiele dafür hat der großartige Alexander Dumas Vater gegeben, der in diesem Punkte überhaupt keine Vorurtheile kannte. In einem seiner Dramen, „Le Gentilhomme de la Montagne", das mit großem Erfolg im Jahre 1860 in der Porte St. Martin aufgeführt wurde, kommt folgende Scene vor: Ein Edelmann, der mit den Gesetzen in Conflict gerathen ist, bildet eine Räuberbande. Er wird mit den Seinigen umzingelt; der Alcade fordert die Räuber auf, ihren Hauptmann auszuliefern. Dies geschieht so — der Bequemlichkeit wegen will ich das Schiller'sche Original gleich danebenstellen:

Alexander Dumas. 1860.

Die Räuber liegen im Walde. Der Alcade tritt auf.

Don Fernando. Schweigt still! laßt den Herrn sprechen.

Alcade. Du bist von vierhundert Mann eingeschlossen.

Don Fernando. Hört ihr, Kameraden? mehr als acht auf einen Mann, und was schlägst Du uns vor?

Alcade. Ergiebst Du Dich auf der Stelle, flehst Du um Erbarmen beim König Don Carlos, wirst Du, anstatt gefoltert und lebendig verbrannt zu werden, wie Du es verdient hättest, mit der Hinrichtung quitt sein.

Don Fernando. Don Carlos ist ein milder König und die Gerechtigkeit eine liebende Mutter.

Torribio. Hauptmann, ich habe Lust, dem Kerl die Gurgel zusammenzuschnüren, daß ihm die Zunge aus dem Maule und das Blut aus den Augen schießen soll.

Don Fernando. Er hat mein Wort! ich will ihm antworten. (Er zeigt dem Alcaden einen kleinen Schlüssel, den er an einer goldenen Kette um den Hals trägt. Dieser Schlüssel öffnet das Schlafgemach seiner Mutter. — [Eine sentimentale Tirade, Dumas' alleiniges Eigenthum]). Jetzt seid ihr mit mir fertig, sprecht zu diesen Leuten.

Alcade. Gut, so hört denn, ihr. Ueberliefert mir jenen Menschen lebendig und ich verheiße euch eure Gnade und dreißigtausend Kronen! Nun, nun? (allons voyons?) Bedenkt das! Was antwortet ihr?? . . . nichts?

Friedrich Schiller. 1781.

Die Räuber liegen im Walde. Der Pater tritt auf.

Moor. Schweig, Kamerad! sagen Sie kurz, Herr Pater, was haben Sie hier zu thun?

Pater. Wo nur Dein Auge absehen kann, bist Du eingeschlossen von unsern Reitern.

Moor. Was läßt uns der hochlöbliche Magistrat durch Dich kund machen?

Pater. Wirst Du jetzt gleich zu Kreuze kriechen und um Gnade und Schonung flehen, so wird Dir die Strenge selbst Erbarmen, die Gerechtigkeit eine liebende Mutter sein, sie drückt das Auge zu und läßt es — denk doch! — und läßt es bei dem Rade bewenden.

Schweizer. Hast Du's gehört, Hauptmann? Soll ich hingehen und diesem abgerichteten Schäferhunde die Gurgel zusammenschnüren, daß ihm der rothe Saft aus allen Schweißlöchern sprudelt?

Moor. Wag' es Keiner ihn anzurühren.

(Er zeigt dem Pater vier kostbare Ringe, die er vier hochgestellten Canaillen abgezogen hat.)

[Schiller ist weniger sentimental.]

Pater. Gut! mit Dir bin ich fertig. So hört denn, ihr. Werdet ihr gleich diesen verurtheilten Missethäter lebendig überliefern, so soll euch die Strafe eurer Gräuel erlassen sein und jedem unter euch soll der Weg zu einem Ehrenamte offen stehen. Nun, nun? wie schmeckt das, Eure Majestät? bindet ihn und seid frei!

Don Fernando. In der That, was bedeutet euer Stillschweigen? Habt ihr nicht gehört, oder nicht verstanden?

Alcade. Hier ist der Pardon unterschrieben!

Don Fernando. Seht doch! unterschrieben von des Königs eigener Hand! Noch keine Antwort? Fürchtet ihr, ich werde mich, wenn ihr mich ergreifen wollt, selbst erstechen und durch einen Selbstmord den Vertrag vernichten, der nur an dem Lebendigen haftet? Unnütze Furcht, meine Freunde! Schaut her, hier werf ich den Dolch weg und meine Pistolen und meinen Degen, jetzt bin ich so elend, daß ich selbst die Herrschaft über mein Leben verloren habe. Kameraden, wer ist der Erste, der seinen Hauptmann in der Noth verläßt?

Torribio. Und wenn wir nicht einfach, sondern neunfach, nicht von vierhundert Mann, sondern von allen Teufeln der Hölle umzingelt wären, nicht ein einziger würde seinen Hauptmann verlassen.

Moor. Hört ihr? was stutzt ihr? was steht ihr verlegen da?

Pater. Hier ist der Generalpardon unterschrieben!

Moor. Seht doch! was könnt ihr mehr verlangen? unterschrieben mit eigener Hand! Was? Noch keine Antwort? Fürchtet ihr wohl, ich werde mich selbst erstechen und durch einen Selbstmord den Vertrag vernichten, der nur an dem Lebendigen haftet? Kinder, das ist eine unnütze Furcht! Hier werf ich meinen Dolch weg und dies Fläschchen Gift, jetzt bin ich so elend, daß ich auch die Herrschaft über mein Leben verloren habe. Kameraden, wer ist der Erste, der seinen Hauptmann in der Noth verläßt?

Roller. Und wenn die Hölle uns neunfach umzingelt! Wer kein Hund ist, rette den Hauptmann!

Für derartige freie Bearbeitungen hat das siebente Gebot eine sehr bestimmte Vorschrift.

Mit diesen wenigen Beispielen aus dem unerschöpflichen Capitel der geistigen Aneignungen wollen wir hier schließen und uns nun dem speciellen Fall „Odette" zuwenden.

Von Victorien Sardou ist es bekannt, daß er sich zu den meisten seiner dramatischen Arbeiten durch fremde Erfindungen und Berichte hat anregen lassen. Ein Thor, wer ihm daraus einen Vorwurf machen wollte, wenn es sich eben nur um eine Anregung handelt, wenn das Wesentliche der geistigen Arbeit aber sein eigenes Werk ist. Gleich sein erstes und erfolgreichstes Stück: „Les pattes des mouches", hat seinen nachweisbaren Ursprung in einer Anekdote, die etwa ein Jahr vor der Abfassung des Stückes in einem höchst interessanten Aufsatz über eine der Geliebten Mirabeaus, Mademoiselle de Nehra, in der „Revue des deux Mondes" gestanden hatte. Es wurde uns da die lustige Geschichte eines Liebesbriefes von zarter Hand (pattes de mouche) erzählt, den die Frau eines Verlegers an Mirabeau gerichtet hatte. Dieser Brief war auf dem Tisch liegen geblieben, als Mirabeau den Besuch des Verlegers empfing; und während der geschäftlichen Unterredung wanderte nun dieses gefährliche Schreiben beständig von der Hand des getäuschten Gatten in die des Galans und zurück, ohne daß die Betheiligten im Eifer des Gesprächs es merkten, wie sie mit dem Feuer

spielten. Man weiß, welches köstliche Lustspiel Sardou aus dieser hübschen Anekdote gemacht hat. Man weiß auch, welches ergreifende Drama unter derselben geschickten Hand aus der in „Jacques le fataliste" erzählten und von Schiller übersetzten Geschichte: „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache", („aus einem Manuscripte des verstorbenen Diderot gezogen") entstanden ist. Es ist „Fernande". Ebenso sind bei vielen andern Sardou'schen Stücken, wie bei „Divorçons" z. B. die Quellen, aus denen die ersten Anregungen geflossen sind, ohne Mühe nachzuweisen; aber bei allen diesen hat die eigene Phantasie des Dichters den spröden Stoff erst flüssig gemacht, hier ist eben nur die Anregung von Außen gekommen, die Arbeit selbst aus dem Innern des Dichters heraus.

Viel bedenklicher ist es schon um das Lustspiel „Nos Intimes" bestellt, dessen vierter Act aus einem wenig oder gar nicht bekannten Stücke: „Le discours de rentrée" einfach abgeschrieben ist.

Bei „Odette" aber liegt der Fall noch anders, und wenn Mario Uchard, der Verfasser der „Fiammina", nunmehr gegen Victorien Sardou, den Verfasser der „Odette", die Anklage erhebt, daß er, Uchard, in seinem Rechte des geistigen Eigenthums von Sardou schwer gekränkt worden sei, so bleibt es freilich zweifelhaft, ob ein juristisches Collegium im Sinne des Klägers entscheiden wird; daß das Gutachten von schriftstellerischen Fachmännern indessen gegen Sardou ausfallen würde, erscheint uns unzweifelhaft.

Im März des Jahres 1857 wurde im Théâtre français ein Stück aufgeführt, „La Fiammina" von Mario Uchard, das ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte. Das Schauspiel war an sich eine wohl gelungene und gute Arbeit, in den Hauptscenen rührend, ja ergreifend, und es wurde sehr gut gespielt. Man staunte allgemein über die merkwürdige Bühnentüchtigkeit und das technische Geschick dieses Erstlingswerkes, über die Knappheit in der Sprache und die leichte Führung der Scenen. Aber wenn der Verfasser auch als Dichter bisher noch nicht aufgetreten war, so war er darum doch in den Pariser Theaterkreisen keine unbekannte Persönlichkeit. Man kannte ihn als den Gemahl einer der schönsten und beliebtesten Schauspielerinnen des Théâtre français, der jüngeren Madeleine Brohan, die zu jener Zeit ihre Verbindung mit der ersten französischen Bühne gelöst hatte und in Petersburg Vorstellungen gab. Sie hatte sich auch von ihrem Manne, der ein Börsenspeculant in kleinen Verhältnissen war, getrennt. Der Glanz ihrer Erfolge als begabte Künstlerin und schönes Weib hatte sie geblendet und die Huldigungen, die ihr in diesen beiden Eigenschaften dargebracht wurden, hatten sie berauscht. Mario Uchard war darüber sehr unglücklich. Nun brachte der von seiner Gattin, der hochgefeierten Künstlerin, verlassene Dichter ein Schauspiel zur Aufführung, welches in seiner Handlung ein so starkes individuelles Gepräge trug, daß alle Welt darin gewissermaßen eine „autobiographische Indiscretion" erblicken durfte. Und dieser Nebenumstand trug wesentlich dazu bei, den Erfolg zu erhöhen und den literarischen durch einen andern Erfolg zu verstärken, der mit der Literatur nichts gemein hat.

Seit langer Zeit ist das Stück vom Repertoire verschwunden. Das mag Sardou auf den Gedanken gebracht haben, daß nun die Zeit gekommen sei, den alten Stoff wieder aufzufrischen, und so ist „Odette" entstanden. Von einer zufälligen Begegnung zweier schaffenden Dichter, die für die Stoffe, die „in der Luft liegen", gleichermaßen empfängliche Organe besitzen und sich derselben bemächtigen, ohne daß der eine von dem andern etwas wüßte, kann hier natürlich nicht die Rede sein. Denn das Stück von Uchard ist ein Vierteljahrhundert älter als „Odette". Ebenso ist die Möglichkeit völlig ausgeschlossen, daß Sardou das Stück von Uchard nicht gekannt habe. Wenn man nur ein Dutzend der Ehebruchsdramen aufzählt, die für die dramatische Literatur des zweiten Kaiserreichs als typisch gelten können, so wird man die „Fiammina", als der talentvollsten, wirksamsten und eigenthümlichsten eines, unbedingt mitnennen müssen. Die Gleichartigkeit der beiden Stücke, die in allen Hauptzügen nachzuweisen ist, läßt auch die Annahme unstatthaft erscheinen, daß Sardou unabsichtlich die Uchard'sche Erfindung verwerthet habe in der selbsttrügerischen Voraussetzung, es sei seine eigene. Diese Gleichartigkeit sowohl wie auch besonders die Verschiedenheit der beiden Stücke untereinander läßt keinen Zweifel darüber, daß Sardou sich sehr bewußt des Uchard'schen geistigen Besitzes bemächtigt, daß er Alles, was ihm davon geeignet erschienen ist, sich angeeignet, und diese etwas gar zu zwanglose Aneignung dadurch weniger auffällig zu machen gesucht hat, daß er von seinem Eigenen manches hinzugethan und manches Andere von dem Angeeigneten verändert hat.

Aber das, worauf es doch — ich will nicht sagen hauptsächlich, aber sicherlich nicht unwesentlich bei der geistigen Arbeit ankommt, hat in Sardous Stück, „Odette", keinen Anspruch auf Originalität, und ein Dichter der eine so vornehme Stellung einnimmt und eine so berechtigte Bedeutung erlangt hat, wie Sardou, hätte sich diesen Vorwurf nicht machen lassen sollen. Der ganze Stoff, die Entwicklung, die Krisis, die Auflösung, die Hauptfiguren, die Hauptsituationen, ja sogar ganze Stellen im Dialoge sind in beiden Stücken nahezu identisch.

In kurzen Worten will ich die Handlung der beiden Stücke hier erzählen.

„La Fiammina", 1857: Der Maler Daniel Lambert wird von seinem Weibe verlassen, als das der Ehe entsprossene Kind, Henri, noch in der Wiege liegt. Daniel erzieht seinen Sohn mit mütterlicher Liebe. Er läßt ihn in dem Glauben, daß seine Mutter gestorben sei, und lehrt ihn das Andenken der Verstorbenen ehren. Der Sohn ist herangewachsen und steht im Begriff, sich mit einem jungen Mädchen zu vermählen. Da kommt eine berühmte italienische Sängerin, die sich die „Fiammina" nennt, nach Paris. Sie lebt in einem beinahe ehelichen Verhältnisse mit einem vornehmen Engländer, dem Lord Dudley. Nachdem die Eltern der Braut Henris erfahren, daß diese Unregelmäßigkeit in der Familie Lambert vorhanden ist, daß die Dame, welche die Schwiegermutter ihres Kindes werden soll, in einem Ver-

hältnisse lebt, das die bürgerliche Moral nicht anerkennt, werden diese sehr bedenklich gestimmt und wollen die zwischen ihrer Tochter und Henri Lambert geplante Verbindung lösen. Als nun die „Fiammina“ hört, daß sie daran schuld ist, wenn das Glück ihres Kindes vernichtet wird, beschließt sie, sich aus dem Wege zu räumen. Sie trennt sich von Lord Dudley, der sie aufrichtig geliebt und wie seine rechtmäßige Gattin respectirt hat, und zieht sich als büßende Magdalene in die Einsamkeit zurück.

Sardou hat in „Odette“, 1881, die Farben stärker aufgetragen. Der Graf von Clermont-Latour überrascht, als er unerwartet von der Reise heimkehrt, zu nächtlicher Stunde einen Liebhaber, der zu seiner Frau schleichen will. Er jagt die Ungetreue aus dem Hause. Die gerichtliche Trennung wird ausgesprochen, das Kind ihm zuerkannt. Der Vater erzieht seine Tochter in dem Glauben, daß ihre Mutter gestorben sei, und lehrt sie das Andenken der Verstorbenen in Ehren halten. Odette ist nicht wie Fiammina eine berühmte Künstlerin, sondern eine Abenteurerin geworden. Sie lebt nicht in einem Verhältniß, das die Welt wie das der Fiammina allenfalls ignoriren kann, sie wird von ihrem Geliebten nicht respectirt, sie ist von Hand zu Hand gegangen, tiefer und tiefer gesunken und endlich die Geliebte eines verkommenen Individuums geworden, eines falschen Spielers, der den vornehmen Namen der Gräfin als verlockende Etikette für seinen zweideutigen Salon, eine Spielhölle, verwerthet. Die Tochter, Berangère, ist inzwischen herangewachsen und steht im Begriff, sich mit einem jungen Manne, den sie herzlich liebt und von dem sie geliebt wird, zu vermählen. Die Mutter des Bräutigams aber macht, als sie von dem skandalösen Leben der Odette erfährt, ernsthafte Schwierigkeiten, die nur durch Odette selbst beseitigt werden können. Nachdem Odette zunächst sich widerspenstig gezeigt, erwacht in ihr plötzlich die Mutterliebe. Sie überzeugt sich, daß sie allein dem Glück ihres Kindes im Wege stehe, und wie ihre Schuld eine größere gewesen ist, als die der Fiammina, so ist auch ihre Sühne eine vollständigere. Ihr genügt nicht mehr die Einsamkeit, und nur ihr Tod kann den Weg zwischen den beiden jungen Herzen freimachen. Sie nimmt sich das Leben.

Ich sagte eben, Stoff, Verwicklung, Krisis und Auflösung sind in beiden Dramen dieselben. Die schuldige Mutter verläßt den Gatten und das Kind in der Wiege. Das Kind wächst heran, es verliebt sich, steht im Begriff, sich zu vermählen, da greift die Schuld der Mutter in das Schicksal des unschuldigen Kindes verhängnißvoll ein. Die Mutter räumt sich aus dem Wege. Diese Bezeichnung des Motivs und der Fabel läßt sich genau so sowohl auf „Odette“ als auch auf die „Fiammina“ beziehen.

Ebenso springt die Aehnlichkeit zwischen den Hauptfiguren Jedermann in die Augen. Graf Clermont und Daniel Lambert sehen sich zum Verwechseln ähnlich; und wenn die Fiammina keine schöne Stimme gehabt hätte, wäre sie sehr wahrscheinlich eine Odette geworden. Sie sind desselben Geistes Kinder, nur haben sie sich durch die Verschiedenartigkeit ihrer äußeren Lebens-

schicksale verschiedenartig entwickelt. Henri und Berangère sind leibliche Geschwister, nur durch das Geschlecht von einander geschieden.

Auch die Hauptsituationen zeigen eine verhängnißvolle Aehnlichkeit miteinander. Der Nachweis würde hier allerdings mehr Raum erfordern als beansprucht werden darf, weil Sardou offenbar beflissen gewesen ist, diesem Vorwurf zu entgehen. Er hat also die von Uchard gegebenen Verhältnisse in vielen Fällen gerade herumgedreht. Bei Sardou verkehrt Berangère mit Odette, ohne daß die Tochter weiß, daß sie zu ihrer Mutter spricht; bei Uchard hingegen weiß Henri sehr wohl, daß die Fiammina seine Mutter ist, aber er läßt sie in dem Glauben, daß er nichts davon wisse. Das Wiedersehen der lange getrennt gewesenen Gatten ist bei Uchard gesellschaftlich vornehm und kalt, bei Sardou sehr erregt, leidenschaftlich. Uchard hat die erste Begegnung zwischen der Fiammina und ihrem Sohn schon in den zweiten Act gelegt, die Mutterliebe foltert sie bis zum Schluß und reift ihren Entschluß, dem Glück ihres Kindes nicht mehr im Wege zu stehen, langsam aus. Sardou hat dagegen das Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter mit weiser dramatischer Oekonomie bis auf den letzten Act hinausgespart. Odette empfindet für ihr Kind bis dahin wenig oder nichts, und in der einen Scene, die die Beiden miteinander haben, erwacht die Mutterliebe plötzlich und äußert sich nun auch jäh und gewaltsam durch den sofortigen Tod, den sich die schuldige Mutter gibt.

Aber so verschieden diese Scenen äußerlich auch sein mögen, es ist in denselben eine starke innere geistige Gemeinschaft, die man unwillkürlich herausfühlt. Es ist dasselbe Klima, dieselbe Temperatur! Als ich „Odette“ sah, hatte ich das bestimmte Gefühl, daß die Aehnlichkeit zwischen den beiden Stücken noch eine viel größere sei, als sie in Wahrheit nachweislich ist. Ich glaubte ganze Scenen der „Fiammina“ wiederzusehen und war erstaunt, als ich mich später durch die Vergleichung überzeugte, daß nur die Stimmung und Wirkung dieselbe, die Factoren dieser Wirkungen aber von Sardou vertauscht worden sind. Es ist vielleicht eine andere Tonart, eine andere Instrumentirung, aber der Rhythmus, die Motive, die Durcharbeitung haben eine erschreckende Aehnlichkeit miteinander; es ist etwas Anderes und doch ganz dasselbe. Und diese Gleichheit zeigt sich bis auf's Wort hinab. Hier einige Beispiele:

In Sardous „Odette“ sagt Berangère von ihrem Vater: „Als ich beim Tode meiner armen Mutter als kleines Kind in seinen Armen blieb, da sagte er sich: Ich muß ihm die Mutter so vollständig ersetzen, daß das Kind sie gar nicht vermißt. Er hat mich als Kind gepflegt, er hielt mich in seinen Armen, flößte mir die Arzneien ein, wiegte mich in den Schlaf und heilte mich.“ — Die Scene schließt mit den Worten der Berangère zu ihrem Vater: „Ja, Mama!“

In der „Fiammina“ sagt Henri zu seinem Vater: „Wer hat mich gepflegt, als ich ein kleines Kind war, und mir die schönen langen Geschichten

erzählt? — Du! Wer hat meine ersten Schritte geleitet? — Du! Wer hat an meiner Wiege gelächelt? Du, und immer Du! Hast Du mir die Mutter nicht vollständig ersetzt?" — Und die Scene schließt mit den Worten des Sohnes zum Vater: „Komm, Mama, wir wollen frühstücken."

In der Hauptscene des dritten Actes von „Odette", Wiedersehn des Gatten mit der treulosen Frau, finden sich ebenfalls starke Uebereinstimmungen mit der entsprechenden Scene der „Fiammina":

Bei Sardou sagt der Graf: „Ich hätte Sie tödten sollen," Odette: „Die Gattin vielleicht, aber nicht die Mutter."

Bei Uchard sagt die Fiammina: „Die Gattin kann Ihnen Ihre Strenge nicht vorwerfen, aber die Mutter."

Bei Sardou sagt Odette: „In der ganzen Welt giebt es kein Sittengesetz, welches Sie ermächtigt, mir den Anblick meines Kindes zu verweigern. Ich reise, vorher aber will ich mein Kind sehen."

Bei Uchard sagt Fiammina: „Sie haben nicht das Recht, mich von meinem Sohn zu trennen. Ich will ihn sehen, ich will es."

Bei Sardou sagt Odette: „Sie haben das Kind gelehrt, seine Mutter zu verachten und zu hassen." Der Graf: „Nein, es glaubt, daß Sie todt sind."

Bei Uchard. Die Fiammina: „Hat man es nicht gelehrt, mir zu fluchen?" Daniel: „Nein, es glaubt, daß Sie todt sind."

Bei Sardou. Der Graf: „Sie zwingen mich, Ihre Tochter zu sehen — es sei!" Bei Uchard. Daniel: „Sie wollen Ihren Sohn sehen — es sei, sehen Sie ihn!" Und so weiter!

Es ist wohl überflüssig, diesen Citaten und Zusammenstellungen ein Wort hinzuzufügen. Verwunderlich erscheint es nur und unerklärlich bleibt es, wie Sardou, man möchte sagen: die Naivetät gehabt hat, ein so allgemein bekanntes Stück wie diese „Fiammina" so zwanglos auszuschreiben, wie er es gethan. Wenn er sonst für seine Stücke dieses oder jenes an sich nimmt, so wählt er gewöhnlich das ihm geeignet Erscheinende doch nicht aus so augenfällig Daliegendem und Jedermann Bekanntem. Die Schatzgräber suchen sich für ihre geheimnißvolle Arbeit doch nicht gerade die helle Mittagssonne und den freien Marktplatz aus:

Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entschlossen, grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz.

Aber als praktischer Dichter wird sich Sardou gesagt haben, daß man das Eine thun kann und darum das Andere noch nicht zu lassen braucht. Er hat also nicht nur die bekannte „Fiammina", sondern auch ein weniger bekanntes Drama, „Die Schuld rächt die Schuld" des Italieners Paolo Giacometti, benutzt. Giacometti ist einer der fruchtbarsten Dichter Italiens; aber sein Ruhm hat die Grenzen seiner engeren Heimat nicht überschritten,

obgleich die berühmten italienischen Tragöden, Salvini, Rossi und die Ristori, in einigen seiner Stücke bei ihren Gastspielreisen in allen großen Städten der alten und neuen Welt aufgetreten sind. Von diesen Gastspielen her sind bekannt: „Elisabetta, Regina d'Inghilterra", „Maria Antonietta" und „La morte civile". Es sind mit grobem, mächtigem Effect ausgestattete Spectakelstücke, die nur durch das ausgezeichnete Spiel der italienischen Schauspieler auf unsern ersten Bühnen zeitweilig möglich geworden sind, unter gewöhnlichen Bedingungen aber unbarmherzig in die Biergärten der Vorstädte oder auf die Heuböden der herumziehenden Komödianten verwiesen werden müßten. Aber diese Stücke sind trotzdem durchaus nicht talentlos, und Sardou hat bewiesen, daß ein feiner und geschmackvoller Dichter wie er auch das unbehauene Rohmaterial Giacomettis mit Nutzen bearbeiten kann.

Die Handlung von „La colpa vendica la colpa" bietet mit der von „Odette" nur geringe und rein äußerliche Berührungspunkte; aber Sardou hat das Stück unbedingt gekannt und einiges, das ihm wohlgefallen, daraus entnommen.

Bei ihm erzählt Berangère vom Tode ihrer Mutter: „Es war bei einer Spazierfahrt auf dem Meere, sie war mit dem Schiffer allein im Boot, bog sich hinaus, um ihren Schleier zu haschen, und verschwand in den Wellen. Man fand sie nicht wieder. Auf meine Bitte hat Papa ihr ein Denkmal setzen lassen, am Ende des Parkes, dort wo die großen Platanen stehen. Es ist nur ein Erinnerungszeichen, aber ich habe an demselben so oft gebetet, daß ich mir einbilde, sie ruhe dort. Dorthin trage ich meine Blumen und Kränze."

Ganz ähnlich erzählt uns Nelly in dem Giacometti'schen Drama: „Meine Mutter starb, als ich vier Jahre alt war. Sie fand ihr Grab in den Wellen. Mein armer Papa hat am Ufer des Flusses eine kleine Capelle errichten lassen. Da drinnen ist ein Grabmal, aber ihre Gebeine ruhen nicht dort. In jene kleine Kirche gehe ich immer zu beten, und dorthin trage ich meine Kränze von Rosen." *)

Bei Sardou spielt die Tochter der Mutter, die sie nicht kennt, das Lieblingslied der Mutter vor, das der Vater sie gelehrt hat; bei Giacometti betet die Tochter der Mutter das Gebet vor, das der Vater sie gelehrt hat.

Bei Sardou sagt der Graf zu Odette: „Empfinde nur ein klein wenig von dem, was selbst ein wildes Thier für sein Junges empfindet." Ebenso sagt bei Giacometti der Gatte: „Vom wilden Thier, vom Tiger sollte das Weib lernen, daß man sein Junges liebt." **)

---

*) „È morta quando avevo quattro anni, è morta anegata! . . . Il mio povero papà ha fatto innalzare una chiesettina sulla riva del fiume, e dentro vi è una tomba . . . Ma le ossa non vi sono . . . in quella chiesettina io vado sempre a pregare, e vi reco le mie coronoine di rose."

„La colpa vendica la colpa." Dramma in cinque atti, di Paolo Giacometti. Milano. Fr. Sanvito 1865. pag. 56.

**) Ad amare la propria creatura.

Diese geringfügigen Aneignungen erwähne ich nur nebenher, und es wäre überaus thöricht, Sardou deswegen irgend einen ernsthaften Vorwurf zu machen. Aber der Fall Uchard gegen Sardou scheint mir doch anders zu liegen, und ich finde allerdings, daß in diesem Falle Sardou von dem Molière-schen Satze, das Gute zu nehmen, wo man es findet, einen Gebrauch gemacht hat, der sich mit unsern heutigen Anschauungen von den Begriffen des literarischen Mein und Dein nicht mehr verträgt. Das verhindert indessen durchaus nicht, daß Odette ein in seiner Weise vorzügliches Stück ist, das den Zuschauer von der ersten bis zur letzten Scene unablässig fesselt und eine tiefe Wirkung ausübt. Die lustigsten Scenen des Stückes, die in dem zweifelhaften Salon in Nizza spielen, sind ausschließlich Sardous Eigenthum und tragen in jedem Worte das unverkennbare Gepräge ihres Urhebers; für die hochdramatischen Scenen hingegen darf nach meinem Dafürhalten Uchard mit vollem Recht die geistige Vaterschaft beanspruchen, deren Feststellung durch das ungeschriebene Gesetzbuch der Dichter nicht verboten ist.

Illustrirte Bibliographie.



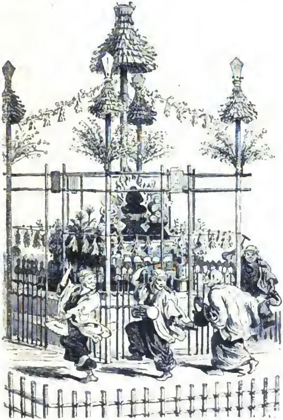
Initiale aus „Fremde Völker“ von A. Oberländer. Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Im äußersten Westen Berlins befindet sich ein jämmerlich reizloser Platz, eines der traurigsten Schaustücke moderner Architektur, das man sich denken kann. Vier Reihen Häuser, eins so hoch wie das andre, so breit wie das andre, so kahl wie das andre. Nur eines auf einer Ecke macht einen schüchternen Versuch, sich durch einen aufgesetzten Pavillon Physiognomie zu geben — er aber mißlingt trostlos; denn man erkennt sofort, daß niemals Jemand in dem ungemüthlichen Vogelbauer sich den Sonnenstrahlen oder Windstößen, jedenfalls aber dem Hohne seiner Mitmenschen preis gegeben hat. Ein trauriges Stück Architektur! eine Wohnung muß auf das Haar der andern gleichen, und die einzige Abwechselung besteht darin, daß sich in den Kellergeschossen nur umschichtig eine Schenke befindet: jedes zweite nimmt immer eine Grünkramhandlung ein.

Natürlich vermeidet es jeder einigermaßen empfindliche Mensch sorgsam, quer über den Platz zu gehen; man hat das Gefühl, als ob die Umwohner fortwährend gelangweilt an den Fenstern säßen, ungeduldig wie A. Oberländers hungrige Löwenfamilie um zwölf. In der That sehen die Leute nirgends so viel zum Fenster hinaus wie da, wo es durchaus nichts schönes zu sehen gibt — und in der Beziehung ist jener Platz unerreicht.

Nur zweimal in der Woche wird er lebendig, und die armen Löwen können sich dann satt sehen. Das ist an den Markttagen. Und dann haben sie wirklich einen Anblick, um den mancher Provinzler vielleicht Eintrittsgeld bezahlen würde. Dann gehen die Chinesen zu Markte. Würdevoll schreitet das Paar durch die Reihen, in ihren langen blauen Röcken, die kurze schwarze Jacke darüber, auf dem Kopf das schwarze Barett, am Arme ganz gemeine Handkörbe und bei Regenwetter unter dem Dache des landläufigen schwarzwollenen Schirms — civilisirte Chinesen, die schon den

Faltschirm der Heimath aufgegeben haben. Und den Marktgästen scheinen sie liebe alte Bekannte. Die Buben haben sich längst an den Gedanken gewöhnt, daß ein Zopf nicht unbedingt gleich einer Klingelschnur behandelt werden muß; und die Marktweiber empfangen sie — wohl nicht ganz uneigennützig — mit ihrem verlockendsten Lächeln und den einladendsten Anerbietungen.



Tanzende Priester am Feste ihres Schutzpatrons (Japan).
Aus „Fremde Völker“ von A. Oberländer. Leipzig, Jul. Klinkhardt.

Dicht bei jenem Markte, am andern Ufer des Canals, mitten eingebettet in die Bäume, die das träge Wasser so reizvoll einrahmen, liegt Villa von der Heydt, der Sitz der chinesischen Gesandtschaft, die Wohnung, um die mancher Berliner den Herrn Li Fong Pao beneidet. Sie sieht noch eben so europäisch aus, wie zu weiland des Ministers Zeiten, und wenn nicht gerade ein chinesisches Fest und die Drachenfahne aufgehißt ist, würde der Fremde nicht vermuthen, was für seltene Gäste sie beherbergt.

Der Berliner hat sich an die Chinesen gewöhnt. Nicht einmal durch einen neugierigen Blick behelligt wandeln sie durch die Straßen, oder fährt ihr Führer mit

seiner Frau im eleganten Wagen dahin. Er und die andern Spitzen der Gesandtschaft sind die regelmäßigsten, frischesten und dauerhaftesten Gäste unserer Feste — allerdings wohl nur aus Wißbegier, die den Sohn des Gesandten nicht nur in die Hallen eines unserer Gymnasien, sondern auch auf das Asphalt des Skating-Rinks geführt hat.

Eine schroffe Wandelung in kurzer Frist! Man wird sich darüber so recht klar, wenn man das neue Prachtwerk **Fremde Völker** von Richard Oberländer in die Hand nimmt, das in Julius Klinkhardts Verlag in Leipzig soeben zu erscheinen begonnen hat. Die ersten Lieferungen behandeln Japaner und Chinesen. Sind denn das wirklich noch fremde Völker? Die Japaner sind bei uns so gemein geworden wie die Ückeleis, sie tragen das Jaquet und den niedrigen runden Hut und den Stock, und Niemand würde sie von dem antisemitischsten Germanen besserer Stände unterscheiden



Japanesischer Wahrsager.
Aus „Fremde Völker" von R. Oberländer. Leipzig. Jul. Klinkhardt.

können, wenn ihre Gesichtsfarbe nicht so unverlöschlich bronzen und ihr Benehmen nicht so gesittet wäre. Und über die Chinesen siehe oben! Die Völker rücken merkwürdig zusammen im neunzehnten Jahrhundert; und wenn Hagenbeck noch einige Jahre fortfährt, Wilde in Europa herumzuführen, auf daß sie rauchen und Mark sprechen und schätzen lernen, wird der Begriff fremde Völker bald nur noch in Stallupönen und Umgegend geläufig bleiben.

Hier bewährt sich wieder einmal der alte Satz: man fängt erst an, sich für einen Gegenstand recht zu erwärmen, wenn man fürchten muß, ihn bald zu verlieren. Die Theilnahme an der Völkerkunde war nie so rege als jetzt. — Wenigstens ist es angenehm, sich die unbestreitbare Thatsache durch dieses menschliche Gefühl zu erklären, obgleich ja auch Anderes mitgewirkt haben mag. Die allgemeine Theilnahme des Publicums an der Wissenschaft in populärer Form, die große Objectivität der Anschauungsweise und vor Allem die Erleichterung, welche die Forschung selbst, Dank all' den Fortschritten der Neuzeit, nach jeder Richtung hin erfahren hat.

Für diese drei Dinge ist das Oberländer-Klinkhardt'sche Werk ein sprechender Beweis. Wie wäre es noch vor fünfzig Jahren möglich gewesen, ein gediegenes populär-wissenschaftliches Buch zu schreiben? Damals, wo den Gelehrten ihre Gelehrsamkeit schwer um die Beine klirrte, wie die Kugel, die dem Galeerensclaven angeschmiedet zu werden pflegte: ein Ding, das einen Menschen vollständig hindert zu gehen wie alle seine übrigen Mitmenschen! Wer schrieb damals für große Kreise? Doch wir wollen nicht allzu stolz sein. Denn noch heute glaubt gar mancher, daß ein Buch absolut neue Dinge bringen muß, und wenn er eine vielleicht winzige Entdeckung gemacht hat, dann schreibt er darüber ganz eben so in einer Handwerkssprache, wie einstens die Alchymisten. Nur die Eingeweihten, die Mitforscher können und sollen



Japanesischer Fächertanz.
Aus „Fremde Völker" von R. Oberländer. Leipzig, Jul. Klinkhardt.

ihn verstehen. Aber damals war es noch schlimmer. Dann freilich fanden sich auch Leute, die populär schrieben — aber sie verstanden nichts weiter, als die große Kunst, Ungewußtes auf das geduldige Papier und vor das geduldige Publicum zu bringen. Wer von Großvaters Zeiten her eine Bibliothek besitzt, der weiß davon schaudernd zu erzählen. Man sollte sich das klar machen, wenn man heutzutage über Oberflächlichkeit bei Populärschriftstellern klagt. Sie kommt leider vor, aber sie ist immer besser als jene nackte Aufschneiderei. Und das vorliegende Werk ist ein ganz sprechendes Zeugniß der Wendung auf diesem Gebiete. Richard Oberländer hat sich Jahre und Jahre bei den Antipoden umtreiben lassen und hat bei einer ganzen Reihe jener fremden Völker selbst gehaust. Und über die, welche er nicht aus Anschauung kennen gelernt — wer könnte sie auch sämmtlich kennen lernen! — wird er sich wohl aus guten Büchern Aufklärung geholt haben. Es ist wenigstens zu hoffen und zu erwarten, denn die Quellen sind ja reichlich genug da.

Soll hier noch von Objectivität geredet werden? Weiter sind wir jedenfalls darin gekommen: wir suchen nicht mehr (wofern wir nicht gerade Engländer sind) in fremden

Culten Beweise für die Wahrheit des Christenthums, wir sehen nicht mehr im Stachelschwein und in der Klapperschlange rasselnde Beweise für die Güte und für den Zweck-



Chinesischer Landmann.
Aus „Fremde Völker“ von R. Oberländer. Leipzig, Jul. Klinkhardt.

mäßigkeitssinn des Schöpfers, und wenn die Chinesen mit Stäbchen anstatt mit Gabeln essen, so betrachten wir das nicht mehr ausschließlich vom Standpunkte unserer über-

legenen Cultur. Wir bemühen uns wirklich ehrlich, die Dinge einfach zu sehen, wie sie sind, und erst später Betrachtungen darüber anzustellen; und es ist kein Zweifel, daß wir seitdem, wofern nicht richtiger, so doch mehr sehen.

In Bezug auf die Erleichterung des Erlernens endlich sei hier nochmals auf den Eingang dieser Zeilen, auf die Chinesen und Hagenbeck u. s. w. verwiesen. Ferner sei auf die Verbesserung der Verkehrsmittel, den Aufschwung des Handels, die Ausdehnung des Schutzes, den Europäer auch im fremden Lande, auch in Abessinien und Dahome seitens ihrer Regierungen genießen — ein Punkt, der sicherlich nicht am Wenigsten dazu beiträgt, das Reisen annehmlicher zu machen. Auch auf dieses Buch sei verwiesen als auf einen Beweis dafür, daß man durch alle diese Erleichterungen und durch die technischen Fortschritte ungeahntes gewonnen.

Was nun das Buch selbst anlangt, so ist ja Oberländers Sachkunde, die übrigens schon von früheren Schriften her geschätzt wird, schon erwähnt worden. In den wenigen Lieferungen, die bis jetzt vorliegen, und aus denen man sich vor der Hand allein eine Ansicht bilden kann, findet man sein günstiges Vorurtheil bestätigt. Und grade sie enthalten in den Schilderungen der Japaner und Chinesen Gegenstände, die man verhältnißmäßig noch am Genauesten verfolgen kann. Später, wenn erst die andern, wilderen und ganz wilden Völkerschaften an die Reihe kommen, wird das für jeden andern als einen Fachgelehrten schon ziemlich schwierig sein. Das Programm ist übrigens vielversprechend genug: es nennt noch Mongolen, Nuba, Neger, Kaffern, Hottentotten, Papua, Malaien, Australier, Arktiker, Amerikaner, Dravide und Mittelländer. Von diesen theilweise aussterbenden Racen ist also immer noch eine recht achtungswerthe Musterkarte übrig geblieben.

Oberländers Darstellung ist gefällig und anziehend. In leichter Form geht er von einem Gegenstande zum andern über, greift das Interessanteste heraus, ohne doch die Analogien unserer Culturformen, die grade zum Vergleichen reizen, liegen zu lassen. Und da der Stoff so außerordentlich viel bietet, und der Leser mehr als geneigt ist, theilnehmend entgegenzukommen, so wirkt Alles zusammen, um das Lesen behaglich zu machen.

Von den Illustrationen, die das Werk in einer Anzahl schmücken, die wir, verwöhnt wie wir glücklicher Weise sind, nicht einmal mehr überraschend finden, werden hier einige Proben gegeben. Diese Illustrationen entstammen französischen Ateliers. Sie machen durchgehends den Eindruck des Selbstgeschauten: meist mögen sie wohl nach Photographien gearbeitet sein. Allein obwohl die französischen Photographen mit Recht geschätzt sind wegen ihres Geschmacks im Auffassen des malerischen Moments und ihrer Geschicklichkeit im Arrangiren, so irrt man doch wohl nicht, wenn man annimmt, daß vielfach hier der wirkliche Künstler nachgeholfen hat. Jedenfalls machen die Aufnahmen von Figuren nicht den Eindruck des Todten, den man bei Blättern ähnlicher Art oft so ungern wahrnehmen muß. Und jedenfalls sind die Blätter sehr gut geschnitten: durchaus klar und getreu. Ein besonderes Wort verdient der deutsche Mitarbeiter an dem illustrativen Theil, Professor Ströhl in Wien. Er hat die Kopfstücke und Initialen (auch von diesen geben wir eine Probe) gezeichnet. Sie bringen sehr geschmackvoll eine ausdrucksvolle Charakteristik in das Ornament. Allerdings fällt dieses in Folge dessen, wie es überhaupt und besonders bei so kunstreichem Stoff nicht anders sein kann, ein wenig naturalistisch aus; aber dieser Naturalismus ist stets so gemäßigt, daß er nirgends auch einen strengen Geschmack verletzt und daran hindert, sich der reichen Erfindungsgabe, die hier waltet, zu freuen. Auch das Titelblatt rührt von Ströhl her. Hier hat er völlig frei und untadelhaft rein ein Ornament gefunden, welches alle Ansprüche befriedigt und nur wirkungsvolle Schönheit zeigt.

Hoffen wir, daß das Werk, das in Wahrheit erfreulich begonnen, zur Befriedigung aller Theile — und dazu gehört als Meistbetheiligter der Verleger — zu glücklichem Ende geführt wird! —ck.

Ed. Hildebrandts Aquarelle. Neue Folge, II. Serie. Berlin, M. Lubarsch u. Co.

Es sind wiederum fünf Blätter — aus dem Besitze verschiedener Kunstfreunde — die hier veröffentlicht werden. Sämmtlich stammen sie aus dem Jahre 1851. Der Luganer See, die Tiberbrücke in Rom, der Golf von Neapel, ein Nildorf und eine Vedute der Umgebung Jerusalems — das sind die Gegenstände der Darstellung. Ueber die Art derselben braucht nichts gesagt zu werden: Hildebrandt hat eine so ungewöhnlich scharfe Künstlerphysiognomie, daß man ihrer nicht vergessen kann und sie wiedererkennt, wo man ihr begegnet. In der vorliegenden Sammlung finden sich keine jener Contraste, worin sich die unfehlbare Vielseitigkeit Hildebrandts zeigt. Volle, aber gedämpfte Farben, großartig geschwungene Landschaftszüge: die beinahe absolute Schönheit liegt hier schon im Gegenstande, und man wird sich der Kunst in der Wiedergabe derselben erst voll bewußt, wenn man diese Darstellung des Oftgesehenen mit andern vergleicht. Ist man dahin gekommen, so ist es fesselnd, zu betrachten, wie Hildebrandt eigentlich seine Wirkungen erzielt, ein jedes Blatt bald näher vor das Auge zu halten, bald es ferner zu rücken, bis man den richtigen Abstand gefunden, und die so gewonnenen Eindrücke zu vergleichen. Man lernt so eigentlich erst die Sprache des Künstlers, — seine Ausdrucksmittel verstehen. — Der Aquarellfarbendruck R. Steinbocks ist ausgezeichnet — wie in den früheren Sammlungen. Glücklich, wer dergleichen besitzen kann! Das ganze Werk kostet ein kleines Vermögen; doch kann man wenigstens Lieblingsblätter auch einzeln erwerben.

Künstlerheim. Festgeschenk für Freunde der Kunst. Dritte Sammlung. München, Adolf Ackermann.

Das ist fürwahr keine prunkende Täuschung. Das ist eine wirkliche Festgabe für den Kunstfreund. Schon der erste Blick auf die Mappe, wo aus rothem Rahmen mit reicher Goldpressung zierlichster Renaissance eine Tuschzeichnung von Rudolf Seitz heraustritt — ein echter Rudolf Seitz: die Hoffnung, den reichbeladenen Nachen mit vollen Segeln in das morgenbeglänzte Meer hinaussteuernd, die stilvollste Nachbildung deutscher Spätrenaissance —: schon dieser erste Anblick verspricht das Beste. Seitz ist nun einmal der ideale Titelblattzeichner. Und der Inhalt dieser Mappe ist dem entsprechend. Es sind keine großen Blender, die hier zusammengetragen sind; man findet unter den Blättern sogar alte Bekannte wieder. Aber jeder Einzelne ist eine höchst gediegene, künstlerisch ausgeführte Studie. Die 25 Zeichnungen sind von 23 Malern beigesteuert worden — unter denen, wie es ja nahe genug liegt, die Münchener die ansehnliche Hälfte bilden. Grützner hat zwei Blätter geliefert: wieder Variationen über den gemüthlichen Kleriker; der verstorbene Kurzbauer ebenfalls, zwei Illustrationen zu „Romeo und Julie auf dem Dorf" von Gottfried Keller, Zeichnungen von hinreißender Stimmung und dem ächten Zauber des schicksalvoll Unheimlichen, der über jener Novelle liegt — wahre Muster der Illustration. Die Uebrigen sind Karge, R. Beischlag, Lossow, Vautier, F. A. Kaulbach (mit einer Illustration aus der Münchener Schützenzeitung), Vinea, Menzel (die schnupfenden Steinsetzer), Piloty (Thusnelda aus dem Triumph des Germanicus), Zimmermann, Liezenmayer, Piglhein (ein reizendes Kinderportrait in Röthel), Kühl, Lenbach, Uhde, Fröschl, Lepsius, Harburger, Diez (wieder sehr flott, ein Raubritterbild), Weiser, Bukmann und Klimsch. Der reine Schiffskatalog moderner Künstler! Namen vom besten Klange und durchgehends sehr achtungswerthe Leistungen. Hoffentlich findet das Künstlerheim immer mehr Anklang. Es scheint im Zuge der Zeit zu liegen, daß das Interesse für Handzeichnungen immer weitere Kreise gewinnt. Die Fortschritte der modernen Technik kommen dafür sehr gelegen; sie gestatten die Wiedergabe des Originals in täuschender Treue — wovon die unveränderlichen Lichtdrucke von Römmler und Jonas sprechende Beweise sind. Und jedenfalls ist diese erwachende Neigung für Handzeichnungen ein erfreuliches Zeichen. In ihnen spricht sich häufig das Künstlerische am Frischesten aus

und dabei gewöhnen sie, indem sie mehr oder minder die künstlerische Absicht nur andeuten, den Beschauer daran, das Wesentliche zu suchen.

Wir besitzen jetzt schon ziemlich viel Publicationen nach Handzeichnungen — einzelne, wie „Aus Sturm und Noth“, das die Prämie eines Familienblattes bildet, sind sogar in unerwartetem Maße populär geworden — aber wohl kaum ist eine so vollkommen schön, wie die Ackermann'sche, sowohl den Beiträgen als der Treue der Ausführung und dem Reichthum der Ausstattung nach. Das Studium der Handzeichnung bildet vielleicht ein sehr nützliches Gegengewicht gegen die Wirkung des modernen Holzschnittes, der mit der glatten Peinlichkeit seiner Ausführung gewiß manches Auge geradezu verwöhnt.

Wilhelm Arnold, deutsche Geschichte. 2. Bd. Auch unter dem Titel: Fränkische Zeit 1. Hälfte. 8. 329 S. Gotha 1881, F. A. Perthes. ℳ 7. —

Der erste Band des vorliegenden Werkes erschien vor drei Jahren unter dem Titel „Deutsche Urzeit“ und hat sich längst den Ruf als eine der ausgezeichnetsten Darstellungen der Geschichte unseres Volkes von der Zeit der vorgeschichtlichen Wanderungen bis zur Gründung der fränkischen Monarchie erwiesen. Absolute Beherrschung des großen Materials, die sich in der mit feinfühligem kritischem Geiste vorgenommenen Scheidung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen bekundet; die umfassenden Kenntnisse des Verfassers auf Nebengebieten der gleichzeitigen Culturgeschichte, dann seine große Kunst in der schriftstellerischen Verwerthung des reichen Stoffes, in der Belebung desselben, kennzeichnen das Werk als eine in jeder Beziehung hervorragende Erscheinung, die eine erste Stellung in unserer modernen Geschichtsschreibung für sich in Anspruch nehmen darf. Alle dem ersten Bande eigenen Vorzüge finden sich auch in diesem zweiten, der die Geschichte des fränkischen Reichs bis zum Tode Karls des Großen (481—814) weiterführt. In vier Capiteln wird der Stoff behandelt: „Die Völkerwanderung in Deutschland — Chlodwig und die Merovinger — Bonifacius und das Christenthum. — Das Reich Karls des Großen. Die große Gelehrsamkeit des Verfassers, welche diesmal einem noch weitschichtigeren Material sich gegenüber befand, strahlt hier in womöglich noch hellerem Lichte und ebenso die Meisterschaft in der Darstellung, welche dem Stoffe alle Spröbigkeit genommen hat; der Leser wird niemals die Schwierigkeiten nachempfinden, welche hier zu überwinden waren: der Band liest sich „wie ein Roman“, um eine volksthümliche Beziehung zu gebrauchen und hier wieder einer der besten. In ihrer Vollendung wird diese „Deutsche Geschichte“ einen stolzen Beitrag zu unserer Geschichtsliteratur bedeuten. Die Ausstattung ist eine dem Gegenstande würdige.

Friedrich Mistral, Mireia. Provenzalisches Gedicht in zwölf Gesängen. Preisgekrönt von der französischen Akademie. Mit selbstbiographischer Vorrede des Verfassers, Einleitung, Anmerkungen 2c. Uebersetzung in Versen von Frau B. M. Dorieux-Brotbeck. 8. LXXXIV u. 276 S. Heilbronn 1880, Gebrüder Henninger.

Mistral gilt als der eigentliche Wiederbeleber der provenzalischen Literatur, den provenzalischen Homer nannte ihn Lamartine. Sein Gedicht „Mireia“ — fügte er hinzu — ist er selbst, es ist sein Land, die öde, steinigte Provence, die gelbe Rhone, die blaue Durance, es ist die niedrige, bald mit Steinen bedeckte, bald feuchte Ebene, die kaum durch einige Zoll Lehmerde und einige baumartige Wasserpflanzen über die sieben sumpfigen Mündungen erhöht ist, durch welche die Schwester der Donau, die Rhone, trüb und schweigsam sich dem Meere zuschlängelt, gleich einem großen Gewürm, dessen Schuppen sich beim Kriechen durch einen Sumpf mit Schlamm überzogen; es ist die Sonne von zinnernem Glanz, welche die Kräuter der Karnargue verkalkt; es sind die großen Heerden wilder Pferde und magerer Ochsen, deren neugierige Köpfe über dem Schilf des Stromes erscheinen, und deren Brüllen und brünstiges

Wiehern einzig die traurige Stille des Sommers unterbrechen. Das Gedicht ist der Ausfluß dieses Landes. Das blos Ersonnene wird vom Künstler schlecht gemalt; nur was das Herz selbst einathmet, haucht es in schönem Gesange wieder. Die ganze Provence hat sich in der Seele ihres Dichters wiedergespiegelt: „Mireia" ist die Verkörperung der Poesie der Natur und des Menschenherzens in diesem ganzen Theile der unteren Provence. Ein ländlicher Homer ist hier vorübergezogen; ein Land ist zum Buch geworden. — Die Kunst der Uebersetzerin hat es verstanden, dem Gedichte nichts von seinem Zauber abzustreifen; ihre Frische, ihr Duft, der eigenthümlich Charakter, den ihr die Natur des Bodens, dem sie entsprossen, aufgeprägt hat, ist nicht verloren gegangen. Sei das originelle Werk einer bei uns kaum bekannten Literatur hiermit wärmstens empfohlen.

Franz Liszt, gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Ramann. 3. Band 2. Abtheilung. Auch unter dem Titel: Dramaturgische Blätter II. Abtheilung. Richard Wagner. 1. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg. 2. Lohengrin. 3. Der fliegende Holländer. 4. Das Rheingold. Mit Notenbeispielen. In das Deutsche übertragen von L. Ramann. 8. VIII u. 258 S. Leipzig 1882, Breitkopf und Härtel. ℳ 6.—

Wie kein Zweiter hat Franz Liszt durch Wort, Schrift und That dazu beigetragen, den künstlerischen Arbeiten Richard Wagners zur Geltung zu verhelfen. Mit prophetischem Blick hat der geniale Liszt die Bedeutung Wagners für die Zukunft der Opernbühne, des Musikdramas erkannt, zu einer Zeit, wo die Anderen dazu den Kopf schüttelten oder sich negirend abwandten. Mit dem Feuergeiste, den wir an Liszt einstens bewundern durften, mit dithyrambischem Schwunge verkündete er urbi et orbi den neuen Messias und sicherlich — Wagner hat es oft genug ausgesprochen, gegen seine sonstige Gewohnheit — hat die Propaganda seines Freundes das Meiste dazu beigetragen, „Tannhäuser" und „Lohengrin" der Nation um viele Jahre früher nahezubringen, als es sonst der Fall gewesen wäre. Man wird diese glänzenden Aeußerungen Liszts nicht ohne Bewunderung und Rührung lesen können, so oft man sich auch von dem Ueberschwang der Empfindung und des Enthusiasmus eigenthümlich berührt finden mag. Diese rein künstlerische Ueberzeugung, losgelöst von allem Eigeninteresse, die Huldigung für den Genius, von einem Anderen dargebracht in einer fast monumentalen Weise, gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen und wir werden uns ihrer von Neuem erfreuen bei der Durchlesung dieser geistreichen und von Begeisterung durchdrungenen Blätter. Die Uebersetzung ist, wenige Stellen abgerechnet, gelungen zu nennen. Die Ausstattung des Bandes ist im besten Sinne vornehm.

Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Es ist nicht das erste Mal, daß das Aufgehen des Hellenismus im Christenthum zu schildern versucht worden ist. Besonders eine ganze Reihe von Romanen, die sich damit beschäftigen, sind wenigstens zeitweise populär geworden. Gregorovius hat hier ein Buch geschrieben, das auf den Reiz billiger Erfindung ganz verzichtet, und das dennoch geeignet ist, Jedermanns Theilnahme festzuhalten. Er giebt die interessanteste Schilderung jener höchst merkwürdigen Periode, wo die herrlichste Cultur, die die Welt je gesehen, an Altersschwäche abstirbt. Man erhält ein völlig anschauliches Bild der Zustände in dem Griechenland des fünften Jahrhunderts, von dem wüsten Wortstreit der Christen ganz besonders. Den Mittelpunkt dieser historischen Studie bildet die athenische Rhetorentochter Athenais, die zum Christenthum übertritt, um dem Kaiser die Hand zu reichen. Ein Leben reich an schroffsten Wechseln des Glücks. Man kommt dem Seelischen darin freilich nicht recht nahe: die Quellen, die für jene Periode zu benutzen, sind zu trostlos dürftig, und so muß man sich mit dem Erkennen des Zuständlichen begnügen. — Wenn übrigens soeben diese Schrift als eine historische

Studie bezeichnet wurde, so sei gleich hinzugefügt, daß das Buch darum nicht minder lesbar ist. Bei Gregorovius ist diese Bemerkung allerdings überflüssig; denn er hat schon genug gelehrte Werke geschrieben, die diesen seltenen Vorzug der Lesbarkeit besitzen. Dieses hier liest man mit Genuß, sobald man sich überzeugt hat, daß die zahlreichen Anmerkungen, worin man zuerst doch unwillkürlich nach Interessantem sucht, eigentlich nichts bieten als die Belegstellen.

Graf Alexis Tolstoy, Fürst Serebräny. Roman in zwei Bänden. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Lange. Mit einer Einleitung von J. Hart. 8. XII und 560 S. Berlin 1882, A. B. Auerbach's Verlag.

Von den hervorragenden Vertretern der russischen Literatur sind außer den lyrisch-epischen Poeten, Puschkin und Lermontoff, eigentlich nur diejenigen Schriftsteller dem deutschen Publikum näher vertraut geworden, welche die socialen Zustände ihres Landes zum Vorwurf ihrer Romane gemacht haben, wie Gogol und Turgenjeff. Da aber die heutige Lage Rußlands nur aus seiner Geschichte heraus verständlich ist, so durfte es schon aus diesem Grunde, ganz abgesehen vom ästhetischen Gesichtspunkt, interessant sein, neben jenen Dichtern auch einen Autor kennen zu lernen, der mit Fug der russische Walter Scott genannt werden kann. Wir meinen den Grafen Alexis Tolstoy, dessen Hauptwerk, „Fürst Serebräny", hier der Leserwelt übermittelt wird. Dasselbe giebt in wechselnden, lebendigen Scenen, die sich bald im Volke, bald im Lager, bald am Hofe abspielen, ein treues Bild jenes Rußlands, das eben beginnt, aus der Barbarei herauszutreten, ohne ihre Spuren verleugnen zu können, das gleichwohl in der bis zur Grausamkeit gesteigerten Energie seiner Herrscher und der Anhänglichkeit des Volkes an die Heimath die Bürgschaften einer gewaltigen Zukunft enthält. Die große Perspective des Romans, die Kraft, mit welcher sämmtliche Charaktere, vom Zaren Iwan und Serebränys selbst bis zu den Räubern und bis zum Diener Serebränys gezeichnet sind, sowie der kunstvolle Aufbau und die bis zuletzt spannende Lösung werden gewiß der Dichtung auch bei uns zahlreiche Freunde und jenen Ruf verschaffen, den sie in Rußland genießt. Die Uebersetzung ist sehr fließend und anscheinend getreu, die Einleitung eine sehr dankenswerthe Beigabe. Die Ausstattung der Bände ist geschmackvoll.

Edward Samhaber, Walther von der Vogelweide. 8. VI u. 128 S. Laibach 1882, Kleinmayr und Bamberg.

Vorliegende Arbeit bringt eine Auswahl aus den Liedern und Sprüchen Walthers von der Vogelweide und verflicht sie in ein Lebensbild des Dichters, indem sie zugleich einzelne Capitel mit Originaldichtungen beginnt oder endet, die als ein Ausfluß wärmster Begeisterung für den mittelalterlichen Lyriker entstanden sind und subjectiven Stimmungen, welche den Autor während der Arbeit beseelt haben, Ausdruck geben. Was das Leben Walthers betrifft, so hat der Verfasser die bedeutendsten Momente desselben als Grundlage für eine Reihe von Gemälden verwerthet, die in poetischer Weise ausgeschmückt nicht so wohl ihrer selbst willen, als vielmehr dazu da sind, um als erläuternder Text die eingestreuten Dichtungen gleichsam arabeskenartig zu umschlingen. Diese Art der Conception findet in dem Umstande, daß Walthers Leben erst aus seinen Dichtungen auf dem Wege hypothetischer Forschung erschlossen worden ist, ihre Rechtfertigung. Die eingestreuten Lieder und Sprüche Walthers sind in der Weise nachgedichtet worden, daß der Verfasser die in ihnen verkörperte Gedankenwelt in ein poetisches Kleid gebracht hat, welches heutiger Sprach- und Denkweise entspricht. Auf diesem Wege poetischer Uebertragung ist freilich, wie der Verfasser selbst bemerkt, manches Moderne in die alte Dichtung hineingebracht worden — aber die Originaldichtungen Walthers wort- und versgetreu zu übersetzen, ohne undeutsch zu werden, ist eine kaum jemals zu erfüllende Aufgabe. Sowohl in den Liedern wie in den Sprüchen sind soviel als möglich die Anzahl der Verszeilen einer Strophe, als die Reimstellung beibehalten. Die originelle

Idee Samhabers ist mit großem Geschick und mit feiner poetischer Empfindung durchgeführt. Aus dem Buch weht uns wie ein frischer Hauch der Geist Walthers entgegen, in all seiner Liebenswürdigkeit und seinem liebe- und sehnsuchterfüllten Wesen. Man wird aus dem kleinen Buch Anregung und Genuß schöpfen.

Vorstadtgeschichten von Heinrich Seidel. Berlin, Verlag von Fr. Luckhardt.

Wer den liebenswürdigen Dichter kennt, wird es ihm gewiß danken, daß er hier eine Sammlung seiner kleinen Skizzen veranstaltet hat. Es sind ganz einfache Geschichten, ohne Spannung, ohne Conflict, fast ohne Handlung — und doch üben sie einen eigenen Zauber. Die Natur desselben ist schwer in kurzen Worten zu analysiren, vielleicht liegt er in dem Gefühle begründet, daß das, was man da behaglich liest, auch wirklich mit Behagen geschrieben ist, daß nie der Zwang mahnend hinter dem Sessel des Dichters gestanden hat. Vielleicht liegt er auch gerade in der Anspruchslosigkeit, unter deren Hülle man doch so viel Kraft wahrnimmt. Genug, das Heft liest sich sehr angenehm. Schon deshalb, weil es nicht nur mit einer immer seltener werdenden Correctheit, sondern auch in durchgebildetem Stile geschrieben ist — eine Eigenthümlichkeit, die man auch nicht allzu häufig findet. Da ist jeder Gedanke, jedes Bild mit Liebe — und mit Talent durchgearbeitet, bis sie anschaulich wirken. Man lese nur die Beschreibung von dem Sommervergnügen eines Berliners bei großer Hitze: „Zuweilen rettete ich mich des Abends in's Freie; und einmal sah ich das große Häuserwesen vom Kreuzberge aus vor mir liegen, eingehüllt in einen graublauen Dunst, aus welchem nur die Thürme wie luftschnappend hervorsahen. Das Rollen und Rauschen der Großstadt, das zu mir durch die Nachmittagsstille herüberdrang, erschien mir wie das leise Brodeln und Schmoren eines Gerichts, das man in seinem eigenen Dunste gar werden läßt." Es ist eine ganz gewöhnliche Geschichte, woraus dieser Satz entnommen ist — muß man sie aber nicht wirklich mit Genuß lesen, wenn man dergleichen darin findet?

An die Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechnng eingegangene Bücher.

Bogaslawski, Dr. G. v., Verhandlnngen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Bd. VIII. Heft 8. 9. 10. Berlin, Dieterich Reimer.

Collection Spemann, Bd. 14, 15. Stuttgart, W. Spemann.

Edler, Carl Erdm., Notre Dame des Flots. Eine Glocknerfahrt. Wien 1882, Paul Faesy.

Funk, Val., Arbeiter-Katechismus. Giessen 1881. Emil Roth.

Grassmann, Robert, Das Pflanzenleben oder die Physiologie der Pflanzen. Stettin 1882, Rob. Grassmann.

Hamboldt, W. v., Aesthetische Versuche über Goethes Herrmann und Dorothea. Vierte Auflage. Mit einem Vorwort von Hermann Hettner. Braunschweig 1882, Friedrich Vieweg & Sohn.

Hamboldt. Monatsschrift für die gesammten Natnrwissenschaften. Herausg. von Dr. G. Krebs. Heft 1. Stuttgart, Ferd. Enke.

Meitzen, Aug., Das deutsche Haus. Berlin, 1882. Dietrich Reimer.

Mhan-eu-faer, Die Nothwendigkeit einer kräftigeren Zusammenwirkung der Völker auf dem Gebiete der Kindererziehung speciell des Volksschulwesens. Köln, 1882. Ed. H. Mayer.

Mayden, Dr. G. van, Die Erfindungen der neuesten Zeit. Lief. 2—4. Leipzig, Otto Spamer.

Morley, H., Of English Litterature in the reign of Victoria. Leipzig, Tauchnitz. Tauchnitz Edition: Bd. 2000.

Palme, R., In Leid und Freud. Leipzig, Max Hesses Verlag.

R. E., Ueber den letzten Grund der Dinge. Pösneck 1882. C. Latendorf.

Reissmann, Aug., Handlexikon der Tonkunst. Lief. 16—20 Berlin, Rob. Oppenheim.

Richard, Oscar, Phaëton. Drama in 4 Aufzügen. Hambnrg 1882. H. Grüning.

Rückert, Friedrich, Gesammelte poetische Werke Lief. 9—13 Frankfurt a/M., J. D. Sauerlaenders Verlag.

Saar, Ferdinand von, Gedichte. Heidelberg, Georg Weiss.

Salinger, Eugen, Allerlei Herzensgeschichten. Frankfurt a/M., C. Koenitzer.

Sehrwald, Dr. Fried., Dentsche Dichter und Denker Lief. 1. 2. Altenburg, Oscar Bonde.

Schulenbarg, W. v., Wendisches Volksthum in Sage, Branch und Sitte. Berlin 1882. Nicolai'sche Verlagsbnchhandlung.

Verwundet uad geheilt. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Freiburg i. B., Fr. Wagner.

Wessely, J. F., Lose Blätter ans der Culturgeschichte. Berlin, Rich. Hanow.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkande in Berlin, Hersgb. von Prof. Dr. W. Koner. Bd. XI. Heft 6. Berlin, Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

XXI. Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1882.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Einundzwanzigster Band.

(Mit den Porträts von Rudolf Virchow, Johannes Brahms und Rudolf Hermann Lotze.)

Breslau 1882.
Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 21. Bandes.

April — Mai — Juni.

1882.

Karl Bartsch in Heidelberg. Seite
Das altfranzösische Volkslied 224

Paul Boerner in Berlin.
Rudolf Virchow bis zur Berufung nach Würzburg 105
Mit dem Porträt Rudolf Virchows. Radirung von Wilh. Rohr in Königsberg i. Pr.

Anton Theobald Brück in Osnabrück.
Das Alter 131

H. Ehrlich in Berlin.
Johannes Brahms.. 242
Mit dem Porträt Johannes Brahms. Radirung von Wilh. Rohr in Königsberg i. Pr.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Ein Schatten. Gedicht 382

Johann Kelle in Prag.
Die Verwälschung der deutschen Sprache.......................... 252

M. Lazarus in Berlin.
Carnaval. Eine psychologische Studie........................... 95

Paul Lindau in Berlin.
Toggenburg. Novelle.. 1
Die Geschwister. Roman in vier Büchern von Carl Frenzel 269
Das neueste Werk des Naturalismus. Pot-Bouille von Emil Zola.. 389

Hermann Lotze †.
Die Principien der Ethik....................................... 339

Arthur Milchhöfer in Berlin.
Heinrich Schliemann und seine Werke 65

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden. Seite
Das holländische Haus. Eine Erzählung 293
Johannes Scherr in Zürich.
Deutschland vor hundert Jahren 44
Karl Theodor Schultz in Danzig.
Gesühnt. Novelle 159
Rudolf Seydel in Leipzig.
Rudolf Hermann Lotze 355
Mit dem Porträt Rudolf Hermann Lotzes. Radirung von W. Krauskopf in München.
L. Siegfried in Bonn.
Illusionen. Eine psychologische Studie 201
Bibliographie 148. 280. 417

W. C. W.

Band 21. — Heft 61.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

April 1882.

Breslau.
S. Schottlaender.

April 1882.

Inhalt.

Seite

Paul Lindau in Berlin.
Toggenburg. Novelle 1

Johannes Scherr in Zürich.
Deutschland vor hundert Jahren 44

Arthur Milchhöfer in Berlin.
Heinrich Schliemann und seine Werke 65

M. Lazarus in Berlin.
Carnaval. Eine psychologische Studie 95

Paul Boerner in Berlin.
Rudolf Virchow bis zur Berufung nach Würzburg 105

Anton Theobald Brück in Osnabrück.
Das Alter 131

Bibliographie. 148

Hierzu ein Porträt von Rudolf Virchow. Radirung von Wilh. Rohr in Königsberg i. Pr.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

—— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. ——

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXI. Band. — April 1882. — 61. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Rudolph Virchow.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Toggenburg.

Novelle
von
Paul Lindau.

— Berlin. —

Um die zehnte Morgenstunde war Gustav Wöhringen in übelster Laune erwacht. Die verdrießliche Stimmung hatte ihn auch nicht verlassen, während er sich sehr langsam angekleidet hatte. Mit schwerem und wüstem Kopf hatte er sich an den Frühstückstisch gesetzt und ohne rechten Appetit seinen Thee getrunken. Er war wieder einmal, wie in den letzten Monaten fast ohne Ausnahme, zwischen drei und vier Uhr zu Bett gegangen; er hatte wieder einmal im Club gespielt und diesmal besonders unglücklich. Er hatte eine verhältnißmäßig sehr starke Summe verloren, deren sofortige Zahlung ihn in augenblickliche Verlegenheit brachte. Es war ihm peinlich, deshalb an seinen Bankier, der früher sein Vormund gewesen war, zu schreiben; und obgleich er keinem Menschen über seine Ausgaben Rechenschaft schuldete, sann er doch über eine Nothlüge nach, um seine Forderung zu rechtfertigen.

Alles das ging ihm durch den Kopf. Er war mit sich und der ganzen Welt zerfallen. Er hatte schon oft in ähnlichen Stimmungen den guten Vorsatz gefaßt, seinem zwecklosen Leben eine andere Richtung zu geben; aber niemals war es ihm ernsthafter gewesen als in dieser unbehaglichen Stunde, da er mit übergeschlagenen Beinen am Frühstückstische saß und nervös mit hastigen Fingern die Enden seines starken strohblonden Schnurrbarts zu kühnen Spitzen drehend, zum Fenster hinausstarrte. Er suchte zu seinen Gunsten alle möglichen mildernden Umstände geltend zu machen.

Da er seine Mutter schon als Kind verloren hatte, war er in einer vornehmen Erziehungsanstalt in Thüringen bis zur Universität herangebildet worden. Im Alter von zweiundzwanzig Jahren, als er im fünften Semester war, hatte er das Unglück, seinen Vater zu verlieren. Er hatte keinen

Bruder und keine Schwester, und mit den entfernteren Verwandten verkehrte er fast gar nicht. So war er als junger Mensch allein und im Besitz eines ziemlich 'großen Vermögens. Der unglückliche Zufall hatte ihn mit jungen Leuten zusammengeführt, die sich in einer ähnlichen Lage befanden. Er war in das Clubleben hineingerathen; er stand auf gutem Fuße mit den Damen der kleinen Theater und vom Circus. In der guten Gesellschaft, zu der er durch seine Familie, durch seine Bildung und seine Unabhängigkeit gehörte, langweilte er sich; und wenn er es sich recht überlegte, so langweilte er sich eigentlich auch am Spieltisch des Clubs und bei den lärmenden Abendessen in den kleinen Cabinets. Seit Monaten stand er jeden Morgen mit der neuen Sorge auf, wie er den kommenden Tag todtschlagen solle. Und wenn er Abends nach Hause fuhr, mußte er sich jedes Mal wieder sagen, daß auch dieser Tag ein verlorener gewesen sei. Diesem freudeleeren Dahinsiechen ohne Erregung, ohne Hoffnung und ohne Enttäuschung — dem mußte ein Ende gemacht werden.

Gustav warf die Cigarre mit einem leisen Seufzer bei Seite und nahm eine der Zeitungen. Er las den ersten Satz in dem Romanfeuilleton: „Verhängnißvoll hatte Ada in sein Leben eingegriffen . . .“ Weiter kam er nicht. Er legte das Blatt halb ärgerlich, halb lächelnd aus der Hand und sagte sich, daß die Romanschreiber nur Lug und Trug ersinnen, daß es in Wahrheit gar keine Adas gibt, die verhängnißvoll in ein Leben eingreifen.

Der heutige Tag, der 9. März des Jahres 1881 — das war sein fester Entschluß — sollte nicht vorübergehen, ohne ihm irgend etwas Ungewöhnliches zu bringen, irgend etwas, das seine Theilnahme herausfordern, das ihn lebhafter in Anspruch nehmen würde als das thörichte Einerlei seines gewöhnlichen Lebens. Wie zum Troste sagte er vor sich hin: „Und wo ihr's packt, da ist's interessant.“ Er steckte eine neue Cigarre an und überlegte sich, wie er's anfangen solle, um irgend etwas zu erleben. Als erste Bedingung, um zum erstrebten Ziele zu gelangen, erkannte er, daß er nichts von dem thun dürfe, was er nunmehr seit Jahren tagtäglich gethan hatte. Er nahm sich also vor, heute den Club, die Theater, den Circus und alle Orte, wo er seine Bekannten zu finden Aussicht hatte, zu meiden. Den tollsten Plänen, wie sie eben nur eine durch Langeweile eingeschlummerte Phantasie nach gewaltsamer Aufrüttlung aushecken kann, sann er ernsthaft nach. Wie wär's, wenn er sich eines unglücklichen Kindes, das ihm irgendwo in den Weg laufen würde, annähme und eine Seele rettete? Oder wenn er dem ersten hübschen Mädchen, das ihm auf der Straße begegnen würde, folgte und sich Mühe gäbe, sich ernsthaft in dasselbe zu verlieben? Oder wenn er sich in einer ganz entlegenen und verruchten Gegend der Stadt eine möblirte Wohnung miethete oder auf einen beliebigen Bahnhof ginge und der ersten besten hübschen Person, die irgendwohin führe, folgte?

Inzwischen traf er wirklich alle Veranstaltungen wie zu einer kleinen Reise. Er erledigte einige Briefe, die längst der Beantwortung harrten, er

brachte die Sache mit seinem Bankier in Ordnung, er überzählte seine Baarschaft, die immer noch ausreichte, um ihm zu gestatten, eine Vergnügungsreise von drei bis vier Wochen zu unternehmen; er machte sich bedächtig zum Ausgehen bereit und sagte seinem Diener, es wäre möglich, daß er einige Tage nicht nach Hause komme. Fritz war ein wohlgeschulter Diener und wunderte sich über nichts, was sein Herr that oder unterließ.

Es war gegen zwei Uhr Nachmittags, als Gustav auf die Behrenstraße trat. Einen Augenblick blieb er unschlüssig vor der Hausthür stehen, ob er rechts nach der Hedwigskirche oder links nach der Wilhelmstraße abbiegen solle. Ein schmutziger Dienstmann tappte schwerfällig an ihm vorüber; Gustav beschloß, ihm zu folgen. So gelangte er durch den Durchgang der kleinen Mauerstraße unter die Linden. Vor den dort angebrachten Schaukästen der Photographen blieb er stehen und besah die ausgehängten Bilder. Es waren meistens mehr oder weniger bekannte Künstlerinnen in interessanten Stellungen, und die weniger bekannten kannte er am besten. Eines dieser Bilder erregte durch seine Verneinung alles Komödiantenhaften sein besonderes Wohlgefallen. Es war das Bildniß eines sehr jungen, bildhübschen Mädchens mit auffallend großen Augen, die unter langen, sanftgeschwungenen Wimpern mit dem entzückenden Ausdruck eines verwunderten Kindes in die Welt schauten, mit einer etwas niedrigen Stirn, einer edelgeschnittenen Nase, einem reizenden frischen Munde. Das volle, schlichte blonde Haar war in einen einfachen Knoten geschlungen. Der ganze Zauber der Jungfräulichkeit, die holde Anmuth der ersten Jugend waren über das liebliche Gesicht ausgegossen.

„Da hätten wir ja eigentlich schon, was wir brauchten," sagte sich Gustav. „Ich brauchte nur zu dem Photographen zu gehen, auszukundschaften, wer das reizende Mädchen ist, brauchte die Unbekannte nur aufzufinden, mich in sie zu verlieben, von ihr geliebt zu werden, und Alles wäre in schönster Ordnung. Aber ich kenne mich! Ich weiß im Voraus, daß da wieder die Schlange unter dem Stein lauert. Fünf zu eins wette ich, daß mit dieser Unbekannten irgend etwas nicht stimmt. Entweder stößt sie mit der Zunge an, oder sie hat schlechte Zähne, oder sie ist unerlaubt langweilig — nein, langweilig kann sie nicht sein; dazu ist sie zu hübsch! Aber sie wird jedenfalls schon verlobt oder verheirathet sein, wenn ich sie finde. Das Original der Photographie bleibt mir übrigens für alle Fälle; vielleicht finden wir doch noch etwas Besseres."

Er ging durch das Brandenburger Thor und schlenderte langsam an den Bäumen hin durch die Lennéstraße die Thiergartenstraße entlang. Der sonnigwarme Tag hatte den Thiergarten mit Spaziergängern stark bevölkert. Gustav musterte sie alle; es begegneten ihm manche junge Frauen und Mädchen, die ihm wohlgefielen, aber er wurde offenbar sehr wenig beachtet. Er wunderte sich zunächst darüber, und es verdroß ihn sogar ein wenig, daß seine lebhaften und herausfordernden Blicke keiner besonderen Theilnahme

begegneten. Nach einiger Zeit machte er sich indessen klar, daß die jungen Mädchen, die ihm zufällig entgegenkamen, von seinen Absichten doch keine Kenntniß haben und also auch nicht wissen konnten, wie er an einem sogenannten Wendepunkte seines Daseins angekommen zu sein glaubte, und daß jene daher vollberechtigt waren, ihn gerade so viel und gerade so wenig zu beachten wie gestern und an den Tagen vorher. Seinen hochfliegenden Plänen folgte sehr schnell die völlige Entmuthigung; und er war noch nicht zehn Minuten im Thiergarten, als er sich im Geheimen schon die Frage vorlegte, ob es nicht am gescheidtesten sei, wenn er ruhig in den Club zurückkehre und den heutigen Tag gerade so verbringe wie alle andern. Aber er hatte doch ein gewisses Gefühl der Scham vor sich selbst und wollte die Flinte nicht gleich in's Korn werfen. Er sah nach der Uhr. Es fehlten noch wenige Minuten an Drei, es war also auf alle Fälle auch noch viel zu früh zum Essen, er wußte, daß er um diese Stunde keinen seiner Bekannten antreffen würde.

Gustav war langsam bis zur Höhe der Regentenstraße die Thiergartenstraße hinaufgegangen. An dem schmalen Wasserarm, welcher die Luiseninsel umfließt, ist da ein dreieckiger Raum freigelegt, in den drei Seitenalleen münden, und dort sind auch einige Ruhebänke angebracht. Er setzte sich auf die erste Bank, die dem Hauptspazierwege am nächsten ist, und zeichnete, ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken, Figuren in den Sand. Durch die Bäume und Sträucher, die eben das erste Grün ansetzten, leuchtete der weiße Marmor des Denkmals der Königin Luise. Einige Schritte von ihm quälte sich eine englische Gouvernante mit einem ungezogenen modisch ausgeputzten krausköpfigen Jungen ab, der durchaus in den Thiergarten gehen wollte, während seine Begleiterin darauf bestand, ihn auf die Promenade zu führen. Spaziergänger, einzeln und in Gruppen, kamen an ihm vorüber, ohne irgend etwas Auffälliges zu zeigen und ohne ihn zu beachten. Auch nicht Einer unter diesen entsprach nur annähernd seiner Forderung, ihn durch Außergewöhnliches zu reizen. Er hatte schon mehrmals den Entschluß gefaßt, wieder aufzustehen und weiterzuschlendern, aber die Trägheit, die ihn meisterte, vereitelte sein Vorhaben.

So mochte er wohl eine halbe Stunde langsam abgethan haben, als er plötzlich aus seiner Theilnahmlosigkeit aufgerüttelt wurde. Von der Thiergartenseite her kam in ungewöhnlich schnellem Schritt ein Herr daher, der spähend in die verschiedenen Seitenalleen ausblickte, die kleine Lichtung in der Nähe des Wassers umging, dann die Thiergartenstraße rechts und links aufmerksam hinauf und hinab musterte und endlich entschlossen auf ihn zuschritt. Mit einem eigenthümlich befangenen Lächeln lüftete er den Hut und fragte mit kurzem, vom schnellen Gange noch behindertem Athem:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, eine Frage: sind Sie schon lange hier!“

„Seit einer halben Stunde.“

„Wissen Sie das genau? — Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich darnach erkundige, es liegt mir viel daran.“

„Ganz genau. Ich habe nach der Uhr gesehen, als ich mich hier niedergelassen habe; es fehlten einige Minuten an drei Uhr."

Das Gesicht des Fremden leuchtete auf. Mit derselben Befangenheit und mit derselben Höflichkeit fuhr er fort:

„Ist Ihnen hier irgend etwas aufgefallen — ich meine, haben Sie irgend Jemand bemerkt — etwa eine Dame . . . vielleicht sind es auch zwei Damen gewesen?" —

„Es sind verschiedene Damen hier vorübergegangen."

„Diejenige, die ich meine, müßte Ihnen aufgefallen sein: über mittelgroß, sehr schlank, mit lichtblondem Haar und großen schönen dunkelblauen Augen."

Gustav dachte bei dieser Beschreibung unwillkürlich an die Photographie, die er vor Kurzem aufmerksam betrachtet hatte, und lächelte.

„Nein," antwortete er, „die Dame, die Sie beschreiben, ist nicht hier gewesen."

Der Fremde griff wieder an den Hut und sagte, indem er sich höflich verbeugte:

„Dann danke ich Ihnen, und ich bitte noch einmal um Vergebung, daß ich Sie mit meinen Fragen behelligt habe."

Er wandte sich kurz ab, warf noch einen Blick auf die Thiergartenstraße, umschritt noch einmal die kleine Lichtung und nach einer abermaligen Musterung der Seitenalleen setzte er sich endlich auf dieselbe Bank, auf der Wöhringen Platz genommen hatte, aber an das andere Ende, nachdem er zuvor mit seinem großen rothseidenen Taschentuch den Sitz und die Lehne bedächtig abgeklopft hatte.

Gustav betrachtete den Fremden mit Aufmerksamkeit. Derselbe hatte durch die Gutmüthigkeit seines Ausdruckes, die Bescheidenheit seiner Sprache und die Tadellosigkeit seiner Haltung einen sympathischen Eindruck auf ihn gemacht. Der Fremde mochte etwa in der Mitte der Fünfziger stehen. Seine Gesichtsfarbe war zwar gut, aber er sah doch sehr zart, beinahe schwächlich aus. Der lange Vollbart spielte schon stark ins Graue hinüber. Der Herr war außerordentlich gepflegt und sauber, namentlich war das Haupthaar mit einer gewissen Koketterie geordnet und an den Schläfen zu Locken kunstvoll gewirbelt. Unter den ziemlich starken Brauen hatte das gutmüthigste und harmloseste Auge Gustav angeblickt. Bedeutend war der Mann gewiß nicht. Der hervorstechende Zug des regelmäßigen und ziemlich gewöhnlichen Gesichtes war eben die Gutmüthigkeit. Auch seine Kleidung bekundete die peinliche Sorgfalt, die er auf sein Aeußeres zu legen schien. An dem etwas altmodisch geschnittenen Ueberrock, der militärisch bis oben zugeknöpft war, war nicht ein Stäubchen zu sehen. Der Hut, der gleichfalls, nach der stark geschweiften Krempe zu schließen, einem ziemlich alten Jahrgange angehören mußte, war auf das gewissenhafteste gebürstet. Trotz des trockenen, schönen, warmen Wetters trug er Galoschen und einen Regenschirm.

Gustav hätte dem Herrn ein dutzendmal im Laufe eines Tages begegnen können, ohne daß er ihn bemerkt hätte. Heute aber, da er auf der Suche nach Außergewöhnlichem war, wollte er sich durchaus einreden, daß sein harmloser Nachbar etwas Eigenthümliches besitzen müsse.

„Auf wen wartet der Mann?“ fragte er sich. „Wer ist die Blondine mit den großen Augen? Seine Tochter? — Ein Vater, der auf seine Tochter wartet, sieht anders aus. Seine Braut?“

Mit ungläubigem Lächeln gab er sich selbst die Antwort auf diese Frage. Aber seine Neugier war nun einmal gereizt, und er verspürte nicht geringe Lust, mit dem Fremden eine Unterhaltung anzuknüpfen, welche ihm über das, was er zu erfahren wünschte, vielleicht Auskunft geben würde. Er schwankte indessen; denn er hatte das Gefühl, daß die Lösung dessen, was ihm jetzt räthselhaft erschien, vermuthlich der allergewöhnlichsten Art sein würde, und daß er nur eine abermalige Enttäuschung zu gewärtigen hätte. Aber gleichviel, er wollte es darauf ankommen lassen. Er besann sich einige Augenblicke, wie er das Gespräch einleiten solle, und es fiel ihm, wie in solchen Fällen immer, nichts Gescheidtes ein.

„Sie scheinen auch auf Jemand zu warten?“ sagte er, während er sich zu dem Herrn hinüberwandte; und nachdem er auf diese Frage keine Antwort erhalten hatte, fuhr er nach einer kurzen Pause fort:

„Ich warte auch. Und wie merkwürdig! — Sie warten auf eine blonde Dame, ich auf eine brünette.“

Der Fremde verzog keine Miene. Gustav ließ sich jedoch nicht entmuthigen. Nach einigen Augenblicken fuhr er wiederum fort:

„Ich bin etwas ungeduldiger Natur, und das Warten langweilt mich sehr. Wenn Sie nichts dagegen haben, wollen wir ein wenig miteinander plaudern, das wird uns Beiden die Zeit vertreiben helfen.“

Der Fremde erröthete flüchtig wie ein schüchternes Kind. Er lächelte mit dem Ausdruck großer Verlegenheit und sagte stockend:

„Entschuldigen Sie, wenn ich unhöflich erscheine und auf Ihr freundliches Anerbieten nicht eingehe. Ich muß aufpassen, und das Sprechen zerstreut mich. Also nehmen Sie es nicht für ungut, wenn ich schweige und auf Ihre Fragen nicht mehr antworte. Ich bitte Sie nochmals höflich um Vergebung.“

„Bitte, bitte,“ sagte Gustav, der nun an der Persönlichkeit seines Nachbars wirkliche Theilnahme zu fühlen begann.

Das war ja offenbar kein gewöhnlicher Mensch! Dahinter mußte doch etwas stecken! Ein Mann, der um vier Uhr Nachmittags im Thiergarten aufpassen muß und nicht sprechen will, damit er seine Aufmerksamkeit nicht zersplittert, — da war ja jenes Geheimnißvolle, auf das er fahndete und das es zu erforschen galt. Die Lösung dieses Räthsels konnte voraussichtlich einen gelangweilten Müßiggänger wie ihn wenigstens einige Stunden, vielleicht gar einige Tage beschäftigen. Es war für Gustav eine beschlossene Sache: so leichten Kaufs sollte der Fremde nicht davonkommen. Es mußte festgestellt

werden, wer der Mann ist, was er treibt, wie es um die Blondine steht, die er hier erwartet, mit einem Worte, der ganze geheimnißvolle Roman mußte entschleiert werden! . . . Freilich, wenn er sich die Sache recht überlegte, zu einem interessanten Romanhelden war dieser schlichte Mann mit dem unbedeutenden Gesicht, dem glänzenden Hute, dem hochzugeknöpften Ueberzieher, den Galoschen und dem Regenschirm recht wenig geeignet! Aber weshalb sollte der Schein, der so oft trügt, nicht auch mit ihm sein trügerisches Spiel treiben? Wer konnte wissen, wie unergründlich tief dieses stille Wasser war? Gustav entwarf einen großartigen und um so phantastischeren Schlachtplan, als es ihm an jeder sachlichen Unterlage mangelte. Während er mitten in seinen kühnen Entwürfen stak und den Fremden, der sich ab und zu erhoben und seinen Rundgang um den dreieckigen Platz angetreten hatte, nicht aus den Augen ließ, wurde er plötzlich von einem Bekannten angeredet.

„Was treibst Du denn hier?" fragte ihn ein eleganter junger Mann. Es war Edgar von Kößler, derselbe, an den Gustav in der vergangenen Nacht eine erhebliche Summe verloren hatte. Gustav war nicht sehr erbaut von der Begegnung und antwortete ziemlich kurz:

„Ich fange Grillen."

Edgar, der auf den Fußspitzen vor ihm wippte und mit seinem Stöckchen an die Beinkleider klatschte, machte irgend eine Bemerkung, die sich auf den gestrigen Abend bezog; aber Gustav war gar nicht zum Spaßen aufgelegt. Er hatte sich in der stillen Betrachtung des Fremden, — wie er erst jetzt, da er gestört worden war, bemerkte, — eigentlich sehr gut unterhalten; und es war ihm nun unangenehm, daß er auf einmal wieder an den Club, an sein gewöhnliches Leben erinnert wurde. Er lehnte Edgars Aufforderung, ihn zu begleiten, energisch ab.

„Hast Du ein Rendezvous?" fragte Edgar.

„Vielleicht."

„Dann hast Du wenigstens gute Gesellschaft," fuhr Edgar fort, auf den Fremden deutend, der gerade an dem Wasserarm bei der Luiseninsel auf- und niederging.

„Wieso?" fragte Gustav.

„Nun, es ist doch das bekannte Standquartier des edlen Daniel Toggenburg."

„Daniel Toggenburg?"

„Solltest Du der einzige Berliner sein, der das merkwürdigste Original des Thiergartens nicht kennt? — Da geht er, der Mann mit dem eigenthümlichen Hüftenrock und dem grauen Barte."

„Nun, was ist mit dem?"

„Ich weiß es nicht. Die Leute nennen ihn Daniel Toggenburg, wahrscheinlich weil er immer wartet. Ich weiß nur, daß man ihn unfehlbar an jedem Tage, ob Regen, ob Sonnenschein, bei Wind und Wetter zur selben Stunde, zwischen drei und halb fünf Uhr, hier an derselben Stelle findet.

Und so saß er viele Tage,]
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage . . ."

„Ich bin oft genug hier entlang gekommen, mir ist er nie aufgefallen."

„Wem sollte der Mann auffallen? Ich habe ihn auch erst bemerkt, nachdem man mich auf ihn aufmerksam gemacht hatte."

„Was will denn der Mann hier?"

„Keine Ahnung! Ich habe auch schon Diesen und Jenen gefragt, aber Niemand hat mir Auskunft geben können, Er gehört eben zum Thiergarten; dabei beruhigt man sich. Der Mann wird an Congestionen leiden; wahrscheinlich hat ihm der Arzt regelmäßige Spaziergänge verschrieben . . . Kommst Du mit?"

„Nein. Ich habe hier noch zu thun."

„Man sieht Dich doch zum Essen im Club?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht."

„Auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen."

Edgar hatte eine bekannte Dame und deren hübsche Tochter erblickt und versuchte mit beschleunigten Schritten dieselben einzuholen. Gustav blickte ihm fast geringschätzig nach. Wie schal und unwürdig erschien ihm das Treiben eines Edgar von Kößler, der einer jeden Schürze nachlief! Wie viel vornehmer und ernsthafter dünkte ihn seine Beschäftigung, nachdem er nun sein Ziel erkannt und seinem Leben einen Inhalt zu geben beschlossen hatte! Hier galt es eine Menschenseele ergründen, nicht mehr und nicht weniger.

Oder vielleicht doch etwas weniger?

Der Zweifel regte sich bescheiden in Gustavs Gemüth. Am Ende war es doch nur flüchtige Laune und kindische Neugier? — Aber nein, Gustav wollte sich die Reinheit seines Vorhabens nicht trüben und das, was vielleicht edel werden konnte, nicht von unlauteren Kleinlichkeiten anfechten lassen. Hier war ein ruhiger, offenbar anständiger Mann, der etwas ganz Ungewöhnliches that; vielleicht konnte dem Manne geholfen werden — und weshalb hätte er nicht der Helfer werden können?

Um halb fünf Uhr hatte der Fremde nach der Uhr gesehen und sich ruhig, nachdem er Gustav wie zum Abschiede noch begrüßt hatte, durch den Thiergarten entfernt. Gustav folgte ihm in einiger Entfernung. Der Fremde hatte sich noch einige Male umgesehen, aber Gustav, der den Blicken Daniels auszuweichen gesucht hatte, nicht bemerkt. Daniel ging durch den Thiergarten, bog dann in die Dorotheenstraße ein und setzte nun bis zur Spree seinen Weg fort. Er ging über die Insel bei dem Museum vorbei, über die kleine Cavalierbrücke bis zum Neuen Markt. Gustav hatte ihn scharf im Auge behalten.

Auf einmal aber war Daniel wie in einer Versenkung verschwunden. Obgleich Gustav geborener Berliner war, kannte er die Gegend, in die ihn

Daniel gelockt hatte, so gut wie gar nicht. Die Physiognomie der Stadt erschien ihm gänzlich verändert. Vielleicht war er schon einmal auf dem Neuen Markt gewesen, vielleicht auch nicht. Aber wo war Daniel geblieben? War er hier in ein Haus eingetreten? — War er weiter gegangen?

Gustav stand vor einem ganz schmalen Durchgange, der eher an eine venetianische Gasse als an eine Straße des breitgebauten Berlin erinnerte. Auf's Gerathewohl durchschritt er dieselbe und sah nun vor sich eine merkwürdige Kirche, die er gewiß noch nie gesehen hatte. Und richtig, nun bemerkte er, wie Daniel da in der Ecke des Platzes auf der obersten der drei steinernen Stufen, die zur Thür des gelben Hauses hinaufführten, stand, seinen Drücker zog und das Haus öffnete.

Mit aufrichtiger Ueberraschung und Befriedigung blickte Gustav um sich. Es war ihm, als habe er eine Entdeckung gemacht. Er konnte es nicht fassen, daß man einen solchen Fleck mitten in dem modernen Berlin finden könne. Inmitten des geräuschvollen Treibens der geschäftigen Großstadt dieser friedliche Ruhepunkt wie eine große Pause in den rauschenden Mißtönen unsres hastigen Daseins. Das Alles stimmte so richtig zu einander! Hier mußte der Sonderling wohnen, dem Gustav gefolgt war — da in dem gelbgetünchten, saubern alten Eckhause, in dessen kleinen runden Fensterscheiben das röthliche Sonnenlicht glitzerte. Von diesem Fenster aus mußte er hinabblicken auf den schmalen Steg vor ihm, und hinüberblicken auf den alterthümlichen, von der Zeit ganz geschwärzten Bau der schönen Marienkirche. Wie feierlich und friedlich erhob sich dieses ehrwürdige Gebäude aus der Mitte der unansehnlichen stillen alten Häuser, die sich von drei Seiten her hart an die Kirche herandrängten und bis zu deren Mauern nur einen ganz schmalen Weg freiließen. Da wucherte das Gras aus den Fugen zwischen den schlecht behauenen Pflastersteinen hervor. Hier stockte aller Verkehr. Jahre mochten vergehen, bis sich ein müßiger Spaziergänger von ungefähr hierher verirrte. Nur von den spärlichen Bewohnern der wenigen Häuser, die überhaupt einen Zugang zu dem Kirchhofe hatten, wurde dieser Platz betreten. Die meisten dieser Häuser waren Hintergebäude der zu den anliegenden Straßen gehörenden Baulichkeiten.

Es war ganz unheimlich still. Alle Fenster waren geschlossen. Nur gedämpft drang das Geräusch von den in den belebten Nachbarstraßen dahinrollenden Lastwagen und Droschken bis hierher. Unwillkürlich trat Gustav ganz behutsam auf, als fürchte er, Jemand aus dem Schlafe zu wecken, während er langsam an der Kirche entlang ging. Dann blieb er vor einem grob zurechtgehauenen Steinkreuz am Eingange der Kirche stehen. Er betrachtete dasselbe, das darauf hindeutete, daß es hier etwas zu gedenken gab. Hier mußte sich in grauer Vergangenheit etwas Sonderbares zugetragen haben, vielleicht etwas Schreckliches, das durch das Zeichen der christlichen Barmherzigkeit hatte gesühnt werden sollen. Gustav besaß keine Veranlagung zu sentimentalen Regungen, aber es kam doch etwas Seltsames über ihn, wie ein Schauer aus fernen finstern Tagen. Mit einem beinahe andächtigen Ge-

kühl stand er vor dem ernsten dunkeln Gotteshause. Er betrachtete die schönen alten Schmiedearbeiten, die, nach ihren edel geschwungenen Linien zu schließen, aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts herrühren mochten. Dann blickte er wieder auf die alten reizlosen Häuser, die hier eine so harmonisch abgestimmte Umgebung bildeten. Es regte sich noch immer kein Zeichen des Lebens, und dabei war der Tag doch so licht und die Sonne so freundlich. Um so unheimlicher wirkte dieser stille Platz. Ihm war zu Muthe, als habe hier ein geheimnißvolles gewaltsames Naturereigniß alles Lebende ertödtet, als sei Alles ausgestorben, oder durch eine unerklärliche Gewalt verzaubert. Er empfand eine ganz seltsame Beklommenheit, die ihm doch wiederum sehr reizvoll erschien. Wie befreit athmete er auf, als er von der andern Seite des Platzes her fröhliche, helle Kinderstimmen vernahm. Er umschritt die Kirche. Nach der einen Seite hin waren die Häuser scheu zurückgewichen und hatten einen größeren Platz freigelassen, auf dem sich eine Schaar kleiner Jungen und Mädchen herumtummelte. Sie blickten erstaunt zu dem fremden Herrn auf, der ihnen eine ungewöhnliche Erscheinung war. Auf einen Augenblick verstummte das helle Lachen, aber nur auf einen Augenblick; das Spiel wurde unbekümmert um den Zuschauer sogleich wieder aufgenommen.

Eine kleine Weile hatte Gustav dem Treiben der Kinder zugeschaut, als er bemerkte, wie aus dem Hause, in dem Daniel verschwunden war, ein Dienstmädchen trat, das einen Korb am Arme trug. Das Mädchen ging, ein Liedchen trällernd, an ihm vorüber und war verschwunden, ehe er seinen Vorsatz, es anzusprechen, hatte ausführen können. Er sagte sich aber sehr richtig, daß es jedenfalls wiederkommen müsse, und da er schon einige Stunden mit Warten zugebracht hatte, so machte es ihm nichts, daß er etwas versäumte; wußte er doch, daß er's nachholen konnte. Und richtig, nach einer kleinen Viertelstunde sah er das Mädchen durch die Gasse wieder auf den Marienkirchhof zurückkommen. Jetzt ging er entschlossenen Schrittes auf sie zu. Es war ein dralles, hübsches junges Mädchen mit rothen Backen und rothgearbeiteten, starken Händen. Im Verkehr mit Dienstboten hatte Gustav eine gewisse Technik erlangt. Während er Daumen und Zeigefinger mit einer Geberde, die jeder dienstbare Geist versteht, in die rechte Westentasche steckte, sagte er:

„Einen Augenblick, schönes Kind! Sie können mir eine Auskunft geben. Wie heißt der Herr, der in dem Hause da wohnt — ich meine den Herrn, der immer im Thiergarten spazieren geht?"

„Ach so, Sie meinen Herrn Daniel Möllmann?"

„Jawohl, ich meine Herrn Daniel Möllmann."

Er drückte dem Mädchen, das sich ein wenig, aber nicht zu viel sträubte, einen Thaler in die Hand.

„Und was treibt Herr Daniel Möllmann? Hat er ein Geschäft?"

„Nein, das glaube ich nicht."

„Also Sie sind nicht in dessen Diensten?"

„Ich diene eine Treppe höher."

„Erzählen Sie mir doch etwas von diesem Herrn Daniel Möllmann. Was macht er denn den ganzen Tag?"

„Ach, von dem ist nicht viel zu erzählen! Es ist ein wunderlicher Herr. Er sagt nie ein Wort. Er hat eine alte Aufwartefrau, die ihm auch kocht und die auch kein Wort spricht. Die Leute sagen, daß er ein ganzes Zimmer voll alter Töpfe und Krüge hat; er ist ein Sammler, sagen die Leute."

„Mehr ist nicht von ihm zu sagen?"

„Ich weiß wirklich nicht mehr. Er geht jeden Mittag aus und kommt immer um dieselbe Zeit nach Hause, so um ein Viertel auf sechs Uhr, sonst sieht und hört man nichts von ihm."

„Also er sammelt alte Krüge, das ist das Einzige, was Sie von ihm wissen?"

„Ja, so sagen die Leute im Hause. Ich habe noch keine gesehen, aber ich bin erst seit einem halben Jahr hier im Dienst."

„So! dann danke ich Ihnen."

Das Mädchen nickte freundlich und trat in das Haus, in dem Daniel Möllmann wohnte. —

„Wie lange so ein Tag währt, wenn man nur die Stunden nützlich und ausgiebig verwerthet," sagte sich Gustav, als er sich mit einer gewissen Ueberwindung von der Stelle abwandte, die ihm so schnell durch ihre Eigenthümlichkeit lieb geworden war. Die alte heisere Glocke der Marienkirche schlug gerade halb sechs, als er durch die schmale Gasse in die Bischofsstraße einbog und sich der Friedrichsstadt zuwendete, die er bisher in particularistischer Ueberhebung als das eigentliche und alleinige Berlin betrachtet hatte. Es war ungefähr dieselbe Zeit, zu der er gewöhnlich seine mit behaglichem Luxus eingerichtete Junggesellenwohnung verließ, um auf einem kleinen Umwege den Club zu erreichen. Sonst hatte er bis zu dieser Stunde noch gar nichts Vernünftiges gethan; er hatte die Vermischten Nachrichten und den Localklatsch in den Zeitungen gelesen, den Tanz oder Gassenhauer aus der neusten Operette auf dem Clavier geklimpert, in irgend einem Roman geblättert — das war Alles. Wie viel voller, wie viel ereignißreicher erschien ihm der heutige Tag! Wie fruchtbringend versprachen die letzten Stunden für die nächste Zukunft zu werden, und was hatte er nicht schon alles erfahren und festgestellt!

Was hatte er nicht alles erfahren!

Gustav wiederholte für sich diesen Satz, und er mußte lächeln. Es war doch eigentlich nicht viel. Er war mit einem unansehnlichen Manne im Thiergarten zusammengetroffen; er wußte nun, daß dieser zu den regelmäßigen Besuchern desselben gehöre, daß er in einem entlegenen Winkel der Hauptstadt wohne, Daniel Möllmann heiße und, wenn das hübsche Dienstmädchen ihn richtig unterrichtet hatte, alte Krüge sammele. Es war in der That nicht

sehr erheblich; aber er war nicht anspruchsvoll und mit der Ausbeute des Tages durchaus zufrieden. Er glaubte sich nun nach gethaner Arbeit die wohlverdiente Zerstreuung gönnen zu dürfen und ging gerade wie alle andern Tage in den Club, dann in das Theater, um nach der Vorstellung in den Club zurückzukehren und mit dem so beliebten Baccarat den jungen Tag zu begrüßen.

* * *

Seit langen Jahren zum ersten Mal erwachte Gustav mit einem bestimmten Programm. Wie am vorhergehenden Tage machte er sich wieder auf den Weg nach dem Thiergarten, blieb wiederum vor dem Schaukasten des Photographen stehen, betrachtete die Bilder der anspruchsvollen Künstlerinnen und des blonden Mädchens mit den großen Augen und freute sich, als er seinen Freund Daniel an der bestimmten Stelle antraf. Nachdem sie sich gegenseitig artig begrüßt hatten, ging Gustav über den Fahrdamm und trat in die Conditorei an der Ecke der Bendlerstraße. Als er sich hier umsah, hatte er eine ähnliche Empfindung wie gestern, da sich ihm die Geheimnisse des Marienkirchhofes enthüllt hatten. Er machte sich Vorwürfe darüber, daß er seine Vaterstadt bisher so ungenügend gekannt habe. Auch hier stand er einem Widerspruch gegenüber, der ihn reizte: mitten in der vornehmsten, reichsten Gegend der Hauptstadt, in herausfordernder Nachbarschaft mit den Prachtbauten, die redlicher Gewinn und mühelos erworbener Reichthum errichtet hatten — hier, an einem der besuchtesten und schönsten Punkte der Residenz, wo jeder Fußbreit Grund und Boden mit Gold bezahlt wird, stand das alte einstöckige, bis zur Dürftigkeit anspruchslose Haus mit seinem kleinen, winkligen, ungemüthlichen Laden, einer Conditorei allerprimitivster Art, die kaum in der bescheidensten Kreisstadt auf der Höhe der localen Anforderungen stehen würde.

Er trat in den kleinen, unter dem stolzen Namen „Rauchzimmer" abgetrennten Raum, und da Frau Maukel, die Inhaberin der Conditorei, gerade einen Kunden mit Kaffeekuchen zu versehen hatte, so blieb er einige Zeit allein. Er sah sich in dem schmalen und niedern Stübchen, das jeden Anspruch auf Eleganz und Comfort verschmähte, prüfend um. Den meisten Spaß hatte er an den Bildern, die übrigens den einzigen Zimmerschmuck ausmachten: da hingen die Porträts des Kaisers und des Kronprinzen in elendem Oelfarbendruck mit billigen Fabrikrahmen, und zwei colorirte Genrebilder, offenbar Gratisprämien zu einem Colportageroman; es waren Scenen häuslichen Glücks zu Wasser und zu Lande: ein eleganter Vater mit goldener Uhrkette, der seine Frau mit blonden Locken und einer großen Broche an sich drückt und zu deren Füßen ein blondes Mädchen mit einem großen Hunde spielt, und ein junges Paar im Nachen, das sich zärtlich umschlungen hält, während ein rosiger Bootsmann mit blauer Jacke, auf deren breitem Umschlag ein goldener Anker erglänzt, und mit roth- und weißgestreiften Beinkleidern den Kahn treibt. Gustav bestellte bei Frau Maukel irgend einen Liqueur und ließ sich

mit der Dame in eine Unterhaltung ein, natürlich über Daniel. Die erwartete Bereicherung seiner Kenntnisse wurde ihm leider nicht zu Theil. Frau Maukel wußte über Daniel nichts weiter, als daß er seit langen Jahren unfehlbar zu derselben Stunde an der Luiseninsel anzutreffen sei, und fügte nur hinzu, daß sich früher die Nachbarn über die seltsame Erscheinung beunruhigt und sogar einen Criminalbeamten ersucht hätten, den Mann zu überwachen. Die Nachbarn wären indessen beruhigt worden, als ihnen der amtliche Bescheid zu Theil geworden sei, daß der Herr durchaus nichts Arges im Schilde führe, und ein ganz harmloser Sonderling sei, dessen regelmäßiges Erscheinen an derselben Stelle und zu derselben Zeit wahrscheinlich keine andere Ursache habe, als die Gewohnheit.

„Wir sehen ihn jetzt gar nicht mehr," schloß Frau Maukel ihren Bericht; „er gehört zum Thiergarten wie die Bänke und Bäume."

Der Wunsch Gustavs, Daniel mit irgend einem romantischen Schimmer zu umgeben, flüchtete vor der nüchternen Prosa dieser Auskunft immer weiter in das Reich des Unerfüllbaren. Nach fünf Minuten verließ Gustav die Conditorei und wendete sich wieder der Stadt zu. Daniel machte wie gestern die Runde. Offenbar hatte Gustav den Fall, daß ihm Frau Maukel zu einer Annäherung an Daniel nicht verhelfen könne, vorhergesehen; denn er ging entschlossen seines Weges, wie ein Mann, der weiß, wohin er will. Er nahm denselben Weg, den ihn gestern Daniel geführt hatte. Er hatte in der Straße am Zeughause, in der Nähe der kleinen Brücke, am Fenster eines Hauses allerhand Antiquitäten, namentlich alte Thonwaaren stehen sehen, und dieses Haus war sein Ziel. Er fand es ohne Mühe und trat in die dunklen, mit wurmzernagtem Gerümpel, wie auch mit kostbaren Erbstücken der Vergangenheit vollgepfropften Verkaufsräume ein.

„Ich wünsche einen sehr schönen alten Krug zu kaufen," sagte er dem Verkäufer.

Da Gustav in Bezug auf die Zeit, das Land, die Größe und Form keine besonderen Wünsche hatte, sondern als die einzige verlangte Eigenschaft eben nur die Seltenheit und Schönheit hervorhob, so sagte ihm der Händler:

„Ich habe hier ein ungewöhnlich schönes Exemplar eines Apostelkruges."

„Ein Apostelkrug?" wiederholte Gustav, der gar nicht wußte, um was es sich handelte. Weshalb sollte er keinen Apostelkrug nehmen?

„Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen," fuhr der Verkäufer fort, „daß er nicht ganz billig ist. Wie Sie sehen, ist er vollkommen gut erhalten, ganz scharf in der Modellirung und so schön im Brande, wie man es selten findet."

„Was kostet denn der Spaß?" fragte Gustav, der das gereichte Stück mit angenommener Kennermiene betrachtet hatte.

Als der Verkäufer den Preis nannte, ließ Gustav den Krug vor Ueberraschung beinahe aus der Hand fallen. Er überstieg seine Veranschlagung etwa um das Zehnfache. Mehrere hundert Mark für dieses alte thörichte Ding! Er glaubte, der Händler wolle sich lustig über ihn machen.

„Ich habe auch viel billigere," fügte dieser hinzu, „hier zum Beispiel den! Aber wenn Sie sich auf die Sache verstehen, werden Sie auf den ersten Blick bemerken, daß zwischen den beiden Exemplaren gar kein Vergleich gezogen werden kann."

„Das ist richtig, gar kein Vergleich," sagte Gustav, der durchaus keinen Unterschied zu bemerken vermochte.

„Und wenn Sie nicht gleich zugreifen," fuhr der Verkäufer fort, „so kann ich Ihnen nicht einmal dafür stehen, daß ich Ihnen den Krug heut Abend noch 'geben kann. Ein Liebhaber handelt bereits darum; wir sind nur noch um eine Kleinigkeit im Preise auseinander, und ich weiß, er wird den geforderten Preis zahlen, denn das Stück ist preiswürdig."

Gustav lächelte ungläubig.

„Mein werther Herr, die Liebhaber, die sich noch nicht zum Kauf entschlossen haben — die kenne ich! Das sagt man immer."

Der Verkäufer zuckte mit überlegener Ruhe die Achseln, trat an das alte wacklige Stehpult, auf dem sein Geschäftsbuch aufgeschlagen lag, öffnete eine Schublade und nahm einen Brief heraus, den er Gustav mit den Worten reichte:

„Bitte überzeugen Sie sich."

Gustav las:

„Wenngleich der Preis, den Sie für den Apostelkrug angesetzt haben, ein sehr hoher ist, so entzückt mich die Schönheit desselben doch derart, daß ich mit mir noch ernsthaft zu Rathe gehen will, ob ich den geforderten Preis zahlen kann oder nicht. Jedenfalls bitte ich Sie, mir bis morgen Abend das Vorkaufsrecht zu lassen.

Ergebenst

Daniel Möllmann."

„Die Frist ist gestern Abend abgelaufen," fügte der Händler erläuternd hinzu, „aber Herr Möllmann weiß ja, daß man ein solches Stück nicht jeden Tag verkauft, und die Rücksicht für einen so guten alten Kunden würde mich auf alle Fälle dazu veranlassen, Herrn Möllmann zu benachrichtigen, wenn sich ein Käufer für den Krug finden sollte."

Nun war Gustavs Entschluß gefaßt. Mit der trügerischen Philosophie der Jugend sagte er sich, daß schließlich das Opfer, das er bringen wolle, ein geringfügiges sei, daß er am vorigen Abend eine größere Summe im Baccarat gewonnen habe — den vorhergehenden Tag des Verlustes hatte er schon wieder vergessen.

„Und Herr Möllmann ist Kenner?" fragte Gustav.

„In Thonwaaren eine erste Autorität."

„Also, um es kurz zu machen: ich nehme den Krug. Sie brauchen Herrn Möllmann nichts davon zu sagen. Der Krug ist für ihn bestimmt."

Der Händler warf einen mißtrauischen und fragenden Blick auf den jungen Menschen, der übrigens selbst das Bedürfniß fühlte, seine Aussage glaubhaft zu machen.

„Ich kenne Herrn Möllmann . . . am Marienkirchhof — Sie sehen, ich weiß Bescheid."

Dem Verkäufer war es ganz erwünscht, den Worten des jungen Mannes Glauben zu schenken, um die Rücksicht auf den alten Kunden, von der er vorhin gesprochen, fallen lassen zu können. Er verpackte den Krug, strich das Geld ein, und Gustav zog mit der erworbenen Rarität unter dem Arme vergnügt von dannen.

Die halbe Stunde, die er noch zu verbringen hatte, bis er sicher war, daß er Daniel zu Hause treffen würde, verging ihm in einem Wirthshause ziemlich langsam. Als die Zeit gekommen war, nahm er eine Droschke, fuhr bis zum Neuen Markt an den kleinen Durchgang zum Marienkirchhof und trat gerade, als die heisere Glocke der Marienkirche wieder halb Sechs schlug, beherzt in das stille Eckhaus ein.

Von dem Dienstmädchen hatte er gehört, daß Daniel im ersten Stock wohne, und dort läutete er. Es verging eine geraume Zeit, bis ihm geöffnet wurde. Eine alte Frau von strahlender Reinlichkeit, mit weißer Schürze und weißer Haube auf dem doppelt gescheitelten grauen Haar, mit breitem Gesicht, mit breiter Nase und breitem Munde stand vor ihm. Gustav hatte sich darauf gefaßt gemacht, daß er nicht ohne Weiteres vorgelassen werden würde. Er sagte also:

„Ich komme, um in einer sehr dringlichen Angelegenheit Herrn Daniel Möllmann zu sprechen. Wollen Sie ihm sagen: der Herr, mit dem er gestern im Thiergarten gesprochen, habe einen Dienst von ihm zu erbitten, eine Auskunft."

„Bitte nur einen Augenblick hier zu verziehen," sagte die Frau und verschwand. Nach einer kurzen Zeit kam sie zurück mit dem Bescheid: „Herr Möllmann läßt bitten."

Das Zimmer, in das Gustav geführt wurde, war leer. Es übte in seiner Eigenthümlichkeit eine tiefe Wirkung auf ihn. Es war das Zimmer eines Sammlers und Sonderlings, wie man es sich nur ausmalen kann. Die beiden Fenster nach dem Marienkirchhof hatten stark verbleite gelbliche Butzenscheiben, durch die das Licht gedämpft in den traulichen Raum eindrang. Die für die mäßigen Verhältnisse des Raumes etwas großen Möbel gehörten keinem besonderen Stil an. Sie mochten aus den fünfziger Jahren stammen; sie waren aus hellem Ahornholz gefertigt, das mit seiner eigenthümlichen Maserung und seinen launischen schwarzen Punkten freundlich und behaglich wirkte. Das Sopha und die Lehnstühle waren mit schwarzem Roßhaarstoff überzogen. An den Wänden ringsum liefen, von einfachen Consolen getragen, zwei Reihen Gesimse, auf denen in sorgsamer Anordnung Krüge, Kannen und andere thönerne Gefäße aufgestellt waren, in interessanten Formen, in lustigen Farben. Einer der Krüge, der an sichtbarster Stelle gerade dem Schreibtisch gegenüber hingesetzt war, mußte wohl schadhaft sein. Er war mit einer Art Gaze überzogen. In der Mitte der größten Wand

stand ein schlichter Glasschrank ohne Verzierung, dessen Inhalt durch grünseidene Vorhänge verborgen wurde, wahrscheinlich die Bibliothek. Auf den Schrank war eine mächtige sehr kunstvoll gearbeitete Kanne gestellt, die das Prachtstück der Sammlung zu sein schien. Der alte grüne Ofen war von besonderer Schönheit. In der Mitte der Stube stand auf einem einfarbig braunen schlichten Teppich ein sehr großer Tisch mit Schreibzeug, einer Schreibunterlage und verschiedenen Bildermappen, alles mit pedantischer Genauigkeit symmetrisch geordnet und in tadellosem Zustande.

Eine neue Welt für Gustav, eine Zauberwelt, die ihn ganz weich stimmte und rührte. Er fragte sich schon, was ihm die Berechtigung gäbe, in dieses Reich des Friedens und der Beschaulichkeit wie ein wilder Eroberer einzubrechen? Er bedauerte beinahe, nun, da er am Ziele war, daß er dieses Ziel überhaupt angestrebt hatte. Da ging die Thür auf, und Herr Daniel, der offenbar erst etwas Toilette gemacht hatte, trat mit freundlichem Lächeln ein und begrüßte ihn artig. Er nöthigte Gustav Platz zu nehmen und fragte, womit er ihm dienen könne. Zunächst etwas stockend, aber im Laufe des Gesprächs immer zuversichtlicher fortfahrend, sagte Gustav:

„Zufällig habe ich gehört, daß Sie sich auf alte Thonwaaren gut verstehen; und man braucht sich hier nur umzusehen, um die Gewißheit darüber zu erlangen. Ich sammle auch — das heißt — eigentlich nicht; aber ich habe zufällig vor einiger Zeit von einem Bekannten einen Apostelkrug zum Geschenk bekommen, und ich möchte mich vor allen Dingen über die Echtheit beruhigen. Ich habe ihn gleich mitgebracht, . . . da ist er."

Er hatte den Krug ausgewickelt und reichte ihn Daniel. Dieser trat an das Fenster, besah ihn flüchtig und blickte dann lächelnd zu Gustav hinüber.

„Vor einiger Zeit?" fragte er. „Lange wird es wohl nicht her sein. Vorgestern habe ich den Krug noch in der Hand gehabt. Er kommt von dem Händler am Zeughause; es ist ein seltenes Prachtstück."

Er berührte den Krug, wie man einen geliebten Gegenstand berührt; er streichelte ihn förmlich und seine Blicke hatten etwas wahrhaft Zärtliches.

„Es ist ein Prachtstück," wiederholte er.

„So," sagte Gustav möglichst gleichgültig. „Ich mache mir eigentlich nicht viel daraus. Ich verstehe nichts davon, und wenn ich wüßte, daß ich Ihnen damit nur eine kleine Freude bereiten könnte, so würde ich mir erlauben, Ihnen das Ding, das für mich gar keinen Werth hat, nach dem ich mich nie gesehnt habe, und das ich nie vermissen werde, als Geschenk anzubieten. Es gehört in diese Sammlung, und erst hier kommt der Krug zu seiner Geltung."

„Sie sind zu gütig," sagte Daniel; „aber ich bin wirklich nicht in der Lage, ein so kostbares Geschenk anzunehmen."

„Aber ich bitte Sie!"

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre freundlichen Absichten, aber erweisen Sie mir die Freundlichkeit, nicht mehr davon zu sprechen. Sie wollen mich

doch gewiß nicht kränken. Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, und ich sehe keine Möglichkeit, Ihnen jemals einen Gefallen zu erweisen; also ich bitte Sie: nehmen Sie Ihr Eigenthum wieder an sich und wahren Sie es! Es ist ein sehr schönes Exemplar."

Gustav fühlte, daß er eine Ungeschicklichkeit begangen hatte, und es trat eine kurze Pause der Verlegenheit ein.

„Kann ich Ihnen sonst noch mit etwas dienen?" fragte Daniel nach einiger Zeit.

„Ja," sagte Gustav entschlossen. „Herr Möllmann, ich empfinde es als ein Unrecht, daß ich Sie habe täuschen wollen! Ich will offen und ehrlich mit Ihnen sprechen. Den Krug habe ich mir lediglich verschafft, um eine Anknüpfung mit Ihnen zu finden. Es thut mir leid, daß Sie meinen gutgemeinten Vorschlag nicht so leicht hingenommen haben, wie er gemeint war. Mir würde es angenehm gewesen sein, wenn ich Ihnen eine kleine Freude hätte bereiten können, aber sprechen wir nicht mehr davon, da Sie es nicht wünschen! Das ist ja auch Nebensache. Mich führt etwas Anderes zu Ihnen: Sie interessiren mich, und ich möchte Sie gern kennen lernen. Es ist nicht frivole Neugier, die mich dazu veranlaßt, in Ihren stillen Kreis einzutreten, es ist wirkliche Theilnahme. Wenn Sie mich fragen wollten, aus welcher Quelle diese Gesinnung entspringt, so müßte ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Ich weiß es selbst nicht. Vielleicht aus dem zwecklosen Müßiggange, aus nichts Anderem — aber gleichviel: ich möchte Ihnen irgendwie nützlich oder angenehm sein können. Ich habe bis jetzt als echter junger Mensch in den Tag hineingelebt, und ich schäme mich vor mir selbst, daß ich die Kraft meiner Jugend und die Vergünstigung meiner Freiheit in gedankenlosem Egoismus, Niemandem zu Liebe, nicht einmal mir selbst zu Gefallen, verzettele. Ich bin etwas abergläubisch, und ich habe mir gesagt: ich will mich vom blinden Zufall leiten lassen, vielleicht führt er mich auf den rechten Weg. Ich bin mit Ihnen zusammengetroffen, und da ist mir der Gedanke gekommen, daß Sie am Ende mein Leiter werden könnten. — Lächeln Sie nicht, Herr Möllmann, es bedarf oft nur eines geringen Anstoßes, um die Kugel in's Rollen zu bringen. Seit Jahren verkehre ich in derselben Gesellschaft, mit Leuten in meinem Alter, in meinen Verhältnissen, deren Vergnügungen die meinigen geworden sind, und von denen ich nicht die geringste Anregung zu erwarten habe. Sie sind ein ganz anderer Mensch als alle die, die ich kenne. Sie haben andere Gewohnheiten, eine andere Umgebung, — versuchen Sie es mit mir! Sie führen ein Einsiedlerleben, und es kann doch vorkommen, daß Sie einmal eines Freundes bedürfen. Dieser Freund möchte ich werden. Verfügen Sie über mich, über meine Jugend, über meine Freiheit! Ich würde Ihnen herzlich dankbar sein."

Daniel hatte dem jungen Manne mit Ueberraschung und Staunen zugehört. Der Gedanke, daß derselbe etwa einen schlechten Spaß mit ihm beabsichtige, tauchte nicht in ihm auf. Dazu war die Sprache zu frei, der Aus-

druck zu natürlich. Er reichte Gustav die Hand und drückte sie. Es verging eine kurze Weile, ehe Daniel antwortete. Es machte ihm offenbar Mühe, seinen Gedanken Ausdruck zu geben. Er wiederholte einigemale:

„Ich danke Ihnen . . . ich danke Ihnen sehr! . .“ Und dann sagte er: „Der Zufall hat Sie doch nicht glücklich geführt! Ich bin ganz bedürfnißlos. Die Leute halten mich sogar für einen Sonderling. Ich wüßte wirklich nicht, wie und wann ich von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen könnte; denn das, was mich beschäftigt, muß ich allein verrichten. Nochmals danke ich Ihnen herzlich.“

„O, so leicht entgehen Sie mir nicht!“ rief Gustav mit wachsender frischer Zuversichtlichkeit. „Mit der einfachen Zurückweisung meines Antrags ist es nicht gethan. Ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, mich zu Ihnen zu gesellen, und Sie sollen über die Zähigkeit meines Willens und über meine Beharrlichkeit staunen! Ich werde entsetzlich consequent sein, da ich ja doch nichts Anderes zu thun habe. Sie kennen die Geschichte jenes verrückten Engländers, der Jahre lang einem Thierbändiger nachreiste und geduldig auf den Augenblick wartete, da dieser von seinen Löwen aufgefressen werden würde. Ich wünsche Ihnen gewiß alles Gute, und es hat gar keine Wahrscheinlichkeit, daß Sie jemals von irgend einem Raubthiere verzehrt werden. Aber weshalb sollte Ihnen nicht so gut wie jedem andern Sterblichen einmal irgend etwas zustoßen, weshalb sollten Sie sich nicht einmal nach der Hand eines Freundes umzusehen brauchen? Nun, dann werden Sie erstaunt sein, wie ich zur Stelle bin! Ja, Herr Möllmann, ich werde da sein und Ihnen die Hand entgegenstrecken, die Sie nur zu ergreifen brauchen. Ich werde Ihr Schutzengel sein und Ihnen folgen auf Schritt und Tritt, wie dem verstorbenen Paganini die vermummte Gestalt seines spiritus familiaris! Also, Sie mögen nun wollen oder nicht: Sie werden mich nicht los, ich bin und bleibe der Ihrige!“

Herr Daniel, der für humoristische Aeußerungen wahrscheinlich nur wenig Verständniß besaß, begnügte sich mit der Antwort:

„Ach, das dürfte Ihnen mit der Zeit doch wohl etwas langweilig werden. Und was sollte mir wohl zustoßen? — Ich habe schon öfter bemerkt, wie sich die Leute — namentlich junge Menschen in Ihrem Alter — in einer mir unverständlichen Weise bemüht haben, mit mir in Verbindung zu treten. Ich habe bemerkt, wie sie mich im Thiergarten beobachteten und mir nachgegangen sind, wie sie sich nach mir erkundigt haben. Das hat gewöhnlich einige Tage gedauert, bei einigen sogar wochenlang, aber schließlich haben sie es doch immer wieder aufgegeben; und gerade so wird es Ihnen ergehen.“

„Sie kennen mich schlecht, aber Sie sollen mich noch kennen lernen.“

„Ich glaube kaum, daß es dazu kommen wird.“

„Also Sie wollen mir gewaltsam ausweichen?“

„Ganz und gar nicht. Sie wissen nun, wo ich wohne, und um diese

Stunde treffen Sie mich täglich zu Hause. Es wird mir immer ein Vergnügen sein, mich mit Ihnen ein Weilchen zu unterhalten. Ich werde auch nicht versäumen, Ihnen meinen Gegenbesuch zu machen. Aber Sie werden meiner bald überdrüssig werden. Ich bin ein einfacher alter Mann; ich bekümmere mich nicht viel um das, was die Leute thun und treiben. Meine einzige Liebhaberei für alte Thonwaaren theilen Sie nicht. Sie werden bald bemerken, daß Sie viel Besseres zu thun haben, als meine Gesellschaft zu suchen. Ich wiederhole Ihnen indessen: ich werde mich jedesmal freuen, Sie hier zu sehen. Nur um Eines bitte ich Sie: suchen Sie mich nicht im Thiergarten auf! Da muß ich ungesellig erscheinen, weil ich da etwas Bestimmtes zu thun habe, das mir jede Zerstreuung untersagt."

Nachdem Gustav noch einmal feierlich betheuert hatte, daß er die Partie nicht so leicht aufgeben würde, und nachdem er Daniel auf dessen Wunsch seine Adresse gegeben hatte, verabschiedete er sich und fuhr nach Hause.

Er war eigentlich etwas entmuthigt. Es war ihm gar zu leicht gemacht. Er hatte gehofft, daß er den Zutritt zu Daniel mit großer Anstrengung würde erzwingen müssen, daß dieser ihm untersagen würde, in irgendwelche Beziehungen zu ihm zu treten. Das hätte ihn vielleicht angespornt, das hätte seinen Scharfsinn angeregt, seine Thatkraft gestärkt. Nun war er mühelos bei einem alten freundlichen Herrn gewesen, der ihm nicht das geringste Hinderniß in den Weg legte, und der außer seiner gar nicht seltsamen Liebhaberei als Sammler auch nicht das geringste Besondere zeigte: ein Mann wie andere mehr. Und mußte denn seinem regelmäßigen Besuch des Thiergartens ein romantisches Geheimniß zu Grunde liegen? War es nicht viel einfacher, anzunehmen, daß der Mann täglich einen hübschen Spaziergang machen wollte und sich diese Stelle ausgesucht hatte, die ihm am besten gefiel? Oder war es eine Schrulle gewöhnlicher Art, deren Ursprung zu erforschen wahrlich nicht verlohnte? — Gustav hatte schon jetzt einiges Verständniß für die Auffassungen der Nachbarn und der Frau Maukel, die sich um Daniel gar nicht mehr bekümmerten. Das aber mochte er sich einstweilen noch nicht eingestehen. Am nächsten Tage ging er also wieder in den Thiergarten, um sich zu überzeugen, daß Daniel zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle wäre; dasselbe that er auch im Laufe der folgenden Wochen einigemale. Er hielt es auch für seine Pflicht, seinen Freund, der ihm richtig seine Karte gelassen hatte, noch einmal zu besuchen; aber weder bei diesem Besuche noch bei dem dritten und letzten, den er ihm machte, ereignete sich irgend etwas, das seine Theilnahme für Daniel hätte wiederbeleben und bestärken können.

Noch einige Wochen gingen über's Land, und Gustav dachte nur in seltenen Fällen und nur flüchtig an den regelmäßigen Gast des Thiergartens. Mit der Erinnerung an Daniel waren auch seine guten Vorsätze, ein neues, vernünftiges Leben anzufangen, immer tiefer in den Schatten gerückt. Er lebte weiter, wie er früher gelebt hatte, und unterhielt sich dabei recht gut. Der Sommer war da, Berlin entvölkerte sich, und Gustav überlegte sich, ob

er nach der Schweiz oder nach Skandinavien gehen wolle. Daniel hatte Recht behalten: Gustav hatte ihn gänzlich vergessen.

* * *

In letzter Zeit hatte Gustav auffallend viel von Norwegen gesprochen. Er hatte einen Reiseführer durch Skandinavien gekauft und über das Land mancherlei Neues erfahren; und er fühlte alsbald den natürlichen Drang, die eben errungenen Kenntnisse gelegentlich seinen Freunden als etwas allgemein Bekanntes mitzutheilen.

Es war Anfang Juni. Alles war für die Abreise vorbereitet; morgen oder übermorgen wollte er Berlin verlassen, um die Wunder des Nordens kennen zu lernen. Heute hatte er mit seinen Freunden das Abschiedsmahl eingenommen; er wollte nur eben einmal bei sich vorspringen, um seine Cigarrentasche zu füllen und dann mit seinen Bekannten in der Flora wieder zusammenzutreffen. Als der Diener ihm öffnete, überreichte er ihm zugleich einen Brief, den eine alte Frau gebracht hatte. Gustav erkannte auf den ersten Blick die charakteristischen scharfen Schriftzüge von Daniel Möllmann, die sich von seinem Besuche bei dem Antiquitätenhändler her seinem Gedächtniß eingeprägt hatten. Neugierig öffnete er den Umschlag und las:

„Geehrter Herr und junger Freund!

Es ist die Stunde gekommen, in der ich Sie an Ihr Versprechen erinnern darf. Sie können mir einen Dienst erweisen. Wenn Sie dazu noch immer bereit sind, und wenn es Ihre Zeit erlauben sollte, so möchte ich Sie höflichst bitten, mich recht bald, wo möglich noch im Laufe des heutigen Tages, spätestens morgen Vormittag, mit Ihrem Besuch zu beehren.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Daniel Möllmann."

Gustav war schnell entschlossen. Er schrieb eine entschuldigende Zeile und sandte dieselbe durch seinen Diener an Edgar von Kößler, der im Club auf ihn wartete. Er selbst nahm eine Droschke und fuhr sogleich zu Daniel. Die alte Frau mit dem breiten Gesicht führte ihn ohne weiteres durch das ihm wohlbekannte Zimmer mit den Butzenscheiben in die anstoßende Schlafstube — ein ganz bescheiden ausgestattetes sauberes Gemach, das ungefähr eben so groß war wie die Wohnstube, wegen des spärlichen Mobiliars aber größer erschien. Dasselbe enthielt eben nur das Bett, einen Kleiderschrank, einen Waschtisch, einen Nachttisch und drei oder vier mit Stroh beflochtene Stühle, — alte steife Möbel aus massivem Mahagoni gefertigt, die mit den Jahren erheblich nachgedunkelt hatten. — Daniel lag im Bett. Er war mit gewohnter Sorgfalt frisirt, und die beiden Locken an den Schläfen waren gerade so gelungen wie an den andern Tagen. Als Gustav in das Zimmer trat, nahm das Gesicht des Kranken den Ausdruck der hellsten Freude an.

„Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht," sagte Daniel, indem er Gustav bat, neben seinem Lager Platz zu nehmen. „Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar."

Auf Gustavs theilnahmvolle Frage gab Daniel den Bescheid, daß ihm im Laufe des Nachmittags ein kleiner Unfall zugestoßen sei, der ihn leider für die nächsten Tage an das Bett fessele — seit vollen dreiundzwanzig Jahren zum ersten Male. Er war auf einer der Steinstufen, die zur Hausthür hinanführten, ausgeglitten — ein Dienstmädchen hatte dort Wasser verschüttet — er war hingefallen, sein rechter Fuß war umgeknickt, und dabei war eine Sehne übergesprungen. Nur mit großer Anstrengung und starken Schmerzen hatte er sich bis zu seiner Wohnung hinaufschleppen können; der sofort herbeigerufene Arzt hatte den schon stark angeschwollenen Knöchel verbunden und für die nächsten Tage die vollkommenste Ruhe anbefohlen.

„Und nun," schloß Daniel seinen Bericht, „werden Sie wohl schon errathen, weshalb ich Sie zu mir gebeten habe. Es ist eine große Gefälligkeit, die ich von Ihnen verlange, und ich verüble es Ihnen ganz und gar nicht, wenn Sie mir meine Bitte versagen. Ich werde dann eben sehen, wie ich mir helfen kann. Ich habe schon an meine alte Marianne gedacht; aber es würde mich doch beunruhigen. Ruhig wäre ich, wenn Sie mich vertreten wollten."

Gustav sah Daniel fragend an. Er verstand ihn offenbar nicht.

„Ich denke," fuhr Daniel fort, „daß es sich nur um einige Tage handeln kann, um zwei, drei Tage, nicht mehr. Wenn Sie mir da die Nachmittagsstunden von drei bis halb fünf opfern und anstatt meiner im Thiergarten warten wollten — ich würde Ihnen den Dienst nie vergessen."

Der junge Mann blickte auf den Kranken, der ihn mit einem rührend bittenden Ausdruck ansah.

„Ich soll Sie an der Luiseninsel ablösen?" fragte er. „Ich soll da auf Jemand warten? — Aber auf wen denn?"

„Auf die blonde Dame, die ich Ihnen bei unserer ersten Begegnung beschrieben habe."

„Sie haben sie noch nicht getroffen?" fuhr Gustav fragend fort.

„Noch nicht," antwortete Daniel ruhig. „Aber sie wird kommen, ich weiß es."

Gustav sah den Alten mit immer erstaunteren Blicken an.

„Aber darüber sind doch nun schon Monate vergangen?"

„Mehr als Monate," versetzte Daniel trübe lächelnd. „Aber das thut nichts! Sie wird kommen."

Es blieb eine Weile still. Gustav betrachtete mit liebevoller Aufmerksamkeit den Kranken, der ruhig, milde lächelnd vor sich auf die weiße Decke blickte und in der Erinnerung an die Vergangenheit die Gegenwart ganz zu vergessen schien. Obwohl Gustav in Daniels Wesen bis zu diesem Augenblick nichts Seltsames und Auffälliges hatte wahrnehmen können, so ward es jetzt für ihn doch zur Gewißheit, daß der alte Herr von einem harmlosen Wahngedanken beherrscht wurde. Er hatte wirkliches Mitgefühl mit Daniel, und er gab sein Vorhaben auf, unter dem berechtigten Vorwande, daß er Berlin am andern Morgen verlassen wolle, eine artig ablehnende Antwort zu geben.

„Ist Ihnen denn so viel daran gelegen?" nahm er endlich wieder das Wort, „daß ich Sie in den Nachmittagsstunden an der Luiseninsel vertrete?"

„Mehr als ich Ihnen sagen kann."

„Aber, verzeihen Sie mir, wenn Sie dort schon seit langer, langer Zeit vergeblich warten, so ist die Wahrscheinlichkeit doch eine äußerst geringe, daß ich erfolgreicher sein werde — um so geringer, als ich nach Ihrer unvollkommenen Beschreibung mich sehr leicht irren kann."

„Ein Irrthum ist unmöglich," sagte Daniel ruhig. „Wenn die Dame, die ich meine, kommt, so werden Sie sie auf den ersten Blick erkennen; ich könnte mich einer jeden weiteren Beschreibung enthalten . . . Der Zufall spielt seltsam — ich spreche aus Erfahrung! Der Gedanke, daß sie gerade an einem Tage, an dem ich zur Stelle zu sein verhindert war, mich vergeblich aufgesucht haben könnte, würde mich immer wieder beunruhigen und diese Ungewißheit würde mich mehr peinigen, als mich das geduldige Ausharren je gepeinigt hat. Und, weiß Gott, das Warten ist kein Kinderspiel! Wie es an meiner Seele gezehrt, wie es meine Kräfte zerrieben hat — ich habe nie darüber ein Wort der Klage laut werden lassen, aber in den letzten Monaten habe ich es doch recht stark gefühlt; und wenn mich nicht die Hoffnung, daß ich sie dennoch wiedersehen werde, aufrecht erhielte, — ich wäre schon zusammengebrochen! Was mich tief bekümmert, ja, was mich erschreckt, ist, daß diese Hoffnung, die ich mir durch lange Jahre leuchtend bewahrt hatte, sich gerade in der letzten Zeit zu trüben begonnen hat. Der kleine Unfall, der mir zugestoßen ist, ist für mich wie eine Warnung gewesen, wie ein Vorzeichen, daß es mit mir zu Ende geht. Ich fürchte mich nicht vor dem Ende: denn ich weiß, ich werde sie wiedersehen, hier oder dort! Vielleicht ist sie mir ja schon vorangegangen, vielleicht hat sie blos deshalb ihr Wort nicht einlösen können. Nicht mehr! — oder noch nicht! Das ist die Frage. Aber in der Ungewißheit darüber muß ich hier meine Pflicht thun: ich darf mir nichts vorzuwerfen haben. Sie soll mich niemals beschuldigen dürfen, daß ich mein Wort nicht gehalten habe, und deswegen habe ich gewartet und gewartet und warte und werde warten, so lange mein Herz noch schlägt."

Daniel, der seine Rede schon leise begonnen hatte, hatte die Stimme immer mehr gesenkt, und die letzten Worte waren kaum vernehmbar über seine Lippen gekommen. Er blickte starr vor sich hin, und Gustav fand kein Wort der Erwiederung, als er geendet hatte. Es war inzwischen dunkel geworden. Gustav ließ keinen Blick von dem Kranken, der halb aufrecht auf seinem Bette lag und mit beiden Händen gleichmäßig an der Decke zupfte. Die Thür ging vorsichtig auf, Marianne brachte die grüne Schirmlampe und ließ die Vorhänge herunter. Als sie ebenso leise das Zimmer wieder verlassen hatte, wandte sich Daniel zu Gustav und sagte ihm lächelnd:

„Aber Sie haben ja anderes zu thun, junger Freund, als hier am Bette eines kranken Mannes zu sitzen, den Sie wenig oder gar nicht kennen . ."

„Den ich aber gern besser kennen lernen," nahm Gustav das Wort,

„dem ich von Herzen gern nützlich sein möchte! Bei unserer ersten Begegnung habe ich Ihnen gesagt: ich will nicht frivol in das Geheimniß Ihres Lebens eindringen. Nun aber sehe ich, daß Sie unter diesem Geheimniß schwer zu leiden haben, und da Sie zu mir nun einmal Vertrauen gefaßt haben, sollten Sie nicht so verschlossen sein."

Daniel reichte dem jungen Manne die Hand und drückte sie herzhaft:

„Sie haben Recht; ich will Ihnen etwas erzählen! Und Sie brauchen mir nicht Verschwiegenheit zu geloben; ich sehe es Ihnen an und ich fühle es, daß ich vor Ihnen offen sprechen darf. Und jetzt, da ich mich so elend fühle, ist es mir eine Erleichterung, daß ich das, was Sie das Geheimniß meines Lebens nennen, einem freundlich gesinnten Manne mittheilen darf. So hören Sie denn meine Geschichte!"

* * *

„Sie waren wohl kaum geboren, als ich meine Vaterstadt verließ und hierher nach Berlin ging. Ich wollte mich im Zeichnen und in der Kenntniß alter Muster und Formen vervollkommnen, denn ich hatte geringe Lust, in das väterliche Geschäft einzutreten. Ich hatte die Neigung von meinem Großvater, der als bescheidener Töpfer angefangen, durch seinen Geschmack und seine Umsicht aber sich mit der Zeit zum angesehenen und wohlhabenden Mann herausgearbeitet und sein Handwerk stets als wahres Kunstgewerbe betrieben hatte — dessen Neigungen hatte ich ererbt. Ich besuchte die Gewerbeschule und arbeitete einige Zeit recht fleißig. Ich kam in schlechte Gesellschaft. Zwischen meinen verheiratheten Geschwistern und mir trat ein völliges Zerwürfniß ein. Mein armer Vater aber bewahrte mir bis zu seinem Tode seine Liebe.

Eine Zeit lang wurde ich durch diesen Unglücksfall wieder vernünftig und ordentlich; es dauerte jedoch nicht lange. Das wilde Leben begann auf's Neue, und da ich über ein gewisses Vermögen verfügen konnte, lebte ich zügellos und ausschweifend in den Tag hinein. Ein Held an Kraft war ich nie gewesen, meine Gesundheit war vielmehr ziemlich zart und schwankend, und die unausbleiblichen Folgen meiner wüsten Nachtwachen, die einen Stärkeren umgeworfen hätten, ließen nicht lange auf sich warten. Ich erkrankte lebensgefährlich an einem Typhus, von dem ich wie durch ein Wunder doch schließlich genas.

Es war mir immer noch eine große Schwäche zurückgeblieben, und namentlich mit meinem armen Kopfe war es nicht ganz in der Ordnung. Eine Kleinigkeit erregte mich fieberhaft, die geringste Anstrengung verursachte mir Kopfschmerzen, die leichteste Lectüre war mir eine schwere Arbeit. Ich mußte alle Zerstreuungen meiden, jede Geselligkeit aufgeben, ich durfte mir nicht einmal selbst Unterhaltung verschaffen, und so dämmerte ich denn thatenlos, fast gedankenlos von einem Tage zum andern. Eine gewisse Schwermuth bemächtigte sich meiner. Die ärztliche Vorschrift, die Menschen zu

meiden, wurde mir bald zu einer angenehmen Gewohnheit. Ich wurde menschenscheu, und das bin ich eigentlich auch nie wieder losgeworden.

In der fast ununterbrochenen Einsamkeit brütete mein noch immer krankes Gehirn allerhand thörichte Dinge aus. Ich faßte ein unüberwindliches Mißtrauen gegen gewisse Leute, mit denen ich umgehen mußte, gegen meine Wirthsleute, gegen einen Briefträger, der mich immer auf eine besondere Weise ansah. Ich mußte auch oft an einen Bekannten denken, mit dem ich den letzten Abend vor meiner Erkrankung verbracht hatte, und glaubte, daß dieser Mann die Ursache meines Leidens sei. Der Gedanke an diesen Bekannten beängstigte mich unsagbar. Ich wurde ihn nicht los; bisweilen wurde ich aus dem Schlafe aufgejagt, ich fühlte, wie er mich am Halse packte und mir die Gurgel zuschnürte. Ich wäre um meinen Verstand gekommen, hätte ich dieses Geheimniß noch länger für mich allein bewahrt. Ich ging zu einem bekannten Arzt, dem inzwischen verstorbenen Dr. Ideler und schilderte ihm meinen Zustand. Der Arzt nahm sich meiner in der liebevollsten Weise an. Er schickte mich auf's Land, in den Wald; er sagte mir, ich solle mich müde laufen, und wenn ich von dem Gedanken an den, der mich verfolgte, wieder angewandelt würde, mir immer klar machen, daß es etwas Krankhaftes sei, daß der Betreffende gar nicht in der Nähe und ein durchaus guter Mensch sei, der nichts Uebles im Schilde führe. Ich begab mich in ein kleines thüringisches Dorf, und die völlige Ruhe that mir sehr wohl. Nach einem Vierteljahr war ich in völliger Genesung. Meine Kräfte hoben sich, und die Hirngespinnste war ich los.

Als neuer und gesunder Mensch kehrte ich zum Herbste nach Berlin zurück und nahm hier diese Wohnung, die ich noch heute inne habe. Das war im October des Jahres 1857. Ich lebte in völliger Zurückgezogenheit ruhig für mich und fing an, wieder ein wenig zu arbeiten. Ein wenig — nicht viel, denn ich mußte mich noch sehr schonen. Von Zeit zu Zeit besuchte ich auch ein Theater, ich las dies und das, und so verging mir der Winter ziemlich schnell. Wöchentlich zwei- oder dreimal besuchte ich den Arzt, und dieser konnte meine Auffassung bestätigen, daß meine Besuche nicht mehr dem Manne der Wissenschaft, sondern lediglich dem wohlwollenden Freunde galten.

An einem der letzten Tage des Januar 1858 war bei Kroll ein großes Fest, von dem die Zeitungen schon wochenlang vorher beständig gesprochen hatten. Es galt, wenn ich mich recht entsinne, der Vermählungsfeier unsres Kronprinzen mit der Prinzessin Victoria. Großes Concert, patriotische Gesänge, Festvorstellung, lebende Bilder und ich weiß nicht, was noch Alles auf dem verlockenden Programm stand. Von den Vorstellungen und Aufführungen an jenem Abende habe ich nur eine sehr schwache Erinnerung bewahrt. Nur eines weiß ich noch ganz genau, nur eines — Sie sollen es gleich erfahren.

Alle Säle waren überfüllt, es konnte kein Apfel zur Erde fallen. Von dem Kellner wurde ich an einen Tisch gewiesen, an dem noch ein Stuhl

unbesetzt war. Es war da eine Gesellschaft von sieben oder acht Personen vereinigt, die offenbar zusammengehörten, und die dem Eindringling zunächst nicht allzu freundlich entgegenkamen. Ich entschuldigte die Störung so artig ich konnte, und ein älterer Herr, der das Familienoberhaupt zu sein schien, antwortete mir darauf einige freundliche Worte. Ich hatte mich bescheiden gesetzt und noch nicht weiter umgesehen. Auf einmal fiel mein Blick auf meine Nachbarin. Ach, mein junger Freund, wie soll ich Ihnen nun schildern, was nicht zu beschreiben ist! — Nie habe ich ein schöneres, anmuthigeres Mädchen gesehen! Sie hatte ihre lichtblonden Haare zu einem einfachen Knoten geschlungen, ein rosiger jungfräulicher Hauch lag über den runden Wangen, der lebensfrische, wie zu beständigem Lächeln halb geöffnete Mund zeigte die reizendsten Zähne, und die Augen, diese Augen! — Tief wie das Meer, und doch so heiter, so unschuldig. Ich fuhr zusammen, als ob mich ein Zauber berührt hätte, und war von dem Anblicke wie gebannt. Sie sah mich zunächst wohl nur neugierig an, aber gleich darauf fühlte ich, daß wir uns verstanden. Sie hatte es deutlich empfunden, wie sie mich bis in's Innerste ergriffen hatte, und ich täusche mich nicht, wenn ich sage, daß ihr Lächeln immer freundlicher und freundlicher wurde. Wäre ich nur weniger verliebt und ein klein wenig klüger gewesen! Hätte ich die kostbare Zeit nur ausgenutzt und wenigstens zu erfahren gesucht, wer das Mädchen an meiner Seite war; aber ich konnte an nichts denken.

Die Gesellschaft, die mit den Vorgängen auf der Bühne so beschäftigt war, daß sie sich um mich nicht weiter kümmerte, bemerkte zum Glück mein auffallendes Gebaren nicht weiter; nur das junge Mädchen selbst wurde dessen gewahr. In einer Pause konnte ich mich, ohne aufdringlich zu sein, an dem Gespräche der Uebrigen betheiligen. Es waren Fremde, denen ich, da ich Berlin genau kannte, über diese und jene Frage, die sie beschäftigte, Auskunft zu geben vermochte. Es waren zuvorkommende, gebildete Leute aus der Provinz, wahrscheinlich vom Lande — eine Rittergutsbesitzersfamilie, meine ich. Meine Nachbarin war die Tochter des Herrn, der mit mir die ersten Worte getauscht hatte. Noch ein anderes junges Mädchen gehörte zu dieser Gesellschaft, eine Einheimische, die aber viel weniger hübsch war; es war', wie sich im Laufe des Gesprächs herausstellte, die Cousine meiner Nachbarin. Die beiden jungen Mädchen unternahmen, wie ich ferner hörte, oft gemeinsame Spaziergänge und besichtigten auch gemeinsam diejenigen Sehenswürdigkeiten, an denen die Andern kein besonderes Gefallen finden wollten.

Während unseres Gesprächs befestigte sich in mir immer mehr und mehr die Ueberzeugung, daß Leonore — so hieß das wunderhübsche Mädchen — ganz genau wußte, wie mir um's Herz war, und daß sie sich freudig davon berührt fühlte. Ich merkte, daß ich ihr sympathisch war. Durch kleine Fragen war sie beflissen, mich an der Unterhaltung immer wieder zu betheiligen, und dies geschah in einer so freundlichen, liebevollen

Weise, daß ich hätte aufjubeln mögen. Sie stimmte dem zu, was ich sagte, sie gab mir Recht, als ich eine den Ansichten ihres Vaters entgegengesetzte Behauptung aussprach — mit einem Worte: in kurzer Zeit hatte sich zwischen uns eine feste und eben nur uns Beiden wahrnehmbare Gemeinsamkeit gebildet, die gewissermaßen den Andern Trotz bot. Wir hielten zueinander, wie junge Leute zusammenhalten, die zusammengehören. Es überlief mich, als mein Arm zufällig den ihren streifte; und ich sah, wie sie erröthete und die Augen niederschlug.

In einer der großen Pausen zwischen zwei Haupttheilen wurde vom Vater der Vorschlag gemacht, die Transparentbilder in den kleinen Sälen zu besichtigen. Ich bat um die Erlaubniß, mich der Wanderung anschließen zu dürfen, und diese wurde mit Freuden gewährt. Ich ging neben Leonoren, und das starke Menschengewühl drängte uns hart aneinander. Ich suchte nach ihrer Hand, die mir verlangend schon entgegenstrebte. Ich hielt die kleinen Finger umschlossen und drückte sie leise. Sie erwiderte zitternd den Druck und ließ ihre Hand sorglos in der meinigen. Wir standen im dichtesten Gedränge. Der Saal war, um die Wirkung der Transparentbilder zu erhöhen, fast ganz dunkel. Zwischen Leonorens Angehörige und uns hatten sich einige Andere geschoben. Wir waren in dem großen Menschenknäuel ganz allein. Ich bog mich zu ihr und flüsterte ihr in's Ohr — ich weiß nicht mehr, was ich ihr gesagt habe, aber sie glaubte mir und sie war dessen froh. In dem matten Widerschein, der von den hell beleuchteten Bildern auf den dunkeln Saal geworfen wurde, sah ich sie lächeln, ich hörte wie Freudenseufzer ihre beschleunigten Athemzüge, sah, wie ihr Busen sich hob, und fühlte, wie sie bebte. Ich weiß nicht, wie oft ich ihr dasselbe gesagt habe. Es war so einfach und verständlich, aber ich sagte es doch immer wieder; und als aus dem großen Saal der Orchestertusch den Anfang des neuen Theils verkündete, war ich noch lange nicht damit fertig. Und nun entleerte sich der kleine Saal und wir waren wieder mit den Andern vereint, und ich hatte noch nichts verabredet, noch nichts gesagt, was ein Wiedersehen ermöglichte. In aller Eile raunte ich ihr noch zu:

„Ich muß Sie wiedersehen — morgen!"

„Wo?"

„Im Thiergarten, an der Luiseninsel, an der kleinen Lichtung diesseits vom Kemperplatz. Haben Sie verstanden?"

„Ich glaube."

„Und Sie kommen?"

„Ich komme zwischen drei und vier Uhr."

Wir hatten an unserm Tische wieder Platz genommen. Die Andern hörten den musikalischen Vorträgen zu, wir Beide lebten unser Leben für uns. Ich wurde so zuversichtlich und keck, daß ich auch im hellen Saal, angesichts des Vaters und der Anverwandten, Leonorens Hand erfaßte und den Muth hatte, von den gleichgiltigsten Dingen zu sprechen, während ich die

kleinen Finger des himmlischen Mädchens fest umschlossen hatte und drückte. Und sie war gerade so verwegen wie ich. Ich mußte über sie staunen! Wie geschickt und natürlich sie das Gespräch auf den Thiergarten brachte und sich von mir vor den Uebrigen die Namen wiederholen ließ, die sie vielleicht nicht genau genug verstanden hatte! Sie ließ sich die Lage des Kemperplatzes schildern, sie fragte, wo die Luiseninsel sei, sie wiederholte genau die Bezeichnung des Platzes, den ich ihr angegeben hatte, und sie sagte schließlich zu ihrer Cousine:

„Vom Thiergarten kenne ich eigentlich noch viel zu wenig, wir wollen doch morgen Nachmittag einen Spaziergang machen. Ich möchte die Luiseninsel so gern einmal sehen. Also, es bleibt dabei: morgen Nachmittag zwischen drei und vier Uhr."

„Es bleibt dabei . . . bleibt dabei!" wiederholte der Vater mit dem Ton eines Zweifels. „Du sprichst wie ein richtiges junges Ding. In der jetzigen unfreundlichen und unbeständigen Jahreszeit kann man keine Spaziergänge verabreden. Wenn es nun morgen stürmt und schneit, wirst Du dann auch im Thiergarten lustwandeln?"

„Wenn es morgen nicht geht, dann an einem der folgenden Tage," sagte Leonore, und sah mich dabei bedeutungsvoll an.

Wir tauschten einen Blick des Einverständnisses. Es war zwischen uns eine feste Verabredung getroffen. Nun war ich froh, und wenn ich auch über die Grausamkeit des Geschickes klagte, daß dieser Abend so schnell dahingerauscht war, so hatte ich doch das Bewußtsein: ich werde sie wiedersehen — und ich war glücklich.

Noch lange blieb ich sitzen, nachdem sich die Gesellschaft von mir verabschiedet hatte. Ich war wie in einem Traum. Als letzter Gast verließ ich den Saal. Die ganze Nacht that ich kein Auge zu. Auf demselben Stuhl, auf dem Sie jetzt sitzen, harrte ich dem kommenden Tage entgegen, und ich war keines andern Gedankens mächtig, als dessen: daß ich sie wiedersehen würde.

Als ich um zwei Uhr Nachmittags aus dem Hause trat, tobte ein schreckliches Unwetter. Dichter Schnee, mit Hagelkörnern vermischt, stob von dem grauen Himmel hernieder. Ein eisiger, scharfer Ostwind wirbelte die weißen Massen zu Haufen zusammen. Die Straßen der Stadt waren ungewöhnlich leer, und im Thiergarten ließ sich fast kein Mensch blicken. Der Thiergarten war damals noch nicht, was er heute ist, und Sie sind zu jung, um zu begreifen, daß zu jener Zeit die Luiseninsel noch ein ganz entlegener Punkt war. Die Thiergartenstraße bestand noch aus einer Reihe von kleinen Landhäusern mit Vorgärten, die zum großen Theil während des Winters gar nicht bewohnt waren. Ich war pünktlich um drei Uhr zur Stelle. Der schneidende Wind pfiff mir um die Ohren und peitschte die Flocken und Schlossen mit solcher Gewalt mir in's Gesicht, daß ich es fast schmerzhaft empfand. Ich hatte geringe Hoffnung, daß Leonore bei diesem Wetter kommen würde; aber ich

hatte gesagt, daß ich zur Stelle sein würde, und ich hielt aus. Ich war ganz allein. Die Läden der gegenüberliegenden Häuser waren geschlossen, und der Fahrweg war mit hohem Schnee bedeckt und zeigte nur undeutlich die Spuren der Wagen. Kein menschlicher Laut ließ sich vernehmen. Nur der scharfe Ostwind pfiff sein unheimliches Lied, und die kahlen Zweige ächzten. Es verging eine Viertelstunde, eine halbe Stunde; die Zeit wurde mir lang. Auf einmal hörte ich Peitschenknall und Schellengeläute. Vom Kemperplatz her sah ich einen Schlitten herankommen. Er näherte sich schnell. Ich erkannte zwei weibliche Gestalten, die die Pelzkragen aufgeschlagen hatten und sich durch einen dichten Schleier gegen das böse Wetter zu schützen suchten. Jetzt war der Schlitten in meiner nächsten Nähe, und ich erkannte Leonoren. Ich sah deutlich, wie sie mir zunickte. Sie zog die Hand aus dem Muff und streckte sie wie unabsichtlich über die Lehne des Schlittens. Ein zusammengefaltetes weißes Blatt flatterte in den Schnee. Der Schlitten jagte vorüber. Ich ging auf den Fahrdamm, fand das Blatt, hob es auf und bemerkte, wie Leonore sich nun umwandte, um sich zu vergewissern, ob auch ihre Botschaft an mich gelangen würde. Ihre Begleiterin, die Cousine, die sich fröstelnd in die Ecke gedrückt hatte, schien nichts bemerkt zu haben. Ich schwenkte das Brieschen in der Luft und begrüßte Leonoren damit, als der Schlitten in die Seitenallee einbog und meinen Blicken entschwand. Noch einige Augenblicke hörte ich das leise Gebimmel aus der Ferne und dann nichts mehr. Nur wenige Worte enthielt das Blatt:

„Ich muß abreisen, aber nur für kurze Zeit. Ich sehe Sie wieder. Vergessen Sie nicht

Ihre

Leonore.“

„Ich habe sie nicht vergessen, und ich werde sie auch nie vergessen,“ setzte Daniel nach einer Pause trübe lächelnd hinzu. „Sie ist indessen noch nicht wiedergekommen. Aber sie wird wiederkommen, ich weiß es, sie muß wiederkommen, sonst würde ich an der Gerechtigkeit hienieden verzweifeln. Der Glaube darf nie in mir erschüttert werden; es ist das Einzige, was mich noch am Leben hält. Mögen mich die Thoren einen Sonderling heißen, ich weiß, daß ich das Rechte thue. Sie wird kommen! Sie hat es mir versprochen, und sie lügt nicht! Und deshalb habe ich keinen Tag versäumt, ohne rechtzeitig zur Stelle zu sein. Ach, junger Freund, ich habe dabei Manches ausgestanden und mehr gelitten, als ich Ihnen sagen kann; aber ich bin doch nicht verbittert, denn ich weiß, daß ich sie wiedersehe, und das macht mir das Leben noch lebenswerth.

Langsam, langsam sind die ersten Tage dahingekrochen, langsam auch die ersten Monde. Aber allmählich hat die Zeit ihre Schritte beschleunigt, und wenn ich mir überlege, daß nun dreiundzwanzig Jahre dahingerauscht sind, so meine ich, ich träume. Alles um mich her hat sich verändert. Da, wo früher die kleinen Häuschen mit den Vorgärten standen, erheben sich

nun prächtige Paläste. Ich habe sie alle entstehen sehen. Ich habe gesehen, wie die Straße der Luiseninsel gegenüber gebrochen und bebaut ist, wie an der Lisière des Thiergartens durch die Beseitigung der alten Mauer neue Prunkstraßen entstanden sind. Ich habe es gesehen und habe es auch nicht gesehen. Es hat mich wenig gekümmert. Ich bin mit jedem jungen Tage zur selben Stunde an derselben Stelle gewesen mit denselben Gedanken, mit demselben immer unerfüllten Hoffen. Ich weiß kaum, ob es friert oder thaut, ob es regnet oder schneit, ob die Sonne lächelt oder sich verhüllt. Ich weiß nur, daß ich da sein muß und daß sie kommen wird. Deshalb habe ich auch nie krank werden dürfen; und daß mir jetzt dieser Unfall zugestoßen ist, das ist wider aller Verabredung. Ich muß morgen da sein, denn wenn ich sie einmal verfehlte, wäre sie ihres Versprechens ledig, da ich dann dem meinigen untreu geworden wäre. Könnte ich mich nur rühren! — Sie müssen hingehen, junger Freund, Sie müssen mir den Dienst erweisen! Die Unruhe und die Ungewißheit würden mich tödlich peinigen."

Daniel hatte sich während der letzten Worte sehr erregt. Seine Wangen zeigten die unheimliche Röthe des Fieberkranken. Gustav beruhigte ihn, so gut er konnte, und versprach ihm, daß er bis zur Gesundung dessen Stelle einnehmen wolle und ihm genauen Bericht erstatten werde.

„Und seit jener Zeit," fragte er endlich, „haben Sie nie wieder etwas von Leonoren vernommen?"

„Doch! Noch einmal. Im Jahre 1871, am Tage des feierlichen Einzugs der siegreichen Truppen. Ich hatte schon während des Vormittags jenes Tages eine ganz merkwürdige Ahnung. Ich sagte mir: heute muß ich sie wiedersehen! Es waren viele Fremde aus der Provinz gekommen, weshalb sollte sie nicht dabei sein? Zu gewohnter Stunde brach ich von hier auf. Ich hatte nicht berechnet, daß mir ungewohnte Schwierigkeiten gemacht würden, um meinen alten Platz zu erreichen. Ich mußte einen großen Umweg nehmen. Schließlich war ein Theil des Thiergartens abgesperrt, und so kam ich erst um dreiviertel vier an der Luiseninsel an. Es war kein Mensch da. Mich faßte eine unbeschreibliche Unruhe. Ich erkundigte mich in der kleinen Conditorei und hörte dort, daß allerdings zwei Damen vor einer halben Stunde da gewesen seien und sich suchend umgesehen hätten. Die eine war Leonore!"

Gustav lächelte und versuchte vergeblich, dem alten Manne das Unwahrscheinliche seiner Annahme klar zu machen. Aber er blieb dabei:

„Sie war es und keine Andere! Die Beschreibung stimmte ganz genau! Es stimmte Alles, selbst das kleine rosa Mal, das Leonore am Kinn hatte. Sie war es! . . Wenn sie mir nur vergeben kann!"

Daniel sah so bekümmert drein, daß Gustav es als seine Pflicht erkannte, sich alle Mühe zu geben, ihm den Gedanken, daß er Leonoren an dem einen Tage verfehlt habe, auszureden: nach einer oberflächlichen Beschreibung von Seiten einer Person, die kein besonderes Interesse zur Sache gehabt, ließe

sich doch die Identität sehr schwer feststellen. — Daniel schüttelte langsam den Kopf:

„Eine Verwechslung ist unmöglich. Wer Leonoren einmal gesehen hat, der kann sie nicht mit einer Andern verwechseln."

Er blickte sich plötzlich scheu, beinahe ängstlich im Zimmer um und bedeutete Gustav, sich ihm zu nähern. Mit kaum vernehmbarer Stimme raunte er ganz leise in Gustavs Ohr:

„Ich will sie Ihnen zeigen, ich habe ihr Bild."

Er machte eine Pause und sagte dann noch leiser:

„Durch dies Geständniß haben Sie mich in Ihren Händen; — es ist das einzige Verbrechen meines Lebens."

Gustav bog den Kopf unwillkürlich etwas zurück; bei diesem seltsamen Vortrage des kranken Mannes wurde ihm offenbar nicht ganz geheuer.

„Ja," hauchte Daniel, „ich bin ein Verbrecher, ich bin ein Dieb! Ich habe zwar den Betrag reichlich ersetzt, aber es ist darum doch geschehen. — Von einem Händler hörte ich, daß ein Photograph Unter den Linden einen schönen alten Krug zu verkaufen habe. Ich ging in den Mittagsstunden zu dem Manne. Man ließ mich warten. Ich blätterte in einem Album, und da fand ich ihr Bild. Ich sah mich um — ich war allein — ich habe es genommen! — Ich habe den geforderten Preis für den Krug bezahlt, obwohl er viel zu hoch war, und bin davongelaufen mit dem Raub in der Tasche. Ich habe den Unglückskrug, der mich immer an meine Schande erinnern soll, gerade vor den Schreibtisch gestellt, damit ich nie vergesse, was ich gethan habe, und habe ihn verschleiert. Es hat mir keine Ruhe gelassen. Ich habe das Bild wiederbringen wollen. Aber ich habe mich nicht von ihm trennen können. Ich habe anonym durch Posteinzahlung den zehnfachen Betrag eingesandt, — aber ich habe doch gestohlen."

Der Alte sprach alles das mit stockender, heiserer, ganz leiser Stimme, und sein sonst so ruhiges treues Auge blickte geängstigt um sich.

„Aber mein lieber Herr Möllmann," sagte Gustav, „beruhigen Sie sich doch! Das ist kein Verbrechen, das ist kein Diebstahl! Das nennt man mit dem studentischen Ausdruck ‚ausführen'. Sie haben überdies den Photographen für den zweifelhaften Verlust reichlich entschädigt — machen Sie sich keine Gewissensbisse wegen der Kleinigkeit, die Ihnen der strengste Sittenrichter nicht verübeln würde."

„Aber gestohlen ist doch gestohlen," sagte Daniel, „und das läßt sich mit Geld nicht wieder gut machen. Ich müßte das Bild zurückgeben, aber das kann ich nicht. Wenn Sie es sehen, werden Sie es begreifen! Ich will es Ihnen zeigen."

Daniel richtete sich schwerfällig auf. Der Schublade seines Nachttisches entnahm er eine alte Brieftasche. Diese öffnete er behutsam und holte aus einer Seitentasche das sorgsam in Papier eingeschlagene Bild. Der abgegriffene Umschlag zeigte die Spuren des beständigen Gebrauchs.

Als Gustav das Bild erblickte, machte er eine lebhafte Geberde des Erstaunens. Das war ja dasselbe Bild, das er an dem Tage der ersten Begegnung mit Daniel im Schaukasten des Photographen erblickt und das ihm so wohlgefallen hatte!

„Das ist Ihre Leonore?“ fragte er mit dem Ausdruck der völligen Ueberraschung. „Aber verehrter Freund, das ist ja gar nicht möglich.“

Mit überlegenem Lächeln entgegnete Daniel:

„Weshalb nicht?“

„Weil Ihre Leonore im Jahre 1858 etwa in dem Alter stand, in dem das junge Mädchen, dessen Bild Sie besitzen, jetzt stehen muß. Das Bild ist doch offenbar ganz neu, höchstens vor einigen Jahren gemacht.“

Dieser sehr berechtigte Einwurf machte auf Daniel gar keinen Eindruck.

„Aber junger Freund,“ sagte er, „wird denn Der alt, der liebt und geliebt wird?“

Gustav fühlte, daß es eine Grausamkeit wäre, dem armen Daniel seinen harmlosen Wahn zu nehmen. Er verzichtete darauf, ihn von der Unmöglichkeit seiner Voraussetzung zu überführen. Mit gesteigertem Entzücken betrachtete er die reizenden Züge des jungen Mädchens.

„Nun, mein lieber Herr Möllmann,“ sagte er, „verlassen Sie sich darauf, ich werde Alles thun, was ich zu thun vermag, um das Original zu finden und ich will Ihnen Bescheid geben. Morgen werde ich pünktlich zur Stelle sein, und wenn die junge Dame kommt, sollen Sie von mir hören. Ich gebe Ihnen Recht: ich werde sie auf den ersten Blick erkennen. Ihre Sache ist also in guter Hand! Und nun beruhigen Sie sich, und schlafen Sie wohl! Es ist spät geworden.“

Mit herzlichem Händedruck verabschiedeten sich die Beiden.

* * *

„Dieser brave Daniel stürzt mich wirklich in Unkosten,“ sagte Gustav, als er am andern Morgen in dem kleinen Salon unter den Linden saß. „Erst habe ich einen Liqueur getrunken, dann einen theuren Krug gekauft, aus dem ich mir nichts mache, und nun lasse ich mich ihm zu Liebe auch noch photographiren.“

Gustav durchblätterte ein Album nach dem andern, während der Photograph im Atelier ein strahlendes Brautpaar aus der Provinz in zärtlicher Umschlingung für gute Freunde und liebe Anverwandten auf das Negativ brachte. Gustav fand viele Bekannte, an denen ihm nichts gelegen war; namentlich auch Künstlerinnen, darunter eine junge beinahe ebenso hübsche wie talentlose Schauspielerin in achtunddreißig Stellungen: lächelnd, schmerzlich bewegt, tief ausgeschnitten, mit Pelz, mit Spitzenschleier, für jede Stimmung, für jede Jahreszeit. Er fand alle möglichen Gesichter, nur nicht das, welches er suchte. Aber er vertrieb sich mit der Betrachtung der actenmäßigen Darstellung, daß das Menschengeschlecht im Allgemeinen nicht schön

ist, die Zeit ganz gut. Endlich traten die verlobten Opfer durch die Glasthür. Sie kicherten und sahen aus, als hätten sie einen ausgezeichneten Witz gemacht. Der Photograph, der einen kurzen, braunen Sammetrock, lange Haare und einen blauen Shlips mit weißen Tupfen von ungeheuren Dimensionen trug, walzte hinter ihnen her.

„Wenn ich bitten dürfte, mir zu folgen," sagte der Photograph. „Wie wünschen Sie das Bild? — Cabinet oder Visitenkarten — großer Kopf oder ganze Figur?"

„Ich habe keine besondere Vorliebe," sagte Gustav. „Machen Sie mir möglichst viel für's Geld, also ich denke, die ganze Figur. Aber um Eines bitte ich Sie: entfernen Sie alle unwahrscheinlichen Polsterstühle aus den Gebirgslandschaften sowie jedwede geborstene Säule. Stellen Sie mich auch nicht dar als einen jungen Mann, der mit seinem Geländer spazieren geht. Im Uebrigen gebe ich Ihnen volle Freiheit."

„Schön, schön, wir werden es schon machen."

„Es ist mir nämlich, unter uns gesagt, ganz einerlei, was aus dem Bilde wird. Wissen Sie überhaupt, weshalb ich hergekommen bin?"

„Keineswegs."

„Sie haben da in Ihrem Schaukasten das Bild eines wunderhübschen jungen Mädchens ausgestellt — ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie mich ebenso hübsch machen sollen; aber ich möchte für mein Leben gern wissen, wer die Dame ist."

„Etwas höher den Kopf, wenn ich bitten darf ... noch etwas ... so! Und nun ganz unbefangen, immer unbefangen ... recht freundlich, aber nicht lachen ... so ... Nun bitte, sehen Sie meinen Zeigefinger an."

„Wie heißt denn das junge Mädchen?"

„Jetzt möchte ich Sie aber bitten, einen kurzen Augenblick ganz still zu sein. Also, wir beginnen: eins ..."

Er nahm die verhängnißvolle Klappe ab. Und in demselben Augenblick wich auch die leiseste Spur eines Ausdrucks aus Gustavs Gesicht. Der Deckel wurde wieder aufgesetzt, die Platte herausgezogen, die Operation war vollendet. Nach einigen Minuten berichtete der Photograph, nachdem er aus der Dunkelkammer zurückgekehrt war, daß das Bild vorzüglich gelungen sei.

„Dann können Sie mir also ein Dutzend davon machen ... Also wie heißt die junge Dame?"

„Es ist eine junge Dame von Auswärts, ein Fräulein von ..." Der Photograph besann sich einen Augenblick. „Es wird mir schon einfallen ... ein Fräulein von Köppen glaube ich, in der Nähe von Dessau .."

„Aber ich möchte gern ganz sicher gehen, und wenn Sie mir eine falsche Adresse geben, so wissen Sie gar nicht, welches Unheil Sie anstiften können."

„Eine Verwechslung ist bei mir unmöglich. Ich klebe von jedem bestellten Bilde ein Exemplar in das Bestellbuch ein. Das Fräulein hat sich,

glaube ich, im vorigen Frühjahr hier photographiren lassen. — Also Sie wünschen ein Dutzend von Ihren Bildern?" —

Der Photograph blickte fragend auf. Gustav glaubte, daß die Bestellung zu gering sei, und um den Photographen bei guter Laune zu erhalten, sagte er:

„Zwei Dutzend, wenn ich bitten darf."

„Sehr wohl." Der Photograph blätterte in dem früheren Bestellbuch. Nach kurzer Zeit rief er: „Da haben wir's ja."

Es war in der That die gesuchte Schöne: Fräulein Leonore von Kößler auf Schloß Graudit bei Dessau.

„Kößler!" rief Gustav erstaunt. „Sollte das eine Verwandte meines Freundes Edgar von Kößler sein?"

„Schon möglich."

„Dann müssen Sie mir das Bild auf einen Tag leihen. Ich treibe keinen Mißbrauch damit."

„Das geht beim besten Willen nicht. Ich wenigstens darf die Hand nicht dazu bieten. Aber es werden hier freilich so manche Photographien weggenommen, von denen ich nichts weiß. . . ."

„Schön, dann leihen Sie mir eine Scheere, wenden Sie sich ab, und notiren Sie mir drei Dutzend Bilder . . für das Uebrige werde ich schon sorgen."

Der Photograph reichte die verlangte Scheere und schrieb mit Eifer die Bestellung ein. Während dessen schnitt Gustav das Bild aus und empfahl sich darauf, um sofort seinen Freund Edgar aufzusuchen.

Es war zwölf Uhr Mittags und Edgar lag noch im Bette. Gustav empfand die tiefste Mißachtung. Wie konnte man nur so lange schlafen! Er war schon volle zwei Stunden wach! — Edgar machte schnell provisorische Toilette und begrüßte seinen Freund mit der Frage nach dem Zwecke dieses Besuchs zu so ungewöhnlich früher Stunde.

„Ein Geheimniß," sagte Gustav, und indem er ihm das Bild zeigte, fügte er hinzu: „Kennst Du die Dame?"

„Lorchen!" rief Edgar aus. „Wie kommst Du denn zu dem Bilde meiner Cousine?"

„Also Fräulein Leonore auf Graudit bei Dessau ist Deine Cousine? Ist sie verlobt?"

„Nein."

„Nun wirst Du mir auf der Stelle einen ungewöhnlich warmen Empfehlungsbrief an Deinen Onkel oder an Deine Tante geben! Ich fahre heute noch nach Graudit, wo ich etwas Wichtiges zu erledigen habe."

„Schade, daß Du keinen der Meinigen dort findest. Meine Tante ist in Franzensbad, mein Onkel und Lorchen sind in Marienbad."

„Wie sich das trifft! Ich wollte heute gerade nach Marienbad fahren. Also setz Dich hin und schreibe mir einen sehr schönen Brief. Rühme die

Lauterkeit meines Charakters, meine soliden Grundsätze, die Fröhlichkeit meines Temperaments, die Unabhängigkeit meiner Stellung, die Achtbarkeit meiner Familie und so weiter — gerade wie auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege."

Nach einigem Hin- und Widerreden, und nachdem Gustav wiederholt und ganz ernst darum gebeten hatte, ihm einige empfehlende Zeilen für Herrn von Kößler in Marienbad zu geben, willfahrte Edgar dem ausgesprochenen Wunsche, und Gustav fuhr nun sofort nach Hause, um alle Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. — Er schrieb zunächst einen längeren Brief an Herrn Daniel, in dem er ihm mittheilte, daß er in den nächsten Tagen ungewöhnlich in Anspruch genommen sei und es sich daher versagen müsse, persönlich den erkrankten Freund aufzusuchen. Er werde durch seinen Diener täglich Erkundigungen einziehen lassen und ihm auch täglich ganz kurz das Resultat seiner Beobachtungen an der Luiseninsel mittheilen. Heute habe er leider kein günstiges Resultat zu vermelden. Darauf schrieb er ein halbes Dutzend gleichlautender Briefe, in welchen jedoch die lange Einleitung fehlte, und die alle übereinstimmend meldeten, daß er nichts Ungewöhnliches im Thiergarten wahrgenommen habe. Er datirte alle diese Briefe mit den aufeinander folgenden Tagen und ertheilte darauf seinem intelligenten Diener Fritz die erforderlichen Weisungen. Heute Nachmittag gegen sechs Uhr solle er den ausführlichen Brief hinbringen und an jedem folgenden Tage den mit dem entsprechenden Datum versehenen. Er solle sich erkundigen, wie es Herrn Möllmann gehe und diesen in dem Glauben erhalten, daß Gustav Berlin nicht verlassen habe, aber unabkömmlich sei. Sobald Herr Möllmann wieder ausgehen könne, solle er ihm ungesäumt nach Marienbad, Maxhof, telegraphiren. Er sandte gleichzeitig eine Depesche an den Besitzer des Maxhofes, und bestellte ein Zimmer, gleichviel, welches und unter welchen Bedingungen. Herr und Fräulein von Kößler hatten ihre Wohnung in demselben Hause genommen.

* * *

Noch an demselben Abend verließ Gustav Berlin und traf am andern Morgen in Marienbad ein. Durch ein überraschendes Trinkgeld zum Willkommen hatte Gustav das freundliche Stubenmädchen Luise sofort zutraulich gestimmt und zur Mittheilsamkeit veranlaßt.

Die Familie von Kößler bestand aus drei Mitgliedern, dem Vater, dem jungen Fräulein und einer reiferen Tante, Fräulein Emilie von Liebendahl, sowie einer Kammerjungfer für die beiden Damen. Luise sprach mit wahrem Entzücken von dem jungen Mädchen, das sie als ein herziges liebes Geschöpf bezeichnete. Kößlers führten das Brunnenleben, das alle Welt führt. Sie waren den ganzen Tag unterwegs und kamen nur nach Hause, um sich auszuruhen und umzukleiden. Man konnte also sicher sein, sie Morgens zwischen sechs und sieben auf der Promenade zwischen Kreuzbrunnen und Ferdinandsbrunnen zu treffen, Nachmittags an der Waldquelle und Abends zwischen sechs und sieben Uhr wieder an der Kreuzbrunnenpromenade, wenn

sie nicht gerade einen größeren Ausflug machten. Wo die Herrschaften speisten, vermochte das Mädchen nicht mit voller Bestimmtheit anzugeben.

Nachdem sich Gustav, der durch die Nachtfahrt etwas ermüdet war, noch durch einen wohlthätigen Schlummer gründlich gestärkt hatte, machte er sich in den Nachmittagsstunden auf den Weg und gelangte, ohne daß er zu fragen brauchte, der Strömung der Spaziergänger folgend, richtig zur Waldquelle. Die Beobachtung der bunt zusammengewürfelten Badegesellschaft, die an den kleinen, mit rothen und blauen Kaffeetüchern bedeckten Tischen saß, oder in den Quergängen auf- und abwandelte, während eine leidliche Capelle die beliebtesten Tänze von Strauß spielte, machte ihm viel Vergnügen. Von allen Bädern bietet Marienbad, wo selbst die Krankheit gewöhnlich die Erscheinung eines Uebermaßes von strotzender Gesundheit annimmt, den wenigst unerfreulichen Anblick. Dazu die herrliche Natur, die wundervollen Wälder, die hübschen und geschmackvollen neuen Häuser — selbst, wenn Gustav keinen besonderen Reisezweck gehabt hätte, er würde von seinem Ausfluge ganz befriedigt gewesen sein. Die Fülle von lebhaften, etwas auffällig, aber höchst elegant gekleideten, hübschen oder zum mindesten interessant aussehenden jungen Frauen und Mädchen aus Oesterreich-Ungarn und aus den Donauländern überraschte und erfreute das Auge des Norddeutschen. Gustav traf auch einige oberflächliche Bekannte, die ihn hier mit einer keineswegs berechtigten Herzlichkeit begrüßten, und deren er mit Mühe und Noth sich entledigte. Mit spähendem Blick durchflog er die Reihen der Tische und musterte jeden einzelnen Vorübergehenden.

Plötzlich blieb er wie festgewurzelt stehen. Unmittelbar neben ihm, kaum einen Schritt von ihm entfernt, am ersten Tische an dem Spazierwege saßen die, die er suchte: ein schwerer, sehr corpulenter Herr mit kurzgeschnittenem Vollbart, sonnengebräunt, mit dem Ausdruck der gemüthlichsten Leutseligkeit, der die kurzfingerigen fleischigen Hände andächtig über dem Bauch zusammengeschlagen hatte und mit jenem Ausdruck behaglicher Lust, der nur dicken Leuten eigenthümlich ist, sich der göttlichsten Ruhe hingab; ihm gegenüber eine hagere aschenbrödelhaft aussehende Dame, die ihr Alter nicht gern mehr eingestehen mochte, jedenfalls die Tante; und zwischen Beiden — sie: Leonore, in Wahrheit noch hübscher als er sie sich gedacht hatte; ein Bild des lachenden Lebens, der holden Unerfahrenheit, der anmuthigsten Lustigkeit. Gustav war von all dieser Lieblichkeit ganz betroffen. Er ließ die Rechte, die schon nach der Seitentasche hatte greifen wollen, um Edgars Brief hervorzuholen, wieder fallen und ging langsam an dem Tische vorüber. Leonore sah ihn mit ihren großen unbefangenen Augen an und blickte ihm auch noch nach, als er sich nach einigen Schritten nach dem interessanten Tisch umwandte. Gustav präparirte seine kurze Anrede, und bei dem nächsten Umgang blieb er vor dem Tische stehen.

„Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich die Ehre habe, mit Herrn von Kößler zu sprechen.“

Der starke Herr erhob sich schwer und verneigte sich.

„In diesem Fall möchte ich mir erlauben, Ihnen diesen Brief von Ihrem Neffen, Herrn Edgar von Kößler, zu überreichen, einem guten Freunde von mir, der mir für Sie und — (mit einem Seitenblicke auf Leonoren) — für die Ihrigen die schönsten Grüße aufgetragen hat."

Herr von Kößler stellte Gustav den Damen vor und fragte ihn, ob er nicht am Tische mit Platz nehmen wolle. Gustav folgte der Aufforderung mit aufrichtigem Vergnügen. Die Nachbarschaft des reizenden jungen Mädchens, der gemüthliche dicke Herr von Kößler, die dürre gute Tante, alles das versetzte ihn in die beste Stimmung. Er war sehr aufgeräumt, und die Unterhaltung war bald eine ungemein lebhafte und lustige. Die Leute gefielen sich schnell. Gustav war der Familie, die sich in den letzten Tagen, seitdem einige Freunde abgereist waren, ziemlich gelangweilt hatte, eine sehr willkommene Auffrischung und Zerstreuung. Es machte sich ganz von selbst, daß ein gemeinschaftlicher Spaziergang unternommen wurde, und daß sie auch auf der Brunnenpromenade zur Zeit der Musik zusammenblieben. Leonore gewann noch durch die persönliche Bekanntschaft. Es war ein frisches lustiges Kind, ungemein natürlich, deren Geist das Mittelmaß wohl kaum überschritt, die aber auch gar nicht geistreich zu sein brauchte, denn Alles, was sie sagte, klang aus dem reizenden Munde allerliebst.

Als Gustav sich am Abend von seinen neugewonnenen Freunden verabschiedete, war er bis über die Ohren in Leonoren verliebt. Er fand es ganz natürlich, daß er am andern Morgen um halb sechs Uhr aufstehen mußte, um mit dem Glockenschlage Sechs wieder an der Brunnenpromenade zu sein. Schon von ferne erspähte er Herrn von Kößler, der bereits seinen zweiten Becher Ferdinandsbrunnen geleert hatte, während Tante Emmy ihre Blutleere durch Ambrosiusbrunnen zu bekämpfen suchte. Das liebenswürdige Einerlei des Brunnenlebens brachte es mit sich, daß schon am zweiten Tage Gustav als zur Familie gehörig gezählt wurde. Die Wanderung durch den Wald nach Bellevue, das bezaubernde Frühstück in der erheiternden und lustigen Umgebung, das Mittagsmahl, der Nachmittagskaffee an der Waldmühle, der Nachmittagsspaziergang, die Brunnenpromenade zur Musikzeit, — alles das wurde wie selbstverständlich von den Vieren gemeinsam unternommen. Gustav begann auch seinen Gefühlen für Leonoren durch kleine Aufmerksamkeiten, durch Blumen und harmlose Geschenke, wie sie in den Bädern ausgetauscht werden, Ausdruck zu geben, und Leonore war sichtlich erfreut darüber. Sie fand Gustav entzückend. So vergingen drei, vier Tage.

Da wurde Gustav durch ein Telegramm seines Dieners daran erinnert, daß ein gewisser Daniel Möllmann mit dieser Reise nach Marienbad eigentlich in einem sehr nahen Zusammenhang stände. Fritz meldete, daß Herr Möllmann wieder hergestellt sei und Herrn Wöhringen für die große Liebenswürdigkeit und Hingabe, mit der er täglich anderthalb Stunden im

Thiergarten gewartet habe, seinen besten Dank ausspreche. Am andern Tage sandte Gustav ein Telegramm an Daniel, in dem er ihm mittheilte, daß er Berlin plötzlich habe verlassen müssen, ihn jedoch bei seiner Rückkehr sofort aufsuchen werde. Er gratulirte ihm zu seiner Genesung.

„Haben Sie von einem gewissen Herrn Daniel Möllmann jemals etwas gehört?" fragte Gustav bei Tisch.

Da dieser Name der Familie Kößler, sowie der Tante Emmy gänzlich unbekannt war, so wurde nicht weiter davon gesprochen. Aber Gustav hatte doch die Empfindung, daß der Alte am Marienkirchhof mit seinen neuen Freunden in irgend einem Zusammenhange stehen müsse, und mit einer gewissen Spannung sah er der Bekanntschaft der Frau von Kößler entgegen, deren Vorname Leonore ihm zu denken gab.

Ein Tag verging wie der andere, es verging eine Woche; immer herzlicher und gemüthlicher gestaltete sich das Verhältniß. — Während eines der gewohnten Spaziergänge, als der dicke Papa und die dünne Tante wie immer vorangingen, während die jungen Leute in einiger Entfernung folgten, sagte Gustav zu Leonoren:

„Wissen Sie, was mich hierher getrieben hat? Ich habe mich in Ihr Bild verliebt. Ich besitze es sogar."

Leonore schürzte schelmisch die Oberlippe und blickte unter den langen dunklen Wimpern ungläubig zu ihm auf.

„Wahrhaftig," fuhr Gustav leise fort. „Ich will es Ihnen zeigen!" Und noch leiser mit scherzhaftem Pathos flüsterte er: „Ich habe es gestohlen — es ist das einzige Verbrechen meines Lebens."

Er hielt plötzlich inne. Er machte die Wahrnehmung, wie in dem Tonfall seiner Stimme etwas ihm Bekanntes lag, als habe er das schon einmal gesagt. Auf einmal wurde ihm klar, daß er, ohne sich davon Rechenschaft abzulegen, das Geständniß des alten Daniel parodirt hatte. Es war ihm ganz lieb, daß gerade in diesem Augenblick Herr von Kößler, wie er es sehr häufig that, stehen blieb und sich nach den jungen Leuten umsah, um einen passenden Vorwand zu haben, etwas zu verschnaufen.

Als die zweite Woche zu Ende ging, schrieb Gustav an seinen Freund Edgar folgenden Brief:

„Lieber Edgar!

„Ich wünsche Dir von Herzen Glück. Deine Cousine hat sich mit einem ungemein liebenswürdigen jungen Manne verlobt. Vater und Tante Emmy sind benachrichtigt und einverstanden. Mama in Franzensbad wird wahrscheinlich im Laufe des Nachmittags ihren Segen sprechen. Lorchen ist das himmlischste Wesen der Schöpfung. Geh sofort zu Schmidt Unter den Linden und bestelle mir das größte Bouquet, das gemacht werden kann, in der Mitte ein Riesen-L aus gelben Rosen.

Herzlichen Gruß

Dein glücklicher

Gustav."

Ein zweiter Brief trug die Adresse des Herrn Daniel Möllmann, Am Marienkirchhof, Berlin C. Er lautete so:

Geehrter Herr und Freund!

Sie haben mich durch Ihre freundlichen Zeilen, in denen Sie mir für eine einfache Gefälligkeit in überschwänglicher Weise danken, beschämt. Ich bin es, der Ihnen zu innigstem Danke verpflichtet ist, und ich bin viel tiefer in Ihrer Schuld, als Sie glauben. Ohne davon zu wissen, sind Sie der Wohlthäter meines Lebens geworden. Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen das brieflich auseinandersetzen. Seit einer Stunde bin ich glücklicher Bräutigam, und Sie werden nun begreifen, daß ich nicht in der Stimmung bin, lange Briefe zu schreiben. Lassen Sie sich also nur sagen, daß ich die Bekanntschaft meiner Braut mittelbar Ihnen verdanke. Es ist die Tochter des frühern Landraths von Kößler, und sie heißt auch Leonore. Aber Sie werden doch nicht eifersüchtig auf mich werden, wenn ich hinzufüge, daß meine Braut am 22. December 1862 geboren ist.

Auf frohes Wiedersehn in Berlin! Bewahren Sie eine freundliche Gesinnung

Ihrem

dankbar ergebenen

Gustav Wöhringen.

Frau von Kößler, die Gustav noch am selben Nachmittage in Franzensbad persönlich kennen lernte, war eine stille, vornehme Frau. Gustav vermochte beim besten Willen der Welt zwischen ihr und seiner Braut keine Aehnlichkeit zu entdecken, und die Antworten auf einige von ihm gelegentlich hingeworfene Fragen bestärkten ihn in der Ueberzeugung, die sich in ihm mit dem ersten Augenblicke der Begegnung festgesetzt hatte: daß Daniels krankhaft erregte Phantasie der Erinnerung an das Mädchen, das er seit einem Menschenalter vergeblich suchte, und das selbst vielleicht nichts anderes als ein Wahngebilde war, rein zufällig die Gestalt jener lieblichen Blondine gegeben hatte, deren anmuthiges Bild ihm aufgefallen war. Dabei begnügte er sich auch.

Er hatte ja in der That ganz anderes zu thun, als nutzlosen Betrachtungen über Daniel und dessen unwahrscheinlichen Hirngespinnsten nachzuhangen. In der frischen fröhlichen Wirklichkeit lebte er, an der Seite eines bildhübschen, guten und ausgelassenen Mädchens, das er seine Braut nannte, und verhätschelt von seinen künftigen Schwiegereltern.

* * *

Gustav hatte den schönen Herbst auf Graudiß verbracht, viel gejagt und auf einmal eine merkwürdige Theilnahme für die Landwirthschaft gewonnen. Er liebte Leonoren abgöttisch und war glücklich.

Nun zog der Winter heran. Die Sorge um die Aussteuer hatte Frau

von Kößler ganz und gar in Anspruch genommen, und es mußten jetzt alle Veranstaltungen getroffen werden, um die Uebersiedelung der Familie nach Berlin zu ermöglichen; denn in Berlin sollte am neunzehnten Geburtstage Leonorens die Hochzeit stattfinden, und Kößlers hatten der seit Jahren sich immer wiederholenden Bitte der guten Tante Emmy endlich willfahrt, einmal die Wintermonate in der Hauptstadt zuzubringen. Da sollten denn auch noch die letzten nöthigen Ankäufe besorgt werden.

Gustav war seinerseits seit Wochen ausschließlich damit beschäftigt gewesen, die hübsche Wohnung, die er in der Hohenzollernstraße gemiethet hatte, für seine junge Frau behaglich einzurichten, und er hatte die Freude, daß alles fix und fertig war an dem Tage, da Kößlers in Berlin eintrafen. Für diese hatte er unweit seiner Junggesellenwohnung in der Behrenstraße ein geeignetes Absteigequartier gefunden.

Um die Mittagsstunde eines hellen kalten Decembertages trafen sie ein und waren von allem, was Gustav und Tante Emmy gethan hatten, ganz entzückt.

Leonore brannte vor Ungeduld, ihr neues Heim, das sie bald ihr eigen nennen sollte, kennen zu lernen, und Gustav, der einen gewissen Stolz darein setzte, zum erstenmal mit seiner Braut am Arme die Linden entlang und durch den Thiergarten zu gehen, hatte sich in scherzhafter Weise jeden elterlichen Schutz verbeten. Er wollte die Freude haben, seiner Braut, die in wenigen Tagen seine Frau sein sollte, die Herrlichkeiten allein zu zeigen. Trotz des kalten Wetters öffneten Kößlers die Fenster, um dem hübschen jungen Paare, das sich so viel zu erzählen hatte, nachzublicken.

Leonore war außer sich. So reizend hatte sie sich's nicht gedacht! Jedes einzelne Zimmer wurde bis in die geringfügigste Einzelheit durchmustert; die Möbel, die Stoffe, die Teppiche, alles erregte ihre unbeschränkteste Bewunderung, und eine jede kleine Aufmerksamkeit, die sie in der vorsorglichen Thätigkeit Gustavs erblickte, rührte sie zu Thränen. Man durfte von den jungen Leuten das übertrieben poetische Bild gebrauchen: sie schwammen in einem Meere von Seligkeit.

Aber die Tage waren kurz. Es war vier Uhr geworden, und das Dunkel zog schon herauf. Sie mußten sich, so leid es ihnen that, zum Aufbruch entschließen. Leonore drückte sich zärtlich an Gustav. Sie dachten nur an sich, an ihr zukünftiges Glück und hatten keinen Sinn für das, was um sie her vorging. Um nicht zu vielen Leuten zu begegnen, hatten sie den Fahrdamm überschritten und waren auf dem Wege an den Bäumen weitergegangen.

Sie hatten wenige Schritte gethan, sie waren gerade an der Lichtung bei der Luiseninsel angekommen, als plötzlich Leonore furchtsam zusammenschreckte und sich noch fester an Gustav anschmiegte. Es dunkelte freilich schon, aber die eben angezündete Laterne verbreitete doch genügende Helle und beleuchtete das merkwürdig erregte Gesicht eines Mannes, der in schnellen

Schritten auf die Beiden zugekommen war und nun zitternd, mit halb offenem Munde, die beiden Hände gegen Leonoren ausstreckend, vor ihnen stand:

„Leonore! — Endlich!“ brachte er mühsam mit schwerem Schluchzen hervor.

Leonore wich einen Schritt scheu zurück und zog Gustav mit sich.

„Beruhige Dich!“ sagte dieser. „Es ist ein alter Freund von mir.“

Leonore ließ Gustavs Arm los und trat angstvoll bei Seite. Gustav näherte sich Daniel und streckte ihm die Hand entgegen. Daniel bemerkte es nicht. Mit großen Augen starrte er auf Leonoren, die Adern an seinen Schläfen schwollen unter den sorglich gedrehten Locken sichtbar an; eine ungeheure Erregung schien in ihm zu toben. Mit einem ganz wundersamen Ausdruck, der gleichzeitig wie Jubel und wie schmerzliche Verzweiflung klang, wiederholte er nur das eine Wort:

„Leonore!“

Gustav war von dem Anblick so ergriffen, daß er für den Augenblick sogar seine Braut vergaß. Er legte seine Hand auf Daniels Schulter und sagte mit warmem Tone:

„Verehrter Freund, Sie befinden sich in einem verhängnißvollen Irrthum. Jene Dame ist nicht die von Ihnen gesuchte Leonore. — Sie sehen ja, es ist ein ganz junges Mädchen; es ist meine Braut, Fräulein von Rößler.“

Ein Augenblick verging, ehe Daniel Gustavs Worte verstanden zu haben schien. Er athmete langsam, tief und schwer. Plötzlich richtete er sich auf, stieß Gustav unsanft von sich, und mit dem Ausdruck äußersten Hasses preßte er zwischen den Zähnen das Wort „Verräther!“ hervor.

Gustav bemühte sich vergeblich, den Sinnlosen zu besänftigen.

„Lassen Sie mich!“ sagte Daniel mit einer Heftigkeit, die man dem ruhigen Manne nie zugetraut hätte. „Lassen Sie mich, sonst werde ich rasend! Ich will hier keinen ärgerlichen Auftritt herbeiführen, nicht an dieser Stelle, die ich geweiht habe — geweiht durch meine Treue ohne Gleichen! Aber entfernen Sie sich von hier! Sie gehören nicht hierher, Sie nicht, und nicht jene elende pflichtvergessene Person, die mich um mein Dasein betrogen hat! Jetzt durchschaue ich Sie! Jetzt weiß ich Alles! Also deshalb haben Sie sich gewaltsam an mich herangedrängt, deshalb mir in einer schwachen Stunde mein Geheimniß entlockt, damit Sie den verborgenen Schatz auffinden und ihn mir rauben! Sie sollten sich schämen! Ist solche Tücke, ist solche Bosheit erhört! — Und Schmach über Dich, Du Elende, die mir Treue geschworen und mich verrathen hat! ... Lassen Sie mich!“ rief Daniel, indem er zornbebend Gustav wehrte, sich ihm zu nähern. „Lassen Sie mich, oder es geschieht ein Unglück! Sie wissen nicht, wessen ich fähig bin!“

Der Alte wandte sich schaudernd ab, dann blieb er einige Secunden stehen. Er wankte; mit sichtbarer Mühe suchte er sich eine stramme Haltung

zu geben. Endlich schüttelte er bedächtig den Kopf und tappte langsam und schwer, ohne sich noch einmal umzusehen, die Thiergartenstraße hinauf.

Gustav hatte Leonorens Arm wieder in den seinigen gelegt. Das arme Mädchen zitterte und bebte. Mit theilnahmsvollen Blicken sahen die Beiden den armen alten Mann, schwerfällig sich auf den Regenschirm stützend, wie gebrochen dahinschleichen.

Mit der Dämmerung hatte sich über den Thiergarten ein grauer Nebel gesenkt. Nur noch wenige Augenblicke sahen sie die dunkeln Umrisse Daniels; bald wurden diese ganz undeutlich und verloren sich, um noch einmal in dem fahlen Schein der nächsten Laterne als verwischte Schatten wieder aufzutauchen. Dann zerrannen auch diese. In dem helleren Schein regte sich nun nichts mehr. Was dahinter war, hatte der Nebel völlig verschleiert.

„Es ist ein unglücklicher Sonderling, ich erzähle Dir seine Geschichte ein andermal," sagte Gustav. „Wir wollen ihm nicht mehr begegnen. Frage mich jetzt nicht . . . Ich erzähle es Dir später."

* * *

Die Bank an der Luiseninsel blieb am andern Nachmittage leer.

Fritz, den Gustav im Lauf des Vormittags zu der alten Marianne geschickt hatte, um sich nach dem Befinden des Herrn Möllmann zu erkundigen, hatte überaus ungünstigen Bericht erstattet. Daniel hatte die ganze Nacht stark phantasirt. Marianne hatte in frühester Morgenstunde einen Arzt herbeigerufen, der sich sehr bedenklich über den Zustand des Kranken geäußert hatte.

Gustav hatte nun selbst den Arzt aufgesucht, bevor er noch zu seiner Braut gekommen war, und von diesem erfahren, daß bei dem großen Schwächezustand des Kranken, der sich seit Jahren lediglich durch die Regelmäßigkeit seines Lebens, die geordnete Bewegung und das stundenlange Verweilen in der freien Luft aufrecht erhalten hatte, jeden Augenblick das Ende eintreten könne. Gustav war schmerzlich davon ergriffen, daß er, wenn auch unschuldig das Hereinbrechen der Katastrophe beschleunigt hatte; und als er Leonoren um die Mittagsstunde zum Spaziergange abholte, war er sehr ernst gestimmt. Leonore erkundigte sich nach der Ursache dieser bei Gustavs heiterem Temperament ungewohnten Stimmung. Während die beiden glücklichen jungen Leute die Linden entlang gingen, erzählte Gustav, was er von Daniel wußte. Leonoren traten die Thränen in die Augen.

„Es wäre doch wohl unsere Pflicht, uns zu erkundigen, wie es dem armen Manne geht," sagte sie.

„Du hast Recht," entgegnete Gustav.

Sie wandten sich um, und Gustav führte Leonore nach dem Marienkirchhof. — Die alte Marianne mit dem breiten Gesicht, die ihm öffnete, sah mit den rothgeweinten Augen ungemein rührend aus.

„Der Arzt ist bei ihm. Sie können ruhig eintreten. Er erkennt Sie nicht mehr. Mein armer Herr!"

Vorsichtig traten sie in die Stube mit den Butzenscheiben. Es war alles in gewohnter Ordnung: die Federn und Bleistifte lagen symmetrisch geordnet auf demselben Fleck. Die Thür zum Nebenzimmer stand offen. Leonore, von einem Gefühl wahrer Theilnahme getrieben, das, wenn auch mit etwas Neugier gemischt, darum doch nicht minder tief und ernst war, trat behutsam auf die Schwelle und blickte mit Thränen in den Augen auf das Lager, auf dem Daniel mit halbgeschlossenen Augen schweratmend ruhte. Seine schmalen Finger zupften gleichmäßig an der Bettdecke, als wollten sie etwas pflücken. Der Arzt saß neben ihm. Daniel schlug die Augen auf. Dann öffnete er sie weit, ganz weit und blickte nun starr nach der Thür. Die Mattigkeit, die über dem Gesicht gelegen, war wie weggewischt. Es leuchtete auf in dem Schimmer unbeschreiblicher Wonne. Mit unheimlich heller, heiterer Stimme rief er: „Leonore!" —

Der Arzt hatte sich umgewandt und sah, wie ein junges Mädchen ängstlich zusammenschauerte. Wie von einer magnetischen Gewalt angezogen, schritt Leonore lautlos und langsam auf das Lager zu. Der Arzt hatte sich erhoben und war bei Seite getreten. Daniel richtete sich etwas auf und streckte ihr wie flehend die beiden Hände entgegen. Leonore wußte kaum, was sie that, als sie die schmalen Hände des Kranken ergriff.

Freude, Glück und Dankbarkeit strahlte aus seinen Augen. Er drückte die kleinen Hände des hübschen Mädchens und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck wonnigen Wohlgefühls:

„Leonore! Ich wußte, daß Du kommen würdest, daß ich Dich wiedersähe . . . hier oder dort! Ich wußte es!"

Dann ließ er sanft die Hände des bebenden Mädchens und sank lächelnd auf das Kissen zurück. Lächelnd auch schloß er die Augen. Der Arzt bedeutete Leonoren, sich zu entfernen. Er legte sein Ohr auf das Herz des Kranken, dann trat er in das Nebenzimmer zu den jungen Leuten, die den Athem anhielten und mit banger Spannung der Botschaft des Arztes harrten.

„Er lebt noch," sagte dieser ruhig, „aber ich rathe Ihnen, sich die Aufregung des Endes zu ersparen. Zu helfen ist hier nicht mehr viel. Und was geschehen kann, geschieht. Die Lebenskraft des Kranken ist erschöpft."

Die beiden jungen Leute schlichen schüchtern aus der Thür und gingen über den Marienkirchhof, ohne ein Wort zu sprechen.

Der Arzt hatte die Unwahrheit gesagt. Das Herz hatte nicht mehr geschlagen. Mit heiterm Lächeln auf den Lippen war Daniel entschlafen, als er die Hand des Mädchens zu berühren glaubte, das er so lange Jahre hindurch erwartet hatte — „harrend ohne Schmerz und Klage". Der arme Toggenburg!

* * *

Der Egoismus des jugendlichen Glückes vergißt schnell fremdes Ungemach. Wohlthätig gedämpft, nicht mehr grausam schmerzlich erzitterte in den Seelen der jungen Leute der Nachklang des erschütternden Auftritts in dem kleinen Hause am Marienkirchhof, als sie Nachmittags wieder ihr Heim durchmusterten und dann am Abend mit der Familie um den Theetisch vereinigt waren. Sie erzählten von dem sonderbaren Erlebnisse einiges Wenige. Tante Emmy und Frau von Kößler wechselten auf einmal verständnißvolle Blicke und nahmen plötzlich einen sehr ernsthaften Gesichtsausdruck an. In dem jovialen Herrn von Kößler, der wiederum die Hände über der Weste gefaltet hatte, kämpfte seit einiger Zeit das Verlangen, die dampfende Theetasse zum Munde zu führen, mit der sich daraus ergebenden Nothwendigkeit, die bequeme Lage seiner Hände alsdann verändern zu müssen. Aber das stumme Zwiegespräch zwischen den Damen war ihm darum doch nicht entgangen.

„Lorchen!" sagte er scherzhaft drohend zu seiner Frau. „Sollte das am Ende derselbe sein, auf den Du mich früher einmal hast eifersüchtig machen wollen? Du weißt, — vor unserer Verlobung, als Du aus Berlin zurückkamst?"

Gustav sah seine Schwiegermutter prüfend an. Es war noch eine hübsche Frau, mit der seine Braut eigentlich nur geringe Aehnlichkeit in den Zügen, aber doch im Ausdruck einen starken Familienzug gemein hatte; und jetzt zum ersten Male bemerkte er an ihrem Kinn ein kleines braunes Mal. Bis zur Stunde war es ihm nicht aufgefallen.

Deutschland vor hundert Jahren*).

Von

Johannes Scherr.

— Zürich. —

Vor siebenundzwanzig Jahren hab' ich den ersten Theil dieses Buches unmittelbar nach seinem Erscheinen einer ausführlichen Anzeige unterzogen. Heute, nach Vollendung des trefflichen Werkes im Jahre 1880, komm' ich darauf zurück mit der Bemerkung, daß, wenn der Abschluß desselben bedauerlich lange sich verzögerte, Biedermanns kulturgeschichtliche Leistung nur um so mehr berechtigt ist, die Devise zu tragen: „Was lange währt, wird gut."

Dazumal, als 1854 der erste Theil herausgekommen, war eine böse Zeit. Die Menschen von heute und gestern haben keine Vorstellung davon, was wir anderen, die wir den „Völkerfrühling" von 1848 mitgelebt, empfinden, erfahren und leiden mußten, als alle die holden Täuschungen und schmerzlichen Enttäuschungen des „tollen" Jahres in die stupide und brutale Rückwärtserei der ersten 1850er Jahre aufgegangen waren. Während wir nur allzu ausgiebige Gelegenheit hatten, die Wahrheit der berühmten Dante'schen Terzine:

„Tu proverai sì come sa di sale
Lo pane altrui, e com' è duro calle
Lo scendere e 'l salir per l'altrui scale". —

bitter zu erproben, war daheim in Deutschland das deutsche Vaterland wiederum, ganz wie zur Zeit der Kamptz und Tztschoppe, zu einem Verbrechen geworden. Aber ihre ganze Tücke wagten die Werkzeuge der Reaction dort erst dann zu entfalten, als drüben, jenseits des Rheins, der meineidige Sohn einer notorischen

*) Veranlaßt durch das Werk „Deutschland im 18. Jahrhundert", von Dr. Karl Biedermann. 2 Theile in 4 Bänden, 1. Theil. Bd. 1 und 2 in II. Auflage. Leipzig, J. J. Weber 1880.

Nicht-Lucretia mit den Banditenfäusten seiner Spießgesellen La Belle France im Dunkel einer Decembernacht an der Kehle gepackt und die Halberwürgte zu Boden geworfen hatte.

Ich erinnere mich, daß ich in meine deutsche Seele hinein mich schämte, als ich erfuhr, König Friedrich Wilhelm IV. hätte hoch aufgejubelt, als er die Botschaft von dem schandbaren Frevel empfangen. Ja, furchtbarer noch als das Verbrechen des Elenden, welcher mit Hilfe des Auswurfes von Frankreich seine Schmach hinter jener Blutdampfwolke der Boulevardsschlächterei vom 4. December 1851 zu verstecken suchte, war der Beifall, welchen mit verschwindend wenigen Ausnahmen das ganze officielle und officiöse Europa, vom Papst und von der Königin Victoria bis zum Duodezdespötlein von Flachsenfingen und bis zum schmierigsten Reptil des Staatsanzeigers von Krähwinkel herab, diesem Verbrechen zollte. Daß alle Gauner, Spieler und Schwindler, alle vornehmen und geringen Spione und Spioninnen, Kupplerinnen und Hetären, alle feilen Scribenten und alles andere Menschenspülicht dem aus der Dreieinigkeit von Meineid, Raub und Mord geborenen Bastardcäsar zujauchzten, war ganz in der Ordnung. Dieses Geschmeiß hatte ja die richtige Vorauswitterung, das Second Empire werde eine riesige Pfütze von Verderbniß und Fäulniß sein, eine richtige „cour de miracles“ der Escroquerie, der Völlerei und Unzucht, der Jecker-Bons und Goldbarren-Lotterieen, der scham- und scheulosen Saturnalien und Lupanarien. Ich war damals, obzwar vom Schwabenalter nicht allzu weit mehr entfernt, noch so jung, daß ich mich über die Niederträchtigkeit der Menschen verwunderte, entrüstete und betrübte. Das hab' ich mir, seit ich hinter die Coulissen und in die Ankleidezimmer der Bühne, auf welcher die menschliche Tragikomödie spielt, blicken gelernt, gründlich abgewöhnt und darum sehe ich nur noch mit einer aus Mitleid und Ironie gemischten Empfindung auf das wüste Armuthszeugniß zurück, welches die europäische Gesellschaft sich ausstellte, indem sie nahezu zwanzig Jahre lang vor einem nachgemachten Bonaparte scharwenzelte, kniete und räucherte. Vielleicht wähnte sie, es gereichte ihr zur Entschuldigung, daß sie annis 1814 und 1815 ja nur die echten Bonapartes mit dem Interdict belegt hatte.

Uns anderen, für welche solche Selbsterniedrigung undenkbar, blieb nichts übrig, als nach Möglichkeit aus der schmerz- und trauervollen Gegenwart hinwegzuflüchten. Damals versenkte ich mich in die Vergangenheit meines Volkes und schrieb jene Bücher, welchen, wie ich ja wohl ohne eitle Selbstberühmung sagen darf, meine Landsleute daheim und in der Fremde seit dreißig Jahren eine mein Verdienst weit übersteigende Liebe und Treue zugewandt und bewahrt haben. Solche Beschäftigung mit Gewesenem half über die Schwere des Seienden hinweg. Sie hatte auch das Tröstliche, die Ueberzeugung beizubringen, die Lebenskraft unseres Volkes, welches so viele derartige Entwickelungsleiden überstanden hatte, müßte eine unverwüstliche sein — die Ueberzeugung, die Deutschen, welche einer so jammervollen

politischen Geschichte zum Trotz eine große Culturnation geworden, müßten auch noch eine Zukunft als Machtnation haben. Auch das Studium des ersten Theils von Biedermanns Buch vermochte diesen Glauben nicht zu erschüttern. Denn wenn die genaue, deutliche, quellenmäßige Darstellung, welche der Verfasser von den politischen und socialen Zuständen unseres Landes im 18. Jahrhundert gab, das ganze Jammersal dieser Zustände aufdeckte, so mußte der Anblick derselben jeden Sehenden überführen, daß es im 19. Jahrhundert denn doch besser, bedeutend besser geworden sei.

Und heute, wo ich das glücklich zum Abschluß gebrachte Biedermann'sche Werk wiederum zur Hand nehme, um, soweit meine Stimme reicht, die Aufmerksamkeit patriotisch denkender Männer und deutschfühlender Frauen darauf zu lenken, wie ist es heute?

Nicht, wie es sein sollte und wohl auch sein könnte, aber jedenfalls besser als im Jahre 1854. Eine Vision, daß binnen 17 Jahren das wieder aufgerichtete Deutsche Reich ausgerufen werden würde, ausgerufen nach kolossalen gegen die Franzosen geführten Siegesschlägen, ausgerufen im Prunkschlosse jenes französischen Sultans, welcher der grimmigste Feind und erbarmungsloseste Schädiger unseres Volkes gewesen war, diese Vision wäre dazumal sogar als solche, als Traum und Ahnung rein unmöglich gewesen. Wer so kurz nach 1849, dem Jahre des Fluches, so kurz nach 1850 und 1851, den Jahren der Schmach, so etwas hätte prophezeien wollen, wäre mit Recht als der Narr der Narren verlacht worden. Allerdings sind wir auch heute noch weitab vom Ziele. Was 1866 und mehr noch 1871 in Stunden versäumt worden, wird in Jahrzehnten nicht hereinzubringen sein! Die Reichsverfassung ist nur ein trauriger Nothbehelf, ein Lotter- und Schlotterwerk. Der dynastischen Selbstsucht wie der particularistischen Bornirtheit sind die beklagenswerthesten Einräumungen gemacht worden — Einräumungen, welche, wie ja leicht vorauszusehen war, keineswegs Dankbarkeit erzeugt haben. Die Karte des Deutschen Reiches zeigt noch immer ein Dutzend Farben zu viel. Und sodann dieser schreiende Widerspruch zwischen der Gewährung des allgemeinen Stimmrechts und der heftigen Verwerfung des Parlamentarismus, welcher doch — mag im übrigen sein Werth oder Unwerth sein, wie er wolle — die unumgängliche Schlußfolgerung aus jener Prämisse ist! Man kann dem deutschen Volk doch nicht zumuthen, lauter Ja nickende Pagoden in den Reichstag zu schicken, und wenn die Schreibsclaven Klagelieder über das Parteiwesen singen, so vergessen **wir** darum doch nicht, daß Parteien die Lungen sind, womit freie Staaten athmen. Aber gibt es nicht auch tuberculose Lungen? Gewiß, das gibt es, und es mag schon sein, daß an diesem oder jenem rechten oder linken Flügel der in Rede stehenden Lungen da oder dort ein häßliches Tuberkel sitzt. Allein trotzdem wird das parlamentaristische Experiment gemacht werden müssen, es wäre denn, daß man zum nackten, aber wenigstens ehrlichen und aufrichtigen Absolutismus zurückkehren wollte, was ja in Deutschland und vorab in Preußen weiter keine

oder kaum nennenswerthe Schwierigkeiten hätte. Mit dem grundverlogenen, schamlos unsittlichen und noch dazu albernen und lächerlichen Scheinconstitutionalismus — abscheulicher Bandwurm von Wort! — geht es nicht mehr. Die Möglichkeit, das constitutionell-parlamentarische Regiment könne ein aufrichtiges und ehrliches sein, vorausgesetzt — was freilich eine ungeheuer kecke Voraussetzung ist — muß es anderseits als absurd bezeichnet werden, hinter diesem Regiment das Schreckgespenst der Revolution auftauchen zu lassen. Wir Deutsche sind ja Reflectionsmenschen, Grübler, Tiftler, wir haben nicht das Zeug zum Revolutionmachen und denken auch gar nicht daran, falls man so freundlich ist, uns auch nur halbwegs bei guter Laune zu erhalten. Uns fehlt ja die elementare Leidenschaft, die initiatorische Sprungfertigkeit. Wir müssen, um überhaupt voranzukommen, Schritt für Schritt vorwärts gehen, und daß und wie wir trotzdem vorwärts gegangen, wird jedem klar werden, welcher vergleichen will, wie unser Land vor hundert Jahren war und wie es jetzt ist.

Auf den folgenden Blättern will ich, immer an der Hand Biedermanns, versuchen, geneigte Leser und ernste Leserinnen in das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts zurückzuführen, — selbstverständlich auf nach Möglichkeit gekürzten Wegen. Es ist dies, will mir scheinen, die beste Art und Weise, einer so schwierigen und so gewissenhaft gethanen Arbeit gerecht zu werden, — einer Arbeit, deren Frucht fraglos eine Zierde der deutschen Culturhistorik ausmacht. Der Verfasser hat sich keine Mühe und keinen Zeitaufwand verdrießen lassen, um das ungeheure Material zusammenzubringen, welches der Aufbau seines Werkes erforderte. Schon an die Sichtung, Ordnung und Zurhandstellung dieses Materials mußten Jahre gewendet werden. Die Culturgeschichtschreibung darf sich bekanntlich nicht damit begnügen, die Oberfläche der Erscheinungen zu veranschaulichen und zu kennzeichnen. Sie muß überall den treibenden Kräften in die Tiefe nachgehen. Sie hat den tausenderlei Motiven, welche zur Schaffung des Gesammtbildes eines Volksdaseins zu dieser oder jener bestimmten Zeit zusammenwirken, geduldig nachzuspüren, auf Pfaden, welche zumeist mühsamer zu begehen sind als die Wege, welche durch wohlgeordnete Archive führen oder gar durch jene Roth-, Gelb-, Grün- und Blaubücher, die dermalen so großes Ansehen genießen und in die, beiläufig bemerkt, doch nur hineinkommt, was einem zur Zeit herrschenden Minister hineinzuthun beliebt und wie es hineinzuthun ihm „opportun" scheint. Um jene kleinen, unscheinbaren und doch hochbedeutsamen Züge beizubringen, welche die Gesellschaft dieser oder jener Periode oft besser charakterisiren als breitspurig einhertretende Allerweltsthatsachen, muß der Culturhistoriker häufig ganze Steppen bedruckten Papiers durchwandern. Auch unser Verfasser hat dieser Pflicht sich unterzogen, und die geschickte Art, wie er solche Züge zu finden und zu verwenden wußte, bildet gerade einen der vielen Vorzüge seines Werkes. Auch der Mängel ermangelt dasselbe nicht, wie denn überhaupt nur der hochgradige Professorendünkel und eine schon

stark in den Größenwahn spielende Doctorenhochnäsigkeit sich einbilden mögen, „fehlerlose Ungeheuer“ von Büchern hervorbringen zu können. Für das, was als der Hauptmangel des Werkes zu bezeichnen sein dürfte, nämlich das Mißverhältniß des zweiten, des literarhistorischen Theils zum ersten, zum socialhistorischen, kann der Verfasser freilich die gewichtige Entschuldigung anführen, daß ja zur Zeit, von welcher er handelt, die Deutschen, wenigstens in ihren bedeutendsten Lebensäußerungen, ein vorzugsweise literarisches Volk gewesen seien.

I.

Wie selbstverständlich, hebt unser Verfasser seine Untersuchung und Darstellung damit an, daß er von dem territorialen Umfang, dem Bevölkerungsbestand und der staatlichen Eintheilung Deutschlands im 18. Jahrhundert handelt. Hier mußte auf den traurigen Westfälischen Frieden zurückgegangen und eine ganze Reihe von Einbußen an Land und Leuten verzeichnet werden. Wie war doch vom späteren Mittelalter an die deutsche Nation an Macht und Machtbewußtsein herabgekommen! Sie, im früheren Mittelalter die wirkliche und einzige Großmacht Europas, hatte sich, im 18. Jahrhundert angelangt, nach und nach Livland, Curland, Pommern und Rügen, die Niederlande und die Schweiz, Elsaß und Lothringen entreißen lassen. Und dabei führten die Kaiser des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ stetsfort den Titel: „Allzeit Mehrer des Reichs“ — mehr noch eine bittere Satire als ein curialstilistischer Schnörkel.

Die Bevölkerung wohnte in 2300 Städten, 3000 Marktflecken, nahezu 100,000 Dörfern und Weilern und auf ungefähr 40,000 Edel- und Bauerhöfen. Ihre Gesammtzahl kann nicht genau bestimmt werden. Das Facit der Wahrscheinlichkeitsberechnung schwankt zwischen 26 und 30 Millionen. Zur Markirung der staatlichen Ein- oder vielmehr Vertheilung dieser Bevölkerung würden alle Regenbogenfarben in hundertfacher Variation nicht ausreichen. Das Gebiet, welches innerhalb und außerhalb der zehn Reichskreise lag, machte mitsammen eine ungeheuerliche Curiositätenkammer voll von politischen Mißbildungen aus. Da war z. B. der „schwäbische“ Kreis, welcher das heutige Württemberg, das heute bairische Schwaben und die damalige Markgrafschaft Baden umfaßte. Abgesehen davon, daß durch diesen Kreis die sogenannten „vorderösterreichischen“ Landschaften sich hinschlängelten, war derselbe vertheilt unter 97 Herren, worunter 4 geistliche Fürsten (der Bischof von Augsburg, der Bischof von Constanz, der Fürstabt von Kempten und der Propst von Ellwangen), 14 weltliche Fürsten (Herzog von Württemberg, Markgraf von Baden, Fürsten von Oettingen, Fürstenberg, Hohenzollern) ferner 23 Prälaten, 25 Grafen und Freiherren, endlich 31 Reichsstädte — (anderwärts gab es auch „Reichsdörfer“). Unter diesen „Staaten“ des Schwabenlandes gab es welche von ganzen 1600 oder 1300, ja von 1000 Einwohnern. Aber die kleinen litten am Größenwahn nicht weniger als die

größeren. An den öffentlichen Gebäuden des Reichsstädtchens Nördlingen las man die stolze, römerhafte Inschrift: „Senatus populusque Nordlingensis" und der Stadtschreiber des Reichsstädtleins Bopfingen führte den Titel „Kanzler" so gut wie der von Nürnberg, Augsburg oder Ulm. An der Buntscheckigkeit innerhalb der Rahmen der zehn Reichskreise war es aber noch nicht genug, denn in diese Kreise waren als „reichsunmittelbar" noch hineingesprenkelt 30 „Herrschaften", 5 „gewerbschaftliche" Orte, 5 Reichsdörfer und zwischen 14 und 1500 „reichsritterschaftliche" Güter. Alles zusammen eine wahrhaft Fischart'sche Staatenklitterung! Und diese Hanswurstjacke von Reich hatte nicht etwa nur eine lächerliche, sondern auch eine traurige Seite, eine sehr traurige. Denn, wohlverstanden, die Inhaber der Spottgeburten von Miniaturstaaten handhabten „die meisten Souveränitätsrechte mit derselben Unbeschränktheit wie die großen „Reichsstände", sie hemmten den Verkehr ebenso mittels Zöllen, Handelsverboten und Gewerbemonopolen wie ihre mächtigeren Nachbarn, die Fürsten und Kurfürsten, sie erhoben dieselben Ansprüche auf den Gehorsam ihrer „Landesunterthanen", auf Steuern und Dienste vonseiten derselben, und selbst das höchste landesherrliche Attribut, das Recht über Leben und Tod, stand ihnen oft zu, wie die vielen an den Sitzen reichsritterlicher Herrschaft aufgerichteten Galgen, die Wahrzeichen dieses hochgehaltenen Souveränitätsrechtes, bezeugten". Dieser Umstand, d. h. das Recht des „Blutbanns" in den Händen zahlloser Zaunkönige ist, nebenbei gesagt, eine der Hauptursachen gewesen, daß in deutschen Landen der Gräuel des Hexenprocesses ärger gerast hat, als anderwärts. Der Hexenproceß war keineswegs nur eine gräßliche Schrulle theologischer und juristischer Stirnverbretterung, sondern auch, namentlich im 16. und 17. Jahrhundert, ein sehr einträgliches „landesherrliches" Geschäft. Ganz in der Ordnung also, daß jeder Staat und jedes Stäätchen, jede Stadt und jedes Städtchen im unendlich zersplitterten deutschen Reiche bis herab zum „reichsunmittelbaren" Krautjunkerhof ihr regelrechtes Hexenbrennen haben wollten.

Ueber dem Wirrsal von Ländern und Leuten, über dem größer-, mittel-, kleiner- und kleinststaatlichen Gewimmel und Gewusel schwebte die Reichsverfassung. Nicht wie der Geist über dem Wasser, sondern wie ein Spinnengewebe über Moder. Die mittelalterliche Reichsherrlichkeit war schon mit Friedrich dem Rothbart zu Ende gegangen. Daß dann nach dem Untergang der staufischen Dynastie und der „schrecklichen kaiserlosen" Zeit ein machtloser schweizerischer Graf auf den deutschen Königsstuhl berufen wurde, ist ein unermeßliches Unglück für unser Land gewesen. Denn das deutsche Königthum oder die römische Kaiserschaft war ja fürder nur noch die Handhabe zur Gründung einer Hausmacht für die neue Dynastie. Die deutsche Geschichte war, wie auch Biedermann sie richtig faßt, allzeit, schon von den Tagen Armins und Marbods her, ein unausgesetzter Kampf zwischen dem centripetalen und dem centrifugalen Princip, zwischen dem nationalen Freiheitsdrang und der particularistischen Selbstsucht, zwischen Monarchie und Anarchie,

welche letztere sich als Aristokratie aufspielte. Während drüben in Frankreich das Königthum, indem es im Bunde mit den Städtebürgerschaften die Aristokratie zu Boden trat, die nationale Einheit begründete und festigte, war hüben in Deutschland das Kaiserthum der Habsburger selber der ausgesprochene Particularismus. Kaiser Maximilian der Erste hat es frank und frei herausgesagt: „Ich bin vor allem Oesterreich verpflichtet.“ Natürlich ahmten dann alle die Zaunkönige das particularistische Gebaren des habsburgischen Doppeladlers nach, soweit immer ihre Mittel es ihnen erlaubten. Die Reichsregimentsmaschine, vom Anfang an unglücklich construirt, wurde nachgerade zu einem wahren Monstrum von Ungefügigkeit und Complicirtheit. Setzte man das ungeheuerliche Ding in Bewegung, so hob ein furchtbares Gepolter und Gepruhste an, aber die einzelnen Theile, die Räder, Walzen, Stifte, Stränge, Kurbeln und Gewichte der Maschine arbeiten nicht mitsammen, sondern zumeist gegen einander. So oft irgendwie ein Verzicht auf particularistische Interessen oder auch nur auf Absonderlichkeiten gefordert wurde, erhob sich das Geschrei von „Teutscher Stände Libertät“, wie die amtliche Formel lautete. Dahinter barg sich die polakisch-anarchische Wirthschaft der deutschen Fürstenrepublik. Diese Wirthschaft erhielt ihre so zu sagen staats- und völkerrechtliche Bestätigung und Weihung durch die sogenannte Reformation und durch den vom Ausland, vorab von Frankreich, dictirten Westfälischen Frieden, nach jener beispiellosen dreißigjährigen Kriegsfurie, welche unser unglückliches Land zu einer Wüstenei gemacht und dessen Bevölkerung von etwa 18 Millionen auf 4 herabgebracht hatte. Daß nicht allein die Ohnmacht der Reichsgewalt, sondern auch das klägliche Sinken des Nationalgeistes im 17. und 18. Jahrhundert eine Folge der rohselbstsüchtigen Fürstenpolitik gewesen, kann gar keinem Zweifel unterstellt werden. Wie so ganz schließlich die staatsrechtlichen Begriffe sich verwirrt, ja in das gerade Gegentheil ihrer ursprünglichen Bedeutung sich verkehrt hatten, dafür liefert einen grellen Beweis die Thatsache, daß Friedrich der Große, auf die herrschende Anschauung gestützt, keinen Anstand zu nehmen brauchte, den von ihm i. J. 1785 gestifteten Fürstenbund, welcher doch nichts bezweckte, als die „Libertät“ der deutschen Dynasten gegen die befürchteten „Uebergriffe“ der kaiserlichen Gewalt zu schirmen, im Lichte eines verfassungsmäßigen Bündnisses, eines volksthümlichen und gemeinnützigen Unternehmens darzustellen, ja sogar noch weiter zu gehen, d. h. förmlich an die auswärtigen Mächte zu appelliren und deren Besorgnisse vor einem allfällig monarchisch festgeeinten und folglich starken Deutschland wachzurufen. Das ist, meine ich, ein kennzeichnend hohenzoller'sches Seitenstück zu dem vorhin angezogenen habsburgischen Ausspruch.

Daß unter solchen Umständen die Reichsverwaltung eine elende sein mußte, ist klar. In alle Einzelnheiten derselben hier einzugehen, hieße Papier und Druckerschwärze umsonst vermutzen. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, dessen Kaiser als solcher eine Jahreseinnahme von ganzen 8000, sage achttausend Thalern hatte, war zum Spottlachen Europas geworden.

Hauptsächlich infolge der Jammerseligkeit des Reichskriegswesens. Das Reichsheer war, sogar bei Ausschreibung eines dreifachen sogenannten „Simplum" (120,000 M.), thatsächlich nicht selten kaum 20,000 M. stark. Und das waren noch dazu Leute, die mit den Rekruten Falstaffs eine bedenkliche Aehnlichkeit hatten, und wie waren sie geübt, d. h. nicht geübt, was hatten sie für Offiziere, wie waren sie gerüstet und bewaffnet! Es ist bekannt, daß z. B. in der Schlacht von Roßbach von 100 „Schießprügeln" der Reichstruppen nicht 20 losgegangen sind. Dieselbe grenzenlose Verrottung wie im Heerwesen auch in der Reichspolizei, in der Reichsjustiz, in der Reichsfinanzerei, in allem und jedem. Schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hatte der schwedische Minister Oxenstjerna der deutschen Reichsverfassung den Namen „Confusio" geschöpft. Jetzt, im achtzehnten Jahrhundert, war die Confusion zu einem Chaos geworden. In diesem Chaos wühlten und minirten die österreichische Partei und die preußische Partei wider einander. Undeutsch waren beide ganz und gar. Beide verschworen sich, jene an Frankreich, diese an Rußland gelehnt, mit dem Ausland zur Vernichtung der nationalen Macht nicht nur, sondern auch des nationalen Bewußtseins. Der Wiener Hof ließ durch einen seiner Publicisten erklären, „Oesterreich müsse entweder an der Spitze Deutschlands stehen oder aber es müsse und werde Deutschlands Feind sein". Der Berliner Aufklärer Nicolai seinerseits bezeichnete die Idee eines deutschen Nationalgeistes als ein „politisches Unding" und schalt das Bestreben, die Gemüther für eine solche Idee zu erwärmen, einen „hämischen Parteizweck". Der Wiener Hof errichtete gegen den neuerwachten und schöpferisch aufstrebenden deutschen Geist eine chinesische Mauer der Abwehr und Friedrich der Große erfand die „nation prussienne". Angewidert von der trostlosen Wirklichkeit, in welcher sich ihnen nur das ekelhafte Schauspiel einer allgemeinen Auflösung darbot, bestiegen unsere Besten, die Lessing, Kant, Herder, Goethe, Schiller, den Luftballon der humanitären Illusion, um in's Wolkenkukuksheim der Weltbürgerlichkeit emporzusteigen. Die von dort herab gegebenen Orakel muthen uns heute doch ganz eigen und keineswegs sympathisch an. Wenn Lessing sich berühmte: „Ich habe von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff und sie scheint mir höchstens eine heroische Schwachheit zu sein, die ich gern entbehre" — oder wenn Schiller an Jakobi schrieb: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein" — oder endlich wenn Goethe seinem Volke den nationalen Beruf und eine nationale Zukunft mittelst des Xenions:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus —"

geradezu absprach, ja, so zu sagen, verbot, so waren das um so traurigere Verirrungen der Wolkenkukuksheimerei, als das „reine, freie und schöne

Menschenthum" der Griechen, auf welches man die Deutschen fortwährend verwies, eigentlich doch nur eine Lüge gewesen. Denn, wenn es jemals ein rassenhaftes, auf Stamm und Blut stolzes, vom Nationalgefühl und Nationalstolz ganz erfülltes Volk gegeben hat, so waren das gerade die Griechen, die sich so wenig um „Menschenbruderschaft", „Weltbürgerthum" und dergleichen Flunkereien mehr kümmerten, daß sie ausschließlich nur sich selber für Menschen, alle übrigen Völker aber für „Barbaren" hielten. Unsere Klassiker hatten sich eben ein Ideal von Griechenland zurechtgemacht und ritten so beharrlich darauf herum, wie in unseren Tagen Heinrich der Zweiundsiebzigste von Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein auf seinem berühmten Princip. Schiller freilich, weil er von allen den meisten historischen Sinn besaß, bekam die Reiterei schließlich satt. Ihm ging, als er sah, daß und wie Bonaparte das kosmopolitische Nebelbild zur brutalen Thatsache eines Weltdespotismus machen wollte und theilweise wirklich machte, die Erkenntniß auf, daß man allerdings zu einem Volke gehören müsse, um ein rechter und ganzer Mensch sein zu können, und so hat er denn schon in der „Jungfrau von Orleans", großartiger aber noch und eindringlicher im „Tell" die Idee des Vaterlandes, das Gefühl des Volksthums und der Nationalität verherrlicht. Goethe dagegen ist sein Lebenlang „Weltbürger" geblieben und daraus mag sich auch seine klägliche Haltung im Jahre 1813 erklären, welche nur die Goethe-Fartcatchers verzeihlich finden können. Den ersten Mann seiner Nation kümmerte es wenig oder gar nicht, daß seines Vaterlandes Sein oder Nichtsein auf dem Spiele stand. Er beschäftigte sich lieber mit China als mit Deutschland, und wenn er sich später auf „allerhöchsten" Befehlswunsch „allerunterthänigst" herbeiließ, zur Siegesfeier sein von allegorischem Frost starrendes Festspiel „Des Epimenides Erwachen" anzufertigen, so vermochte er damit nicht das Wort gut zu machen, welches er, der blinde Bewunderer des Todfeindes und Zwingherrn des deutschen Volkes, im April von 1813 zu Dresden im Hause Körners zum Stein und zum Arndt gesprochen: „Schüttelt nur eure Ketten! Der Mann (Napoleon) ist euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen." Sie wurden aber doch zerbrochen, weil es zum Glück in unserem Lande hunderttausende von Männern gab, welche von deutschem Recht und deutscher Pflicht einer fremden Zwingherrschaft gegenüber andere, ganz andere Vorstellungen hatten als der „deutscheste" Dichter.

II.

Das Reichselend vervielfältigte sich in den einzelnen Staaten und Stäätchen in's Unendliche. Suchte doch jeder Despot und jedes Despötlein im deutschen Reiche seine Bestimmung und seine Ehre darin, es nach Kräften und über seine, d. h. über seines unglücklichen Landes oder Ländchens Kräfte dem sklavisch nachgeahmten Meister- und Musterdespoten von Versailles nachzuthun. Das „L'état c'est Moi!" wurde unzähligemale ganz plump in's

Deutsche übersetzt. Die „Landesherren“ waren das, was sie hießen, im verwegensten Sinne des Wortes. Dieses System des brutalen Despotismus hat Biedermann bündig und treffend gekennzeichnet: — „Es gab im Staate nur Herren und Unterthanen, nur einen absolut gebietenden und unwiderstehlichen Willen und eine rechtlose Schaar blindlings gehorchender und duldender Sklaven; auf der einen Seite eine kleine Minderheit Begünstigter — den Fürsten und seine Umgebung — welchen alle natürlichen Güterquellen des Landes und alle mühsam errungenen Früchte der Volksarbeit zum ausschweifendsten Genusse offen lagen, und auf der andern Seite die Masse des Volkes, berufen und verpflichtet, für die Befriedigung der Gelüste jener Minorität zu arbeiten, zu zahlen, Lasten zu tragen und Noth zu leiden.“

Wie allbekannt, ist um die Mitte des 18. Jahrhunderts an die Stelle dieses brutalen Despotismus der sogenannte aufgeklärte oder sublimirte getreten. Derselbe erfloß zunächst aus der Einsicht, daß man, um die Schafschur ergiebiger zu machen, doch einigermaßen für die Schafe von Unterthanen Sorge tragen müßte. Dazu kam der Einfluß der „Philosophie des Jahrhunderts“, welche aufklärerische und humanitäre Ideen mälig in Schwung und Mode zu bringen begann. Typische Figuren und Beispielgeber des aufgeklärten Despotismus waren, wie jeder weiß, Friedrich II. und Josef II. Despoten sind sie beide gewesen, aber eben „sublimirte“. Der von Preußen sagte: „Der Fürst ist für die Gesellschaft, was der Kopf für den Körper ist: er muß sehen, denken, handeln für die ganze Gemeinschaft, um ihr alle Vortheile, deren sie fähig ist, zu verschaffen. Will man, daß die Monarchie den Sieg behalte über die Republik, so muß der Monarch thätig und unbescholten sein und alle Kräfte zusammennehmen, um seinen Pflichten zu genügen.“ Der von Oesterreich erklärte: „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit, Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheit gesetzt werden.“ Man sieht, von dem „Der Staat bin Ich!“ des vierzehnten Ludwigs bis zu der Friedrich'schen und Josef'schen Auffassung der Herrscherstellung und Herrscherpflicht war ein ungeheurer Sprung. Aber bei genauem Zusehen erkennt man unschwer, daß auch Friedrichs und Josefs Staats- und Regentenideal über die Fläche der rationellen Schafzucht nicht emporragte. Immerhin ist Josef wie der menschlichere Mensch so auch der freisinnigere Mann von beiden gewesen. Man vergleiche nur ihre Vorschriften über die Handhabung der Pressepolizei. Biedermann durfte mit Recht sagen: „Josef hat während seiner kaum zehnjährigen Regierung mehr für die Presse gethan als Friedrich während einer beinahe fünfmal so langen Zeit, nicht bloß in Anbetracht des viel gedrückteren Zustandes, in welchem er die Presse fand, sondern auch in Bezug auf die Freiheit, die er ihr gewährte.“ Der „Philosoph von Sanssouci“ verstand es als der kühle Kopf, der er war, ganz vortrefflich, seinen stets wachsamen und eifersüchtigen Despotismus, der keinerlei Selbstständigkeit des Denkens und

Wollens neben sich duldete, hinter liberalen Phrasen zu verbergen. Josef, welcher mit Bezugnahme auf die Dynastie, aus welcher er stammte, mit viel besserem Grund als Friedrich der „Einzige" zu heißen verdiente, trug ein großes und heißes Herz in der Brust. Natürlich hat es Friedrich weiter gebracht als Josef: der Kopf bringt es ja stets weiter als das Herz.

Das von den beiden großen aufgeklärten Despoten gegebene Beispiel fand Nachahmung bei den kleinen. Jedoch wäre es ein Irrthum, wollte man glauben, daß den aufklärerischen und freisinnigen Verheißungen und Redensarten, welche dazumal in deutschen Landen von den Thronen und Thrönlein herabschwirrten, durchweg Erfüllungen und Thaten entsprochen hätten. Gar manchem Landesherrn kam es auch schon zu mühsälig vor, die aufklärerische Phraseologie zu handhaben, und sie und ihre sämmtlichen Beamten fuhren daher fort, im althergebrachten Rüpelstile zu „herrschen" und zu amten. In der Mehrzahl der deutschen Staaten und Stäätchen war es bis zum Ende des Jahrhunderts mit dem Verwaltungs-, Justiz- und Finanzwesen aller „Aufklärung" oder Scheinaufklärung zum Trotz geradezu kläglich bestellt. Am traurigsten und zugleich am burleskesten ging es aber in den kleineren und kleinsten Sultanaten her. Des bekannten Ritters von Lang „Memoiren" sind eine wahre Fundgrube von hierher gehörigen charakteristisch-lächerlichen Zügen. Der Geschäfteschlendrian war überall märchenhaft, am märchenhaftesten in Oesterreich, ob zwar es allenthalben von Beamten aller Grade und Schattirungen wimmelte. Die Verderbtheit, Parteilichkeit und Bestechlichkeit der Beamtenwelt von unten bis oben galten für selbstverständlich. Das Sprichwort: „Schmieren und Salben hilft allenthalben" — wurde ganz scham- und scheulos praktiziert. Die lümmelhaftesten Beamten züchtete Baiern. Die Sprache dieser Herren war ein genaues Abbild der Ausdrucksweise des „leutseligen" Kurfürsten, späteren Königs Max, welcher bekanntlich stets mit seinem Lieblingswort „Sch . . . kerle" um sich warf. Die aus dem Mittelalter herabgekommenen landständischen Verfassungen waren vom fürstlichen Absolutismus entweder ganz weggefegt oder doch zu einem jämmerlichen Possenspiel herabgebracht. Wo etwa die Landstände noch einige Bedeutung sich bewahrt hatten, wie z. B. im Herzogthum Württemberg, waren sie doch nur eine wahre Spottgeburt von Volksvertretung und kaum etwas anderes als eine milchende Kuh für eine gierige Vetter- und Basenschaft.

Wenn nun also das Regiment der Landesherren durchgängig das Gepräge persönlicher Willkür trug, so darf man nicht vergessen, daß dies am Ende aller Enden nur möglich war, weil die Unterthanen nichts anderes wußten und wollten. Man vergegenwärtige sich nur die öffentliche Meinung, wie sie vor hundert Jahren in der deutschen Publicistik zur Ausprägung kam. Da begegnen uns überall die absonderlichsten Schwankungen und Schwenkungen, die uns klar machen, wie ungeheuer schwer es unsern Vorfahren wurde, erst als Menschen und dann als Staatsbürger sich fühlen zu lernen. Das Sklavenbewußtsein der deutschen Philisterwelt hatte sich so breit

und tief eingewurzelt, daß selbst verhältnißmäßig vorgeschrittenste Publicisten und Autoren wie Schlözer, Möser, Weckherlin, Moser, Wieland keineswegs auch nur halb, geschweige ganz davon loszukommen vermochten. Schlözer vertrat nachdrücklich die Lehre von der Alleinweisheit der Regenten und erklärte es für eine „lächerliche Einbildung“, die Ansichten einer Behörde beurtheilen oder berichtigen zu wollen. Weckherlin nannte die Amerikaner, welche sich von England unabhängig machen wollten, „Rasende“. Moser hieß jede Antastung der Lehre von dem göttlichen Rechte der Fürsten einen „Frevel“. Wieland sah eine „Widersinnigkeit“ darin, wenn man den Völkern das Recht der Beurtheilung von Regierungsmaßnahmen zuerkennen wollte. Allerdings haben dieselben Wortführer anderwärts auch wieder ganz anders sich ausgelassen; aber gerade das zeigt uns die Princip- und Haltlosigkeit der deutschen Presse von damals, das unsichere Umhertappen und Herumtasten der öffentlichen Meinung. Mitunter verfiel diese aus dem Sprechen in kindisches Lallen. So in jenem Artikel der „Berliner Monatsschrift“ von 1787, welcher „den Fürsten einen andern Weg zur Unsterblichkeit“ aufthat, indem er denselben hochernsthaft anrieth, ihre Völker durch allmälige Erziehung zur Selbstregierung für die Republik vorzubereiten und wenn dieses gethan wäre, ihren Gewalten freiwillig zu entsagen und republicanische Verfassungen zu proclamiren.

Derartige Phantasterei kennzeichnet, zusammengehalten mit der Knechtschaffenheit des deutschen Volksgeistes von damals, die grelle Gegensätzlichkeit einer Zeit, welche man die Epoche der Contraste nennen könnte. Man denke nur, daß wenige Jahre, nachdem ein deutscher Autor geäußert: „Schwerlich wird jemals ein Genie aufstehen, dessen Befehle unsern Gehorsam ermüden könnten“ — und ein anderer, Sturz, in seiner Abhandlung „Ueber den Vaterlandsstolz“ wehmüthig gesagt hatte: „Träume nicht von Freiheit, so lange wir auf jeden Wink wie Cäsars Knechte ausrufen:

„Gegen das Leben der Brüder, ja gegen die eigene Mutter,
Wenn er's befiehlt, wir führen den Streich, ob die Hand sich auch sträube“ —

Schiller seine „Räuber“ und Kant seine „Kritik der reinen Vernunft“ veröffentlichte. Aber freilich, solche und ähnliche Offenbarungen des wiedererwachten deutschen Genius berührten einstweilen die Volksmassen gar nicht. Diese schleppten ihr mühseliges und beladenes Dasein auf den gewohnten Leidenswegen weiter, zugleich im Zwange der Monarchie und im Banne der Hierarchie. Was diese und ihren betrübsamen Einfluß auf das Volksdasein angeht, so hatten, schwäbisch zu reden, die römische und die lutherische neben einander feil, d. h. keine hatte der anderen etwas vorzuwerfen. Ebensowenig die Jesuiterei da und die Pietisterei dort. Die theologische Verbohrtheit der ungeheuren Mehrheit der Deutschen hatte seit der Reformation nicht ab-, sondern zugenommen.

Bei Gelegenheit der Erörterung dieser Verhältnisse berührt Biedermann mit sanfter Hand die Frage nach der Einwirkung vonseiten der Reformation

und des Reformators par excellence auf den öffentlichen Geist und die politische Anschauung und Gesinnung unseres Volkes. Ich meinestheils, dem die Unfehlbarkeit des Papstes von Wittenberg und die Infallibilität des Papstes von Rom von jeher gleich hoch, d. h. gleich niedrig stand, will dieses Problem mit etwas rauherem Griff anfassen und eine ganze Reihe von „inopportunen", ja dem sogenannten „protestantischen Bewußtsein," höchst unbequemen Fragen hier wiederholen, welche ich schon anderwärts vor einem Menschenalter gestellt. Welche Bewandtniß hatte es denn eigentlich mit der durch Luther vollbrachten „religiösen Befreiung" unseres Volkes? Besteht die „Befreiung" eines Volkes etwa darin, daß man ihm „das hölzerne Joch des Papstthums" abnimmt und dafür das „eiserne des Bibelbuchstabens" auflegt? Waren die tausende von lutherischen Päpstlein toleranter als der römische Papst? War die lutherische Bonzenschaft der freien Forschung geneigter als die katholische? War nicht Luther seinen Nachfolgern mit dem Beispiel fürgelhafter Unduldsamkeit vorangegangen? Hat die lutherische Dogmatik den Forderungen der Vernunft und Wissenschaft mehr Rechnung getragen als die römische? Hat das Lutherthum das deutsche Volk humanisirt? War das furchtbarste Brandmal der christlichen Welt, der Hexenproceß, dem protestantischen Deutschland etwa weniger stark auf- und eingedrückt als dem katholischen? Hat nicht Luther, lange vor dem preußischen Minister Rochow, den „beschränkten Unterthanenverstand" erfunden und war diese Erfindung mit der kirchlichen Zerspaltung der Nation nicht etwas zu theuer erkauft? Haben deutsche Fürsten wirklich nur aus rein religiösem Drange das Lutherthum angenommen? Hat Luther seine „Reformation" nicht auf Gnade und Ungnade der fürstlichen Gewalt überliefert? Hat er, seine Reformation um jeden Preis zu sichern, den particularistischen und centrifugalen Territorialherren nicht die bedeutendsten Einräumungen gemacht? Hat er, ohne allen politischen Sinn, Verstand und Tact, nicht überall für die Fürsten und gegen das Volk Partei genommen? Wer hat gegen die armen Bauern, welche die „evangelische Freiheit" nicht allein abstract-dogmatisch, sondern auch concret-politisch und social verstanden wissen wollten und durch grausamsten Junker- und Pfaffendruck zur Empörung getrieben worden waren, so wuthschäumend gehetzt wie Luther? Hat er in der satten Herzlosigkeit eines wohlgenährten Professors der Theologie nicht gepredigt: „Der gemeine Mann muß mit Bürden beladen sein, sonst wird er zu muthwillig?" Hat er seine Gefälligkeit gegen die hohen Herrschaften nicht bis zur förmlichen Gutheißung einer fürstlichen Bigamie getrieben?

Wer aber will hergehen und vertuschen oder gar leugnen, daß die lutherische Geistlichkeit, in sklavischer Nachahmung ihres Meisters, zur politischen Verknechtung unseres Volkes das Menschenmögliche gethan habe? Ausnahmen gab es, ja wohl, aber diese bestätigten auch hier, wie überall, nur die Regel. Die Väter der Gesellschaft Jesu waren mit Grund berühmt um ihrer Kunst willen, den menschlichen Trieb und Drang nach Freiheit mit den Wurzeln auszureißen, jede selbstständige Willensregung im Menschen zu ver-

nichten und die Persönlichkeiten zu unbedingt gehorsamen Werkzeugen der herrschenden Autoritäten zu formen, welche ja hinwiederum nur Marionetten an den von ihnen, den Jesuiten, gelenkten Drähten waren. Dieser Ruhm ließ die lutherischen „Diener am Worte" nicht schlafen. Sie wollten an Servilismus niemand nachstehen, insbesondere ihren Schaufelhüten tragenden Todfeinden nicht, und um sich als die auszuweisen, welche sie waren, schrieb der lutherische Prälat Pfaff in Tübingen um 1750 eigens ein Buch, worin er den historischen Beweis antrat und führte, daß vor allen übrigen Kirchen den lutherischen die Palme der Knechtschaffenheit zukäme. Nach 1790 ließ ein lutherischer Geistlicher, Ewald geheißen, eine Schrift ausgehen, welche die Lehre vom unbedingten Unterthanengehorsam predigte. Herder hat daher wohl nicht ohne einen strafenden Seitenblick auf seine zeitgenössischen Amtsbrüder im vierten Theil seiner „Ideen zur Geschichte der Menschheit" den Satz geschrieben: „Fast immer waren Geistliche die, deren sich die Könige zur Gründung ihrer despotischen Macht bedienten; wenn sie mit Geschenken und Vortheilen abgefunden waren, so durften andere wohl aufgeopfert werden." Redlich wetteiferte übrigens mit der Geistlichkeit beider Confessionen in sklavischer Niedertracht das zünftige Gelehrtenthum des 18. Jahrhunderts. Ich erinnere nur an die grotesken und grausamen Corporalsspäße, welche die Faßmann, Gundling und Morgenstern am Hofe Friedrich Wilhelms des Ersten mit sich treiben ließen. Dann davon, wie die Professorenschaft der Universität Leipzig, mitsammt dem „großen" Gottsched, vor August dem Starken, diesem Land- und Leuteverderber, der nur in der Gewissenlosigkeit und in der Ausschweifung stark war, im Unflat der Speichelleckerei förmlich sich wälzte, den wüsten Sultan lobpreisend als „das Kleinod dieser Welt", als ein „von Gott selber dargestelltes Wunderwerk". Später noch hat der Schweizer Johann von Müller gezeigt, was ein berühmter Gelehrter in diesem Fache zu leisten vermöge. Denn dieser chamäleonische Virtuos der Charakterlosigkeit, welcher in seinen Büchern die Strenge taciteischen Stils affectirte, schämte sich ja nicht, schnell nacheinander oder gar gleichzeitig wie Friedrich den Großen so auch den seelenverkäuferischen Landgrafen von Hessen-Kassel, wie Napoleon so auch den „Morgen-Wieder-Luschtik"-Jérôme zu beweihräuchern.

III.

Die Abschnitte, in welchen Biedermann von der „Volkskraft im Dienste der herrschenden Kreise" handelt und bis in alle Einzelnheiten hinein das Militär-, Finanz- und Steuerwesen der deutschen Staaten erörtert, dürfen als ein Muster fleißiger und umsichtiger Quellenschöpfung aufgestellt werden. Hier tritt uns drastisch vor Augen, wie mit dem Schweiß und Blut des Volkes umgegangen worden ist in der „lieben, guten, alten, frommen Zeit". Ein folgendes Capitel schildert die Arbeit des Volkes, die landwirthschaftliche und gewerbliche Thätigkeit, Handel und Wandel, das Geld- und Creditwesen, die Verkehrsmittel und Verkehrshindernisse.

Alles zusammengenommen, erhalten wir den Eindruck, daß die deutschen Bevölkerungen im 18. Jahrhundert so zu sagen mit Blöcken an den Füßen und mit Ketten an den Armen arbeiten mußten. Denn gerade auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete brach die „Aufklärung" nur sehr langsam sich Bahn. Es standen ihr ja nicht allein die Unwissenheit und das Vorurtheil, die träge Gewöhnung, das gedankenlose Kleben am Hergebrachten entgegen, sondern auch die zahllosen Schaaren von wirklichen oder eingebildeten Privatinteressen. Wenn man die heute kaum noch vorstellbaren und glaublichen Hemmnisse und Hindernisse aller Art bedenkt, welche dazumal der Ackerbau, das Handwerk, die Fabrication, der Handel und Verkehr von einem Ende Deutschlands bis zum andern auf Schritt und Tritt zu befahren, zu respectiren, zu beseitigen oder wenigstens zu umgehen hatten, die auch nach aufgehobener Leibeigenschaft thatsächlich noch lange fortdauernde bäuerliche Unfreiheit, den stupiden Zunftzwang, die zahllosen Zollschranken, die Elendigkeit der Straßen und aller Verkehrsmittel, die Schlepperei und Unzuverlässigkeit der bürgerlichen Rechtspflege, das Gauner- und Räuberwesen — ja, wenn man das alles bedenkt, so muß man von hoher Achtung erfüllt werden vor der Unerschöpflichkeit unserer Volkskraft und vor der Unermüdlichkeit deutscher Arbeitslust. Nur die Ergebnisse einer unter den beregten Umständen doppelt erstaunlichen Arbeit, Entsagung und Ausdauer unseres Volkes machen es begreiflich, wie die ungeheuren Summen, welche die bis zur Tollheit gesteigerten Verschwendungen der meisten Höfe kosteten, aufgetrieben werden konnten. Mochte jedoch das Volk noch so sehr sich anstrengen und abmühen, das, was es hervorzubringen und was man ihm ab- und auspressen konnte, reichte doch zur Bestreitung der Prasserei und Schwelgerei, der Wollüste und Narrheiten der an der Banketttafel des Lebens Sitzenden bei weitem nicht aus. Man machte daher riesige Schulden zur Belastung künftiger Geschlechter und das gegenwärtige Geschlecht machte man zur Waare eines schwunghaft betriebenen Seelenverkaufes und Menschenfleischhandels. Das ist ein sehr gewinnreiches Geschäft deutscher Landesväter von Gottesgnaden gewesen. Denn nur allein während des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes sind in die Kassen fürstlicher Menschenhändler für an die Engländer verkaufte Landeskinder diese Summen geflossen: — Nach Hessen-Kassel 2,600,000 Pfd. Sterl., nach Braunschweig 780,000, nach Hannover 448,000, nach Hanau 335,150, nach Anspach 305,400, nach Waldeck 122,670, an verschiedene Miniaturdespoten 535,400 — Summa: 5,126,620 Pfunde, d. i. 34,177,466 Thaler. Der halbverhaltene Schmerzensschrei in Schubarts „Kaplied" und das Zähneknirschen in der Selbstbiographie Seume's, welchen ja der Kasseler Großhändler mit Menschenfleisch an die Engländer verkauft hatte, das war alles, was das deutsche Volk solcher namenlosen Schändlichkeit entgegenzusetzen wußte.

Ein gutes Stück deutscher Volksgeschichte im 18. Jahrhundert steckt in der Betrachtung der Bevölkerungs- und Besitzverhältnisse, der materiellen Unterlagen des Lebenswandels der verschiedenen Volksklassen, der Arbeitslöhne

und Lebensmittelpreise. Auf diesen Gebieten hat aber die Beibringung der Nachweise für den Culturhistoriker große, nur theilweise zu überwindende Schwierigkeiten, weil eine Wissenschaft der Statistik dazumal noch gar nicht existirte. Um so verdankenswerther ist das immerhin reiche Mosaikbild, welches Biedermann hier aus hunderten mit Bienenfleiß benützten Quellen zusammengestellt hat. Der Anblick desselben muß in dem Betrachter sehr gemischte Empfindungen hervorrufen. Die unerquicklichen überwiegen, doch läßt sich nicht bestreiten, daß auf den intellectuellen wie auf den materiellen Culturgebieten fast durchweg in deutschen Landen ein ausdauerndes Streben sichtbar wird, die Nation aus dem tiefen Verfall, in welchen sie während des 17. Jahrhunderts gerathen war, herauszuarbeiten und emporzuheben. Auf volkswirthschaftlichem Gebiet begegnen uns die ersten schüchternen Versuche modernen Industriebetriebs. Dieser, sowie der schon kühner ausgreifende Handel, sie hatten auf der einen Seite mit dem überlieferten mittelalterlichen Gilden-, Innungs- und Monopolsystem schwer zu ringen, auf der andern mit dem bald zum starren Prohibitivismus ausgebildeten „Mercantilsystem", welches, auch nachdem seine Zeit längst vorüber, selbst von Regenten wie Friedrich II. und Josef II. noch immer aufrecht gehalten wurde. Sehr deutlich wahrnehmbar sodann ist der stark ausgeprägte Gegensatz von Nord- und Süddeutschland. Dort richten sich Arbeit und Genuß des Daseins mehr auf den glänzenden Schein, hier mehr auf das wohlige Sein. Es ist ja recht kennzeichnend, daß in München an feineren Lebensmitteln ebensoviel verzehrt wurde, wie in dem dreimal größeren Berlin und daß in Dresden das Sprichwort umging: „Man sieht den Leuten nicht in den Magen, wohl aber auf den Kragen". Als einer der bösartigsten Krebsschäden Deutschlands erweist sich die Menge der Residenzstädte, weil dieselben sowohl Pflanzstätten des Servilismus als auch der Lüderlichkeit und der maskirten Bettelhaftigkeit sind. Eine reisende Engländerin, der wir viele sittengeschichtliche Nachweise verdanken, die scharfsichtige und gescheite Lady Montague, bezeichnete als ein gemeinsames Charaktermerkmal deutscher Residenzen eine „gewisse schäbige Eleganz und aufgeputzte Armuth". Mylady, welche in der Drastik ihrer Schilderungen mitunter weit ging, verglich diese Städte mit geschminkten und frisirten „whores", welche mit Bändern in den Haaren und Silberschnallen auf den Schuhen, aber in zerrissenen Hemden und Unterröcken einhergingen.

Unserem Verfasser in die Einzelnheiten seines inhaltsreichen Capitels über „Fürsten, Höfe und Adel im 18. Jahrhundert" nachzugehen, kann ich mich um so weniger für verpflichtet halten, als ich selber dieses Thema anderwärts wiederholt einer einläßlichen Behandlung unterzogen habe*). Biedermann zieht die Summe seiner bezüglichen Darstellung also: „Der Taumel der Genußsucht, der Verschwendung, der Abkehrung von der volksthümlichen Sitte und der Nachahmung fremder Thorheiten und Laster, der nach und

*) Deutsche Cultur- und Sittengeschichte, 7. Aufl. S. 419 fg. Geschichte der deutschen Frauenwelt, 4. Aufl. Bd. II, S. 173 fg. Blücher; seine Zeit und sein Leben, 2 Aufl. Bd. I, S. 87 fg. Germania, 3. Aufl. S. 283 fg.

nach fast alle deutschen Höfe in seinen Wirbel hineinriß, hat über ein volles Jahrhundert angedauert. Die Mittelklassen hatten schon längst durch eigene Kraft, trotz des von oben gegebenen Beispiels, die Herrschaft des Auslandes in Kunst und Wissenschaft und zum Theil auch in den Sitten wieder abgeschüttelt und ein neues, geistig kräftigeres und sittlich reineres Leben begonnen, als noch immer ein großer" — (Autor hätte kecklich sagen dürfen: der weitaus größte) — „Theil der Fürsten und des Adels in der merkwürdigen Abhängigkeit von fremder Sprache und Sitte und in dem Schlendrian einer geistlosen und steifen oder üppigen Art leichtfertiger Lebensweise beharrte. In derselben Zeit, wo Klopstocks Dichtungen und Gellerts edle Moralvorschriften die Herzen der Deutschen entflammten und erwärmten, wo Lessings unerbittliche Kritik die Geister wachrief, wo in einem allgemeinen Gähren und Drängen sich eine neue großartige Epoche der nationalen Literatur ankündigte, wo ein Möser den Ernst der deutschen Sitte zu erneuern, ein Moser den erstorbenen Nationalgeist wieder zu erwecken bemüht waren — in dieser Zeit fehlte es dennoch nicht an deutschen Fürsten, welche die alte tolle Wirthschaft mit der vollen Schamlosigkeit wie zuvor, ja zum Theil mit gesteigerter Frivolität fortsetzten, während andere nur halb und zögernd oder gezwungen durch die Macht der Verhältnisse ihren ausschweifenden Neigungen zu Prunk und Verschwendung und ihrer vornehmen Abgeschlossenheit vom Volke entsagten und nur eine geringe Zahl aus wirklich aufrichtiger Gesinnung und in verständiger Erfassung der veränderten Zeitverhältnisse einen besseren Weg betrat." Es wäre gar nicht schwer, die erste der drei bezeichneten Kategorieen mittelst Aufthuung einer reichausgestatteten Galerie zu illustriren, welche wahre Prachtexemplare von Praſſern und Preſſern, Jagdwüthrichen und Bauernschindern, Saufbolden und Unzüchtlingen, ja sogar von Betrügern und Fälschern aufzeigen würde.

IV.

Es ist eine allbekannte culturgeschichtliche Thatsache, daß der herrliche Aufschwung, welchen der deutsche Genius von der Mitte des 18. Jahrhunderts an in Poesie und Musik, wie in den Wissenschaften nahm, Ursprung, Antrieb, Förderung und Verständniß zunächst durchaus nur den bürgerlichen Kreisen zu verdanken hatte. Die vornehmen Leute waren ja in Deutschland dazumal der Heimat so entfremdet, so verausländert, daß sie nicht einmal an die Möglichkeit einer vaterländischen Literatur und Kunst glaubten. Allen voran in solchem Unglauben stand Friedrich der Große, welcher „Fremdling im Heimischen" so durch und durch verfranzos't war, daß er lieber einen jämmerlich unwissenden französischen Mönch als den Gotthold Ephraim Lessing zu seinem Bibliothekar haben wollte und die nationalliterarischen Thaten Klopstocks, Wielands und Lessings, die genialen Jugendentwürfe Goethes und Schillers nicht beachten oder gar verachten zu dürfen wähnte. Josef der Zweite war allerdings deutscher gesinnt und hätte sich bei längerem Leben den Einflüssen unserer großen Literaturepoche sicherlich nicht entzogen, allein in

jüngeren Jahren verhinderte seine sehr mangelhafte Geschmacksbildung eine nähere Beziehung zu den Trägern der großen literarischen Bewegung und ihren Schöpfungen. Immerhin jedoch war Josef der bewundernde Gönner Mozarts und der Gründer des deutschen Burgtheaters. Im übrigen war es ja ganz gut, ja ein großes Glück für unsere Literatur, daß sie nicht an Höfen, sondern im Bürgerthum großwuchs. Sonst hätte Schiller nicht sein stolzberechtigtes Wort von dem „selbst erschaffenen Werth“ der deutschen Muse singen und sagen können. Es giebt auch Menschen — und ich bekenne gern, einer derselben zu sein — welche meinen, in diesem und jenem Werke Goethes wehe schon zu viel, viel zu viel Hoflust.

In die deutsche Wissenschaft brachte zuerst Leibnitz ein neues Regen und Bewegen, ein originales Leben und selbstständiges Streben. Dieser Mann war es, welcher den deutschen Gedanken zuerst die philosophischen Schwingen entfalten lehrte. Er hatte für seine Zeit und mutatis mutandis etwa die Bedeutung, welche später Alexander von Humboldt für die seinige besaß. Als Charakter stand aber der Freund der „philosophischen“ Königin Sophie Charlotte entschieden höher als der Höfling Friedrich Wilhelms des Vierten, welchen Höfling seine Gegner nicht ohne Grund die „encyklopädische Katze“ gescholten haben. Mit universalem Blick und Wissen ausgestattet, wirkte Leibnitz wie auf die idealen so auch auf die realen Wissenschaften, anregend, bahnbrechend, wegzeigend und pfadfindend. Seine vielseitige Thätigkeit hat überall der späteren „Aufklärung“ vorgearbeitet.

Die Volksmassen wandelten oder klebten vielmehr in ausgefahrenen und nichtsweniger als reinlichen kirchlichen Geleisen. Die katholische Kirche, durch den Jesuitismus disciplinarisch gestrammt, behauptete seit dem westfälischen Frieden im deutschen Reiche nicht nur ihre Gebiete und durfte sich nicht nur vieler einzelner, insbesondere in fürstlichen und anderen vornehmen Kreisen gemachter Eroberungen rühmen, sondern sie besaß auch Kraft und Ansehen genug, um eine Zurückführung der Protestanten überhaupt in den Schoß der „Alleinseligmachenden“ wiederholt zu planen. Die inneren Zustände des deutschen Katholicismus entsprachen freilich diesem Machtbewußtsein und dieser stolzen Haltung nach außen keineswegs. Man muß die Entartung des Gottesdienstes in krassen Fetischismus, die tollen Praktiken des Afterglaubens, die grotesken, ganz fakirhaften Bußwerke, die Verwilderung der Wallfahrerei, die prälatische Ueppigkeit, die weltpriesterliche und mönchische Zuchtlosigkeit, wie das alles in den Rheinlanden, in Baiern und Oesterreich grassirte, im Einzelnen kennen, um sich eine Vorstellung von dem Augiasstall machen zu können, welchen der arme Kaiser Josef theils unmittelbar, theils mittelbar zu reinigen unternahm, zu diesem Riesenwerk leider lange nicht Herakles genug.

Wenn der Katholicismus wenigstens mit Grandezza segnete oder fluchte, so keifte und belferte der Protestantismus kleinlich und schäbig. Das Lutherthum und der Calvinismus waren gleichmäßig dogmatisch verknöchert, schleppten sich in geistlosem Formelkram dahin und verwandten allen „Eifer“, den sie überhaupt noch aufzubringen vermochten, darauf, einander gegenseitig schlecht-

zumachen. Es war daher für beide ein wahres Glück, daß der von Spener gestiftete und von Francke entwickelte Pietismus in den deutschen Protestantismus ein neues Ferment brachte, obzwar die stierstirnige Orthodoxie wüthend dagegen anging. Der Pietismus enthielt zweifelsohne in seinen Anfängen und in seinen ersten Entwickelungsstadien Keime der Reform und des Vorschritts. Denn er opponirte ja dem armselig beschränkten, unfruchtbaren und unduldsamen Dogmatismus, wollte der Religion ihr eigentliches Heim, das Gemüth, wieder aufthun und setzte das Wesen des Christenthums in die erbarmende und werkthätige Liebe. Aber freilich hatte er wie alles Menschliche auch seine Kehrseite und enthielt Keime grober Verirrungen, weil er, dem Phantom einer apostolischen Christlichkeit nachjagend, die Wirklichkeit als etwas schlechthin Bedeutungsloses, ja absolut Verwerfliches faßte, die Himmelssehnsucht zum Grundmotiv alles menschlichen Fühlens und Thuns gemacht wissen wollte und dadurch die Gemüther in eine Nebelei und Tiftelei verstrickte, welche mit der Welt, wie sie nun einmal ist, in die härtesten Collisionen gerathen mußte. Aus diesen Collisionen entsprang dann der pietistische Dünkel, welcher keiner Kirche an Ausschließlichkeit und Hochmuth der Alleinseligmacherei nachstand, und ferner jene bodenlose subjective Willkür, die, wenn sie sich einmal in den eingebildeten „Stand der Gnade" hineingeschwindelt hatte, über alle positiven Gesetze, namentlich auch über die der Sittlichkeit, weit sich hinwegsetzen zu dürfen wähnte. Schon frühzeitig gerieth demzufolge die pietistische „Erweckung" auf die bedenklichsten Irrwege und die „Erweckten" erwiesen sich nur allzu häufig als Wölfe in Schafpelzen. Die Geschichte des Pietismus wimmelt, bis auf unsere Tage herab, von grellen Ausschreitungen, in welchen die sectirerische Hochfahrt bis zum Größenwahnwitz sich steigert und die frechste Unzucht kaum noch das Feigenblatt der Heuchelei vorhält. Ich vermisse bei Biedermann concrete Beispiele solcher Verirrungen, welche Beispiele wirksamere Schlageindrücke hervorbringen als die gründlichsten Charakterisirungen. Namentlich hätte unser Verfasser, wie ich glaube, an jenem ungeheuerlichen, geradezu märchenhaften und doch von Schritt zu Schritt actenmäßig bezeugten Scandal, welches, als einen Beweis von der frühzeitigen Verderbniß des Pietismus, die sogenannte „Buttlar'sche Rotte" der „Mutter Eva" schon im ersten Jahrzehent des 18. Jahrhunderts aufgeführt hat, nicht achtlos vorübergehen sollen. Um so weniger, als diese religionsgeschichtliche Episode auch auf andere dazumalige Verhältnisse im deutschen Reiche, z. B. auf das Polizei- und Justizunwesen, sehr belehrende Streiflichter wirft*).

*) Ich habe in meinem Buch „Größenwahn", vier Capitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit (1876), S. 15 fg., unter der Aufschrift „Mutter Eva" diese Episode dargestellt, streng auf Grund der Acten, welche Thomasius in seiner Zeitschrift „Vernünftige und Christliche aber nicht Scheinheilige Gedanken und Erinnerungen", Bd. III. (Halle 1725), S. 208 fg. veröffentlichte. Als ein Seitenstück aus dem 19. Jahrhundert gab ich in demselben Buch, S. 137 fg., ebenfalls in streng actenmäßiger Darstellung die „Historie einer Heilandin" unter der Aufschrift „Die Gekreuzigte" (Dritter Abdruck).

Es war hohe Zeit, daß in die orthodoxen Pagoden wie in die pietistischen Tabernakel, in die geistleeren Auditorien stupidgelehrter Pedanterei wie in die barbareivollen Gerichtssäle und ihre finsteren Folterkammern mit der Fackel der Aufklärung kühn hineingeleuchtet wurde. Als ein Hauptfackelträger stand Christian Thomasius auf, einer der besten Männer, welche jemals auf deutscher Erde die gute alte und ewig junge Sache der Vernunft gegen Dummheit, Wahn und Knechtung verfochten haben. Das ist so ein Lichtbringer, so ein Rufer im Streit gewesen, welcher den Reformkampf des modernen Geistes gegen die mittelalterliche Romantik da wieder aufnahm, wo ihn die Reformer des 16. Jahrhunderts fallen gelassen hatten. Thomasius wurde abgelöst durch Christian Wolf, dessen Arbeit als Lehrer und Schriftsteller die Grundsätze der Leibnitz'schen Philosophie zu einem nationalen Bildungsmittel machte. Von da an ergoß sich der breite Strom des „Rationalismus“ immer unhaltsamer über alle Gebiete des deutschen Geisteslebens. Es ist ja wahr, da und dort war er seicht, dieser Strom, sehr seicht; aber anderwärts war er um so tiefer und fluthete um so majestätischer einher, hunderte, tausende von Irrthümern, Wahngebilden, Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten wegfegend. Niemand wird leugnen wollen, daß die „Aufklärung“, eben als das helle Licht, welches sie war, auch starke Schatten warf; aber kein wissender und redlicher Mann wird seine Bewunderung und seinen Dank einer Culturerscheinung versagen, welche zu ihrer höchsten nationalliterarischen Ausgestaltung den „Nathan“ Lessings, zum vollendetsten wissenschaftlichen Ausdruck die „Kritik der reinen Vernunft“ Kants und zu ihrer edelsten sittlichen Losung desselben Weisen von Königsberg „Kategorischen Imperativ“ hatte. Das nie genug zu preisende Gesammtergebniß der aufklärerischen Tendenz und Arbeit in unserem Lande war, daß es die Deutschen von der despotischen Herrschaft des einseitig-theologischen Geistes befreite, unter welche sie in Folge der von Seiten der Reformatoren gewollten und erstrebten Verbibelung gefallen waren.

Die literarische Fehde, welche die Schweizer mit Gottsched führten, machte der langen Periode der Nachahmung in Deutschland keineswegs schon ein Ende. Im Grunde wollten ja die Bodmer und Breitinger nur, daß der Nachahmungsapparat, nachdem er so lange im alten Rom, in Italien, in Spanien, in Frankreich herumgeschleppt worden, jetzt nach England getragen werde. Aber diese Fehde half doch den Boden bereiten, auf welchem etwas später die großartige, durchschlagende, befreiende und grundlegende Kritik Lessings sich erheben konnte. Diese Kritik war so recht eine Zeugung und ein Merkmal des allgemeinen Regens und Bewegens, welches sich mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im ganzen Sein und Gebahren unseres Bürgerthums kundgab und deutlich ahnen ließ, das deutsche Leben schickte sich an, aus seiner Enge, Kleinlichkeit und Verzettelung herauszutreten. Damals begann jene große Epoche des Idealglaubens und der Begeisterung für das Schöne in allen seinen Erscheinungs-

formen, wie eine solche sobald nicht wiederkehren wird. Uns, die wir in dem eisernen Realismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mitteninnen stehen, muß, falls wir überhaupt noch für Dinge empfänglich, die nicht im Courszettel notirt und nicht an der Börse „gefragt" sind, eine tiefe Rührung überkommen, so wir wahrnehmen, wie unsere anspruchslosen, in den bescheidensten Verhältnissen und Daseinsformen zufrieden und glücklich sich fühlenden Vorfahren leicht und freudig in die „heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen", wo die Ideale leuchten und die Götter thronen, emporzuschwärmen vermochten. Gewiß lief bei solcher Schwärmerei viel Unersprießliches und Thörichtes mit unter, aber wie sehr haben trotzdem wir von der „Angst des Irdischen" niedergedrückten Nachfahren Ursache, jene idealgläubigen Schwärmer zu beneiden!

Zwei nationaliterarische Thaten markirten den Aufgang unserer großen Literaturperiode: Gellerts Fabelnbuch und Klopstocks Messias. Jenes war darum epochemachend, weil es nach langer Zeit zum erstenmal wieder den gesammten Mittelstand ergriff und zur literarischen Bewegung in lebhafte Beziehung setzte; dieser, verbunden mit der Klopstock'schen Odendichtung, regte die Seelen der Jugend in ihren Tiefen auf, lehrte die Deutschen wiederum den Klang und Sinn des Wortes Vaterland verstehen und lieben, schuf Begeisterung für unsere Sprache, für treue Freundschaft und reine Liebe. Namentlich in letztbezeichneter Richtung ist Klopstocks Poesie von allergrößter Bedeutung gewesen. Denn es läßt sich ja deutlich nachweisen, daß sie zur Veredelung des Verhaltens der beiden Geschlechter zu einander nicht wenig, sondern viel beigetragen hat. Als Widerpart oder vielmehr als ein Ergänzer Klopstocks trat Wieland auf, welcher mittels seines geistvoll-schalkhaften, graziös-leichtlebigen Dichtens unserer einheimischen Literatur die Theilnahme auch der vornehmen Leute gewann und diese dadurch allmälig aus dem Banne der Verfranzosung löste. Aus dem gährenden Gewühle der „Originalgenialität, aus dem brausenden Sturm und Drang der „Kraftgenies", deren Anschauungen und Wollungen Goethe mit seinem Götz, seinem Werther und den Anfängen vom Faust, Schiller mit seinen Räubern, mit dem Fiesco und mit Kabale und Liebe ihren Jugendtribut gezollt hatten, stieg, da durch das Läuterungsfeuer der Lessing-Winckelmann'schen Aesthetik, dort durch das der Kant'schen Philosophie hindurchgegangen, das Doppelglanzgestirn der Goethe-Schiller'schen Classik am deutschen Culturhimmel empor. Bevor das Jahrhundert dem Ende sich zuneigte, gab es unserem Volk und der Menschheit die Iphigenie und Hermann und Dorothea, den Don Carlos und den Wallenstein, die Goethe-Schiller'sche Balladen- und Romanzendichtung, die Gefühlslyrik des einen und die Gedankenlyrik des andern der zwei großen Freunde — hochherrliche Gaben, welchen, ich wage es zu hoffen, noch der Zukunft fernste Geschlechter, so lange deutsche Herzen schlagen und deutsche Sprachlaute tönen auf dem Erdenrund, ihre Bewunderung und ihre Liebe entgegenbringen werden.

Heinrich Schliemann und seine Werke.

Von

Arthur Milchhöfer.

— Berlin. —

Schliemann ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Gegenwart und der verbreitete Ruf seines Namens bürgt dafür, daß sie nicht zu den verkannten gehört. Schon der Umstand trägt dazu bei, daß Schliemann eine durchaus originale Natur ist, die sich in keiner unserer geläufigen Berufskategorien unterbringen läßt, daß er weder ausschließlich Kaufmann, noch Gelehrter, noch Reisender, noch „Schatzgräber" ist und doch Alles mit Erfolg zu sein verstand. In ihm vereinigen sich außerdem zwei Richtungen, die ebenso alt wie modern erscheinen, die man aber sonst gewohnt ist, als charakteristische Zeichen der Zeit neben einander herlaufen zu sehen: Schliemann ist der Vertreter des Realismus auf einem Gebiete, welches ganz und gar in eine ideale Sphäre entrückt zu sein schien. Mit rücksichtsloser Hand greift er in das innerste Heiligthum der Sage, um zu beweisen, daß ihre Gestaltenwelt eben so greifbar wirklich gewesen sei, wie der Grund und Boden, auf dem sie sich abspielte. Von den widersprechenden Urtheilen, die über den Mann laut geworden sind, entfällt sehr viel auf die ursprünglichen Neigungen der Beurtheiler. Die Einen, wie namentlich die Engländer, gingen begeistert auf die Aussicht ein, der pragmatischen Forschung ein neues Feld eröffnet zu sehen, während die Deutschen bis in die neueste Zeit hinein im Allgemeinen zurückhaltender blieben und viele es ohne Zweifel vorzogen, das homerische Zeitalter für immer im Lichte poetischer Verklärung zu schauen.

In der That bleibt hier noch so Vieles dem subjectiven Standpunkt unterworfen, daß es selbst heute schwer ist, ein bündiges Urtheil über Schliemanns Persönlichkeit und seine Leistungen zu formuliren, noch schwerer,

eine Vermittelung zwischen den verschiedenen Ansichten herbeizuführen. Dennoch fordert gegenwärtig mehr als ein Umstand von Neuem zu diesem Versuche auf. Schliemann hat, wenn diese Blätter erscheinen, soeben sein sechzigstes Lebensjahr vollendet, und obgleich er kaum seit einem Decennium seine erfolgreiche Thätigkeit auf dem Gebiete der Alterthumskunde entfaltete, obgleich der Unermüdliche gerade jetzt, da wir diese Zeilen niederschreiben, wahrscheinlich bereits von Neuem Hacke und Schaufel auf dem trojanischen Burghügel in Bewegung gesetzt hat, wohin es ihn mit magischer Gewalt immer wieder zurückzieht, so liegt dennoch eine große und bedeutsame Epoche seines Wirkens abgeschlossen vor uns. Schliemann selber hat in seinem neuesten und umfangreichsten Werke („Ilios", Stadt und Land der Trojaner) die Summe aus einer Reihe von Unternehmungen auf dem Boden Trojas zu ziehen gesucht, deren Erledigung er wiederholt als das auserwählte Ziel seines Lebens bezeichnet; er hat ferner mit einer ausführlichen Selbstbiographie das Facit seiner bisherigen Leistungen gezogen und zu rückblickender Betrachtung aufgefordert.

Wenn irgendwo, so liegt in dieser Lebensgeschichte der Schlüssel zur richtigen Erkenntniß der Triebfedern, welche Schliemanns eigenthümliche Richtung bestimmt haben, sowie der Ziele, auf welche seine praktischen Arbeiten hinausliefen. Die Heimath seiner Knabenjahre war Neu-Buckow, ein kleines mecklenburgisches Dorf, wo sein Vater das Amt des evangelischen Geistlichen bekleidete. Für die Dürftigkeit und Enge seiner äußeren Existenz suchte die rege Phantasie des Kindes frühzeitig Ersatz in einer geträumten Welt. Mit gespanntem Ohr lauschte er den abgerissenen Klängen der Volkssage, welche dort wie überall in deutschen Landen, das verlassene Schloß, das alte Gemäuer, den einsamen Grabhügel, kurz, jeden stimmungsvollen Ort freigebig mit ihren Geheimnissen und Wundern erfüllte. Wie viel mehr mußte die machtvolle Dichtung Homers mit ihren glänzenden Bildern und ihrer plastischen Anschaulichkeit in der Seele des Knaben zünden. Fast zu früh wurde sein empfängliches Gemüth in diese Kreise gezogen. Er war damals noch weit entfernt, Wirklichkeit und poetischen Schein auseinander zu halten und beutete daher die neue Kunde vor Allem für seine Hoffnungen und Pläne aus, das alte Troja, den Mittelpunkt aller der reichen Begebenheiten mit seinen Schätzen von Neuem erstanden zu sehen. Dieser kindliche Glaube, so mannigfache Wandlungen er später auch durchgemacht hat, ist der unverrückbare Leitstern seines Lebens geblieben; er hat nach vielen Jahren im eigentlichsten Sinne des Wortes Berge versetzt, jene gewaltigen Schutthügel, welche die Jahrhunderte über der Burghöhe von Troja und Mykene aufgehäuft hatten.

Wären Schliemanns Knabenjahre nicht in einsamer Zurückgezogenheit verflossen, das Leben hätte ihm fortan nicht leicht wieder Augenblicke verstattet, welche die Pflege idealer Vorsätze begünstigten; ja, es ist wunderbar, wie dieselben in den folgenden Stürmen seiner Jugend nicht verkümmerten, ihn vielmehr emporhoben und vorwärts trugen. Zunächst ließen äußere Verhältnisse

Schliemanns Bildungsgang nicht zur Reife gedeihen. Vom Gymnasium mußte er zur Realschule, die er allerdings absolvirte, um dann aber bei einem Krämer geringerer Art in die Lehre gethan zu werden. Hier lebte er in untergeordneter Stellung sechs volle Jahre, aussichtslos, wie es schien, doch ohne das Gefühl für den unwürdigen Druck, unter dem sein Geist schmachtete, in sich ertödten zu lassen. Ein Blutsturz und nachfolgende Kränklichkeit erlöste ihn freilich von der verhaßten Beschäftigung, doch bot sich dem aller Hilfsmittel Beraubten vor der Hand nicht einmal ein Ersatz, um seinen Lebensunterhalt zu fristen.

Schliemann wandte sich, zunächst ohne Erfolg, nach Hamburg. Das unbestimmte Gefühl, als müßte ihm in der Ferne sein Glück blühen, vermochte ihn zuletzt, sich als Cajütenjungen auf einer holländischen Brigg zu verdingen, die nach Venezuela bestimmt war. Nach wenigen Tagen bringt ein heftiger Sturm das Schiff an der holländischen Küste zum Scheitern; mit genauer Noth rettet Schliemann mit der übrigen Mannschaft das Leben, um bald darauf, noch hilfloser als zuvor in Hamburg, die Straßen von Amsterdam zu durchstreifen. Fremde Empfehlungen verschafften ihm endlich einen Posten als Kassenboten und nun, nachdem er einmal festeren Boden unter sich und bestimmte Ziele vor sich sieht, beginnt jener merkwürdige Aufschwung, mit welchem er, trotz aller Hindernisse und unter zahlreichen Entbehrungen die ganze Eigenthümlichkeit seiner Begabung, die seltene Zähigkeit und Energie seines Charakters zur Geltung bringt. Schliemann hat bei der Ergänzung seiner lückenhaften Bildung, die er jetzt mit allem Eifer in's Werk setzt, die praktische Seite nie über der idealen vernachlässigt. Die Vermehrung seiner Kenntnisse sollte zunächst und in erster Linie seine Brauchbarkeit als Kaufmann erhöhen. Nichts erschien für beide Ziele geeigneter, als das Studium fremder Sprachen, welches er nach selbstgeschaffener Methode mit wunderbarem Erfolge betrieb. Wir haben freilich bescheidene Zweifel, ob dieser Erfolg (er eignete sich jedesmal in wenigen Monaten oder Wochen nacheinander fast alle lebenden europäischen Sprachen an) wirklich das Verdienst seiner Methode war, die er selber auf das Wärmste empfiehlt. Ohne sich um Grammatik und Regeln zu bekümmern, suchte er sich durch bloßes Lesen und Auswendiglernen auf dem betreffenden Gebiete heimisch zu machen. Es erhöht eher unsere Bewunderung, wenn wir sehen, wie Schliemann trotz dieser Methode, nur durch eiserne Willenskraft und Beharrlichkeit seine Zwecke erreicht. Besonders folgenreich war für ihn das Erlernen des Russischen geworden. Zunächst Buchhalter eines vornehmen Handlungshauses in Amsterdam, sodann als Agent desselben nach Petersburg geschickt, legt er sofort den Grund zur Selbständigkeit und damit zu dem Reichthum, welcher ihm in den nächsten Jahren zuströmen sollte. Eine ausgebreitete Geschäftskenntniß, Kühnheit und Unternehmungsgeist, vor Allem, wie Schliemann selber betont, selbstthätige Ueberwachung des ausgedehnten Geschäftes bis in die kleinsten Details hinein, dienten seinen großartigen Erfolgen als Basis. Dazu gesellten sich damals für ihn überaus günstige Conjuncturen. Neben seinen Haupt-

importartikeln, Indigo und Thee, veranlaßte ihn der amerikanische Bürgerkrieg zu glücklichen Speculationen in Baumwolle, der Krimkrieg zu Geschäften mit Kriegsmaterialien. Am Ende eines Decenniums war Schliemann bereits mehrfacher Millionär. Das Geschick gab ihm fast mehr als er verlangte; denn schon bereit, sich von den Geschäften zurückzuziehen, zwang ihn ein langwieriger Proceß zur Fortführung seiner in's Kolossale gesteigerten Unternehmungen, deren Ertrag ihn mit neuen Reichthümern überschüttete.

Wir glauben Schliemanns Versicherungen gern, daß er selbst in jener Zeit, die ganz und ungetheilt seinem kaufmännischen Berufe gewidmet war, die hohen Ziele, welche er als Lebensaufgabe betrachtete, unverrückbar im Auge behalten hat, ja, daß ihm die Zeit des Erwerbes nur als eine Vorbereitung für die Ausführung seiner Pläne galt. Erst in Petersburg gelangte Schliemann dazu, Griechisch zu lernen, und zwar zunächst Neugriechisch, um sich dann durch Vermittelung der modernen Sprache auch der alten zu bemächtigen. Jetzt endlich las er Homer im Urtext und hielt die Zeit bald für gekommen, „den Traum seines Lebens zu verwirklichen".

Sein erster orientirender Streifzug in die Welt führte ihn rund um die Erde; die Frucht dieser Reise war ein Werk über China und Japan, welches er auf der Seereise von Asien nach Amerika in französischer Sprache schrieb. Dann zog es ihn, nach einem vorbereitenden Studienaufenthalt in Paris, zuerst im Jahre 1868 in die classischen Länder. Schon damals besuchte er der Reihe nach die drei sagenberühmtesten Städte des alten Epos, zu welchen er dann auch immer von Neuem zurückgekehrt ist: Ithaka, die Heimath des Odysseus, Mykene, den Herrschersitz des Atriden Agamemnon, und die Ebene von Troja. In der festen Ueberzeugung, auf dem Boden historischer Thatsachen zu wandern, existirte für ihn die Frage kaum, ob zwischen dem Local der Wirklichkeit und dem Schauplatz der Dichtung volle Uebereinstimmung vorhanden sein müsse, sondern er kannte nur die Aufgabe, mit allen Mitteln der topographischen Forschung und vor Allem „der Kritik von Spitzhaue und Spaten" diese Uebereinstimmung allen Zweiflern gegenüber offenkundig darzulegen. Kein Wunder, wenn er gleich nach der ersten Rundschau Alles in trefflicher Harmonie zu finden wußte. Sein erstes Buch, welches diesem Gegenstande gewidmet war, „Ithaka, der Peloponnes und Troja", enthält bereits alle die Gesichtspunkte, auf welche hin er später, unbeirrt von Zweifel und Anfechtung, seine großen Unternehmungen einrichtete. Wir dürfen heute, ganz abgesehen von jeder wissenschaftlichen Discussion über die Berechtigung seiner Voraussetzungen, die er später selbst in manchen wesentlichen Punkten modificirt hat, diese Ueberzeugungstreue und frohe Zuversichtlichkeit nur dankbar als fruchtbarste der Thatsachen, als Quelle aller folgenden Entdeckungen begrüßen. Außerdem werden wir sehr bald einsehen, daß der glückliche Instinct und die scharfe Beobachtungsgabe, welche ihn bei der Wahl der Ausgangspunkte leiteten, seinen Erfolgen ein sehr wesentliches und selbstständiges Verdienst hinzufügen.

Der erste Schatz, welchen Schliemann auf griechischem Boden hob, war freilich weit verschieden von denen, die er ursprünglich zu suchen kam. Im Jahre 1870 erwarb er sich als Gattin eine junge, mit allen Vorzügen ihrer Abstammung und persönlicher Anlagen begabte Griechin, die für seine Unternehmungen nicht blos volles Verständniß, sondern auch eine später oft erprobte Opferfreudigkeit mitbrachte. Sie hat an dem Ruhme des Mannes ihren vollen und beneidenswerthen Antheil. Wir können dem seltenen Paare noch heute die Entbehrungen und Beschwerden nachrechnen, welche es, namentlich in den ersten Jahren, unter primitivstem Obdach auf dem kahlen Hügel in der troischen Ebene zu überwinden hatte; das winterliche Stürmen des Boreas, welcher mit seinem Eishauche das Wasser am Herde gefrieren machte, die Gluth der Sommersonne, welche über der sumpfigen Ebene brütete, die ermüdenden Tage inmitten des Lärmens einer halbwilden Arbeiterschaar, die ruhelosen Nächte unter dem häßlichen Geschrei der Eulen, welche massenhaft in den Grubenwänden nisteteten, und dem Gequacke zahlloser Frösche, welche die weite Niederung erfüllten.

Als Schreiber dieser Zeilen im Spätherbst 1876 mit einigen Freunden die Ausgrabungsstätte von Mykene besuchte, fanden wir die Familie Schliemann in einer elenden Bauernhütte des Dorfes Charvati einquartiert, deren einziger Raum durch dünne Bretterverschläge erst in mehrere Abtheilungen hatte zerlegt werden müssen. Frau Schliemann war durch Krankheit an's Lager gefesselt, doch vermochte es ihr elastischer Geist nicht, auf die Unterhaltung zu verzichten, welche im anstoßenden Gemache bei der Tafel stattfand, denn trotz der Ungunst der Verhältnisse gab es gegen Schliemanns echt hellenische Gastbereitschaft keine Einrede. Wir hatten im Laufe der Zeit noch oft den Vorzug, dieselben Eigenschaften unseres Forschers in seinem athenischen Heim zu erproben, wo er im Winter stets den anziehenden Mittelpunkt einer regen und wahrhaft internationalen Geselligkeit bildet. In den letzten Jahren erhob sich an der „Stadionstraße", nahe dem geschmücktesten Prunkbau Neu-Athens, der Sina'schen Akademie, ein stolzer, statuengeschmückter Marmorpalast „zum Hause Ilios", wie die griechische Ueberschrift lautet. Die Wände und selbst die Mosaikböden sind mit classischen Darstellungen geschmückt; in den eigens dafür decorirten Räumen des Parterregeschosses sind immer noch reichhaltige Proben trojanischer Funde ausgestellt, deren Hauptmasse bekanntlich jüngst als großartiges Geschenk dem Deutschen Reiche zugefallen ist. Mit Beziehung ausgewählte Homerverse über den Portalen der einzelnen Gemächer zeigen ihre verschiedene Bestimmung an. Hier vereint Schliemann gegenwärtig, falls ihn nicht die Erfüllung selbstgewählter Pflichten an die alten Stätten seines Wirkens fesselt, die immer reicher zuströmende Fremdenwelt Athens. Mit der gediegenen Pracht der Umgebung verbindet sich auf's Wohlthuendste die anspruchslose Herzlichkeit des Hausherrn und die schlichte Anmuth der Gebieterin. Zwei Kinder beleben den häuslichen Kreis: Andromache, bereits ein kleines Sprachgenie, und der jüngste Sproß, Aga-

memnon. Verrathen wir noch, daß sich die Pflege des Classischen selbst auf die übrigen Mitglieder des Hauses erstreckt, daß der Diener auf den Namen Pelops hört, daß die Dienerin Hekuba, die Erzieherin Briseïs heißt oder hieß, so glauben wir für unsern Zweck Alles, was Schliemann als Privatmann charakterisirt, hinreichend gewürdigt zu haben. Wir kehren wieder zum Gelehrten, zum Forscher und Entdecker zurück.

Schliemann begann seine regelmäßigen Ausgrabungen auf Troja im Jahre 1871, doch hatte er dieselben eigentlich bereits im Jahre 1868 um einen wichtigen Schritt gefördert, als er in der Ebene, unweit des Dorfes Bunarbaschi, eine Reihe von Versuchsschachten grub. Die allgemeine Lage der homerischen Troas, d. h. der Ebene selbst, auf welcher nach des Dichters Beschreibung die Kämpfe der Helden getobt haben, ist weder im Alterthum noch in neuerer Zeit jemals zweifelhaft gewesen. Sie lag in historischer Epoche, wenn auch ohne einladende Häfen und daher ziemlich einsam, an der Heerstraße des lebhaftesten Seeverkehrs. Alle Fahrzeuge, welche den Hellespont ein- und ausfuhren, mußten an den niedrigen Vorgebirgen Rhoiteion und Sigeion vorbei, zwischen denen die flache Uferküste, das Mündungsland des sagenberühmten Skamander eingesenkt liegt. Die Schiffer sahen die zahlreichen, kegelförmigen Grabhügel alter Heroen aufragen, deren bedeutendste die Namen des Aias, des Achilleus und des Patroklos führten. Jenseits im Süden bildete den Anschluß das gewaltige Massiv des „quellenreichen" Idagebirges, dessen Ausläufer im Vorgebirge Lekton das Meer erreichen. An den fruchtbaren Triften weideten troische Königssöhne, wie Anchises und Paris, die väterlichen Heerden; die oft umschleierten Gipfel waren und blieben der Sitz des „Wolkensammlers" Zeus; noch heute erfährt die Ebene von dorther die meisten ihrer atmosphärischen Einflüsse. Wandte man den Blick rückwärts über die Fläche des Meeres hin, so beherrschte den Horizont der mächtige Pik von Samothrake, auf dem der Meeresgott Poseidon seinen Sitz aufschlug. An den Gegensatz der beiden Höhen mochte sich frühzeitig die Vorstellung von höheren Mächten geknüpft haben, welche über Wohl und Wehe des Landes entschieden, und wirklich vertheilen sich auf sie nach der Dichtung die beiden göttlichen Heerlager, welche für und wider Troja streiten. Freilich würde sich der Schiffer des Hellespont ebensowenig wie die Götter um die unscheinbare Ebene, den durch Abschwemmungen des Skamander ausgefüllten Meeresfjord, gekümmert haben, wenn dieselbe nicht wirklich in uralter Zeit der Schauplatz bedeutsamer Vorgänge gewesen wäre. Den Mittelpunkt dieser Ereignisse bildet eine „hochragende", „windumwehte", „wohlummauerte" Stadt, welche die Dichtung mit dem Namen der „heiligen Ilios" belegt.

In diesem Sinne sind wir zu der Frage berechtigt: wo lag und was war Ilios? Wir haben eine etwa acht englische Meilen lange, zwei bis drei Meilen breite Ebene, besser gesagt ein Thal, vor uns, das der Fluß, welchem es sein Dasein verdankt, der Länge nach durchströmt. Diesem Hauptfluß (heut

Mendere) dürfen wir ebenso zuversichtlich den alten Namen Skamander geben, als jeden der sogar neuerdings wiederholten Versuche zurückweisen, welche Troja oder Ilios in einem der unbedeutenden Nebenthäler nachzuweisen bemüht sind. Das Thema von der wahren Lage Trojas figurirt bereits unter den ältesten Streitfragen der gelehrten Topographie. Bis in das zweite vorchristliche Jahrhundert hinein galt allerdings Neu-Ilion, eine äolische Colonie, auf flacher von Osten her in das Thal vorspringender vom Meere etwa 3 engl. Meilen entfernter Höhe gelegen, unbestritten als Nachfolgerin der alten Stadt. Weder Alexander der Große noch andere strategisch gebildete und in ihrem Homer heimische Besucher der Stätte nahmen an dieser Bestimmung Anstoß. Dennoch tritt eben damals als erster Skeptiker — nomen est omen — Demetrios aus der Stadt Skepsis auf, wenn nicht schon vor ihm ein gelehrter Blaustrumpf aus alexandrinischer Schule, Hestiaia. Ihr Hauptargument, die Ebene zwischen Meer und Stadt hätte sich erst in nachhomerischer Zeit durch Anschwemmung der Flüsse gebildet, es bleibe somit kein Raum für die kriegerischen Scenen der Ilias, ist freilich ebenso verfehlt, als die positive Ansetzung der Stadt in der Hügelgegend von „Ilion Kome", wie sie Demetrios vorschlug. Aber die Zweifel waren einmal angeregt und sie wirken noch heute fort. Dabei sind die Mittel, mit welchen man das Problem zu lösen oder zu durchschauen versucht hat, ebenso mannigfaltig, als der Standpunkt der zahlreichen Beurtheiler wechselnd.

Wenn schon die Fragestellung jedesmal eine verschiedene war, so mußten die Antworten natürlich noch viel weiter von einander abweichen. Suchte man ein Local, auf welches sich alle Angaben der Dichtung vereinigen lassen? Man mußte bald bemerken, daß ein solches im ganzen Bereiche der troischen Ebene, auf Erden überhaupt, nicht zu finden war. Ließ man eine Anzahl von Forderungen fallen, um an andern als entscheidend festzuhalten, so war der subjectiven Willkür ein reiches Feld eröffnet, auf dem sie sich in der That auch eifrig getummelt hat. Dieses unerquickliche Stadium der Frage mußte Andere der radicalen Negation in die Arme treiben; nach ihnen hatte der Dichter überhaupt keine bestimmte Oertlichkeit vor Augen; die berühmte Stadt wäre eine Schöpfung seiner Phantasie, die er nach Bequemlichkeit bald hier — bald dorthin verlegte. Vermittelnde Ansichten suchen die Ungleichheit der Schilderung durch den wahrscheinlichen Ursprung der Ilias aus einzelnen Liedern zu erklären, deren Verfasser verschiedene Vorstellungen von der einstigen Lage der Stadt gehabt hätten. Oder endlich, man gab das dichterische Ilion auf, um ein historisches zu retten, dessen ursprüngliche Lage man nach strategisch-historischen Gesichtspunkten zu fixiren suchte.

Unter den Anhängern der letzteren Auffassung hatten sich beachtenswerthe Autoritäten für die Felshöhe über dem Dorfe Bunarbaschi entschieden, deren dominirende Lage im südwestlichsten Winkel des Thals, wo der Skamander in mächtigen Windungen die breitere Ebene betritt, sich allerdings besonders geeignet zur Befestigung einer landbeherrschenden Macht erwies. Wenn je,

so meinte man, Könige über die Troas geherrscht haben, so mußten, gleich den Atriden auf Mykene, dem „Winkel von Argos“, die Dardaniden ihren Herrensitz auf Bunarbaschi errichtet haben. Diese „Bunarbaschi-Theorie“, welche seit Lechevalier bis auf den heutigen Tag in Männern wie Curtius und Moltke ihre Vertreter gefunden hat, die einzige, welche mit einem Scheine von Berechtigung neben Neu-Ilion aufzutreten im Stande war, ist durch Schliemanns Ausgrabungen meines Erachtens definitiv beseitigt worden. Man kann sogar zugeben, daß sich einst, in urältesten Zeiten, von hier aus eine Dynastie begründete, welche wie jede absolute Macht erst das Volk zu ihren Füßen niederzwingen mußte, ehe sie zu ihm herabstieg. Wenn sich aber zwischen eben dieser Veste und dem Meere, auf Hissarlik, dem heute so genannten Burghügel von Neu-Ilion, wie Schliemann gezeigt hat, die Reste einer vorhistorischen, Jahrhunderte hindurch bewohnten, „goldreichen“ und befestigten Ansiedlung nachweisen lassen, deren Entfernung vom Meere so gut wie die übrigen localen Verhältnisse den geschilderten Scenen in allen Hauptzügen entspricht, so kann nur diese Stätte oder keine — den Anspruch erheben, für die homerische Ilios zu gelten. Und wir sind berechtigt, ein reales Substrat dafür zu suchen! Die historische Sage, welche mit den Geschicken von Völkern und Ländern operirt, erfindet nichts, sie verbindet nur; sie schaltet zwar frei mit Motiven und Namen, aber gewisse Thatsachen dienen ja selber erst ihrem Dasein zur Voraussetzung. In unserem Falle handelt es sich um die Zerstörung einer Stadt durch Griechen, die erst nach langem Ringen unterlag; ein Kampf, der bedeutsam genug gewesen sein muß, um in der Erinnerung der Menschen fortzuleben. Diese Stadt ist gefunden, denn es gab nur eine in der Ebene. Sie lag vermuthlich seit Jahrhunderten in Schutt und Asche, als die homerischen Lieder ertönten.

Ob die Dichter derselben ihre wahre Lage kannten und hinreichend deutlich gekennzeichnet haben, ist eine andere und, wie mir scheint, ganz unabhängige Frage. Ich stehe indeß nicht an, auch diese zu bejahen. Die Volkstradition ist zäh und die Ilias verräth in ihren Hauptbestandtheilen, wie längst anerkannt ist, eine so genaue Kenntniß der Ebene, ihrer klimatischen und geographischen Verhältnisse, ihrer Vegetation und sonstigen Lebensbedingungen, endlich ihrer mehr zufälligen Einzelnheiten, wie der zahlreichen Grabhügel, daß es wunderbar genug wäre, wenn die Sänger sich nicht einmal um die einstige Lage der Stadt sollten bekümmert haben, wunderbarer noch, wenn sie vergebens darnach geforscht hätten. Und endlich, welch ein Zufall, wenn nun doch die Lage von Neu-Ilion d. i. der Hügel Hissarlik zu allen Localangaben des Epos, soweit wir dieselben controlliren können, aufs Beste stimmt: Die Entfernung der Schiffe mit dem griechischen Heerlager zwischen den Vorgebirgen Rhoiteion und Sigeion ist keineswegs zu groß, um nicht von den Mauern Trojas die Schlachtreihen und selbst die einzelnen Führer, wie Helena es Priamos gegenüber thut, bezeichnen zu können. Und doch ist Raum genug zur Entwickelung des Kampfes vorhanden, der im Laufe eines Tages sechsmal zwischen Küste und

Stadt hin- und herschwankte. Der berühmte Mauerlauf, die Flucht Hektors vor Achill rund um die Festung ist trotz einer geringen Steigerung im Osten, wo die Hügelkette anschließt, vollkommen vorstellbar. Sumpf und Schilf, in dem sich Odysseus barg, findet sich noch heute am Fuße der Stadtlage wieder; Grabhügel, wie die des Ilos, des Aisyetes, der Amazone Myrine, umgeben noch heute die Grenzen des Ortes, so daß der Versuch, dieselben zu identificiren, mit Erfolg gewagt werden konnte.

Die erheblichste Schwierigkeit, welche schon die alten Geographen empfunden zu haben scheinen, war durch den Lauf der Flüsse gegeben. Nach der Ilias sollten sich die beiden Hauptströme Skamander und Simois unterhalb der Stadt vereinigen und zwischen ihr und dem Lager der Achäer in das Meer fließen; wenigstens wird an einigen Stellen die Furt des Skamander auf dem Wege zu den Schiffen erwähnt. Heute, wie schon im späteren Alterthum, ergießt sich aber die Hauptwasserader der Ebene auf der westlichen Seite bei Kum-Kaleh, nahe dem sigeischen Vorgebirge, in den Hellespont, während der andere Zufluß, welcher als Simois allein in Betracht kommen kann, unterhalb der Stadt versumpft. Dem gegenüber ist es von der größten Bedeutung, daß, wie schon mehrere Forscher, unter ihnen auch Schliemann, vermuthen und Virchow in seinen „Beiträgen zur Landeskunde der Troas" zu hoher Wahrscheinlichkeit gebracht hat, ein älteres, östliches Bett des Skamander nachweisbar ist (der sogen. Kalifatli-Asmak), welches dicht am Fuße des Hissarlik vorbei den einst wasserreichen Simois (In-Tepeh-Asmak) aufgenommen haben muß und ohne seine Richtung zu verändern beim Vorgebirge Rhoiteion, also ganz an der vorauszusetzenden Stelle mündete. Wir dürfen noch hinzufügen, daß einzelne Inconsequenzen in der epischen Schilderung, namentlich das Verschweigen natürlicher Hindernisse, wie es das Flußbett war, ohne das topographische Resultat zu beeinträchtigen auf Kosten der poetischen Freiheit und z. Th. auch späterer Zudichtungen gesetzt werden mag, deren Verfasser recht wohl einer klaren Anschauung der Terrainbedingungen entbehrt haben können.

Wir glauben somit von der Einheit des Lokals in Wirklichkeit und Dichtung überzeugt sein zu dürfen. Fragen wir nun aber weiter nach dem Verhältnisse, in welchem die ehemalige Ansiedlung zu dem Bilde steht, welches Homer von der Ilios des Priamos entwirft, so werden wir von vorn herein auf Uebereinstimmung verzichten müssen. Welche Kunde konnten auch wohl die Dichter von der Beschaffenheit und Einrichtung der Stadt besitzen, die längst im Schutte begraben lag, ja über der vermuthlich bereits die Wohnstätten nachfolgender Generationen zusammengesunken waren. Die naive Dichtung durfte unbekümmert um historische Weisheit den leeren Plan mit Culturbildern erfüllen, die sie ihrer eigenen Gegenwart entnahm, sie durfte eine „breitstraßige, wohlgebaute" Stadt mit geräumigen Königspalästen erstehen lassen, hinter deren gewaltige Ringmauern sie König, Volk und zahl-

reiche Bundesgenossen verwahren konnte. Wir wissen heute, wie eng und beschränkt die Verhältnisse in Wirklichkeit waren, denn wir kennen, seit Schliemanns Ausgrabungen, das historische Troja genauer, als es der Dichter der Ilias im Stande war.

Schliemann hat nicht weniger als fünf Ausgrabungsjahre auf den einzigen Hügel Hissarlik verwandt, welcher sich mit geringer Erhebung (kaum 50 Meter über den Meeresspiegel) nordwestlich von dem flacheren Plateau der ummauerten Stadt Neu-Ilion absondert. Seine längste Erstreckung beträgt nicht mehr als 180, seine Breite etwa 120 Meter; es ist deshalb schwer zu glauben, daß er die gesammte Ansiedlung umfaßt habe. Jedenfalls aber drängte sich in seinem Bezirk alles Wichtige zusammen, so daß Schliemann durchaus recht that, abgesehen von einigen Sondirungen der nächsten Umgebung, seine ganze Kraft auf den einen Punkt zu concentriren. Und es bedurfte dieser Sammlung: Der ganze Hügel erwies sich bis auf 15 Meter Tiefe als ein ungeheurer Schuttberg. Auch in Griechenland wie auf allen Stätten der alten Welt haben die Jahrhunderte eine Decke über die Reste des Alterthums gebreitet. Erdreich und Geröll von den Bergen, der Sand der Flüsse, andauernde Bewohnung oder auch blos das stille Wuchern der Vegetation hat allmälig Schicht auf Schicht gehäuft, aber mit dem Befunde auf Hissarlik lassen sich einzig und allein die Ruinenberge Assyriens und Babyloniens vergleichen, die einzigen Zeugen untergegangener Riesenstädte und Paläste. Diese Aehnlichkeit beruht zum Theil auf denselben Ursachen: es ist namentlich der Backsteinbau, die Verwendung großer an der Sonne getrockneter oder schwach gebrannter Lehmziegel, welche zu leichter Höhe aufgeführt durch ihren Verfall nachfolgenden Geschlechtern von selber den Boden für neue Ansiedlung bereiteten; die Unebenheiten wurden lediglich durch eine Art von Lehmkuchen ausgefüllt, wie sie noch massenhaft auf Hissarlik zu Tage kamen. Allerdings finden sich auch, namentlich in großer Tiefe, Constructionen aus unbehauenen, mit Lehm verbundenen Steinen, aber diese bilden nie die Wände, sondern nur die Substructionen der bewohnten Stockwerke der Häuser, welche im Grundrisse äußerst beschränkt, desto ungehinderter in die Höhe wachsen konnten. Virchow hat für die Reconstruction derselben die interessante Beobachtung verwerthet, daß der gleiche Baustyl im Princip noch heute auf dem ganzen Gebiete der Troas heimisch ist.

Schliemann versucht aus den übereinanderliegenden Schichten nicht weniger als sieben sich ablösende Stadtansiedlungen (Neu-Ilion mitgerechnet) herauszulesen. Als Anhalt diente ihm theils die Technik des Mauerbaues, theils die Orte der Funde. Die eigentliche „Ilios“ wird seiner Meinung nach durch die „dritte Stadt“ bezeichnet, welche ungefähr 20 bis 23 Fuß unter der Erdoberfläche liegt. Eine Ringmauer umgab sie und neben einem thurmartigen Bollwerk öffnet sich in süd-westlicher Richtung ein Durchgang mit gepflasterter Straße, das „skäische Thor“. Noch zwei Gründe bestimmen Schliemann zu seiner Annahme: die Funde an Gold und anderen Kostbar-

keiten, welche sich ausschließlich in diesem Stratum fanden, sodann die allseitig bestätigten Spuren eines gewaltigen Brandes, welcher die ganze Fläche gleichmäßig verheert, große Backsteine geschmolzen und Haufen von Getreide und andere Ueberreste in Kohle verwandelt hat. Damit wäre die Katastrophe gekennzeichnet, welcher die Sage von der Zerstörung Ilions entspricht.

Diese Voraussetzung bewog Schliemann, seine ganze Aufmerksamkeit auf Bloßlegung dieser „dritten Schicht" zu verwenden. Er hatte den Hügel zunächst durch einen tiefen Einschnitt bis auf seinen Kern gespalten. Die Reste, welche der jüngeren Stadt angehörten, so die Fundamente des Athenetempels und eines großen öffentlichen Gebäudes, wurden dabei unnachsichtlich durchstoßen. Dann erweiterte er diesen Hauptgraben in seitlicher Richtung nach den interessantesten Stellen hin, so daß die aufgedeckten Theile heute im Grunde eines ungeheueren Trichters zu liegen scheinen. Von Ueberresten der ersten und zweiten Schicht konnte somit nur wenig an's Licht gezogen werden, doch weisen innerhalb derselben weder die baulichen noch die lose verstreuten Funde eine erhebliche Differenz gegen das höher Liegende auf; einzelne dieser Anlagen müssen nach Schliemanns eigenem Geständniß in jüngerer Zeit weiter benutzt worden sein. Auch die Lehmbauten der „vierten Stadt" können einen durchaus selbstständigen Charakter nicht nachweisen; die „fünfte" und „sechste" ist nur durch Utensilien aller Art vertreten, so daß unsere Aufmerksamkeit allerdings durchaus auf die mittlere Partie als den Kern und Hauptbestandtheil des ganzen Schutthügels gelenkt wird. Der Plan der Hausreste ist verworren und unregelmäßig; kaum daß sich die Richtung einer Straße verfolgen läßt. Das größte Gebäude scheint unmittelbar hinter dem Thoreingange zu liegen, seine nächste Umgebung erwies sich als die reichste Fundgrube an werthvollen Gegenständen. Die wesentlichste Ergänzung aber, die reichen Details zu dem Bilde, welches uns die architektonischen Ueberbleibsel von der untergegangenen Cultur auf Hissarlik entwerfen, bieten uns in unermeßlicher Fülle die Geräthe aus Thon und Stein, aus Knochen, Elfenbein und edlem Metall; ja selbst die Reste von Nahrungsmitteln eröffnen uns einen beinahe vollständigen Einblick in die Lebensbedingungen des Volkes, welches hier ansässig war.

Das reiche Material, welches die letztgenannten Indicien ergeben, verdanken wir namentlich Virchow. Wir lernen eine Bevölkerung kennen, welche vorzugsweise auf Viehzucht und einige einfachere Formen des Ackerbaues angewiesen war; welche jagdbares Wild erlegte und keineswegs, wie die homerischen Griechen, Fischspeise und andere „Früchte des Meeres" verschmähte.

Am deutlichsten enthüllt sich der Bildungsgrad eines Volkes an seiner industriellen Production, an der Art, wie es jedweden formlosen Stoff zu seinen Zwecken dienstbar macht. Unter diesen Gebilden hat wieder die Thonwaare für den Culturforscher einen ganz besonderen Werth. Sie ist die freieste, eigenste Schöpfung des Verfertigers und wird ganz besonders

lehrreich durch ihr massenhaftes Auftreten und die zahlreichen Anknüpfungspunkte, welche sie der vergleichenden Beobachtung zu gewähren pflegt.

Auf Troja allerdings werden wir, was den letzteren Vorzug anlangt, für jetzt noch in die Zukunft verwiesen, obgleich Thongefäße in ungeahnter Fülle und in allen Tiefen der Erdschichten zum Vorschein gekommen sind. Nichts ist bezeichnender für die uralte und zugleich eigenartige Entwickelungsstufe, sowie für den stabilen Charakter der hier vertretenen Epoche. Wir können die Producte der Keramik, welche hier vielleicht im Laufe von Jahrhunderten abgesetzt worden sind, alle unter einem Gesichtspunkt betrachten, denn sie weisen bis in die obersten Schichten hinein fast gar keinen Fortschritt der Technik auf. Andererseits reichen selbst die ältesten bisher gekannten Funde dieser Gattung, welche z. B. auf Mykene, Thera, Cypern gemacht sind, in ihrer Gesammtheit noch keineswegs an den primitiven Zustand der trojanischen Gefäßkunst heran.

Zur allgemeinen Charakteristik diene Folgendes: Der Uebergang zur Fabrikation auf der Töpferscheibe und zum Brennen des Thones im Töpferofen, obgleich beides bekannt war und angewandt wurde, hat sich noch keineswegs durchweg vollzogen; als Ersatz dient Handarbeit und bloßes Ausdörren des Thones an der Sonne oder am offenen Feuer. Die Ausbildung einzelner Theile, wie namentlich des Gefäßfußes, den meist dreibeinige Stützen ersetzen, ist noch weit zurück; die große Masse war vielmehr, schon um der beschränkten Räumlichkeiten der Häuser willen, zum Aufhängen bestimmt und daher an den Henkelansätzen, an Hals und Deckel mit Löchern versehen, durch welche Bast oder Schnüre gezogen wurden. Namentlich aber unterscheidet sich die troische Töpferwaare von aller jüngeren durch den Mangel des Firnisses und jeder Art von Bemalung, welche sonst schon sehr frühzeitig auftritt. Wo das Ornament eine Stelle findet, ist es plastisch in Thon geformt oder eingedrückt. Daneben weist diese für unsere bisherigen Erfahrungen so fremdartige Klasse eine Reihe von Eigenthümlichkeiten auf, welche einst vielleicht weitere Verbreitung hatten, dann aber in anderen Gegenden frühzeitig reineren und stilvolleren Formen gewichen sind. Wenigstens beobachten wir dieselben Erscheinungen auf ganz verschiedenen Culturgebieten, die unter sich in keinem Zusammenhange standen, und offenbar lediglich einem rein anthropologischen Gesetz zufolge auf ähnliche Formen gerathen sind. Ich gedenke dabei in erster Linie der merkwürdigen „Gesichtsurnen", welche sich wie auf Troja so in Etrurien, im nördlichen Deutschland und unter den peruanischen Alterthümern gefunden haben. Einige Nachklänge weisen auch noch Thongefäße aus Cypern, Thera und anderen griechischen Gegenden bis in jüngere Zeit hinein auf. Diese Analogie mit der menschlichen Gestalt beschränkt sich übrigens keineswegs blos auf die Formen des Gesichtes. Oft setzen daneben große, henkelartige Ohren an; der Deckel findet sich nach Art einer Mütze behandelt, deren Zipfel als Griff dient. Ueber dem Bauch des Gefäßes finden sich auch die Brüste, in wenigen Fällen auch die Arme angedeutet. Ebenso



begnügten sich die Verfertiger mit flüchtigen Abbreviaturen, wie Augen und Nase, so daß manche Exemplare in der That einige Aehnlichkeit mit Vogelköpfen verrathen. Da die Augen immer kreisrund geformt sind, gelangte Schliemann auf diesem Wege zu seiner Theorie von den eulenköpfigen Darstellungen der Athena „glaukopis“. Das Homerische Beiwort, der troische Athenecult, sowie gleichzeitig gefundene Marmor- und Elfenbeinidole wurden zur Stütze dieser Ansicht herbeigezogen, die Schliemann bis in die jüngste Zeit hinein verfochten hat.

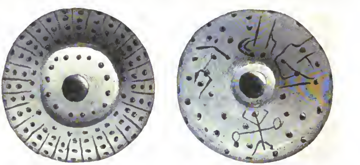
Wir fügen gleich eine Probe dieser ebenfalls in Menge gefundenen ganz rudimentären Götterbildchen (denn dafür wird man sie jedenfalls halten müssen) aus Marmorsplittern, Knochen oder Elfenbein hinzu. Es scheint in der That nicht zweifelhaft, daß der an dieser Stätte gepflegte Cultus einer weiblichen Gottheit sowohl diese kleinen Weihgeschenke oder vielleicht besser Amulette erzeugt, als auch für die Thongefäße eben diesen Typus geschaffen und dauernd festgehalten hat. Ja, selbst die kleinen goldenen Klapperbleche der Diademe, von welchen weiter unten die Rede sein wird, tragen das gleiche Gepräge. So wenig wir nun in allen diesen Beispielen mehr als die ungeschickte Andeutung menschlicher Züge erblicken können, durch welche sich die Gläubigen an ihre Gottheit erinnern ließen, so werthvoll bleibt uns doch die Thatsache der Verehrung eines höchsten weiblichen Wesens, wir können hinzufügen, der großen asiatischen Geschlechts- und Naturgottheit, deren Existenz wir für jene älteste Epoche in Bild und



Tradition über die Inseln bis nach Griechenland hinein verfolgen können. Unzweifelhaft ist es dieselbe Gottheit, von deren Cultus stehende und kauernde nackte Marmorbildchen, die sogenannten „karischen Idole“ im Archipel wie im östlichen Griechenland Zeugniß ablegen. Als deutliche Vermittelung dient uns das vollständigste der auf Hissarlik gefundenen Bildnisse, ein Bleifigürchen, welches eine ausgebildete Gestalt völlig im Typus der erwähnten Idole zeigt.

Es ist unmöglich, auf dem Wege der Beschreibung auch nur annähernd die Mannigfaltigkeit der Thongebilde zu veranschaulichen, die freilich alle auf sehr einfache Grundformen zurückgehen. Auch die Dimensionen der oft sehr wohlerhaltenen Vasen schwanken vom nußschalengroßen Miniaturgefäß, welches kaum einen praktischen Zweck erfüllt haben kann, bis zum gewaltigen, sechs bis acht Fuß hohen, unten zugespitzten Vorrathsgefäß oder Pithos. Nur erwähnt werden sollen noch die zahlreichen fußlosen, trichterartigen Becher, mit den großen geschwungenen Doppelhenkeln, weil dieser Typus, wie jener der Gesichtsurnen, von allem sonsther Bekannten am meisten abweicht.

An die Thongefäße reihen sich die gleichfalls in ganz immenser Anzahl (20—30,000) gefundenen durchbohrten Scheiben oder flachen Doppelkegel aus gleichem Material, welche jetzt mit Recht als Spinnwirtel (Spindelrädchen) erklärt werden. Ihre Form ist wieder mit merkwürdiger Gleichmäßigkeit



über die ganze Erde verbreitet und selbst die flüchtig eingeritzten Ornamente, zu welchen ihre Kreisgestalt einlud, finden sich z. B. ganz ähnlich auf mexikanischen Wirteln wieder. Meist sind es Wellenlinien, concentrische Kreise oder Kreisfragmente, oft schon ein ausgebildeteres Flecht- oder Bandsystem; sodann der Natur entnommene Vorstellungen, Fischgräten, Zweige, selbst Thiere und Menschen in rohester Andeutung. Hier ist dem Vergleich mit entwickelteren Fortbildungen primitiver Anfänge schon ein weit reicheres Feld eröffnet; so spielt z. B. das Urelement des Maeanders, das Hackenkreuz eine nicht mehr ganz untergeordnete Rolle.

Sehr reservirt wird man sich dagegen immer noch zu einer Anzahl von unsymmetrischen Zeichen verhalten müssen, denen man in dem erklärlichen

Wunsche nach tieferen Beziehungen den Werth von Buchstaben beigelegt hat. Hervorragende Forscher, die sich darauf einließen, wie Haug, Gomperz und Sayce, sind bisher noch in keinem Falle zu sicheren Erklärungen gelangt; einige Formen kleinasiatischer und cyprischer Alphabete, welche allerdings hie und da Analogieen aufweisen, sind ihrer Natur nach so allgemeiner Art, daß sie als solche nur in größerem Zusammenhange erkannt werden können, ihre Elemente so einfach, daß jede willkürliche Verbindung von Strichen, wie sie ein Kind auf die Schiefertafel kritzelt, leicht Aehnlichkeit mit dem einen oder dem andern Buchstaben aufweist.

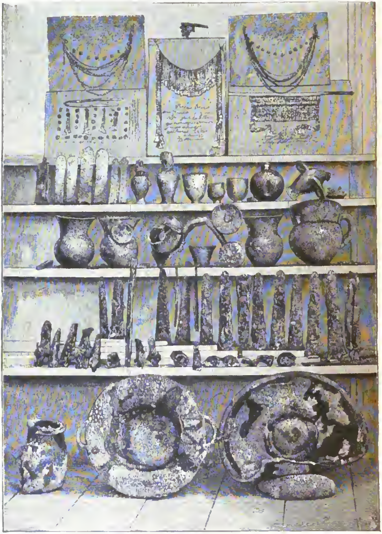


Etwas vertrauenerweckender sind einige Cylinder aus Thon und Feldspat, die als Siegel gedient haben können und schon durch ihre Form an zahlreiche assyrische Cylinder erinnern. Da in den Euphratländern seit uralter Zeit ein Schriftsystem im Gebrauche war und babylonischer Einfluß auf Vorderasien sehr frühzeitig nachweisbar ist, wäre es nicht überraschend, auf rohe Imitationen dieser Schreibekunst zu stoßen. Jedenfalls sind phönizische oder griechische Alphabete noch gänzlich ausgeschlossen und selbst unter der Voraussetzung, daß Reminiscenzen an kleinasiatische oder babylonische Buchstabenform auf diese niedrige Gattung troischer Funde in flüchtiger Weise eingewirkt haben sollten, kann doch von wirklicher Kenntniß und Anwendung eines bestimmten Schriftsystems an unserer Stelle noch keineswegs die Rede sein.

Ungemein zahlreich sind ferner die Geräthe und Werkzeuge aus Stein, darunter Trachyt, Schiefer, Obsidian, Feuerstein und selbst dem seltenen Nephrit, vertreten; Aexte, Hämmer, Sägen, Keile, Kornquetscher, Handmühlen, Pfeilspitzen u. s. w. erwecken in ihrer Ueberzahl fast den Eindruck eines Steinzeitalters, wiewohl der Gebrauch des Metalles und selbst die Mischung der Bronce bereits gekannt war. Wir finden uns auch hierin einem Durchgangsprocesse gegenüber, der sich möglicher Weise erst im Laufe von Jahrhunderten vollzogen hat. Noch hinderte namentlich die Kostbarkeit des Metalles seine allgemeine Verbreitung. Es wird vorzugsweise zu Kriegswaffen, Streitäxten und Lanzenspitzen, dann zu kleineren Schmucksachen, verhältnißmäßig selten zu Gefäßen verarbeitet. Auch für die Nadeln und Spangen tritt statt der Bronze in der überwiegenden Zahl von Fällen Knochen und Elfenbein ein. Das Eisen scheint noch völlig unbekannt gewesen zu sein.

Dagegen standen die edlen Metalle in dem goldreichen Kleinasien ihrem Werthverhältnisse nach augenscheinlich weniger hoch über dem Kupfer und der Bronze, wie heute und wie bereits im historischen Alterthum. Auf dem Hissarlik sind an nicht weniger als zehn Stellen größere und kleinere Gesammtfunde an goldenen oder silbernen Gefäßen und Schmucksachen gemacht

worden, vorzugsweise, wie schon bemerkt, neben dem großen Gebäude, welches Schliemann als „Palast des Priamos“, dann zurückhaltender als „Haus des Königs oder Stadtoberhauptes“ bezeichnet hat.



Der „große Schatz“, welchen Schliemann im Jahre 1873 mit eigener Hand aus den Trümmern zog, wahrscheinlich der Inhalt einer großen, verbrannten Holzkiste, besteht neben reichem goldenen und silbernen Geräth und

Schmuck auch aus einer Reihe von Broncewaffen sowie einer Vase, einem Kessel und einer großen Schale aus Kupfer. Unter den vier Gefäßen aus Gold (beziehungsweise Elektron, einer Mischung aus Gold und Silber) ragt besonders ein fußloser, länglicher Becher mit zwei großen Henkeln hervor. Die neun Krüge, Becher und Schalen aus Silber sind in der Form weniger elegant und nähern sich bei weitem mehr den Thongefäßen an. Auch sechs Silberbarren, die möglicher Weise als Rohmaterial Werthstücke zum Tausche bedeuteten, also das Geld ersetzten (Schliemann nennt sie Talente), seien hier gleich erwähnt. Unter den Schmucksachen bilden den eigenartigsten Bestandtheil die beiden goldenen Diademe oder Stirnbänder, von denen 64 bezw. 90 Kettchen, am Ende mit den schon erwähnten goldenen Klapperblechen in Idolform geschmückt, auf die Stirn und zu beiden Seiten des Gesichtes herabzufallen bestimmt waren. Ganz ähnlich sind vier goldene Ohrringe mit langen Behängen gearbeitet, während nicht weniger als 56 andere Ohrringe ihre Form der Spirale entlehnen. Gegen 8700 kleine durchbohrte Goldkörperchen, Stäbe, Prismen, Würfel, Knöpfe sind zu dreizehn goldenen Halsbändern aneinandergereiht worden. Sechs Armspangen aus dickem, gewundenem Golddraht mögen diese Uebersicht des Hauptsächlichsten beschließen.

Die späteren Funde haben alle genannten Gattungen wesentlich bereichert und zumal in künstlerischer Beziehung noch Vollendeteres geliefert. So zeigen Ohrringe sowohl wie Ohrgehänge noch reichere Formen, besonders aber müssen um ihrer Ornamentik willen einige goldene Spangen und breite Armringe hervorgehoben werden, welche in aufgelötheten Mustern Motive der Spirale darstellen, wie wir ihnen in Mykene begegnen werden. Auch die rosetten- oder sternartigen Kreisverzierungen sind bereits in einigen Goldscheiben vertreten und führen von selbst zu der nächstfolgenden Kunststufe herüber, welche uns Schliemann in Griechenland eröffnet hat.

Schliemann ist nicht in den Besitz aller von ihm gefundener Werthobjecte gelangt; ein Theil mußte contractlich dem Museum zu Constantinopel überlassen werden; Anderes wurde von der türkischen Polizei zweien seiner Arbeiter confiscirt, deren einer freilich die gestohlenen Goldsachen bereits hatte umschmelzen und in landesüblichen Schmuck verwandeln lassen. Es ist kaum anzunehmen, daß diese reichen Funde sämmtlich an Ort und Stelle gearbeitet sind, obgleich sie mit Gegenständen localer Technik immerhin einige Verwandtschaft aufweisen. Unzweifelhaft muß zur Erklärung ein weiterer Zusammenhang ältester vorderasiatischer Cultur vorausgesetzt werden und dazu sind wir von andrer Seite her bestens autorisirt. Wir werden namentlich unter Schliemanns Funden auf Mykene die Spuren einer ganz bestimmt charakterisirten Metalltechnik weiter verfolgen, welche von Kreta und Rhodos auf Klein-Asien und bis hinein nach Phrygien führen. Diese Elemente zusammengenommen mit den unverkennbar semitischen Einflüssen, welche wir in den trojanischen Idolen constatirten, lassen es mehr als wahrscheinlich erkennen, daß auf Hissarlik eine aus thrakisch-phrygischen und

vor-arischen (?) Bestandtheilen gemischte Bevölkerung wohnte, welche später, — und dies ist der Kern der Iliossage — dem lebenskräftigeren Hellenenthum erliegen mußte.

Schliemann hatte auf der Stätte von Troja bereits den erfolgreichsten Theil seiner Arbeit vollendet, als er, im Herbste 1876 seine Arbeitercolonnen in der Ebene von Argolis zusammenzog. Dort ragen noch heute die Burgen von Argos, Nauplia, Tiryns und Mykene als uralte Zeugen für die historische Wahrhaftigkeit jener Culturepochen auf, welche sich in den Namen des Danaos und Palamedes, des Proetos und Perseus, des Atreus und des Agamemnon verkörpert haben. Wenn irgendwo, so mußte sich hier zu dem auf Ilios begonnenen Werke die Ergänzung finden. Die ungeheuren Cyclopenmauern von Tiryns, welche in flacher Ebene auf niederer Höhe gegründet schon im Alterthum das Staunen jüngerer Geschlechter erregten, vermochten auch Schliemann eine Zeit lang zu fesseln. Es galt gewissermaßen eine Vorfrage zu lösen. War doch Tiryns seinem Ursprunge nach noch älter, als das „goldreiche Mykene". Die tiefen Einschnitte und Schachte, durch welche Schliemann, seiner alten Methode getreu, das obere Plateau bis auf den Urboden hinab sondirte, lieferten massenhaftes Thongeräth ältester Art, auch etwas Broncewaare und die Fundamente eines alten Hauses, befriedigten aber nicht ganz die Ungeduld des Forschers, welche ihn vorahnend nach Mykene trieb. Er verlegte deshalb sehr bald den Schauplatz seiner Thätigkeit an dieses längst erwogene Ziel im „innersten Winkel" der Ebene.

Mykene zerfällt in die eigentliche ummauerte Burg, auf ihrer Rückseite durch schroffe Abhänge von den höher aufstrebenden Bergen getrennt, und in die immer noch hochgelegene Unterstadt. An der Hauptstraße, welche von dieser aus emporführt, liegen unter künstlich aufgehäuften Erdmassen zwei kolossale Rundbauten, aus gewaltigen Steinkreisen hergestellt, welche sich nach der Höhe zu verengern und, von innen gesehen, bienenkorbartige Gewölbe bilden, deren geglättete Wände noch die Klammerspuren einstigen Metallschmuckes aufweisen. Lange, beiderseits von Futtermauern gestützte Gassen führen hinein; die Portale tragen ungeheure Decksteine, über denen große dreieckige Oeffnungen zur Entlastung des Quaderndruckes frei geblieben sind. Einst waren sie durch verzierte Steintafeln geschlossen; auch die mit Halbsäulen geschmückten Façaden trugen Bekleidungen aus grünlichem und röthlichem marmorartigen Material, das mit phantastischen Linearornamenten in Relief geschmückt war. Den größeren, reicheren Bau nennt man gewöhnlich „Schatzhaus des Atreus", das Volk: „Grab des Agamemnon" und die Frage, ob Schatzhäuser oder Gräber, hat nebst anderen Conjecturen die Gelehrten bis in die neueste Zeit hinein beschäftigt. Heut kann sie zu Gunsten der letzteren Bezeichnung als definitiv erledigt gelten.

Verfolgt man die Straße weiter zur Burg hinauf, so führt sie in schräger Richtung, (um den etwa anrückenden Feind zu zwingen, seine ungedeckte Seite preiszugeben,) auf das Thor der Festung, dessen Anlage in

ungefügerer Construction die der vorerwähnten Portale an den Rundbauten wiederholt. Ueber dem 4,50 Meter breiten Deckstein ist wiederum eine dreieckige Oeffnung ausgespart, aber hier bewahrt die ausfüllende drei Meter hohe Steinplatte noch heute seit Jahrtausenden ihren ursprünglichen Ort; sie trägt das berühmte Relief zweier an einer Säule aufgerichteten Löwen. Nach ihnen hat das Thor seinen bekannten Namen erhalten. Die beiden Köpfe der Thiere, welche einst symmetrisch nach auswärts blickten, waren besonders eingezapft (oder restaurirt?) und sind heute verloren gegangen, aber die imposante Macht der ganzen Anlage wirkt noch jetzt mit unveränderter Frische. Der vorderste Theil des Burginnern rechts hinter dem Löwenthor lag vor den Ausgrabungen unter tiefer Verschüttung. Hier vereinigte Schliemann von glücklichem Tastsinne geleitet, das Gros seiner Arbeiter. Andere legten die Schwelle des Löwenthores bloß, noch andere begannen den Schutt aus den Eingängen und dem Innern der großen unterirdischen Kuppelgewölbe wegzuräumen.

Die erste Ausgrabung führte zunächst, nach Bewältigung kolossaler mit Thongefäßen, Fragmenten, Idolen und anderen verstreuten Gegenständen durchsetzten Schuttmassen zur Entdeckung eines großen doppelten Kreises aus wohlbehauenen auf die hohe Kante gestellten Kalksteinplatten, deren äußerer und innerer Ring durch horizontal darübergelegte Platten verbunden war, so daß die ganze Anlage, welche sich nur gegen das Löwenthor hin zu einer Art Eingang öffnete, rundsitzartig gestaltet war. Wir waren selber Augenzeugen der fieberhaften Spannung, mit welcher das Innere dieses so bedeutsam gekennzeichneten Raumes durchforscht wurde. Es fanden sich andere mit Reliefschmuck (Jagd und Kampf zu Wagen) gezierte Platten, die ältesten Werke dieser Art, welche bisher auf griechischem Boden aufgetaucht sind. Sie bezeichneten die Stellen viereckiger in den Fels herabgetriebener Gräber, deren Schliemann fünf in rascher Folge aufdeckte. (Ein sechstes wurde später von der griechischen archäologischen Gesellschaft hinzugefunden. Diese Gräber enthielten durchschnittlich drei bis fünf parallel neben einander liegende Leichen; auf und neben ihnen einen ungeahnten Reichthum an Schmuck, Waffen, Geräthen aus Gold, Silber, Kupfer, Bronze, edlen Steinen, Elfenbein und Alabaster, während die Thongefäße eine verhältnißmäßig bescheidenere Rolle spielen. Die Todten lagen auf einer Schicht von Kieselsteinen, auch die Seitenwände der Gräber waren bis zu einer gewissen Höhe mit Steinmauern ausgefüttert. Ueber dem vierten Grab erhob sich bis zum Niveau des Plattenringes ein aus Blöcken errichteter cylindrischer Aufsatz, offenbar eine Opfergrube, in welcher den Abgeschiedenen die Todtenspende dargebracht wurde.

Die ganze Anlage stellt sich somit als ein den Verstorbenen geweihter heiliger Bezirk dar. Die Beisetzung der zahlreichen Leichen von Männern und Frauen kann selbstverständlich nicht gleichzeitig erfolgt sein; wir haben Familiengräber vor uns, die bei jedem Todesfall neu geöffnet werden mußten;

einzelne aus ihrer ursprünglichen Lage gestörte Körper beweisen dies, namentlich aber kommen uns Beobachtungen zu Statten, die an Grabanlagen aus gleicher oder etwas jüngerer Epoche seit den Schliemannschen Ausgrabungen an verschiedenen Orten Griechenlands in reicher Fülle gemacht worden sind.

Eben jene wiederholte Benutzung derselben Familiengruft mußte allmälig andern Formen Eingang verschaffen, die bequemeren Zugang boten. In besonderen Fällen gab die Natur des Locals den Ausschlag. Man bohrte entweder grottenartige Gänge und Kammern in die Felswand hinein: am Berg Palamidi bei Nauplia und an den Abhängen des attischen Dorfes Spata sind jüngst die ältesten Beispiele dieser Art bekannt geworden; oder man trieb in den Felsboden senkrechte Schachte, die sich in der Tiefe zu den verschiedenen Grabstellen verzweigen, wie auf Cypern, gelegentlich Rhodos und bei Korinth. Die eigenartigste Kunstform aber stellen jene Kuppelbauten dar, denen wir bereits in der Unterstadt von Mykene begegnet sind. Sie stehen keineswegs mehr vereinzelt. Reste einiger anderen enthält die nächste Umgebung; eine Stunde entfernt, bei den Terrassen des argivischen Heratempels wurde ein mächtiger Bau von ähnlicher Construction freigelegt. Besonders wichtig erscheint ein bei Menidi in Attika eröffnetes Rundgemach dieser Art, weil dasselbe seit der Zeit seiner Benutzung vermuthlich niemals wieder eröffnet worden ist. Allbekannt und neuerdings von Schliemann bis in sein Innerstes durchforscht ist das gewaltige „Schatzhaus“ eines Minyerkönigs bei Orchomenos in Boeotien; auch bei Sparta und in Thessalien ließen sich bereits gleichartige Constructionen nachweisen.

Somit tragen die Schliemannschen Burggräber schon ihrer primitiven Anlage nach das alterthümlichste Gepräge. Zur Bestätigung treten noch locale Merkmale hinzu: das Löwenthor, welches den Königsgräbern der Unterstadt etwa gleichzeitig ist, wurde erst später angelegt und mit ihm unverkennbar das ganze rechts benachbarte Stück der Burgmauer, durch welches die Gräber nachträglich in den Kreis der Befestigung hineingezogen worden sind. Meines Erachtens handelte es sich dabei um eine rein fortificatorische Erweiterung, nicht um Schutz des heiligen Bezirkes, der damals vielleicht nicht mehr in besonderem Ansehen stand, oder bereits vergessen war.

Unendlich mehr als die Fundumstände hat bisher der Inhalt von Schliemanns wunderbaren Entdeckungen den Geist, man kann sagen die Phantasie des gelehrten und gebildeten Publikums beschäftigt. Der homerische Ruhm des „goldreichen Mykene“ wird zur Wirklichkeit und lebt in aller Munde; aus den Gräbern der Todten erstehen mit einem Schlage die Zeugen der ältesten Cultur, welche auf griechischem Boden Wurzel geschlagen hat. Wir glaubten mit dieser Welt einigermaßen vertraut zu sein aus den Gedichten Homers. Bei näherer Betrachtung der Funde stellte es sich heraus, daß man doch nicht vorbereitet war. Man fühlte sich dieser seltsam fertigen und doch theils rohen theils gedankenarmen Kunst gegenüber in eine fremde Welt versetzt. Ich will gleich erwähnen, daß dieser Eindruck mancherlei

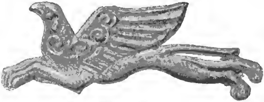
Deutungsversuche hervorgerufen hat, die heute als beseitigt gelten können. Indem man sich nicht entschließen mochte, Griechen als Träger dieser Cultur anzuerkennen, ging man entweder von der Annahme einer stammfremden Bevölkerung aus, die man freilich für ganz Griechenland hätte nachweisen müssen, oder man behauptete, gestützt auf oberflächliche Vergleiche mit spätbyzantinischer Kunst und auf andere Scheingründe hin einen barbarischen Ursprung sämmtlicher Gräber, etwa in der Gothenzeit des vierten nachchristlichen Jahrhunderts.

Der Grund, weshalb die Gräberfunde von Mykene keinen Anspruch darauf erheben können, das homerische Zeitalter zu illustriren, liegt zunächst darin, daß dieselben nachweislich einer älteren Epoche angehören. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß der naive Dichter in die Thatsachen, welche ihm die Sage bietet, nur das Culturbild seiner eignen Zeit hineinzuweben im Stande ist. Aber selbst dasjenige Entwicklungsstadium altgriechischen Lebens, in welches Homer seine Handlung verlegt, die Machthöhe der Atridendynastie, welcher sämmtliche Achäerfürsten wie Vasallen gehorchen, spiegelt sich noch nicht in den Schätzen der mykenischen Burggräber. Wenn wir, wie billig, in den Namen des Atreus und des Agamemnon die Repräsentanten der heroischen Blüthezeit erkennen dürfen, so hat die bereits sehr alte Tradition vollkommen Recht, jene mächtigen, gleich den Pyramiden Aegyptens wahrhaft königlichen Kuppelbauten der unteren Stadt mit derselben in Verbindung zu bringen. Wir sind deshalb eben so sicher autorisirt, die Schliemannschen Entdeckungen in zwiefachem Sinne „vorhomerisch", ja „voratridisch" zu nennen, als sie ihrem Ursprunge nach jenen „Schatzhäusern", die ebenfalls nur Gräber waren, vorangehen. Fügen wir noch hinzu, daß sich der immerhin reiche Inhalt der Gräber doch auf mehr als sechzehn, übrigens sehr verschieden ausgestattete, Leichen vertheilt, so hat dieser Aufwand für eine Zeit, in welcher das Prunken mit kostbarem Material den Mangel einer auch den geringeren Stoff veredelnden Kunst noch ersetzen muß, durchaus nichts Auffallendes, ohne daß wir deshalb genöthigt wären, an Personen fürstlicher Herkunft zu denken. Ich stehe sogar nicht an, diese Gräber geradezu als Beweismittel für die Priorität oligarchischer Institutionen in der Ebene von Argos zu benutzen, aus denen sich ein absolutes Regiment erst mit der Zeit entwickelt hätte.

Aber die historische Ferne reicht allein noch nicht aus, den seltsamen und fremdartigen Eindruck zu erklären, welchen der Inhalt unserer Gräber in seiner bunten Mannigfaltigkeit und Stilmischung in dem Beschauer erweckt. Vergegenwärtigen wir uns, soweit es noch möglich ist, die Ausstaffirung der vornehmsten Todten: Auf dem Gesichte liegt eine goldene Maske; die Brust ist mit einer großen, reich verzierten Platte aus demselben Material bekleidet. Breite, an den Enden schmälere, gleichfalls reich mit Ornamentik übersponnene Diademe und Gurte umgeben Kopf und Leib; die Haartracht war offenbar eine sehr künstliche, wie noch andere Streifen und Bänder von verschieden-

artiger Form erkennen lassen. Viele hundert doppelte und einfache Knöpfe, meistens aus Holz, das mit einem goldenen Ueberzuge versehen ist, dienten als reihenweiser Besatz der Gewänder sowie langer hölzerner Schwertscheiden. Anderer Schmuck, theils aufgenäht, theils als Agraffen und Spangen behandelt, ist in Form von Hirschen, Löwen, Sphinxen, Greifen, Adlern, Polypen u. s. w. gebildet. Goldenes Flitterwerk war auch zu Ketten und Behängen reihenweise aneinandergefügt oder ringsum lose verstreut. Massiv goldene Schieber und Fingerringe mit eingravirten figürlichen Darstellungen gehören zu den merkwürdigsten Bestandtheilen des Fundes und selbst an den Füßen fanden sich goldene schnallenartige Bekleidungen vor.

Dasselbe getriebene Goldblech findet daneben reichliche Verwendung an kleineren Geräthen aller Art, als Hülsen der Schwertknäufe und Scheiden, als Wandung der Becher und Pokale. Einige massivere Kannen und Vasen sind auch aus Silber gefertigt. In den Ecken eines Grabes fand Schliemann





eine bedeutende Anzahl großer Kupferkessel; die verhältnißmäßig weniger zahlreichen Thongefäße sind zum größeren Theil auf der Scheibe geformt und entweder mit stumpfen Farben bemalt oder bereits mit glänzendem Firniß überzogen.

Was die Beurtheilung des Stilcharakters dieser Funde und damit der gesammten Cultur, in welche sie uns Einblick eröffnen, bisher so schwierig machte, war der Mangel an Einheit und an geeignetem Vergleichsmaterial. Am leichtesten gaben sich von vorn herein die Einflüsse der specifisch orientalischen wir dürfen sagen, phönikischen Richtung zu erkennen. Wiewohl die phönikische Handelsindustrie, deren Concurrenz an dem Inhalt der jüngeren Gräber von Spata und Menidi noch weit fühlbarer wird, keine selbstständigen Typen schuf, sondern nur Entlehntes verarbeitete, verräth sich doch der asiatisch-

semitische Geist jedesmal an gewissen charakteristischen Zuthaten, deren Ursprung wir heute an den reichen Monumentenkreisen Cyperns, Assyriens und z. Th. Aegyptens mit Sicherheit controlliren können. Unter den Pflanzenformen bietet die Palmette und der Lotos das sicherste Kennzeichen, unter den Thieren die meisten Fabelwesen und ausländischen Gattungen, wie Greife, Sphinxe, Löwen, Panther u. s. w. Dazu kommt das nackte Bildchen der Taubengöttin Astarte und die Darstellung ihres Heiligthums auf dünnes Goldblech ausgeprägt, wie wir es in schlagender Analogie auf späteren cyprischen Münzen wiederfinden. Durch die mannigfachen Verbindungen, welche diese Motive eingehen, wird der Kreis des „Orientalischen" noch um vieles erweitert; aus dem Zusammenhange ergiebt sich, daß alle gepreßten Thier- und Pflanzenbildungen in diesen Bereich gehören, und daß umgekehrt wenn wir diese Gruppe von der technischen Seite betrachten, alle Producte orientalisirender Industrie auf rein mechanischem Wege durch Pressen und Prägen oder Gießen in fertigen Hohlformen entstanden sind.


Mykene.

Haben wir einmal diesen Gesichtspunkt gewonnen, so zeichnet sich eine andere Gattung der mykenischen Funde in technischer wie in materieller Beziehung sofort auf das Schärfste ab. Der Unterschied wird um so deutlicher, wenn wir zunächst die Erzeugnisse aus demselben Material, dünn getriebenem Goldblech, im Auge behalten. Dieselben schließen naturalistische Formen, Thiere und Pflanzen, völlig aus und beschränken sich auf ein rein geometrisches höchst mannigfaltiges Linear- und Flächenornament. Offenbar ahmt dasselbe, neben vereinzelten Mustern der Flecht- und Webekunst, vor Allem die spiralartigen Windungen des Metalldrahtes nach. Auch die übrigen Verzierungen, Buckel, Kreise u. s. w. entspringen durchaus nur den Eigenschaften des dehnbaren, elastischen Metalles. Daß wir es hier in der

That mit principiellen Unterschieden gegenüber der ersten Gruppe zu thun haben, wird uns sofort von anderer Seite bestätigt: Die Decoration dieser meist umfangreichen Goldbleche erfolgte nicht wie dort mit Beihülfe starrer Guß- oder Prägeformen, sondern aus freier Hand auf dem Wege der eigentlichen Treibekunst, der Empästik. Damit verbindet sich auf's Engste die Kunst des freien Zeichnens und Gravirens. Die zahlreichen Holzknöpfe und



Troja.



Troja.

Brochen von rhombischer Form tragen dieselben Ornamente in eingegebener Vorzeichnung, welche sich sodann auf dem dünnen Ueberzuge aus Blattgold auf's Schärfste abgedrückt findet.



Troja.



Mykene.



Troja.

Ich glaube nun, daß wir bereits heute im Stande sind, Heimath und Verbreitung dieser vom Metallstile abhängigen Decorationsart mit Sicherheit nachzuweisen. Die entwickelteren Goldarbeiten, welche Schliemann auf Hissarlik

fand, weisen vollkommen den gleichen Typus auf. Diejenigen Beispiele, welche den gewundenen Golddraht auf eine Rückfläche gelöthet zeigen, führen uns am deutlichsten den Uebergangsproceß vor Augen, welcher von selber dazu leitete, die aufgesetzten Erhöhungen später aus der Fläche selber herauszutreiben. Ferner erkennen wir in der aus dem Felsen gehauenen teppichartigen Façade des phrygischen „Grabes des Midas“ noch deutliche Reminiscenzen an die gleiche Decorationsart; wenigstens stehen die Knäufe über dem Giebel und die kreuzförmigen Muster des Feldes in vollkommener Analogie zu den erwähnten rhomboidischen Schmucksachen aus Mykene. Zu Kamiros auf Rhodos fanden sich Fragmente großer Thongefäße mit Reliefverzierungen, die wiederum dem in Rede stehenden System völlig genau entsprechen. Bemalte Thongefäße ältester Art, welche sich wie zu Mykene, so namentlich auf Rhodos und Kreta zahlreich erweisen, haben außer stilisirten Pflanzenformen auch vielfach Motive dieser Metalltechnik aufgenommen. Unverkennbar hat sie ihren Einfluß auch auf die orientalisirende Richtung ausgeübt.

Nun haben sich in der Tradition des Alterthums mehrfach Nachrichten halbmythischer Art erhalten, welche sehr übereinstimmend die älteste Pflege der Metallkunst an gewisse dämonische Geschlechter knüpfen und als deren Heimath und Wirkungskreis ausdrücklich Phrygien, die troische Ebene Rhodos, Kreta und Cypern bezeichnen. Es sind dies die Daktylen und Telchinen, ihrem Wesen nach nahe verwandt und zugleich Diener der großen Naturgöttin des Idagebirges, der Rhea oder Kybele.

Ich glaube, daß wir durchaus berechtigt sind, jenen so bestimmt charakterisirten, an ebendenselben Stätten nachweisbaren Metallstil als „daktylisch-telchinisch“, oder vielleicht bequemer mit einem allgemeinen Namen als „phrygisch“ zu bezeichnen. Wenn Kreta zufällig wegen mangelnden Fundmateriales zurücksteht, so tritt es um so bedeutsamer in den Vordergrund, wenn wir die dritte und letzte auf Mykene vertretene Kunstrichtung betrachten, welche sich hier mit der vorigen bereits innig verschmolzen zeigt. Es ist bei weitem die merkwürdigste, wiewohl sie dem Umfange nach, wenigstens scheinbar, eine Nebenrolle spielt. Wir gehen aus von einer wenig augenfälligen Gattung geschnittener Steine, die in den mykenischen Gräbern gerade zahlreich genug vertreten ist, um ihr hohes Alter bezeugt zu sehen. Dieselben waren, wenn auch wenig beachtet, so doch längst bekannt unter dem Namen der „Inselsteine“, weil in der That viele derselben auf den Inseln des griechischen Archipels gefunden wurden. Hier ist Kreta bei weitem der ergiebigste Fundort gewesen. Daneben aber kommt mindestens in gleichem Maße das griechische Festland in Betracht, namentlich der Peloponnes, sodann Attika, Böotien und Thessalien. Diese runden oder mandelförmigen durchbohrten Gemmen weisen einen reichen und durchaus eigenthümlichen Bilderkreis auf. Einige orientalische Einflüsse, namentlich an jüngeren Exemplaren, lassen sich mit Leichtigkeit aussondern; was übrig bleibt: Thier- und Menschendarstellungen, sowie einige

geometrische Ornamente, trägt nach Stil und Inhalt das Gepräge einer in sich geschlossenen, einheitlichen und nationalen Kunst.

Wir müssen es uns an dieser Stelle versagen, den Nachweis zu führen, wie dieses unschätzbare Material, von welchem das britische und neuerdings das Berliner Museum eine ansehnliche Sammlung aufzuweisen hat, die ältesten bildlichen Typen indogermanischer, sodann in griechischer Kunst und Sage fortlebender Vorstellungen enthält: die Urformen der phantastischen rossegestaltigen Wesen, des Pegasus, der Harpyien, (mit denen die Bildung der Demeter-Erinys nahezu identisch war,) ihrer Schwester Iris, der Kentauren, der Chimaera u. s. w., wie neben diesen dämonischen Figuren einzelne Symbole und die Verwendung primitiver, stilistisch völlig gleichartiger Broncethiere in den ältesten Erdschichten zu Dodona und Olympia auf den Cultus eines höchsten bildlosen Gottes, des Zeus, hinweisen; wie endlich eine Reihe von anderen Umständen hinzutritt, um die Spuren dieser Cultur und die Träger derselben immer schärfer zu umgrenzen.

Als Resultat dieser Erwägungen dürfen wir mit Zuversicht aussprechen, daß uns in diesen Runen die älteste indogermanische Bevölkerung Griechenlands zum ersten Male greifbar entgegentritt, und daß dieselbe nur identisch sein kann mit dem vielgenannten Stamme der Pelasger. Die Pelasger müssen auf dem schnellsten und kürzesten Wege in Griechenland eingewandert sein, nicht blos weil die Anfänge ihrer Steinschneidekunst sich in auffallender Weise, (wenn auch nicht inhaltlich, so doch formal) mit der in Babylonien heimischen Technik berühren, weil wir von Lydien bis zum Hellespont an der Gründung von Städten mit dem pelasgischen Namen Larissa ihre fernere Wanderung zu verfolgen glauben, sondern auch weil ihre gesammte Cultur mit Inbegriff der Religion zu der indischen Urheimath noch die denkbar nächsten Beziehungen aufweist. Die vergleichende Mythenforschung hat in den Rossedämonen und in der Prometheussage längst diese Unmittelbarkeit des Zusammenhanges erkannt, welche uns jetzt auch bildlich entgegentritt. Der weibliche, rosseköpfige Dämon ist heute wie auf den pelasgischen Gemmen so an der (relativ späten aber in uralte Tradition zurückgehenden) indischen Reliefsculptur nachweisbar. Noch mehr: Während die männlichen Gestalten auf jenen Steinen nur mit einem Schurz um die Hüften bekleidet sind, erscheinen auf einem mykenischen, ganz in der Technik der Gemme gravirten Goldringe mehrere Frauengestalten mit nacktem Oberkörper zwar, aber nach unten zu in einem Rocke, der die Beine hosenartig umschließt und mehrfach absetzend bis zu den Füßen herabgeht. Die gleiche Art der halben Bekleidung ist gleichfalls nur an Frauendarstellungen auf indischen Monumenten nachweisbar.

Auf Mykene zeigt sich der figurenreiche, aber harte und trockene pelasgische Stil bereits vielfach verbunden mit dem ganz entgegengesetzten Princip der eigentlich bilderlosen weichen und schwungvollen Ornamentik der daktylisch-telchinischen Metallkunst. Nicht blos daß die aus massivem Golde gefertigten Ringe und

Schieber ganz und gar nach dem Vorbilde der pelasgischen Gemmen gravirt sind, auch die oberhalb der Gräber gefundenen Grabreliefs aus Kalkstein enthalten dieselben allgemeinen Scenen von Krieg und Jagd, wobei regelmäßig eine Figur zu Wagen erscheint; darüber und darunter als raumfüllende Decoration die bekannten vielverschlungenen Motive des „phrygischen" Kreises. Die Verbindung ist noch eine sehr äußerliche; daß sie nicht von Anfang her bestand, sondern ein neues Entwickelungsstadium bezeichnet, ergiebt sich ganz abgesehen von dem verschiedenen Stilcharakter noch aus mehreren anderen Umständen: in Kleinasien, einem Hauptsitze jener Metallarbeiter, sind die Gemmen bisher nicht vertreten, welche das pelasgische Element am reinsten darstellen; andrerseits kennen diese in allen Fällen, wo sie bloße Ornamente enthalten, ein ganz anderes System geometrischer Verzierung, nämlich nur gerade und gebrochene Linien und an Kreise gezogene Tangenten, niemals die geschwungene Bewegung der Spirale.

Wo hat sich nun diese Verbindung vollzogen? Sicherlich nicht in Mykene, wo ein eigentliches Fabrikationscentrum niemals bestanden hat. Ist doch selbst die wenig kostbare Thonwaare von außen her importirt worden. Die Kalksteinreliefs mögen wohl an Ort und Stelle gearbeitet sein, erweisen sich aber auch deutlich als tastende, ungeübte Imitation. Außerhalb Mykene fanden sich bisher beide Elemente nur noch auf Rhodos vereinigt vor, an jenen schon erwähnten schwarzen Gefäßfragmenten mit Reliefverzierungen, die in ganz ähnlicher Weise jene verschlungene Ornamentik über und unter figürlichen Bilderzonen (Menschen und Centauren, in dem eckigen Stile der pelasgischen Manier, durchaus entsprechend den mykenischen Grabstellen) aufweisen. Auch bemalte Thongefäße des ältesten mykenischen Typus haben sich auf Rhodos gefunden. Dennoch scheint diese Gattung auch hier nicht heimisch. Rhodos unterlag selbst in späterer Zeit nachweislich fortwährend ausländischem Import. Sodann gewinnen wir aus den Nachrichten der Alten nicht den Eindruck, als ob daselbst das pelasgische Volksthum in der genügenden Stärke vertreten gewesen sei, um einen hinreichenden Berührungspunkt für zwei so bedeutende Strömungen abzugeben. Dies Alles gilt aber in vollstem Maße für Kreta, welches bis in die nachhomerische Zeit hinein ein Hauptsitz der Pelasger blieb und welches andrerseits sogar als die eigentliche Urheimat der phrygischen Kunst bezeichnet wird. Abgesehen von den überaus zahlreichen pelasgischen Gemmen haben sich bisher an ältesten Kunstproducten, die zu mykenischen Funden in schlagender Analogie ständen, nur Thongefäße gefunden. Dabei ist jedoch zu beachten, daß hier niemals, wie auf Rhodos, systematische Ausgrabungen vorgenommen worden sind.

Dennoch stehe ich keinen Augenblick an, das volk- und städtereiche Kreta für den Ausgangspunkt der gesammten mykenischen Cultur zu erklären, soweit uns dieselbe aus den Schliemannschen Gräbern entgegentritt. Die Gravirungen auf massivem Golde sowie die Steinreliefs bevorzugen allgemeine

Scenen von Jagd und Kampf; auf eilendem Gespann erjagt ein Bogenschütze den Hirsch: Kreta blieb bis in die historische Zeit hinein das Eldorado der Jäger, der Bogen ihre berühmteste Waffe. Eine dort gefundene immer noch sehr alterthümliche gravirte Bronzeplatte stellt einen kretischen Bogenschützen dar, der seinem Diener soeben die erlegte Antilope aufgeladen hat. Kreta ist ein Hauptsitz, ja für Griechenland der Ausgangspunkt des Rheacultus; hier wurde die „idäische Göttin" dem pelasgischen Zeus als Mutter zugewiesen. Der merkwürdigste und größte unter den mykenischen Goldringen erhält unter diesem Gesichtspunkt meines Erachtens seine endgültige Deutung. Die sitzende Frau ist niemand anders als Rhea selbst am Fuße ihrer heiligen Fichte; die Doppelaxt das Symbol des Zeus; darüber Sonne und Halbmond; vor der großen Erd- und Naturgöttin wahrscheinlich ihre Nymphen, (einige sind nur wegen Raummangels klein gebildet); im rechten Felde das Bild eines ihrer bewaffneten Diener, der Kureten, welche mit Schild und Lanze heilige Tänze aufführten und die Jugend des Zeuskindes schützen. Selbst die raumfüllenden Löwenmasken sind nicht bedeutungslos; der Löwe war und blieb ein ständiger Begleiter im Gefolge der Göttermutter.



Und jetzt erinnern wir uns, wie deutlich im Grunde die Nachrichten der Alten lauten, welche Kreta übereinstimmend nicht nur als die Wiege der folgenreichsten religiösen Bewegungen, sondern auch der griechischen Kunst bezeichnen. Kreta ist die Heimath des ersten, noch mythisch-unpersönlichen, griechischen Künstlers, des Dädalos und des Geschlechtes der Dädaliden. Und fragen wir nach ihren Werken, so lautet die bestimmte Antwort: sie schnitzten in Holz, sie trieben das Metall, oder verbanden beides nebst dem Elfenbein zu kunstvoller gravirter Einlegearbeit. Vom Schild Homers bis zur Lade des Kypselos und den dädalischen Weihgeschenken in Olympia blieb diese Technik die herrschende, ja die Goldelfenbeinbilder des Phidias, Zeus und Athene, sind der gleichen Richtung entsprungen. Und die Anfänge dieser Kunst

wir finden sie bereits in Mykene vor. Zu den innig verbundenen Erzeugnissen des Schnitzens, Gravirens und Treibens gesellen sich auch bereits einige Proben jener Intarsiamanier, deren hervorragendste an künstlerischem Werthe der Composition jedenfalls den Preis über sämmtliche mykenischen Funde davonträgt: erst geraume Zeit nach der Publication des Schliemann'schen Werkes fand sich nämlich unter dem Roste einer Dolchklinge die figurenreiche Darstellung einer Löwenjagd, welche mit Goldplättchen in die Bronce eingelegt war. Das Gewirre des Kampfes, Angriff und Flucht der Löwen sind mit unübertrefflicher Lebendigkeit geschildert und mit hervorragendem Geschick in den schmalen dreieckigen Raum hineinversetzt. Das Gold selbst ist in verschiedenen Tönen gehalten, ganz wie Homer es an mehreren Stellen seiner Schildbeschreibung hervorhebt. Es giebt überhaupt kein Monument, welches geeigneter wäre, die Technik des achilleischen Schildes zu veranschaulichen. Nicht blos „den Reigentanz, welchen Dädalos in Kreta der schönlockigen Ariadne machte", ahmte Hephästos auf seinem Wunderwerke nach, auch alle übrigen Scenen hatten mehr oder minder längst ihr reales Vorbild in der dädalischen Kunst.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, hier weiter zu verfolgen, wie dädalische Technik und ein bestimmter Kreis von bildlichen Vorstellungen an verschiedenen Punkten Griechenlands, namentlich des Peloponnes, in Sparta, Argos, Korinth und Sikyon sowie in Italien Wurzeln schlägt, und wie wir heute nicht blos in der Tradition, sondern auch bereits in wirklichen Kunstproducten die monumentalen Belege dafür herbeischaffen können. Uns genügt es, die Quellen dieser Entwickelung in den Uranfängen des griechischen Volksthums überhaupt gefunden zu haben. Erst Schliemanns Ausgrabungen auf Mykene ermöglichen uns diese Perspective; sie verliehen den Muth, den Blick aufwärts in Zeiten zu richten, welche der homerischen Dichtung um Jahrhunderte vorausgehen. Auch seitdem hat der unermüdliche Forscher nicht geruht. Er hat Orchomenos untersucht und sich von neuem nach Troja gewandt. Er wird auch in Zukunft nicht feiern. Diese seltene Vereinigung von Thatkraft, Begeisterung und unerschöpflichen Hilfsmitteln, wie sie Schliemann besitzt, ermuthigt uns heute zu dem dringenden Wunsche, es möge ihm gefallen, die Geheimnisse des noch unberührten Bodens von Kreta zu ergründen. Der glückliche Entdecker der ältesten Culturepochen Griechenlands findet gegenwärtig keinen aussichtsreicheren Wirkungskreis. Doch wie? Weist die mykenische Localtradition nicht mit großer Bestimmtheit nach Lykien hinüber; werden nicht die Monumente der heroischen Blüthezeit, die gewaltigen Mauern, das Löwenthor, mit dem sich die Königsgräber gleichstellen, Werke der lykischen Kyklopen genannt?

Ich bin heute weiter entfernt, denn je, den historischen Werth volksthümlicher Ueberlieferung zu unterschätzen, und glaube deshalb zuversichtlich, daß lykische Einflüsse auf Mykene gewirkt haben müssen. Und, irre ich nicht, so läßt sich der Charakter derselben auch noch bestimmter erfassen. Denn worin

besteht der wesentliche Fortschritt, welchen die Façade des Löwenthores und der Kuppelgräber im Gegensatz zu den Reliefs und dem Inhalt der Burggräber aufweisen? Das neu hinzutretende Element ist von einschneidender Bedeutung; wir können es bezeichnen als das Princip des Architektonischen, der stilvollen Gliederung und Unterordnung decorirter Flächen nach den Regeln eines symmetrischen Aufbaus. Profile, Pilaster und Halbsäulen unterbrechen die Einförmigkeit des Ornamentes und grenzen dasselbe in bestimmter Weise ab, während z. B. auf den Kalksteinreliefs über den Burggräbern Figürliches und bloße Linearverzierung unvermittelt und regellos neben einander steht. In Lykien muß sich das architektonische Princip im Holzbaustil besonders entwickelt haben, um dann von der Steinconstruction übernommen zu werden, wie die zahlreichen aus dem Felsen gehauenen Façaden von Grabdenkmälern lehren. Auch diese Anregungen gingen nicht verloren und wirkten selbst auf die Kleinkunst zurück. Aber während die dorische Wanderung, welche den Niedergang des heroischen Zeitalters bezeichnet, schlichtere Zustände herbeiführte und es längerer Zeit bedurfte, ehe der Baukunst in reichen Handelsstädten und Colonien wieder hohe Aufgaben gestellt wurden, blieb die dädalische Kunst auf Kreta unter den bescheidenen Formen handwerklicher Tradition lebendig und befruchtete immer neue Entwicklungskeime. Wenn unsere modernen Lehrbücher eine griechische Kunst kaum vor dem siebenten Jahrhundert v. Chr. beginnen lassen, so ist dies nicht der Ort, mit ihnen darüber zu rechten.

Carnaval.

Eine psychologische Studie.

Von

M. Lazarus.

— Berlin. —

Sein Laboratorium trägt der Psycholog immer mit sich herum; sein Kopf — und sein Herz nicht minder — ist die Arbeitsstätte der Erkenntniß alles dessen, was den Geist und das Gemüth in Bewegung setzt, dessen, was sie schaffen und erfinden, genießen und beklagen. Das Laboratorium hat er überall gegenwärtig, die Gegenstände aber, die er erforschen, die Stoffe, die er analysiren will, kann er nicht wie der Chemiker nach Belieben herbeischaffen. Er muß die Gunst der Stunde, des Augenblicks benutzen, um, was sie ihm an inneren Vorgängen bieten, festzuhalten, der Prüfung und Forschung zu unterwerfen. Bald ist es das stille Kämmerlein seines eigenen Nachdenkens, bald ein Werk der Literatur, eine Schule, ein Theater, die Kinderstube, ein Jahrmarkt; bald ist auch eine ganze Stadt mit ihrem Leben und Treiben, insofern es specifische Ereignisse, eine eigene Signatur darbietet, sein Beobachtungsfeld. Er beobachtet die Vorgänge, das heißt: die Mitspieler, die Zuschauer; und sich selbst muß er beobachten, um den Schlüssel zu finden, der das Räthsel löst, welches von allem Anderen ihm aufgegeben wird.

So habe ich denn auch die Gelegenheit wahrgenommen, mir hier in Nizza den Carnaval anzusehen, um in das Geheimniß seines Reizes, seiner Anziehung, seiner Lust und seiner Lustigkeit einzudringen. Der Psycholog will wissen und will lehren, was sich hinter der Maske des Scheins und was hinter dem Schein der Maske verbirgt; er muß das eigentliche, das innere Sein des Scheins erkennen.

Prinz Carnaval — wie er bei uns — oder Seine Majestät Carnaval wie er hier heißt — ob er diese satirische Rangerhöhung erst dem Sturze des

Königs- oder gar des Kaiserthums verdankt, oder schon lange besitzt, habe ich nicht erfahren können — der Prinz als Bild müßigen und lustigen Behagens ist jedenfalls viel unschuldiger — — Carnaval also übt hier eine beträchtliche Anziehungskraft aus. Nicht nur schier die ganze Stadt ist auf den Beinen, ihm zu dienen oder zu folgen, sondern auch die Dorfbewohner aus den Alpen und die Kurgäste der Riviera strömen zu Lande und zu Wasser herbei, und der lange Schienenstrang von Genua im Osten und Marseille im Westen, bis hinauf nach Avignon und Lyon, bringt von jeder kleinen und großen Station schaulustige Reisende; mehr als zwei Tagereisen sind's, die der Extrazug zurücklegt, um die Gäste aus Paris zum Carnaval zu führen. Sollte es denn nun also nicht gar sehr der Mühe werth sein, sich die Frage vorzulegen: was ist's denn nun eigentlich, was die zahllosen Menschen suchen und finden? was ist es, was eine so große Menge in weite und starke, in heftige und hastige Bewegung versetzt? Daß alle diese Heimischen und Fremden, die Ansässigen und die Reisenden, die Mitspieler und die Zuschauer ihre Rechnung dabei finden, wird durch die alljährliche Wiederkehr des Carnavals wohl unzweifelhaft bewiesen. Aber ich meine, wir sollten diese Rechnung kennen lernen, wir sollten sie prüfen; wir wollen die Factoren der Lust und die Combinationen des Reizes erfahren, deren Facit eine so mächtige Anziehung übt, — während es doch zugleich und eben so unzweifelhaft, mit den nüchternen Augen des Aschermittwochs betrachtet, gleich Null ist.

Zunächst indem der Carnaval einzieht, drückt er die Absicht aus, eine Reihe von Tagen an die Stelle der herrschenden Vorstellungen, welche sonst das Leben regieren, andere zu setzen; in die Thore der Stadt zieht die Thorheit ein; Arbeit und Ernst, Last und Strenge, Sorge und Würde des Lebens sollen zurücktreten; der telegraphische Draht, welcher unsere Seele mit dem System des Weltlaufs und der sittlichen Zwecke verbindet, wird ausgehängt und sie wird isolirt, auf sich selbst und ihr Belieben gestellt. Wohl soll es eine Weltordnung geben, aber eine neue, eine andere, eine verkehrte im Vergleich zur alltäglichen; wohl sollen Zwecke und mit geeigneten Mitteln erreicht werden, aber sie sind alle nur auf Narretheidung gerichtet; man will sich und Jeden erheitern, belustigen, ergötzen; Spaß machen und Spaß haben; wohl wird es an Anstrengungen und an recht derben nicht fehlen, aber es werden als echte Signatur der verkehrten Welt, Anstrengungen der Lust, des Vergnügens, der Tollheit sein. Die Ausspannung des Gemüthes also, das Abwerfen der moralischen und socialen Zügel, ist die erste (negative) Bedingung; die Lust der Freiheit ist eine selten empfundene und darum tiefe Lust. Auf jedem Gesicht, so weit es sich zeigt, kann man den Frohsinn, ja den Stolz der Freiheit lesen. Leiden fesselt und die Pflicht bindet, ungebunden aber ist die Lust und die Lustigkeit.

Sodann ist die Absicht der Lust, von Vielen zugleich und gegenseitig von und für einander gehegt, eine zuverlässige Quelle derselben.

Dazu tritt nun der Reiz der Erwartung, der Neugier, was wird

es geben? Die Spannung auf den Spaß. Man weiß von den wochenlangen Vorbereitungen und erwartet nun den Erfolg; zuversichtlich ist Eins, daß man sich amüsiren wird.

Denn dazu sind ja Alle da. Je sicherer man sich fühlt, daß man Lust bereiten werde, desto sicherer ist man auch, Lust zu empfangen; Lustig machen und Lustig sein sind zwei Enden der Schaukel, die einander in immer wachsende Schwingung versetzen.

Was aber ist's nun, wovon man Lust erwartet und womit man Lust bereitet? Die Maskerade. Alles ist verkleidet, verändert, in Form und Farbe, Gesicht und Gewand, in Erscheinung und Benehmen.

Ueberall bietet sich dem Auge ein Schaugepränge dar; unerschöpflich, mannigfaltig, sind die bunten und die grellen Farben; die Kleider nicht blos, sondern die Figuren selbst weichen weit von der üblichen und der natürlichen Erscheinung ab. Wie der Reiter hat auch das Roß, wie das Pferd auch der Wagen sich mit hellen und grellen Farben bedeckt. Selbst das graue Eselein ist von Glanz und Schimmer umhüllt und eine Augenweide. Auch die Straßen selbst haben Gestalt und Farbe gewechselt; die Logen und die Balcons und die Tribünen, von denen man sehen will, dürfen sich sehen lassen, activ und passiv dienen sie der Schaulust.

Die zuströmende Masse ist ein summender Bienenschwarm; jede fliegt, um ihre Süßigkeit mit Augen und Ohren einzufangen. Die Augen wollen sich einmal sättigen; sie finden eine reich besetzte Tafel, wie die des verwunschenen Prinzen; nur daß hier das Object, die wirklich gegebene Welt verwunschen, phantastisch verwandelt erscheint, wie eine Traumgestalt, indeß der Zuschauer der wachende ist. Es ist eben eine andere, die Sinne viel mehr kitzelnde und aufregende Welt, die uns umgibt. An die Stelle des alltäglichen, ruhigen, gewohnten, gleichmäßig wiederkehrenden Bildes ist ein anderes, erfundenes und erfinderisch buntes und auffallendes getreten. Auch für das Ohr ist die Umgebung verwandelt. Wo eine Farbe hell aufblitzt, da klingen auch Schellen und Glöckchen. Von den Kanonenschlägen erdröhnt die Luft, von dem Prasseln und Knattern des Feuerwerks, vom Geschrei und Gesang erbebt sie nur, von Musik wenn auch nicht in sanften doch in edlen Formen bewegt.

Dem Alltäglichen einmal zu entfliehen, ist jedem gesund organisirten Menschen natürlich; deshalb gehen wir Abends ins Theater — dies ist die Quelle aller Romantik; dort wie hier ist es eine neue, eine andere Ordnung der Dinge, die wir suchen. Eine ganze Bevölkerung, die für die Erhebung zu dauernden idealen Schöpfungen nicht reif ist, greift nach der bunten, farbenreichen Verwandlung, um sich daran zu ergötzen. Der Mensch will vom Boden sich im Luftballon erheben, vom Festland ins Wasser steigen und sich darin bewegen. Er sucht eben das Andere, das nach Plato das Andere des Anderen ist. Und daß das Vergnügen an dieser Veränderung im Carnaval zugleich activ und passiv ist, daß jeder schaut und jeder zeigt, jeder leuchtet

und beleuchtet wird, jeder Genuß empfängt und Genuß bereitet, das erhöht den Reiz. Die allgemeine Productivität, da jeder sein reiches oder bescheidenes Stück zu dem bewegten Bilde und dem farbigen und tönenden Gewühl der Umgebung beiträgt, die allgemeine Gegenseitigkeit, da jeder Zuschauer als solcher eine Rolle spielt und jeder Mitspieler zuschaut, gehört durchaus zur Signatur dieser — anderen Welt.

Noch ein anderes kommt hinzu, den Weg in diese zu weisen. Wenn das alltäglich wiederkehrende Gleichmaß des Lebens nicht genügt, wenn es schaal und fade erscheint — (weil es dasselbe oft genug ist!!) — oder wenn es zur Kritik Anlaß gibt, die nach einer ungebundenen Form trachtet, dann hebt die verkörperte saturnalische Neigung ihr groteskes Haupt und nickt den flüchtigen Trost des Spottes. Die Fülle und der Reichthum des gleißenden, schimmernden, leuchtenden und klingenden Bildes wird auf beiden Seiten begleitet von Kunst und Komik.

Zweierlei aber muß ich, um die ganz specifische Eigenart dieser künstlichen Komik nicht zu verfehlen, zu ihrer Charakteristik voranstellen. Zunächst, daß sie als Masse erscheint. Muß ich auch darauf verzichten, hier tief in die Untersuchung des vielleicht schwierigsten Capitels der Aesthetik hinabzusteigen, so darf ich doch den Unterschied andeuten, den es für die Wirkung auf das Gemüth macht, ob irgendwo eine vereinzelte komische Erscheinung auftritt, oder eine große Masse solcher Erscheinungen unserer Wahrnehmung begegnet. Aber noch wichtiger als diese quantitative positive Bestimmung ist die zweite, die damit zusammenhängt und doch wesentlich eine andere ist, nämlich diese: nicht eine komische Erscheinung, ein komisches Bild, Gestalt, Bewegung, sondern eine — komische Welt ist der Carnaval; daß Alles, was uns begegnet, komisch ist, daß die wirkliche ernste Welt mit ihren Formen, Gesetzen, Ordnungen verschwunden, eine andere an ihre Stelle getreten ist, das macht natürlich eine ganz andere Wirkung auf unser Gemüth, als wenn uns mitten im Ernst des Lebens oder der Kunst ein einzelnes abweichendes Gebilde entgegentritt. Auch die Aufhebung jedes Zwanges, der festen Ordnung, die Umkehrung derselben, — unter Einsetzung der natürlichsten Neigungen in ihre vollen Rechte — scheint mehr eine Folge als eine Ursache dieser gänzlich veränderten Formenwelt. Denn auch in einem Lustspiel, in komischen Romanen oder Bildern sind doch immer nur einzelne Gestalten komisch verändert, hier aber ist die Welt verwandelt. Wie die große, langgedehnte Straße in einem anderen, bengalisch gefärbten Licht magisch verwandelt erscheint, ergänzt auch durch die Augen in den Seelen Aller das Licht einer feenhaft gefärbten Lebenslust. Das also, meine ich, ist es, was die specifische und überwältigende sympathische Lust und Belustigung des Carnavals erzeugt, und sie von dem ästhetischen Genuß der künstlerischen Komik völlig unterscheidet: daß die ganze ernste Welt mit ihren Formen und Gesetzen, mit ihrem Wollen und Sollen in den Hintergrund der Seele zurückgetreten ist, und nur um ihn durch den

Contrast zu beleben je und je in den Vordergrund hindurchleuchtet. In diesem Vordergrund aber bewegt sich die ganze andere Welt geistig mit einer neuen, zwanglosen Gemeinschaft der nur als Schein und Larve agirenden Personen, an denen nur das Eine reel und mit der sonstigen wirklichen Welt gemeinsam ist, daß im Innersten hinter der Maske das Herz vor Lebensfreude hüpft, daß es den Andern, den Ungekannten, wie Unsichtbaren in Freude entgegenschlägt; eine neue und eigene Lust der Gemeinschaft gründet sich auf die Gemeinschaft der Lust, also auch eine neue innere Welt ist erzeugt, weil die verdeckten und verhüllten Bande des Gemüths durch ein einziges aber durchaus allgemeines Band ersetzt werden.

Jetzt also, nachdem sein berechtigter Antheil dem Gemüth gesichert ist, dürfen wir uns der äußeren Erscheinung zuwenden, welche zur Quelle der inneren Lust wird. Die erfindsame und ergötzliche Freiheit der Phantasie, welche nur auf den Contrast gegen die naturgesetzliche Wirklichkeit wie gegen die ästhetische Idealisirung derselben gerichtet ist, schafft das Drollige und das Burleske. Je reicher diese Phantasie ist, je ursprünglicher und weiter von allem Alltäglichen die Formen oder die Combinationen, die sie schafft, desto höher ist unsere Lust und desto heller unser Lachen darüber. Einen ganz in weißen Pelz genähten Menschen, der ein riesiges Schwein mit riesigem Rüssel darstellt, aber mit den Flügeln des Genius am Rücken geziert ist, muß man freilich sehen, um den komischen Contrast mit einem einzigen Blick zu fassen. An der Veränderung der natürlichen und gesunden menschlichen Gestalt erlahmt auch die beweglichste Phantasie sehr bald; das Uebermaß und das Untermaß der ganzen Gestalt ist bald erschöpft. Dann kommt das Gebrechen und das Gebresten an die Reihe: Auswüchse und Ausschreitung an jedem Gliede und des „goldenen Schnitts“ kühne Verletzung; Buckel und Säbelbeine, Kürbiskopf und Gurkennase, Riesenzahn und Zahnlos oder auch beides oder auch Alles zusammen gehört von jeher zum Narrenthum; das cyklopische Einauge hat einen mythischen Ursprung. Aber schwer wird dabei nicht blos das unsäglich Häßliche, sondern auch das Garstige und Widerliche vermieden, das die Grenze der Komik überschreitet, weil es mehr abstößt als anzieht. Nur das in lustigem und rüstigem Tanz sich trollende Gebrechen erregt ein getröstetes Lachen, und eine Palme gebührt dem Janusmenschen, an welchem nicht bloß der Kopf, sondern alle Glieder gedoppelt sind, und der als sein eigener Antipode schreitet, zwei Beine hoch über alle Häupter baumeln läßt, indeß der zweite Kopf auf eine unaussprechliche Stelle des Rückens sich stützt. So kehrt denn auch immer die Thiergestalt wieder, in welcher jedoch die menschliche eben so verschwindet, wie in der wandelnden Rose oder Palette, Tonne oder Flasche.

Die Komik der Trachten aber, männlicher und weiblicher, ist unerschöpflich ergötzlich; sie bietet den weitesten Spielraum und darum den beliebtesten Tummelplatz der Satire. Zwar auch die ernst gemeinte Mode erzeugt in den rollenden Jahren des Burlesken genug; bei einer eleganten Dame, im

eleganten Wagen, habe ich neulich am eleganten Hut anstatt des beliebten Vogels eine — Maus gesehen; aber was im Leben, in der eifervollen Sucht zu gefallen als unfreiwillige Komik unseren Spott herausfordert, das kann uns als absichtliche Komik erfreuen. Unser Friedrich Vischer hat vor Jahren seine scharfe Geißel über die Ausgeburten einer weniger dem Gefallen als dem Auffallen nachjagenden Mode geschwungen und er hat sich mit vollem Recht nicht gescheut, den wundesten Fleck zu berühren, daß zu der Verletzung des Zwecks und des Geschmackes in der Kleidung auch die Verletzung des sittlichen Anstands sich gesellt. Den Nizzarden aber muß ich nachrühmen, daß sie nicht blos in ihrem Betragen selbst mitten im tollsten Jubel und Trubel des Carnavals, sondern auch in den phantastisch ausgelassensten Verkleidungen den sittlichen Anstand überall mit erstaunlichem Takt bewahrt haben. Vielleicht weil die „guten Sitten" hier das ganze Jahr nicht allzustreng sind, bedürfen sie der Ausspannung in der Faschingswoche nicht. Jedenfalls haben sich Gestalt und Benehmen der Masken neben der Heiterkeit gemessener und strenger ausgenommen als die offenen Visire, die sich hier oft auf den Straßen bewegen.

Zur Kunst der Erfindung und zum Reize der Komik gesellt sich die Spottlustigkeit der Satire. Auf dem Contrast gegen das Vernünftige, gegen das Gewohnte und Natürliche, gegen das Gesetz und den Zweck der Erscheinung beruht das Komische; aber in der Wahl des Gegenstandes oder in der Form der Darstellung des Contrastes machen sich Beziehungen auf historisch Gegebenes geltend, welche mangelhafte oder verkehrte Einrichtungen, Personen, Ereignisse geißeln sollen. Je nach den historischen Zuständen, aber auch je nach dem Freiheitstrieb und dem kritischen Scharfsinn der Bevölkerung wird der Carnaval den „Fliegenden Blättern" gleichen oder dem „Kladderadatsch", wird er harmlos oder beißend auftreten. Die Satire der Nizzarden ist selten und leicht. Während in früheren Zeiten und anderen Ländern in den Darstellungen von Himmel und Hölle, Engel und Teufel ein wilder und tiefer Humor seinen Ausdruck sucht, geräth ein Berichterstatter des diesmaligen Carnavals in seichte Verwunderung über den Tod, der mit Hippe und Stundenglas auf dem Esel daherritt, und meint: „Voilà qui n'est pas drôle." Diese Figur ist freilich eine offenbare Reminiscenz; aber wie Vieles, was man heute auf diesem oder irgend einem Carnaval sieht, ist nicht minder unbewußte Reminiscenz. Den zeitgenössischen Beziehungen wird die Befruchtung der Phantasie und die Bereicherung der Formen verdankt. Sonst aber beruht auch dieser Reichthum wesentlich auf Erbschaft. Auch Anlaß und Anfang eines solchen Festes ist ohne historische Tradition kaum denkbar. Wollte man, da das Wenigste neu und ganz aus der heute schaffenden Phantasie entspringt, von jeder Form, die erscheint, den Ursprung und den zeitlichen Wandel aufsuchen, man würde in das Dickicht der weitschichtigsten und kaum zu durchdringenden historischen Forschungen gerathen. Ich will deshalb den Weg der Geschichte nicht betreten, der schon für den bloßen Umzug des

Carnavals überhaupt über die reichen Processionen geistlicher und weltlicher Art und die via triumphalis zu den mythischen Umzügen der Götter zurückführt. Ich begnüge mich vielmehr darauf hinzudeuten, daß bunt wie die Jacke des Harlekin und das Kleid des Carnaval auch alle die aus verschiedensten Zeiten und Völkern stammenden, häufig und mählig gewandelten Formen und ihre Motive sind; und wie jene sind sie nach altem Schnitt und doch immer ein Neues, worauf man neugierig ist, weil es an Zusätzen, Minderungen und Aenderungen niemals fehlt, in denen Sinn und Geschmack der Zeit sich ausprägt und ihren Ring in die Kette der Geschichte fügt. Alte, uralte Sitten, Gewohnheiten, Gestalten und Formen, historische Ereignisse und mythische Vorgänge, die im Ernst des Lebens längst der Vergessenheit anheimgefallen sind, feiern ihre traumhafte Unsterblichkeit in einer Gestalt oder auch nur in einem einzelnen Emblem des komischen Aufzuges. Längst weiß man, daß Harlekin oder Hennekin in nicht immer gerader, aber zusammenhängender Linie von Wuotan und seiner wilden Jagd abstammt. Gar viele jüngere Einholungen, Rundfahrten eines Fürsten oder fürstlichen Paares haben ihre Uebersetzung ins Carnavalistische gefunden; jene waren glänzend und erfinderisch in den Formen und Farben, diese sind glänzend und erfinderisch in der Komik; alles Großartige und alle Grandezza findet ein Gegenbild im Grotesken. Was dort aber in Thaten seinen Grund oder sein Ziel hatte, das erscheint hier als bloßes Bild, das als bloße Erscheinung ergötzen will oder ergötzt. Ohne Zweck und ohne Zwang hebt es nur die formenreiche Oberfläche von der in ihren Tiefen wirkungs- und würdevollen Welt ab, in welcher alles ernste, strenge, kämpfende und heilige Leben sich bewegt. Und diese Oberfläche der bloßen Form wird noch verziert und verzerrt von der reinen Willkür, die keinen andern Grund hat und anerkennt, als den der Heiterkeit. Darum hat diese Welt des Komischen ihre eigene und freie, der ernsten und wirklichen nur in Momenten parallel laufende Geschichte.

Zeugniß eines solchen — zuweilen sogar wie alles Menschliche zu seinem Anfang zurückkehrenden — Wandels ist auch der Gebrauch des Confettiwerfens. Wie die in Zucker gehärteten Früchte, so ist auch die Bedeutung ihres Werfens längst verschwunden. Die Früchte, die geworfen wurden, waren Symbole; die heutigen Mehl- oder Gipskügelchen sind selbst nur Symbole von Früchten und ihr Wurf hat deshalb wesentlich neue Bedeutung, auch dann, wenn wie in diesem Jahre hier neben Confetti und Blumen „parfümirte Früchte“ als „Grande nouveauté!“ eingeführt werden. Daß das Bewerfen mit genießbaren Dingen eine Segensgrußformel war, ist unzweifelhaft. In meiner Kindheit wurde auch die Braut, nachdem sie mit dem Schleier bedeckt war, mit Rosinen und Mandeln bestreut; auch über das neugeborene Kind, das um Namen und Weihe zu empfangen, ins Gotteshaus gebracht ward, wurden beim Eintritt Früchte, Weizenkörner, auch wohl Münzen gestreut, welche die Kinder und Bettler dann aufgelesen haben. Noch heute habe ich deshalb das glückliche

Gefühl der verkannten Tugend: ich mochte 7, höchstens 8 Jahre alt gewesen sein, als ich öfter mit auflas; einmal sagte mir ein älterer Verwandter: „Das schickt sich für Dich nicht, mein Junge." Das schien mir recht dumm von ihm; denn immer schon hatte ich nur für einen alten Blinden aufgelesen. Jetzt ist aus dem Bewußtsein der Confetti-Kämpfer wohl jede Spur einer Segensformel verschwunden, von der auch Goethe keine Erinnerung hat. Was ist nun also heute, müssen wir uns fragen, der Sinn und der Reiz dieses Werfens mit Confetti oder Blumen; denn wer je die Lust und den Eifer gesehen hat, mit dem es geschieht, wird überzeugt sein, daß sie nicht lediglich dem historischen Nachglanz einer unbewußten Reminiscenz entstammen können. Was also ist's? Zunächst Neckerei, Schabernack; dazwischen Schleuderkunst; das Zielen und das Treffen, aber auch das Nichttreffen ist lustig; die Geschicklichkeit macht Spaß dem Einen, die Ungeschicklichkeit nicht minder dem Andern, aber auch beides, bei guter Stimmung, beiden. Nicht selten mischt sich Huldigung der Schönheit ein, sei es der Maske, sei es der Maskirten, oder der Zuschauerin. Die Huldigung darzubringen, ist ein großes Vergnügen, sie zu empfangen ein größeres. Wo Menschen sich regen, schießen die Motive ihres Thuns vielgestaltig im Gemüth auf und verschlingen sich mit einander. Der Kern liegt aber auch hier im Einfachsten: zwischen den wandelnden, zu Pferd und zu Esel, zu Wagen und zu Fuß wandelnden Masken untereinander und zwischen ihnen und den seßhaften oder ebenfalls wandernden Zuschauern findet mit dem Wurf ein Gruß, ein Anruf, eine Beziehung statt; man hat Etwas miteinander zu schaffen, man ist für einander da, und nicht blos mit den Augen; und Jeder ist für Jeden da und hat die volle, unbedingte Freiheit, den gutgemeinten Scherz anzubieten, den er eben so anzunehmen bereit ist. Der Reiz dieses Grußes ist hier für die Bekannten, daß sie sich kennen, und für die Unbekannten — daß sie sich **nicht** kennen; und das Zweifeln, das Rathen, auch das Errathen und das Verfehlen, Zucker oder Salz, Honig oder Ingwer, alles ist eben Würze — der Heiterkeit. Schließlich gilt auch hier, was man von dem ganzen Carnaval sagen muß: was an der Feinheit der Erfindung und an der Beweglichkeit der Komik fehlt, das wird durch den Reiz der eigenen Activität ersetzt, welcher den auch des vollkommensten, aber lediglich passiven Schauspiels übertrifft.

Die Frage, welche dem Psychologen gestellt war, ist beantwortet; ich hoffe, mit der vollen Unparteilichkeit, welche der Wissenschaft geziemt. Ohne Lob und ohne Tadel haben wir die Quellen der Lust zu entdecken gesucht, welche so viele Menschen in so lebhafte und dauernde Bewegung versetzt. Jetzt aber wird es erlaubt sein, dieselbe auch mit einem flüchtigen Blick aus dem Ganzen, aus dem Zusammenhang des menschlichen Lebens zu betrachten. Nicht blos um eine Festwoche handelt es sich, welche die Zuschauer erleben, sondern um viele Wochen, ja Monde, welche durch die Vorarbeit, die Vorberathung und die Vorbereitung erfüllt waren; da wird man nicht eben heiter gestimmt durch die Frage: ob es wohl leicht sein würde, so viele

Menschen für einen anderen, für einen ernsten und edlen Zweck zu einer so rührigen und rüstigen, erfindsamen und gemeinsamen Thätigkeit in freiwilligem Dienst zu vereinigen? — Für die besten Leistungen, für die Schauwagen, die Reitergenossenschaften zu Pferd und zu Esel, für einzelne Masken, auch für Zierwagen der Zuschauer, wie für den Schmuck der Balcons und der Logen sind Preise ausgesetzt; das macht die Sache nicht besser, aber auch nicht schlechter. Zumal auf hiesigem, auf französischem Boden; denn hier erwartet und hier gewinnt jede Leistung, jeder Vorzug und jede Tugend einen „Preis", von der kleinen Medaille des besten Sextaners bis zum Begräbniß auf Staatskosten. Hier auch sagt man charakteristisch zur Charakteristik eines Menschen: er ist ein prix de Rome." Beim diesjährigen Carnaval wurden vertheilt: zwei Preise zu 5000 Franken; drei zu 4000 Fr., einer zu 3000, einer zu 2500, zwei zu 1500 Fr., einer zu je 1000, zu 800, zu 600; zwei zu 500 Fr. und viele zu kleineren Summen. Vergleicht man die Ziffern mit denen, welche unser Georg Ebers in seiner als Manuscript gedruckten köstlichen Beschreibung von Nizza und dem Carnaval anführt, so findet man eine Steigerung, welche dem üppigen Wachsthum dieses gesegneten Bodens entspricht. Aber es liegt wiederum etwas Beklemmendes und Beschämendes in der Frage: welche Preise diese ehrsame Stadt und ihre elegante Fremdencolonie etwa für nützliche Erfindungen, für Schöpfungen wirklicher Kunst, für Leistungen in der Wissenschaft auszusetzen hat? Die Preise erinnern daran, daß zum Carnaval auch ein Tag mit Wettrennen gehört, zu Fuß und zu Pferd, zu Velociped und zu Wagen; die Rennpreise sind in den oben aufgezählten nicht mit enthalten.

Wenn ich an die Wettrennen denke, dann kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß ein Statistiker einmal alle die Preise zusammenrechnen sollte, welche in Europa in einem Jahre — von den Wetten, die dabei stattfinden abgesehen — ausgesetzt und vertheilt werden für das schnellere Laufen von Pferden; und damit sollte man die Preise vergleichen, die für die Verbesserung der Industrie, der Künste, der Wissenschaften, der Erziehung ausgesetzt sind. Ich glaube, daß die Rennpreise eines einzigen Tages die Preise aller Akademien und Theater eines ganzen Jahres erreichen; schöne und schnelllaufende Pferde sind gewiß eine hübsche Sache, aber für das Geld, welches an einem Renntage ausgezahlt wird, könnte man alle Dichter, Schriftsteller, forschende, tastende und suchende Erfinder der Sorgen entledigen, die oft so schwer auf ihnen lasten und die freie Bewegung des Geistes hemmen.

Man sollte „dem Jahrhundert und Körper der Zeit" einmal diesen Spiegel vorhalten; vielleicht würden unsere besitzenden Klassen, die dem Sport ergeben sind, auch ohne Erinnerung an die olympischen Spiele der Griechen darin erkennen, unsere Welt sei geistig so verkehrt und verkommen, daß wir mißgebildete Verkehrtheit der Corporationen nicht auf dem Carnaval zu suchen brauchen.

Fügen wir aber auch das Licht zu den Schatten, welche ja nicht die Schuld der Nizzarden sind, denen wir ihre Belustigung um so lieber gönnen,

als sie mit derselben auch eine Einrichtung verbunden haben, deren wir hier zum Schluß mit Vergnügen gedenken. Auf dem Square Massena, in jenem hängenden Garten, der sich auf einer über das Bett des Paillon gespannten Brücke blühend erhebt, findet an einem Tage der Festwoche eine grande Kermesse statt, auf welcher zum Besten der Armen eine Art von Jahrmarkt abgehalten wird. Künftige Zeiten werden unser Jahrhundert, was sie auch sonst darüber zu denken Ursache finden mögen, besonders wegen seiner zweiten Hälfte, als das Jahrhundert der Organisation der Wohlthätigkeit bezeichnen. Auch ohne jede Mummerei ist hier der Charakter des Carnavals vollkommen gewahrt, indem die schönsten und die vornehmsten Damen der Stadt und der Fremden, als Blumenmädchen, als Verkäuferinnen von kleinen und feinen heiteren und närrischen Dingen, auch als Wirthinnen und Kellnerinnen, von den Herren aber die reichsten und nobelsten als Krämer und Kellner ein reizend freies, ungebundenes Wesen treiben. Das lockende Lächeln der Schönheit, die liebenswürdigste Aufdringlichkeit des gewerblustigen Reichthums und Adels steigen zwanzig Stufen von der Höhe ihrer Vornehmheit auf den ebenen Boden des Carnavals herab, weil sie wohl fühlen, daß der sittliche Adel des wohlthätigen Zwecks sie nicht blos über die tolle Lust des Carnavals, sondern auch über manche Leerheit und Nichtigkeit des sonstigen Tages innerlich um dreißig Stufen emporhebt. Wir gönnen es all den Schönen und Edlen, daß ihnen aus der lustigen Laune des Scherzes das Bewußtsein der Wohlthat erblüht, daß sie von dem lustigen Baume des Faschings Früchte pflücken, um auch die Darbenden und Leidenden mit Freude zu erquicken.

Rudolf Virchow,

bis zur Berufung nach Würzburg.

Von

Paul Boerner.

— Berlin. —

I.

Der Typhus in Oberschlesien.

Zu Ende des Jahres 1847 wurden die Berichte über eine in Oberschlesien ausgebrochene verheerende Krankheit, welche bis dahin nur vereinzelt vorgekommen war, immer zahlreicher. Monat auf Monat war inzwischen vergangen, ohne daß die höheren Staatsbehörden in Preußen irgend welche Notiz davon genommen hätten. Der Herbst war vorüber. Der Winter mit seinen Schrecken, Hunger und Kälte rückte vor.

Nichts geschah. Selbst die Vertheilung geringer Geldsummen wurde durch die Ungeschicklichkeit der alten Papierbureaukratie verhindert. Endlich begann die Presse durch ganz Preußen und Deutschland die unglaublichen, undenkbaren Dinge zu verbreiten, welche in Oberschlesien vorgingen. Da endlich sah sich das Ministerium des Inneren, wie Virchow sich ausdrückt, gezwungen, aus seiner Indolenz hervorzutreten. Der Cultusminister beauftragte einen seiner obersten Beamten, den Geheimen Rath Barez, von der ausgebrochenen Typhusepidemie und den gegen dieselbe getroffenen Maßregeln nähere Kenntniß zu nehmen, auch den betreffenden anordnenden und ausführenden Behörden überall, wo es nöthig zu sein scheine, mit Rath und That an die Hand zu gehen. Vollmachten zu einer Initiative, zu einem wirklichen Eingreifen erhielt Herr Barez nicht.

Schwerlich würden wir von dieser Epidemie, die für die Seuchenlehre und für die Gesundheitspflege eine so große Bedeutung erlangt hat, genauere Kenntniß erhalten haben, hätte der Minister nicht eingesehen, daß Herr Barez „zu sehr in Anspruch genommen werden würde, als daß er Muße genug übrig behalten sollte, die Epidemie vorzugsweise in wissenschaftlichem Interesse einer näheren Untersuchung zu unterwerfen.“ Daß dies aber in einer

möglichst gründlichen und Erfolg versprechenden Weise geschähe, sei für den dem Cultusminister anvertrauten Theil der Medicinal-Verwaltung wichtig. Der Minister, Herr Eichhorn, hatte das Glück, für die Mission die geeignetste Persönlichkeit zu wählen, den damals 27jährigen Professor am Leichenhause der Charité, Rudolf Virchow. Freilich, der Minister täuschte sich, wenn er voraussetzte, Virchow werde sich auf die von ihm so enge umgrenzte wissenschaftliche Untersuchung der Epidemie beschränken, die den Behörden offenbar allein vor Augen stand. Wohl hat der junge Pathologe nicht versäumt, auch nach dieser Seite hin in bahnbrechender Weise die Pathologie der Seuchen-Krankheiten und die Epidemiologie überhaupt mit einer Fülle neuer Aufschlüsse zu bereichern, aber der Bericht, den er unter dem einfachen Titel „Mittheilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhus-Epidemie" noch in demselben Jahre 1848 erstattete, giebt bei Weitem mehr als das. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Entstehung und Verbreitung der Seuchen sich nicht erklären lasse von dem isolirten Standpunkte des Arztes aus, geht Virchow in diesem Berichte tief ein in die Ursachen, welche es ermöglichten, daß in einem Staate, der stolz darauf war, während der 33 Friedensjahre einer der bestregiertesten und vorsorglichsten zu sein, Zustände sich ausbildeten, denen die Seuche eine Ausdehnung und Intensität verdankte, die man, allerdings sehr irriger Weise, in Deutschland für unmöglich gehalten hatte. Daß dieser Bericht eine scharfe Kritik an die staatlichen Einrichtungen und die Maßregeln der Behörden anlegte, und sich gezwungen sah, sie zum Theil in vernichtender Weise zu verurtheilen, ist nicht die Schuld des Verfassers.

Den ungeheueren Fortschritt andererseits, den wir seit dem Jahre 1848 auch auf diesem Gebiete gemacht haben, erkennt man nicht am wenigsten, wenn man sich vergegenwärtigt die Haltung der Behörden damals dem Typhus in Oberschlesien gegenüber und sie vergleicht mit ihrem erfolgreichen Zusammenwirken gegen die Epidemien, welche uns in den letzten Decennien nicht erspart wurden.

Virchows Mittheilungen beschäftigen sich zuvörderst mit dem Lande und seiner Bevölkerung. Er ist mit Männern wie Professor Göppert und Purkinje in Breslau, denen auch einer der bewährtesten Männer Oberschlesiens, der Oberbergrath von Carnall zustimmt, der Meinung, daß der Oberschlesier culturfähig sei. Da aber die Schule, die Communicationsmittel, der Ackerbau, die Gewerbthätigkeit darnieder lägen, so habe keine von ihnen ausgehende Entwicklung erwartet werden können, und der Reichthum des Landes sei der Gesammtmasse der Bevölkerung nicht zu Gute gekommen. Durch die ungeheuerste Vernachlässigung dieses Landes, durch eine gleich saumselige innere wie äußere Politik habe die Regierung die geistige wie materielle Hebung des Volkes unmöglich gemacht. Scharf geißelt Virchow immer wieder die Nachtheile der damaligen Bureaukratie. Es ist ein Fluch des Menschengeschlechtes, sagt er, daß es durch Gewöhnung auch das Schrecklichste ertragen lernt, daß

er an der alltäglichen Schändlichkeit das Schändliche vergißt und kaum begreifen kann, wenn einzelne die Vernichtung desselben anstreben. Die gebildete Bevölkerung in jenen Kreisen und mit ihr die Behörde fand er durch den täglichen Anblick des gesunkenen Volkes abgestumpft gegen seine Leiden und so indolent geworden, daß, als endlich von allen Seiten Hilfe versprochen und gebracht wurde, die allgemeine Klage entstand, man würde das Volk verwöhnen. Er fragt, ob man sich etwas Schrecklicheres denken könne, als daß sich Jemand an Mehl, bloßem reinem Mehl, von dem man täglich ein Pfund für die Person als einziges Nahrungsmittel vertheilte, verwöhnen würde, und daß Jemand dies befürchten könne?

Was der größte Theil der ganz kleinen Leute unter den damals so drückenden Robottlasten gewann, reichte nothdürftig aus, die ersten Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Was solle man von einem Volke erwarten, das seit Jahrhunderten in so tiefem Elend um seine Existenz kämpfte, das nie eine Zeit sah, wo seine Arbeit ihm zu Gute kam, nie die Genugthuung des eigenen Erwerbes, des Lohnes für seine mühselige Arbeit gekannt hat? Ein solches Volk gebe den Gedanken an einen bleibenden Besitz auf und lerne nicht für den morgenden, nein, nur für den heutigen Tag sorgen. Lediglich besondere Anregung konnte es zu energischerer Thätigkeit anfeuern, und das Mittel dazu war ein zweischneidiges Schwert, der Schnaps, in welchem das Volk eine Quelle des Vergessens, der augenblicklichen freudigen Erhebung fand. Mit dem Enthaltsamkeitsgelübde nahm die Trägheit zu und schwand alle Freude aus dem Volke.

Nachdem Virchow so die oberschlesischen Zustände vom völkerpsychologischen Standpunkte aus im Allgemeinen analysirt hat, geht er auf die Wohnung und auf die gewöhnliche Nahrung der Masse ein. Ueberall, selbst in nur kurzen Bemerkungen giebt er eine Fülle des Wissenswerthen und Anregenden. Daran schließt sich, in dieser Weise ätiologisch vorbereitet und begründet, der eigentlich epidemiologische Theil der Arbeit, in welchem alle einschlagenden Fragen gründlich erörtert werden. Den Schluß des Berichtes bilden Vorschläge zur Besserung, die Mittel gegen die Krankheit und vor Allem ihre Verhütung.

Es würde zu weit gehen, in die Details dieser Vorschläge einzugehen; es genügt, sie kurz zu charakterisiren. Sie werden dictirt von einer feurigen Ueberzeugung, daß nur die volle unumschränkte Demokratie dauernde Hilfe bringen könne.

Virchow geht von der furchtbaren, nicht wegzuläugnenden Thatsache aus, daß unter der armen und stumpfsinnigen Bevölkerung eine verheerende Epidemie und eine furchtbare Hungersnoth möglich gewesen sei, die im Kreise Pleß 10% der Bevölkerung hinwegraffte, und davon 1,3% nach amtlichen Listen geradezu durch Hunger. Aehnlich stand es in anderen Kreisen wie besonders Rybnik u. a. Daß die Mission, welche Virchow bereitwillig dorthin unternommen hatte, übrigens nicht ohne Gefahr war, ergiebt sich daraus, daß 33 Aerzte erkrankten, von denen nicht wenige dem Typhus erlegen sind.

Auf die Frage, wie solchen Zuständen vorzubeugen sei, antwortet Virchow, dieses sei „leicht und einfach", man bringe dem Lande: „Bildung mit ihren Töchtern, Freiheit und Wohlstand". Aber auch schon damals, in den Jahren der Jugend, verkannte er doch nicht, daß die Lösung dieses großen socialen Problems weniger leicht und einfach sei. Handle es sich doch nicht um die Curirung dieses oder jenes Typhuskranken durch Arzneimittel und Regulirung der Nahrung, der Wohnung, der Kleidung, nein, um die Cultur von anderthalb Millionen Menschen, die sich auf der untersten Stufe moralischer und physischer Gesunkenheit befänden.

Ganz dem Sinne jener revolutionären Zeit entsprechend, ist das erste von ihm vorgeschlagene Radicalmittel die nationale Reorganisation Oberschlesiens. Preußen habe während eines Jahrhunderts „Zeit genug gehabt, sein Ungeschick im Germanisiren in Oberschlesien praktisch an den Tag zu legen". Er beklagt, daß, wenn Oberschlesien einem slavischen Staaten-System zufalle, Deutschland gesegnete Aecker, prächtige Forsten und wundervolle Bergwerke verliere, allein es werde damit auch eine große Sorge los, und gegen den Willen der Bewohner, blos um eines Vortheils halber, auf ihrem Verbleiben zu bestehen, sei inconsequent von einer Nation, welche den Krieg gegen Dänemark um der deutschen Herzogthümer wegen übernommen hätte. Wie aber auch die Würfel fallen mögen, Freiheit ohne Bildung, fährt er fort, bringt Anarchie, Bildung ohne Freiheit Revolution. Volksunterricht, Freiheit in ihrer größesten Ausdehnung, besonders vollkommene Freiheit des Gemeindelebens, seien die ersten Erfordernisse für die Heilung. Von der jetzigen Generation der Erwachsenen hofft er nicht viel, aber viele Waisen seien da vollkommen losgelöst von den Fesseln, welche der Zustand der Familien ihnen angelegt haben würde, daher will er vor allen, daß die Waisenhäuser die „Seminarien der Gesittung und Bildung" blieben. Absolute Trennung der Schule von der Kirche, nothwendig überall, sei es nirgends mehr als in Oberschlesien. An Stelle pfäffischer Ueberlieferung ein freisinniger Unterricht, dessen Grundlage eine positive Naturanschauung bilde. Selbstregierung in Staat und Gemeinde; ein gerechtes und directes Besteuerungssystem; Aufhebung aller Vorrechte und speciell feudaler Lasten u. s. w.; eine vernünftige Staatsverfassung, die das Recht des Einzelnen auf gesundheitsgemäße Existenz unzweifelhaft feststellt; im Einzelnen dann Straßenbau, Verbesserung des Ackerbaues, Gerstencultur, Viehzucht, populäre Unterweisung, Einführung besserer Nährpflanzen und Hausthiere, Prämien zur Anerkennung des Fleißes; bei Gefahr des Mißwachses große Vorrathshäuser — sind die Maßregeln, welche Rudolf Virchow vorschlägt.

Aber er will, daß der Staat mehr thue. Fabrikanlagen, meinte er schon vor 34 Jahren, müßten in Oberschlesien sehr gut rentiren, nothwendig und wünschenswerth sei aber die Association der Besitzlosen, damit sie durch diese Association in die Reihe der Genießenden eintreten könnten und einmal aufhörten, bloße Maschinen Anderer zu sein. „Die Association der besitz-

losen Arbeit mit dem Capital des Staates oder der Geldaristokratie oder vieler kleiner Besitzer sei das einzige Mittel, die socialen Zustände zu bessern."

Man darf sich nicht wundern, daß das Ministerium diesem Berichterstatter vorwarf, seine Vorschläge beruhten wesentlich auf dem Boden der radicalen Demokratie und des Socialismus, und doch, wieviel Richtiges enthalten sie nicht! Mag man einen großen Theil der Vorschläge allein dem Jahre 1848 zu Gute halten, wir sollten doch in unseren Tagen nicht allzu ungerecht sein gegen die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts mit ihrem treibenden Enthusiasmus, der sich noch nicht an dem mühevollen Kampfe mit der trägen Materie abgekühlt hat. Als diejenigen unter uns, welche heute längst über die Jahre hinaus sind, in welchen der große Florentiner nel mezzo del camin di nostra vita seine Wanderung durch die Hölle begann, noch jung waren, im Jahre 1848, sah man auf die Zeit der Freiheitskriege wie auf eine weit zurückliegende, mit ihren Ideen und Bestrebungen kaum noch verständliche Periode zurück. Ist aber nicht seit dem Jahre 1848 jetzt dieselbe Zeit verflossen? Wie darf man sich darüber wundern, daß neue Strömungen, neue Ansichten die Herrschaft gewonnen haben? Wenn aber die Aelteren sich hüten sollen, die jüngere Generation unrichtig zu beurtheilen, weil sie anders denkt und spricht, als sie in ihrer eigenen Jugend es gelernt hatten, so soll auch das gegenwärtige Geschlecht diesen Fehler zu meiden suchen, und nicht über eine Periode absprechen, die seinem Verständniß ebenfalls schon halb entrückt ist, oder gar den jugendlichen Idealismus jener Tage noch heute mit dem Republikanismus und Socialismus unserer Tage identificiren.

Der Virchow'sche Bericht über den Typhus in Oberschlesien ist bei seinem reichen Inhalt noch bewundernswerther, wenn man die kurze Zeit bedenkt, die seinem Verfasser für Wahrnehmungen und seine Untersuchungen zu Gebote stand. Am 20. Februar trat er die Reise an und am 10. März traf er wieder in Berlin ein. Gern hätte er noch einige besonders wichtige Fragen zur Entscheidung zu bringen gesucht, aber, so sagt er selbst, die mittlerweile ausgebrochene politische Erhebung machte es für ihn wünschenswerth, an den Bewegungen der Hauptstadt theilzunehmen. Verhehlt er sich doch nicht, daß er eine günstige Gelegenheit hätte abwarten müssen, um noch besonders wichtige Fragen zur Entscheidung zu bringen, von der er nicht wissen konnte, ob sie überhaupt eintreten werde.

II.

Die März-Revolution in Berlin.

Jeder bedeutende Mann, sagt Virchow in seiner Kritik Rokitanskys, repräsentirt in seiner eigenen Entwicklung ein Stück Geschichte und damit ein Stück Fortschritt in dieser oder jener Richtung. Bei Wenigen trifft dies so zu, wie bei dem Kritiker selbst, und schon um deswillen ist es nöthig, gerade auf die Anfänge seiner Laufbahn eingehend zurückzugreifen. Erst durch sie wird die spätere Thätigkeit Virchows verständlich, denn was er in den Decennien,

die den Märztagen folgten, geleistet hat, wurzelt schließlich in dem, was er damals erstrebte und vollendete.

Es gilt dies übrigens nicht allein von seiner Thätigkeit im öffentlichen Leben, sondern ebensowohl von den Arbeiten, durch die er zu einer der größten Reformen der medicinischen Wissenschaft beigetragen hat, welche wir kennen.

In jener eigenthümlich schwülen und dabei fieberhaft aufgeregten Zeit des Jahres 1848 gehörte das Elend in Oberschlesien zweifellos zu den Motoren, die den Ausbruch in Berlin mit verschuldet haben. Ebenso darf es nicht Wunder nehmen, daß die Sendung des jungen Gelehrten und was er von seinen gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen zuvörderst engeren Kreisen mittheilte, in weitere hineindrang. Damit fängt die Popularität des bisher doch nur Wenigen bekannten Prosectors der Charité an, die ihn nachher durch alle Phasen seines reich bewegten Lebens begleitet hat. Man erfuhr, daß Virchow in einem Städtchen Pommerns, in Schievelbein, 1821 geboren, in beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, schon früh seine Umgebung, und vor Allen seine Lehrer ebenso durch seine glänzende Begabung wie durch seinen treuen gewissenhaften Fleiß zur Bewunderung hingerissen habe. Es war ihm das Loos zu Theil geworden, auf dem Friedrich-Wilhelms-Institut seine medicinische Bildung zu empfangen, und so unvollkommen die Einrichtungen desselben damals waren, so beschränkt die Gesichtspunkte, von denen die Leiter ausgingen, alles dies hinderte Virchow nicht, von dem ihm gebotenen Material, in seltener Beherrschung desselben, Besitz zu nehmen, und trotz des zopfigen Dogmatismus der damaligen Medicin durch treue Beobachtung der Natur und ein unabhängiges Studium der großen Classiker seiner Wissenschaft sich nicht nur einen seltenen Schatz von Kenntnissen zu erwerben, sondern nicht minder eine Fülle fruchttragender Ideen in sich aufzunehmen und weiter zu entwickeln. Ein glückliches Geschick führte ihn am Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn in die praktische Schule eines jetzt fast vergessenen Mannes, des damaligen Prosectors der Charité Robert Froriep, dessen Virchow alle Zeit mit dankbarer Verehrung gedachte. Bald wurde er der Gehilfe des Lehrers, und als dieser, wesentlich aus äußeren Gründen die Stelle aufgab, versah sie Virchow zuerst, von 1844 an, provisorisch bis zu seiner bald darauf erfolgenden definitiven Ernennung.

Eine Reihe bahnbrechender Arbeiten stellten während der folgenden Jahre den wissenschaftlichen Ruf des jungen Gelehrten fest, und als er aus Oberschlesien zurückkehrte, wurde sein Name unter den hervorragendsten der jungen Berliner medicinischen Schule genannt.

Jetzt indessen trat ihm die wissenschaftliche Medicin vor den Forderungen des Tages wesentlich zurück. Wir sahen, daß Virchow es für seine Pflicht hielt, an der Bewegung der Hauptstadt sich zu betheiligen. Diesem Entschlusse ist er treu geblieben mit dem vollen Bewußtsein, die in Oberschlesien gesammelten Erfahrungen verwerthen zu können. Ihm aber genügte es nicht, in den Phrasen sich zu berauschen, die damals den Inhalt der Club-Verhandlungen zum großen Theil ausfüllten.

Er hatte keine Freude an den mannichfachen Aufläufen und Demonstrationen, in denen wesentlich eine unerfahrene und unbändige Jugend der Februar-Revolution Concurrenz zu machen suchte, die Erinnerung an die große französische Revolution oft genug in tragikomischer Weise nachahmend. Wohl tauchte das seine, damals bartlose Antlitz des jungen Gelehrten in Wahlversammlungen und manchen Clubs auf, aber bald genug concentrirte Virchow seine revolutionäre Thätigkeit wesentlich auf diejenigen Gebiete, mit denen ihn sein bisheriger Bildungs- und Entwicklungsgang vertraut gemacht hatte — auf die öffentliche Gesundheitspflege und im Zusammenhang damit die Reform des ärztlichen Standes. Schon in den ersten Tagen des Juni verband er sich mit seinem Freunde Leubuscher, eine neue Zeitschrift zu begründen, die „Medicinische Reform," durch die er sich zu seinen übrigen Vorzügen den unbestrittenen Ruhm einer der ersten Journalisten seiner Zeit erwarb. Mag auch Vieles, was in diesen überaus interessanten Blättern erörtert wird, an der Unreife leiden, die die Signatur des Jahres 1848 war, überaus Viel ist noch heute mustergiltig oder sogar erst jetzt so zu Ehren gekommen, daß Forderungen, die damals revolutionär klangen, längst auch von den conservativen Parteien vertreten werden.

Schon in Nr. 4, am 28. Juli, verlangt Virchow die Berufung eines „Congresses von Sachverständigen für die Reform der öffentlichen Gesundheitspflege", und die Errichtung eines deutschen Reichsministeriums für dieselbe. Er will eine durch die freie Wahl sich ergänzende Akademie der Medicin als höchste Instanz der Wissenschaft und einen durch zusammengesetzte Wahl gebildeten, in regelmäßigen Perioden zu wählenden Gesundheitsrath als technisch berathende und commissarisch verwaltende Behörde. Weiter detaillirt er diese Forderungen wenige Wochen später aus, immer freilich von dem Standpunkte aus, daß der Staat verpflichtet sei, Allen eine gesundheitsgemäße Existenz zu garantiren. Er stellt der öffentlichen Gesundheitspflege noch andere tiefgreifende Aufgaben. Ein Gesetz über die Arbeitszeit der verschiedenen Altersklassen müsse von der Akademie ausgehen, und exemplificirt darin auf die damals beginnende Reform Englands in seinen Fabrik-Distrieten. Er erinnert an den ihm durchaus wahr erscheinenden Aphorismus des Historikers der Medicin, Hecker, „an allen Volkskrankheiten habe der Culturzustand der Völker einen entschiedenen Antheil, und wiederum wirken die Volkskrankheiten auf beide zurück. Die Beziehungen der öffentlichen Gesundheitspflege zum öffentlichen Unterricht präcisirt er klar. Nicht nur die physische Erziehung, die Gymnastik in weiterer Ausdehnung, die Bestimmung der Unterrichtszeit gehört dahin, sondern der Unterricht selbst müsse gewisse Impulse von der Medicin erhalten. Er will populäre Unterweisungen, die eine allgemeine vernünftige Diätetik, eine allgemeine Prophylaxe begründen, durch den Unterricht verbreitet sehen, alles Aufgaben und Fragen, welche heute nicht nur die hygienischen Vereine, sondern die Behörden beschäftigen. Den Kampf gegen die Seuchen will er geführt sehen, gerade wie in unserer

Zeit durch Pettenkofer, Hirsch u. A. es verlangt wird, weniger durch Zwangsmaßregeln sondern vor Allem durch Verbesserung des allgemeinen Gesundheitszustandes. Ihm, dem Zöglinge des Friedrich-Wilhelms-Institutes, waren die Mängel der preußischen Militär-Medicinalverfassung nur zu vertraut. Virchow geht soweit, die Abschaffung des Instituts für nothwendig zu erklären, ebenso die des Charité-Monopols, und verlangt große Militär-Massenspitäler, deren Errichtung jetzt nur noch eine Frage der Zeit resp. der Finanzen ist, nachdem durch das zweite Garnison-Lazareth in Berlin ein nachahmenswerthes Muster gegeben ist.

Was den medicinischen Unterricht anlangt, geht er aus von der Auffassung, daß der Beruf der Universitäten in ihrer edelsten Bedeutung der sei, die universelle Bildung, die eigentlich philosophische Entwicklung des Volkes zu vermitteln. Sie sollen nicht dazu da sein, Fachmaschinen zu erzielen, keine Dressiranstalten für Richter, Heilkünstler oder Mechaniker sein. Mit Kant hält er die philosophische Facultät für die eigentliche Universität selbst, will aber die übrigen Facultäten beibehalten und sie äußerlich der philosophischen coordiniren. Bei der Besetzung der Lehrstühle vertritt er die in Frankreich giltige Einrichtung des Concours und vertheidigt sie lebhaft gegen die Angriffe Cousins. Ueberall steht er auf dem Grundsatze, daß der moderne Staat nur durch demokratische Einrichtungen gesichert werden könne. Ein freisinniges Ministerium des öffentlichen Unterrichts und der öffentlichen Gesundheitspflege werde es endlich begreifen, wie es keine andere Aufgabe haben könne, als dem Grundgedanken des Humanismus Gestalt zu geben: Die demokratische Organisation der öffentlichen Gesundheitspflege, darin gipfeln seine Ausführungen, wird sich ohne die Medicinalbehörden durchsetzen, auf demokratischem Wege, indessen die Behörden sollten die günstige Gelegenheit, sich durch die Macht der öffentlichen Meinung, durch einen ärztlichen Congreß zu stärken, nicht vorübergehen lassen.

Als Virchow dies veröffentlichte, am 6. Oct. 1848, hatte die Fluthwelle der Revolution ihre größte Erhebung schon überschritten. Die Eroberung Wiens durch Windischgrätz bereitete sich vor und überall brachte der alte Staat mit seinen gewaltigen Machtmitteln, die er in der Verwirrung der ersten Monate vergessen zu haben schien, seine Interessen wieder zur Geltung. Unermüdlich hatte sich Virchow während dieses Sommers an den Verhandlungen der Berliner Aerzte über die Reform ihrer Standes-Verhältnisse betheiligt, Erörterungen, die immer unerquicklicher wurden und schließlich fast vollständig im Sande verliefen. Längst war seine geistige Bedeutung und die Lauterkeit seiner, wenn auch radical-demokratischen Gesinnung über Berlin hinaus den weitesten Kreisen bekannt geworden, so daß ein preußischer Wahlkreis sich ihn zum Abgeordneten erkor, eine Ehre, die er damals ablehnen mußte, da er das gesetzmäßige Alter noch nicht erreicht hatte.

Der Sieg jener Macht, die man in den October- und November-

tagen des Revolutionsjahres Reaction nannte, berührte selbstverständlich auch die persönliche Geschichte Virchows. Er war nicht nur seiner politischen Richtung wegen, sondern auch wegen seiner Opposition gegen die Vertreter der damals herrschenden Richtung in der Medicin, in den officiellen Kreisen eine der bestgehaßten Persönlichkeiten geworden. Die Wahlen zu der zweiten Kammer, welche noch dem allgemeinen Wahlrecht entsprangen, führten zur Krisis. Merkwürdiger Weise scheute man sich nicht, Virchow vorzuwerfen, er habe in der Charité agitirt, während er selber doch dagegen lebhaft protestirte, daß man, wie es leider geschehen, die Charité zum Tummelplatz politischer Parteiungen mache. Dies große Krankenhaus wurde, was jetzt kaum noch verständlich ist, in der That damals zu einem besonderen Wahlbezirk für sich erklärt und 250 Urwähler, neben den Aerzten, Beamten und dem Dienstpersonal auch **Kranke**, nahmen an dem Wahlacte Theil. Die Vorversammlung schon nahm einen unruhigen Verlauf. Es entstand ein so ungeheures Husten unter den Kranken, daß die Versammlung inmitten einer Wahlmannsrede geschlossen werden mußte. Gewiß durfte man es, wie Virchow hervorhob, nicht als ein günstiges Moment betrachten, Reconvalescenten fast fünf Stunden lang der politischen Erregung einer solchen Versammlung auszusetzen. Die Thätigkeit Virchows bei den Februar-Wahlen des Jahres 1849 führte aber schließlich doch dahin, daß der Minister v. Ladenberg sogar die Amtsentlassung des radicalen Prosectors verfügte. Indessen gelang es den Bewunderern der **wissenschaftlichen** Thätigkeit Virchows — und diese befanden sich in allen politischen Lagern — es durchzusetzen, daß die Amtsentlassung insoweit zurückgenommen wurde, daß ihm unter dem ausdrücklichen Vorbehalt des Widerrufes die Prosectur der Charité belassen wurde. Virchows Lage wäre durch diese Entscheidung eine höchst unerquickliche geworden, da erhielt er zur rechten Zeit den Ruf als ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie in Würzburg. Er machte dem Minister Anzeige davon und erhielt von demselben einen Bescheid, dessen Resumé folgender Satz bildete: „Wenn ich hierin (in der Vocation) eine gerechte Würdigung Ihrer bisherigen wissenschaftlichen Leistungen, sowie Ihrer Lehrthätigkeit erkenne, so muß ich um so mehr bedauern, daß mir die gegenwärtigen Verhältnisse es unmöglich machen, Ihnen hinsichtlich Ihrer hiesigen Stellung Vortheile zu bieten, welche Sie bewegen könnten, jenen ehrenvollen Ruf abzulehnen."

So nahm Virchow denn Abschied von Berlin und vorläufig auch von seiner politischen Thätigkeit. An demselben Tage aber gründete er sich ein Heim, indem er sich mit der Tochter des berühmten Frauenarztes Carl Mayer verlobte, und eine der letzten Nachwirkungen des Revolutionsjahres ist es für ihn gewesen, daß, als er von Würzburg aus zur Hochzeit in Berlin erschien, ihm die polizeiliche Ausweisung nicht erspart wurde, die dann freilich zurückgenommen werden mußte.

Hiermit waren die Sturm- und Drang-Jahre, zugleich die der Lehre

für Virchow beendet und als Meister begann er nunmehr seine Thätigkeit in Würzburg, die fast ausschließlich der wissenschaftlichen Medicin angehört und Früchte gebracht hat, wie wir sie so zahlreich fast keinem anderen Forscher verdanken. Mit den Worten des Predigers Salomo beschloß Virchow die von ihm begründete, der „Reaction" ebenfalls weichende Medicinische Reform, deren letzte Nummer am 29. Juli 1849 erschien. „Ein Jegliches hat seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde."

Auch die medicinische Reform habe ihre Zeit gehabt und das Vornehmen der öffentlichen Gesundheitspflege sei zu seiner Stunde geschehen. Zum Heile der deutschen Medicin und der deutschen Aerzte hatte jetzt die medicinische Wissenschaft für Virchow ihre Zeit und das Vornehmen, ihr in der Cellular-Pathologie eine neue Grundlage zu geben, seine Stunde.

III.

Die wissenschaftliche Arbeit der ersten Berliner Zeit.

Eine Geschichte der Medicin, wie wir sie gebrauchen, ist noch nicht geschrieben. Wir besitzen bis jetzt fast nur Literaturgeschichten derselben, auch nicht einmal ist mit Erfolg versucht worden, das innige Verhältniß darzulegen, welches die Medicin zu einem organischen Theil der Culturgeschichte überhaupt macht. Es ist falsch, sagt Virchow mit Recht, wenn Schlosser in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts zu zeigen bemüht ist, daß nur die Literatur, die schöne und historische nämlich, bei den Veränderungen des Staates ihre Physiognomie ändere, und es ist ebenso falsch, wenn man glaubt, daß entgegen den Wissenschaften von Staat und Kirche die sogenannten realen Wissenschaften in den tiefsten Born der Erkenntniß sehen könnten, ohne die Spur einer Neigung einer Anwendung ihrer Kenntniß zu verspüren. Auch in der Medicin sei das Wort des Baco, daß Wissen Können sei, maßgebend, und nicht minder das des Hippokrates: Quae ad sapientiam requiruntur, in medicina insunt omnia.

Die Medicin ist der allgemeinen Entwicklung stets gefolgt, und so besitzt sie nicht minder als die andern Wissenschaften je nach dem Volke, dem sie angehört, ein individuelles, nationales Gepräge und konnte sich der Bewegung der Geister niemals entziehen. Selbst die so oft mit Recht und Unrecht von ihr verachtete transscendentale Philosophie übt nur allzu oft den unverkennbarsten Einfluß auf ihre Entwicklung aus.

So hat die englische Medicin niemals das Gepräge verloren der eigenartigen Heimath, in der sie entstand und groß wurde. Den gesunden, praktischen Sinn seiner Landsleute repräsentirte schon im 17. Jahrhundert Thomas Sydenham, dessen Name mit Recht zu den gefeiertsten der medicinischen Wissenschaft und Praxis gehört, einer der wenigen Aerzte zugleich, die in der Politik eine Rolle gespielt haben. Er war von der Partei des großen Protectors Cromwell. Neben ihm wirkte noch der unvergleichliche Harvey, der mit und vor Sydenham Englands Medicin auf die Bahn gebracht hat, auf der sie fortan in ruhigem sicherem Gange vorwärts schreitet.

Der nächste große Repräsentant der englischen Medicin ist John Hunter, ein Arzt, dem nach Haesers Zeugniß unter seinen Zeitgenossen keiner, unter den Späteren nur Wenige sich zu messen vermögen. Wohl wurde der ruhige Gang dieser Entwicklung in England unterbrochen durch das System des Brownianismus, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen fast entscheidenden Einfluß ausübte, aber Englands Aerzte hatten sich längst von seinem System befreit, als es in Deutschland noch in voller Kraft bestand und kehrten bald zu ihren alten, guten Traditionen zurück. Englands Aerzte wichen überhaupt von der durch Baco und Harvey vorgezeichneten Bahn im Ganzen nicht ab. Der auf das Naturgemäße und Praktische gerichtete Sinn des englischen Volkes, sagt Haeser, seine geringe Empfänglichkeit für theoretische Speculationen haben die Grundlagen der praktischen Heilkunde, der Anatomie und Physiologie, unter ihm fortwährend die sorgfältigste Pflege verschafft. England schloß dabei sich keineswegs aus, vielmehr haben die Vertreter des Auslandes, besonders die Deutschen, nirgends eine größere Beachtung gefunden als dort. Vor Allem ist die Medicin Englands aber dadurch so groß geworden, daß die ausgezeichnetsten Praktiker gerade als Anatomen, Physiologen und Pathologen sich stets in erster Linie befanden. Diesem glücklichen Verhältnisse verdankt England John und Charles Bell, Ersterer ein Anatom von seltener Auszeichnung, während an des Letzteren Namen sich eine der glänzendsten Entdeckungen knüpft, die des getrennten Ursprungs der Bewegungs- und Empfindungsnerven des Rückenmarks. Den beiden Brüdern schließen sich an Marshall Hall, die großen Praktiker Graves und Stokes und so viele Andere, die sich einen Praktiker überhaupt nicht denken konnten, ohne die feste Basis der Anatomie und Physiologie. Dieser große Zug zeichnet besonders die Chirurgie Englands aus, die ihm es verdankt, daß wir bis auf die neueste Zeit für die gewaltigsten Umwälzungen in der Chirurgie, so die Anwendung der Anästhetien und der antiseptischen Wundbehandlung England verpflichtet sind.

Frankreich dagegen danken wir die Begründung der allgemeinen Anatomie, durch welche die moderne Heilkunde eine fast vollständige Umgestaltung erfuhr. Durch sie hat sich Bichat den Ruhm der größten Errungenschaft in der Medicin seit Harveys Tagen erworben. Er nahm seinen Ausgang vom Vitalismus, der Schule Montpelliers, aber nicht seine vitalistischen Theorien berechtigen ihn zu dem Anspruch, eine der folgenreichsten Reformen in's Leben gerufen zu haben, sondern seine anatomischen Arbeiten, trotzdem er demjenigen Hilfsmittel, das seine Resultate später am meisten sichern sollte, dem Mikroskop nur einen geringen Werth beilegte. Mit voller Klarheit aber erkannte er die Bedeutung seiner Untersuchungen für pathologische Anatomie. So war es natürlich, daß seine Arbeiten vor allem auf die Aerzte am frühesten und nachhaltigsten wirkten, und daß auf Bichat die Koryphäen der Pariser Schule zurückzuführen sind: selbst sein Gegner Broussais, dann Pinel, der Reformator der Irrenheilkunde, Corvisart und Laënnec, denen wir die akustische Diagnostik verdanken. Der allgemeinen Anatomie tritt in Paris später ergänzend zur

Seite die experimentelle Physiologie durch Magendie in's Leben gerufen und durch Claude Bernard zu seltener Vollendung entwickelt.

Wie verhielt sich nun die deutsche Medicin der neueren Zeit zu diesen gewaltigen Umwälzungen in England und Frankreich? Vor allem herrschte Ende des vorigen Jahrhunderts in ihr der Vitalismus, während aber der französische Vitalismus zur allgemeinen Pathologie führte, verstrickte der deutsche die Medicin in die Bande der Naturphilosophie.

Blumenbach und Reil sind die frühesten und einflußreichsten Vertreter dieses Vitalismus gewesen, dem das Ansehen Hufelands eine fast unbestrittene Herrschaft verschaffte, bis die Theorie endlich, nach Haesers trefflicher Darstellung in seiner Geschichte der Medicin, in dem thierischen Magnetismus und der Homöopathie ihre höchste Steigerung und damit auch ihre Verurtheilung erreichte. Leider hörte damit der Einfluß der Naturphilosophie auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Medicin nicht auf. Zu der gesunden Lehre Kants bekannten sich nur wenige Aerzte, um so verführerischer klang aber das Waldhorn der Romantik und fast willenlos folgte man dem philosophischen Rattenfänger Joseph von Schelling. In ihm besaß die naturphilosophische Schule ihren stärksten, in Oken und Kieser ihre begeistertsten Propheten, Markus und der schon genannte Reil schlossen sich ihnen an. Die Welt construirte man sich willkürlich, angeblich nach den Gesetzen des menschlichen Denkens, so entstand eine Periode der „Saturnalien der Naturwissenschaft" und die Naturphilosophie wurde, wie Haman aussagt, aus einer Wissenschaft des Möglichen zu einer allgemeinen Unwissenheit des Wirklichen.

Nicht daß diese Periode ganz ohne Frucht geblieben wäre. Die Entwicklungsgeschichte, deren Begründer Döllinger, Pander, Baer, deren Namen für alle Zeiten den ruhmreichsten zugezählt werden müssen, nahm ihren Ausgang von der Naturphilosophie. Aber im Uebrigen war die Wirkung auf die deutsche Medicin eine geradezu außerordentliche. Nur wenige nüchterne Beobachter, so der Göttinger Kreis und der alte Meckel, Jean Pauls Katzenberger, haben sich ferngehalten. Für die Anatomen und vor Allem die unselbstständigen Nachbeter kam freilich bald genug der Tag von Damaskus. Die unausbleibliche Reaction führte dann natürlich ein anderes Extrem, das eines geistlosen Empirismus, des unbedingten Autoritätsglaubens, eines starren einseitigen Dogmatismus herbei. Für die deutsche Medicin waren die Errungenschaften Englands und Frankreichs damals kaum vorhanden. Zur Zeit als ein Helmholtz sein Studium begann, so erzählt er selbst, stand die Medicin noch unter dem Einfluß von Hallers Entdeckungen über die Erregung der Nerven und gab das Brown'sche System, in England längst überwunden, immer noch die leitenden Gesichtspunkte. Unter den jüngeren Aerzten waren damals viele, fährt er fort, die in Verzweiflung an ihrer Wissenschaft fast jede Therapie aufgaben oder principmäßig nach einer Empirie griffen, wie sie Rademacher damals lehrte, welche grundsätzlich jede Hoffnung auf wissenschaftliches Verständniß als eitel ansah.

Was Helmholtz und seine Zeitgenossen damals lernten, waren allerdings nur

noch die Ruinen des alten Dogmatismus, aber die bedenkliche Seite desselben trat noch deutlich hervor. Wohl wurde die Auscultation und Percussion der Brustorgane regelmäßig betrieben, aber Helmholtz hat doch noch manchmal behaupten hören, es seien dies grob mechanische Untersuchungsmittel, deren ein Arzt von hellem Geistesauge nicht bedürfe, auch setze man dadurch den Patienten, der doch auch ein Mensch sei, herab und entwürdige ihn, als sei er eine Maschine. Das Pulsfühlen erschien als das directeste Mittel, um die Reactionsweise der Lebenskraft kennen zu lernen, und wurde deshalb als bei weitem das wichtigste Beobachtungsmittel sein eingeübt. Dabei mit der Secundenuhr zu fühlen, war schon gewöhnlich, galt aber bei den alten Herren als ein Verfahren von nicht ganz gutem Geschmack. An Temperaturmessungen bei Kranken wurde nicht gedacht und nur zwei Männer ragten weit über das Niveau der damaligen wissenschaftlichen Medicin in Berlin hervor, der Kliniker Schönlein und der Physiologe Johannes Müller.

Inzwischen war aber eine radicale Reform der Medicin von Wien aus angebahnt. Schon einmal hatte die Wiener Schule, als der treueste Freund und Schüler Boerhaves, van Swieten, die Lehren seines Meisters nach der Donau brachte, eine durchgreifende Umgestaltung der Medicin hervorgerufen. Männer wie de Haën und Stoll standen damals an der Spitze der klinischen Medicin, kannten schon die Bedeutung der Epidemiologie und die Wichtigkeit der Temperaturmessungen, während nach ihnen einem Auenbrugger das Geheimniß der Percussion des menschlichen Körpers schon kund geworden war. Er selbst wußte seine Entdeckung ihrem Werthe nach zu schätzen, aber die Mitlebenden vergaßen sie, bis der geniale Leibarzt des Kaisers Napoleon, Corvisart, sie wieder aus dem Dunkel hervorholte.

Die Traditionen dieser ersten Wiener Schule sind in ihrem Vaterlande niemals ganz vergessen worden. Wohl kam die Zeit, da auch sie von ihrer Höhe herabgestürzt wurde, aber die Erinnerung blieb und wirkte wie eine äußerlich kaum wahrnehmbare Unterströmung doch noch fort bis zum Beginn der zweiten Wiener Schule. Diese verdankt ihre Entstehung und Weiterentwicklung nicht der Klinik sondern der pathologischen Anatomie. Letztere war in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch Morgagni, den Virchow als den Archivar des damaligen pathologisch-anatomischen Wissens bezeichnen konnte, zuerst, wenn auch lediglich casuistisch verwerthet worden. An Bichat erinnerten wir schon; in Wien begann 1784 Vetter die Ausführung der Obductionen, ihm folgte Johannes Wagner, der den großen Stoff, welchen das allgemeine Krankenhaus lieferte, noch fruchtbarer machte. Nur neun Jahre dauerte seine Thätigkeit. Sie war aber nicht allein um ihrer selbst willen wichtig, sondern noch mehr, weil um Wagner eine auserlesene Schaar von Schülern sich sammelte, unter ihnen in erster Reihe Rokitansky, dann Skoda, Kolletschka, Schuh &c. Gewiß stand Wagner auf den Schultern der großen Franzosen Bichat, Laënnec, Andral, aber hätte er weiter nichts gethan, Rokitansky der pathologischen Anatomie zu gewinnen, es würde genügen, um

seinen Namen für alle Zeiten berühmt zu erhalten. In vortrefflicher Weise hat der Schüler Rokitanskys, Heschl, die Bedeutung des letzteren geschildert. Er legte dar, daß für die Krankheit die Abänderung des Baues und nicht die Aenderung des Befindens entscheidend sei. Für ihn war sie das, was der Anatom und nicht was der damalige Kliniker beobachtete. In unübertroffener Treue und Plastik werden von ihm die verschiedenen Erkrankungen der einzelnen Organe geschildert, und damit, wie Virchow hervorhebt, eine Reihe natürlicher und stets leicht wieder auffindbarer Typen geschaffen, welche fast alle wichtigen Krankheiten umfassen. Unerreicht sind seine Beschreibungen noch heute, ungeschminkt und anspruchslos, so daß er nicht ohne ein gewisses Recht das von ihm ausgehende Wissen für das einzige positive der damaligen Medicin halten und erklären durfte.

Mit Rokitansky war aber auch für die klinische Medicin eine neue Periode geschaffen. Es galt, angesichts des anatomischen Befindens festzustellen, ob es möglich sei, den Befund während des Lebens zu erkennen. Ein Glück war es für die Medicin, daß Rokitansky auf diesem Gebiete einen Skoda fand, der Auenbruggers und Laënnecs Entdeckungen neu begründete und besonders die Ontologie des Letzteren überwand.

Der Zug der Lernenden, der bis dahin nach Würzburg gegangen war, wandte sich nun immer mehr nach Wien, wo sich überdies eine Menge äußerer Umstände, namentlich die große Fülle und Zugänglichkeit des Materials vereinigten, um die Fremden zu fesseln. Die Alleinherrschaft der Wiener Schule war in ganz Deutschland unbestritten, und um so größeres Aufsehen erregte es, als der im Jahre 1846 erschienene dritte Band von Rokitanskys Handbuch der allgemeinen pathologischen Anatomie durch einen damals fast unbekannten jungen Gelehrten besprochen und streng kritisirt wurde, von Rudolph Virchow. Dieser faßte sein Urtheil über das Buch in schneidigster Weise dahin zusammen, daß er selten ein für die Medicin gefährlicheres gesehen, und selten eins mit traurigeren Empfindungen gelesen habe. Große Kräfte hätten einen natürlichen Hang zur Willkür, zur Despotie, aber es sei traurig, wenn man sie eine nach der andern denselben Weg gehen und die Wohlthaten, welche sie dem Menschengeschlechte eben erst erzeigt hätten, mit eigener Hand wieder zerstören sehe.

Inzwischen, während die wissenschaftliche Medicin in England und Frankreich zu einer eigenartigen Blüthe sich entwickelt hatte und die zweite Wiener Schule ihre Herrschaft über Deutschland begründete, schien Berlin auf diesem Gebiete sich ganz verloren zu haben. Nur ein Mann war es, so berichtet Helmholtz aus dem Ende des dritten Decenniums, ehe Schoenlein berufen war, der in Berlin wenigstens auf dem Gebiete der Physiologie uns den Enthusiasmus zur Arbeit in der wahren Richtung gab, nämlich Johannes Müller. „In seinen theoretischen Anschauungen bevorzugte er noch die vitalistische Hypothese, aber in dem wesentlichsten Punkte war er Naturforscher, fest und unerschütterlich: alle Theorien waren

ihm nur Hypothesen, die an den Thatsachen geprüft werden mußten und über die einzig und allein die Thatsachen zu entscheiden hatten." Volltönend stimmt Virchow in die enthusiastische Anerkennung unseres großen Physiologen und Physikers ein. In seiner Gedenkrede auf Johannes Müller fragt er, ob ein Mund den Mann würdig preisen könne, der das ganze Gebiet des Wissens behandelt hat? „Vermag eine Zunge, fährt er fort, den Geist zu schildern, der dieses große Gebiet erweiterte, bis es seiner eigenen Herrschaft zu groß ward? Ist es möglich, in wenigen Augenblicken die Geschichte eines Beobachters zu zeichnen, der in ruhelosen Feldzügen durch mehr als ein Menschenalter jede neue Eroberung nur dazu benutzte, um seinen Fuß darauf zu setzen und kühnen Blickes nach neuem Ruhme auszuschauen? Kann ein späterer Epigone in kurzen Stunden der Muße jenen Ueberblick über den inneren Entwicklungsgang eines Mannes gewinnen, der die Liebe seines Strebens, die Anzeige seines Forschens tief in sich verschloß?"

Was ist es aber gewesen, das Müller in der Achtung der Zeitgenossen so hoch gestellt hat. „Welcher Zauber", fragt Virchow wiederholt, „war es, der ihm gegenüber den Neid verstummen machte? Durch welches geheimnißvolle Mittel fesselte er das Herz des Anfängers und hielt es durch lange Jahre an sich gekettet?"

Wohl war etwas Dämonisches in Johannes Müller, und seine Erscheinung trug das Gepräge des Ungewöhnlichen. Auch er hatte seinen Tribut der Naturphilosophie gezollt. Seine Inaugural-Dissertation zeigte den jugendlichen Forscher gänzlich versunken in das Traummeer jener mit polaren Gegensätzen spielenden falschen Philosophie der Natur, die während des ersten Viertels des Jahrhunderts der deutschen Wissenschaft tiefere Wunden schlug, als aller Kriegslärm des westlichen Eroberers. Das Leben in der Bewegung ist ihm eine organische Säule; die Pole sind Beugung und Streckung, oder die Kreisbewegung und die Bewegung in der Längenform — beide auseinandergerissene Hälften der parabolischen Linie, auf welcher das Leben spielt.

Allerdings blickte Müller nachmals mit Ingrimm auf seine Irrungen zurück, so daß er seiner Erstlings-Arbeit nie mehr gedachte und jedes Exemplar, dessen er habhaft werden konnte, auffaufte und verbrannte, aber zu seiner Charakteristik gehört auch diese mehr poetische Zeit und trug zu der Anziehungskraft bei, die er auf so zahllose Schüler ausgeübt hat. Aus seinen Irrungen heraus war ihm doch eine ideale Anschauung geblieben, er wurde, wie er von seinem großen Vorgänger sagte, dauernd ein Priester der Natur. Der Cultus, dem er diente, setzte Virchow hinzu, fesselte auch seine Schüler, wie durch ein religiöses Band an ihn, und die ernste priesterliche Weihe seiner Sprache und Bewegung vollendete den Eindruck der Ehrfurcht, mit dem jeder zu ihm aufschaute. Um den Mund und die gepreßten Lippen ein Zug von Strenge, um Stirn und Augen der Ausdruck ernstesten Denkens, in jeder Falte des Gesichtes die Erinnerung an eine vollendete

Arbeit — so stand dieser Mann vor dem Altar der Natur, durch eigene Gewalt befreit von den Fesseln der Erziehung und der Ueberlieferung, ein Zeuge der persönlichen Unabhängigkeit.

Noch vor seiner Berufung nach Berlin zeigte er übrigens, daß er die naturphilosophische Manier, die so verführerisch für das verflossene Zeitalter geworden, verlassen habe, und verlangt nun, daß man unermüdet sei im Beobachten und Erfahren. Diesem Grundsatze ist er treu geblieben, und die methodische Strenge des Forschens, sein maßvolles Urtheil und seine sichere Ruhe, die reiche Vollendung seines Wissens machten, daß sich für seinen Schüler Virchow in ihm die Reformen der neuen Anschauung geradezu verkörperten, und daß sein Einfluß sich, trotz seiner fast klösterlichen Abgeschlossenheit, nicht auf die Physiologie beschränkte, sondern sich von da auf immer größere Kreise ausbreitete. Er hat die eigentliche naturwissenschaftliche Methode nicht erfunden, aber sie sicher festgestellt, und bald gab es keine Schule Müllers im Sinne der Dogmen, denn er lehrte keine, sondern nur im Sinne der Methode. So faßte derjenige seiner Schüler die Summe dessen zusammen, was auch die Medicin Johannes Müller verdankte, der selber nur im Sinne der Methode, nicht im Sinne der Dogmen eine Schule gebildet hat.

„Wir saßen damals, erzählt Virchow mit manchem strebsamen Commilitonen auf den Bänken von Johann Müllers Colleg, das feine, blasse Gesicht Brückes, die stämmige Gestalt von Dubois-Reymond, den kräftigen Kopf von Rieß, der im Jahre 1848 den Handwerker-Verein leitete, steht noch jetzt lebhaft vor meinen Augen. Zu diesen Genossen gehörte auch Reinhard, der Virchow später so nahe treten sollte. Zu anderen Zeiten hatten in demselben Colleg zu den Füßen des Meisters gesessen vor Allem Helmholtz, Schwann, Henle, Reichert, Peters, Remak, Ludwig, Traube, J. Meyer, Lieberkühn. Es folgten Männer wie A. von Gräfe, Busch, Max Schulze, E. Haeckel u. a. m.

Die mikroskopische und pathologische Anatomie, das Studium der organischen Typen, die Physiologie, die experimentirende Pathologie, und Arzneimittellehre, die Augenheilkunde entwickelten sich unter dem Einfluß dieses mächtigen Anstoßes in Deutschland schnell hinaus über das Maß der mitstrebenden Nachbarländer. Aber in die damalige von allzu jugendlichen Köpfen angestrebte Reform der gesammten Medicin tritt noch ein Mann bestimmend ein, der Kliniker Johann Lucas Schönlein, der, früher politischer Flüchtling, seit dem Jahre 1840 ebenfalls der Berliner Universität angehörte. Das Eintreten dieses Mannes war ein so bedeutungsvolles gerade für Virchow, als er gleich Laënnec, Dupuytren und John Hunter mit der pathologischen Anatomie begonnen hatte. Diese, so sagt Virchow, ward der Grund seiner Diagnostik, und diese wieder der Grund seines Ruhmes. Denn bis zum Schlusse seiner Lehrthätigkeit hörte er nicht auf, die pathologische Anatomie als die Quelle immer neuer Erfahrung anzuerkennen und zu suchen.

Mit den Fortschritten der pathologischen Anatomie wuchs die Schärfe seiner Diagnosen; jede neue Thatsache des Leichentisches wurde für ihn eine neue Waffe der klinischen Erkenntniß. Die Grenzen der Therapie dagegen erkannte er wohl, aber er blieb dabei stehen, daß das Wissen der Krankheit dem Handeln stets vorangehen müsse, eine spätere Generation werde das gegenwärtig gesammelte Material schon benutzen. Von 1819 an bis zu seiner Flucht nach Zürich im Jahre 1833 lehrte Schönlein in Würzburg, welches hauptsächlich durch ihn den ruhmreichsten deutschen Universitäten sich anreihte. Neben ihm wirkten d'Outrepont, Döllinger und Heusinger, und so wandte sich denn der Strom der Studirenden wie später nach Wien, damals in immer steigender Breite nach Würzburg, wo in dem Zusammenwirken so vieler, theils selbst noch jugendlicher, durchweg aber arbeitsfrischer Lehrer ein enthusiastischer Eifer sich der Jugend bemächtigen mußte.

Würzburg hat Schönlein, so rief später einer seiner Schüler aus, zum Wallfahrtsort für die deutschen Aerzte gemacht, wie es Rom für die Künstler ist, und doch beruhte seine Wirkung wesentlich fast nur auf dem gesprochenen Wort. Schriften von irgend welcher Bedeutung hat er nicht hinterlassen. Aber das war das Große in ihm, daß er die Methode der Forschung in der Medicin ausbildete und sie zuerst für die deutsche Klinik feststellte. Physik und Chemie in die Medicin mit hinein zu nehmen, hatte er schon als Student gelernt und führte es nun praktisch aus. Die sogenannten physikalischen Hilfsmittel, Percussion und Auscultation zog er in seiner Klinik in regelmäßigen Gebrauch. Nach dem Grundsatze Laënnecs stellte er den Zustand der inneren Organe fest. Mikroskop und chemisches Reagens waren ihm zur Hand, und andrerseits verfolgte er die atmosphärischen Zustände, um ihren Einfluß auf die Geschichte der Krankheit festzustellen. Dabei vernachlässigte er seine Vorgänger nicht, war vielmehr einer der hervorragendsten Kenner der Geschichte der Medicin. So erwarb er sich eine ungleich tiefere Einsicht in die Gesetzmäßigkeit des Krankheitsverlaufes als irgend ein Kliniker vor ihm. Nicht die Aneinanderreihung der Erscheinungen, welche blos zeitlich auf einander folgten, war sein Zweck, sondern die Darlegung eines ursächlich auseinander folgenden Verlaufes und damit kam er zu der Aufstellung der Lehre von dem Krankheitsprocesse, einer der wichtigsten Bereicherungen der Pathologie. Die Feststellung derselben ist eine rein deutsche Erfindung, sagt Virchow, es ist zugleich die Signatur der Schönlein'schen Lehre.

Wohl gehörte Schönlein der sogenannten naturhistorischen Schule an, aber sein System hatte für ihn wesentlich nur den Werth, verwandte Processe einander zu nähern und der wissenschaftlichen Uebersicht Anhaltspunkte zu gewähren. Sein Verdienst ist größer in Beziehung auf das, was er aus dem System hinausbrachte, als auf das, was er darin belassen hat. Als er nachher in Berlin auf der Höhe seines Ruhmes stand, ging das Urtheil seiner Zuhörer dahin, daß seine Jahrescurse wenig System, aber viele Thatsachen enthielten.

Hatte Schönlein in Würzburg zahlreiche Assistenten ausgebildet, die nachher auf den Lehrstühlen der Medicin seinen Ruhm und seine Traditionen weiter ausbreiteten, so fehlte es ihm auch in Berlin an jüngeren Mitarbeitern nicht, unter denen die Chemiker Franz Simon und Heintz, dann Remak und vor Allen Traube genannt werden müssen.

Traube war im Beginn seiner Laufbahn ein entschiedener Gegner Schönleins. Als die Vorträge des großen Klinikers von Güterbock herausgegeben wurden, erhob sich ein wahrer Sturm aggressiver Kritik dagegen. Was den Glanzpunkt Schönleins ausmachte, konnte dieses Buch nicht wiedergeben, die Schwächen dagegen traten klar zu Tage (Leyden). Zum Glück wurde durch den Einfluß von Traubes Vater die Veröffentlichung einer scharfen Verurtheilung des Werkes vermieden, die für die Zukunft des jungen Gelehrten hätte verhängnißvoll werden müssen. Zuvörderst suchte übrigens Traube nach Absolvirung seiner Studien in Wien die Fülle des Materials und diejenige klinische Schulung, welche ihm Berlin nicht bieten konnte. In Wien warf er sich mit der unermüdlichen Energie seines Charakters auf die neuen Studien. Einen zweimaligen Aufenthalt hielt er für nothwendig, um die Ergebnisse sich zu eigen machen zu können, die ihm Rokitansky und vor Allen Skoda darboten. Ausgehend von seinen Wiener Erfahrungen, dabei immer studirend, vor Allen die großen Franzosen Magendie und Laënnec, ist Traube nach seiner Rückkehr der Begründer der experimentalen Pathologie in Deutschland geworden. Auch hier ist der Einfluß Joh. Müllers unverkennbar, der das Experiment in der Physiologie auf deutschen Boden verpflanzt und vervollkommnet hatte. Sein Einfluß ist es, zufolge Leyden, den Traube über seine Wiener Meister erhoben hat, indem er zu den Untersuchungsmethoden das Experiment und die physiologische Methode hinzufügte. Die Zeitschrift, welche er sofort gründete, „Beiträge zur experimentellen Pathologie und Physiologie“, hat nur zwei Hefte erlebt. Obwohl von geringen Umfange, sagte Virchow, und nicht einmal abgeschlossen, hat sie eine nachhaltige Wirkung ausgeübt und wird stets als ein sichtbares Zeichen dessen, was Traube gewollt, in unserer Literatur genannt werden.

In dem zweiten Hefte dieser Beiträge begegnen wir auch den Namen Virchows. Er ist der Verfasser einer bewunderuswerthen Arbeit, „die Verstopfung der Lungenarterie und ihre Folgen“, durch die er neben Traube sofort auf dem Gebiete der experimentellen Pathologie eine der ersten Stellen einnimmt, denn die Thrombose und die Embolie gehören zu den folgereichsten Bereicherungen der Medicin. Virchow legt zum ersten Mal die Ursachen der Erscheinungen klar, die so viele Forscher vor ihm beschäftigt hatten, wenn das Blut aus dem flüssigen Zustande während des Lebens in den festen übergeht, wenn es gerinnt. In vielen Fällen gelingt es, nachzuweisen, daß es sich bei diesem Proceß um eine primäre Entstehung handelt, viele aber bleiben übrig, wo dieser Nachweis nicht geführt werden kann, wo man vielmehr Pfropfen begegnet, nicht an dem Orte entstanden, wo man

sie findet, nicht im continuirlichen Zusammenhang mit einem anderweitigen primären Thrombus (Cohnheim), sondern aus einem ganz anderen Theile des Gefäßsystems stammend, aus dem sie losgerissen und vom Blutstrom an ihren jetzigen Sitz verschleppt worden sind. Man nennt nach Virchows Vorgange im Gegensatz zu dem eigentlichen Thrombus solche Pfröpfe Emboli, den Vorgang der Verschleppung fester Partikelchen durch das strömende Blut Embolie. Daß der Blutstrom wirklich fremde feste Körper mit sich fortführen kann, hat Virchow damals schon durch seine berühmte Versuchsreihe erwiesen.

Hatte Virchow sich durch diese Arbeit, deren Einfluß garnicht hoch genug anzuschlagen ist, einen der hervorragendsten Ruhmeskränze auf dem Gebiete der experimentellen Pathologie geschaffen, so hatte er doch damals schon erwiesen, daß die letztere für ihn nur die eine der großen Aufgaben bildete, die er sich von vornherein gestellt hatte. Hervorgegangen, wie wir früher sahen, aus der Schule Johannes Müllers und Schönleins hat Virchow gerade in der pathologischen Anatomie kaum einen directen Unterricht während seiner Universitätszeit genossen. Dagegen war es für ihn von größter Bedeutung, daß er 1844 die Assistenz am Leichenhause der Charité erhielt, wo ihm sein Lehrer Froriep ein Thema für seine selbständigen Untersuchungen gab: „Die Geschichte der Phlebitis" (Venenentzündung). Der Gang seiner Untersuchungen, so erzählte er später selbst, führte ihn bald zu der Ueberzeugung, daß die Fragestellung auf irrigen Voraussetzungen beruhte, und daß die Geschichte der Phlebitis durch die Frage von der Gerinnung des Blutes im Gefäßrohr beherrscht werde. Wie er sie löste, haben wir gesehen. Auf dem Wege aber, von dem sein Lehrer Froriep schon 1835 dargethan hatte, daß auf ihm allein die Aufgabe der pathologischen Anatomie gelöst werden müsse, ist Virchow dann sofort daran gegangen, die innere Structur und Zusammensetzungsweise der pathologischen Producte durch die mikroskopische und chemische Analyse zu erforschen. Neben Johannes Müller, dessen Unterricht seine theoretische Entwicklung anbahnte, dankt er es Froriep hauptsächlich, daß er auf den ersten Schritten der Praxis sein Führer gewesen ist.

Kurz bevor Virchow seine Studien begann, hatte zum Glück die Biologie einen Fortschritt gemacht, der auf der einen Seite geradezu maßgebend war für ihre fernere Entwicklung, auf der anderen aber wie kaum ein anderer dem Geiste Virchows zurecht kam, wir meinen die Entdeckungen auf der Grundlage der sogenannten Schwann-Schleidenschen Zellentheorie.

Virchow selbst hat nach dem Tode Schwanns sich in ausführlicher Weise darüber ausgesprochen. Er nennt das Buch Schwanns, welches 1839 erschien, „Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Structur und dem Wachsthum der Thiere und Pflanzen", ein klassisches. Schleiden war es gewesen, der den Entwicklungsproceß der Pflanzenzellen genauer kennen gelernt hat. Der genetische Gedanke, der zuerst von Goethe in bahnbrechender Weise und zwar gleichfalls an der Pflanze zur Geltung

gebracht war, mußte nun auch auf den thierischen Organismus übertragen werden: das war die Aufgabe, welche sich der damals 28 Jahre alte, in der Schule Johannes Müllers trefflich geschulte Schwann stellte, und welche er weit über seine eigenen Erwartungen hinaus in glänzender Weise löste. Nach ihm ist niemals wieder ernster Streit darüber gewesen, daß alle Gewebe und Organe des thierischen Organismus aus Zellen aufgebaut werden. Die wissenschaftliche Atmosphäre, fährt Virchow fort, war ganz erfüllt von dem neuen Gedanken. Freilich, was Schwann selbst in den Vordergrund seiner Betrachtung rückte, war ein Mißverständniß; die Entwicklungsgeschichte der thierischen Zelle, sagt Virchow, die er suchte, hat er nicht gefunden, aber die Entwicklung der Gewebe, ja die des ganzen Körpers aus Zellen hat er dargethan. Alle Differenzen, die ja später auch zwischen Virchow und Schwann nicht fehlten, so bedeutungsvoll sie auch für zahlreiche Einzelfragen der physiologischen und pathologischen Entwicklung sind, haben, nach Virchow, gegenüber der allgemeinen Lehre Schwanns, von der Ableitung aller Gewebe aus Zellen keinen principiellen Werth. Das unsterbliche Verdienst Schwanns des Forschers liegt darin, daß er, von der Eizelle beginnend, und bis zu den Geweben des fertigen Individuums fortschreitend, die beständige Wirkung der Zellen auf die Herstellung des ganzen Körpers angewiesen hat. Noch höher schätzt Virchow das Verdienst, welches Schwann als Denker in Anspruch nehmen durfte. Mit scharfer Zuspitzung habe er das selbständige Leben der Elementartheile, d. h. der Zellen, begründet, habe dargelegt, daß der Grund der Ernährung und des Wachsthums nicht in dem Organismus als Ganzem, sondern in den einzelnen elementaren Theilen, den Zellen, liege. Damit war nach Virchow ein Gedanke wieder aufgenommen, der seit Jahrhunderten in der Wissenschaft von Zeit zu Zeit aufgetaucht, aber immer wieder verloren gegangen war, der im Volke seit Jahrtausenden lebte, — der Gedanke von dem Eigenleben der Theile, und es war demselben zugleich eine Form gegeben, welche ihm den Eintritt in die strengere Doctrin gestattete.

Auch Johannes Müller erkannte sofort die große Bedeutung dieser Untersuchungen, auf welchen, wie Virchow später sagte, unsere letzten Fortschritte im pathologischen Wissen so wesentlich beruhen, und er, der verehrte Meister selbst war es, der die Entdeckung sofort verfolgte und der besonders an den Geschwülsten die Uebereinstimmung der pathologischen und embryonalen Entwickelung zuerst darthat, eine Erfahrung von der äußersten Wichtigkeit, die, wie wir jetzt wissen, fast die ganze Doctrin von der krankhaften Neubildung erschließt.

War der Geist des jungen Forschers demnach erfüllt neben der experimentellen Pathologie durch die von Schwann gegebene zellulare Richtung, so traf es sich in gewisser Beziehung günstig, daß er sich in der Nothwendigkeit befand, ein eigenes neues wissenschaftliches Organ zu gründen. Traubes „Beiträge“ gingen wohl zumeist an dem Mangel an Theilnahme,

der dem Buchhändler neue Opfer zu verbieten schien, zu Grunde, und das „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin erschien im Jahre 1847 zum Theil als Fortsetzung, zum Theil von ganz selbstständigen Gedanken getragen. Virchow verband sich für dasselbe mit einem damals erst 27jährigen Freunde, Benno Reinhardt, dem er durch gemeinschaftliche Arbeiten nahe getreten war. Nur ein kurzes Leben ist diesem beschieden worden, aber trotzdem wird sein Name neben dem seines glücklicheren Freundes infolge von wenigen, aber bahnbrechenden Arbeiten stets mit Ehren genannt werden. Kein freundliches Geschick ebnete ihm die Bahn für seine Bestrebungen, während er doch eine Natur war, die zur Entwickelung Licht und Luft bedurfte, und dann mitten in der Lebenskraft und der Entwicklung gebrochen wurde.

Dies Archiv, welches jetzt in ununterbrochener Folge schon seinen 87. Band erlebt, ist gerade damals für die Entwicklung der deutschen Medicin maßgebend geworden und hat neben der Wiener Schule, oft im Gegensatz zu ihr, schließlich sie wesentlich überwindend, die physiologische Pathologie angebahnt und durch die Verbindung der schärfsten makroskopischen und mikroskopischen Untersuchung, mit Experiment und klinischer Beobachtung die moderne Medicin überhaupt geschaffen.

In dem ersten Artikel der neuen Zeitschrift entwickelt Virchow sofort seine Anschauungen. Er geht davon aus, es sei erkannt, daß Krankheiten nichts für sich Bestehendes, in sich Abgeschlossenes, keine anatomischen Organismen, keine in den Körper eingezwungene Wesen noch auf ihm wurzelnde Parasiten seien, sondern daß sie nur den Ablauf der Lebenserscheinungen unter veränderten Bedingungen darstellten. Die wissenschaftliche Medicin habe daher zum Gegenstand die Erforschung der veränderten Bedingungen, unter denen sich der erkrankte Körper oder das einzelne leidende Organ befinde, die Feststellung der Abweichungen, welche die Lebenserscheinungen unter bestimmten Bedingungen erführen. Sofort trennt er die wissenschaftliche von der praktischen Medicin. Letztere sei auch in der Hand der größten Meister niemals die wissenschaftliche Medicin selbst, sondern nur eine Anwendung derselben, darin aber unterscheide sich der wissenschaftliche Praktiker von dem Routinier, von dem medicinischen Glücksritter, daß die Errungenschaften der wissenschaftlichen Medicin sein Eigenthum seien, daß sie die Basis seiner Operationen bildeten, und daß er weder mit dem Schlendrian noch mit dem Zufall Götzendienerei treibe. Die wissenschaftliche Medicin, wie sie jetzt sei, dürfe freilich nicht daran denken, ein Gesetzbuch der medicinischen Praxis aufzustellen, aber sei es darum gerechtfertigt, einen wissenschaftlichen und einen praktischen Standpunkt in der Medicin festzuhalten? Darauf geht Virchow auf die Pathologie speciell ein. Dreimal habe sie seit dem Beginn der naturwissenschaftlichen Methode Ueberfall erlitten, einmal von der Chemie, sodann von der allgemeinen Anatomie und Physiologie, endlich in den jüngsten Tagen von der allgemeinen pathologischen Anatomie. Das Resultat

dieser Ueberfälle sei und werde vielleicht in den nächsten Tagen noch mehr sein eine allgemeine Verwirrung, ein unendliches Chaos, aus dem der praktische Arzt mit um so größerem Mißtrauen hervorgehen müsse, je öfter sich diese Umwälzungen wiederholten. Jetzt sei nun nicht die Zeit der Systeme, sondern die Zeit der Detail-Untersuchungen. In den letzteren liege eine gewisse Gefahr des Zurückfallens in einen rohen Empirismus, allein diese Gefahr existire nur so lange, als man aus einzelnen Detail-Untersuchungen willkürlich allgemeine Schlüsse ziehe. Virchow endet damit, daß die Geister unverkennbar durch die vielen immer wieder in den Winkel geworfenen und durch neue ersetzten hypothetischen Systeme erschöpft seien. Allein noch einige Ueberfälle vielleicht und diese Zeit der Unruhe werde vorüber gehen, und man werde erkennen, daß nur die ruhige, fleißige und langsame Arbeit, das treue Werk der Beobachtungen und Experimente, einen dauernden Werth habe. Die pathologische Physiologie werde dann allmählich zur Entwickelung kommen, nicht als das Erzeugniß einzelner hitziger Köpfe, sondern als das Resultat vieler und mühsamer Forscher; die pathologische Physiologie, als die Veste der wissenschaftlichen Medicin, an der die pathologische Anatomie und die Klinik nur Außenwerke seien.

Mit bewundernswerther Klarheit legt ein Artikel desselben Bandes die Reform der pathologischen und therapeutischen Anschauungen durch mikroskopische Untersuchungen dar. Virchow polemisirt darin gegen den Versuch, sofort auch die pathologische Mikroskopie als eine neue Ontologie zu benutzen. Mit Mühe habe man die Ontologie in der sogenannten physikalischen Untersuchung der Brustorgane beseitigt, indem man einsah, daß man nicht direct z. B. die Pneumonie sondern nur das verdichtete Lungen-Parenchym damit feststellen könne. In der Pathologie wolle sie neue Triumphe feiern. Leider hätten die Untersuchungen von Johannes Müller den ihnen gebührenden Einfluß nicht gefunden, weil es diesem großen Beobachter nicht gefiel, weitere Consequenzen daraus zu ziehen. Er hatte das Gesetz von der Identität der embryonalen und pathologischen Entwicklung festgestellt, und darin lag die Nothwendigkeit gegeben, die verschiedenen krankhaften Erzeugnisse nicht mehr als fertige Dinge, sondern als in der Entwicklung begriffene Gewebe zu betrachten. Diesen Schritt that man nicht, und so kam man immer wieder auf der einen Seite in die alte Ontologie, auf der anderen in einen rohen Empirismus.

Noch klarer und entschiedener entwickelt Virchow seine Grundanschauung in dem Artikel „Die naturwissenschaftliche Methode und die Standpunkte in der Therapie". Er setzt als bekannt voraus, daß während der letzten zwei Decennien der denkende Theil der deutschen Aerzte die alte Brücke zwischen der Medicin und den übrigen Naturwissenschaften wieder aufzubauen bestrebt gewesen sei, und daß alle tonangebenden Schulen in Deutschland darin übereinstimmten, daß die Medicin im Range einer Naturwissenschaft, als Wissenschaft vom Menschen, als Anthropologie im weitesten Sinne, also ideal und

prophetisch, als höchste Naturwissenschaft gefaßt werden müsse. Aber in den einzelnen Schulen seien die Vorstellungen über die Ausführung dieses Gedankens sehr verschieden. Virchow kommt in dem weiteren Verfolge darauf, mit Asklepiades von Bithynien hervorzuheben, daß die Methode der Forschung das Wesentliche und Unterscheidende sei. Dadurch, daß Baco zuerst mit Bewußtsein, nach einer langen Zeit des Träumens, die naturwissenschaftliche Methode gelehrt habe, aus der dann sehr bald die Naturwissenschaft selbst hervorgegangen, sei er ein Philosoph geworden, für alle Zeit groß und bewundernswürdig. 'Die Methode sei es, durch welche sich die Harvey, die Haller, die Bell, die Magendie und die Müller von ihren kleineren Zeitgenossen unterschieden. Sie sei der Geist der Naturwissenschaften.

Von dieser Definition der Methode aus kommt Virchow dann dazu, die übel verstandene Skepsis zu bekämpfen, welche dazu geführt hat, die Therapie zu läugnen. Skepticismus bei Solchen, die nicht zu gleicher Zeit einen besonderen Beruf zur Beobachtung hätten, habe zu allen Zeiten Verwirrungen gegeben. Er sieht auch in der sogenannten physiologischen Pharmakologie nicht den richtigen Weg, derselbe habe im Gegentheil zu der rohen Empirie geführt, die das Rademacher'sche Werk vertritt. Daß dieses gerade in Preußen einen so großen Erfolg erwarb, erklärt Virchow daraus, daß dort die mehr als unbegreiflichen Einrichtungen der Spitäler die Möglichkeit wirklich therapeutischer Beobachtung fast abgeschnitten habe. Die Verzweiflung an der Therapie, welche sich durch die immer zunehmende Vernachlässigung der classischen Literatur, durch die Schuld der klinischen Lehrer und die Unzugänglichkeit der großen Spitäler, endlich durch die Mißgriffe der physiologischen, chemischen und rationellen Therapeuten, wie sie sich nennen, unter einem großen Theil besonders der jüngeren Aerzte, sich verbreitet, habe auch unter den Laien mehr um sich gegriffen. Die Unsicherheit der Arzneimittel und der Unglaube an die ärztliche Geschicklichkeit seien so gangbare Phrasen, daß kaum noch ein Roman geschrieben zu werden scheine, in dem nicht ein Arzt eine klägliche Rolle spiele.

Die Reaction ist freilich nicht ausgeblieben. Der eine Theil suchte sein Heil nicht mehr bei den Menschen, sondern bei Gott und wollte Schutz in Gebeten, Sacramenten und Buße finden, der andere Theil, auch gläubig, wirft sich Quacksalbern aller Art in die Arme, ein dritter endlich construirte sich aus seinem, in dieser Beziehung meist dummen Geiste selbst ein individuelles therapeutisches System.

Nach einem kurzen Streifzuge auf das Gebiet der Universalmittel erklärt Virchow, daß die einzige Möglichkeit einer dauernden Umstimmung der öffentlichen Meinung nur in einer genügenden Bearbeitung der Therapie vom empirischen Standpunkt und einer allgemein gründlichen Ausbildung der Aerzte gefunden werde. Der Arzt werde dann zugleich helfen und belehren, es werde nicht mehr vorkommen, daß von einer Heilmethode, wie die Hydrotherapie, die in eigenen großen Anstalten und mit oft sichtbarem

Erfolge geübt werde, kein Hospitalarzt, kein Kliniker Kenntniß nehme, noch weniger einen Schritt thue, um die prätendirten Erfahrungen der Wasserdoctoren zu prüfen und für die Wissenschaft zugänglich zu machen! Goldene Worte, die freilich auch heute noch nicht die ihnen gebührende Anerkennung gefunden haben!

Das Beharrungsvermögen, die vis inertiae und der Fortschritt schlössen sich aus, trotzdem daß eine neue politische Partei sich den Namen Conservativ-Liberaler beigelegt habe.

Virchow zufolge wird sich die Therapie nur von dem Erfahrungs-Standpunkte aus, von praktischen Aerzten und von Klinikern gepflegt und durch Verbindung mit der physiologischen Pathologie zu einer Wissenschaft erheben, die sie bis jetzt noch nicht ist. Er schließt mit dem Citat des Cartesius, daß, wenn es überhaupt möglich sei, das Menschengeschlecht zu veredeln, die Mittel dazu nur in der Medicin gegeben seien. Die Medicin soll die Anthropologie, die Lehre vom Menschen werden, sie sei daher ihrem ersten Kern und Wesen nach eine sociale Wissenschaft und vereinige in sich alle Consequenzen von den Gesetzen, welche den Körper und den Geist zu bestimmen vermögen.

Die Arbeiten des „Archivs" bilden aber keineswegs den ganzen Inhalt der Thätigkeit Virchows in jener Zeit. Zwei hervorragende ärztliche Gesellschaften, die von ihm mit gegründet, die für wissenschaftliche Medicin und die für Gynäkologie, gaben ihm Veranlassung zu einer Reihe von Vorträgen, unter denen einige, wie „Das Weib und die Zelle" durch ihre Vertiefung in die gestellte Aufgabe ebenso ausgezeichnet sind, wie durch eine Fülle der anregendsten Detailuntersuchungen.

Wir sahen, daß Virchow seinen Arbeiten entrissen wurde durch die Mission nach Oberschlesien und erfuhren, welche Bedeutung dieselbe für seine ganze spätere Richtung und seine Auffassung vom gesunden und kranken Leben gehabt hat. Neben dem Individuum trat in den Kreis seiner Untersuchungen das Allgemeine, der Staat, das Volk, die Menschheit. Die praktische Politik erfüllt ihn dann während der Tage der Revolution, er sucht durchzudringen zum Humanismus und, trotz aller nur zu leicht erklär- und entschuldbaren Irrungen jener Tage, bleibt ihm ein tiefes Verständniß für die Wichtigkeit der öffentlichen Gesundheitspflege und der Seuchenlehre. Sofort begreift er beide in ihrem innersten Kern, und er sieht vorahnend, daß sie zu den großen Unterströmungen gehören, die nicht nur für die Geschichte der Medicin und der medicinischen Anschauungen, sondern auch für die der Völker wahrhaft bedingend sind.

So ist es denn natürlich, daß in dem schwülen Revolutionssommer und dem ihm nachfolgenden Reactionswinter in der Betheiligung an den Aufgaben des Tages neben der Reform des ärztlichen Standes die Erforschung der Cholera, welche damals in Deutschland auftrat und auch Berlin nicht verschonte, eine hervorragende Rolle spielt. Neben der genauesten

Erforschung ihrer pathologischen Anatomie verliert Virchow dabei die allgemeinen Gesichtspunkte nie aus dem Auge.

Ehe Rudolph Virchow nunmehr Berlin verließ, legte er aber die Summe seines Denkens, die Gesammtheit seiner Anschauungen, die Endergebnisse seiner Forschungen nieder in einer kleinen Schrift „Einheitsbestrebungen der wissenschaftlichen Medicin" und widmete sie dem Vater seiner Braut. Er will den Standpunkt klar legen, den er in der Wissenschaft festgehalten und von dem aus er ihre Entwickelung zu fördern versucht hat. Seinen Feinden, denn von einem Angriffe auf seine wissenschaftliche Thätigkeit wisse er nichts, wie seinen Freunden solle die Schrift den Beweis liefern, daß er sich seine Aufgaben mit Bewußtsein gestellt, daß er nie, weder am Leichentisch noch mit dem Mikroskop, noch am Krankenbett oder im öffentlichen Leben über der Mannigfaltigkeit des Einzelnen das Streben nach höheren einheitlichen Principien vergessen habe.

Dem entsprechend besitzt die kleine Schrift den Charakter einer philosophischen im guten Sinne des Wortes. Ueberhaupt hat die Berliner medicinische Schule niemals aufgehört, die Verbindung mit der Philosophie zu pflegen, derselben freilich nur das Terrain überlassend, auf dem ihre Ansprüche berechtigt waren. Johannes Müller war nicht nur zu den „Müttern" der Naturphilosophie gleich Faust hinabgestiegen, er hat auch Hegels Vorlesungen besucht ohne freilich die Lehre des Philosophen Macht über sich gewinnen zu lassen, während er sich durch die Betrachtungsweise Giardano Bruno's „dieses Johann Huß der philosophischen Reform", dauernd angezogen fühlte. Traube versenkte sich eifrig in das Studium Bacos und Spinozas, und selbst Virchow hat sich, bei all seinem Kämpfen gegen die Hegelei, dem Einflusse der Jung-Hegel'schen Schule nicht entzogen, deren voraussetzungsloses Denken und schwache Dialektik seine Waffen oft genug geschärft hat.

Virchow beginnt in den „Einheitsbestrebungen" mit den Menschen. Er weist die Transscendenz für die Wissenschaft zurück, ebenso, als unwissenschaftlich, den Anthropomorphismus. Das wissenschaftliche, zur Einheit gelangte Bewußtsein finde nur im Humanismus sein Ziel.

Das Leben ist mit der Mechanik nicht identisch, sondern eine bestimmte, die allercomplicirteste Form derselben. Nicht der Stoff als Beweger des Lebens an sich ist etwas Besonderes, sondern die Bewegung des Stoffes das Leben selbst.

Die Medicin, nur dem Wortlaute nach, Heilkunst, hat sich als Wissenschaft daher immer die Aufgabe gestellt, die einige Lehre vom Menschen zu enthalten. Gefahr droht ihr vor Allem von den ontologischen Systemen. Die Pathologie muß aufgehen in die Physiologie. Die pathologische Physiologie ist zu gründen, nicht eine physiologische Pathologie, denn die Krankheit ist nichts Exceptionelles, nich's Ontologisches. Sie ist lediglich der Ausdruck des unter ungünstigen Bedingungen verlaufenden

Einzellebens, die Seuche dagegen das Anzeichen großer Störungen des Massenlebens. Virchow trennt hier die natürlichen von den künstlichen Seuchen. Erstere sind immer dagewesen, so oft der Wechsel der Jahreszeiten, der Witterung 2c. die Lebensbedingungen änderte und die große Masse sich vor diesen Veränderungen nicht durch künstliche Mittel schützte. Die künstlichen Seuchen sind ihm Producte der falschen oder nicht auf alle Klassen verbreiteten Cultur. Sie deuten auf Mängel, welche durch die staatliche und gesellschaftliche Gestaltung erzeugt werden, und treffen daher auch vorzugsweise diejenigen Klassen, welche die Vortheile der Cultur nicht mitgenießen. Diese künstlichen Seuchen sind leibliche und geistige, denn auch die Geisteskrankheiten treten epidemisch auf und reißen ganze Völker in eine wahnsinnige Bewegung. Nur die Psychiatrie befähigt den Historiker, die großen Schwankungen der öffentlichen Meinung, der Volksstimmung, zu übersehen.

Die Medicin muß daher in das große politische und sociale Leben eingreifen, sie muß die Hemmnisse angeben, welche der normalen Erfüllung der Lebensvorgänge im Wege stehen, und ihre Beseitigung erwirken. Geschähe dies in Wirklichkeit einst, so würde sie ganz aufgehen in das allgemeine, einheitlich gestaltete Wissen, das mit dem Können identisch sei.

Das war Virchows Schlußwort. Ihm ist er auf dem Gebiete der Cellularpathologie treu geblieben. Neben der Einheit aller Lebenserzeugung die Selbstthätigkeit der Zelle, neben der Auffassung des Organismus als eines Aggregates zufällig zusammengerathener Atome, ein neuer Vitalismus! Letzterer durchdringt fortan alle seine für die Zellularpathologie grundlegenden Arbeiten und Klebs hat ganz Recht, wenn er den von Häckel gegen Virchow erhobenen Vorwurf, als sei dieser vom Monismus zum Dualismus später übergegangen, entschieden zurückweist. Zu dem Monismus im Sinne Häckels hat sich Virchow niemals bekannt.

Das Alter.

Von

Anton Theobald Brück*).

— Osnabrück. —

Vom menschlichen Alter haben theils Physiologen und Aerzte, theils philosophisch veranlagte Schriftsteller gesprochen; jene vorzugsweise die physiologische und pathologische Seite, diese mehr die psychischen Aeußerungen des Alters behandelt. Bei den letzteren, meist selbst den Alten, z. B. Cicero, Jacob Grimm, beide im sechsten Lebensjahrzehnte stehend, wie bei Lichtenberg, ist es vorzugsweise die Selbstbeobachtung; bei den Aerzten, z. B. Geist, Nagel, sind es ihre Erfahrungen im Leben, theils in Hospizien für männliche und weibliche Greise gesammelt, welche uns über das Alter belehren. Unter den Physiologen ist vor allen K. F. Burdach zu nennen. — Möge es auch dem Verfasser dieser Zeilen vergönnt sein, einem Kinde des vorigen Jahrhunderts, den Alten und zugleich den Aerzten angehörend, ein letztes Wort über die letzten Decennien des hohen Alters zu sprechen.

Wann beginnt das Alter?

Die Lebensdauer von Jahrhunderten, wie die thurmhohe Größe der Riesen fallen billig der Mythenbildung anheim. Es ist versucht, die Lebensperiode in sieben, in zehn Decennien abzutheilen. Statt dieser arithmetischen Eintheilung möchte ich ein biologisches Eintheilungsprincip, als dem stets bewegten Leben entsprechender, vorschlagen, wozu mir eine gedrängte

*) Man wird diese geistreichen, auf tiefer Gelehrsamkeit beruhenden Betrachtungen eines im neunten Jahrzehnt seines Lebens stehenden Mannes nicht ohne Rührung lesen können. Besonders hervorgehoben sei, daß der Verfasser, Geheimer Sanitätsrath Dr. Brück, die Auszeichnung erfahren hat, vor nahezu 60 Jahren eine seiner Schriften durch Goethe warm gelobt und später benützt zu sehen. In zwei in der „Gegenwart“ veröffentlichten Artikeln erzählte der Verfasser die Einzelnheiten. D. Red.

physiologische Einleitung gestattet sei. Flourens (Sur la longevité) nimmt hundert Jahre als Normaldauer an. Bis zu dieser, von Wenigen erreichten Lebensdauer übertrifft das weibliche Geschlecht das männliche, wie 155 : 100. Bis auf 110 brachten es dagegen nach neueren Untersuchungen nur 17 Frauen gegen 58 Männer. Einzelnen ist ein weit höheres Alter zu Theil geworden: Thomas Parre 152, Henri Jenkins 169 Jahre. Von einer Million Menschen ist nach 110 Jahren noch Einer übrig. (Burdach.) Manche bis zum 84. Jahre Lebende beobachtete Blumenbach (Physiologie), Wenige darüber hinaus.

Den neuesten Angaben zufolge leben gegenwärtig 3108 Personen über 100 Jahre in Europa.

Von der Geburt bis zum Tode sind es dieselben Organe, durch deren Zusammenwirken, gleich den verschiedenen Instrumenten im Concert, die Harmonie des Lebens, die Gesundheit, besteht. In den verschiedenen Lebensperioden aber treten einzelne Organe bestimmter und bestimmender hervor und zurück, ohne jedoch völlig zu erlöschen. Vor Allem hat die Natur dafür gesorgt, daß die Gattung bestehe; das ist die Lebensperiode, deren schöne Feier wir Deutschen die Hoch-Zeit des Lebens nennen. Die Pflanzen gehen in dieser Lebensäußerung völlig auf, eben so die niedersten Thiere. Die einfachste Alge, aus einer Zelle bestehend, pflanzt sich durch Theilung in wenigen Stunden fort und stirbt — die hundertjährige Eiche wiederholt jährlich durch Blüthe und Frucht denselben Fortpflanzungsproceß und geht darin auf. Erst im Menschen findet sich eine Unterordnung des Geschlechtslebens unter das höhere, individuelle Leben bestimmt angedeutet. Das Beckenleben nannten jenes die deutschen Naturphilosophen, die Lage der Organe bezeichnend, welche scheinbar für sich bestehen, jedoch in lebendigster Wechselwirkung mit dem Fühlen, Denken und Wollen der Person stehen. Dieser Organengruppe ist die eine Lebensaufgabe des Menschen, die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, zugetheilt, während die höhere, die eigentlich humane Lebensaufgabe durch einen höher potenzirten Organismus ermöglicht wird, durch das Wirbelsystem: das Rückenmark und seine Krone, das Gehirn.

Beide Lebensaufgaben sind zugleich an beide Geschlechter, jedoch nicht gleichmäßig, vertheilt, was in der Körperbildung sichtlich zu Tage tritt: durch Vorherrschen des Beckenlebens beim Weibe und des Gehirnlebens beim Manne. In einem Aufsatze, Ανθρωπος (Oken's Isis 1830. S. 351—367), suchte ich nachzuweisen, daß erst beim Manne der völlig aufrechte Stand, die Selbständigkeit, verwirklicht werde vermöge des höchst belebten, wachen Gehirns, welches die Schwerkraft besiegt.

Unbestreitbar ist die allernächste Aufgabe des Menschengeschlechts dessen Erhaltung durch die Fortpflanzung. Das vornehmste, eigentlich biologische Eintheilungsprincip der Lebensalter scheint mir naturgemäß in dem Cyclus vom Beginn der Pubertät bis zu den klimakterischen Jahren dargeboten. Und so möchte ich

1. die glückliche Jugendzeit, den Morgen des Lebens, die Zeit von der Geburt bis zur vollen geschlechtlichen Reife (in unserm Klima beim Manne etwa das 24.. beim Weibe das 20. Jahr) das Vorbereitungsalter,

2. die Zeit der Reife, des geistigen und leiblichen Schaffens (beim Weibe etwa bis zum 45. Jahre, beim Manne darüber hinaus), diesen Mittag des Lebens das reife Wirkungsalter nennen, dem dann

3. der Abend des Lebens, das höhere, eigentlich sogenannte Alter sich anschließt.

Der „Fluch" des alten Testaments für den Mann: im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu essen, für das Weib: in Schmerzen zu gebären, stellt sich, objectiv betrachtet, als die an beide Geschlechter vertheilte Lebensaufgabe im reifen Wirkungsalter dar, in deren Lösung vielmehr das Glück des Daseins besteht. Die Arbeit des Mannes, ursprünglich auf den Erwerb der nothwendigsten Lebensbedürfnisse gerichtet: die Jagd, der Ackerbau, die Viehzucht, die Vertheidigung der Familie, vorzugsweise mit Muskelanstrengung verbunden, vollführt sich freilich „im Schweiße des Angesichts"; sie steigert sich aber bei fortschreitender Cultur zur höheren Gehirnarbeit, zur Kunst und Wissenschaft und überzeugt den Mann vom Werthe des Daseins. Ebenso erkennt das Weib jenen „Fluch" als seine höchste Lebensaufgabe: die Geburt und die Erziehung der Kinder, nicht bloß durch die ersten Bedürfnisse des Lebens, sondern zur wahren Humanität. Viele, namentlich solche, denen das Geschick die Erfüllung dieser Lebensaufgabe versagte, haben in edler Lebensthätigkeit, in Kunst und Wissenschaft Achtungswerthes geleistet.

Das „reife Wirkungsalter", dem diese Lebensaufgaben gestellt sind, nimmt die kräftigste Mitte des Lebens ein, etwa drei Jahrzehnte, eine Dauer, die weder das „Vorbereitungsalter" bedarf, noch das „Alter" zu erreichen pflegt.

Ohne statistisches Material trifft der jüdische König David mit dem griechischen Weisen Solon in der Dauer des Lebens nahezu überein, indem der erstere, der selbst nur das siebenzigste Jahr erreichte, die normale Lebensdauer auf 70 bis 80, der andere, der gegen 80 alt wurde, dieselbe auf 70 beschränkt. In unserer Zeit bestätigt sich dasselbe an der Hand der Statistik. (Quetelet, Halley, Simpson, Duvillard u. a.) — Bezeichnend ist des Psalmisten bekannter pessimistischer Ausdruck von der Mühe und Arbeit des Lebens, „selbst wenn es köstlich gewesen ist", gegenüber der objectiv gehaltenen Elegie des Griechen:

„Noch unkundig der Red', unmündig noch, treibt in den sieben
Erstlingsjahren die Reih'n sprossender Zähne das Kind;
Aber vollendete bald ihm die andern sieben die Gottheit,
Thun Anzeichen sich auch werdender Jugend hervor.
Dann in der dritten umhüllt, wie die Glieder sich kräftig gestalten,
Flaum sein Kinn und er färbt dunkler den blühenden Reiz.

Kommen die Sieben anjetzt zum viertenmal, dann ist der Manneskraft
Gipfel erreicht und es thun edele Thaten sich kund.
Doch in der fünften ist's Zeit, daß der Mann der Vermählung gedenk sei
Und er ein Folgegeschlecht blühender Kinder erzeug'.
Drauf in den sechsten erstarkt urkräftig des Mannes Gesinnung
Und nicht mag er hinfort eitele Werke begehn.
Vierzehn Jahre hindurch, in der siebenten und in der achten
Reihe von sieben, erhebt Red' ihn sodann und Verstand.
Auch in der neunten vermag er noch Einiges, aber ihn flieht schon
Zum großherzigen Thun Weisheit und Leibesgewalt.
Aber erfüllte zum zehntenmal sein siebentes Jahr Wer,
Nicht unzeitig ereilt diesen das Todesgeschick".

Nach der mittleren Lebensperiode, welche ich als das „reife Wirkungsalter" bezeichnet habe, dem die höchsten Aufgaben des männlichen und weiblichen Lebens anheimfallen, einem Zeitraum von etwa dreißig Jahren, tritt, gleichsam als ein Ausruhen nach dieser „Mühe und Arbeit", wie der Psalmist sagt, das Alter ein. Bei den Römern war schon das fünfzigste Jahr als Beginn der Senectus, wogegen wohl annähernder ein deutscher Denkspruch das sechzigste bezeichnet. Wie das „Vorbereitungsalter", die Jugend, nicht durch bestimmte Jahreszahlen begrenzt, sondern allmählich in das „Wirkungsalter", so tritt dieses allmälig in die ruhigere, jedoch keineswegs freud- und thatenlose Periode des Alters. Ankämpfen müsse man dagegen, mahnt Cicero, wie gegen eine Krankheit. Man nannte das Alter selbst eine Krankheit — mit Unrecht. Die Welle des Einzellebens erhebt sich aus dem Meer des Alllebens und sinkt in dasselbe zurück, bei glücklichst organisirten Naturen ohne wesentliche Störung durch Krankheit. Unmerklich nehmen die Functionen der einzelnen Organe ab; so die Capacität der Lungen sogar schon mit dem fünfunddreißigsten Lebensjahre. Nur abnorme Erregungen, körperliche und geistige, meist von außen herantretend (Temperatur, Nahrung, Verletzungen, Epidemien, geistige Ueberbürdung 2c.) bringen organische Veränderungen hervor, die wir Krankheiten nennen — selbst die geistigen beruhen auf Gehirnstörungen. Unmerklich führt uns ein glückliches Alter wie im Schiffe stromabwärts — nicht wir fühlen die Bewegung, sondern die Ufer scheinen vorüber zu schweben, bis uns das Meer des ewigen Schlafes in sich aufnimmt.

Das Alter trägt zwar gegenüber den beiden vorhergehenden Lebensperioden den Charakter der Ruhe, jedoch keineswegs der Passivität. Wie die würdige Matrone, lebensklug und in liebevoller Thätigkeit für die Familie fortwirkt: so ist im Alter dem Mann, freier von Leidenschaften und Sorgen der mittleren Lebenszeit, vergönnt, durch Rath und That zum Wohl des Ganzen zu wirken und mit klarem Geiste in Wissenschaft und Kunst fortzuschaffen.

Wir erstaunen über die, freilich nur bei ausnahmsweise begabten Männern, selbst im hohen Alter bis zum Ende ausdauernde Arbeitskraft; so — um

nur Einige zu nennen — bei Hippokrates bis zum 104. Jahre, bei Tizian bis fast zum 100., bei Michel Angelo und Alexander v. Humboldt bis zum 90., bei Sophokles bis zum 92., bei Voltaire bis zum 85., bei Friedrich dem Großen bis zum 74., bei Goethe bis fast zum 83. Und verdanken wir nicht unsere letzten Siege vorzugsweise dem Greisenalter angehörenden Schlachtenlenkern?

Als Beispiel eines im Alter sogar durch die, sonst nur dem „reifen Wirkungsalter" der mittleren Lebenszeit anheim fallende, zwiefache Productivität Ausgezeichneten habe ich in Paul Lindaus „Gegenwart" (1879, Nr. 1) das Lebensbild unsres Goethe zu entwerfen versucht. Seine Gehirnthätigkeit erwies sich noch bis in die letzten Tage seines Lebens als eine jugendlich frische in dem Aufsatze, welcher den Sieg seiner synthetischen Naturauffassung durch Geoffroy St. Hilaire in der französischen Akademie zum Gegenstand hatte. Freilich trat diese Nachricht von der endlichen öffentlichen Anerkennung seines lange verkannten Aperçu als ein letztes Glück belebend in seine letzten Tage, bestätigend sein Wort:

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzen Tag.

Wie bezeichnend für Goethe ist es, den letzten Tag mit dem letzten Glück in Verbindung zu bringen!

Wie Sophokles noch im hohen Alter Tragödien dichtete, die zu den vortrefflichsten gezählt werden, so beschloß Alexander v. Humboldt sein Leben mit dem großartigen Werke Kosmos. — Reisend, lehrend und heilend bis an sein Ende, beklagte Hippokrates sein langes Leben als zu „kurz für eine lange Kunst".

Wenn auch nicht alle jene Geistesheroen mit großen Werken schlossen, so beharrten andere, wie Wilhelm von Humboldt, der zurückgezogen auf Schloß Tegel jeden Tag mit einem geistvollen Sonett bezeichnete, bis zum Ende in behaglicher Thätigkeit. — Gesundes Alter ist lebensfroh, sagt Jakob Grimm, behaglich dem Naturgenusse zugewandt, wie Odysseus den Vater Laertes mit der Gartenarbeit beschäftigt findet und Ciceros Cato Major ein Werk über den Landbau schreibt. Solchen erscheint, wie Goethe sagt, das Alter als ein „höflich Mann, Einmal über's andre klopft er an Dann klinkt er auf und tritt herein." Aber „dann fällt's den Jahren auch mal ein, nicht mehr, wie sonst, bequem zu sein." Die vom Schicksal mindre begünstigten Greise, denen auch die früheren Lebensperioden keineswegs „bequem" waren, tritt auch das Alter hart an, vor allen die Armen, und zwar meist ein verfrühtes. Diese sind es, für die jener heitre Goethe'sche Spruch die herbe Glosse herbeiruft:

Der Arme hat, er thu' auch was er mag,
Sein erstes Glück an seinem letzten Tag.

Den Gebrechen des Alters entgeht höchst selten ein Hochbejahrter; selbst Goethe litt an Abnahme des Gedächtnisses und Gehörs, wie wir andern Alten, er verlor die Zähne und ergrauete. Er imponirte durch seine

„würdige Haltung", die ihm, obgleich nur von mittler Größe, das Ansehn höheren Wuchses gab. — Durch das Schwinden vorzüglich der zwischen den Wirbeln des Rückgrats liegenden Knorpel verliert der Greis sechs bis sieben Centimeter von Höhe, und nur durch tägliche Muskelübung erhält er sich die männlich grade Haltung und den elastischen Schritt. In keiner Weise darf er sich „gehen lassen", alle Lebensfunctionen, die sich früher von selbst verstanden, hat er zu beaufsichtigen, und in sofern gilt das Wort Ciceros, daß gegen das Alter anzukämpfen sei, wie gegen eine Krankheit. Keinen Ersatz und nur geringen Schutz bieten Kunst und Vorsicht gegen die Gebrechen des höheren Nervenlebens, zunächst des Gedächtnisses und der Sinne. Die Anatomie und Physiologie des Gehirns, noch bei Erforschung des Faserlaufes beschäftigt: ist die Aufgabe unsrer Zeit und der fernsten Zukunft. „Noch Manchem wird ein Preis zutheil werden, sagt K. E. von Baer, die Palme aber wird der Glückliche erringen, dem es vorbehalten ist, die bildenden Kräfte des thierischen Körpers auf die allgemeinen Kräfte oder Lebensrichtungen des Ganzen zurück zu führen. Der Baum, aus welchem seine Wiege gezimmert werden soll, hat noch nicht gekeimt." Wir sind daher noch auf empirische Hilfe angewiesen bei der beginnenden Abnahme des Gedächtnisses und unter den Sinnen vorzugsweise des Gesichts und des Gehörs, bis diese, wenn nicht früher das Leben erlischt, aus dem Gebiet des Gebrechens in das der Krankheit, des Absterbens: Blindheit und Taubheit übergehen.

Im Alterthum war der bejahrte Blinde besser daran, wie der Taube, wie denn die verehrten Sänger, Homer selbst und sein Demodokos bei den Phäaken, Ossian u. a. als glückliche Greise zu denken sind, während jetzt der Taube durch Lesen und Schreiben mit der Zeit und seiner Umgebung fortlebt. — Freiere Aeußerungen erlaubte sich der Greis über erkannte Wahrheit im religiösen Glauben und Staatsleben, sagt J. Grimm, einer der sieben Göttinger Professoren, die solche Freisinnigkeit mit Verbannung büßten.

Man spricht euphemistisch von der Schönheit des Alters; Eckermann nennt selbst die Runzeln Goethes schön. Allerdings erhält sich bei schönen Menschen der Ausdruck des Adels, ernster Würde und Milde, vorzugsweise im Kopfskelet, im Auge und in der Mimik nicht selten bis zum Ende, und es giebt schöne Leichen. Bei den Frauen, sagt Jean Paul, zieht sich die Schönheit am Ende in die festen Theile — er meint die Füße — zurück; was zu bestreiten ist. Selbst in der Jugend bieten, Dank unserer entstellenden Fußbekleidung, wohl nie jene Formen sich dar, die wir an der Antike bewundern; nur die Füße unserer Kinder sind schön, so lange sie von Schuhen verschont bleiben.

Im Alter treten beim Manne wie beim Weibe die geschlechtlichen Unterschiede zurück. In der Stimme verliert sich beim Manne das Metall, dessen der Jüngling aus dem Knabenalter tretend, sich erfreute; beim Weibe

wird die Stimme tiefer. Der Kopf bekommt beim Manne die Glatze, beim Weibe wird das Haar dünner, bei beiden ergraut es, wie beim Manne schon früher der Bart, durch Mangel an Ernährung der Haarwurzeln. Daß vor allem in Frankreich das Alter die **Männer** liebenswürdig mache, versichern zwei recht verschiedene Autoren: Madame **Dudevant** und **Jacob Grimm**, dem meine Erinnerungen „aus der Franzosenzeit" zustimmen. Bei manchen alten Frauen verwischt sich der Geschlechtscharakter bis zur Andeutung eines Bartes. Eine Erscheinung, die mir in dreiundsechzigjähriger ärztlicher Wirksamkeit auch bei jüngeren Frauen öfters vorgekommen, ist ein Bart der Oberlippe, erblich durch mehrere Generationen, meist bei Frauen französischer Abkunft. Einen wirklich entwickelten Bart des Kinnes, der mit der Scheere sorgfältig entfernt wurde, habe ich nur bei zwei deutschen Frauen beobachtet; beide waren kinderlos.

Alle Sprachen, sagt Grimm, äußern sich ungünstig über das Alter. Er vergißt die chinesische. China ist das Paradies des Alters, und die größte Schmeichelei ist: Du könntest mein Großvater sein. **Cicero** nennt es mürrisch, jähzornig, ängstlich, schwierig, verbittert, geizig. Gewiß sind diese Eigenschaften nicht immer Folgen des Alters, sondern aus den früheren Jahren herübergebracht, begründet in Charakter, Temperament und Schicksalen. Den Geiz der Alten findet **Cicero** um so unverständiger, als sie nur noch wenige Stationen zu wandern haben. Die Sparsamkeit des Alters erklärt sich einfach aus der Abnahme der Lebensbedürfnisse und aus dem Bewußtsein der Unfähigkeit des Erwerbens im Kampf um das Dasein.

Horaz, der gleichfalls den Alten jene Schattenseiten vorwirft, fügt eine Schwäche hinzu, welche noch jetzt sprichwörtlich ist: „Lobreden der guten alten Zeit", eine Schwäche, die schon **Homer** dem verehrten Greise **Nestor** beilegt. Kennte man nicht die ehrliche Naivetät **Homers**, so möchte man es Ironie nennen, wenn er wiederholt den weisen **Nestor** seine Jugendzeit (und sich selbst) loben läßt: „Jene bessere, heroische Zeit, da er den Riesen Erychthalion erschlug."

Blinde Leidenschaft, Leichtsinn und Unbesonnenheit des Alters läßt **Shakespeare** im Lear durch Wahnsinn büßen. — Auch in unserer deutschen Sprache ist das Beiwort „alt" kein verschönerndes, sondern das Häßliche steigernd: altes Weib, alter Narr, alter Heuchler rc.

Es gibt Wilde, welche ihre Alten todtschlagen und es gab edle Völker, sagt **Grimm**, die es thaten. Nicht undeutlich vernimmt nicht selten auch jetzt noch der Alte, welcher sich allzulange an der Tafel des Lebens aufhält, von den Jungen die leise Mahnung: hebe Dich fort, daß ich mich setze. Und bedurfte es nicht bei dem israelitischen Volke eines **Gebots**: **Du sollst** Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebest auf Erden!

Die Frage: ob das Alter ein begehrenswerthes Gut sei? läuft darauf

hinaus, ob das Leben selbst ein begehrenswerthes Gut, eine „freundliche Gewohnheit des Daseins und des Wirkens", oder ob vom pessimistischen Standpunkt betrachtet, „nicht geboren sein das höchste Gut" sei. Wessen Devise der erstere Spruch ist, der wird die Gebrechen des Alters, wovon bisher die Rede war, als Hindernisse im Fortleben ertragen; aber die Krankheiten sind meist der Beginn des Sterbens.

Hippokrates (Aphorismen II. 39; III. 18 und 31) sagt: Aeltere sind gewöhnlich minder krank als junge; chronische Krankheiten aber, die sie treffen, enden gewöhnlich erst mit dem Leben. Im Sommer, bis zu einer gewissen Zeit des Herbstes, sind Greise am gesundesten. Als die vorzüglichsten Krankheitszustände des Alters nennt er: beschwerliches Athmen, Katarrhe und Husten, Gliederschmerzen, Harnbeschwerden, Nierenleiden, Schwindel, Schlagfluß, Kachexie, Jucken am ganzen Körper, Schlaflosigkeit, Flüssigkeit der Augen und der Nase, Blödsichtigkeit, grüner Staar, Schwerhörigkeit.

Abgesehen von gewissen Specialitäten, z. B. den Alterskrankheiten der Frauen (Kisch), finden sich hier von Hippokrates die Alterskrankheiten eines Landes treulich aufgezählt. Als Commentare können wir viele ärztliche Schriften bezeichnen; ich nenne nur unter den Deutschen: Dr. Geist in Nürnberg (Klinik der Greisenkrankheiten) und Professor Nagel in Wien (die Greisenmetamorphosen), Schriftsteller, denen in großen Hospizen für Alte beiderlei Geschlechts die gründlichsten Beobachtungen und Sectionen zu Gebot standen. Den Lesern dieser nicht der Medicin angehörenden Blätter werde ich allgemein Verständliches aus eigener Beobachtung und jenen Schriften Entlehntes aphoristisch mittheilen.

Es haben sich in unserer Zeit Gesellschaften für öffentliche Gesundheitspflege gebildet, den Krankheiten überhaupt vorzubauen; und so gilt es auch, den Gebrechen und Krankheiten des Alters vorzubauen. Denen, welche alt sind, oder es werden wollen, gilt es zunächst, diese zu kennen, um sich vor ihnen zu schützen. Erbliche Anlage, Mäßigkeit und Thätigkeit in der Jugend und im mittleren Leben sind die sichersten Bürgschaften eines heiteren Alters. Als eine glückliche habe ich (a. a. O.) die Jugend Goethes gepriesen, der mit der „Frohnatur" seiner Mutter heranwuchs, ohne, wie unsere Jugend, auf den Schulbänken mit Lehrstoff überfüttert, anämisch und kurzsichtig zu werden, ohne bei mangelndem Organ für Mathematik mit den Kegelschnitten behelligt und ohne durch das Gespenst der Maturitätsprüfung geängstigt zu werden. — In einer Versammlung von Irrenärzten klagte Dr. Hasse, unter allgemeiner Zustimmung, als Hauptursache der leiblichen und geistigen Verkümmerung, der Nervosität, der Kurzsichtigkeit und der erschreckend zunehmenden Geisteskrankheiten die Ueberbürdung unserer studirenden Jugend mit Schulstunden und Lehrstoff an. Man hat darauf höheren Orts Irrenanstalten zur Berichterstattung über die Ursachen der Krankheit bei der Aufnahme aufgefordert. Nur bei wenigen wollen die

Berichterstatter die beklagte Ueberbürdung durch die Schule gefunden haben. Zwar haben schon längst die Aerzte über diese Ueberbürdung Klage geführt; nichtsdestoweniger haben Lehrstoff und Schulstunden sich gemehrt. Aus meiner Gymnasialzeit erinnere ich mich keines einzigen Brillenträgers, wie sie jetzt zu Dutzenden erscheinen. Freilich wurden wir auch nicht so gelehrt, um uns auf der Universität in den ersten Semestern von all dem eingetrichterten Wissen zu — erholen. Dürfte nicht die zugestandene unmittelbare Schwächung der Augen als ein Vorbote der Nervosität und Gefährdung des Geistes im späteren Leben angesehen werden?

Wenn durch die Berichte mehrerer Irrenanstalten verhältnißmäßig nur bei wenigen der aufgenommenen Irren der Grund der Seelenstörung sich durch die Schule constatiren ließ: so ist — abgesehen, daß etwa die Hälfte der Irren weiblichen Geschlechts ist — zu bedenken, daß bei dem Andrange aus allen Volksklassen zu den Irrenanstalten sich nur Wenige darunter finden, welche jenen höheren Schulunterricht genossen haben, den Dr. Hasse und seine Collegen beschuldigen. Sicher ist eine geistig überbürdete Jugend kein Prognosticon geistesfrischen Alters.

Wie den Mond mit seinen Gebirgen und Kratern, so kennen wir mikroskopisch das Gehirn mit seinen Windungen u. s. w.; wo aber bei beiden der Sitz des früheren Lebens war, bleibt die Frage. Zwar haben Vivisectionen höherer Thiere, großartige Kopfverletzungen in Kriegen, Prüfungen von Arzneimitteln Erfreuliches zu dieser Frage beigetragen: es bleibt aber noch unseren Urenkeln unendliche Arbeit übrig. Die Abnahme der Geisteskräfte im hohen Alter fällt mit der Rückbildung des Gehirns ebenso natürlich zusammen, wie die Abnahme der körperlichen Functionen mit der Rückbildung der Organe, z. B. der Muskelkraft mit dem Schwinden der Muskeln, und es ist ein Sprichwort, daß das hohe Alter wieder kindisch wird. Die wenigen Ausnahmen geistesgewaltiger Männer, welche ich oben citirt habe, bestätigen nur die Regel, und man darf sagen: trotz ihrer hohen Jahre wären sie so glücklich organisirt, noch nicht alt zu sein.

Um nur die auffallendsten Veränderungen des höheren Nervensystems im Alter zu nennen: der Schädel, verdünnt, wird um ein Drittel leichter, das Gehirn, atrophisch, füllt den Schädel nicht mehr aus, verändert sich in seiner Substanz, nimmt an Gewicht immer mehr ab, besonders das große, desgleichen das Rückenmark und die Nerven. Anderenfalls ergibt nach J. W. Müllers Untersuchungen die regressive Metamorphose des Gehirns compensatorische Verdickung des Schädels und darum Ansammlungen im Gehirn.

Die Alten fühlen es mit schmerzlicher Resignation, daß die Leistungen ihres verödeten Gehirns ihren eigenen Anforderungen nicht mehr genügen. Wenn auch weniger drückend, spricht sich diese Hirnschwäche in den Gewohnheiten des täglichen Lebens aus: sie wissen nicht wohin sie eben ihre Cigarre, ihre Brille hingelegt haben, ihre Muskeln folgen weniger dem Willen, sie

zerbrechen mehr Tassen, stoßen Gläser um, verwechseln die Hüte u. s. w. Bezeichnend drückt der geistvolle Selbstbeobachter Lichtenberg die Abnahme seines geistigen Schaffens aus: „Wenn ich ehedem in meinem Kopfe nach Gedanken oder Einfällen fischte, so fing ich immer etwas; jetzt kommen die Fische nicht mehr so. Sie fangen an, sich auf dem Grunde zu versteinern und ich muß sie heraushauen, stückweise, und ich flicke daraus etwas zusammen.“ Die lauten Selbstgespräche gehören auch dahin. Ein unangenehmer Gedanke, eine beschämende Reminiscenz, die der Jüngere still in seinem Gehirn verarbeitet, veranlaßt beim Alten wohl einen Aufschrei, Ballen der Faust, Aufstampfen: eine Reflexerscheinung, ein Ueberspringen (wie bei der überladenen Leydener Flasche) von den Empfindungszellen zu den Bewegungszellen, wodurch sich das Gehirn befreiet.

Aber auch an psychischen Krankheiten fehlt es nicht im Alter; es genüge hier, daß sie nicht selten zum Selbstmord führen. Im Heiligengeisthospitium zu Nürnberg, das 245 alte Männer und 550 Frauen enthielt, traten in zwölf Jahren 514 Todesfälle ein, worunter sechs Selbstmorde. Doch heilen bei kräftig organisirten Greisen selbst Geistesstörungen, die durch die gefährlichsten Gehirnverletzungen (Schlagfluß) hervorgerufen sind, nicht ganz selten. Einer meiner Kurgäste in Driburg, vor sechzig Jahren mein Universitätsgenosse, litt infolge eines Gehirnschlages an jenem sonderbaren Uebel, welches Aphasie genannt wird und fast immer eine bestimmte Stelle des linken Vorderhirns lädirt zeigt. Die Kranken suchen vergebens, oder verwechseln die Worte. Mein Tischgenosse forderte z. B. statt: „Das Salzfaß, „das Bleistift“ und dergl. Er genas aber so, daß er vor seinem Tode noch einen gelehrten Band juristischen Inhalts edirte. Correcte Briefe hatte ich noch von ihm.

Unter den von Hippokrates oben aufgezählten Krankheiten des Alters ist der unvermeidlichen Abnahme der Sehkraft erwähnt. Das kleiner gewordene, glanzlose Auge tritt in seine Höhle zurück, die Axe der vorderen Augenkammer wird verkürzt, daher die Lichtstrahlen zerstreut auf die Netzhaut fallen und kein deutliches Bild der Gegenstände geben. Weil die inneren Feuchtigkeiten des Auges abnehmen und nun die Muskeln die Augenaxe verlängern, und die Pupille sich verengt, hebt sich nach Achtzig zuweilen wieder das Sehvermögen, wenn nicht unterdeß die Linse sich verdunkelt hat (grauer Staar) oder die Netzhaut abgestorben ist (schwarzer Staar). Die hippokratischen Benennungen sind für unsere Zeit nicht mehr zutreffend; wie er aber von der Gesundheit des Auges auf die allgemeine schloß, spricht er in dem Satz aus: Wie das Auge, so der Mensch.

Das beschwerliche Athmen, Husten und Katarrh stellt Hippokrates mit Recht unter den Altersleiden voran. Die Athemzüge nehmen an Tiefe ab. Die Lungen, welche bis zum fünfunddreißigsten Jahre fast 200 Kubikzolle Luft einathmen, verlieren fortwährend diese Capacität, um das achtzigste bis auf 111. Somit kommt dem Alten nur etwa die Hälfte des blutbelebenden

Sauerstoffs zugut, falls er auch durch Bewegung im Freien die Athmungsfähigkeit seiner Lungen gehörig ausbeutet. Nun aber betrachte man das verminderte Athmen der Stubensitzer in oft schlechter Luft! Hier tritt die oftberufene Hygieine vorzugsweise in ihre Rechte: das Ankämpfen gegen den Altersmarasmus.

Seines Fleißes darf man sich nicht rühmen, sagt Lessing. Und so darf ich im langen Kampf um's Dasein namentlich mein Verhalten zur Atmosphäre als ein günstiges zur Nachahmung empfehlen. Der lange Winter bannt uns an das erwärmte Zimmer, und wenn ich die „nüchternen Frühpromenaden“ nicht empfehlen kann: im Laufe des Tages befreunde man sich durch mehrmalige kurze, rasche Spaziergänge mit der erfrischenden Luft, um sich von Kohlen- und Wasserstoff und — Sorgen zu befreien und das Nahrungsbedürfniß zu heben. Der einsame Spaziergang, sagt Grimm, ist für den Alten geschaffen, er athmet mit Lust und Manches fällt ihm auf dem Spaziergang ein, was ihm zu Hause dunkel blieb.

Instinctmäßig drängt es nach den Freuden und Leiden des Winters den Städter hinaus zur „Sommerfrische“, zu großen Reisen, zu den Bädern. Große Reisen sind aber für Hochbejahrte in mehr als einer Hinsicht bedenklich! Auf den Eisenbahnen fehlt meistentheils für sie eine gewisse Bequemlichkeit, welche die Jugend kaum vermißt, deren Entbehrung aber bei Greisen — wie ich mehrere Fälle erlebt habe — zu tödtlichen Erkrankungen führen kann. Empfehlend ist einfacher Landaufenthalt mit genügender Beschäftigung und Verkehr mit Jüngeren, oder der Besuch nicht luxuriöser, nicht überfüllter Bäder. Man hat die indifferenten Thermen, wie Gastein, Schlangenbad zc., empfohlen. Doch auch in Driburg hatte ich hochbejahrte Stammgäste zu begrüßen und wenn ich selbst kaum die Gebrechen des hohen Alters empfinde, so schreibe ich dieses dem jährlichen Sommeraufenthalt in der belebenden Waldluft und der Hautcultur durch die unübertroffenen Bäder vor allem zu.

Wir leben in einer Zeit zunehmender Feste. Gefeiert werden in jährlicher Wiederkehr glückliche Staatsereignisse, Siege u. s. w.; gefeiert werden die Geburtstage und freudige Familienereignisse der Regenten, der eigenen Familienglieder, der Freunde. Der großen Verstorbenen Geburts- oder Todestage wird in den Kreisen der Gebildeten durch Feste gedacht, und wie die Veranlassungen zu Festlichkeiten ferner heißen mögen. Solchen Tagen voll körperlicher und geistiger Aufregung sich möglichst zu entziehen, ziemt der Besonnenheit des Alters, und man verzeiht es. Schwieriger aber ist es, den persönlichen sogenanten Jubiläen zu entgehen, die öfters schon am Vorabend beginnend, den Tag der Feier vom Morgen bis zum Abend — man weiß, wie — in Beschlag nehmen und manchen Jubilar noch wochenlang durch Dankbezeigungen correspondirend aufregen. Für geistig und gemüthlich erregbare Naturen sind Jubiläen in der That bedenklich! Es sind erst wenige Jahre, daß zwei berühmte Männer, ein Dichter und

ein Arzt, ihren hochgefeierten Jubiläen nach wenigen Wochen zum Opfer fielen. Aehnliches beobachten wir nicht selten nach der Feier der „goldnen Hochzeit“.

Wenn wir die oben von Hippokrates als eigenthümliche Krankheiten des Alters: Schlagfluß, Nierenleiden, Kachexie, der ärztlichen Behandlung überlassen, möge noch des Leidens der Schlaflosigkeit erwähnt werden. Wie die Mahlzeiten im kräftigen Lebensalter seltener, dabei ergiebiger ausfallen, im Alter aber zum öfteren Bedürfniß geringerer Quantität werden, so wird der früher tiefe und andauernde Schlaf im Alter ein mehrfach unterbrochener, und auch am Tage mahnt die Siesta. — Es ist eine unrichtige Ansicht, daß man am Nachtschlafe das wieder entbehren müsse, was man des Tages an Schlummer genossen; gegentheils schlafen reizbare Personen in der Nacht besser, wenn sie im Laufe des Tages, am besten Vormittags, einmal durch Schlaf sich calmiren, als wenn sie sich gewaltsam wach erhalten.

Gegen den Jammer der Schlaflosigkeit sind von Jean Paul, der selbst daran litt, eine Reihe moralischer Mittel zusammengestellt. An mir selbst, der ich in trüben Tagen den Trost des Schlafes entbehrte, erfuhr ich, daß unter jenen Mitteln nicht sowohl die Vorstellungen, welche Langeweile machen sollen, als vielmehr die, welche dem Geiste ein märchenhaftes, kindlich-poetisches Spiel gewähren, die Seele in den schuldlosen Zustand des Schlafes einwiegen. Das beste Beförderungsmittel des Einschlafens ist, sich auf die rechte Seite zu legen und mit Ausschließung aller anderen Gedanken die Aufmerksamkeit auf die Regulirung des Athmens zu locken: gleichmäßig und tief zu athmen. Dadurch wird das Blut vom Gehirn abgeleitet und dieses beruhigt.

Uns allen steht ein letzter Schlaf bevor und es ist ein Vorzug des hohen Alters, daß der Uebergang zu jenem ein sanfter zu sein pflegt.

„Wenn nun das Leben erloschen ist,“ sagt Grimm, „es bleibt noch etwas übrig, das uns theuer ist: der Träger des Lebens, die Leiche, und es ist uns keineswegs gleichgiltig, was aus ihr werde, am wenigsten im Alter“.

Zunächst aber tritt die Frage an uns heran: wann ist das Leben in der That als erloschen zu betrachten? Der Gedanke an die Möglichkeit, scheintodt begraben zu werden, ist ein so grauenhafter, daß er trotz aller Beschwichtigungen von Zeit zu Zeit die Gesellschaft von Neuem beunruhigt. Oeffentliche Blätter überbieten sich in Sensationsnachrichten, worunter die von Fällen des Scheintodes zu den packendsten gehören. Vor Kurzem berichteten wieder mehrere Berliner Zeitungen in blühender Darstellung über drei Fälle von Scheintod, von denen der eine zu Rauschwitz bei Glogau, der andere in Dommitzsch bei Torgau, der dritte in Britz bei Berlin sich zugetragen haben sollte. Der „Berliner Verein für Feuerbestattung“ wendete sich durch schriftliche Anfragen an die Amtsvorsteher jener Ortschaften und erhielt die Antworten, daß jene Berichte durchaus unwahr seien. Ebenso

beruhigend waren vor einiger Zeit die Erklärungen einer großen Anzahl beschäftigter Aerzte, daß ihnen niemals ein Fall von Scheintod zur Beobachtung gekommen sei. — Andrerseits nimmt der Glaube an die Möglichkeit des Scheintodes und seiner Folgen bedenkliche Dimensionen an. Würde auch die Mehrzahl jener Sensationsnachrichten, wenn man, wie bei der obigen, sofort bei den Behörden nachgefragt hätte, als unwahr oder übertrieben sich herausgestellt haben, so möchte doch ein glaubwürdiger Rest übrig bleiben.

Vor mir liegt die sechste Auflage der „Denkschrift über die Nothwendigkeit gesetzlicher Einführung von Leichenhäusern," von Friederike Kempner. Allerdings ist die achtungswerthe Verfasserin von ihrer Aufgabe, die Leichenhäuser als das Vorbauungsmittel des Lebendbegrabenwerdens ihren Zeitgenossen an's Herz zu legen, lebhaft durchdrungen und es ist ihr gelungen. Unter den weit über Hundert von ihr citirten Schriften über den Scheintod, über Wiedererwachte, über die grauenhaften Befunde geöffneter Särge, mögen sehr viele der historischen Glaubwürdigkeit ermangeln; es bleibt aber immerhin in diesem reichen Repertorium ein beachtenswerther Rest übrig. Für das Vorkommen des Scheintodes treten die Namen bedeutender Beobachter und Aerzte ein: Buffon, Bacon, A. v. Humboldt, Haller, P. Frank, Orfila, Bichat, Planck, d'Outrepont, der Göttinger Prof. Richter, van Swieten, Casper, Smidt, Unzer und viele Andere. Selbst der große Arzt Heim (Lebensbeschreibung von Keßler) gesteht, ein Kind für todt erklärt zu haben, welches nachher wieder auflebte. Unter mehreren Citaten der oben genannten Schrift, welche ich nachzuschlagen Gelegenheit hatte, empfehle ich einen Aufsatz von meinem Jugendgenossen Dr. Smidt in Paderborn (Caspers Wochenschrift d. gesammten Heilkunde, B. 1. No. 19), dem nachherigen berühmten Professor der Medicin in Berlin, über einen Fall von Scheintod, der erst nach 20 Tagen in Tod überging. Die Gefahr, lebendig begraben zu werden, dürfe nicht weggeleugnet werden, sagt Smidt, wenn auch die meisten Fälle von Scheintod zuletzt in wirklichen Tod übergehen; nur das Leichenhaus sei das beruhigende Mittel gegen Beerdigung noch nicht völlig Todter.

Wieder erwachte Scheintodte sollen als das Entsetzliche des Zustandes die gänzliche Unfähigkeit, durch einen Laut, eine Bewegung ein Lebenszeichen zu geben, während sie die Verhandlung über ihre Beerdigung rc. Wort für Wort vernahmen, beklagt haben. So die Tochter des Hannoverschen Generals von Linsingen, über deren höchst merkwürdige Lebenszustände vor einigen Jahren in dem sehr seriösen Verlage von Duncker und Humblot in Leipzig eine Schrift erschien, die nichts als brieflich belegte Thatsachen bringt. Karoline von Linsingen (geboren 1768, gest. 1815), heimlich verehelicht 1791 mit dem Prinzen William (dem späteren König) von England, willigte, von der Mutter des Prinzen gedrängt, nach Jahresfrist in die Lösung der Ehe. Von Driburg, wo sie von dem „treuen

Brandis" behandelt wurde und wo der Prinz sich von ihr trennte, nach Hannover zurückgekehrt, verfiel sie in eine „schwere Nervenkrankheit" und hierauf in einen mehrere Tage andauernden „Scheintod". Der Absicht ihrer Aerzte, die „Todte" begraben zu lassen, widersetzt sich ein hinzugezogener junger Arzt, Dr. Meineke, mit siegender Energie. Sie kann später dem Andringen ihres Lebensretters nicht widerstehen und tritt mit ihm in die Ehe und in ein Leben voll Entbehrungen. Auch sie äußert sich in einem Briefe an ihren späteren Schwiegersohn Teubner über die grauenhafte Lage, worin sie in den Tagen des Scheintodes alle Verhandlungen über ihr Begräbniß rc. vernommen habe, ohne irgend ein Lebenszeichen geben zu können. — Die überhaupt culturhistorisch merkwürdige Schrift schien mir, namentlich die darin erwähnte Episode des Scheintodes der jungen Frau, das Gepräge der Wahrheit zu tragen. Um Gewißheit darüber zu erlangen, habe ich in Hannover sorgfältige Erkundigungen eingezogen und aus sicherster Quelle die Auskunft erhalten, daß jene Schrift nur Wahrheit enthalte. „Allerhöchsten Orts" wollte man, und auch der Familie v. L. konnte es nur erwünscht sein, daß das ganze Ereigniß todt geschwiegen würde. Das gelang bis zum Erscheinen der Schrift.

Bei der Schwierigkeit, die seltenen Fälle des Erwachens aus dem Scheintode zu constatiren, freue ich mich, denselben einen unbezweifelten Fall aus meiner Nähe beifügen zu können. Im Anfange der zwanziger Jahre hörten wir von dem Erwachen eines Mannes im Sarge und dessen Rücktritt in's Leben. Ich habe mich nun an Herrn Medicinalrath von Hahn in Lingen, einen älteren, sehr geachteten Arzt gewandt und erhalte die Antwort:

„Der Fall betrifft einen jetzt verstorbenen evangelischen Schullehrer hierselbst, Namens Winzer. Derselbe hat als etwa achtzehnjähriger Jüngling eine jetzt nicht mehr zu bezeichnende Zeit scheintodt im Sarge gelegen. Derselbe hat während dieser Zeit vollkommenes Bewußtsein gehabt, Alles gehört, doch nicht die Fähigkeit besessen, irgend eine Bewegung vorzunehmen. Wie lange dieser Zustand gedauert, ist eben so wenig wie die vorhergehende Krankheit zu constatiren. In meinen jüngeren Jahren habe ich diese Geschichte mehrmals aus dem Munde des alten Winzer selbst erzählen hören und an der Wahrheit derselben ist nicht im Mindesten zu zweifeln. Das Todtenhemd und die Mütze, womit er als Scheintodter im Sarge gelegen, ist viele Jahre in der Familie aufbewahrt. — Von einer Schwestertochter des verstorbenen Winzer habe ich mir noch gestern die Geschichte, wie ich sie oben angegeben, erzählen lassen, wie dieselbe sie von ihrem verstorbenen Mann, weiland Pastor Winzer in Börden, gehört hat. Uebrigens hat weder mein verstorbener Großvater, Professor Finke, in siebenzigjähriger Praxis, noch ich in fünfundfünfzigjähriger, einen Fall von Scheintod erlebt."

Auch dieser Fall bezeugt das furchtbarste Symptom des Scheintodes: die Andauer des Gehörs. Wäre der junge Mann nicht erwacht, bevor man

seinen Sarg schloß, so wäre er lebend begraben, wenigstens im Sarg erstickt, nach, wer weiß, wie langem Todeskampfe.

Ist man nun berechtigt, die Erzählungen von den aufgefundenen Spuren des Kampfes Begrabener im Sarge — ich vermeide, sie wieder zu geben — ohne Ausnahme für Fabel zu halten? Nur wenn man in den immer noch seltenen Leichenhäusern nicht blos die üblichen drei Tage, sondern bis zur wirklichen Verwesung mit dem Begräbnisse wartete, würde man Sicherheit haben. Nach wenigen Minuten hat man eingewendet, würde dann doch der Erstickungstod eintreten . . . . aber diese wenigen Minuten!

Die Gewohnheit — man darf sie die mächtigste Beherrscherin der Völker nennen — hat die Lebenden seit Jahrhunderten gegen das unvermeidliche Geschick, in Reih' und Glied 1,5 Meter tief vergraben zu werden, abgestumpft. Besonders die Aerzte begannen in unserem Jahrhundert den Kampf dagegen vom sanitären Standpunkte: Luft und Boden werde durch die Erdbestattung von den faulenden Leichen vergiftet. Dagegen sprachen sich u. a. in der neunten Versammlung des „deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege" in Wien (Sept. 1881) mehrere Mitglieder aus: Friedhöfe machen sich nicht durch üblen Geruch bemerkbar; die nächsten Anwohner erkranken nicht mehr als andere; die Brunnen auf Kirchhöfen haben oft reineres Wasser als die in Städten, und so weiter. — Dagegen werden wieder Stimmen „Sachverständiger" mit entgegengesetzten Behauptungen auftreten. Jedenfalls ist jetzt die Begräbnißfrage in die Hände der Naturforscher verlegt, wenn man sich auch „Höheren Orts" gegen alle „Neuerungen" möglichst spröde verhält.

„Kein Volk," sagt Jac. Grimm (Vorlesung über das Verbrennen der Leichen) war von den Schauern des engen, dumpfen Grabes stärker ergriffen, als das der alten Sachsen und Friesen, seit sie vom Brennen sich zurückgewandt hatten zum Begraben." Treffend sagt noch ein mittelhochdeutsches Gedicht:

> Sie legent dich unter die Erde
> Da muostu in der eulen
> Stinken und vûlen.

Und Uhland fleht:

> „O legt mich nicht in's dunkle Grab,
> Nicht unter die grüne Erd' hinab;

Das ist der ästhetische Standpunkt, wird man einwenden; aber ist er nicht ein tief begründeter? Wer jemals eine nach mehreren Monaten exhumirte Leiche gesehen hat, der wird, die theuren Bilder seiner Lieben im Herzen, den Leichenacker, „wo sie so sanft ruhen", nur mit Grauen betreten. Man schmücke ihren Rasen mit Blumen und Gebüsch: immer bleibt er nur eine dünne Decke, unter der sie eine Reihe Jahre den fortschreitenden Verwesungsproceß durchmachen — es sind „übertünchte Gräber", von denen Justinus Kerner in der letzten Zeit seines Lebens gesungen hat:

Wenn der Mensch, ein faulend Aas,
Lieget unter Erd' und Gras,
In und auf ihm Würmer, Käfer,
Sagen sie: der müde Schläfer
Ruht nun süß im Erdenschooß! —
Ich doch sage: Herbes Loos!

Und wenn Jacob Grimm, trotz seiner Vorliebe für den Leichenbrand sich resignirt: Wir können nicht wieder zu den Gebräuchen ferner Vergangenheit umkehren, schließt der Dichter:

Glaubt, am schönsten wär' noch heut
Das Verbrennen alter Zeit.
Feuer läßt zurücke keine
Todtenköpf' und Todtenbeine;
Was als Asche kam zur Welt,
Flugs in Asche niederfällt.
Und zum Trotz dem kalten Tod
Glüht ein heißes Morgenroth,
Solches trägt in Himmelslüfte
Ueber Moder, über Grüfte
Eines Menschen letzten Rest —
Das ist Tod nicht, ist ein Fest!

Von Waldemar Sonntag erschien (Halle, G. Schwetschke, 1878) eine sehr beachtenswerthe Schrift, der „Todtencultus alter und neuer Zeit und die Begräbnißfrage" behandeln. Das ist eine mit Fleiß und Talent verfaßte culturgeschichtliche Studie, welche Allen, denen diese letzten Dinge nicht gleichgiltig sind, empfohlen sei, falls man auch mit dem Schluß der „Frage der Gegenwart" keineswegs einstimmt. Es ist die Feuerbestattung im Gegensatz zu dem Begräbniß, deren Geschichte vom frühesten Alterthum bis auf die Erscheinung der Schrift höchst instructiv behandelt ist mit Angabe der einschlägigen Literatur, 146 Nummern.

In diesen wenigen Jahren hat sich das Interesse für Feuerbestattung unter den gebildeten Klassen, man kann sagen in allen cultivirten Ländern, nicht bloß Europas, erheblich gesteigert.

Die Naturwissenschaft belehrt uns, daß es derselbe Oxydationsproceß ist, dem die begrabene Leiche in einer Reihe von Jahren anheimfällt, wie in dem Verbrennungsact, der kaum eine Stunde überdauert. Abgesehen von allen Rücksichten, hygieinischen rc., wie schön und heiter ist der Gedanke, statt des grauenhaften Verrottens unserer Leiber, sofort ihre Asche in reinlicher Urne zu bewahren oder zu begraben!

Und so habe ich das genus irritabile vatum, die Schaar der feinfühligen Partei auf meiner Seite, es versteht sich, vor allem Goethe. In der Natürlichen Tochter, III. 3, läßt er den Herzog nach dem vermeintlichen Tode seiner Tochter sagen:

O, weiser Brauch der Alten, das Vollkommene,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft:
Des Menschenbilds erhabene Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen!

Dasselbe spricht Platen in schönen Distichen aus:

Heilige Flammen, o kehrt, kehrt wieder zurück und gereinigt
Werde des Tods hinfort schnöde, verpestete Luft!
Möge zu Staub, der Bestattende, wieder die Leiche des Freundes
Sanft auflösen und sanft sink' in die Asche der Schmerz!
Wieder in reinlicher Urne, zunächst der bevölkerten Wohnung
Ruhe der köstliche Rest aller Geliebten um uns!

Wer dächte hier nicht an die Feuerbestattung Shelleys durch seinen Freund Byron?

Und wie spricht sich die Sehnsucht nach dem Unendlichen schöner aus, als durch Goethes:

Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu!

Illustrirte Bibliographie.

Die*) deutsche Märchenliteratur vermehrt sich alljährlich in immer wachsenden Verhältnissen. Wir haben alle Ursache, stolz auf sie zu sein; denn nicht nur die Sammlungen unserer Volksmärchen — allen voran die der Gebrüder Grimm — sind die durchaus besten und vollständigsten, die irgendein Volk besitzt, sondern wir haben auch an componirten Märchen — wenn der Ausdruck gestattet ist — so Treffliches aufzuweisen, daß höchstens Dänemark mit seinem *einen*, aber unerreichten H. Ch. Andersen gegen uns in die Schranken treten darf.

Unter den Hunderten von Märchen, die jahrein, jahraus erscheinen, ist natürlich der größte Theil Maculatur — höchstens ein ehrendes Zeichen für das Gottvertrauen der Buchhändler, die damit vor das Publicum treten. Immerhin aber finden sich Ausnahmen, und auf eine solche sei hier hingewiesen.

Es sind die **Märchen** von Julius Sturm (Leipzig, *Breitkopf* und *Härtel*). Wenn ein wirklicher Dichter sich mit Märchenschreiben abgiebt, dann kann man um den Erfolg ziemlich unbesorgt sein. Die eigentlichen Märchentypen sind ja längst gegeben, und es sollte jedem wohl schwer sein, neue zu finden. Die eigentliche Thätigkeit besteht bei der Composition in der Gruppirung der Handlung und in der Einkleidung. Und in Bezug darauf wird jeder Sturm volles Vertrauen schenken. Und mit Recht; denn seine Erfindung ist nicht nur sinnig, — Erfindung in jener beschränkten Auffassung genommen — sondern er hat auch, was wichtiger, ja das Entscheidende ist, Ton und Stimmung auf das Glücklichste getroffen.

Doch — offen gestanden — handelt es sich in dieser Anzeige weniger um den Text als um die Illustration desselben. Da ist vor Allem eine Originalzeichnung des

*) Initiale aus „Trachten" von Friedrich Hottenroth. Verlag von G. Weise in Stuttgart.

Altmeisters **Ludwig Richter** zu nennen. Leider ruht die kunstreiche Hand schon lange — die Augen, die die Welt so freundlich angeschaut, sind längst stumpf geworden —: man muß annehmen, daß diese Zeichnung schon Jahre lang in irgend einer Mappe geschlummert hat. Sie ist darum nicht minder willkommen: ja wir begrüßen es gewissermaßen mit doppelter Freude, daß sie hier nun zu rechtem Leben erweckt ist. Denn wenn irgend jemandes, so gehören Richters Werke dem ganzen Volke. Und



Aus „Märchen" von Julius Sturm. Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

auch wenn er, wie hier, uns eigentlich nichts neues sagt, wenn man auf dem Blatte liebe alte Bekannte findet, so begrüßt man sie mit immer frischer Freude.

Den Haupttheil der Illustrirung hat Olga von Fialka übernommen. Vor Jahresfrist, gelegentlich der Prachtausgabe von Leanders „Träumereien", haben wir die talentvolle Künstlerin kennen gelernt und mit dem Wunsche von ihrem Werke Abschied genommen, ihr bald wieder zu begegnen. Dieser Wunsch erfüllt sich hier in erfreulichster Weise. Allerdings sind Sturms Märchen kein Prachtwerk, sondern ein=

fach ein gut ausgestattetes Volksbuch, und so konnte die Künstlerin eine besonders schätzbare Seite ihres Talents, ihre ungewöhnliche Befähigung für die Ornamentirung, nur in beschränkter Weise bekunden. Dafür zeigt sie sich auf den übrigen Gebieten um so tüchtiger. Sie hat offenbar sehr gründliche Studien gemacht, ihr Können, besonders ihre Kenntniß des Körpers, ist sehr achtungswerth. Das tritt um so stärker hervor, als sie hier eine hervorragende Kraft im dramatischen Ausdruck bekundet. Meist giebt sie Situationen gesteigerter Bewegung, und dann findet sie überall einfachen und dabei packenden Ausdruck dafür. Hier wirkt ihr Talent völlig wie ein männliches. Sie ist offenbar zur Illustration ganz besonders berufen; und da sie sich nicht gemein macht, ihre Leistungen nicht in illustrirten Zeitschriften zersplittert, sondern sich jedesmal in einen einzigen, umfangreichen Stoff zu vertiefen scheint, so darf man wohl noch Bestes von ihr erwarten.


Aus „Märchen“ von J. Sturm. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Das ganze Buch ist, wie gesagt, würdig und erfreulich, aber durchaus anspruchslos ausgestattet. Zugänglich dem Bereiche des kleinen Beutels — einem Bereiche, der allein noch an Geschenken seine rechte Freude haben soll — und für ihn jedenfalls eine der lohnendsten Erwerbungen. ck.

Wenn man die Statistik zu Rathe zieht, so überzeugt man sich, daß in unserer Zeit die Theilnahme für die Trachtenkunde eine ganz außergewöhnlich hohe sein muß. An dieser Stelle sind im Laufe des vergangenen Jahres nicht weniger denn drei große Costümwerke mehr oder minder ausführlich angezeigt worden: der Hefner-Alteneck, der Kretschmer-Rohrbach und Jacob von Falke, Costümwerke — alle drei, jedes in seiner Art vorzüglich. Es will viel heißen, wenn über ein einziges Fach gleichzeitig drei so umfangreiche Schriften erscheinen, deren Herstellung nach der Natur der Sache ungewöhnlich kostspielig sein muß. Das setzt eine ganz bedeutende Kauflust des Publikums voraus. Sie ist aber um so auffallender, als es sich hier um einen Gegenstand handelt, der nicht nur seiner äußern Kostbarkeit halber auf den in Deutschland doch engen Kreis der Wohlhabenden beschränkt bleiben muß, der vielmehr auch durch seinen Gehalt wiederum einen großen Theil jenes Kreises ausschließt und sich ganz speciell an die wendet, die nicht bloß wohlhabend, sondern auch gediegen gebildet sind. Ihre Zahl muß jedenfalls größer sein, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Geschieht doch auch Alles, um dieselbe zu vermehren! Unsere großen Festzüge, unsere Maskenfeste sollen möglichst echt ausgestattet sein, und Künstler ersten Ranges kommen den Laien, die sich zu betheiligen gedenken, mit ihrem Rathe zu Hülfe. Und auf der Bühne beginnt gar allmälig — Dank den Meiningern und Richard Wagner — ein Streben nach archäologischen Trachten zu herrschen, das häufig die Grenzen des Schönen und Berechtigten überschreitet und in das Lächerliche verfällt. Hat sich doch Irving, der talentvolle Spectakeltragöde Englands, gar einfallen lassen, den Hamlet, nachdem er ihn hundertmal im gebräuchlichen Costüm gespielt, archäologisch echt in Scene setzen zu wollen, das heißt, ihn in die Zeit zurückzuver-

legen, wo die Sage entstanden sein mag, wo der Mensch sich in Felle kleidete, wo ein Kampf, gleich dem des Hamlet mit Laertes mit Aexten ausgefochten wurde, und wo der Ruf der Ophelia nach ihrer Kutsche ein mehr als urwüchsiges Ochsengespann



Aus „Trachten" von Fr. Hottenroth. Verlag von G. Weise in Stuttgart.

bedeutet hätte. Wie dieser, und wie Wittenberg und Paris mit dem altskandinavischen Hamlet in Einklang zu bringen gewesen wäre, das hat sich Mr. Irving anscheinend wenig kümmern lassen.

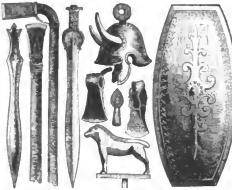


Aus „Trachten" von Fr. Hottenroth. Verlag von G. Weise in Stuttgart.

So treibt ein lobenswerthes Streben krankhafte Früchte, wie es auch häufig genug die öffentliche Meinung zu Urtheilen verführt, die nur im Schimmer äußerlicher Treue, nicht im gediegenen Kern eines Kunstwerkes enthalten sind. Auch manch' einem Maler kommt diese Mode zu Gute und verleiht seiner Kenntniß antiker Krüge, Schuhe und dgl. einen übertriebenen Werth. Man muß solche Auswüchse hinnehmen und sich

freuen, daß ihr Boden wenigstens ein gesunder ist, und daß daneben auch rein Befriedigendes gedeiht. So die Costümwerke.

Ihr Verzeichniß in diesen Blättern ist bisher keineswegs vollständig gewesen. Es bleibt vielmehr eines nachzutragen, das sich den früher genannten auf das Würdigste anreiht. Es heißt **Trachten**, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit, gezeichnet und beschrieben von Friedrich Hottenroth (Stuttgart, G. Weise). Das Werk erscheint bereits in zweiter Auflage — in Lieferungen, von denen bis jetzt fünf erschienen sind. Mit dem Kretschmer-Rohrbach hat es das gemein, daß es zunächst für den praktischen Gebrauch bestimmt ist. Durchblättert man den Text, so findet man da und dort Schnittmuster, — so zu sagen — eingedruckt: kleine Zeichnungen die das Gewand entfaltet zeigen, das auf dem Leibe oft einen ganz verwirrenden Wurf annimmt. Nicht nur Pallium und Toga, sondern auch das alte Hemd und die colossale Schürze des Aegypters sind so dargestellt. — Man muß gestehen, daß diese Kenntniß zunächst ganz überraschend wirkt. Selten hat



Aus „Trachten" von Fr. Hottenroth. Verlag von G. Weise in Stuttgart.

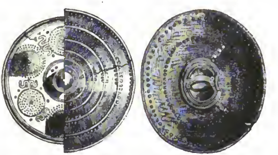
man sich klar gemacht, woraus eigentlich die Kleidung zusammengesetzt ist, die man auf den Original-Bildern nur als Ganzes zu betrachten sich gewöhnt hat, und in der man, bei der primitiven Ausführung vieler solcher Bilder, sich zurechtzufinden — man selbst bei dem besten Willen verzweifeln müßte.

Diese Schnittmuster, die man in solcher Ausführlichkeit nirgends findet, kennzeichnen, unseres Erachtens, am treffendsten das ganze Werk. Was sonst die bildliche Ausstattung des Werkes anlangt, so zerfällt sie in zwei Abtheilungen. Die eine, umfangreichste, bilden Chromolithographien, deren jeder Lieferung zwölf Tafeln beigelegt sind. Aber nicht wie beim Hefner enthält jede Tafel nur eine geringe Anzahl Darstellungen, sondern wie beim Kretschmer-Rohrbach — sogar in noch höherem Maße — ist der Raum auf das Genauste ausgenutzt, um möglichst viel — doch ohne daß dabei die Deutlichkeit leide — auf einer Tafel zusammenzubrängen. Eine unglaubliche Menge Figuren, Geräthe u. dergl. findet man auf jeder. Und doch ist dabei für den Schönheitssinn gesorgt. Hottenroth hat überall die Gestalten gefällig gruppirt, und vor Allem zeichnet er sehr schön: wundervollen Körpern begegnet man auf seinen Blättern.

Ganz so ausführlich wie Kretschmer-Rohrbach ist Hottenroth vielleicht nicht: allein er bringt das Typische vollständig und immerhin noch etwas mehr. Und die Tafeln finden in den dem Texte eingedruckten Holzschnitten (wir geben einige Proben davon) eine willkommene Ergänzung. Auch diese sind charakteristisch. Auf den Tafeln hat

Hottenroth — unbeschadet der Richtigkeit seiner Angabe — seine Figuren gewissermaßen modernisirt. Er giebt keine peinlich getreuen Nachbildungen der Originale, keine Aegypter mit Polyphemaugen. Und das ist jedenfalls verständig: denn er gewinnt nicht nur eine größere Gefälligkeit, sondern auch eine größere Klarheit in der Darstellung der Tracht, die von den Künstlern oder Kunsthandwerkern vieler Völker häufig ganz schematisch, bloß andeutungsweise behandelt wird. In den Holzschnitten dagegen, welche die Tafeln erläutern und Einzelnes verdeutlichen sollen, giebt er Nachbildungen von Originalwerken.

Noch Eines ist auf diesem Gebiete zu erwähnen: das sind die wunderschönen Initialen, die — gleichfalls von Hottenroth gezeichnet — jedes Kapitel eröffnen. Man kann kaum etwas vollendeteres sehen. Dieselben entsprechen nicht nur vollauf den strengsten Anforderungen des Schönheitsgefühles, sondern der Künstler hat auch mit seltenem Geschmack und reicher Erfindung jeder etwas von dem Charakter des Volks oder der Zeit aufzuprägen gewußt, das er in dem betreffenden Kapitel behandelt. Ganz besonders gelungen sind ihm die Initialen zu den Kapiteln der Assyrer, Aegypter 2c. Wir werden in einem der nächsten Hefte beweisen, daß wir mit Vorstehendem nicht zuviel gesagt, indem wir aus dem Buche ein reichstilisirtes romantisches D. abdrucken



Aus „Trachten" von Fr. Hottenroth. Verlag von G. Weise in Stuttgart.

Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich. Der Druck der Illustrationen verdient das höchste Lob; der Text ist in kräftiger Antiqua gedruckt, die dem Auge überaus wohlthut, das Papier ist schwer.

Hottenroth hat nicht nur als Gelehrter den Stoff gesammelt, nicht nur als Künstler gezeichnet, sondern zu guter Letzt auch noch die Feder zur Hand genommen und den Text geschrieben. Und auch das, als wäre er Schriftsteller vom Fach. Er schreibt klar und flüssig und nicht ohne Anmuth, daß man sich dieser Darstellung schon allein freuen darf, ohne das unangenehme Gefühl zu haben, nichts weiter zu lesen als unentbehrliche Erklärungen — wie man dem Castellan in einem Schlosse zuhört, aus dessen Geschwätz man nichts auffaßt, als hie und da einen Künstlernamen.

Oben ist das Buch als wesentlich für die Praxis bestimmt gekennzeichnet. Allein aus dem Gesagten erhellt wohl zur Genüge, daß auch weitere Kreise als die der Kostümschneider und Praktiker ähnlicher Art, sich seiner nicht nur mit Vortheil, sondern auch mit wirklichem Genuß bedienen werden. Es ist ein nach allen Richtungen schönes Buch und verdient den besten Erfolg.

Gottfried Keller, das Sinngedicht. Novellen. 8. 414 S. Berlin. 1782. Wilhelm Hertz. ℳ. 6. —

Diese neueste Gabe des schweizer Dichters bereichert die Novellen-Literatur unserer Zeit um eine ihrer bedeutsamsten Erscheinungen, der nur Wenige an die Seite zu setzen ist. Wer für das feinere Wesen der Erzählungskunst ein offenes Verständniß besitzt, der wird das Buch nicht aus der Hand legen, ohne von der Liebenswürdigkeit, dem reichen Humor, welche uns aus dem Buche entgegensehen, dann wieder von seinem kunstvollen Gefüge und der Fülle feinsinniger Bemerkungen dauernde Eindrücke empfangen zu haben. Wer gar die Kunst der Erzählung zu beurtheilen vermag, der wird das Buch nicht ohne ein Gefühl ästhetischer Erbauung aus der Hand legen. „Eine Kraft, die das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken versteht und wie ein strenger Arzt vor das Angesicht unseres verwöhnten, verweichlichten Geschmackes und Seelenlebens tritt, zugleich eine Kraft, die ihr Deutsch am Urquell der Sprache schöpft. Der innere Reichthum knapp zusammengehalten, als gegenständlich, nirgends das Subject mit Rede vordringend, der Stoff mit durchdringendem Denken gehegt, zur Reife verarbeitet, der Stahl künstlerisch blank geschliffen." So spricht Fr. Th. Vischer an einer Stelle, wo er Kellers vergleichend erwähnt, und dann wieder an einer anderen: „Rühmt man im Gespräch, mit welcher Freude man ihn gelesen, so entdeckt man mit Verwunderung häufig, daß Männer und Frauen, die sonst ganz wohl wissen, wo Schönes fließt, diesen Namen gar nicht kennen. Einen Theil der Schuld mag die lange Pause tragen, in der er geschwiegen, einen Theil wohl auch die Art seines Geistes; die Mehrheit will ja in der Poesie ihren gewohnten prosaischen Vorstellungen begegnen, kein Auge für Anschauung, kein Ohr für Stil und Urklang der Sprache." Wer aber das hat und wer bei dem Dichter mehr sucht als aufgeputzte Prosa, der wird in Gottfried Keller einen der Besten unserer Literatur lieben lernen. Das Aeußere des Bandes ist, den Traditionen des Verlages folgend, vornehm.

Theodor Fontane. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Vierter Theil: Spreeland. Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow. 8. IX und 459 S. Berlin, 1882, Wilhelm Hertz. ℳ. 7.

Vor etlichen Monaten erst hat „Nord und Süd" aus der Feder des berühmten Wanderers durch die Mark in zwei Heften dessen Studie „Groeben und Siethen", veröffentlicht. Sie bildet jetzt eine Zierde des vorliegenden vierten Theiles der „Wanderungen". Als ein charakteristischer Beweis für die Eigenart ihres Verfassers, für seine hohe Kunst der Beobachtung von Menschen und Dingen, für sein feines Naturgefühl, für das lebendige Verständniß Fontanes allen Erscheinungen der historischen Cultur gegenüber, dann wieder für die Kunst und Originalität seiner literarischen Darstellung, überhebt uns, „Groeben und Siethen" unseren Lesern gegenüber einer eingehenderen Beurtheilung des Ganzen. Denn diese Studie ist wie Alles in dem Bande — und ein besseres Lob vermögen wir diesem nicht zu spenden. Hoffen wir, daß die in dem „Schlußworte" ausgesprochene Drohung, diesen Band den letzten sein lassen zu wollen, eben nur eine Drohung ist, welche auf die Bitten seiner weiten Verehrerschaar von Fontane zurückgenommen werden wird.

Arnold Ruge. Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges. 8. IV und 292 S. Leipzig und Heidelberg, 1881, C. F. Winter.

Zu dem Nachlasse des am 31. Dec. 1880 in Brighton verstorbenen Arnold Ruge gehörte unter Anderem das Manuscript einer „Geschichte unserer Zeit", welches einem von dem Verfasser bei seinen Lebzeiten ausgesprochenen Wunsche gemäß von dessen Witwe der Verlagshandlung zur Veröffentlichung angeboten wurde. Das Urtheil derselben ist zu unterschreiben: Wir verhehlen uns nicht, daß das Buch mannigfache Angriffspunkte bieten kann, aber die eigenartige, knappe, durchgeistigte Darstellung des Verfassers wird selbst das Interesse derer wecken, welche den Standpunkt des

letzteren — er gehörte seiner Zeit bekanntlich der äußersten Linken des Frankfurter Parlaments an und wurde nicht selten ein „unpraktischer Doctrinair" genannt — nicht zu theilen vermögen. — Wie eine Versöhnung dieser Zeit des Doctrinarismus mit der gegenwärtigen tritt dieses Buch vor uns hin und dadurch schon gewinnt es einen besonderen Reiz. „Die Königin der Welt ist die Vernunft; Zeit braucht sie, um durchzubringen, weiter aber auch nichts!" Mit diesem hoffnungsvollen Satze — er wird von der allgemeinen Entwaffnung gebraucht — schließt der fesselnde Band.

Plautus u. sein Jahrhundert. Schauspiel in fünf Aufzügen und einem Prolog von Pietro Cossa. Mit Autorisation des Verfassers deutsch bearbeitet von Hermann Lungwitz. Plauen i. V., F. E. Neupert.

Ein recht kaltes Stück Komödie. Zusammengelesener Anekdotenkram, als hätte Cossa die Kammer „Archäologie" 2c. im Hirne eines Abiturienten geplündert. Das Jahrhundert wird dadurch geschildert, daß Scipio sich à la Corialan verbannen läßt, und daß Cato zwecklos umherläuft und jeden Statisten versichert, Carthago müßte zerstört werden. Dann ist auch viel von einreißender Liederlichkeit und antiker Römergröße die Rede. In der That sind die Nebenpersonen des Stückes eine recht saubere Sippschaft, und Plautus, um auf diesen Helden zu kommen, ist wenig besser. Daß er nebenher durch seine Komödien zur Tugend mahnen will, ist ein geringer Trost, und die verächtliche Art, womit Cato ihm das zum Schlusse klar macht, (er endet natürlich: „Denk' stets, daß fallen muß Carthagos Veste!") ist noch das Erfreulichste am ganzen Stück. — Wir Deutschen haben von Cossa einige sehr gute Schauspiele auf unserer Bühne gesehen, wir haben erst kürzlich erlebt, daß Italien den eben Geschiedenen aus der Maßen feierte — wir sind vielleicht geneigt, den Dichter zu überschätzen. Es sollte wirklich jeder diesen Plautus lesen, um sich zu überzeugen, daß der Colossus auch nur ein hohles Ding ist. Die Uebersetzung ist nicht übel, die Ausstattung ist das beste an dem Buche.

Eine echte Lesetragödie ist Salomon de Caus, ein Fünfacter von einem vorsichtig anonym Gebliebenen (Stettin, Herrcke u. Lebeling). Merkwürdiger Weise in Prosa, nicht in den unvermeidlichen Fünffüßlern. De Caus ist der rechte Typus des Tragödienhelden für Idealisten: er entdeckt die Dampfkraft und wird als Verrückter eingesperrt. Seht da den Helden! Im Stücke geht es denn auch genau nach diesem Programme. Erster Act: Salomon erzählt von seiner Entdeckung. Zweiter Act: Salomon sucht sie bei der blöden Welt zu verwerthen. Dritter Act: die blöde Welt sperrt ihn ein. Vierter: Freunde erwirken seine Freilassung. Fünfter: er stirbt aber im Wahnsinn. — Einfach aber niedlich! sagte der Teufel: da strich er seinen Schwanz grün an. In der That kommt noch eine unglückliche Gattin und ein italienischer Bösewicht mit schwarzer Lockenperrücke vor — aber das ist auch noch ein ziemlich geringes Auskommen.

Charakteristisch ist wenigstens die Sprache unseres Anonymus. „Ha! saugt euch voll, ihr Augen! da ist Liebreiz!" „Für reine Wahrheit nur! und will's beweisen" — Schauspieler nennen das „verrücktgewordene Prosa". —ck.

Sentenzen-Schatz aus Dichtern und Denkern aller Zeiten. Gesammelt und herausgegeben von Max Lehmann; Berlin, Haude und Spener. (F. Weidling.)

Dieses Buch ist die zweite Auflage des Sentenzenschatzes aus alten und neuen Classikern, der vor einigen Jahren nach Verdienst freundlich aufgenommen worden ist. Sie ist verbessert und vermehrt — erstens, indem bei den fruchtbareren Dichtern die Einzeltitel der Werke nachgetragen worden sind, dem jeder einzelne Spruch entnommen — letzteres, indem eine ganze Reihe damals mit Unrecht vernachlässigter Autoren herangezogen worden ist: es sei hier nur Arndt, Byron, Calderon, Geibel, Kant, La Rochefoucauld erwähnt. Das Buch, das ein passendes Gegenstück zu den im

gleichen Verlage erschienenen Geflügelten Worten bildet — dies enthält die landläufigen Sprüche, und jenes die, welche landläufig zu werden verdienen — bedarf schwerlich noch besonderer Empfehlung. Es zeichnet sich vor vielen gleichartigen durch Vollständigkeit in der Kürze und durch geschmackvolle Auswahl aus. Seltsam wirken solche Sentenzenschätze immer; denn „wo dem Einen Rosen lachen, sieht der Andere dürren Sand", und des Widerspruchs ist kein Ende: aber auch der Widerspruch wirkt anregend.

Ein Triumph des deutschen Buchhandels, der uns alljährlich mit zahllosen völlig überflüssigen, nichtssagenden Büchern segnet, sind dagegen die Lichtstrahlen aus Friedrich des Großen Schriften, gesammelt von C. Schröder (Halle, G. Schwetschke). Es seien hier nur zwei Strahlen eingefangen: „Keine Rücksicht kann wichtig genug sein, einen ehrlichen Mann zu veranlassen, sich von seiner Pflicht zu entfernen" — und „Ein altes Sprichwort sagt: Müßiggang ist aller Laster Anfang! man könnte hinzufügen: Fleiß ist aller Tugenden Anfang. Das ist eine zuverlässige Wahrheit, bestätigt durch die Erfahrung aller Zeiten und Orten (sic)". Allerdings, zuverlässige Wahrheiten alle Beide, aber keine Lichtstrahlen. Aber die Schriften Friedrichs, wie die seiner Zeitgenossen, sollte man überhaupt nicht nach „Lichtstrahlen" absuchen. Sie alle haben etwas Gemachtes, Zopfiges im Empfinden, doppelt, wenn sie sich in Sentenzen ergehen. Selten hat sich Thun und Bekennen so wenig gedeckt, wie in jenem Jahrhundert, wo die kaltblütigsten Schurken es für anständig hielten, von Zeit zu Zeit ein Thränchen zu vergießen. Und der große König selbst, dem gewiß auch viel daran lag, daß der Kanzler von Ludwig sein Anrecht auf Schlesien bewies, beeilte sich doch zunächst, das herrenlose Gut einzustecken, und würde es sicherlich, trotz dem Antimacchiavell, nicht herausgegeben haben, auch wenn Ludwig im Beweisen weniger glücklich gewesen wäre. Tugendhafte Sentenzen waren Mode, und er folgte der Mode, so wie er heutigen Tags, unbeschadet seiner Tugend, dem Sentenziösen sicherlich aufmerksam aus dem Wege gegangen sein würde. Aber er ließ die Sentenzen nicht mächtig über sich werden, und wenn seine Schriften von Menschenliebe triefen, so ist seine Erwiderung sicher ehrlicher, als ihm der Pädagog auseinandersetzen wollte, die Menschen seien von Natur gut: „Ach mein lieber Salzer, Er kennt diese vermaledeite Race nicht!" Das ist kein Lichtstrahl — aber das ist charakteristisch! —ck.

Mei Leibzig low' ich mir! Nagelneie Boësieen von Edwin Bormann. Leipzig A. G. Liebeskind.

Wer an der ersten Sammlung der Bormannschen Dialektgedichte seine Freude gehabt — und wir hoffen sehr, daß es Viele gewesen — der wird diese nagelneie Folge gewiß mit behaglichem Vorgefühle in die Hand nehmen. Und er findet darin wiederum prächtige Stücke jenes trockenen Humors, zu dessen Ausdruck sich die melodische Sprache Meißens und der weiteren Umgegend so trefflich eignet. Das Meißensche ist nicht umsonst zwei Jahrhunderte lang Quelle der Schriftsprache gewesen, hat nicht umsonst noch zu des jungen Goethe Zeiten für den gebildeten Dialect gegolten —: es steht in Folge seines einstigen Herrscherthums noch heute der Schriftsprache näher als irgend ein anderer Dialekt — besonders in dem, was den Wortschatz anlangt. Und da sich seit besagten Zeiten des jungen Goethe unsere Ansichten über mustergültige Reinheit der Aussprache immerhin erheblich geändert haben, und jener melodische Tonfall allzu singend und die Lautirung verwaschen erscheint, so wirken die Worte schon allein durch ihren Klang komisch. Edwin Bormann hat diese Eigenthümlichkeit natürlich sofort erkannt und sie höchst glücklich ausgenutzt: seine Schilderungen aus dem Philisterleben des biedern Leipzigers, seine harmlosen Spöttereien über den nicht unberechtigten Kirchthurmpatriotismus desselben sind hochergötzlich. Auch in der Ballade ist er glücklich. Eine der gelungensten ist die, welche die fabelhaften Fährnisse schildert, worein Held Torstenson durch die Rathsgose gerathen und die vereitelte Rache des gemüthlichen Schweden — mit einem feinen epigrammatischen Schluß, den allerdings wohl nur der Leipziger recht würdigen kann. Ueberhaupt wimmeln die Gedichte

von localen Anspielungen, die dem Eingeweihten den Genuß zehnfach erhöhen. Aber da die Gedichte auch ohnehin ansprechend genug sind, so wollen wir das nicht tadeln — im Gegentheil, wir stehen solchem Bestreben eigentlich sympathisch gegenüber und möchten nur wünschen, auch für andere Orte, vornehmlich für unser liebes Berlin, geschähe desgleichen. Denn auch die Lyrik bekömmt häufig etwas bestimmteres und frischeres, wenn sie sich an bekannte Traditionen anschmiegen kann. Und ein wenig poetische Verklärung — selbst nur humoristischer Weise — kann unserer Umgebung nichts schaden; mancher, der für diese blind ist und thöricht ins Weite schweifen zu müssen glaubt, lernt dann vielleicht eher, das Heimische wirklich zu sehen und sich dessen zu freuen. Wir hoffen bald ein neues Heft Poösieen zu erhalten. Die Ausstattung des vorliegenden ist übrigens wieder mustergültig, wie Alles, was aus dem Verlage von Liebeskind hervorgeht. Besondere Erwähnung verdienen die Gupfer in feinen Holzschnidde von denagademischen Professor der Mahlergunst E. Ille. Ille, wenn sonst durch nichts, so doch gewiß durch seine Theilnahme an den Fliegenden Blättern, den weitesten Kreisen vortheilhaft bekannt, ist wie kein anderer geeignet, grade Poesieen in der Art der Bormannschen zu illustriren. Er hat einen ganz prächtigen Typus für den Philister gefunden — man könnte dieses Wesen in Schirmmütze, Directoirerock und Wertherstiefeln eigentlich den stylisirten Philister nennen. Und auch sonst findet er sehr glückliche Figuren, denen er allen etwas heraldisch-steifes, überaus barockes giebt. Mit den Gupfern in feinen Holzschnidde hat es übrigens, so toll es klingt, seine Richtigkeit. Wie sollten solche altmodische Blättchen auch vervielfältigt werden, als nach der Väter löblichem Brauche in Kupferstich. Und so hat sich denn der Holzschneider (Tegetmeier) anstrengen müssen, dieser Technik so nahe als möglich zu kommen, so daß man wirklich beinahe den Eindruck erhält, als sehe man, närrisch verzerrt, Illustrationen zum Siegwart oder zu irgend einem Musenalmanach.

Es sei bei dieser Gelegenheit noch einiger Schriftchen Erwähnung gethan, die sich gleichfalls mit der Volkssprache beschäftigen. Zunächst einer, die gegenwärtig in vierter Auflage herausgekommen ist: Allerlee aus dar Aeberlausitz (mit 19 Holzschnitten von Prof. Bürkner. Bautzen, Ed. Rühl). Eine Sammlung von ernsten und heitern Gedichten und Geschichten, anspruchslos gegeben und würdig, freundlich aufgenommen zu werden. Das Lausitzische steht dem Schlesischen am Nächsten, ein schwerfälliger Dialekt, der stets plumpstieflig über frischgepflügtes Land zu stolpern scheint. Dabei aber klingt es kräftig, voll: ein Dialekt, den kennen zu lernen, lohnend ist. Und auch der ganze Vorstellungskreis des Dichters ist so einfach, daß man sich gern einmal in so Ungewohntes hineinversetzen läßt. — Ausdrücke und Redensarten der Elbingschen Mundart gesammelt und erklärt von Aug. Schemionek. (Danzig, Theodor Bertling.) In der Einleitung klagt der Autor über das Aussterben dieser Mundart, die man allerdings nächstens wohl nur noch im Wallnertheater von den Lippen strebsamer Soubretten hören wird — und leitet aus dem Bestreben, das Vorhandene wenigstens noch einmal darzustellen, die Berechtigung seines Büchelchens her. Es hätte dieser Begründung nicht bedurft. Jeder einsichtige Freund unserer Sprache wird es als ein verdienstliches Werk betrachten, wenn jemand die Idiotismen seiner Heimath mit Verständniß sammelt und herausgiebt. Das ist eine Arbeit, die eigentlich für jeden mundartlich einigermaßen abgegrenzten Bezirk gethan werden müßte. Es ist schon philologisch werthvoll, diesen immer mehr zusammenschwindenden Bestand von Worten benützen zu können, die auf manches sprachliche Problem, sogar auf historische Fragen bisweilen überraschende Lichter werfen. So kennen z. B. einige Bezirke der Provinz Sachsen die Redensart: „Das ist für den alten Fritzen" — d. h. vergeblich — eine Uebereinstimmung mit dem „Travailler pour le roi de Prusse" im Munde von Leuten, die von Voltaire nie ein Wort gehört haben, so daß die Erklärung, die wohl auch Büchmann von dem französischen Sprichwort giebt, einen argen Stoß erhielt. Aber abgesehen davon: auch der Schriftsteller findet in Büchern gleich dem von Schemionek

häufig schätzbaren Stoff an ungebräuchlichen Worten und Bildungen, welche Einführung in die Schriftsprache wohl verdienen und belohnen. Grade hier verhielt sich allerdings das Elbingsche spröde. In Folge starker Zersetzung durch das Polnische hat diese Mundart eine Reihe von Lauten aufgenommen, die — wie das weiche ſch, das weiche ſ nach kurzem Vocal — sich mit unserem Alphabet durchaus nicht wiedergeben lassen. Was freilich nicht hindert, daß es eine ganze kleine Literatur in Elbinger Mundart giebt — die allerdings wohl kaum über den engsten Umkreis hinausgedrungen ist. In seinem anerkennenswerthen Streben nach Vollständigkeit ist der Verfasser übrigens weitherziger gewesen, als zu billigen ist. Ausdrücke wie rumoren, Sammelsurium, scharwerken, Schabernack, Schacht (Prügel), Schaff, schandshalber — sie finden sich auf einer Seite — als specifisch elbingisch zu beanspruchen, das zeugt von einem Räubergewissen. Sprichwörtliche Redensarten mit ihren Erklärungen herausgegeben von J. Goßel (Berlin, Adolf Stubenrauch). Das Buch ist ein rührender Beweis dafür, daß auch schon auf Erden für die geistig Armen gesorgt wird, und sie nicht ausschließlich auf die Verheißungen der Bergpredigt angewiesen sind. Wer nicht einmal rathen kann, was „auf heißen Kohlen stehen“, „glühende Kohlen auf Jemandes Haupte sammeln“ heißt, der kann es hier erfahren. Weiter scheint das Buch keinen Zweck zu haben.

—ck.

An die Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Boy-Ed, J., Ein Tropfen. Hamburg, Otto Meissner.
Brooke, Geschichte der englischen Literatur. Berlin, 1882, Langenscheidts Verlagsbuchhandlung.
Collection Spemann, Band 16 und 17. Cooper, Der Brave. Stuttgart, W. Spemann.
Die Projections-Kunst. Düsseldorf, 1882, Ed. Liesegangs Verlag.
Eckardt, Guido, Gedichte. Berlin, 1882, Jul. Bohne.
Faust. Ein Fragment von Goethe. Heilbronn, Gebr. Henninger.
Götzinger, Ernst, Reallexikon der deutschen Alterthümer. Leipzig, W. Urban.
Hermening, Ernst, Mirjam. Hohes Lied der Liebe. Mülhausen i. E., 1881, Wilh. Bufleb.
Henne-Am-Rhyn, Culturgeschichte des Judenthums von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Jena, Hermann Costenoble.
Hillebrand, Karl, Zeiten, Völker und Menschen. Berlin, 1882, Rob. Oppenheim.
Holm, Mia, Gedichte. Berlin, 1882, Jul. Bohne.
Illustrirtes Conversations-Lexikon der Gegenwart. 12. und Schluss-Lieferung. Leipzig, Otto Spamer.
Kleinpaul, Dr. Rud., Rom in Wort und Bild. Lief. 11 u. 12. Leipzig, Schmidt & Günther.
Kretschmer, Albert, Die Trachten der Völker. Lief. 21. Leipzig, J. G. Bachs Verlag.
Lichtenberger, Ernest, Étude sur les Poésies lyriques de Goethe. Paris 1882, Librairie Hachette & Co.
Liszt, Fr., Aus den Annalen des Fortschritts. Concert- und kammermusikalische Essays. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
Manteuffel, Erna von, Monogramm-Album, Heft III. Harburg a. E., Gust. Elkan.
— Filet-Guipure-Album, Heft III. Harburg a. E. Gust. Elkan.
Maurer, Dr. Karl, Shakespeare für Schulen, III. Macbeth. Köln, C. Roemke & Co.
Meyers Conversations-Lexikon. Jahres-Supplement 1881—1882. Lieferung 1—6. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Möbius, Nervosität. Leipzig, J. J. Weber.
Nordlandfahrten. Lief. 16. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn.
Oberländer, Rich., Fremde Völker. Lief. 5—8. Leipzig, Jul. Klinkhardt.
Pohl, C. J., Joseph Haydn. II. Band. Leipzig, 1882, Breitkopf & Härtel.
Rathwisch, Ernst, Sängerfahrten. Freiburg i. B. 1882, Ad. Kiepert.
Reymond, M., Strafgesetzbuch für das deutsche Reich in Gedächtnissversen. Leipzig, Glaser u. Garte.
Riffert, Dr. Jul., Deutsche Humoristen in alter und neuer Zeit. Altenburg, A. Bonde.
Scalzuni, Dott. Giovanni, L'uomo ed il Materialismo. Milano, 1882, Guiseppe Ottino.
Scheper, Lud., Die Theaterreform und das deutsche Provinzialtheater. Berlin, F. C. Entrich.
Schlosser, Chr., König Philipp. Trauerspiel in 5 Acten. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.
Schweiger-Lerchenfeld, Griechenland in Wort und Bild. Lief. 3. Leipzig, Schmidt & Günther.
Strehl, A. E., Schneeflocken. Eine poetische Wintergabe. Berlin, F. E. Entrich.
The, Q. P., Index Annuel for 1881. Bangor. Maine 1882, Q P. Index.
Verhandlungen des Ersten deutschen Geographentages in Berlin. Berlin D. Reimer.
Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Band IX. No. 1. Berlin, D. Reimer.
Wallroth's Klassiker-Bibliothek. 2. Schiller's Werke. Berlin, Erich Wallroth.
Weismann, Dr. Aug., Ueber die Dauer des Lebens. Jena, 1882, Aug. Fischer.
Weisser, Prof. L., Bilder-Atlas der Weltgeschichte. Lief. 13—18. Stuttgart, Paul Neff.
Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Bd. XVII. Heft I. Berlin, D. Reimer.
Zittel, Emil, Die Entstehung der Bibel. 4. Aufl. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung.
— Bibelkunde. 8. Auflage. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung.
— Familienbibel des Neuen Testaments. I. Bd. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung.
Zola, Emil, Der häusliche Herd („Pot-Bouille“). Uebersetzt von Armin Schwarz. Lief. 1—5. Budapest, Gustav Grimm.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 21. — Heft 62.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Mai 1882

Breslau,
S. Schottlaender.

Mai 1882.

Inhalt.

Seite

Karl Theodor Schultz in Danzig.
Gesühnt. Novelle 159

C. Siegfried in Bonn.
Illusionen. Eine psychologische Studie 201

Karl Bartsch in Heidelberg.
Das altfranzösische Volkslied 224

H. Ehrlich in Berlin.
Johannes Brahms 242

Johann Kelle in Prag.
Die Verwälschung der deutschen Sprache 252

Paul Lindau in Berlin.
Die Geschwister. Roman in vier Büchern von Carl Frenzel.. 269

Bibliographie. 280

Hierzu ein Porträt von Johannes Brahms. Radirung von Wilhelm Rohr in Königsberg i. Pr.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXI. Band. — Mai 1882. — 62. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Johannes Brahms.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Gesühnt.

Novelle

von

Karl Theodor Schultz.

— Danzig. —

I.

Die Kälte schien noch immer zu steigen. Der letzte angenehme Tag war der 27te December geblieben, an welchem die Compagnie der Premier-Lieutenants Werneck vom Hohenzollern'schen Füsilier-Regiment, auf mächtige Leiterwagen gesetzt, mit einem Eclaireur-Commando der 9ten Husaren an der Spitze, die lustige Fahrt nach St. Léger und Croisilles bis in die Nähe von Arras gemacht hatte. Es war kein hoch strategischer, aber auch kein unwichtiger Auftrag gewesen, mit welchem Werneck in die dämmernde Morgenfrühe entlassen worden war: man wollte sich darüber Gewißheit verschaffen, ob General Faidherbe seine Ruhequartiere hinter der Scarpe etwa aufgegeben und bereits im Vorrücken wäre. Darum sollte auch bei einer feindlicherseits stattgefundenen Besetzung jener Orte ein Angriff gemacht und derselbe so lange fortgesetzt werden, bis der Gegner seine Streitkräfte gezeigt hätte. Angesichts der ungewöhnlichen Art und Weise der Beförderung war von Anfang an ein besonderer frischer Zug durch die Truppe gegangen; natürlich hatte sich dieser nicht bis zum Lauten gesteigert, aus jedem Auge aber, jeder Bewegung war gleichsam ein Blitzen hervorgebrochen, welches die lebhafte Spannung Aller verrieth.

Doch Faidherbe saß ruhig in den alten Quartieren, nur ein rothhosiger auf Urlaub in die Heimath gekommener Reconvalescent wurde entdeckt und für seinen Schrecken aus einer der requirirten Flaschen Rothweins erquickt; weitere Heldenthaten gab es diesmal nicht zu verrichten. Nachdem eine Contribution von daheim fehlendem Brot auferlegt und eine Anzahl Waffen zerstört war, trat man unbelästigt die Rückfahrt an. Dennoch war Werneck

wenigstens mit sich — nicht unzufrieden; hatte er doch dem Drängen seines Feldwebels widerstanden, der die prachtvolle, in einem Saal der Mairie gefundene Fahne der Croisiller Schützengilde als Trophäe angesehen, und durchaus mitnehmen wollte. Gar zu unblutig wäre dieselbe errungen worden: eine kriegerische Trophäe, um welche nicht Blut, nicht viel Blut geflossen — was bedeutete die!

Er sollte noch genug von dem „besonderen Safte“ fließen sehen — der Premier Werneck von der Landwehr; augenblicklich war jedoch langersehnte Ruhe in Achiet le Grand, zu dessen Commandanten er am Morgen nach jener Fahrt ernannt worden. Als solcher kamen ihm nie gekannte Ehren zu und er sah anfangs mit jovialem Erstaunen auf das stramme Präsentiren aller Posten: zu welcher gewichtigen Persönlichkeit er sich aufgeschwungen hatte! Andere Dinge, besonders die mit der Commandantur verbundenen Ortsgeschäfte zeigten sich bald auch weniger wünschenswerth: Dienst bleibt aber Dienst. So gab er bereitwillig jedem Dörfler, der seinen Weizen gemahlen haben wollte (selbstverständlich unter der steten Rubrik für die Einquartierung backen zu müssen), den bezüglichen Erlaubnißschein, da die Windmühlen der Umgegend deutscherseits mit Beschlag belegt waren; jeder Alten (Junge kamen nicht), welche irgend eines Geschäftes in Gomiécourt oder Bapaume wegen die Posten zu passiren wünschte, stellte er eine Art von Paß aus; alle Klagen der Truppen über Quartiere oder Reclamationen der Quartiergeber fanden vor seinem Forum ihre Erledigung — kurz den Tag über drängte ein Bittsteller den andern. Seiner wohlwollenden Natur nach suchte er aber selbst mit persönlichem Zurücktreten Allen gerecht zu werden. Dadurch errang er sich bei den Ortsangehörigen bald eine gewisse Hochachtung, die sich bis zu freundlichem Entgegenkommen steigerte, als denselben auf seinen Vorschlag erlaubt wurde, sich bei der wachsenden Kälte aus den zufällig in Achiet le Grand in großen Massen lagernden Kohlen-Vorräthen der Rothschild'schen Eisenbahngesellschaft nach Bedarf oder Belieben Kohlen heimzubringen. Welche Wanderung da begann! von Hoch und Gering, Arm wie Reich. In Wagen, Karren, Schürzen, Töpfen, sogar in den Armen trug man sich die kostbare Last heim: und aller Mienen hatten einen frohen Ausdruck, tausend heitere Zurufe erschallten wieder, ja gerade aus den geschwärztesten Gesichtern lachten die glücklichsten Augen.

Werneck lag bei einem Epicier im Quartier, der ein kleines freundliches Haus beinahe in der Mitte des Dorfes besaß. Die für die Zeit der Besetzung ihm gehörigen Räume bestanden in einem großen Durchgangszimmer, welches ganz mit Waaren gefüllt war, die in Tonnen oder Kisten herumstanden — und in einem Cabinet, welches dem ungemüthlichen Vorraum gegenüber ein wahres Kleinod von Traulichkeit genannt werden konnte. Der Thür vis-à-vis der mit gefälliger Stuckarbeit verzierte Kamin mit dem unvermeidlichen eingelassenen Spiegel und der noch unvermeidlicheren Pendule im Rococogeschmack, seitwärts das Himmelbett, neben dem Fenstertisch ein hoher

Lorbeer, einzelne vergilbte Kupferstiche Chodowieckis an den Wänden und diese letzteren selbst wie die Vorhänge, der Betthimmel, alle Polsterstühle mit derselben innig feinen Cretonne bezogen, die hier auf blaßgrauem Grunde ein Gehänge von Veilchensträußen zeigte. Das Feuer im Kamin durfte den Tag über natürlich nicht ausgehen; so beschäftigten sich beide Burschen, besonders der unermüdliche Pferdebursche Schuhmacher, fortdauernd mit dem Unterhalten desselben.

Eben war dieser wieder im Fortgehen, nachdem er vorher mit dem freundlichsten Schmunzeln (jeder gute Bursche weiß ja genau, was seinem Herrn Freude macht) demselben einen Brief übergeben hatte. Die kleinen, zierlichen Buchstaben auf dem Couvert gehörten sicherlich einer Frauenhand an, kamen dabei aus Trier, der Vaterstadt seines Herrn — und hatten ihm schon manches Fünfgroschenstück eingetragen — kein Wunder also, daß er sie nicht weniger eifrig erwartete, als der glückliche Adressat selbst. Diesmal waren sie früher als sonst eingetroffen; Karl Schuhmacher dachte großes Vergnügen zu machen, doch war es nur ein Ausruf des Erstaunens gewesen, der ihn belohnt hatte, und als er sich nun beim Schließen der Thür noch einmal umkehrte, meinte er auf dem Gesichte seines Premiers sogar eher einen gewissen Schreck, als die sonstige Freude zu sehen. Das machte ihn ganz nachdenklich und hätte ihn, wäre er daheim gewesen, sicher wieder zu seiner höchsten Strafe angetrieben — beim Staubwischen nämlich das Bild einer bestimmten Dame nicht zu berücksichtigen, da sie dergleichen, nachdem sie den Herrn geärgert, nicht verdiente.

Wirklich verbrochen? Es mußte sich auch anders ansehen lassen. Wernecks Mienen wechselten wiederholt im Ausdruck. Der anfangs in der That sorgenvolle Zug wich nach und nach einem übermüthigen, beinahe triumphirenden, der dann freilich von Neuem einer tiefen, sich bis in die Stirn erstreckenden Falte zum Opfer fiel. Dabei bemächtigte sich seiner eine nervöse Unruhe, welche in dem fortdauernden Aufstehen, ja selbst in der bloßen Art des vor sich Hinbrütens hervortrat — der Commandant von Achiet le Grand war jedenfalls um seine ganze Unbefangenheit gekommen.

Die Lampe brannte längst, der zuletzt aufgeworfene Holzstumpf war bereits wieder im Verglühen, trotzdem schien es auch jetzt noch eines gewissen Entschlusses zu bedürfen, daß Werneck sein Schreibgeräth aus dem Koffer nahm. Als dies endlich geschehen, wollte es mit der Anrede nicht glücken, und als diese dastand (auch das Wörtchen „arm“ war darin enthalten!) fand sich der rechte Anfang nicht.

Aus diesem Dilemma erlöste ihn die Frage seines Wirthes, wie viel Flaschen Burgunders heraufzubringen wären. Der Lieutenant überschlug die Zahl der Theilnehmer an dem bevorstehenden Neujahrspicknick, zu welchem er den Tischwein beizusteuern hatte, bestimmte dann die Anzahl der Flaschen und erkundigte sich, während er den Betrag gleich berichtigte, in seiner freundlichen Weise nach dem Ergehen der Gattin des Krämers, die, seit der

einzige Sohn bei Spicheren gefallen, in völligem Tiefsinn hinlebte. Es war noch Alles beim Alten: mit schmerzlichem Tone dankte der Mann für die Theilnahme, dann ging er so leise, wie er gekommen.

Wernecks Gedanken waren auf Anderes gerichtet worden, es mußte außerdem Zeit sein, sich für den Abend anzuziehen, daher legte er die Schreibmappe, obwohl ihn das Sträußchen darauf gleichsam mahnend ansah, in den Koffer zurück. Schuhmacher brachte auch bald die Kleider und half in seiner gewohnten Weise durch Zureichen; so langte Werneck als einer der Ersten im Stabsquartier der Offiziere der siebenten Compagnie an. Diese hatten das größte Zimmer und die beste Küche im Ort inne, darum war für das kleine Fest von ihnen der Raum, die Suppe und eine mächtige, am Spieß gebratene Pute zu stellen gewesen.

Selbst dieses große und eigentlich leere Zimmer erschien dem Eintretenden gemüthlich: schon das Lodern des Kaminfeuers im Gegensatz zu der Kälte draußen begrüßte Jeden anheimelnd, doch nicht weniger die breite gedeckte Tafel mit den acht Couverts, ihrem blinkenden Krystall und den schmucken Vasen, in denen sich frisch gemachte Sträuße von Tannengrün und Zweigen der Stacheleiche anmuthig erhoben. Auf einem Seitentische stand die Batterie Burgunders, die Werneck geliefert, auf dem andern die Ananas-Bowle einer dritten Compagnie.

Bevor es noch Acht geschlagen, waren Alle zur Stelle. Sobald Werneck dann, als dem Aeltesten, von einem der Burschen gemeldet worden war, daß gegessen werden könne, gab er das Zeichen zum Beginn der Tafel. Man wählte sich seine Plätze, und alsbald wogte ein lautes, fröhliches Erzählen von Anekdoten oder bloßen Erinnerungen hin und her, dessen ungeachtet natürlich Allem und Jedem, von den Sardines à l'huile bis zum Nachtisch aus dem Obst und Käse der Normandie herab, vollste Gerechtigkeit widerfuhr.

Nachdem Werneck den Toast seinem Könige, der Heimath und den Lieben dort — allem Höchsten in Eins gebracht, wobei er einen Augenblick lang auf dem purpurnen Grunde des Glases Etwas zu suchen und zu finden schien, jagte ein Toast den andern. Man wurde endlich sehr munter: bis ein Hornist der 7. Compagnie das Signal „Gewehr in Ruhe" ins Zimmer blies, weil das alte Jahr geschieden. Nun sprangen Alle jubelnd auf, und Jeder wünschte dem Andern mit Herz und Mund und Hand, daß auch das neue Jahr wie 1870 ende.

Werneck, der zuletzt einer der Ausgelassensten gewesen, und seinen stilleren Nachbar Lohr (gleichfalls einen Landwehr-Offizier) viel geneckt hatte, nahm — als man ein wenig später allgemein aufbrach, dessen Arm. Unter dem scherzhaften Vorgeben, Lohr nach Hause bringen zu müssen, trennten sich die Beiden bald von den Uebrigen.

Die Kälte hatte für kurze Zeit nachgelassen, ein leichter Westwind strich nur erfrischend über die heißen Stirnen. Beide empfanden das angenehm und schwiegen, bis sie an die Gasse kamen, die nach Gomiécourt führt, an

deren äußerstem Ende Lohr im Quartier lag. Hier stand derselbe still und wollte, nachdem er sich für die Begleitung bedankt hatte, nun allein weitergehen; doch Werneck schüttelte den Kopf und schritt vorwärts.

Plötzlich blieb er aber selbst stehen, und als Lohr, welcher auf dem glatten Wege zurückgeblieben war, herankam, ergriff er dessen Hände und sagte auflachend: „Sieh mich an, so sieht ein Vater in spe aus!"

Das Lachen klang nicht natürlich, eher verlegen und halb erzwungen.

Lohr blickte verwundert auf: „Wenn ich das verstehen soll, mußt Du schon deutlicher werden."

„Ein Wort genügte — ein Name!"

„Ein Name?"

Das erste Mondviertel stand unter Gewölk, dennoch sah Werneck in dem Schneelicht, wie Lohr jäh erblaßte. Seine Augen allein brannten und frugen.

Und Werneck nickte einmal vor sich hin, dann fiel das schwere Wort, das doch so süß klang: „Rose!"

„Warum sagst Du mir das?" stieß Lohr, der zurückgetreten war, mühsam heraus.

„Habe ich Dir nicht immer Alles gesagt!" entgegnete Werneck. „Du kennst meine Schwäche — es mußte vom Herzen! Und bist Du nicht ihr Freund, wie der meinige? Mir ist der Gedanke so wundersam, bald möchte ich aufjauchzen, bald ist mir das Weinen nahe — nur um sie, um sie! Denke an ihre Mutter, diese aufgeregte, heftige Frau! Was mag sie von der zu leiden haben, und ich kann nicht zu ihr!"

Unwillkürlich hob Lohr die Schultern.

Sie gingen weiter. Der Mond leuchtete einmal klar über ihren Weg hin, dann flog er wieder mit den Wolken.

„Was ist mir schon durch den Kopf gegangen!" fuhr Werneck heftig fort, „doch Urlaub ohne Verwundung oder Krankheit gäbe es ja nicht; oder sollte ich mich dem Obersten vertrauen? Ich wollte blos heirathen und zurückkehren."

„Ich wage da keinen Rath zu geben."

„Du bist wieder so kalt und weißt doch, wie ich das hasse!"

„Bedenke, wie mir zu Muth ist, Hans! Verlange — aber ich bin ja nicht kalt! Du fühlst ebenso gut, daß es auch dabei noch viel zu überlegen gäbe: gesprochen ist bald, das Nachher" — —

„Gewiß! Ich habe nicht blos an mich zu denken, auch an sie, an ihre Familie — sogar an die meinige. Und in solchem Fall! Ach, Hellmuth, schon hundertmal habe ich heute denken müssen, wie spottwenig dieser ganze Erdenbettel werth sein kann, wenn das süßeste Vergessen, das von der Natur selbst in uns gelegte, unbezwingliche Fordern — solche Frucht, nur so bittre Frucht trägt. Aber der Einzelne kann nichts gegen die Weltsatzung und sie mag auch im Rechte sein, ich streite nicht darum — so traurig ist

es nur! Doch vergieb mir, und gute Nacht! Wir wollen nun darüber schlafen, was Gescheidtes fänden wir heute doch nicht mehr: mein Burgunder war zu gut! Ich will Dir morgen eine Flasche zur Erinnerung schicken."

„Hans!"

Dieser winkte nur nochmals und blieb im Gehen. Durch die Nacht hallte Schritt bei Schritt, bis sie vom lauten Pfeifen des Liedes:

Wir saßen still am Fenster,
Das Licht war ausgebrannt!

übertönt wurden. Es war das Wernecks Leiblied, mit dem er aufstand und schlafen ging.

II.

Am Morgen des nächsten Tages trafen Wernecks Hauptmann und einige Offiziere, die verwundet in Amiens gelegen, wieder beim Regiment ein. Das wollte Werneck gleichsam als Fingerzeig einer höheren Macht erscheinen und er beschloß, sich bei seiner Meldung dem Obersten anzuvertrauen. Bevor diese Meldung aber stattfinden konnte, kam der Divisions-Befehl, daß sich die Truppen sofort bei Puizieux zu sammeln hätten, da Faidherbe wahrscheinlich einen Verstoß machen würde. So rückten die Truppen aus. Nachdem sie in Puizieux bis zum späten Nachmittag geblieben, wurden die alten Quartiere wieder bezogen, nur die Compagnie, bei der Werneck stand, hatte noch bis Gomiécourt zu marschiren, um dort Vorposten aufzustellen.

Erst in der Nacht — es war wieder kälter geworden und die Sterne standen funkelnd klar am Himmel — rückte man in Gomiécourt ein. Das Dorf war ein echtes Dorf der Picardie: alle Gehöfte weit und unregelmäßig aus einander gelegen, jedes einzelne von einer lebenden Dornhecke und einem kleinen Walde von Obstbäumen umgeben, dabei nach der feindlichen Seite zu noch kleine Terrain-Erhebungen und eine Front, welche genügend zu bewachen kaum die ganze Compagnie hingereicht hätte. Da der größere Theil der Leute aber ruhen sollte, mußten die zu Posten bestimmten Mannschaften, um nur eine annähernde Sicherung zu gewähren, so vortheilhaft als möglich aufgestellt werden.

Das kostete dem Hauptmann sowie Werneck viel Gänge in's Vorterrain, es wurde fast Mitternacht, bevor sie sich der wohlverdienten Ruhe überlassen konnten. Vor Erschöpfung schliefen sie trotz des kalten, mit Ziegelsteinen gepflasterten Raumes sofort ein, wurden jedoch (wie immer) bald wieder durch die Ordonnanz geweckt, die den Befehl für den folgenden Tag überbrachte. Ein weiter Marsch stand in Aussicht, da das Bataillon der Abtheilung des Prinzen Albrecht, welche gegen Cambrai recognoscirte, zugetheilt worden war.

Schon gegen Fünf weckte die Reveille von Neuem, eine Stunde später rückte die Compagnie nach Achiet le Grand zurück, um sich mit den drei

übrigen zu vereinigen. Diese waren bereits angetreten, mit dem Eintreffen der Compagnie marschirte das Bataillon ab.

Werneck war vierundzwanzig Stunden lang nicht aus dem Dienst gekommen, Gefechte standen außerdem bevor oder hatten vielmehr schon begonnen, wie der Kanonendonner bezeugte, der aus der Arraser Gegend herüberdröhnte, für den Augenblick erschien also jede Möglichkeit zum Fortgehen geschwunden. Im Grunde genommen dankte er dem Geschick dafür — das Bekenntniß seiner Schuld dem fremden Vorgesetzten gegenüber wäre ihm sehr schwer gefallen — daß ihm augenblicklich keinerlei Demüthigungen bevorstünden, andrerseits peinigte ihn allerdings der Gedanke an Rose, doch besaß er leichten Sinn genug, um sich nicht besonders zu grämen. Mit erhobenem Kopf (nach seiner gewöhnlichen Art), das Bild strotzender Kraft und Frische, nur von einem Zuge tiefinneren Wohlwollens gemildert, schritt er vor der Compagnie her und Niemand hätte bei ihm auch nur einen Gedanken der Unzufriedenheit mit sich vermuthet.

Der Kanonendonner wurde stärker: die begleitende Cavallerie, das Bataillon machten Halt und beide Führer erwogen, ob man nicht umkehren sollte, da bei Bapaume eine volle Schlacht zu entbrennen schien. Die Ordre lautete aber bestimmt, auch wäre ein etwa nothwendiges Zurückholen durch einen Ordonnanz-Offizier so leicht zu vermitteln gewesen; nach kurzem Rendezvous ging der Vormarsch weiter. Und noch lange weiter, bis in die Nacht hinein: steter Geschützdonner im Rücken, ein grimmer Nordwest spitz von der Seite. Der Weg wurde immer glätter, dicke Eisstücke ballten sich unter den Sohlen, kein fester Tritt mehr — endlich blos noch ein allgemeines Schwanken. Wie verweht schien die Straße, nachtschwarz alle Ferne, der Mond blickte durch Nebel, und noch immer nicht das zum Nachtlager bestimmte Dorf, immer wieder mit einem Seufzer an Gehöften vorüber ins scheinbar Leere hinaus. So ging es bis gegen Elf: aufgeschrieen hatte es hier und da, halb im Fluch, halb vor Schmerz — zuletzt schien das Ganze Nichts als ein vielköpfiges, gezähmtes Ungeheuer, das sich, ohne mehr aufblicken zu mögen, in dumpfer Gefühllosigkeit vorwärts wand. Schließlich blieben zwei Compagnien, darunter die frühere Werneck'sche, in einem Ort an der Straße halten, die beiden anderen mit der Cavallerie mußten noch einige Kilometer weiter bis Epéhy.

Bei einer dieser letzteren stand Lohr. Auch er hatte natürlich unter den Anstrengungen des Tages gelitten, jedoch war er vielleicht derjenige vom ganzen Bataillon, dem das Schwere am leichtesten gefallen. Schon seit der Neujahrsnacht hatte ihn alles Aeußere wenig berührt; wie mechanisch wurde die Pflicht gethan, im Herzen, mit jedem Gedanken blieb er in der Heimath. Immer von Neuem mußte er erwägen, wodurch Roses Leid gemildert werden. was es erschweren könnte. Oft vergaß er auch gänzlich das Geschehene und lebte nur in der Vergangenheit, wo er sich stets mit der heimlich Geliebten vereint sah: von ihren ersten kindlichen Spielen auf der

Gerolsteiner Ruine an, bis Beider Eltern kurz hinter einander nach Trier versetzt worden. Werneck's Bekenntniß hatte selbst das scheinbar Verwundene aufgeweckt: all die elenden Stunden, in denen er seine Liebe niedergerungen, waren wieder da, als wären sie eben erst vergangen.

Dieser fortdauernde innere Kampf hatte Lohr doch endlich so geistig erschöpft, daß er, in Epéhy angekommen, auch nur wie alle Uebrigen ein Bedürfniß, das nach Ruhe, nach ein paar Stunden Schlafes hatte. Er aß eine Kleinigkeit, dann warf er sich auf das im Putzzimmer seines Wirthes für ihn und einen Kameraden hergerichtete Strohlager (nur für den Compagnie-Führer war ein Bett in eine Ecke gestellt worden) und schlief bereits, während er noch dem Aufflammen des Kaminfeuers zu folgen schien.

Der Morgen weckte noch zeitiger als sonst, da für den neuen Schlachttag alle irgend verfügbaren Kräfte in die Gegend von Bapaume zusammengezogen wurden. So mußte auch dieses abcommandirte Bataillon den gestrigen Marsch zurückmachen, und zwar in so beschleunigter Weise, daß die beiden in dem Ort vor Epéhy gebliebenen Compagnien die von Epéhy nicht einmal abwarteten, sondern mit andern Truppen früher aufbrachen.

Dadurch marschirten diese letztern Compagnien für sich allein in dem immer strahlender heraufsteigenden Wintermorgen. Leicht umschleiert und in voller Majestät leuchtete die Sonne nieder. Nach allen Seiten hin weiße, glitzernde Aecker oder Wiesen, da und dort ein Häuflein Bäume im Rauhfrost, oft wie von Mistelnestern überdeckt oder epheubehangen. Heiser tönte wohl eine Kirchenglocke, und noch heiserer war ein Etwas von Dröhnen in den Lüften, das die Marschirenden dennoch sofort erkannt hatten. Es schien nur durch irgend ein Hinderniß eigenthümlich gedämpft zu werden. Als einige Ortschaften passirt waren, sah man das Hinderniß klarer vor sich: eine lang hingedehnte Hügelkette, die, mit Wald und Dörfern gekrönt, jede Aussicht nach der Bapaumer Gegend verbarg.

Man kam jedoch bald näher, da der ganze Trupp in einer gewissen Hast vorwärts strebte — den Kameraden nach, um, wenn irgendwo Hilfe von Nöthen, zur Stelle zu sein — und je näher man kam, um so deutlicher wurde das Gedröhne. Hatten sich am Morgen die dumpfen Schüsse oder Salven noch von einander abgelöst, jetzt gegen Mittag rollte ein ununterbrochener Donner.

Den höchsten Punkt der Hügelkette erreichte man am Ausgange eines Dorfes, in welchem sich, wie an Schlachttagen, in der Regel kein Bewohner blicken ließ. Der Führer der Compagnie befahl ein kurzes Rendezvous, um sich über den weiteren Marsch zu orientiren, da hier Kreuzwege abzweigten, und der in dichten Pulverrauch gehüllte Horizont nicht erkennen ließ, in welcher Richtung Bapaume liege.

Während der Führer nach dem nächsten Gehöft ritt, ging Lohr ein Stück auf einem der Wege vorwärts. Da stand neben einer alten, knorrigen Eiche ein Crucifix: seltsam mild erschienen die Züge des Heilandes unter

dem Kranze von Immergrün und Ebreschenbeeren. Viele der Beeren waren bereits herabgefallen und lagen wie Blutstropfen im Schnee. Lohr sah unverwandt zu dem Steinbild auf und fühlte plötzlich, wie dieser große Stille doch überall am Platze sei. Traurige giebt es eben nicht bloß in Kirchen oder Friedhöfen, gerade auf einsamen Wegen, in den Kammern ist ihr rechtes Heim. Und solches übergroße Leiden, das Phantasie wie Gefühl immer wieder gefangen nimmt, tröstet so wundersam und hebt über das eigene Leid fort. Auch Lohr schied mit einem dankbaren Blick von der Stelle: war es ihm doch, als sei der Druck leichter geworden, der seit der Neujahrsnacht auf ihm gelegen hatte.

Der Trupp setzte sich, von einem Bauer geführt, bald wieder in Bewegung. Dieser Franzmann sah trotz seines kaum beneidenswerthen augenblicklichen Berufes ganz jovial aus und warf nur zuweilen einen mißtrauischen Blick auf den Revolver des Führers. Nach einer Stunde etwa war sein Amt gethan und er trollte seelenvergnügt, den einzelnen Zurufen, welche ihm beim Passiren des Trupps entgegen schallten, in derselben scherzhaften Weise begegnend, wieder seinem Dorfe auf der Höhe zu. Natürlich hatte er diese Zurufe mehr durch die begleitenden Gesten errathen, und wurde jedenfalls nur bei der Lebhaftigkeit der seinigen überhaupt verstanden.

Eine bereits näher einschlagende Granate trübte dieses harmlose Hin und Wider: das Bäuerlein nahm ungenirt Reißaus, bei dem Trupp faßte Jeder sein Gewehr fester und alle Glieder schlossen energisch auf. Der Granaten wurden bald mehr: man vermochte nun auch ihre aufsteigenden Wölkchen zu erkennen und sah und hörte ihren Niedersturz, diesen in der Nähe so furchtbaren Doppelkrach, an den sich wohl kein Menschenohr gewöhnt. Schon zischten auch Chassepot-Kugeln, hier — da, einen Baum splitternd: doch jenen Lauten gegenüber ja ein bloßes Nichts — dem Schwirren der Sommerfliegen gleich wider Blitz und Donnerschlag.

Die Chaussee, welche eine Zeit lang in der Niederung geblieben, stieg zu einer kleinen Anhöhe empor: auf derselben angekommen, übersah man das ganze Schlachtfeld. Dicht voran und scheinbar mit Bapaume schon zusammenhängend, lagen Gehöfte an der Straße, welche von Artillerie und den beiden andern Compagnien des Bataillons besetzt waren. Um zu denselben zu gelangen, wurden einige hundert Schritte im Laufschritt zurückgelegt, da der Feind, welcher die Ankunft neuer Truppen bemerkt haben mußte, einige Salven abgab. Glücklicherweise schoß er zu hoch, so eilte der Trupp wie unter einem bleiernen Ehrenbaldachin unversehrt dahin, bis er sich in der Deckung der Häuser als Soutien der vorgegangenen Kameraden aufstellen konnte.

Lohr erfuhr, daß die Werneck'sche Compagnie dem Feinde am nächsten stehe, und die Ferme von St. Aubin, welche sie jetzt besetzt hatte, erst nach heftiger Gegenwehr und vielen Verlusten genommen habe. Daß Werneck persönlich verwundet sei, hatte Niemand gehört. Etwas wie Ahnung trieb Lohr ungeachtet immer nach vorn zu den Posten, sobald wieder Verwundete

herübergetragen wurden. Einer von diesen behauptete denn auch, der Premier sei kurz vor ihm gefallen, was ein Anderer freilich wieder bestritt, da derselbe nur auf dem Eise des Hofes gestürzt sei, sich jedoch sofort wieder erhoben habe.

Während Lohr nun, zwischen Hoffen und Fürchten schwankend, an einem Zaune zurückging, fühlte er plötzlich einen starken Schlag auf den Arm. Als er nach der Stelle faßte, färbte sich der Handschuh roth. Schmerz empfand er anfangs nicht, doch ging er natürlich nach dem Zimmer in der Mühle, wo sich ein Lazarethgehilfe der von den Aerzten aus der Ferne Herübergesandten annahm. Dieser zwar nur bescheidene Diener der Heilkunde legte ihm jedoch einen ganz regelrechten Verband an und ersuchte ihn dringend, im Zimmer zu bleiben, damit der Frost nicht in die Wunde schlüge. Als nun aber der Befehl für seine Compagnie kam, jene in der Ferne für die Nacht abzulösen, folgte er dennoch den Seinigen. Ehrgefühl, Freude an der Gefahr, Gedanken an Werneck — Alles vereint trieb ihn zum Mitgehen.

Wieder mußte der Uebergang im Laufschritt an Zäune entlang genommen werden: die Franzosen, welche nur zwölf bis fünfzehn hundert Schritte entfernt standen, unterhielten trotz der anbrechenden Nacht noch eine Art von Schnellfeuer, welches selbst dann und wann von Granaten, die aber sämmtlich zu weit gingen, verstärkt wurde.

Glücklich in der Ferme angekommen, verging die erste Stunde mit dem Ablösen der Posten, dem Einlogiren der Soutiens, weiterem Einbrechen von Scharten in die Lehmwände der Ställe (weil der Befehl — im Fall eines Angriffs — auf äußerstes Halten gelautet), kurz mit all dem zeitraubenden und doch so nothwendigen Thun, wenn es blutigen Ernst, nicht bloßem Manöverspiel gilt.

Lohr hatte seinen Pflichten mit einem bangen Gefühl der Sorge obgelegen, da ihm Schuhmacher, der seinen Herrn nicht verlassen, bald nach dem Eintreffen von dessen schwerer Verwundung und dem fortdauernden Verlangen desselben, ihn zu sehen, benachrichtigt hatte.

Endlich war Alles gethan und Lohr beurlaubte sich bei seinem Compagnieführer, um bis ins nächste Gehöft zu gehen, wo der Freund liegen sollte. Der Weg dahin war wie mit Todten übersäet, die sich bei dem Halblicht ungestaltet, scheinbar so übergroß aus dem Schnee emporhoben. Lohr streifte ihre Züge nur mit den Blicken: doch glaubte er immer zu wissen, wer von ihnen erschossen, wer erstochen wäre. Jene gleichsam feierlich schlummernd, diese verzerrt in jeder Miene, stets die Fäuste geballt oder noch wie drohend gegen den Himmel gerichtet. All der Tod ringsum hatte ihn auf Augenblicke von seinen Gedanken abgezogen: er war sogar stehen geblieben, um in die Nacht hinaus zu horchen, von wo es mit dem Schrei von Raben wie ein Wimmern gekommen war. Sollten noch mehr Verwundete draußen liegen? in dieser Kälte? Doch ihm hatte ja der Compagnieführer eben gesagt, daß er Keinen mehr holen lassen könne, weil auf die Träger geschossen

würde. Da lag auch das Gehöft vor ihm und Schuhmacher stand schon im Thore.

Durch welche Zerstörung mußte er ihm folgen! Auf dem engen Hofe lag es voll Waffen und fortgeworfener Tornister, im Wohnhause waren die Fenster eingeschlagen, Blut und Scherben auf den Fliesen, überall Spuren von Schüssen oder grausigerem Handgemenge. Während sie die Küche passirten, lachte sie ein alter Mann, der neben einem todten Kinde hockte, einmal blöde an, wandte sich aber in glücklichem Vergessen bald wieder lauschend seinem Lieblinge zu, dessen Kopf halb in den Kohlen des Kamins lag. Ein Unnennbares von Weh durchzitterte Lohr: sein Herz wurde nichts als eine stumme Frage nach der Nöthigung, dem Warum dieser Schrecken. Darnach hatte aber schon jeder Sterbende gefragt, und war keiner Antwort gewürdigt worden.

Als sie über die Schwelle des kleinen Raumes traten, in welchem Schuhmacher seinen Herrn gebettet, weil die Scheiben des Fensterchens zufällig ganz geblieben, vermochte Lohr eine Geberde des Erschreckens nicht zu unterdrücken. Allzu tief waren bereits Linien, Spuren des Zerfalles gleichsam, in das Antlitz des Freundes geprägt — hier schien nur noch ein Ausgang bevorzustehen: oder täuschte der Schein des Lichtstumpfes?

Werneck, der Lohrs plötzliches Zurücktreten bemerkt hatte, nickte schwerfällig: einen Augenblick war es dann sogar, als huschte das alte Lächeln über seine Züge und schenkte denselben noch ein Mal ihre Frische und Schönheit. Dabei rief er in aufgeregter Weise: „Endlich! wie habe ich mich nach Dir gesehnt! Nun ist aber Alles gut — Alles gut.“ Eine Pause entstand.

Lohr vermochte vor Ergriffensein kein Wort der Rechtfertigung vorzubringen; er behielt nur die Hand des Freundes, welche ihm dieser entgegengestreckt hatte, in der seinigen.

„Schuhmacher!“ begann Werneck hastig von Neuem, „Sie halten draußen Wache; Keiner soll mehr kommen, auch nicht der Doctor! Den lassen Sie nicht herein!“ Auf Lohr sehend fuhr er fort: „Er hat mir offen gesagt, sagen müssen, daß nicht mehr zu helfen ist; wenn er aber kommt und nachsehen will und herumfühlt — werden die Schmerzen noch größer!“

Schuhmacher, der auf weitere Befehle zu warten schien, wohl aber nur in dem Ahnen zögerte, zum letztenmal in die Augen seines guten Herrn zu sehen, verließ auf einen erneuten Wink desselben die Kammer.

Die Freunde waren allein. Dennoch schloß Werneck die Augen, als bedürfte er vorerst der Sammlung. Nur der krampfhafte Druck seiner Hand bezeugte, daß er noch lebte.

Da mochte er jedoch mit sich einig geworden sein, wenigstens sagte er nun, indem er Lohrs Blicke sichtlich wird: „Du hast mich warten lassen! Ich weiß!“ wehrte er dessen Entschuldigung ab. „Jetzt ist meine Zeit aber knapp geworden, vergieb, wenn ich mir alle Vorreden schenke. Nimm an — später, wenn ich nicht mehr bin und es zum Erfüllen kommt — ich hätte

gebeten mit jeder Bitte, die das Herz, ein folterndes Gewissen findet! Nun ist für Nichts davon mehr Zeit: die klugen Doctoren haben sich schon gewundert, da nebenan — ich hörte es wohl, daß noch kein Delirium eingetreten sei! Als ob das anfangen könnte, bevor ich Dich gesprochen! — Du mußt helfen, sonst kann ich nicht sterben, Hellmuth." Hart, wie ein Drohen, waren die Worte gefallen.

„Helfen?" wiederholte Lohr überrascht.

„Du hast sie geliebt von langher und liebst sie noch: seit neulich weiß ich es. In einer Stunde — nicht eine Stunde mehr! ist Rose Wittwe. Sehr grausam sind Die dort oben, oder wo es sie umtreibt, die Macht über uns haben; ich bettelte um eine Wunde — die Wunde vergönnten sie mir, nur zu tief, ein wenig zu tief! Doch wir müssen es ihnen verderben, Hellmuth — ich weiß ein Mittel!"

Dieser zuckte zusammen; Werneck hatte seine verwundete Hand ergriffen, und stechende Schmerzen riefen ihm die eigene Wunde ins Gedächtniß. Ein Gefühl von Ohnmacht wollte ihn überkommen, doch faßte er sich mit Gewalt: „Was für ein Mittel meinst Du?"

Werneck zog ihn zu sich nieder und flüsterte ihm in's Ohr: „Du bist ein freier Mann, sei groß — größer als Die über uns sind! Rose ist meine Wittwe, und eine Wittwe darfst Du zum Weibe nehmen: ich hätte es so gewollt, sage ihr das, wenn sie zagt. Und Du wirst gut zu ihr sein? Darauf gieb mir Dein Wort! — Schweige nicht so lange, sonst hör' ich es nicht mehr." Erschöpft sank er zurück und schloß von Neuem die Augen.

In Lohr mischte sich im ersten Moment Empörung über ein solches Verlangen wundersam mit einem wonnigen Schauer bei dem Gedanken, nun der Geliebten zeigen zu können, welche Liebe sie zurückgewiesen! Aber die Ehre — seine Mannesehre? Es war ja unmöglich! — Rose war nicht Wittwe — eine Verführte. Gleichsam mit Haß füllten sich seine Blicke

Werneck hatte diesen Wechsel der Empfindungen verfolgt, da er die Augen bald wieder geöffnet. Tonlos sagte er:

„Also doch getäuscht? Das Geschöpf mag nicht größer sein können als der Schöpfer: Der hängt an Worten, oder sie lehren es wenigstens so — die Priester. Hätte einer von denen unsern Bund gesegnet, wie Euch Alles in Ordnung erscheinen würde! Du scheutest Dich nicht — sie lebte in Ehren. — Und doch ist sie so schuldlos, an Allem so traurig schuldlos! mich allein packte die Sünde, als ich fort mußte — auf Nimmerwieder!" Erschütternd klangen die gebrochenen Laute hin.

Lohr sah Rose in all ihrem unschuldsvollen Liebreiz gleichsam vor sich — und hier lag der Freund im Sterben, der ihm vor Allen lieb gewesen war. Welche Verzweiflung in dessen Augen stand! Wie die so viel rührender sprach als das Fordern, seine Bitten vorher! Konnte er denn aber helfen? Er war frei, sein Beruf legte ihm keinerlei Schranke auf, Niemanden hatten seine Entschlüsse zu kümmern. Wie liebreich sich Wernecks Eltern seiner

von dem Augenblicke angenommen hatten, wo die seinigen gestorben! Jetzt konnte er am Sohne vergelten? Doch das Opfer blieb allzu groß! An der Ehre sollte der Mann nicht verderben.

Als wäre der Tod eben in die Kammer getreten, so still wurde es darin. Nur das Flämmchen des Lichtes flackerte in irgend einem Luftzug.

Auf beiden Männern lag Unaussprechliches. Ihre Studienjahre erstanden vor ihnen, ihr treues Zusammenhalten und wie sie sich Eins fühlten: den Einen noch bitterer machend und voll geheimer Anklagen, im Andern nach und nach das Letzte von Widerstand, das ihm geblieben, niederwerfend und dem Opfer fast einen Schimmer der Verklärung leihend. Was zudem die Zukunft barg — wer wußte das? Schon die einfache Wunde, die ihn mehr und mehr zu peinigen begann, konnte das gleiche Ende bringen! Für jetzt galt wirklich nur Eins: Frieden zu geben — Frieden.

Und mit einer Hast, als fürchtete er sich, daß ihm einen Augenblick weiter Alles wieder anders erscheinen könnte, rief Lohr, indem er des Freundes Hand mit festem Drucke umschloß: „Ich gebe Dir das Wort — meine Ehre soll die ihre sein!"

„Hellmuth!" rang es sich bis aus Wernecks Herzen — und Thräne an Thräne rann seine bleichen Wangen nieder. „Ich weiß," fuhr er endlich fort, „daß Du mir Dein Leben giebst, und nun bangt mir, das Opfer anzunehmen! Aber nein —" ein letztes Aufleuchten strahlte aus seinen Augen — „sie ist dessen werth. Wie Du glücklich sein wirst! — Und ich hätte so gern noch gelebt! mich schaudert, hinabzugehen. Herr mein Gott — so jung! — Ob der Doctor noch nicht kommt? Hole ihn, Rose, Dir muß er ja folgen! Alle folgen Dir, nur ich nicht. Laß die Hand los, sonst kann ich nicht aus dem Grabe! und will doch — und muß zu ihr! Rose!" Er lachte auf, daß es schauerlich durch die Kammer klang, dann hob er sich jäh empor: doch in demselben Augenblicke sank er auch zurück.

Als Lohr sich über ihn beugte, war das Leben bereits entflohen. Schuld hatte es erhalten, der Friede löschte es aus.

III.

Die Wunde Lohrs verschlimmerte sich während der Nacht so bedeutend, daß er nicht bei der Truppe bleiben konnte und schon am Morgen des nächsten Tages mit den anderen Verwundeten, Preußen wie Franzosen, nach Amiens transportirt wurde. Auch Schuhmacher hatte mit abrücken müssen, als das Bataillon zur Cernirung von Péronne aufbrach — die Todten von St. Aubin wurden von andern, neu herangezogenen Truppen begraben: darum geschah das aber in nicht geringerer Feierlichkeit und der Schlummer derselben blieb nicht weniger tief.

Es verging beinahe eine Woche, die Lohr in starkem Wundfieber zubrachte. In dieser Zeit erschien ihm alles Vergangene traumhaft, oft nur wie irgend eine seiner Phantasien, deren er sich zuweilen gleichfalls entsann.

Die Fiebererscheinungen ließen aber nach, das Phantasiren hörte auf — mit demselben wollte jedoch die Erinnerung an jene Nacht in St. Aubin nicht weichen. In wahrhaft unheimlicher Schärfe trat immer von Neuem Bild an Bild hervor: es fiel ihm nicht schwer, sich auf ganze Satzfolgen zu besinnen, die Werneck gebraucht. Und vor Allem — was er selbst sich damals abgerungen, was er gelobt hatte, empfand er wie einen fortdauernden Stachel.

Geschehen mußte etwas darin, eher, fühlte er, würde die Unruhe, sein wieder stärker auftretendes Fieber nicht schwinden. Was sollte aber geschehen? Wenn er auch die Kraft dazu fände, durfte er schreiben? An wen? Der Mutter oder an Rose? Er wußte nichts Bestimmtes: Wernecks so plötzlich eingetretener Tod hatte ihm die natürlichsten Fragen unbeantwortet gelassen. Ob die Mutter nun eingeweiht sei? Von einem Verlöbniß der Beiden hatte sie nie etwas wissen wollen, da ihr Werneck durchaus unsympathisch gewesen, und sie wohl nur an ihn selbst als Gatten der Tochter gedacht hatte. Wenigstens war ihm das in Scherz wie Ernst unzähligemal versichert worden. Rose allein hatte geschwiegen: ob sie auch heute noch schweigen würde?

Wenn Lohr bis an diesen Punkt gekommen, suchte er trotz allem Vornehmen wieder an Anderes zu denken; das Blut wallte zu stürmisch auf — es war, als wollte es den Verband sprengen.

Zeit, und dann die Uebung gewöhnen aber wohlthätig selbst an scheinbar Unüberwindliches: in einer stillen Nachmittagsstunde, wo die beiden Offiziere, welche das Zimmer im Lazareth mit ihm theilten, zu Kameraden hinübergegangen waren, und er matt und müde nach einer schlaflosen Nacht auf dem Bette lag — da reihte sich halb unbewußt Gedanke an Gedanke, wie das Leben fortan einzurichten wäre. Unendliche Entsagung stand bevor, unendlich Schweres war erst zu überwinden, dann verhieß jedoch selbst die bloße Schein-Ehe noch manches Freundliche. Ganz Anderes hatte er freilich geträumt, was bedeuten aber Träume? Immer nur die alte, wehe Lehre: wenn sich ein Lebenswunsch erfüllt, muß er sich auf seine Weise erfüllen — und die ist gar selten nach Menschen Gefallen.

In dunkleren Stunden drängten sich auch andere Gedanken herauf. War eine solche Forderung nicht überhaupt schon ein Deliriren gewesen? So naiv egoistisch Werneck bei seiner ausgeprägten Selbstsucht oft gehandelt, bis dahin hätte er sich bei gesunden Sinnen nie verirrt! Mußte also ein nur durch Ueberreizung und Gewissensbisse hervorgetriebenes Verlangen ausgeführt werden, weil in übergroßem Mitleid eine Zusage gegeben worden? Wer konnte das fordern! Aber wußte denn Jemand davon? Und versündigte er sich nicht an sich, wie seiner Zukunft, wenn er sie hinwürfe — gleich etwas Werthlosen? Sicherlich that er das: darum unter die Füße mit allem zu Sentimentalen! Er hatte das Versprechen nicht in frivoler Weise gegeben, selbst diese Art Nothlüge war schwer genug geworden — jetzt war er aber frei. Konnte der Todte noch zu ihm sprechen, selbst der würde ihn nun von seinem Schwure lösen! Diese Zweifel kamen wohl gar von

dem? wie die Mutter einst so rührend gemeint — der todte Gatte lenke noch ihre Gedanken.

Und doch! — In der Tiefe des Herzens schien ein Etwas trotz all dieser berechtigten Einwürfe immer zu wissen: sobald es zum Thun käme, müßte dieses Thun ein anderes sein, als was sich jetzt wie das künftige geberdete. Ihm war, als könne er doch nur der Stimme folgen, die ganz schlicht sagte: Werneck war voll bei Sinnen, erst zuletzt — da Alles vorüber, habe sein Geist angefangen, in der Irre zu gehen. Und ebenso klar sei es in ihm gewesen: der Vertrag somit geltend vor Dem oben, vor der Stimme da drinnen. Wie gleichgiltig also, daß ihn Niemand gehört habe — wußten doch die beiden obersten Richter davon.

Und Rose? Hatte Werneck nicht Recht, war es nicht heute noch ein Glück, solche Freundin sein eigen nennen zu dürfen! ihr Alles zu werden, Eltern, Schutz und Ehre — nur Eines nicht, der Gatte. Wenn ihre Mutter darum wüßte — und wie sollte sie nicht — dann trug die Aermste Unsägliches.

Es war darum Pflicht, so bald als möglich zu ihr zu eilen; an solchem Bald hing vielleicht viel, ihr Leben selbst! Wernecks Tod würde ihr nicht verheimlicht worden sein, die Familien standen ja in Verbindung — wozu konnte sie dadurch getrieben werden! Es blieb das einzig Rechte, sich persönlich von Allem zu überzeugen und danach die Entscheidung zu treffen.

Fast dankbar empfand er nun seine Verwundung: erleichterte sie die Heimkehr doch aufs Wesentlichste. Ohne seinen geheimen Zweck verrathen zu müssen, bedurfte es nur der Bitte, sich einem Transport von Reconvalescenten anschließen zu dürfen, wozu die Aerzte selbst schon gerathen hatten.

So erhielt er denn eines Tages gegen Ende Januar seine Reiseroute eingehändigt und konnte die Heimfahrt antreten. Diese wurde ihm noch durch die Gewißheit leichter gemacht, daß Unterhandlungen über einen Waffenstillstand bereits im Gange waren, die hoffentlich zum Frieden führten. Also blieb wohl die Schlacht bei St. Quentin auch für seine directen Kameraden die letzte Waffenthat! Niemand erschien mehr so nothwendig, und Jeder bekam wieder eine Art von Berechtigung, selbst über sich zu bestimmen.

Es war ein seltsam wonniges Empfinden, als er am nächsten Morgen die eleganten Boulevards von Amiens entlang nach dem Bahnhof fuhr. Wie anders sich nun all die Prachtbauten ansahen! Bereits wieder mit dem Auge des Kenners, nicht mehr des Soldaten, der gleichgiltig daran vorüber marschirt, ganz von der Pflicht des Augenblicks erfüllt. Selbst die Zukunft trat zurück, und er hatte nur das glückselige Gefühl gleichsam aus der Leere, dem Nichts, in Bestimmtes zurückzukehren, aus völliger Ungewißheit in Ordnung und Gesetzlichkeit. Mit einem rührenden Schimmer von Schönheit umkleidete sich dabei auch jede Stätte daheim: wie segnend streckte sich die Hand aus bis hinüber nach dem Grabe seiner Eltern. Dort wollte er zuerst hin. Trotz dieses Gedankens lächelte der Mund jedoch immerfort, und er

sah einigen Schulmädchen, die zierlich graziös über die Straße eilten, mit heiterem Wohlgefallen nach, bis sie in den Anlagen eines Platzes verschwanden.

Mit einem Blick auf die Kathedrale, welche ihm als das Herrlichste erschienen, was er je gesehen — den heimathlichen Dom am Rhein, selbst den Reimser nicht ausgenommen, mit diesem langen Blick, der zuletzt auch die Stadt und mit ihr die schweren Tage umspannte, die er dort gelebt — schied er von Amiens.

Die Fahrt ging verhältnißmäßig langsam von Statten, an verschiedenen Orten wurden ebenfalls Reconvalescenten aufgenommen, über einzelne Strecken, wo die zerstörten Geleise kaum hergestellt waren, fuhr der Zug mit Vorsicht. Trotzdem war man vor Anbruch der Nacht in Metz. Schon hier mußte es Jedem vorkommen, als wäre er in der Heimath; auf dem Bahnhof die Fülle der bekannten Uniformen, selbst von den Gepäckträgern und der Hotelbedienung beinahe lauter deutsche Anreden. Wie melodisch Lohr jede solche Ansprache klang!

Die Nacht verging auf einem harten Lager in einer Art von Vorflur — bei der großen Menge der Fremden hatte er nichts Besseres aufgetrieben — zweifelhaft genug, eigentlich noch ganz in derselben Weise, wie er es im Felde gewohnt gewesen, doch überkam ihn bei jedem Erwachen, das wohl vor Kälte eintrat, oder bei dem Geräusch neuer Ankömmlinge im Hause, immer bald wieder ein nur wohliges Gefühl. Heimathnähe, schon Heimathluft! und die Ordonnanz mit den Befehlen für den kommenden Tag weckte nicht! Was bedeutete alles andere Wecken!

Am frühen Nachmittage kam Lohr in Trier an. Nicht laut äußerte sich seine Freude, eine gewisse Mattigkeit lag sogar auf ihm, da der Arm wieder schmerzte — doch in den umschleierten Blicken, in der Milde seines ganzen Wesens lag etwas wie heimliches Glück. Und das verstärkte sich, als er in das ihm angewiesene Zimmer im „Trierer Hofe" trat: wäre er noch ein Kind gewesen, hätte er, wie einst unter der Mutter Augen, am Fenster hinknieen mögen und beten. Es zog ihn auch jetzt noch dazu, dergleichen schickte sich doch aber nicht, in Gedanken höchstens! Und in Gedanken stand er eine lange Weile am Fenster; aus demselben sah er das Haus, von wo er vor vier Monaten mit Werneck nach Frankreich gegangen war. Sie hatten damals zufällig neben einander gewohnt; wie sich nun der Anfang in das Ende schloß! Doch nur Einer kam zurück, und um welchen von Beiden, den tiefen Schläfer oder den Wachenden, es besser stand — wer möchte das entscheiden! Selbst er nicht.

Nachdem er seinem Gelöbniß nach erst der Eltern Grab mit frischen Kränzen geschmückt und dort scheinbar ruhiger geworden war, ließ er sich nach der Villa in der Nähe der St. Matthäi-Kirche fahren, wo Frau Weyer, Roses Mutter, wohnte. Schon von der Straße aus sah er, daß alle Jalousien niedergelassen waren — so schritt er mit ahnungsvoller Besorgniß

durch den verschneiten Garten. Die Besitzerin der Villa, welche ihn ankommen gesehen, öffnete persönlich die Thür und begrüßte ihn in ihrer lauten Art. Es währte eine ganze Weile, bis ihre Neugier und Theilnahme so weit gestillt war, daß Lohr nach den Damen Weyer fragen konnte. Dieselben wären wohl für immer, theilte sie nun bedauernd mit, nach Köln gezogen, wenigstens hätten sie das Quartier für April gekündigt.

Erst jetzt auf der Rückfahrt erschien es Lohr, als sei das ein Wirkliches geworden, was er seither immer noch wie Unmögliches empfunden. Gab es einen herberen Beweis für Alles, als daß die Mutter aus ihrem geliebten Trier gleichsam geflohen war? Aber er durfte nicht fliehen, folgen mußte er ihr — immer nach, wo sie sich auch zu verbergen gedachte. Gleichwohl hatte er genau die Kölner Straße wie Nummer gemerkt: mechanisch flüsterte er sie zuweilen vor sich hin.

Nach langem Wachen, aber ohne die Freude an der Heimath mehr, wie er sie noch gestern in Metz gehabt, fiel er in tiefen Schlaf. Auch der nächste Morgen weckte nochmals früh; doch bevor es dann Mittag wurde, sah er die Thürme Kölns aus Nebeln auftauchen.

IV.

Bald nach Drei zog Lohr die Klingel an der jetzigen Wohnung der Frau Weyer. Das bekannte Porzellanschild mit ihrem Namen, den er so unendlich oft gelesen, daß er sich der Form jedes Buchstabens entsann — es war hier nicht an der Thür, keine Karte — Nichts, Alles so fremd und fremd auch das Gesicht, welches er nun beim Oeffnen erblickte. Auf seine Frage, ob Frau Weyer hier wohne, trat dieselbe aus einem Seitenzimmer und gab selbst die bejahende Antwort; zugleich mußte sie den Sprecher erkannt haben, denn sie fuhr sichtlich zusammen, ja, schien sich gleichsam an der Thürbrüstung zu stützen.

Ehe Lohr aber näher trat, hatte sie sich bereits gefaßt und rief in ihrer lebhaften Weise: „O welche Freude, liebster Hellmuth! Wer hätte sich von solcher Ueberraschung etwas träumen lassen! Willkommen in der Heimath.“ Nach einem herzlichen Händedruck ging sie in das Wohnzimmer voran, indem sie dabei fortfuhr: „Und immer der treue Hellmuth! Wie freundlich von Ihnen, uns selbst hier aufzusuchen! Wo haben Sie denn unsere Wohnung erfahren?“ Sie setzte sich und lud auch Lohr durch eine Handbewegung dazu ein.

„Ich komme von Trier —“

„Und waren bei uns?“ unterbrach sie. „Gott, ich spreche, als hätten wir noch ein Anrecht auf die alte Wohnung. Das kommt nur, weil ich sie noch keinen Augenblick vergessen kann, sie täglich und stündlich entbehre; Sie glauben es nicht, wie schmerzlich mir das neue Eingewöhnen fällt!“ Sie konnte nun wohl die Frage nach dem Warum des Wechsels erwarten, oder

fürchtete dieselbe mindestens, so fügte sie rasch hinzu: „Dennoch war es für uns nothwendig, das Quartier aufzugeben; es blieb einmal ein Sommer-Quartier, und bei dem strengen Winter litten wir geradezu, besonders Rose.

Lohr hatte in andern, gleichfalls strengen Wintern niemals dergleichen Klagen gehört, doch gab er seiner Verwunderung natürlich keinen Ausdruck und that auch ebenso wenig die andere Frage, warum sie deshalb Trier gleich verlassen und bis Köln gezogen wären. Er hielt sich an ihr letztes Wort und fragte, wo Rose sei.

„In der Kirche," antwortete Frau Weyer.

Das klang so einfach und wurde augenscheinlich völlig ahnungslos gesprochen — auf Lohr machte es einen erschütternden Eindruck. „In der Kirche!" Ihm war, als hörte er aus weiter Ferne Gretchens Worte:

„O neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!"

„Sie werden Rose recht verändert finden," begann Frau Weyer von Neuem, „selbst Dr. Schnehen forderte einen Luftwechsel, und so entschloß ich mich kurz, hierher überzusiedeln. Für uns Beide — auch Sie leider, bedarf es ja nicht der Auseinandersetzung, was ihre Gesundheit plötzlich so wankend gemacht hat. Rose gehörte allerdings immer zu den Zarten, fühlte sich sonst wohl — heute — — ach Sie werden selbst sehen! Bitte aber, zeigen Sie nicht zu auffällig, wenn ihr Aussehen Sie erschrecken sollte: der Doctor verlangt unbedingte Ruhe."

„So dürfte auch nichts über den Todten —"

„Nichts!"

„Sie wird mich nach ihm fragen?"

„In meiner Gegenwart nicht!" betonte Frau Weyer verachtungsvoll.

Dunkle Röthe flog über Lohrs Gesicht und ein Etwas wie Scham, oder war es Schmerz, trat in seiner Haltung stark hervor. Es war wohl Beides, ein letztes heißes Aufbäumen, da der Augenblick gekommen, in dem es zu Tage mußte, was er sich nicht freiwillig, nur nach tausend Kämpfen abgerungen hatte; zugleich jedoch das Gefühl einer gewissen Ohnmacht, des Wollens, aber noch nicht über die Lippen Bringens.

Frau Weyer sah ihn mit Theilnahme an. Sie glaubte wohl blos, daß ihn die eben bestätigte Gewißheit peinige, wie sehr Rose noch an dem Todten hänge, darum reichte sie ihm die Hand und sagte gleichsam tröstend: „Entsagung ist einmal das große Losungswort auf Erden! Und an Jeden tritt sie heran: an Den im Kleinen, an Jene in ihrem Herzenswunsch — wie es fällt. Für mich liegt eine Beruhigung darin, daß Niemand ausgenommen worden. Wir Beide, Hellmuth, gehören freilich zu den Aermsten! Ob wir das verdient haben, uns dereinst wenigstens Rechenschaft gegeben wird, warum es so sein mußte? Ich warte darauf — sonst verzweifle ich!

Denn jetzt weiß ich nur davon, daß mir schweres Unrecht angethan, o, ein Leid, nicht auszusprechen!"

Ueber ihre Maßlosigkeit erschreckend, zog sie die Hand, welche zitterte, zurück: der Moment hatte sie überwältigt.

Während sie aber noch überlegte, wie sie ihre Aufregung erklären könne, sagte Lohr, der seine Ruhe nun wiedergewonnen hatte: „Ich kenne Ihr Leid und will versuchen, es Ihnen tragen zu helfen — Ihnen und Rose!"

„Mein Leid wollten Sie kennen?" Ein schrilles Lachen folgte dem Ausruf: so ähnlich dem, mit welchem Einer gestorben war, der an diesem Lachen nicht schuldlos war.

„Werneck hat mich zum Vertrauten gemacht," fuhr Lohr zu Boden blickend fort.

„Und — Alles hätte er Ihnen vertraut?"

„Alles!"

„Auch Das noch!" schrie Frau Weyer auf. „War ihm noch nicht genug des Jammers, den er über uns gebracht! Ich kannte ihn! besser als Ihr Alle. Da er fühlte, daß ihn mein Fluch erreicht hatte —"

„Frau Weyer!"

„O das nehmen Sie mir nicht!" rief sie außer sich. „Der Herr hat sie gehört, meine Gebete — und die waren alle das Eine: Leben um Leben! Dachte ich auch nicht an Tod, so doch an Elend, Verderben — wie sie verdorben."

„Und Sie meinen ihn besser gekannt zu haben!" entgegnete Lohr dumpf. „Wenn ich Sie verstehe, erscheint Ihnen sein Vertrauen mir gegenüber —"

„Als seine letzte Rache!" fiel sie heftig ein, „nicht anders." Lohr schüttelte den Kopf. „Wollen Sie mich — —"

„Wenn Sie ihn nicht vertheidigen!" unterbrach sie wieder, „ich kann das nicht hören, nicht von Rose, nicht von Ihnen. Sie sehen es, schon der Gedanke an ihn nimmt mir jede Fassung, und das wird nicht mehr anders."

„Von ihm — von uns muß ich demnach sprechen! Sie irren: nicht Rache trieb ihn zu seinem Vertrauen, allein die Hoffnung, der heiße Wunsch, noch so viel retten zu können, als er oder vielmehr ich es vermöchte. Mit einem Wort: ich bin nur gekommen, um — — Rose zu meiner Gattin zu machen, dann kehre ich ins Feld zurück."

In einer Art von Erstarrung sah ihn Frau Weyer an. Lohr begegnete ihren Blicken ruhig und nickte nur einmal, weil es ihm vorkam, als habe sie den Sinn seiner Worte nicht begriffen. Plötzlich schien sie jedoch Alles zu begreifen, trotzdem sie in halbem Schluchzen immer wieder rief: „Es ist ja unmöglich! unmöglich."

„Das habe ich auch einmal gedacht!" erwiderte er endlich leise. „Aber wir Alle hielten wohl schon Etwas für unmöglich, bei dem wir nach einer Weile zufrieden waren, daß uns nicht Schwereres zugemuthet worden. Ich habe seit seinem Tode viel Zeit gehabt, es mir zurecht zu legen: und ist

Rose, wären Sie mit dem einverstanden, was ich vorschlagen kann — es ist das, wozu ich mich als ehrlicher Mann verpflichten darf, so wollen wir nicht zögern. Ich bin in mir einig, wäre sie es nur auch erst!"

Frau Weyer hatte ihre Beherrschung wiedergefunden; der Blick in gleichsam neues Licht, der sich vor ihr aufgethan — so unerwartet, so niemals mehr erhofft, nahm sie völlig gefangen. Für den Augenblick wenigstens vermochte sie nun nichts Anderes zu denken: ihr konnte Großes werden und das mußte sie erringen — um jeden Preis. So antwortete sie in ganz verändertem, nach ihrem früheren beinahe freudig klingendem Tone: „Sie, liebster Hellmuth, bringen doch das Opfer, nicht Rose! Und ein Opfer, das ich bis in seine Tiefen nachfühle: seien Sie versichert, Rose wird nicht anders fühlen. Es soll mein Dank sein, sie davon zu überzeugen — wenn es dessen erst bedürfte — daß ihre Lebensaufgabe fortan nur noch darin besteht, Ihr und immer nur Ihr Glück zu wollen!"

„O nein!" rief Lohr, „das wünschte ich gar nicht, dürfte es nicht einmal fordern. Denn was ich geben kann, ist im Verhältniß doch blos Geringes: meinen Stamm, meine Ehre. Im Uebrigen müßten wir als dieselben Freunde wie bisher durchs Leben gehen — oder trennten uns auch wieder, nach ihrem Gefallen.

Ein Zug von Enttäuschung war über das Gesicht Frau Weyers geglitten, dennoch sagte sie mit derselben Freundlichkeit: „Sie haben Recht! im ersten Moment überlegt man nicht Alles. Wozu auch jetzt schon an das Nachher denken? An dem Einen und Ersten ist ja doch kein Zweifel — ich habe Sie richtig verstanden? Sie wollen ihr die Ehre wiedergeben?"

Lohr nickte.

„Ist es auch nur vor der Welt," fuhr sie aufathmend fort, „mir geben Sie damit das Leben wieder. Was ich seit Weihnachten ertragen — nur mein Gott weiß es! Und welche Gedanken ich über die Zukunft gehabt, welche schrecklichen Gedanken — mir graut nun davor. Gott hat das nicht zulassen können, so rührte er an Ihr Herz: Ihm Dank, doch nicht weniger Ihnen! Und Alles soll geschehen, wie Sie es überlegt haben, daran werden wir festhalten — ich verzichte für mich, wie für Rose auf jeden eigenen Wunsch. Was hätten wir auch zu wünschen, die wir von Ihnen nur empfangen, so gar Nichts mehr zu bieten haben. Das ist ein Gefühl, ich hätte wohl nie geahnt, einmal so bettelarm dastehen zu können. Doch Sie sind es ja — kein Fremder — der Hellmuth, an den ich von jeher wie an einen Sohn gedacht habe. Freilich damals! Da durfte ich es."

Lohr richtete sich auf und sagte, nach dem Nebenzimmer horchend: „Das ist die alte Spieluhr?"

„Sie erkennen sie noch! Ja, nun steht sie wieder in Roses Zimmer, wie einst in der Kinderstube. Wenn Ihr danach tanztet — und heute? — So schlug es übrigens halb Vier, Rose muß kommen. Soll ich sie nicht erst vorbereiten? wenigstens auf Ihre Ankunft und den Grund derselben.

Sie bemüht sich wohl, gefaßt zu sein, jedes allzu Plötzliche sollen wir aber meiden?"

„Gewiß!" fiel Lohr zustimmend ein. „Sie nehmen mir damit sogar Schweres ab. Nach welcher Kirche geht sie.

„Drüben nach St. Mauritius."

„So können wir sie auch kommen sehen?" Er stand auf und trat an eins der Fenster.

„Von hier übersehen Sie die ganze Straße, erwiderte Frau Weyer, indem sie nach der Glasthür eines kleinen Balcons ging.

Lohr folgte ihr und zeigte schon im Näherkommen nach dem jenseitigen Trottoir. Rose sah in demselben Augenblick herauf, so trat er mehr hinter die Vorhänge zurück.

Von hier oben schien sie ihm unverändert: der alte beschwingte Gang, selbst der Schimmer frischer Röthe und nun auch dasselbe liebliche Neigen des Kopfes, den die Fülle seines blonden Haares zu beugen schien. Kurz noch so ganz „Schneeglöckchen", wie ihr Neckname in der Kinderzeit gelautet hatte.

Lohr wollte daran erinnern — als er sich umsah, war Frau Weyer verschwunden. Auch drüben das Trottoir war jetzt leer; er lauschte, kein Klingelzug ertönte aber — die Mutter mußte die Kommende gleich in Empfang genommen haben.

Er blieb an der Balconthür stehen; nach einer Weile beschattete er die Augen mit der Hand, als belästige ihn das Licht, doch sah er nur regungslos vor sich nieder. Und so tief versank er in Gedanken, daß er das Aufgehen und Schließen der Zimmerthür nicht beachtete und erst auffuhr, als seine Schulter leise berührt wurde.

Da stand sie, an die er nun schon seit Wochen unablässig gedacht hatte. Ihre gefalteten Hände, die umflorten, matten Augen, selbst ihr schlichtes schwarzes Kleid rührten ihn unbeschreiblich. Er konnte nur immer wieder ihre Hände drücken, zu sprechen vermochte er nicht.

„Lieber — lieber Hellmuth!" sagte Rose endlich.

„So darf ich der also ganz sein?" rief er wie von einem Banne erlöst.

„Davon nachher!" antwortete sie, indem sie mit der Hand über die Stirne strich und ihm nach einem kleinen Ecksopha voranschritt. Nachdem sich Beide niedergelassen, Lohr in einem Sessel ihr gegenüber, fuhr sie in ihrer sanften Weise fort: „Erst haben wir uns doch Alles zu erzählen; Das heißt, Du wohl mir — ich kann nur fragen. Und ich darf fragen, nicht wahr? Hast Du von ihm noch ein Wort für mich?"

Lohr sah an ihr vorüber, da das Gespannte, Angstvolle ihres Blickes ihm weh that, und sagte kopfschüttelnd: „Er hat mir Nichts aufgetragen." Als er bemerkte, daß sie erblich und die Augen sich mit Thränen füllten, setzte er wie entschuldigend hinzu: „Es blieb wohl nur keine Zeit dafür —

der Tod überraschte ihn. Und an' Dich gedacht, um Dich allein gesorgt hat er bis zum letzten Augenblick; mit Deinem Namen auf den Lippen ist er gestorben."

Rose nickte vor sich hin und flüsterte dann beinahe lächelnd, wohl aus tiefen Gedanken heraus: „Rose!"

Plötzlich 'zusammenschauernd sah sie wieder zu Lohr auf und fragte: „Hat er schwer gelitten?"

„Ich glaube nicht."

„O Gott, Dank!"

„Wie ich Dir sagte, Du beschäftigtest ihn so ganz, daß alles Körperliche zurücktrat."

„Und in Bapaume ist er begraben worden?"

Lohr bejahte, ergänzte dann aber: „Ich bin nicht dabei gewesen."

„Ach Hellmuth!"

„Auch ich wurde an demselben Nachmittage verwundet und gleich nach Amiens gebrache."

„Seine Mutter hat mir Alles vorgelesen, was ihnen vom Regimente zugegangen ist. Das Offizier-Corps wird ihm auch einen Stein setzen?"

„Ja das soll geschehen!" bestätigte Lohr, „ich hörte davon sprechen — damit unsere Gräber dort erhalten blieben. — Suchten Euch Wernecks auf?"

„Nein! wir fuhren hinaus, um Abschied zu nehmen.

„Und Du bist auch verwundet worden?" fuhr sie bedauernd fort.

„Hier am Arm," zeigte Lohr. „Nichts Besonderes. Eher müßte ich den Zufall einen sogar glücklichen nennen, da er mich jetzt schon hierher geführt hat."

„Du gehst aber noch einmal zurück?"

„So bald als möglich. Wenn Du mir erlaubt haben wirst — —"

„Erinnerst Du Dich noch," unterbrach sie ihn, „wie unsere alte Gertrud in ihrer 'wunderlichen Weise von mir zu sagen pflegte: Sie tanzt bis ans Grab. Die Alte meinte das wohl anders und doch mußte es ganz so eintreffen — bis an ein Grab!"

„Du erregst Dich; wir —"

„Wolltest Du mich nicht anhören? Siehst Du, zu meiner Mutter —" ihre Stimme wurde fast tonlos — „darf ich darüber nicht sprechen! Nicht um was ich bete, was ich noch denke — selbst meine Thränen kränken sie schon."

„Die Zeit ist noch zu kurz, als daß Du still geworden sein könntest, aber — —"

„Und Du glaubst, ich könnte das jemals werden?" fiel sie von Neuem ein.

„Ich hoffe es!"

„Nie — o nie!" rief sie ungestüm. „Einen Todten, der mit dem Glauben an meine Liebe gestorben, sollte ich täuschen können? Weißt Du denn gewiß, daß es da unten **nicht** sein einziger Besitz geblieben, der ihn

noch an der Erde hält und ihm das Warten leicht macht — bis ich komme. Ob Du das auch nicht glaubst, ich glaube es! Und darum, Hellmuth — wenn die Mutter selbst zürnen sollte, ich kann Dir für Deinen großmüthigen Antrag nur danken, o recht aus der Seele; ihn anzunehmen — wie wäre das möglich!"

Tief betroffen sah Lohr sie an. Diese einfache und scheinbar doch natürliche Abweisung machte in einem Athemzuge gleichsam — Alles, was er sich an Zugeständnissen so mühsam durch Wochen abgerungen hatte, gegenstandlos und ihn, wenn er noch darauf bestehen wollte, zu einem Bittenden statt Gewährenden. War es aber denkbar? Sie hatte nicht überlegt, ahnte wohl gar nicht, was ihr dann bevorstände. So entgegnete er: „Du erklärst eine Annahme für unmöglich? Doch — so schwer es mir fällt, das zu berühren, hast Du auch an die Zukunft gedacht?"

„Um dieser Zukunft willen ist sie ja unmöglich!" antwortete sie zu Boden blickend. „Ich verstehe jetzt Dich nicht, wie vorher die Mutter nicht. Was zu tragen kommen wird, muß ich doch tragen. Nur Einer hätte mir helfen können, den nahm Gott zu sich; so will Er also, daß ich allein büße — bis Er mich ruft."

„Nein, Rose! Du hast Nichts zu büßen —"

„Lästere nicht!"

„Auch das hat mir Hans gesagt. Du seist nur —"

„O schweige davon."

„Aber Eins mußt Du noch wissen — ich vergaß es wohl der Mutter zu sagen, daß es Hans so wollte, ich ihm mein Wort gegeben habe, Dich zu meinem Weibe zu machen. Du irrst also, Gott will Dich nicht allein lassen: er hat erst zu Deinem Todten, dann zu mir gesprochen — nun folge ihm auch."

Rose faltete die Hände und sagte: „Ich war ja ein schwaches Ding, Hans wußte das nicht anders, so dachte er für mich zu sorgen. Ich muß mir aber schon selbst helfen. Auch ich bin viel fester geworden, fürchte Nichts mehr für mich — das Bitterste liegt hinter mir."

„Der Schmerz um unsern Todten ist nicht das Bitterste, das wir tragen können —"

„Für mich ja! Und tausendmal ja!"

„Höre auf mich —"

„Ich darf nicht," klagte sie aufstehend. „Da ist Etwas, das ich nicht fasse, von dem ich aber weiß — es geht nicht. Und wolltet Ihr mich zwingen, nicht gut würde es — seid gütig! — Ich quäle Dich, Hellmuth; Du hast mich aber geängstigt."

„Es liegt wohl nur an dem Ueberraschenden," versetzte Lohr, ihre Hand, welche sie ihm gereicht hatte, innig drückend. „Ich lasse Dich denn allein: Du wirst das Rechte noch finden. — Grüße die Mutter; ich komme morgen Vormittag — jetzt möchte ich sie nicht mehr sprechen. Und sei auch Du gütig. Ich werde nur an Dich denken."

Sie winkte ihm noch mit den Augen, dann fiel die Thür hinter ihm zu.

V.

Es war nur ein verhältnißmäßig schwacher Ton gewesen, mit welchem die Thür ins Schloß gefallen, dennoch hatte ihn ein aufmerksames Ohr im Hause gehört. Frau Weyer trat gleich darauf in den Flur, sah Lohr aber bereits auf der Treppe.

Mit gespanntem, beinahe unwilligem Ausdruck ihrer sprechenden Züge ging sie nach dem Wohnzimmer; auch dieses war leer und die Thür zu der Tochter Zimmer geschlossen. Ohne zu klopfen, öffnete sie dieselbe und fand Rose mit einem Portrait in der Hand, welches diese nun still in ein Buch zurücklegte, das aufgeschlagen vor ihr lag. Trotzdem das Buch augenscheinlich ein Gebetbuch war, machte Frau Weyer eine sehr verächtliche Bewegung nach demselben und sagte mit vibrirender Stimme: „Du nimmst wohl Abschied?"

Rose sah bittend auf, gab aber keine Antwort; so fragte die Mutter von Neuem: „Warum ist Hellmuth so eilig gegangen. Es gäbe jetzt doch Vielerlei zu besprechen."

„Ich sollte Dir einen Gruß bestellen," erwiderte Rose nun; „morgen Vormittag wird er noch zu Dir kommen."

„Noch zu mir kommen? Will er schon wieder fort?"

„Ich denke."

„Was bedeutet das?"

Rose wollte sich der Mutter nähern, diese trat jedoch zurück und sagte kalt: „Nur jetzt keine Zärtlichkeiten. Vor Allem muß ich wissen, was zwischen Euch vorgefallen ist. Daß er so fortgehen konnte, befremdet mich geradezu, — So sprich! Ich bereute schon vorher, daß ich Dir nachgegeben habe und Euch allein ließ."

„Zwischen uns ist Nichts vorgefallen," antwortete Rose, indem sie sich zitternd an den Sophatisch lehnte, „nur für seinen Antrag — habe ich ihm gedankt."

„Wie ist das zu verstehen?" entgegnete Frau Weyer erblassend.

„Ich könnte ihm doch nicht angehören."

„Trotz Deiner achtzehn Jahre habe ich Dich immer noch für kindisch gehalten, dies aber ist heller Unverstand!" brach die Mutter nun los, während sie sich wie erschöpft auf einen Stuhl fallen ließ. Aufschluchzend kniete Rose neben ihr nieder und versuchte ihre Hand zu ergreifen, doch entzog sie ihr dieselbe heftig und rief: „Steh' auf, ich mag dergleichen nicht. — Und am wenigsten von einem Kinde, das so arm an wirklichem, rechtem Gefühl ist, daß es — statt diese Rettung wie eine Gnade des Himmels anzusehen und sie schon als solche demüthig hinzunehmen — noch zögern kann. Ich sage

blos zögern, weil ich darauf bestehe, bestehen muß, daß Du ihn heirathest — und lieber heute als morgen."

Rose war noch in ihrer Stellung beharrt, hatte nur zuletzt wie abwehrend die Hände gehoben; nun stand sie mühsam auf und schleppte sich nach dem nächsten Stuhl.

„Wie nahm Hellmuth denn diese Erklärung auf?" fragte die Mutter.

Obgleich Rose schwieg, bemühte sie sich doch unverkennbar, ihre Gedanken zu sammeln.

War es darum ein gewisses Mitleid, oder glaubte Frau Weyer so leichter ihr Ziel zu erreichen — nach einer kleinen Pause begann sie in größerer Ruhe und selbst mit einer Art von Milde: „Regen wir uns aber nicht unnöthigerweise auf! Wir sind Beide angegriffen genug. — Du weißt, wie für mich nur alles Vernünftige Geltung hat; so wollen wir uns auch in diesem Fall das Ganze erst klar legen, die Consequenzen, hoffe ich, werden sich dann von selbst ergeben. — Du glaubst einmal, Hellmuth nicht lieben zu können —"

„Handelt es sich jetzt denn —"

„Laß mich nun sprechen! — Hast Du, könntest Du aber noch die Hoffnung hegen, Dich jemals anderweitig zu verheirathen? Ich meine an einen Ehrenmann, nicht an irgend welchen — Leichtsinn, will ich nur sagen, der Dich Deines Vermögens wegen gleichsam mit in den Kauf nähme, wobei man jedoch von vornherein wüßte, welcher Ausgang über kurz oder lang bevorstände!"

Rose beugte ihren Kopf noch tiefer und sagte leise: „Wie sollte ich noch an eine Heirath denken, da ich ja nie mehr zu heirathen vermöchte."

Die Mutter zuckte die Achseln und fuhr wieder erregter fort: „Eine Zukunft giebt es für Dich also nicht; in nicht weiter Ferne nur zu allem noch die Schande. Wenn sich nun trotzdem ein Mann, und wie Du selbst im Uebrigen zugeben mußt, denn Du kennst ihn gleichfalls seit zehn Jahren — ein Mann, jeder Ehre werth, freiwillig anbietet —"

„Nicht freiwillig!" unterbrach Rose. „Hans hat auf seinem Sterbebette ihn dazu vermocht. Nur dem Sterbenden konnte er bei seiner Herzensgüte die letzte Bitte nicht versagen."

„Das mag der Grund sein," gab Frau Weyer zu, „handelt er darum jetzt aber weniger aus freiem Willen? Vermöchte ihm Jemand auf Erden zu verdenken, wenn er ein so gegebenes Versprechen nicht hielte, es einfach wie eine letzte Arzenei betrachtet hätte? Nicht einmal wir, die daran so schmerzlich betheiligt wären, könnten ihn deshalb geringer achten. — Wie hoch steht er nun da; ich glaubte — bloße Liebe hätte ihn dazu getrieben. Jetzt begreife ich erst: darum sprach er so gelassen von etwaiger Trennung. Es war ja auch nicht anders möglich, allein aus schwerstem Kampfe konnte ein solches Entsagen hervorgehen. Und diesem Mann hast Du gewagt, abzulehnen, was er sich gewiß nur mühselig abgerungen? Könnte das

wirklich blos mir — neben dem Uebrigen auch wie schwärzester Undank erscheinen? Du fühltest davon nichts?"

Rose schüttelte den Kopf. „Was Jemand schwer wird, oder was er sich gar hat abringen müssen, wie Du sagst — das darf ich mir doch nicht aneignen."

„Wenn es Dir geboten wird?" brauste die Mutter auf. „Alles Vorher und Nachher ist des Andern Sache! Dir ist es zum Heil — und wir sollen auch klug sein, will der Herr, das heißt selbstsüchtig. Wohin kämen wir, wollte man immer erst fragen, ob auch nirgends sonstige Interessen gekreuzt würden? Und hier ist es ein Glück über alles Denken! — Wären Andere selbst dawider, über sie fort, wenn wir es vermögen! So geschieht es im großen Ganzen auch überall, nur die Schwächlinge freuen sich ihrer Selbstlosigkeit. — In gewissem Sinne, wenn es Dir um solche Freude durchaus zu thun, fändest Du selbst die dabei. Bilde Dir doch ein, daß Du **mir** das Opfer bringst, unseren Namen mit seinem reinen zu bedecken; ich will es großmüthig annehmen!"

„Mutter," flehte Rose, „habe Mitleid, nur jetzt keinen Hohn!" „Nenn' es nicht Kleines," fiel Rose angstvoll ein, „wenn mir der Gedanke unfaßbar ist, einem anderen Mann anzugehören. Ich weiß ja, daß Hellmuth wieder geht, daß wir auch später nur wie bisher neben einander leben sollen — wenn ich aber solche sündhafte Ehe auf mich nähme, müßte ich doch auch an ihn denken, um ihn Sorge tragen und das könnte ich ja nicht. All' meine Gedanken gehören dem Todten. Der Zwiespalt dann, diese Reue und ewigen Vorwürfe, und doch nie anders können — würden mich tödten."

„So mag das geschehen!" rief die Mutter aufspringend, „viel besser, in Ehren zu sterben, als so wie Du jetzt zu leben!"

„Wenn Du das meinst," sagte Rose, indem sie sich wie entgeistert erhob, „Du hast mir das Leben gegeben, so darfst Du es auch wohl nehmen."

Frau Weyer ging einmal durch das Zimmer, dann blieb sie dicht vor Rose stehen und erwiderte: „Das sind bloß Worte gewesen; Du wirst weder daran sterben, noch würde ich mit sehenden Augen in Dein Unglück willigen. Aber Du ahnst nun wenigstens schon, daß ich im Rechte bin; vertrete ich doch nicht allein mich, auch Deinen seligen Vater — unsern ehrlichen Namen. Wir Drei haben wohl Anspruch, mehr zu bedeuten als bloße Gefühle. Wie ich schon sagte, wärst Du noch mein reines, glückliches Kind, so würde ich es tragen, wenn Du Dein Leben vertrauern wolltest — jetzt darf ich es nicht. Daß ich aber so weit für Dich sorgen will, als ich es vermag, Dir jede Erleichterung schaffen werde und Hellmuth nicht weniger — das glaubst Du?"

„Ja!"

„Rose!" Sie drückte die Tochter stürmisch an sich und küßte sie auf die Stirn.

Zum erstenmal schauerte Rose bei einem Kuß der Mutter zusammen. — Kaum drei Wochen später war sie jedoch die Gattin Lohrs.

VI.

Köln, den 24. Februar 1871.

Mein theurer Freund!

Es drängt mich so herzlich, Dir für all' die Rücksicht zu danken, welche Du mir in diesen Wochen bewiesen hast, daß ich Deinen Brief nicht erst abwarten will. Für Alles und Jedes, was ich gar wohl verstanden habe: Deine Rückkehr von Trier in letzter Stunde, die Trauung im Hause, was Du mir sonst nachgegeben, selbst bis zu den bloßen Zweigen Orangenblüthe, für Alles sei noch tausend-, tausendmal bedankt! Ich werde es tief im Herzen bewahren.

Hoffentlich bist Du gut angekommen und hast auch, wie die Andern, für die Waffenstillstandszeit ein freundliches Quartier gefunden? Bitte, schreibe uns oft und ausführlich! Die Mutter freut sich darauf, nun ebenfalls Briefe aus dem Felde erwarten zu dürfen, und ich möchte ihr doch stets etwas vorlesen können. Denn von dem, was ich Dir gleich sagen werde, da will ich ihr nichts sagen; es würde sie nur erregen und die gegenwärtige Stille ist so, so lieb, daß ich sie nicht noch einmal hingeben könnte. Es war eine zu traurige Zeit! Und von der hast Du mich erlöst, Hellmuth! In Gerolstein war ich schon immer Deine kleine Frau, heute bin ich es wirklich — vor der Welt wenigstens. Darin liegt das, was mich quält, was mir noch keine Ruhe vergönnt und was ich zu Dir aussprechen muß. Hilf mir darüber, wenn Du es kannst; ich darf es ja nicht einmal in der Beichte sagen — um unserer, um Deiner Ehre willen!

Haben wir nicht eine schwere Sünde begangen, eine Ehe — also ein Sacrament einzugehen, während wir im Herzen doch von Anfang an wußten, daß es für uns nur Schein, ein Nichts sein könnte? Darf Gott so mit seinem Heiligsten spielen lassen, muß er uns nicht strafen? Und nicht mich allein, was läge noch an mir! Aber auch Dich, trotz Deiner Güte, trotz der Fürbitten, welche die lieben Heiligen für Dich fänden. Ich wage kaum noch zu beten — immer ist es mir, als dürfte ich es nun nicht mehr, und bis dahin habe ich es doch gekonnt. In all' meiner Noth waren unsere Fürbitter um mich; wie in der Kinderzeit, wenn ich was Unrechtes begangen hatte — nicht viel anders war mir zu Muth. Jetzt aber, von dem Mittwoch an, seit ich das Ja über die Lippen gebracht, bin ich gleichsam in mir verstört; sei darum noch weiter gut zu mir, schreibe, was Du fühlst, und belehre mich. Du hast mich früher so oft belehrt und weißt Du noch, gerade wie Du Alles sagen konntest, so faßte ich es immer am leichtesten. O dürfte ich es jetzt wieder! Aber auch Du wirst darüber nichts Besseres wissen, als es mit den anderen Sünden zu tragen! Doch erträgt sich denn eine Todsünde? Und die war es, ich finde nichts Milderes. Der Meineid

ist eine Todsünde. Mag es auch eine kleine Entschuldigung gewesen sein, daß die eigene Mutter so gegen mich gewesen ist — ich hätte nicht schwach sein sollen; über allem Irdischen steht das Himmlische. Wenn ich darum von ihm getrennt wäre — für alle Ewigkeit!

O vergieb, daß ich Dir Alles schreibe, wie es mir in's Herz kommt; doch ich habe ja Niemand, dem ich davon sagen darf. Freilich zeigt mich jedes aufrichtige Wort so undankbar, das bin ich aber nicht. Ich blicke zu Dir auf als zu meinem besten Freunde, dem ich Alles vertrauen kann und muß. In diesem Müssen liegt für mich sogar Trost; als wäre es ein wenig von der Einlösung meines Gelübdes am Altare. Doch ein Stücklein Ehe, nicht bloßer Meineid.

Ich will nicht mehr durchlesen, was ich geschrieben habe, sonst schickte ich es wohl nicht ab; Du hast mich ja immer verstanden und wirst darum auch jetzt die Stelle finden, welche so quält. Wenn Du kannst, lieber, lieber Hellmuth, hilf Deiner

Rose.

Vendelles, den 24. Februar 1871.

Wie seltsam wehmüthig wurde mir, liebste Rose, als Eure Gestalten in der Rauchwolke des Zuges für immer verschwanden. Erst da war ich wieder allein — und sogleich bestürmten mich die sorgenden Gedanken um Dich! Versuche nur erst ruhig und gefaßt zu werden, das Uebrige stelle der Zeit anheim.

Vor Allem danke der Mutter nochmals für ihre Güte, mich ein Stück Weges begleitet zu haben; der friedliche, ich möchte sagen, glückliche Tag in Coblenz wird mir unvergeßlich bleiben, war er doch zugleich die letzte und theuerste Gabe der Heimath. Halb verschneit zwar die Anlagen, dunkel, so träumerisch die Castor-Kirche — nicht ein einziger Sonnenblick, nur Nebel und leises Frösteln in der Natur, dennoch wurde mir wohl; Dein Arm ruhte so still auf dem meinigen, und in Deinen Augen schien nicht mehr bloßes Weh zu liegen — auch ein Schimmer von Interesse an Dem oder Jenem. Wüchse, dürfte das wachsen; nichts Lautes, keine volle Freude begehrte ich ja, mit der Zeit aber auch eine Art von Genügen, von leichterem Tragen, daß dieses entsetzlich stumme Aufreiben von Dir ließe. Auch Du sprachst einmal von Dank; der beste, einzige, auf welchen ich hoffen möchte, wäre ein solches endlich wieder an Dich selbst und damit auch an mich Denken.

Deiner Mutter mußte ich noch zuletzt versprechen, irgend welche kleinen Erlebnisse, überhaupt mein Thun und Treiben in den Briefen an Dich zu schildern. Du eigentlich ganz Böse, welche Du gar kein Verlangen danach zu haben schienest, hast nun, wie zur Strafe, Alles mitzulesen. Ich will im Strafen aber so gelind als möglich sein; fürchte Dich nicht, allzu lang vermag ich so wie so nichts auszudehnen, das ist einmal gegen meine Natur. Ob sie bei einem großen Schmerz sich ähnlich geartet zeigen würde — noch

weiß ich es nicht. Und doch wäre es das Natürliche, weil ja auch die ganze Natur in ewigem Vergehen und Auferstehen.

An wieder Neues und so jugendlich Frisches mahnt es hier nun schon überall. Sobald ich la belle France betreten hatte, waren die Winde milder, Wolken und Nebelzüge duftiger — in allen Fernen webte die Sonne bereits geheimnißvollen Goldglanz oder fluthete ihn bis an uns heran über erstes Grün und enteiste Wasser. In dem eingehegten Gärtchen, das mein letztes Quartier umschloß, blühten die Haselnußsträucher und Seidelbast.

Wie bis ins Herz hinein dringt uns gerade in diesem Jahre das alte neue Werden! Als hätten wir noch nie recht gewußt, was Frühling wäre — so süß und herrlich erscheint das Gefühl neu geschenkten Daseins bei dem gleichzeitigen Erwachen der Natur. Sind wir doch gleichsam nicht mehr in Feindesland, nun es ringsum von Frieden flüstert und schon laut hinausjauchzt. Und Alle fühlen wir darin gleich! Nicht bloß uns Landwehrleute, auch die Kameraden von Beruf umschmeichelt, wie die linden Lüfte, das Bewußtsein, viel errungen zu haben und nun wohl ausruhen zu dürfen. Jeder hat etwas Offenes, ist gesprächiger als sonst — ja findet für Alles ein Lächeln. Selbst unsere Leute haben es kaum jemals so gut gehabt als jetzt; in jeder denkbaren Weise wird für sie gesorgt, sogar Cigarren stehen dann und wann auf ihrem Etat. Dabei wurde noch nie so gleichmüthig über einen offenen Uniformsknopf oder verdächtig gespreizte Nähte hinweggesehen. Bedeutenderes läßt sich aber Keiner von ihnen zu Schulden kommen; bald nur vergnügt vor sich hinpfeifend, bald lebhaft plaudernd, sitzen sie auf allen Höfen oder an den Fenstern der Stuben und putzen an ihren Sachen herum, als stände bereits die Kaiserparade bevor. Auch in ihnen ist eben Sonnenschein und Heimathträumen; kein Wunder also, daß sie eifrig bemüht sind, ihren äußeren, so lange vernachlässigten Menschen damit in Einklang zu bringen.

Gleich bei meiner Ankunft nach wirklich rascher und angenehmer Reise (meine Karte aus Ham hast Du doch erhalten?) wurde ich durch Zweierlei freudig überrascht. Unser liebenswürdiger Major, der nebenbei gesagt, so unablässig für sein Bataillon sorgt, daß man allgemein nur die dankbarsten Gefühle für ihn hegt — knüpfte mir schon bei der Begrüßung das so ersehnte eiserne Kreuz (für jenes Ausfallsgefecht an der Hallue) ein, und übergab mir zugleich für unsern verwundeten Hauptmann die Compagnie.

Als ich damals im October mit Hans zum Regimente kam, und dieses ehrwürdige, von meiner frühsten Jugend her schon beim Vater nur scheu angestaunte Kreuz so beinahe jedes Kameraden Brust schmückte — welch' heißes Bedauern empfanden wir, daß es für uns unerreichbar bleiben würde! Dachte doch Jeder, mit der Uebergabe von Metz und Straßburg müßte der Krieg enden. Und nun wäre es Hans sicher geworden und ich besitze es; will es für ihn mit tragen! Bei der Uebergabe des Kreuzes warst Du übrigens gleichfalls dabei; ich hatte natürlich mein bestes Kleid dazu ange-

than (das ich auch am fünfzehnten trug!) und damit Du mir nirgend fehltest, Dein Bild in die Brusttasche gesteckt. So zitterten die schwarz-weißen Band-Enden über Deine Augen hin.

Wie stolz und schön war der Moment! Von dem hast Du aber wohl nichts geahnt? Daß man nur Unheil ahnen darf, nicht das Glück! Es ist schon ein seltsam eingeschränktes Etwas — dieses arme, liebe Menschsein!

Durch die Führung der Compagnie darf ich über die Pferde des Hauptmanns disponiren, was ich jetzt, nachdem ich mich ein wenig in den neuen Dienst eingelebt habe, mit Vergnügen in täglich stundenlangen Ritten ausnütze: außerdem bekomme ich auch bessere Quartiere als sonst.

Mein erstes diesmaliges Quartier in dem stillen Pfarrhaus von Hombleux war so lieb (wie Du sagst) als nur möglich. Schon das eigenthümlich gebaute Haus mit den weit vorspringenden Flügeln und dem Rasenrondel davor, in dessen Mitte die Statue St. Petri auf weißem Holz-Postamente steht, hatte etwas Trauliches. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, da eine hohe, in Epheu verborgene Mauer das ganze Gehöft von der Dorfstraße abschließt. Ueber die Mauer ragt nur die Kirche mit ihrem verschnörkelten Thurm auf, dessen Glockenspiel jede verflossene Stunde mit einer scheinbaren Melodie feiert, welche ich allerdings niemals ergründet habe.

Aber die beiden Menschen darin! Der sanfte, so genügsame und pflichttreue Curé in der stets ältlichen Soutane, den abgescheuerten Kniehosen und schwarzen Strümpfen, die Calotte auf dem ergrauenden Haupt oder den Chapeau in der Hand, wenn er von seinen häufigen Krankenbesuchen heimkehrte; und sie, meine ganze Liebe, die prächtige, energische Augustine Françoise Narziß. Wie sie die Burschen (Einer sprach leidlich Französisch) gleich völlig in der Hand hatte, sie zu dem, zu Jenem geradezu commandirte, sehr tadeln konnte, wenn ihr das gelieferte Fleisch nicht fett genug war, oder das Stück ein anderes, als sie zu einem bestimmten Zweck gebrauchte. Dafür waren ihre Suppen, wie Braten und Fricassées aber auch vortrefflich, und sie drückte mir ganz im Geheimen den Wunsch aus, daß es recht lange so bleiben möchte. Gönnte sie doch vor Allem ihrem Curé den seltenen, jetzt so reichlichen Fleischgenuß.

Augustine hatte auch einen Ehrentag. Da ich ja dem Obersten meine Verheirathung angezeigt, so war dieselbe einzelnen Kameraden des Bataillons ebenfalls bekannt geworden. Diese neckten mich nun fortdauernd damit, noch ihren nachträglichen Hochzeitsschmaus zu erwarten. So wenig das Herz gerade dazu gestimmt war, besonders in dem Gedanken an Dich — die Kameraden konnten eben blos an eine vergangene glückliche Hochzeit, wie sie wohl sonst sind, denken, forderten darum scheinbar nur ihren berechtigten Antheil an diesem Glück! — ich sprach also mit Augustine, und in deren gutem, alten Gesicht ging es sofort wie ein Strahlen auf. Dann dürfte sie am Ende auch einen Plumpudding machen, fragte sie gleichsam zagend, den hätte sie vor zehn Jahren, als der Herr Erzbischof von Amiens dagewesen

wäre, zum letztenmal gemacht und möchte ihn zu gern nur noch einmal im Leben machen.

War die Erfüllung eines solchen Lebenswunsches nicht allein werth, das eigene Weh-Empfinden zu unterdrücken? Ich wußte, daß meine Rose zuerst dafür stimmen würde.

So fuhr Augustine denn Seite an Seite mit Fischéer, — so sprach sie den Namen meines Burschen — und zu ihrem Stolz in einem der besten Wägelchen des Ortes, das sie sonst nur von Ferne anstaunte, behufs nöthiger Einkäufe nach Ham. Mit wahrhaftem Jubel kehrte sie Abends zurück, da sie richtig so viele Brioches bekommen hatte, als sie zu dem Pudding gebrauchte, der nun, wie sie mir eifrigst auseinandersetzte, noch besser als der damalige werden müßte, weil zerriebene Brioches viel feiner wären — als einfaches Mehl.

Und die Sonne wagte es wirklich, am nächsten Tage nicht besonders feierlicher als gewöhnlich aufzugehen! Seit sie jedoch aufgegangen, rumorte es in Küche und Zimmern; noch eine Maid schien eigens angenommen, um von all den Heiligenbildern und den achtzig kleinen Photographien, die rings um den Kamin des Wohnzimmers hängen, den Staub zu wischen, und mit den sonst im Hause vertheilten Blumen und Blattpflanzen für heute den Festraum zu schmücken. Gegen Sechs, zur Diner-Stunde, blitzte und blänkte aber auch das ganze Haus und Augustine vor Allen in ihrer schneeigen Flügelhaube, dem knappen Mieder zu dem schwarzen Faltenrock und den zierlichen Hackenschuhen erschien wie das Urbild der französischen Pfarrersköchin.

Pünktlich waren unsere Gäste zur Stelle. Die Gänge kamen und verschwanden, meine Burschen waren unermüdlich im Herumreichen wie Einschänken und Wechseln der Teller und Gläser. Da öffnete sich plötzlich die Thür und Augustine selbst, den mächtigen, über und über flammenden Plumpudding in Händen, trat ins Zimmer. Von ihren Augen sah man beinahe Nichts, so lachte das ganze Gesicht; und mit welchem Triumph sie dann persönlich ihr Kunstwerk herumreichte und halb verschämt halb glückselig all' die Schmeicheleien und Lobsprüche in Empfang nahm. Den zweitschönsten Tag ihres Lebens hat sie dem Curé gegenüber diesen Tag genannt. Welcher der schönste gewesen — hatte sie trotz seiner Frage verschwiegen; nur daß sie dabei wehmüthiger als sonst gelächelt, wollte er bemerkt haben.

Als es zwischen uns zum Scheiden kam, waren der Curé wie Augustine viel zu gute Patrioten, um dem Feinde des Vaterlandes eine Thräne zu zeigen — solch' ein wehmüthiges Lächeln, das ja beinahe noch rührender, fanden wir jedoch Alle; und ganz zuletzt, als die Compagnie bereits im Marschiren war und ich mit letztem Gruße nachsprengen wollte, streckten sich unwillkürlich noch einmal zwei ehrliche Hände zu mir heraus.

Ob es uns oft so werden kann? Hier in Vendelles ist es jedenfalls anders.

Doch ich habe heute schon zu viel geplaudert? nun ich verspreche — das nächste Mal weniger!

In herzlich innigem Grüßen der Mutter Dein

Hellmuth.

VII.

Vendelles, den 1. März 1871.

Meine theure Rose!

Nur ein paar Tage weiter, und wie verändert ist Leben und Stimmung! Damit Du auch in solche Stunden blickst, nicht allein in jene, wo mir es äußerlich wohl ergeht, laß Dir schon einen Stimmungsseufzer gefallen. Niemand weiß nun mehr, ob es Friede wird, sich bloß der Waffenstillstand verlängert oder gar der Krieg nochmals beginnt. Abends packt man, geht voll Unruhe schlafen, da man jeden Augenblick Marschordre erwartet — am Morgen wirft man Alles wieder aus dem Koffer und sieht mißvergnügt Stunde an Stunde hinschleichen. Ach so langsam! Es ist, als sähen sie sich immer von Neuem in schläfriger Gleichgiltigkeit um und gähnten uns ordentlich in die heißen Augen. Was fragt man diese Stunden den Tag über? Und stets dasselbe Stillschweigen.

Dabei liege ich schlecht in einem großen, ewig kalten, ewig rauchenden Zimmer; meine Wirthin thut natürlich, was ich wünsche — jedoch bloß aus Furcht. Sie hat ein widerwärtiges schnarrendes Organ und ist bitter geizig (ihr alter Vater wird aus dem Napf und beim Gesinde in der Küche gefüttert). Noch ein solches, nur bedeutend reicheres Haus gab es im Dorfe; meine geduldigen Leute hatten sich bereits, ohne zu klagen, zweimal mit trockenem Brot und einem Trunke Cidre als ganzen Morgen-Imbiß beholfen — da hörte ich beim Revidiren davon. Um ein Exempel zu statuiren, befahl ich sofort zwei Rinder auf dieser Ferme zu requiriren und legte Monsieur et Madame als Buße auf, für ihre fünfzehn Mann Einquartierung ein Diner mit Hühnern und zehn Flaschen Rothwein zu serviren Das half wunderbar. Die Leute liegen dort nun vortrefflich, und jeder Bauer des Dorfes grüßt mich auf zehn Schritte oder kehrt in's Innerste seines Hauses zurück, um scheu aus irgend einer Oeffnung dem Barbaren nachzustarren.

Angenehm ist dergleichen aber niemals — und auch sonstigen Aerger oder Sorge giebt es mit dreihundert Menschen beinahe unaufhörlich; kurz — einfacher Frontoffizier zu sein, erscheint mir heute — ich will jedoch statt solcher Erörterungen der Mutter lieber noch einen ganz interessanten Tag aus Hombleux schildern. Ist mir sehr grau in grau zu Muth, so flüchten meine Gedanken gern dorthin.

Am Vormittag nach meinem Feste nämlich ritt ich nochmals nach Ham, um mir dessen uralte Citadelle anzusehen. Es liegt ja einmal für uns kurzlebiges Geschlecht ein eigener Zauber darin, Stätten zu betreten, die so viele

Jahrhunderte vor uns da waren; hier kam noch der eigenthümliche Reiz hinzu, daß gerade dieses Schloß bereits seit dem zehnten Jahrhundert Staatsgefängniß ist, seit hier König Karl der Einfältige in Gefangenschaft gesessen haben soll. Noch heute droht uns förmlich das große Steinviereck mit seinen mächtigen vier Thürmen entgegen, welches Träger aller berühmten Namen Frankreichs von den Bourbonen, Montmorency, Choiseul, Polignac bis Louis Napoleon, oft Jahre lang in seinen Mauern eingeschlossen hielt. Einem memento mori gleich ragt die dunkle Masse eines kolossalen Eibenbaumes in einem Gärtchen am Walle auf. Napoleon III. hat unter diesem Baume unzähligmal gesessen und geträumt. So verlassen und traurig, so trostlos einsam es hier besonders im Herbst und Winter sein mag — dennoch, könnte er heute in diese einfachen Zimmer zurück, all' sein damaliges Hoffen noch im Herzen — ob er nicht wiederkehrte? Die Räume, welche er bewohnt hat, sind völlig den Offizierszimmern in unsern alten Casernements gleich (nur daß die stark vergitterten Fenster sie noch freudloser machen); sogar deren ewig blaue Tapeten mit weißen Sternblumen sind hier dieselben. Da sie zum Theil in Stücken niederhängen, habe ich eins abgerissen und lege es mit einem Aestchen von dem Taxus ein.

Doch nicht blos der Vormittag sollte sein Apartes gehabt haben; als ich zurückkam, beredete mich Lieutenant Otto (ein vornehmer, mir lieber Mensch), die Kameraden in Nesle, einem Landstädtchen wie Ham, aber westlich von Hombleux gemeinsam aufzusuchen. Ich war von meinem Ritte nicht ermüdet, so wurde denn nach dem Appell das Wägelchen, welches Augustine neulich benutzt hatte, abermals beordert und der Eigenthümer gönnte uns die Ehre, persönlich unseren Kutscher zu spielen.

Die rasche Hinfahrt in dem warmen lachenden Sonnenschein, Hügel auf, Hügel nieder, allein Fluren und Wäldchen in Ferne oder Nähe, hatte etwas Anregendes; in bester Laune kamen wir an, die Kameraden empfingen uns mit Jubel, zeigten ihr Städtchen, einzelne Quartiere — bis wir uns schließlich Alle im Honoratiorenzimmer des ersten Gasthofs bei Speise und Trank niederließen und die Stunden in fröhlichem Geplauder hinflogen. Erst gegen Mitternacht durften wir an Aufbruch denken.

Als wir aus dem Orte fuhren, dessen letzte Laterne noch einen letzten melancholischen Lichtstrahl hinter uns herwarf, war eigentlich völlige Dunkelheit um uns, kaum von dem flackernden Licht unserer einzigen Wagenlaterne unterbrochen. Dabei seufzte ein schwerer Frühlingswind daher und trieb einzelne große Regentropfen ins Gesicht. So überkam uns Beide plötzlich ein — da ich Soldat bin, will ich nicht geradezu Unbehagen schreiben, doch etwas verzweifelt Aehnliches. Unser Wägelchen, dessen Verdeck nun in die Höhe geschlagen, war so klein, daß uns der breite Rücken des Kutschers fast ganz deckte, wenigstens jede freie Bewegung hemmte; in der Eile hatte zudem Keiner von uns einen Revolver eingesteckt. Nichts war zur Hand, als unsere hier kaum verwendbaren Säbel. Wir lachten auf, sprachen über irgend welche

Möglichkeiten — plauderten dann aber natürlich von dem vergangenen Abend, indem wir unserem Geschicke das Weitere überantworteten.

Auf einmal, wir hatten eben wieder ein Wäldchen passirt, ging unsere Laterne aus, der Kutscher hielt und machte sich umständlich daran, dieselbe anzuzünden. Wir folgten verstummt seinem Treiben — da tauchten aus der Finsterniß, wie aus dem Chausseegraben emporwachsend, drei Gestalten auf. Schon faßten wir die Säbel fester, und ich nahm mir dunkel vor, es unseren treulosen Führer mindestens büßen zu lassen, als einer der Drei scheinbar harmlos sein „bon soir" vorbrachte und um Feuer bat. Der Kutscher, von uns nun mit Argusaugen bewacht, gab dasselbe ruhig, wobei einige Schwefelhölzchen aufbrannten und die Drei in verschiedenem Pathos riefen: „Ah, preußische Offiziere!"

„Ja wohl!" versicherten wir.

„Es wird schlechtes Wetter!" bemerkte Einer nach einer Pause höflich.

Wir gaben auch das zu, und bedauerten gleichzeitig — mit Hinweis auf die Thonpfeifen, die nicht brennen wollten — daß wir als Nichtraucher keine Cigarren bei uns führten.

Der vorher gesprochen hatte, machte nur noch eine verbindliche Bewegung, dann schieden wir von einander mit „bon voyage" und ähnlichen Segenswünschen.

Einen Moment lang aber, wirst Du mir einräumen, sah die Geschichte sehr verdächtig aus und wäre eine Verabredung getroffen worden — kein Gott hätte uns Leichtsinnige vor „schwerem Fall" bewahrt, wie es im „Freischütz" (allerdings in ganz anderer Bedeutung) heißt. Wozu wäre dann freilich Soldatenglück auf der Welt?

Siehst Du, so wechseln hier Bilder wie Gestalten, Erlebnisse und Stimmungen! Trotz all des Herandringens aber bist Du mir immerwährend nahe, in jedem Augenblick freue ich mich an Unauszusprechendem und hoffe jetzt vor allem auf eine gute Antwort; die mir wenigstens sagen darf, daß es leise besser wird. Ruhe und Stille allein müßten doch schon Besserung gebracht haben. O gewiß — gewiß!

In Liebe Euer

Hellmuth.

Vraignes, den 2. März 1881.

Auf dem Marsche hierher bekam ich Deinen Brief; ich las ihn, während ich hinter der Compagnie herritt. Auch dieser Tag war so frühlingslicht, so heiter; meine Leute sangen Heimathlieder; Lachen tönte dazwischen und fröhlicher Zuruf: wie rührten da gerade Deine wehen Worte!

Ich achtete heute wenig auf die Abstände der Rotten, oder ob die Compagnie sich stets auf der richtigen Seite der Straße hielt — ich dachte, dachte blos, und glaube Dir nun wirklich helfen zu können, meine arme — doch auch tapfre Rose, wie Du mir versprochen hast! Hätte ich Deine Zeilen nur einen Tag früher erhalten! Nun wirst Du in meinem gestrigen Briefe

schon die Antwort wähnen, und er bringt Dir wieder Nichts als Feldzugsbilder und gleichgiltige Berichte. Wie einen Mißton wirst Du das empfinden, doch nein — Du wirst es natürlich fassen. Wir Männer sind ja einmal für das Außenleben bestimmt, haben uns dabei nicht allein nach jeder Seite hin vorzusehen — ewig liegt auch neue Arbeit bereit, und eine, die meistens unser schärfstes Denken und ganz bei der Sache Sein erfordert; darum ist es unmöglich, ein bloßes Gefühlsleben zu führen, oder sich gar von irgend welchem nicht völlig Harmonischen zu Boden drücken zu lassen. Im Felde und dazu noch auf einem für so Viele verantwortlichen Posten ist das aber doppelt und dreifach der Fall.

Außerdem lagen mir Gewissensscrupel der Art gänzlich fern; um mich oder mein Seelenheil darfst Du nicht sorgen! Ich habe mit vollem Bewußtsein dessen, was ich auf mich nähme, den Eid geleistet; für mich war er kein Schein, kein Nichts, wie Du sagst — ich gelobte, ganz Dein Freund fürs Leben zu werden. Was könnte daran Sünde sein?

Im Anfange, bevor Alles recht überlegt war, dachte ich vielleicht nicht so freudig darüber, zögerte selbst bei dem Ungewöhnlichen — ist es jedoch nicht Vielen bestimmt, ihre Wege außerhalb der großen Heerstraße zu gehen? Und müßten diese darum weniger glücklich werden, ja sollte der Thau ihrer Wiesenpfade nicht schließlich frischer erhalten, als die Staubwolke der Heerstraße?

Aber auch Du darfst beten, wie Du immer gebetet hast, keine Todsünde liegt auf Deinem reinen Herzen. Denke nur tiefer! Besteht nicht ein Haupttheil jeder Ehe, sicherlich wenigstens bei den höheren, idealeren, in einfach warmer Freundschaft? Wird, muß nicht überhaupt jede länger dauernde Ehe — Freundschaft werden? Und die gönnst Du mir doch, hast sie mir ja lange, lange gegönnt. So dürfen wir also schlicht annehmen, daß wir uns eigentlich längst gehört haben, und der süße Sturm beginnenden Eheglücks nur hinter uns läge, etwa in einem anderen, früheren Sein. Oder ängstigt Dich nun der Gedanke: ich möchte fordern, daß Du Hans ganz vergessen, Dich blos mit mir beschäftigen solltest? Wenn ich heimkehre, wollen wir vereint seiner gedenken. Du kränkst mich also nicht, wenn Du von ihm sprichst; hatte ich ihn doch sehr lieb.

O sei nicht zarter als zart; in wie viel Ehen Du auch hineinblicken wolltest, wie wenige dürftest Du finden, welche den Geboten Gottes völlig entsprechen. Um Menschen handelt es sich, und die Menschen fehlen ja alle. Gott stellte nur ein Ideal auf, daß wir Dem nachstreben; es zu erreichen, forderte er nicht, sonst hätte er uns anders geschaffen. Zudem ist er ein Gott der Liebe! und der kann seinem Kinde, das aus Liebe und kindlichem Gehorsam sein feineres Fühlen zum Opfer brachte, nimmermehr zürnen. Jedes Opfer fordert hier schon Erbarmen, nicht Strafe — um wie viel mehr noch vor Gott, der in den Herzen liest.

Werde ich Dir ein wenig geholfen haben? Wie wünschte es aus treuestem Mitfühlen Dein Hellmuth.

VIII.

Dieppe, den 10. Mai 1871.

Nur für Dich! Es ist schon das zweite Mal, daß mich bei einem Briefe von Dir eine wahrhafte Angst überfällt! Und die wird nicht etwa durch Bestimmtes, klar Ausgesprochenes geweckt — Dir entfallen nur wie unbewußt Worte und Gedanken werden als selbstverständlich behandelt, die ich nicht verstehen will und doch verstehen muß. Ich mag das Wort nicht einmal schreiben, das schon in den paar Briefen, welche ich von Dir habe, immer wiederkehrt, und nicht — wie sonst von den Menschen mit leisem Grauen ausgesprochen, eher in sehnsüchtigem Erwarten! — Du bist dabei so kurz, brichst immer ab, bevor Etwas erledigt ist. Ich habe oft das wehe Gefühl, wie Dich nicht Interesse, nur die Pflicht zum Schreiben drängt. Darum sind auch meine Briefe, wie Du mir gleichsam vorwirfst, kürzer geworden: ich wage eigentlich von nichts Aeußerem mehr zu sprechen. Immer frage ich mich erst, ob es auch werth sei, Dir geschrieben zu werden? Da Du Alles — die künstlerischen, landschaftlichen, selbst zuletzt die kleinen historischen Schilderungen aus Eu, um welche Du ausdrücklich gebeten, mit demselben Schweigen hingenommen, nie eine weitere als eine dankende Bemerkung daran geknüpft hast, so dünkt mich gleiches Schweigen das einzig Richtige! Und das bedeutete an sich Nichts, wolltest Du nur — wie in jenem ersten Briefe, mehr von Dir sprechen! Er ist mir trotz des Inhalts in seinem herzigen Vertrauen der liebste. Warum entziehst Du mir das? Habe ich irgend worin gefehlt?

Ich weiß noch nicht einmal, ob Dich meine Antwort auf jenen Brief wirklich ruhiger gemacht hat. — Oder quält Dich die Mutter? Mußt Du ihr zeigen, was Du antwortest — was ich schreibe? Jetzt habe ich das Recht, allein über dergleichen zu bestimmen und was Du thust, zu vertreten: so bitte, so beschwöre ich Dich also — wenn es nöthig ist, antworte mir geheim, daß ich endlich klar sehe.

Du zögertest nicht, wenn Du meine tiefe Sorge begriffest.

Ganz Dein Hellmuth.

Köln, den 16. Mai 1871.

Lieber, guter Hellmuth!

O sorge nicht um mich! Mir ist jetzt so wohl, wie seit lange nicht. Wenn Du das aus meinen Briefen nicht herauslesen konntest, so liegt es nur daran, daß ich eben nicht vermag, es nie vermochte — Alles auszusprechen, was ich fühle. Mich überkommt schon immer eine Art der Scham, sobald ich von mir sprechen soll. In meinem ersten Briefe an Dich that ich es freilich, und ich bereue das auch nicht. Du hast mir geholfen, obwohl nicht in der Weise, wie Du dachtest. Gerade Deine ersten Briefe, welche mir Dein Wesen zwar nicht anders als ich es in Gedanken hatte, aber doch auch von mancher neuen Seite zeigten — möchte ich um Nichts missen. Sie haben viel zu meiner Ruhe gethan. Dank — Dank für Alles!

Der Mutter thust Du Unrecht, wenn Du meinst, sie beschränke mich in irgend Etwas. Nein, sie fordert weder Deine Briefe, noch frägt sie nach meinen Antworten; was ich dann und wann vorlese, genügt ihr. Ueberhaupt zeigt sie mir jetzt, wenn möglich, noch größere Sorgfalt als früher; jeden Wunsch möchte sie von den Augen lesen, und selbst ihre Lebhaftigkeit sucht sie zu beherrschen, damit ich nur durch Nichts aufgeregt werde. In voriger Woche ist sie sogar heimlich bei einem Arzte, einem Doctor Wiede, gewesen! Dieser besucht uns seitdem öfter, um auch noch über mich zu wachen. Das ist zwar ganz unnöthig, die Mutter wünscht es aber.

Da Dr. Wiede ebenso sehr wie die Mutter und ja selbst Du für einen Landaufenthalt ist, so werden wir denn bereits in diesem Monat nach Gräfrath gehen. Du hast nichts dagegen? Der Doctor hat die Mutter bestimmt, schon morgen des Quartiers wegen hinüberzureisen; ich bleibe zu Hause. Mir ist hier wirklich so wohl — am liebsten ginge ich gar nicht fort. Gegen Euern Willen darf man nur nicht ankämpfen, meint Ihr es doch Alle so gut.

Warum Du aber das schöne Wort „Tod" nicht einmal schreiben magst, begreife ich nicht. In der Jugend zu sterben, soll ja sogar ein Glück sein. Wie gönne ich das heute unserm Hans!

Du könntest nicht grausamer sein gegen

die arme Rose.

Dieppe, den 27. Mai 1871.

Meine verehrte Frau!

Die Sorge um Rose läßt mir nicht Ruhe, bis ich von Ihnen persönlich gehört, daß Nichts zu befürchten ist. Sie haben bereits einen Arzt für nöthig erachtet; wird das nur durch natürliche Zustände bedingt, oder wäre irgend etwas Besonderes hervorgetreten, das Sie beängstigt? Seien Sie offen zu mir: durch Roses Briefe geht ein Hauch, der mit tiefstem Bangen erfüllen müßte, wenn er nicht ein bloßes Moment in ihrem augenblicklichen Befinden wäre. Das hoffe ich noch. Wer dürfte ihr eine schwermüthige Auffassung der Dinge, selbst Sehnsucht nach Vergangenem und Furcht vor aller Zukunft verargen? Sie hat zu viel gelitten, um schon überwunden haben zu können.

Wie danke auch ich Ihnen für Ihre Schonung und Güte, die mir Rose so herzlich gerühmt hat. Ja, wir wollen sie leise, leise weiterführen, bis sie uns entgegen lächeln darf — wie ehedem. O, wir werden das erleben!

Sobald ich es vermag, eile ich natürlich zu Ihnen: und man spricht hier schon von baldigster Rückkehr.

Wenn der Arzt für irgend ein Bad mehr als für unser stilles Gräfrath eingenommen wäre, folgen Sie seinem leisesten Wunsche — ich trete für Alles ein und lasse sofort das Nöthige anweisen. Nur keine Versäumniß! Ich allerdings würde von dem lieblichen Gräfrath mit seiner Fülle anmuthiger Wege durch Wald und Flur und seiner dabei stärkenden Luft

schon Bestes hoffen. Bin ich dort doch so glücklich und zufrieden gewesen. Es ist mir, als könnte es Ihnen Beiden nicht anders ergehen.

Sie schelten nicht, daß ich trotz Roses Briefen noch zu Ihnen komme? Bei ihr möchte ich aber nicht so bis in's Herz hinein fragen, es könnte sie bekümmern. Schon in meiner letzten Antwort habe ich blos getröstet und an den rechten Aufblick nach oben gemahnt.

Mit allem Dank im Voraus und wahrhafter Verehrung

Ihr Hellmuth.

Gräfrath, den 16. Juni 1871.

Lieber Hellmuth!

Da Rose inzwischen Ihren Brief beantwortet hat, und Sie also über jede augenblickliche Gefahr beruhigt sein durften, habe ich mit meiner Antwort gezögert. Ich wollte erst einen wirklichen Erfolg der Luftveränderung abwarten. Obgleich wir jetzt aber beinahe drei Wochen hier sind und täglich unsere Strecke gehen (ganz wie Sie uns gerathen haben, bald in die Felder hinein, bald den hübschen Waldweg nach der Wupper zu), so vermag ich doch weder in Roses Stimmung, noch in ihrem körperlichen Wohlsein eine rechte Besserung zu finden. Der Arzt ist zwar nicht unzufrieden und behauptet schon einen kleinen Erfolg — ihr Appetit läßt sich aber durchaus nicht heben, auch sinnt und träumt sie mir zu viel. Und was mich am meisten besorgt machen will, ist ein gewisses Ahnen, das sie oft wie bereits in einer andern Welt leben läßt. Wie ich gerade darunter leide!

Ja, wären Sie erst bei uns! Bis Anfang Juli aber, wo wir ihrer Stunde entgegensehen, dürften Sie kaum hier sein; oder wäre es möglich zu machen?

Ich vertraue noch fest auf Roses Jugend und auf den Herrn; er verläßt die Seinen nicht.

So denn ein frohes Wiedersehen, mein theurer Sohn!

Ihre

Marie Weyer.

IX.

Die Bataillone des Hohenzollern'schen Füsilier-Regiments rückten erst am Abend und in der Nacht des 2. Juli in Köln an.

Den Vormittag des nächsten Tages über hatte Lohr noch mit Abmeldungen und sonstigen Geschäften zu thun gehabt, so war die Sonne bereits im Untergehen, als er von der Solinger Straße in Gräfrath nach der kleinen Villa abbog, deren unteren Stock Weyers momentan bewohnten. Von der langen gestrigen Eisenbahnfahrt lag wohl noch eine gewisse Müdigkeit auf ihm, augenblicklich schien diese aber völlig zurückzutreten, da sein lebendiges Gesicht nur Erwarten und Spannung ausdrückte. Die wenigen letzten Zeilen, welche er von Rose erhalten, hatten über ihren Zustand nichts Neues gesagt, so konnte Alles besser stehen — oder —? An dieses Gegentheil wagte er kaum zu denken; die Mutter mußte sich geirrt haben, blieb

doch der Arzt immer der zuverlässigste Richter. Und der hatte ja Erfolge gesehen, schon vor drei Wochen, wie konnten sich diese gesteigert haben!

Mit einer Art von Prüfen der Luft athmete Lohr ein paarmal auf, und hatte dunkel die Empfindung ihrer Reine und Lauheit. Ueber das Vorgärtchen hin, an welchem er jetzt entlang ging, schweifte sein Blick, und in demselben dunkeln, aber dennoch bestimmten Gefühl bemerkte er mit Wohlgefallen die Sauberkeit des Gärtchens, seine geharkten Gänge, die vielen Blumen darin, Levkojen besonders, die schon über und über blühten. Hier ließ sich wohl sein und jeder Leidende mußte gesunden.

In diesem Augenblick öffnete Frau Weyer, die ihn wohl kommen gesehen, die Verandathür und grüßte mit einem freundlichen Winken der Hand. Lohr erwiderte den Gruß durch Schwenken des Hutes und eilte freudig erregt der Veranda zu. Doch schon, während er sich derselben näherte, sah er, daß auf Frau Weyers Zügen, im Widerspruch mit ihrem Gruße — ein gleichsam starrer Ernst lag, und das schien keine bloße Bewegtheit zu sein — als ob sie etwas schwer bedrückte.

Ehe er jedoch eine Frage thun konnte, nur ihr „Willkommen" erwidert hatte — rief eine Stimme aus dem Zimmer: „Bist Du es wirklich, Hellmuth?" In dem Tone lag noch Zweifel, aber auch Freude.

Lohr hörte allein die Freude heraus und trat hastig über die Schwelle. Rose lag, von Kissen unterstützt, auf einem Sopha der Thür gegenüber und streckte ihm die Hände entgegen.

Doch vermochte er dieselben im ersten Moment kaum zu erfassen und ebenso wenig der auf ihn einstürmenden Gefühle Herr zu werden. Roses tödtliche Blässe, diese abgemagerten, wie durchsichtigen Hände und der Blick — ihr Blick, was ließ der fürchten? Auf einmal verstand er Alles; ihre Briefe, der Mutter Starrheit — die eigene, wie aus ungekannten Tiefen immer von Neuem hervorgebrochene Angst.

Rose ließ ihm aber nicht Zeit, diesen Empfindungen Worte zu leihen; als wollte sie davon nichts hören, so fuhr sie, indem ihre Hände noch die seinigen hielten, lebhaft fort:

„Welchen mächtigen Bart hast Du Dir wachsen lassen. Und wie gebräunt Du bist. Das ist Frankreichs Sonne! Die unsrige thut aber ebenso wohl; Du wirst es nicht glauben und doch meine ich oft, niemals einen Sommer erlebt zu haben, in welchem ich unsern lieben Sonnenschein so dankbar empfunden hätte."

Frau Weyer, welche die seidene Decke, die sich bei Rose's Aufrichten verschoben, wieder zurecht legte, entgegnete finster:

„Hat uns dieser liebe Sonnenschein etwas genützt? Seit den letzten acht Tagen ist sie Tag für Tag schwächer geworden," klagte sie dann zu Lohr gewendet, „und ich habe es mit ansehen müssen!"

„Liebe Mutter!" bat Rose vorwurfsvoll.

„Spricht sie denn etwas nicht Wahres!" rief Lohr. Du hast Dich in den paar kurzen Monaten so verändert, daß ich mich noch immer frage,

wie das möglich gewesen ist? Rose! nur Du selbst konntest es dahin bringen. Und warum? warum?"

Rose sah flehend auf die Mutter; diese drückte ihr Gesicht mit einem Aufschluchzen ins Taschentuch und verließ das Zimmer.

„Sie hatte es mir versprochen!" sagte Rose entschuldigend. „Wer weiß, wie lange wir Zeit haben und ich möchte Dir so Manches sagen!"

„Wie lange wir Zeit —"

„Setze Dich zu mir!" beruhigte sie. „Was ich zu sagen habe, ist nicht viel und so einfach! — Siehst Du, wir Menschen vermögen über das Gleiche ja nicht alle gleich zu fühlen! Der Mutter war die Schande das größeste, und Dir wohl auch; von mir glaube ich beinahe, daß ich sie hätte — überwinden können. Was mir Gott vergeben, war für mich immer vergeben; die Menschen können da nicht mehr heran. Und warum hätte mir Gott nicht vergeben sollen? Ist unser Heiland nicht Schwererem gnädig gewesen? Ich war bußfertig — o in jedem Gedanken! — Da kamst Du —"

„Rose!"

„Ich klage Dich nicht an. Du hattest es herzlich gut mit mir vor. Vielen, die ein wenig stärker als ich sind, wärst Du wohl gekommen — wie von Gott selbst gesandt! So faßte es auch die Mutter. Ich habe Dir nicht davon gesprochen, als sie aber offen sagte, daß sie mich lieber todt sähe, als in Schande leben, da zerriß Etwas in mir und ich mußte nach Eurem Gefallen thun."

„Hättest Du mir vertraut. Der Mutter Wille wäre von uns vereint —"

„Vielleicht gebeugt worden," fiel sie nickend ein, „bestehen wär' er dennoch geblieben — darüber vermag sie nicht anders zu fühlen. Die Menschen und die Ehre vor ihnen sind für sie Alles — wenigstens mehr als ein verlorenes Kind."

„Du irrst. Siehst Du ihren Schmerz nicht?"

Rose nickte wieder. „Auch sie hat es nicht so gemeint. — Und ich gebe es Euch ja zu; sehr ehrenwerth mag es sein, den Andern kein Aergerniß zu geben, und Du warst großmüthiger, als ein Mann es überhaupt vielleicht sein darf, wie es nur der aufopferndste Freund über sich brachte — nun gönne aber auch meinem Herzen und meinem Gewissen zu Worte zu kommen. Ich konnte nur einmal lieben; nachdem ich mich Hans geschenkt hatte, gehörte ich ihm ganz zu eigen. Darin vermochte selbst sein Tod nichts zu ändern; noch immer regierte er mir Herz und Gedanken, und immer klagte es in denen, daß ich ihm untreu geworden. Die Klagen haben es gethan; die nahmen mir in der Nacht den Schlaf, die quälten und marterten, bis sie mir auch den Athem genommen und ich mich ihnen hingab zum Letzten. Da ist es besser geworden, immer besser — und heute warte ich nur seines Rufes!"

Wie bereits allem Irdischen entrückt, blickte sie empor. Eine Stille entstand; Hellmuth sah im tiefsten Schmerze auf sie. Endlich sagte er: „Und der Todte hatte es doch gewollt!"

Sie wandte sich ihm wieder zu und entgegnete in geheimnißvollem Tone: „Er macht wohl befangen — der Tod. Alle befangen. Es giebt nur eine Treue — die dem Geliebten nachstirbt."

„Ich wollte selbst nicht mit Dir rechten," rief Lohr schmerzlich, „wenn Du frei wärst! Denkst Du aber nicht an Das, dem Du Leben geben wirst?"

Rose lächelte wehmüthig vor sich hin: „Das geht ja mit mir! In tausend Gebeten habe ich Gott darum angefleht; was sollte es auch hier, wenn Vater und Mutter droben sind!"

„Und Du fühlst nicht die schwere Sünde, Dich so aufzugeben? Das ist eine Todsünde!"

„Ich fühle sie wohl," antwortete sie sanft, „eine Todsünde, kann es aber nicht sein. Ich habe Alles in Gottes Hand gelegt, und Er ist mit mir — Er läßt mich vergehen!"

„Nicht er, Du allein —"

„O gönnt es mir doch!" bat sie, indem sie ihre Hand auf die seinigen legte. „Es ist zum Guten, und das weiß der Herr wohl. Die Mutter wird sich ein wenig grämen, dann aber in Frieden meiner gedenken; für Dich, Hellmuth, beginnt nun ein neues Dasein! Du hast schon zu viel um mich gelitten, die traurige Büßerin durfte nicht länger in Deinem Leben stehen; in diesem Leben, das mir gerade aus Deinen Briefen — mit seinen reichen Interessen, in all seiner Frische und Jugendkraft aufgegangen ist. Und das Alles hätte an mir zu Grunde gehen müssen."

„Nichts wäre zu Grunde gegangen. Du weißt es, wie lieb Du mir von jeher gewesen bist — das hätte darüber fortgebracht. Ahntest Du nur, wie ich mir unser Leben schon zurecht gelegt habe, wie freundlich es sich immer noch gestalten läßt —"

„Für den Augenblick vielleicht!" fiel sie ein, doch sobald ich Dich aufs Gewissen fragte, könntest Du mich und Dich nur täuschen wollen, wenn Du es läugnetest, daß uns unsäglich Schweres bevorgestanden hätte."

„Und ob es auch so wäre, unsere Freundschaft und Achtung —"

„Nein!" unterbrach sie von Neuem, „in solchem immerwährenden Kampfe würden selbst Die vergehen müssen, und was dann? Glaube es nur; Dir — das Leben, ich — zu ihm, zu dem ich gehöre! — Nun weißt Du Alles! Und das mußte ich Dir doch sagen, damit Du mich nicht für undankbar hieltest und einsähst, daß ich nicht anders konnte."

„Das werde ich nie einsehen!" rief Lohr außer sich. „Aber Du kannst mich ja nicht verlassen — Du darfst es nicht! Rose, wir werden über Dich wachen und Dich retten und halten!"

Sie ließ ihm ihre Hand, die er ans Herz preßte, erwiderte jedoch voll rührender Zuversicht: „Wer hier nichts mehr zu vollbringen hat, den nimmt der Herr zu sich."

Frau Weyer trat nun leise, gleichsam demüthig wieder ins Zimmer und mahnte an den Befehl des Arztes, nicht zu lange zu sprechen. Lohr faßte sich gewaltsam und schied von den Frauen.

Als er aus dem Hause trat, sah er, daß die Dämmerung bereits hereingebrochen war; trotzdem fühlte er, wie er noch gehen müsse — irgend wohin, nur fort — hinaus! Und er ging vorwärts; da er sich aber plötzlich vor einer Mauer fand, an der ein Kreuz aufragte, und über welche hinweg er auf Gräber und andere Kreuze sah, kehrte er schwankenden Schrittes um.

* * *

Es mußte noch ganz in der Morgenfrühe sein und schon zum zweiten Mal schrillte ein lautes Klingeln durch den Gasthof. Lohr war aus unruhigem Schlafe aufgefahren und horchte erschreckt, vermochte aber nichts weiter zu hören. Eben wollte er sich wieder zurücklegen, als es jedoch die Treppe herauf kam und bald auch den Flur entlang — ein schlürfender Schritt voran, ein kräftiger Männertritt darnach. Und wie er es nun gewußt — an seiner Thür machten beide Halt und es klopfte. Auf sein „Herein" trat nur ein Herr näher, der sich ihm als Arzt des Städtchens vorstellte. Dieser berichtete ihm ernst, daß Rose eben ein todtes Mädchen zur Welt gebracht hätte und daß es den Umständen nach leidlich gehe. Eine frühere Benachrichtigung habe sie nicht gestattet, sie sei eine tapfere Frau, jetzt möge er aber zu ihr gehen, auch er selbst würde bald wieder vorsprechen.

Was Lohr geantwortet, wie er den Weg gefunden — und das Haus, er hätte es nicht zu sagen gewußt.

Als er ins Verandazimmer trat, sah er eine fremde Frau mit Etwas beschäftigt: im Näherkommen erblickte er ein winziges Kindergesicht, das sich von weißem Linnen abhob. Ein paar Härchen schimmerten golden bei dem flackernden Kerzenlicht. Lohr schloß einen Moment lang die Augen, dann schritt er mechanisch weiter nach dem Nebenzimmer. Lichte Morgendämmerung füllte dasselbe und Weihrauchduft. Die Mutter saß regungslos an Roses Bette; diese selbst schien zu schlummern. War das auch noch Schlummer? Doch Frau Weyer machte eine Bewegung und Rose schlug die Augen auf. Als sie Lohr erkannte, flog es gleich einem Leuchten über ihre Züge — als sollte ihm das sagen, wie viel von dem schon eingetroffen, was sie ersehnt hätte.

Er sank am Bett nieder, indem er ihre herabhängende Hand mit Küssen bedeckte. Niemand sprach. Nach einer Weile machte ihm Rose ein Zeichen, daß er die Gardinen am Fenster zurückziehen möge. Während er es that, sagte sie abgebrochen: „Es muß — — ja Morgen sein, ich — — möchte die Sonne noch sehen!"

Diese war zwar noch nicht aufgegangen, aber der Saum des Horizontes tauchte sich bereits in Purpur. Rose sah lange hinüber, endlich auf die Mutter — auf Hellmuth; dann fielen kaum hörbar die Worte: „Vergebt mir! — wo ist mein Kind? Ich komme, Hans — — ich komme!"

Als ihr Hellmuth das Kind geben wollte, waren ihre Augen gebrochen.

Illusionen.

Eine psychologische Studie.

Von

L. Siegfried.

— Bonn. —

Am klarsten Wintertage im Februar hatte ich gegen Mittag Davos verlassen und war nach Tiefenkasten hinabgewandert, das ich in dunkler Nacht erreichte. Am nächsten Morgen, als die Sonne über den Berg kam, setzte ich meine Reise fort und ging die Schynstraße hinab ins Rheinthal. Eben läuteten die Glocken wieder die Mittagsstunde, da betrat ich die steinerne Brücke, die von Fürstenau nach Tusis hinüberführt, zu meiner Linken dämmerte die Kluft der Via mala, rechts breitete sich das sonnige Domleschg aus, in tiefem Schnee, da hatte ich eine Erscheinung.

Es war das Bild eines jener nebligen Frühlingsmorgen, an denen man es wachsen sieht, und ich ging zu Hause durch den Buchenwald. Das Sonnenlicht fiel gedämpft durch die jung belaubten Zweige auf den Anemonenflor des Bodens, dessen Duft ich roch. Nah und ferne schlugen die Buchfinken.

Es war wie ein plötzlicher Traum; wie ich den Fuß niedersetzte, war er verschwunden. Unter mir floß wieder der grüne Strom, ringsum war alles wie früher, und ich dachte bei mir: Wie viel schöner ist doch der Frühling in Ostpreußen, als der Winter in der Schweiz!"

Aber nun erschien die Seelenpolizei auf dem Platze; ich erstaunte und fragte mich, was das soeben gewesen sei? Eine Erscheinung, die lebendiger war, als die umgebende Wirklichkeit, also eine Sinnestäuschung. Wo kam die her?

Das gütige Schicksal ließ meiner Frage eine Antwort werden. Von neuem hörte ich den Finkenschlag, diesmal ohne Zuthaten, und indem ich den Blick erhob, sah ich den Vogel selbst auf dem nächsten Apfelbaume drüben

sitzen. Er putzte im Sonnenschein sein Gefieder und gab der Frühlingsahnung, die durch seine Brust zog, leise, wie es Singvögel im Winter zuweilen thun, im Gesange Ausdruck.

Für diesen zweiten Gesang bin ich ihm dankbar bis zu dieser Stunde. Des Menschen Geist ist es gewohnt, die äußern Eindrücke in jener festen Ordnung zu empfangen, wie sie durch die Naturgesetze vorgezeichnet wird. Eine Störung der Gewohnheit, eine Unterbrechung dieser Ordnung erzeugt einen Reiz in der Seele, der je nach seiner Stärke angenehm oder unangenehm, als Kitzel oder als Schmerz empfunden wird. Die den Gesetzen der Natur scheinbar Hohn sprechenden Künste eines Taschenspielers erregen in stumpferen Seelen einen wollüstigen Kitzel, in feiner organisirten dagegen entschiedenes Mißbehagen. Doch braucht man, um durch ungelöste Räthsel peinlich berührt zu werden, nicht nothwendig ein besonders fein organisirter Geist zu sein; sobald sie sich der Seele nur mit hinlänglicher Stärke aufdrängen, spürt sie auch der gröber Beanlagte alsbald durch die neunte Haut.

Aufdringlich genug war jene Frühlingserscheinung, denn sie war blendend schön; und räthselhaft genug war sie ebenfalls, denn wie kommt der Frühling in den Winter, wie Ostpreußen in die Schweiz? Aber zu allen psychischen Vorgängen gehört Zeit, und ehe noch die verhängnißvolle Frage nach ihrer Legitimation in meiner Seele hatte Platz greifen können, war schon der Schlüssel des Räthsels in meiner Hand, denn sowie der Vogel jetzt sang, sagte ich mir sofort, daß er eben so auch vorhin gesungen haben müsse, und daß sein Gesang die Ursache der Erscheinung gewesen sei. So fühlte ich mich vor der Hand frei von jedem Scrupel.

Wie anders aber lagen die Sachen, wenn der Vogel das zweite Mal schwieg? Mir dem ruhig Wandernden drängt sich eine Erscheinung auf, die alle Merkmale der Wirklichkeit an sich trägt, sodaß die Wirklichkeit selbst vor ihr zurücktritt, ohne äußere Veranlassung. Grundlos wie jetzt, kann sie öfters, kann sie beliebig oft kommen, denn es ist eine Bresche in meinem Verstandesgebiet vorhanden, durch die sie eindrang. So schön wie jetzt, muß sie nicht immer sein; es können sich widerwärtige Ausgeburten der Phantasie hereinstehlen, die mich erschrecken und ängstigen, die meinem Vorstellen und Handeln eine veränderte Richtung geben, mich meinem heutigen Ich entfremden und mit der menschlichen Gesellschaft in Conflict bringen, denn die Bresche ist da. Hallucinationen nennt man derartige Erscheinungen; ihre Opfer füllen die Irrenhäuser. Und vor dem erschreckenden Gedanken, auf jene abschüssige Bahn der Hallucinationen gerathen zu sein, bewahrte mich der zweite Gesang des Vogels.

So aber war die Erscheinung kein bloßer Spuk, kein wesenloses Phantom; etwas Wirkliches war in sie eingeschlossen, und das mußte ihre Ursache sein. Ein fester Kern, um den sich eine Menge loser Elemente gruppirt, in einer Mosaik aus bunten Glasflüssen ein echter Stein, das war der Gesang des Finken in der Erscheinung. — Das Auge sah, die Nase roch, die Haut

fühlte, das Ohr hörte, es fehlte nur die Zunge, um das Concert der Sinne vollständig zu machen; und dennoch war, bis auf den Antheil des Ohres in diesem Bilde Alles Trug. Aber das eine echte Element genügte, um die Erscheinung aus dem Bereich der Hallucinationen herauszuheben und sie als das zu charakterisiren, was in der Sprache der Psychologie eine Illusion genannt wird.

Bedenklich blieb die Sache dennoch. Wie stünde es um unser Urtheilen und Denken, wenn sich an jede unserer Wahrnehmungen eine Masse krausen Beiwerks anhängen und sie, wie hier verhüllen dürfte, sodaß erst eine Controllwahrnehmung von Nöthen wäre, um sie herauszuschälen? Wo kam das Beiwerk her, und auf welche Weise gewann die unechte Mosaik den Glanz echter Steine?

Auf die erste dieser Fragen, die nach dem Woher? hatte ich die Antwort unmittelbar zur Hand: Es war eine lebendig gewordene Erinnerung. — Jener Platz im Walde ist mir genau bekannt, ich habe ihn hundert Mal gesehn, zu jeder Tages- und Jahreszeit; und wenn ich mich auch gegenwärtig der besondern Gelegenheit, bei der ich ihn so und nicht anders sah, nach Tag und Datum nicht mehr entsinne, so ist doch die Wahrscheinlichkeit so groß wie nur möglich, daß ich dereinst auch an einem Maimorgen, als die Knospen der Weißbuchen sprangen, die Finken schlugen und die Anemonen blühten, dort vorbeigegangen bin.

Schwieriger als das Woher der Erscheinung, gestaltete sich für die Beantwortung das Wie, doch war auch hier für die Richtung, in der die Lösung der Frage zu finden sein mußte, ein Fingerzeig gegeben in dem Umstande, daß nur der erste Gesang des Vogels die Illusion zu Wege brachte, der zweite nicht mehr. — In der Summe der begleitenden Umstände, die sich vom ersten zum zweiten Gesang geändert hatten, mußten die Bedingungen für die Entstehung der Illusion mit eingeschlossen sein. Was war nun in den Umständen während jener halben Minute anders geworden? Aeußerlich nichts; wohl war die Erde hundert und zwanzig geographische Meilen auf ihrer Sonnenbahn vorwärts gegangen, aber wir, die Träger der Handlung auf der Erdenbühne, der Vogel und die Via mala, der Rhein mit seiner Brücke und ich, hatten uns unverändert mitbewegt. Dagegen hatte in mir selbst eine wahrnehmbare Veränderung stattgefunden: der erste Gesang hatte mich, als der Zeit und dem Orte unangemessen, überrascht, der Zweite aber, da er meine Seele schon vorbereitet traf, überraschte nicht mehr. Deshalb sagte ich mir, die Veranlassung zur Illusion war die Ueberraschung.

Was ist die Ueberraschung? Ein Affect von momentaner Dauer, in den die Seele neuen Eindrücken gegenüber geräth, der, wenn er schwach ist, angenehm reizt, wenn er stark ist, schmerzt und der selten oder nie in derselben Weise willkürlich sich wiederholen läßt. — Ein witziges Wort reizt mich zum Lachen; ein Tropfen Wasser fällt mir, während ich ruhig sitzend schreibe, auf den Scheitel, und ich schrecke auf; in der Stille der Nacht knackt mein

Arbeitstisch, und ich fahre zusammen. Es ist, wie wenn ein elektrischer Funke eine Pulvermine zur Explosion bringt; elektrisches Fluidum und Pulver flammt in einem Feuer auf, ist jedoch die Entladung der Mine einmal erfolgt, dann mag man die stärksten Ströme durch die Leitung schicken — es geht immer nur ein Funke über, ohne Explosion. Selbst starke Geräusche wirken, wenn sie anhaltend sind, auf den Ablauf meiner Vorstellungen eher fördernd als hemmend, ohne sie zu unterbrechen, so der Donner des Meeres, oder das gleichmäßige Getöse einer benachbarten Fabrik. Der armdicke Wasserstrahl der kalten Douche verursacht mir, während ich mich unter ihm winde, sogar Behagen und über den besten Witz, lacht, wenn er ohne Zuthaten wiederholt wird, kein vernünftiger Mensch das zweite Mal mehr.

In dem reichen Material von Illusionen, welches mir, da ich fortan meinen Gegenstand im Auge behielt, aus den Kreisen meiner Erfahrung entgegentrat, fand sich manches, das meine Ansicht von der Macht der Ueberraschung bestätigte. So erzählt L . . ., Student in Zürich:

„In einer Sommernacht ging ich über den Pragel, aus dem Klönthal in das Muottathal. Es war sehr finster, ich war allein, die Straße wurde alsbald rauh und abschüssig. Um nicht zu stürzen, verfolgte ich meinen Weg, da die Augen nicht mehr ausreichten, mittelst zweier Stäbe, die ich tastend, in jeder Hand einen, gebrauchte. Plötzlich fuhr mir ein Schrecken heiß durch die Glieder, sodaß ich zitternd still stand, denn neben mir am Abhang hatte ich die verrenkte Gestalt eines nackten Leichnams erblickt. Dann aber besann ich mich und streckte den Stock gegen den vermeintlichen Leichnam vor. Da fand ich eine von Rinde entblößte Tannenwurzel, die von dem dunklen Rasen hell abstach und durch ihre besondere Form mir jenes Trugbild vorgespiegelt hatte. Ich arbeitete dazumal auf der Anatomie und hatte den Abscheu vor den Leichentheilen noch nicht überwunden."

Sicher ist's auch hier eine Erinnerung, die, überraschend geweckt, Leben gewinnt und zur Illusion wird. Aber anders liegen die Verhältnisse in folgendem Falle, den R . . . erzählt:

„Im Winter 1868/69 hatte ich, als einjähriger Freiwilliger und Avantageur im Pionierbataillon zu Danzig, Nachts eine Patrouille um die Stadt zu führen übernommen. Um die öffentliche Sicherheit war es zur Zeit schlecht bestellt. Auf den Wällen und in den Glacis trieb sich allerhand Gesindel umher, Schmuggler und Knochengräber; das Geschäft der Letzteren war, den Gebeinen der während der Freiheitskriege massenhaft in Danzigs Wällen verscharrten Franzosen nachzuwühlen, um sie an die Düngerfabriken zu verkaufen. Rencontres schlimmster Art mit ihnen waren nicht selten, und erst vor zwei Tagen war einer unserer Posten ermordet gefunden worden, mit siebzehn Messerstichen im Leibe. Fortan wurden die Posten doppelt besetzt, und da unsere Leute vor dem Patrouillegehen Furcht blicken ließen, so wurden Freiwillige aufgerufen, wozu auch ich mich gemeldet hatte.

„Es dauert eine gute Stunde, ehe man herumkommt, und ich muß ge-

stehen, daß es mir selbst mit der Zeit unheimlich zu Muthe wurde. Der Weg geht in den Festungswerken, oft auf der Brustwehrkrone, über und in Traversen und durch mancherlei Hindernisse. Man sieht nichts Lebendiges, es herrscht absolute Einöde, der Wind geht schneidend kalt; Regenschauer und Wolkenschatten wechseln mit plötzlichen Mondlichtern. Man erkennt nicht mehr, was nah und was fern ist, weiß kaum mehr, was man sieht. Jeder entlaubte Weidenstumpf am Wallwege wird zu einer verdächtigen Gestalt und nur zu oft folgt der gespanntesten Aufmerksamkeit die Enttäuschung.

„Unversehens sprang dicht vor mir eine Gestalt in die Höhe und stand mir gegenüber. Ich rief „Werda", dreimal kurz nach einander, und senkte das Bajonnet. Statt einer Antwort machte der Mensch eine drohende Bewegung, wie wenn er zum Messer griffe; im selben Augenblick sprang ein Zweiter aus dem Graben empor und stand neben dem Ersten. Da stieß ich zu und — stieß das Bajonnet bis an die Mündung des Gewehrlaufs in den Rasen. Mein eigener Schatten hatte mich getäuscht, die zweite vermeintliche Gestalt war der Schatten des mich begleitenden Avantageurs P . . . gewesen. Da der Mond gerade hinter uns stand, erschienen auf der steilen Böschung der die Wallkrone kreuzenden Traverse die Schatten weder verlängert noch liegend, sondern aufrecht und menschenähnlich genug. Wochen gingen hin" — so schließt R . . . seinen Bericht, und man beachte den Grad der Rückwirkung — „ehe ich das Gefühl der Vernichtung, in das diese Täuschung mich gestürzt, wieder los geworden bin, und ich weiß gewiß, daß das Bewußtsein, einen Menschen getödtet zu haben, mich unter diesen Umständen ungleich weniger angegriffen hätte, als es das, einem bloßen Spuk unterlegen zu sein, that."

Der Antheil der Ueberraschung ist hier unverkennbar. Hätte der Mond klar geschienen, so wäre der Schatten beständig mit seinem Eigner gewandert und allmählich an der Böschung emporgestiegen, ohne die Vorstellung des Schmugglers zu erwecken. Demnach bleibt hier der Ueberraschung ihr Recht. Aber neben ihr tritt noch ein anderes Moment in Wirksamkeit, die Erwartung, die ihr diametral gegenübersteht, wie der Nordpol dem Südpol. Hätte die Erwartung das Phantom nicht vorgebildet, so hätte die Ueberraschung ihm nicht Leben verliehen. So haben sich hier die Beiden in die Menschenseele getheilt, um sie vereint irre zu führen.

Wenn wir etwas erwarten, so spielt dabei das Gefühl seine Rolle; ist das Erwartete angenehm, so hoffen wir, ist es unangenehm, so fürchten wir. Furcht und Hoffnung, sie beide sind in gleichem Maße geeignet, Sinnestäuschungen hervorzurufen. — Der damals in der Seele des Avantageurs vorherrschende Affect stand sicherlich der Furcht näher als der Hoffnung; mit dem Kriegshandwerk haben Messeraffairen nichts gemein. — Die Hoffnung macht uns täglich so oft zu Illusionären, daß wir kaum mehr darauf achten. Schillers Gedicht „Die Erwartung" giebt in jeder Strophe dafür ein Beispiel, an dem man sieht, wie sie es macht; und wer einmal bei sinkender

Sonne mit geladenem Gewehr am Waldesrand unbeweglich spähend gestanden hat, der hat auch schon erfahren, wie gern in der Dämmerung der Distelbusch anfängt sich zu bewegen und zu geberden, ganz wie ein Hase, ohne eine Spur von Ueberraschung.

So zieht sich das anfänglich allein herrschende Moment, indem wir ihm folgen, zurück und wandelt sich in sein Gegentheil um, an die Stelle der Ueberraschung tritt die Erwartung, die Furcht, die Hoffnung. — Jetzt noch einen Schritt weiter, und wir stehen außerhalb des von ihnen gemeinsam beherrschten Kreises, aber nicht außerhalb des Bereichs der Illusion.

„Professor K . . . ist Wittwer geworden. — In der Nacht nach dem Begräbnisse geht er mit der Lampe in das Zimmer der Verstorbenen und setzt sich dort nieder. Zufällig blickt er empor, da sitzt auf dem Stuhl neben dem Sterbebette — nicht die Verstorbene, sondern — die Wartefrau, die Jene während der letzten Krankheit gepflegt und die ihm stets entschieden widerwärtig gewesen war. Ueber die Natur der Erscheinung sofort außer Zweifel, tritt er hinzu und wendet den Stuhl um: da ist das Gespenst verschwunden. Sein Interesse regt sich; er wiederholt das Experiment, indem er dem Stuhl die vorige Stellung giebt — und da sitzt die Wärterin wieder."

Unsere Muthung hat die erzführende Ader nur gestreift, und wir sind, an ihr vorbei, wieder in's taube Gestein gerathen! Ueberraschung, Erwartung, Hoffnung, Furcht — keiner unserer Leitsterne ist mehr sichtbar; wo hinaus geht der Weg weiter? — Es bleibt uns nichts übrig, als umzukehren, und auf Grund des erweiterten Materials die Untersuchung auf breiterer Basis neu zu beginnen. Wir wollen zu dem Zweck die Züge aufsuchen und betrachten, die unsern Beispielen gemeinsam sind, denn in ihrer Zahl müssen die Bedingungen für die Illusion nothwendig enthalten sein. — Aber indem wir zurückgehen, kommen wir an einen Punkt, wo noch ein zweiter Weg in den unsrigen einmündet. Ob er wohl der Gesuchte ist? Vielleicht sind wir auf den Irrweg gerathen, weil wir von zwei Möglichkeiten die gefälligere wählten, um darauf zu bauen, die andere aber ungeprüft bei Seite ließen; und diese Prüfung müssen wir jetzt nachholen.

Jene Erscheinung auf der Brücke von Tusis stellte ich als eine Illusion hin, indem ich annahm, daß der Vogel mit seinem Gesange wirklich an ihr betheiligt gewesen sei. Für diese Annahme spricht allerdings die Wahrscheinlichkeit, aber auch nur sie allein, kein weiterer Zeuge des Vorganges. Wie wäre es nun aber, wenn jene in Wahrheit eine Hallucination gewesen ist? Die Möglichkeit davon kann Niemand leugnen, weil bei unserer Unbekanntschaft mit den Bedingungen einer Hallucination Niemand deren zukünftigen Eintritt vorherzusagen oder zu verneinen vermag. — Aber wie verhielte sich dieselbe alsdann zu dem „zweiten", von mir als solchen wahrgenommenen Gesange des Vogels? Die beiden Phänomene im Verein stellten

ein Zusammentreffen von Umständen dar, von wenig wahrscheinlicher, an das Wunderbare streifender Art, einen Fall von Hellsehen eines nicht gleichzeitigen, sondern zukünftigen Ereignisses, der jede natürliche Erklärung ausschlösse und im Stande wäre, der mystischen Anschauung von der Existenz einer andern, in die unsere hineinragenden Welt, eines Zwischenreichs, einer vierten Dimension wenn man will, neue Nahrung zu geben. — Weiter brauchen wir dieser Möglichkeit nicht nachzugehen. Wo die Wissenschaft genöthigt ist, anstatt mit Thatsachen, mit Wahrscheinlichkeiten zu rechnen, da erhält unter den in Frage kommenden Factoren stets die größere Wahrscheinlichkeit vor der Geringeren den Vorzug. In diesem Falle ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß eine der im Leben sehr häufig vorkommenden Illusionen, als daß eine der an sich sehr seltenen und stets schlecht beglaubigten prophetischen Hallucinationen stattgefunden habe. Deshalb geben wir mit gutem Recht jener den Vorzug und betrachten auch fernerhin die Erscheinung auf der Brücke von Tusis als eine Illusion.

Unter den gemeinsamen Merkmalen, die die bisher angeführten Fälle mit einander verbinden, tritt das eine sofort hervor, das ist die constante Beziehung der Erscheinung zu der Person ihres Eigners und zu dessen Vorstellungskreise. Mir erscheint ein Theil meiner Heimath, dem Mediciner der Leichnam, dem Avantageur der Schmuggler, dem Jäger der Hase, dem Wittwer die Wärterin.

Mehr noch: in meinem Fall charakterisirt sich die Erscheinung als eine Erinnerung, in dem des Professors thut sie es ebenfalls, und in dem des Jägers nicht minder. In dem Falle des Studenten ist es keine bloße Erinnerung mehr, denn die Form, in der er den Leichnam sieht, ist ihm fremd und überraschend. Noch weniger paßt das Illusionsobject des Avantageurs in den Rahmen der Erinnerung hinein, es ist ihm völlig neu, wie die ganze Situation, in der er sich befindet. Aber seinem Vorstellungskreise gehört es trotzdem an. Er hat sich den Schmuggler vorgestellt, wie er wohl aussehen könnte, wenn er erschiene, die Gestalt eines Danziger „Boovke“, auf der Schulter einen Sack mit Contrebande gegen die Schlacht- und Mahlsteuer tragend, oder den Knochengräber mit Korb und Hacke. So sind hier die Elemente des Vorstellungsbildes dennoch, wenn auch nur bruchstückweise, dem Vorrath entnommen, den die Sinne im Gedächtniß aufgespeichert haben, und der Verstand hat sie in die Form zusammengefügt, in der sie erscheinen.

Denn darin besteht die Thätigkeit des menschlichen Verstandes: er sammelt sinnliche Eindrücke, zerlegt sie und formt aus ihren Elementen neue Complexe, so entstehen die Begriffe. Diese Complexe, immer wieder zerspalten und neugeformt, entfernen sich äußerlich mehr und mehr von dem Typus der Sinneseindrücke, die für sie das Rohmaterial lieferten, sodaß alsbald äußerlich jede Aehnlichkeit verschwunden ist und sie wie Wesen eigener Art, unter sich ein Reich, das nicht von dieser Welt ist, zu bilden scheinen. Und doch finden wir, wenn wir einen Begriff untersuchen, als ein Zeichen seiner

Herkunft stets, daß er sich als Element in den Gegenständen der sinnlichen Welt wiederfindet, oder daß er ein Complex ist, dessen Elemente dem Kreise unserer eigensten Erfahrung angehören. Die Wahrheit, die Schönheit, die Tugend, sie finden sich, mit andern Elementen verbunden, in den Dingen dieser Welt wieder, und die Unendlichkeit des Raums und der Zeit begreifen wir, indem wir uns aus dem Material unserer Erfahrung Stunde an Stunde, Schritt an Schritt gereiht denken. — So gleicht die Entstehungsweise der abstracten Begriffe in vieler Hinsicht der jener wundervollen Töne, die das Echo des Wetterhorns dem Alphornbläser zurücksendet. Hundertfältig gebrochen, zersplittert und wieder gesammelt verliert der ursprünglich rohe Ton des Instrumentes immer mehr von seinen Elementen, die unharmonischen Obertöne, als die schwächeren zuerst. Was zurückschallt, ist ein Ton, wie ihn kein von Menschenhand geformtes Instrument hervorbringt, eine Stimme aus einer andern Welt, die die Seele des Hörenden erschüttert, in Wahrheit ein abstracter Ton, das Wiederspiel eines abstracten Begriffs.

Von der Entstehungsweise der Begriffe lassen sich die Spuren im täglichen Leben überall verfolgen. Beim Kinde sehen wir unmittelbar, wie sie sich aus dem sinnlichen Material entwickeln; seine erste Thätigkeit ist die Sammlung sinnlicher Eindrücke, dann folgt das Sichten derselben, und Sichten heißt hier Begreifen. Aus den vielen Monden, von denen anfangs jeden Abend ein neuer aufgeht, zu jedem Fenster ein anderer hereinschaut, entwickelt sich durch Abstraction der Begriff des einen Mondes, der die Erde umwandelt. Unser Denkproceß ist eine genaue Fortsetzung von dem des Kindes, wir bauen mit neu erworbenem Material auf alten Fundamenten weiter und oft entsprechen deshalb die Lücken im Denken des Erwachsenen denen des Kindes. Sie sind wie die Klüfte des Gebirges, die uns einen Blick in das Innere der Erdschichten zu thun gestatten und uns ihren Aufbau erkennen lassen.

Höchst lehrreich ist in dieser Hinsicht ein Blick auf die Geistesproducte unserer Nachbarn in Raum und Zeit. Bei ihnen setzt sich wie bei uns die abstracte Welt zusammen aus den Bruchstücken der concreten, aber da ihr Rohmaterial vielfach ein anderes Korn besitzt, als das unsrige, so treten an ihren Werken für uns Structurverhältnisse und Eigenheiten augenfällig hervor, gegen die wir bei den unsrigen aus Gewohnheit blind sind, und gar manches ihrer Webermeisterstücke erscheint uns kraus wie ein Spatzennest. Paul Veronese, der die Hochzeitsgäste von Kana und die Jünger des Herrn insgesammt in das geschlitzte Wams des Cinque Cento kleidet, der Gänsejunge, der, wenn er König wäre, seine Gänse nur zu Pferde hüten möchte, Shakespeare, der eine Flotte von Sicilien gen Böhmen entsendet, der Nadowessier, dessen Himmel mehr Büffel und Lachse, als Menschenseelen beherbergt, und endlich der Haussperling, der statt mit Halmen und Federn, sein Nest mit Zeitungsschnitzeln und Fäden bunter Stickwolle baut: wer von ihnen ist in seinem Schaffen am originellsten?

Wir aber —? Nur getaufte Seelen kommen in unsern Himmel, und

in unserer Hölle herrschen Feuer und Eis. Der Eskimo dagegen betrachtet die Hölle als einen nassen Ort, denn die Nässe ist ihm verhaßt, der Frost aber sein Lebenselement. Und jener Heide aus der Südsee, der die Taufe empfangen sollte, zog das Wiedersehen mit seinen Vätern in der Hölle der Trennung von ihnen bei den Freuden des Paradieses vor. Gleich wie dem Blindgebornen der Begriff der Farbe, so ist unserm Denken und Begreifen alles entzogen, was unsern Sinnen nicht erreichbar ist, wie die Kehrseite des Mondes, oder wie das Gefühl für die Schwingungsfrequenz der Molecüle, die die Mitte hält zwischen dem höchsten Ton und dem tiefsten Roth. — Nie hat Cetewayo, solange er über Griquas herrschte, eine Madonnenerscheinung gehabt, nie Aristoteles im Traume eine Locomotive, oder Seneca eine Rothhaut gesehen, die Kartoffeln röstete und Tabak rauchte. Unser Verstand gebiert nur, was die Sinne empfingen, und unsere abstractesten Begriffe sind die Frucht unserer sinnlichen Wahrnehmungen. Wem in der Kindheit die Lüge und in der Jugend der Anblick des Lasters Gewohnheit war, der wird besten Falles eher zu einem Spion des Verbrechens, als zu einem Hohenpriester im Reich der Wissenschaft erwachsen, das ist der Lauf der Welt.

So müßte der Menschengeist, wenn wir das Treiben in ihm mit sinnlichen Augen wahrnehmen könnten, einen Anblick gewähren, wie ein Strom, ehe er zuwintert. Längs des Ufers treiben langgestreckte Eisschollen, deren Ränder noch die Contur der Bucht, des Felsens, des Pfeilers tragen, daran sie sich bildeten, das sind die frischen Erinnerungen, die Bilder der Wahrnehmungen selbst. Den münzenförmigen Gebilden aber, deren Menge die Breite des Stromes erfüllt, sieht Niemand mehr die Herkunft an. Die Vorsprünge brachen ab, die Kanten schliffen sich eben, ein Wall zermahlenen Eises häufte sich rings um den Rand; dann schob sich Scholle auf Scholle, hier leckte das Wasser Höhlungen und füllte dort, indem es gefror, wiederum andere aus, und so entstanden jene scheinbar eigenartigen, undefinirbaren Gebilde, die Hauptmasse des treibenden Eises, die vor dem Auge des Beschauers vorüberziehen, wie vor dem innern Blick die Gedanken. Und so bleiben auch die Illusionen, mag ihr Inhalt sich noch so weit von den Gegenständen der Wirklichkeit entfernen, stofflich doch *Erinnerungen*.

Damit stimmt auch ein zweites der unsern Fällen gemeinsamen Merkmale überein, nämlich *die Mechanik ihres Eintritts*; sie kommen in Bezug auf dieselbe den eigentlichen Erinnerungen völlig gleich.

Betrachten wir irgend ein Erinnerungsbild, so sehen wir, es ist eine Mosaik, gleich der Illusion, die Steinchen der Mosaik sind die Gruppen von Elementen, die die verschiedenen Sinne theils direct, theils aus dem Vorrath des Gedächtnisses zu der Zusammensetzung des Bildes beigetragen haben. Denn da, während wir wachen und gesund sind, alle unsere Sinne mit einander in gleicher Weise bereit sind, auch ohne daß wir uns dessen bewußt wären, die Außenwelt zu erfassen, so wirken, nach dem Gesetz, daß *gleichzeitig aufgenommene Eindrücke bei einander im Gedächt-*

niß ihre Stelle finden, bei dem Zustandekommen auch des kleinsten Bildes stets mehrere, wenn nicht alle Sinne mit; und ein jedes Bild ist bereit, sich im Gedächtniß zu erheben, sobald eins seiner Elemente, sei es durch einen neuen Sinneseindruck direct, oder indirect durch eine von ihm hergeleitete Ideenverbindung eine Anregung erfährt.

„Ich ging in Berlin durch die Albrechtstraße an einem jener düstern Novembertage, wo der warme Südweststurm ein Heer dunkler Regenwolken über den Himmel jagt, und nichts mehr auf der Welt Farbe zu haben scheint, als die Steine des Straßenpflasters, als plötzlich die Erinnerung an Neapel wunderbar klar vor meiner Seele stand. Der helle Himmel, das schwarze Lavapflaster im Sonnenbrande, das Meeresrauschen vom Corso di Masaniello herüber, das Haus el Trapezio, unter dessen Thor die alte Frau mit der unermüdlichen Spindel Aqua zolfata in Krügen verkaufte, alles das stand wie mit einem Schlage vor meinem innern Blick, hier, wo die Panke sich mit der Spree mischt, und hinter einem endlosen Bretterzaun eine Gerberei duftete! Die Gerberei war es eben, auch in dem Hause el Trapezio gab es eine solche, und die Nase, das ward mir jetzt klar, hatte für die Erinnerung die Rolle der Gelegenheitsmacherin gespielt."

In meinem Falle that solches das Ohr, in dem des Studenten, des Avantageurs und des Professors das Auge; von den fünf Sinnen ist jeder Einzelne in gleichem Grade dazu befähigt.

Wie man sieht, ist bei beiden Phänomenen, bei der Erinnerung wie bei der Illusion, die Art des Eintritts die gleiche; um einen echten Edelstein gruppirt sich eine Menge bunter Glasstückchen und setzt das Bild zusammen. Der Unterschied ist allein der, daß in dem einen Falle, bei der Erinnerung, der echte Stein vor den falschen mitmerklichem Glanze hervorsticht, während in dem andern, bei der Illusion die falschen Elemente den echten an Glanz nicht nachstehen. Dieses Aehnlichwerden der Elemente unter einander kann auf eine zwiefache Weise gedacht werden; entweder verlieren die echten Elemente an Glanz und werden matt, wie die falschen, oder der Glanz der unechten steigert sich und kommt dem der echten gleich; in jedem der beiden Fälle wird das Verschwinden des sie trennenden Unterschiedes die Folge sein.

Die echten Elemente verlieren an Glanz, das heißt, die veranlassende Wahrnehmung wird schwach; sehen wir zu, wie weit diese Bedingung für das Zustandekommen der Illusion in unsern Fällen zutreffend ist.

Der Buchfinke an der Brücke von Tusis sang leise, wie es Singvögel im Winter zuweilen thun; auf dem Pragel war es finstere Nacht; auf Danzigs Wällen herrschte unsicheres Mondlicht; in dem Zimmer des Professors leuchtete nur die Lampe; der Jäger schoß den Distelbusch zwischen Dämmerung und Dunkelheit: die Schwäche der veranlassenden Wahrnehmung ist demnach ein weiterer gemeinsamer Zug in unseren Fällen. — Haben wir in ihr aber wirklich eine unfehlbare Bedingung für den Eintritt der Illusion in Händen, so muß sich das dadurch erweisen, daß sie, mit dem

Material der Vorstellung in Verbindung gebracht, ihrerseits die Illusion hervorzurufen vermag. Also sehen wir zu, ob wir mit ihrer Hülfe Illusionen construiren können; ist sie wirksam, so muß sie es überall und immer sein, demnach auch bei mir, in diesem Augenblicke!

Von den Wahrnehmungen, die ich jetzt eben mache, will ich eine nach der andern auslöschen, die Stärksten zuerst; also beginne ich mit denen des Auges. Die Gegenstände meines Schreibtisches fesseln beim hellen Tageslicht meine Aufmerksamkeit vor allem; ich schließe die Jalousien, so wird das Zimmer dunkel, oder ich schließe lieber gleich die Augen, so ist es um mich Nacht.

Nun kommt das Ohr an die Reihe. Der Kanarienvogel unter meinem Fenster soll verstummen, der Hahn hört auf zu krähen, Amsel, Nachtigall, Grünling — und wer sonst noch Pfingsten feiert — sie schweigen. Der Pfiff der Locomotive verhallt, noch rollt ein einzelner Wagen in der Ferne — jetzt höre ich nichts mehr, es herrscht Stille.

Die Nase giebt mir neben dem Torfgeruch des Höhenrauchs etwas Flieder- und Apfelblüthe zu kosten, drei schwache Qualitäten — ich lösche sie aus.

Die Zunge giebt mir augenblicklich keinerlei Geschmacksempfindung; schon vor einer Stunde habe ich das Frühstück eingenommen und die Pfeife heute noch nicht in Brand gesetzt.

Zu guterletzt der Tastsinn: eine Kälteempfindung am linken Knie, eine Empfindung von Druck an den Theilen des Körpers, mit denen ich sitze, mich auflehne und die Feder führe — sie hören auf. Nun aber tritt noch eine Reihe schwächerer Empfindungen hervor, die bisher durch jene stärkeren verdeckt wurden, ein Gefühl der Spannung im Nacken, der Kopf wird mir schwer, also lege ich ihn an die Stuhllehne, oder besser noch, ich lege mich ganz nieder auf das weiche Sopha, so fühle ich nirgends mehr einen Druck. Mein Herz pulsirt fühlbar, ich wende mich ein wenig nach rechts herum — und nun fühle ich nichts mehr von mir und der Welt. Wenn jetzt noch eine verspätete Vorstellung durch die ruhende Seele zieht, ein leiser Sinneseindruck sich naht, ohne die Ruhe zu unterbrechen, so werden sie zu **Träumen**, die den Schlaf bevölkern, und die Bilder, die sie der Seele vorführen, stehen denen der Wirklichkeit an Glanz nicht nach.

Die Träume sind in der That echte Illusionen, und umgekehrt sind die Illusionen wache Träume. Ich lese während des Einschlafens und die Augen fallen mir zu; indem mein Kopf heruntersinkt, werde ich wieder wach und suche im Buch die Stelle, an der ich meiner Erinnerung nach stehen blieb. Doch was finde ich? Anknüpfend an ein gewisses Wort hat meine Vorstellung selbständig auf eigene Hand gearbeitet und mir Worte und Sätze vorgespiegelt, die ich gelesen und verstanden zu haben glaube, von denen aber auf dem Papier nichts steht.

„Im vergangenen Winter hatte ich einen Traum. Ich stand am Rande eines rothblühenden Kleefeldes, in dem die Hummeln schwärmten, ein Junge neben mir machte sich das Vergnügen, mit einer Ruthe aufs Gerathewohl in die Blüthen hineinzuschlagen. Ich sagte, „laß das sein, sonst werden die Hummeln wild und stechen," er aber fuchtelte unbekümmert weiter herum. Und richtig schwärmten schon ein paar Hummeln aus, gegen uns. Da machte ich in der Angst eine Bewegung, von der ich erwachte; und sonderbar, das Summen tönte noch fort. Es kam aus dem Ofen im Nebenzimmer, der soeben in Brand gesetzt worden war, denn es war heller Morgen, und auch das Angstgefühl war noch vorhanden, es hatte seinen Sitz im Magen, dem die gestern spät genossene schwere Abendmahlzeit sich hinlänglich anzupassen noch nicht vermocht hatte."

Ob eine Wahrnehmung schwach oder stark empfunden wird, ist nicht allein abhängig von ihrer äußeren Ursache, sondern vielmehr noch von der Beschaffenheit der percipirenden Nerven. Eine vom Munde aus bis in die Paukenhöhle vorgedrungene Gerstengranne erregt dort Reiz und Entzündung und wenn sie endlich das Trommelfell durchbricht, so nimmt der Patient einen Knall wahr, wie einen Kanonenschuß, während ein wirklicher Kanonenschuß, vor dem Ohre eines Tauben abgefeuert, von demselben, als Schall wenigstens, nicht wahrgenommen wird.

„Von K. . ., Inspecteur der Artillerie, ist während der Belagerung von Paris mit seinem Adjutanten zusammen in eifriger Arbeit begriffen, da fährt eine Granate durchs Dach und crepirt im Nebenzimmer: Von K. . ., der sehr schwerhörig ist, ruft, ohne von der Arbeit aufzusehen, mit lauter Stimme: „Herein!" in der Meinung, es habe Jemand von außen an die Thüre geklopft."

Neben der Schwerhörigkeit kommt hier bei der Entstehung der Illusion noch ein anderer Factor in Betracht, die Aufmerksamkeit, sie ist auf einen bestimmten Gegenstand concentrirt, das heißt, sie ist von den übrigen Gegenständen, wozu auch die Kanonade gehört, abgezogen.

Was ist die Aufmerksamkeit? Der Blick eines inneren Auges, welches auf die Ereignisse der Seele, die Wahrnehmungen, Vorstellungen und Willensimpulse gerichtet ist, der Schein eines inneren Lichtes, welches den Kreis des Bewußtseins erhellt, und außer seinem Bereich herrscht die Finsterniß des Unbewußten. Das sind Gleichnisse, mittelst deren wir uns Thatsachen, die an sich jenseits der Grenzen unserer Erkenntniß liegen, bildlich zur Anschauung bringen, kleine Modelle enormer Größen. Wir brauchen nicht in das innere Wesen dieser Größen und Thatsachen einzudringen, uns kümmert hier nicht, was sie an sich sind, sondern lediglich, was sie für uns sind. Es ist Thatsache, daß von den im Bereich des Geistes stattfindenden Ereignissen, von den Wahrnehmungen, Vorstellungen und Willensimpulsen, bei weitem nicht die Gesammtheit, sondern nur ein Theil, und zwar meist nur ein kleiner Theil im Lichtkreis des Bewußtseins sich befindet, und der Umfang dieses

Lichtkreises selbst unterliegt größeren Schwankungen je nach der Persönlichkeit des Subjectes und nach den Umständen, in denen sich dasselbe befindet. Während des traumlosen Schlafs ist das Bewußtsein zeitlich erloschen, bald nach dem Erwachen ist es in der Regel am hellsten. Bei Cäsar, welcher gleichzeitig einem Schreiber zu dictiren, eine Schrift zu lesen und einem Vorleser zu folgen vermochte, war sein Umfang größer, als bei jenem übereifrigen Boten, der, noch ehe er den Zweck seines Auftrages erfahren, sich schon auf und davon gemacht hatte und unterwegs war. Geometrisch messen läßt sich der Umfang des Bewußtseins, seiner Dehnbarkeit halber, nicht, aber oft genug werden wir im täglichen Leben seiner Grenzen durch Zufall inne, und weil sie für das Zustandekommen der Illusion von Wichtigkeit sind, müssen wir hier mit ihnen rechnen.

Es ist weiterhin Thatsache, daß die Erfüllung des Bewußtseins mit geistigen Factoren von gewisser Art, das heißt die intensive Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf ein gewisses Gebiet, den Factoren von anderer Art den Eintritt in ihren Lichtkreis versperrt. Von Sokrates berichtet Plato, daß er bei Potidäa Tag und Nacht unempfindlich und unbeweglich, einzig nur seinen Vorstellungen hingegeben, auf einem Fleck gestanden habe; nach hunderten zählen die Berichte von Soldaten, die im Eifer der Schlacht ihre Verwundung nicht fühlten, und aus eigener Erfahrung kann ich anführen, daß ich beim Einbrechen durchs Eis von der Kälte des Wassers nichts wahrgenommen habe, einzig erfüllt von der Vorstellung des Ertrinkens und dem Bestreben, mich zu retten. Vorstufen von solch einseitigen Seelenzuständen sind gemeint, wenn man von „ganz Auge", „ganz Ohr" sein spricht; sie sind in Jedermanns Munde, und die Hinneigung zu ihnen findet sich in der allgemein üblichen Unterscheidung von Gefühlsmenschen, Verstandesmenschen und Willensmenschen angedeutet.

Wahrnehmungen, Vorstellungen und Willensimpulse, sie sind die Factoren der geistigen Thätigkeit und mithin hat auch das Bewußtsein keine anderen aufzuweisen. Nun denke man sich einen bis nahe an die Grenzen seiner Fassungskraft von ihnen erfüllten Geist und lasse einen neu hinzutretenden Sinneseindruck Eingang suchen, so wird von demselben nur soviel aufgenommen werden, wie dem noch ungebundenen Ueberrest der Fassungskraft entspricht, das Uebrige bleibt draußen, es ist, wie nicht vorhanden, und die Wahrnehmung ist relativ schwach. So nimmt in dem bekannten Gedichte von Gustav Schwab der über die Eisdecke des Bodensees daherkommende Reiter von der Rede der Magd nur den Anfang wahr, das „Herrgott, so rittest Du über den See", und in seinem urplötzlich von den Schreckbildern des Ertrinkens überflutheten Geiste findet keine andere Wahrnehmung, die mildere Vorstellungen erwecken könnte, mehr Raum; er sinkt vom Pferde und stirbt. So findet in des alten Verrina Geist, der über dem Schicksal seiner Tochter brütend, taub und gefühllos gegen seine Umgebung ist, nur das seinem eigenen Vorstellungskreise nahe verwandte Wort Eingang: „Vater, Deine

Bertha verzweifelt." — Bei engen Geistern wird diese Ausfüllung durch eine geringere Menge geistiger Factoren zu Wege gebracht, als bei umfassenderen. Den Zustand der größten Geistesenge, den Schlaf, haben wir kennen gelernt als das fruchtbarste Feld für die Illusion; je näher diesem Zustande das Bewußtsein momentan sich befindet, je höher der Grad von angeborener oder erworbener Geistesenge ist, desto günstiger sind im Allgemeinen die Bedingungen für den Eintritt der Illusion. Den beschränkten und voreingenommenen Geistern der Marpinger Bauern wird ein Stück abgeschälten Baumstammes ohne Weiteres zu einer Erscheinung der Mutter Gottes, dem defecten Geiste des Ritters von La Mancha werden die Windmühlen zu den Riesen seiner Romane und in den Geistesruinen des Irrenhauses kommt die Illusion als Personenverwechselung habituell am häufigsten und am grellsten zur Erscheinung.

Es hat nun von vorn herein den Anschein, als ob die drei Klassen der geistigen Factoren nicht alle in gleicher Weise geeignet seien, durch Ausfüllung des Bewußtseins der Wahrnehmung dermaßen den Weg zu versperren, daß nur ein winzig kleiner Theil von ihr, wie er zur Erzeugung der Illusion gefordert wurde, den Eingang findet; jener matt glänzende Edelstein, dessen Schimmer unter der Menge unechten Materials sich verliert. Daß der Wille, indem er wirkt, die Wahrnehmung verdunkeln kann, zeigt das Beispiel des Soldaten, der die Wunde nicht fühlt; daß die Vorstellung dazu im Stande ist, lehrt das Beispiel des Sokrates, sowie hundert Ereignisse aus dem täglichen Leben, so wenn Jemand eine Frage überhört, weil er an etwas anderes denkt. Aber wie verhält es sich mit der Wahrnehmung selbst? Kann eine Wahrnehmung der anderen den Weg soweit versperren, daß sie der Illusion das Thor öffnet? Dazu müßte sie zuerst den Umfang des Bewußtseins nahezu erfüllen, also relativ stark sein, und dann, um der geforderten schwachen Wahrnehmung, der Erzeugerin der Illusion den Eintritt zu gewähren, wiederum schwach sein, denn einem bekannten Gesetze der Psychologie zu folge verdunkelt von zwei gleichzeitigen, ungleich starken Wahrnehmungen die Stärkere die Schwächere, bis zum völligen Auslöschen. Nimmt ein körperlicher Schmerz überhand, so vergeht dem Leidenden Hören und Sehen.

Und dennoch ist solches möglich, wofern die einander widerstreitenden Wahrnehmungen nicht gleichzeitig in das Bewußtsein eintreten, sondern nach einander, kraft eines Gesetzes, welches, obwohl bisher erst in einer entlegenen Provinz des Nervensystems wissenschaftlich festgestellt, seine Wirksamkeit doch bis in das Centralorgan selbst, bis auf das Gehirn und seine Functionen allem Anschein nach erstreckt.

Wird ein motorischer Nerv in adäquater, das heißt dem Grade seiner Reizbarkeit entsprechender Weise gereizt, so antwortet sein Organ, der Muskel, indem er beim Eintritt des Reizes zuckt und beim Aufhören ebenfalls, während der Dauer desselben jedoch in Ruhe bleibt. So giebt es auch Wahrnehmungen, wie der Geruch einer Tabaksatmosphäre, oder die Be-

rührung der Kleider auf unserem Körper, deren wir uns in der Regel nur bewußt werden, wenn sie eintreten oder aufhören. Fremdkörper, die durch die Stimmritze in die Luftröhre gerathen sind, pflegen nur, solange sie beweglich sind und die Stelle wechseln, dem Gefühl sich bemerklich zu machen, einmal festgeklemmt, jedoch nicht mehr. — Das Ohr und das Auge verhalten sich ebenso; der Müller erwacht aus dem Schlafe, wenn die Mühle plötzlich stillsteht, die nervöse Dame, wenn das Nachtlicht erlischt. Den Griechen Homers fehlte nach Lazar Geiger mit dem Namen für das Blau der Begriff desselben, weil sie unter einem ewig heiteren Himmel lebend, sich jenes als einer differenten Empfindung nicht bewußt wurden. Und solchen unbewußten, oder unbewußt gewordenen, andauernden Wahrnehmungen gegenüber können neu hinzutretende Wahrnehmungen, auch wenn sie an sich schwächer sind, als jene ursprünglich waren, wohl als Erzeuger der Illusion wirken.

Noch ein zweites Moment tritt, das Verhältniß zu Gunsten der Wahrnehmung modificirend, hinzu, das ist die Thatsache, daß das geistige Ereigniß, indem es unbewußt wird, einen Theil des Bewußtseins so zu sagen bindet, und so den Gesammtumfang desselben verengt. Als ich heute das Haus verließ, begleitete mich ein dumpfes Gefühl geistigen Unbehagens, mir war es, als hätte ich etwas vergessen; und jetzt beim Zurückkehren finde ich in der That, ich habe den Schreibtisch offen gelassen. — Eine Nachricht, die mich alterirt hat, verschwindet alsbald aus dem Bewußtsein, aber es drückt mich etwas, ohne daß ich in jedem Augenblick wüßte, was es ist, und hindert mich am freien Denken, bis gelegentlich die Vorstellung davon wieder klar vor die Seele tritt. Ein *eisernes Bild* des empfangenen Eindruckes bleibt, um einen Ausdruck Gottfried Kellers zu gebrauchen, im Geiste liegen und nimmt ihm die Freiheit. — Ein körperlicher Schmerz hört bei spannender Geistesarbeit auf, empfunden zu werden, aber er hemmt unbewußt die geistige Beweglichkeit. Und diese Absorption geht continuirlichen Eindrücken gegenüber oft bis zur größtmöglichen Verengerung des Bewußtseins. Das Rauschen eines Bachs, das Plätschern des Regens wirkt beruhigend, ja einschläfernd. Kinder, wenn sie sich wehe gethan haben, schlafen über dem Schmerz sofort ein. Goethe fühlt, wie beim continuirlichen Anblick des Mondes der Umkreis des Bewußtseins sich verengert:

„Mir ist es, denk' ich nur an Dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein sanfter Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn."

Wie sehr die Wahrnehmung im Verein mit der Vorstellung das Bewußtsein zu erfüllen vermag, dafür giebt eine Stelle aus einem seiner Briefe an Zelter beredtes Zeugniß, indem er von dem Eindruck spricht, den das Anhören Bach'scher Fugen auf ihn gemacht. „Ich sprach mir's aus, als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte . . . So bewegte sich's auch in meinem Innern und es war mir, *als wenn* ich *weder* Ohren, am

wenigsten Augen und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte."

Nun tritt eine neue Wahrnehmung hinzu, ein Theil von ihr findet Eingang und löst die Illusion aus. Davon ist ein nach dem Leben gezeichnetes Beispiel aus Heine jene Scene im Pfarrhause. Die Mutter liest in der Bibel, die ältere Tochter gähnt und klagt, wie es so langweilig sei:

„Nur wenn sie einen begraben,
Da giebt es etwas zu sehn."

Die Mutter, deren Geist erfüllt ist von der Wahrnehmung der Buchstaben auf dem Papier, der Vorstellung der Bilder und Begriffe, von denen die Buchstaben und Worte die Zeichen sind, und vielleicht noch von andern dunkleren Vorstellungen, unter denen obenan die frische Erinnerung an das Begräbniß des Pfarrers steht, faßt nur das Stichwort „begraben" auf, und von der Illusion, der sie verfallen, giebt ihre Rede Zeugniß:

„Du irrst, es starben erst vier
Seit man Deinen Vater begraben
Neben der Kirchhofsthür."

Die Wahrnehmung der gelesenen Buchstaben gehört zu denen, die am leichtesten während ihrer Dauer unbewußt werden. Wir fassen anscheinend unmittelbar den Sinn der gelesenen Worte auf.

Von eben dieser Seite her setzt der Hypnotismus seine Hebel an den Menschengeist an. Unter dem Einfluß einer continuirlichen Wahrnehmung, wie der Schimmer eines blanken Knopfes eine ist, oder ein andauernder Ton, verengert sich das Bewußtsein. Eine schwache Wahrnehmung tritt hinzu, ein leise gesprochenes Wort, eine vor den Augen des Hypnotisirten ausgeführte Bewegung; sie erweckt Vorstellungen, die unmittelbar zu Illusionen werden, und weiterhin, mittelbar zu Hallucinationen werden können, die in den Handlungen des Schlummernden sich ausdrücken. Denn da aus der einen, ursprünglich in seiner Seele geweckten Vorstellung mittelst der Verwandtschaft ihrer Elemente mit anderen im Gedächtniß aufgehäuften Bildern leicht, wie es im Traum geschieht, ganze Vorstellungsreihen sich entwickeln, deren Glieder alle die gleiche subjective Lebendigkeit besitzen, so wandelt sich hier die Illusion um in die Hallucination, ohne daß sich eine feste Grenze zwischen ihnen ziehen ließe. Demnach dürfen wir auch die anfangs statuirte praktische Unterscheidung zwischen ihnen im Princip nicht mehr ferner aufrecht erhalten. Jeder Veränderung auf geistigem Gebiet entspricht eine materielle Veränderung im Nervensystem, das ist heute ein unbezweifeltes Dogma der Psychophysik; und wenn die Hallucination scheinbar spontan, ohne Ursache auftritt, so liegt der Grund davon lediglich in unserer mangelhaften Erkenntniß, nicht aber in dem wirklichen Mangel der Ursache.

Scheinbar viel häufiger, als durch Acte der Wahrnehmung, kommt die Gelegenheitsursache der Illusion, die nahezu völlige Ausfüllung des Bewußtseins durch prolongirte Acte des Willens zu Stande; zu ihnen gehört die

andauernde Körperbewegung. „Wir marschirten in der Januarnacht gegen Orleans“, so erzählt Lieutenant B . . ., „litten Hunger und Durst und waren von den Strapazen erschöpft. Die Straße war von Regen durchweicht, die Nacht finster. Mit einem Male umgab mich strahlende Helle, ein erleuchtetes Schloß lag vor mir, aus dem Souterrain dufteten die Braten, aus den oberen Räumen erscholl Musik, galonirte Diener liefen die teppichbelegten Treppen hinan mit silbernen Schüsseln. Ich selbst war mitten unter den Tanzenden. Im nächsten Augenblick aber war Alles verschwunden, nur ein einsames Licht glänzte in der Ferne.“

Ohne Zweifel war es das Auftauchen des Lichtes, welches dem Müden einen Blick in das Kanaan seiner Wünsche zu thun gestattete.

Ein Seitenstück hierzu giebt der folgende Fall.

„Von Arco,“ erzählt Doctor M . . . „ging ich das Sarcathal aufwärts, als an den See von Toblino, und trat sodann, nachdem ich mich durch einen Schoppen des feurigen Vino Santo gestärkt hatte, sofort wieder den Rückweg an. In der Entfernung hatte ich mich aber tüchtig verrechnet, denn es wurde Nacht, ehe ich Arco wieder erreichte. Wie ich so mechanisch vor mich hinging, da war es mir plötzlich, als ginge ich zu Hause in Halle, auf der Hühnerjagd, rechts von mir ging Amtmann B . . ., links Doctor J . . ., so deutlich, wie im lebhaften Traum. Dann aber kam ich zu mir selbst und hörte nun, dicht neben dem Wege lockte wirklich ein Rebhuhn.“

Hier tritt zwischen den beiden letztangeführten Fällen und meinem eigenen die größte Aehnlichkeit hervor. Das Gehen auf übereisten Straßen ermüdet sehr und zieht von den zunächst betheiligten Muskelgruppen aus den ganzen Organismus derart in Mitleidenschaft, daß es mit der körperlichen die geistige Energie nach und nach völlig consumirt. Der Kreis des Bewußtseins wird immer enger, die Wahrnehmung erlischt fast gänzlich, man ist zu müde, um auf die Umgebung zu achten, die Erinnerung hält kein Bild mehr fest, man geht wie ein Träumender! Von Soldaten hört man sogar behaupten, sie hätten im Gliede marschirend geschlafen, was jedenfalls für die denkbar größte Absorption des Bewußtseins durch den zum Marschiren erforderlichen Willensimpuls spricht.

In dritter Reihe endlich ist eine Ausfüllung des Bewußtseins durch Acte des Vorstellens möglich, und daß, wenn sie nahezu vollständig ist, eine neben ihr eintretende Wahrnehmung zur Illusion führt, wird durch zahlreiche Beispiele bestätigt. Doch indem wir diese Möglichkeit näher ins Auge fassen, ist zu bemerken, daß wir mit ihr in die zweite der im Anfange unserer Untersuchung hypothetisch aufgestellten Grundbedingungen für die Illusion eingetreten sind, nachdem wir die erste erschöpft haben.

Wir nannten die Illusion eine Mosaik, welche aus echten und unechten Steinen besteht, die echten liefert uns die Wahrnehmung, die unechten gehören der Vorstellung an; die Grundbedingung zu ihrem Zustandekommen ist das Verschwinden des Unterschiedes zwischen beiden Kategorien. Bisher haben wir die Bedingungen aufgesucht, unter welchen die Wahrnehmungen schwach,

oder figürlich ausgedrückt, die echten Steine matt werden, und kommen jetzt daran, die Bedingungen aufzusuchen, unter denen der Glanz der unechten Steine sich steigert, so daß sie den echten gleichkommen, oder eigentlich: die Bedingungen, unter denen die Vorstellung sich steigert, so daß sie die Lebendigkeit der Wahrnehmung erreicht. — Ist das überhaupt möglich? Sind nicht vielmehr die sinnliche Wahrnehmung und die Vorstellung zwei völlig von einander getrennte Ereignisse, die höchstens in der Dämmerung des getrübten Bewußtseins mit einander verwechselt werden können?

Lassen wir die Thatsachen reden; untersuchen wir die Bedingungen, die einer Steigerung der Vorstellung günstig sind, und sehen zu, wie weit sie uns führen.

Wir Alle haben Zeiten, in denen unsere Phantasie reger ist als gewöhnlich; die Kinder aber, bei denen sämmtliche seelische Vorgänge stürmischer verlaufen, als im späteren Alter, sind habituelle Illusionäre. — Goethe sagt von sich:

„Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloß und mit niedergesenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmäßig, wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fixiren, hingegen dauerte sie so lange, als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht. Dasselbe konnte ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierrath einer buntgemalten Scheibe dachte, welcher dann ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie sich immerfort veränderte, völlig wie die in unseren Tagen erst erfundenen Kaleidoskope."

Auch wir in unseren Jahren erleben es, daß unser Lebenslicht zu Zeiten heller brennt und leuchtet, als sonst, und mit ihm die Vorstellung. Das ist dann der Fall, wenn wir eine freudige Nachricht empfingen, in anregender Gesellschaft uns befanden, einen tüchtigen Gang durch die frische Luft gemacht, eine Flasche guten Weines getrunken haben, und wenn dann nach dem verwirrenden Lärm des Tages

„in unserer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt".

Diese Zeit findet uns zur Illusion geneigt. — Vor mir hängt die Photographie eines Freundes; ich habe sie nie nach Wunsch ähnlich finden können, aber gestern Abend, wie ich von einem Gange in's Freie heimgekehrt das Bild betrachtete, mußte ich mir sagen, er ist's, wie er leibt und lebt. — Heine geht noch weiter:

„Ich stand in dunklen Träumen
Und starrte ihr Bildniß an,
Und das geliebte Bildniß
Heimlich zu leben begann."

Unter Ausschluß der Mehrzahl der gewöhnlichen Wahrnehmungen und Willensimpulse bei völliger Ruhe und Stille concentrirt sich die geistige Energie in der Vorstellung und ergänzt die Züge des Bildes:

„Um ihre Lippen zog sich
Ein Lächeln wunderbar."

Eine Steigerung der vorstellenden Geistesthätigkeit ist eine Theilerscheinung des durch narkotische Mittel hervorgerufenen Rausches in seinem ersten, dem Erregungsstadium, und sie geht oft bis zum Delirium. Der Wahn der Zecher in Auerbachs Keller, die ihre Nasen für köstliche Trauben halten, und die Wirkung jenes Zaubertranks aus der Hexenküche wiederholt sich heute noch, auch ohne daß der Teufel in Person dabei zugegen wäre.

Dieselben Delirien werden durch die Gifte fieberhafter Krankheiten hervorgerufen. Sehr ähnlich wirken ferner die psychischen Gifte, unter ihnen steht obenan die Furcht, von deren illusionsfördernden Macht wir oben schon ein Beispiel kennen lernten. Wer mit ihr umzugehen versteht, der kann es erreichen, daß sogar verschiedene Personen gleichzeitig derselben Illusion unterliegen.

„Unser Dechant B . . . ist trotz seiner Siebenzig immer noch der amüsanteste Gesellschafter, den es giebt. Wir trafen ihn neulich im Bade B . . ., wo er nach dem Nachtessen, zur Zeit der Gespenstergeschichten, die Leute damit graulich machte, daß er behauptete, auch er könne umgehn. Er legte sogar einen Thaler auf den Tisch und machte sich anheischig, zum Besten der Armen, jedem aus der Gesellschaft, der einen Thaler dagegen setzte, Schlag Mitternacht zu erscheinen.

„Natürlich großer Widerspruch, besonders von den Damen, und beinahe Keine war, die nicht ihren Thaler setzte. Aber wie die Zeit vorrückte, mehrten sich doch die Bedenken, und ein Thaler nach dem andern wurde motivirt zurückgezogen. Nur drei Damen, die schon lange keine furchtsamen Kinder mehr waren, blieben standhaft bis an's Ende und gingen zu Bett.

„Aber wie Hamlets Geist, so hatte auch der Dechant gewußt, daß in Schwachen die Einbildung am stärksten wirkt, und darauf seinen Plan gegründet. Noch war der Zeiger ein gutes Stück von der Zwölf entfernt, da hörte man aus dem Zimmer der Einen lauten Hülferuf. Es war natürlich nichts, an der Thüre hing ihr eigener Hut und Mantel, aber sie behauptete, wie sie die Augen einmal zufällig geöffnet, hätte im Mondschein der Dechant dort gestanden. — Die Beiden Andern waren weniger beherzt als die Erste, dafür aber vorsichtiger; sie beschlossen, die Nacht zusammen zuzubringen, in einem Bett. Das aber war, der Hausordnung gemäß, nur eine Person zu tragen im Stande und brach unter der doppelten Last zusammen — und im selben Augenblicke sahen Beide den geistlichen Herrn."

Die Vorstellung entnimmt und formt ihre Gegenstände aus dem Material der Erinnerung, deshalb sind s t a r k e Eindrücke, die sich dem Gedächtniß tief eingeprägt haben, vorzüglich geeignet, als Illusionen wiederzukehren. So erzählt H . . ., ein Forstmann:

„Ich war ein junger Bursch, da ging ich zur Weihnachtszeit bei hellem Mondschein durch den Sundern (ein Wald bei Hildesheim). In einem Hohlwege sah ich einen Menschen vor mir stehn, der mich zu erwarten schien. Ich konnte nicht wissen, was er im Schilde führte; vielleicht lauerten hinter dem Busch seine Spießgesellen, und das machte mich einen Augenblick stutzig. Dann aber entschloß ich mich kurz und ging gerade auf ihn zu. Er rührte sich nicht, er stand auch nicht, sondern hing und war eine Leiche. — Ich bin gelaufen bis in's nächste Dorf, ohne mich umzusehn, bis ich wieder auf Menschen traf. — Jahre lang nachher, so oft ich die Stelle passirte, habe ich ihn wieder dort hängen sehen, wie mit leiblichen Augen.“ — Jetzt, nach zwanzig Jahren, sieht er ihn nicht mehr.

Was ein starker Eindruck mit einem Male zu Wege bringt, bewirkt auch ein schwächerer durch öftere Wiederkehr, denn der Tropfen höhlt den Stein.

Hieher gehört das Beispiel des Professors, der die Wartefrau nur zu oft an der gleichen Stelle hat sitzen sehen, sowie zum Theil das des Inspecteurs, bei dem die Vorstellung des klopfenden Fingers, durch lange Gewohnheit vorgebildet und befestigt, nur der Gelegenheit wartet, um als Illusion hervorzutreten. — Wie dieser Umstand, oft sehr gegen unsern Willen, in uns thätig ist, davon sind wir alle schon Zeugen gewesen. Als ich das erste Mal als Mediciner von der Anatomie zum Mittagessen kam, hatten die Fleischspeisen für mich einen unerträglichen Geruch. — Oder, ich komme Abends aus einer Gesellschaft, in der ein widerwärtiges Organ Stunden lang das große Wort geführt hat, nach Hause und nehme vor dem Einschlafen noch ein Buch zur Hand. Aber, sowie durch das Lesen die vorstellende Thätigkeit des Gehirns eine neue Anregung erfährt, tritt auch der jüngst in das Gedächtniß aufgenommene Eindruck wiederum mit erneuter Stärke hervor, und an den Begriff der gelesenen Worte heftet sich ihr Klangbild, im Tone eben jener Stimme, in unleidlicher Weise. Es ist das eine Vorstufe jener bei Geisteskranken so häufig wiederkehrenden Täuschung, daß sie meinen, nicht nur was sie lesen, sondern auch was sie denken, werde ihnen von Stimmen mitgesprochen.

Am nächsten Morgen bin ich jene unangenehme Mitempfindung los; die inzwischen verflossene Zeit hat die Lebendigkeit der Erinnerung gedämpft, was sie von Rechtswegen immer thut. Also ist auch die Nähe der veranlassenden Wahrnehmung ein die Lebendigkeit der Vorstellung begünstigendes Moment. Denke ich heute an jenen Gang von Davos nach Tiefenkasten zurück, so kommen mir aus der langen Bilderreihe, die er an meiner Seele vorbeiführte, vier oder fünf Einzelne sofort in den Sinn: das weite, sonnenbeschienene Thal von Davos, die finstere Kluft der Züge, eine einsame Sägemühle in tiefverschneitem Tannenwalde, eine Felswand, von der es mir purpurroth entgegenleuchtete, sie war — ein Wunder der Davoser Wintersonne — bedeckt mit blühender Erica carnea. Endlich jener Punkt, wo die

Straße in großen Windungen zur Albula hinabsteigt; es ist dunkle Nacht, der Schnee knirscht unter den Tritten, am Himmel glänzen unzählige Sterne, einer mit ruhigem, besonders hell weißem Licht. Ringsum brausen in unbestimmten Tiefen die Gewässer; ein Klingelschlitten nähert sich im Trabe, romanische Laute schlagen an mein Ohr, ich setze mich, bis er vorüber ist, auf einen Stein am Wege und sehe hinab auf die Lichter von Tiefenkasten. — Dabei kommen mir noch andere Bilder von jener Wanderung in die Erinnerung: ein Flug Dompfaffen, der mir im Walde das Geleit gab, eine Reihe Schlitten, auf jedem ein Stückfaß Veltliners, eine Wendung des Weges, um eine Schlucht herum, ein gefrorener Wasserfall — und so könnte ich noch lange fortfahren, die Elemente jener Bilderreihe zu ergänzen, ohne doch die Genauigkeit der Ausführung, wie sie mir beispielsweise einen Tag nach jenem Marsch spielend zu Gebot stand, auch nur annähernd zu erreichen.

Das Abblassen der Erinnerung findet überall in derselben Weise statt, und so auch der Uebergang aus der Wahrnehmung in die Vorstellung. Am besten läßt es sich an kleinen, isolirten Objecten betrachten. Ich fixire das vor mir liegende gelbe Buch einen Moment und schließe dann rasch die Augen, so sehe ich, das Bild des gelben Rechtecks verschwindet nicht plötzlich aus meinem Gesichtsfelde, sondern nach und nach, die Dunkelheit zieht sich von der Peripherie gegen das Centrum zusammen und von dem Worte „Leihbibliothek", welches auf dem Deckel steht, verschwinden die Buchstaben L und k zuerst.

Hier hat sich unter meinen Augen die Wahrnehmung in die Vorstellung umgewandelt, ohne daß dabei eine bestimmte Grenze überschritten wäre; die Helligkeit des Bildes nahm ab, anfangs schnell, später langsamer, in der Peripherie des Gesichtskreises zuerst, in seinem Centrum, dem Ort der größten Sehschärfe, zuletzt, das war der ganze Vorgang. — Und so kommt man, indem man die Erinnerung an einen bestimmten Gegenstand aufwärts, dem Verlauf der Zeit entgegen verfolgt, unmittelbar wieder zu der Wahrnehmung selbst; es ist demnach von dieser Seite kein Grund vorhanden, daß eine Erinnerung, wenn alle Umstände zu ihrer Steigerung zusammentreffen, nicht selbst wieder, unter der Form der Illusion, der Wahrnehmung gleichkommen sollte.

An jenem Versuch ist noch ein Punkt der besonderen Beachtung werth. In meinem Bewußtsein dauert die Wahrnehmung des Buches noch fort, um erst allmählich zu erlöschen, nachdem der sinnliche Eindruck thatsächlich bereits durch Schließung der Augenlider unterbrochen wurde und aufgehört hat. Dasselbe ist mit einem plötzlich abgebrochenen Ton der Fall, einer Berührung, einem bestimmten Geruch. Wir nehmen sie noch eine gewisse Zeit lang wahr, auch nachdem ihre Ursache bereits aufgehört hat; unser Bewußtsein tritt in Widerspruch mit unsern Sinnen; die Vorgänge unseres Bewußtseins sind an die Zeit gebunden, wie die Functionen unserer Körpernerven, denn ihr Substrat, das Gehirn, besteht aus denselben nervösen Elementen, wie Jene.

Der Astronom muß, ehe er der Berechnung der Himmelskörper nahetritt, zuerst seinen persönlichen Fehler feststellen, das heißt, den Leitungswiderstand, den sein Nervensystem dem Gedanken bietet. — Jene Zeit hindurch nun, um welche das Bild des gelben Buches den Schluß der Augenlider überdauert, ist das Bild in mir selbst schon eine wirkliche Illusion. Folgt jetzt auf die erste Wahrnehmung eine zweite, ähnliche Wahrnehmung, so reiht sich Wahrnehmung an Illusion und Illusion an Wahrnehmung unmittelbar an, ohne daß das Bewußtsein einen Unterschied zwischen ihnen machte.

Auf dies Princip ist die Construction des Thaumatrops gegründet, eines Instruments, das sich vielfach als Spielzeug in den Händen der Kinder befindet, einer wirklichen Illusionsmaschine. Eine um ihre Axe rotirende Trommel besitzt nahe dem obern Rande in gleichen Abständen eine Anzahl spaltförmiger Oeffnungen, die während der Rotation dem Beschauer eine Reihe momentaner Einblicke in das Innere der Trommel gewährt. Der Reihenfolge der Oeffnungen entspricht auf der Innenwand der Trommel eine Reihenfolge von Bildern, die die verschiedenen Phasen eines in Bewegung befindlichen Körpers in ihrer natürlichen Ordnung darstellen, solche, wie sie ein Photograph erhält, wenn er durch Augenblicksbilder die verschiedenen Stellungen eines drehenden Rades, eines springenden Pferdes fixirt.

Ein jedes Bild bringt bei seinem Erscheinen einen Eindruck von gewisser Dauer hervor, an den sich, ehe er noch merklich abgeblaßt ist, schon der Eindruck des zweiten Bildes reiht, das in seinen Hauptzügen jenem gleich, nur in gewissen Theilen von ihm abweicht.

Dadurch entsteht eine Sinnestäuschung; der schnelle Wechsel der einander ähnlichen Objecte entgeht dem Bewußtsein, das Object behält scheinbar seinen Ort und wechselt die Form; das Pferd springt, der Bajazzo überschlägt sich, die Windmühle rührt die Flügel.

So machen wir aus der Illusion nach Willkür ein Ingrediens der Wahrnehmung. Die Natur aber war schon früher, ohne unsern Willen in derselben Weise in uns thätig, denn die Elemente, aus denen wir soeben unsern Illusionscomplex aufbauten, sind selbst schon Complexe, die in gleicher Weise construirt sind. Unsere Gesichtswahrnehmungen sind zusammengesetzt aus einzelnen Farbenwahrnehmungen, die Empfindung einer jeden Farbe wird auf der Netzhaut hervorgebracht durch eine Reihenfolge von Aetherwellen, jede Welle ist vorüber, wenn die nächste kommt, und doch ist der Eindruck den unser Bewußtsein von ihnen empfängt, ein continuirlicher.

Bei den Eindrücken des Ohres ist dasselbe der Fall, davon giebt Savarts Rad unsern Sinnen Zeugniß. — Ein gezahntes Rad, dessen Zähne in gleichen Abständen von einander seine Peripherie umstehen, wird in Drehung versetzt, während ein Stab über die Spitzen der Zähne hinschleift. Geschieht die Drehung des Rades ziemlich langsam, so erzeugt jeder Aufschlag des Stabes an einen Zahn ein Geräusch; nimmt die Geschwindigkeit zu, so

vereinigen sich die Geräusche zu einem Ton, dessen Höhe mit der Drehungsgeschwindigkeit des Rades wächst. — Nimmt man nun dem Rade, während die Geschwindigkeit auf einer gewissen Höhe angekommen dieselbe bleibt, nach und nach alle seine Zähne bis auf zwei nebeneinanderstehende, so behält auch der Ton dieselbe Höhe, verliert aber an Dauer, so daß, wenn die ursprüngliche Anzahl seiner Zähne beispielsweise tausend betrug, die Dauer des zuletzt erhaltenen elementaren Tones nur den fünfhundertsten Theil der ursprünglichen Dauer ausmacht. — Der ursprüngliche Ton besteht also aus fünfhundert elementaren Tönen, die wir einzeln zur Wahrnehmung bringen können, und von denen Jeder aus zwei elementaren Wahrnehmungen, nämlich Geräuschen, nebst ihren zwei nachfolgenden elementaren Illusionen besteht, die alle vier zusammen den elementaren Ton der zwei Zähne ergeben. Zu dem Totalton nimmt unser Ohr weder von den elementaren Geräuschen, noch von den elementaren Illusionen, mehr etwas wahr, aber wir wissen, auf Grund unserer Construction, daß die Einen wie die Anderen trotzdem darin vorhanden sind. Unsere Sinne sind stumpf, unser Bewußtsein faßt nur Complexe auf, aber wir wissen jetzt, daß in diesen Complexen die Illusion einen nie fehlenden nothwendigen Factor bildet. Sie trat uns im Laufe unserer Untersuchung zuerst als ein Phänomen entgegen von höchst fragwürdiger Gestalt, das unsere Aufmerksamkeit fesselte, scheinbar ein Fremdling aus einer anderen Welt. Wir folgten ihr durch die Höhen und Tiefen der Menschenseele und fanden sie überall wieder, dieselbe in der Nacht des Wahnsinns, wie im Lichte der Vernunft; bis wir sie zuletzt in dem innersten Kern unseres Bewußtseins aufgesucht und erkannt haben, als den Mörtel, der die Sandkörner unserer Wahrnehmung zu den Werkstücken des Bewußtseins und diese zu dem Hochbau unserer Erkenntniß verbindet. So erkennen wir nur, indem wir der Täuschung unterliegen, nur durch Irrthümer hindurch nähern wir uns der Wahrheit.

Er wußte nur halb, um was er bat, der nach Erkenntniß ringende Geist, mit den Worten: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!“ Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: „Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!“ — Denn seine Bitte war ihm schon gewährt, anders als er sie gedacht und doch weit über Denken und Erkennen!

Das altfranzösische Volkslied*).

Von

Karl Bartsch.

— Heidelberg. —

So reich die volksmäßige Epik des französischen Mittelalters durch die mit dem 11. Jahrhundert beginnenden und bis ins 14. hinabreichenden Chansons de geste vertreten ist, so arm erscheint neben ihr das lyrische Volkslied. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts entwickelt sich in Nordfrankreich unter dem Einfluß der früher gereiften Poesie der Troubadours die Blüthe der Kunstlyrik, die Poesie der Trouvères, die jener reicheren und farbenprächtigeren Blume des französischen Südens gegenüber uns nur wie ein matter Abglanz derselben bedünkt. Das Interesse des Adels, der bis dahin auch mit Liebe dem Gesange der Jongleurs gelauscht hatte, wenn sie in ihren Dichtungen die alten kärlingischen Sagen darstellten, wandte sich nun von der nationalen Poesie mehr und mehr ab.

Wie viele Lieder von Rittern und Herren in den kunstreichsten Formen die uns erhaltenen Chansonniers auch überliefern, so befinden sich doch unter ihnen nur sehr wenige von volksthümlichem Charakter. Wir müssen daher für die älteste Zeit unser Material mühsam aus gelegentlichen Aufzeichnungen zusammentragen. Das Wenige, das uns aufbewahrt ist, läßt uns den Verlust des Uebrigen in hohem Grade bedauern, und wir würden gern einen Theil der Producte nordfranzösischer Kunstlyrik in den Kauf geben, wenn wir damit eine größere Anzahl jener echt volksmäßigen Lieder wieder erlangen könnten, die den Charakter des Volkes treuer und reiner als die kunstmäßigen abspiegeln.

*) Der nachfolgende Vortrag, im Januar 1881 im Museum zu Heidelberg gehalten, wurde der Anlaß zu einer Sammlung altfranzösischer Volkslieder in Uebersetzungen, die inzwischen unter dem Titel „Alte französische Volkslieder übersetzt von Karl Bartsch, Heidelberg 1882" erschienen ist.

Bei allen Völkern und in allen Literaturen ist die Lyrik aus der Schule des Epos hervorgegangen; nach Form und Inhalt kann sie nirgend diesen Ursprung verleugnen. Der Volkssänger liebt, auch wo er seine Empfindungen ausdrückt, dieselben zu objectiviren, sie einer von ihm redend oder handelnd eingeführten Person in den Mund zu legen. Seine eigene Individualität tritt in den Hintergrund, während der Kunstlyrik grade das eigen ist, daß sie uns den Einblick in das subjective Empfinden des Dichters gewährt.

In Deutschland hat ein günstiges Geschick uns die Lieder einiger ritterlicher Dichter des 12. Jahrhunderts bewahrt, die uns noch diese nahe Beziehung der Lyrik zur Epik erkennen lassen, Lieder von einfachstem volksmäßigstem Stile, die man daher als wirkliche Volkslieder hat ansehen wollen. Die Strophen des Kürenbergers und einige von Dietmar von Eist tragen noch ganz episches Gepräge; die in der Nibelungenstrophe abgefaßten Lieder des ersteren eröffnen uns einen kleinen Liebesroman, dem es an tiefer Leidenschaft nicht mangelt. Ihnen an die Seite stellen möchte ich die wenigen auf uns gekommenen altfranzösischen Volksromanzen etwa aus derselben Zeit. Auch sie stehen in Ton und Form noch ganz auf dem Boden des epischen Volksgesanges; nur sind es kleinere, weniger umfangreiche Gedichte als die Chansons de geste, und ihr Inhalt, wiewohl rein erzählend, doch mit dem Inhalt der Lyrik dadurch auf's innigste sich berührend, daß die Liebe ihr stehendes Thema bildet. Nicht von Kämpfen zwischen Karl und seinen Gegnern, was den Hauptinhalt der altfranzösischen Volksepen abgiebt, sondern von Leid und Lust zweier liebenden Herzen singen sie. Es ist wohl am passendsten, diese Romanzen mit einem in den Quellen selbst vorkommenden Namen als Chansons d'histoire zu bezeichnen, wobei histoire nicht im strengen Sinne eines geschichtlichen Ereignisses zu nehmen. Vielleicht liegt mancher derselben ein Factum zu Grunde, das wir aber wegen der Unbestimmtheit und Allgemeinheit der Beziehungen nicht zu errathen vermögen; jedenfalls hat von dieser Grundlage aus das Lied sich in ganz selbständiger und freier Weise entwickelt.

Gemeinsam fast allen diesen Romanzen ist, daß in ihren Eingang die Gestalt eines liebenden Mädchens oder einer verheiratheten Frau gestellt wird: bald ist es Schön Irmenburg, bald Schön Aiglentine, bald die schöne Doette oder Schön Isabelle, Schön Jolante, Schön Amelot u. s. w. Aber schön ist nach altepischer Weise das stehende Epitheton der Frauengestalten dieser Romanzen.

Immer ist es eine Dame aus den ritterlichen und höchsten Kreisen des Lebens und der Gesellschaft, nicht selten eine Königs- oder Kaiserstochter. Die Beschäftigung oder Situation, in der sie auftritt, entspricht den Lebensgewohnheiten einer adeligen Dame jener Tage. Da sitzt Schön Irmenburg am Fenster des Thurmes und hat auf ihren Knieen einen bunten Seidenstoff, an welchem sie arbeitet; ähnlich Schön Isabelle, die im stillen Zimmer auf

den Knieen zwei Stoffe, den einen von Goldfäden, den andern von Seide, ausgebreitet hat. Schön Jolanthe näht ein Kleid von gutem Sammet, das sie ihrem Geliebten schicken will; Schön Aiglentine arbeitet im Königsgemach, wo sie mit ihrer Mutter zusammensitzt, an einem Hemde. In einem andern Liede sitzen Alde und ihre Mutter ebenfalls beisammen und sticken in einen Goldstoff Goldamseln hinein. Schön Amelot spinnt allein in ihrem Zimmer; Schön Aye sitzt zu den Füßen ihrer bösen Erzieherin und hält auf ihren Knieen einen Seidenstoff aus England, an dem sie näht. Aber auch in anderer Situation als nähend und spinnend wird uns die Liebende dargestellt: Schön Doette sitzt am Fenster und liest in einem Buche. Und nicht selten giebt die Heldin träumend ihren Liebesgedanken sich hin: Schön Isabelle sitzt auf hohem Thurme und steckt ihr schönes blondes Haupt durch eine der Zinnen hinaus. Einmal wird eine Königstochter in einem Garten am Quelle sitzend eingeführt, die Hand an die Wange gelehnt und seufzend; Schön Doe sitzt im Freien unter dem Weißdorn, den Geliebten erwartend, der zu lange zögert, sie blickt zu dem blüthenbeladenen Baume auf und klagt, daß er nicht kommen will.

Nachdem uns so mit wenigen Pinselstrichen und doch plastisch abgerundet die Gestalt der Heldin gezeichnet ist, werden wir ebenso rasch in ihre Empfindungen hinein versetzt. Doette, die im Buche liest, behält nichts von dem Gelesenen, denn sie denkt nur an den Geliebten, der in ferne Länder turnieren gezogen ist. Der schönen Isabelle werden von Thränen die Spangen ihres Mantels naß, weil sie von ihren Freunden verlassen und fremden Leuten preisgegeben ist. Schön Jolante singt seufzend ein Liebeslied; das gleiche thut Schön Amelot, aber so laut und dabei sehnsüchtig den Namen des Geliebten nennend, daß die Mutter es hört. Schön Aye rinnen die heißen Thränen das Antlitz herab, denn sie wird geschlagen am Morgen und am Abend, weil sie einen Ritter in fernem Lande liebt. Schön Eurial, die allein eingeschlossen sitzt, ißt und trinkt nicht und nennt sich selber elend, wenn sie ihren geliebten Reinald nicht sprechen kann.

Die Mutter, die Verwandten spielen dann eine in das Schicksal der Liebenden eingreifende Rolle. Meist ist es die Mutter, die mit der Liebe nicht einverstanden ist. Schön Aiglentine, die vor ihrer Mutter näht, thut es nicht so aufmerksam, wie sie sonst pflegte; sie vergißt sich und sticht sich in den Finger, die Mutter bemerkt es und stellt sie wegen ihrer Liebe zur Rede. Auch Schön Jolante wird von ihrer Mutter deswegen getadelt. In einem uns nur fragmentarisch erhaltenen Liede beginnt die Mutter gleichfalls die Unterhaltung: „Tochter, lerne nähen und spinnen, aber die Liebe zu Doon mußt Du vergessen."

Nach diesen beinahe typischen Eingängen entwickelt sich nun die Handlung, die überall von größter Einfachheit ist, aber nirgend des dichterischen Reizes entbehrt. Meist an's Tragische streifend, führt sie fast immer zu einem versöhnenden Ziele, der glücklichen Vereinigung der Liebenden.

Wir wollen diese kleinen Liebesromane etwas näher in's Auge fassen, weil sie für die Anschauungen und Sitten jener Zeit sehr charakteristisch sind.

Schön Jolante, die ihrem Geliebten ein von ihr genähtes Kleid senden will, sieht, während sie einsam ihr Liebessehnen klagt, ihn in's Haus treten. Sie senkt das Haupt und vermag ihm nichts zu sagen. „Süße Herrin, ihr habt mich vergessen," beginnt er. Da horcht sie auf, lächelt ihm zu, breitet seufzend ihre Arme nach ihm aus und in innigem Umfangen ruht die Liebende an seinem Herzen.

Oriolant sitzt auf hohem Söller und sehnt sich nach ihrem Freunde Helier, den Neider und Aufpasser fern von ihr halten. Sie klagt sich an, ihn vertrieben und ihrer Liebe entfremdet zu haben, jetzt empfange sie dafür Vergeltung. Während sie noch klagt, kommt Helier geritten und hört ihre Klage mit frohem Herzen. Sie hebt ihr Antlitz empor, küßt und umarmt ihn und sagt: „Nun mögen die Neider reden, was sie wollen, Helier; wir aber wollen thun, was uns gefällt."

Schön Aiglentine muß der forschenden Mutter gestehen, daß sie dem tapfern Heinrich sich in Liebe hingegeben. Als nun die Mutter fragt: „Wird dich Heinrich auch zur Frau nehmen?" da antwortet sie: „Ich weiß es nicht, Mutter, ich hab' ihn nie darum gefragt." „Nun," sagt die Mutter, „Schön Aiglentine, so mache dich auf und sage Heinrich, ich lasse ihn fragen, ob er dich nehmen oder im Stiche lassen wird." Die Tochter geht gradenwegs zu Heinrichs Haus und fragt ihn, worauf er freudig zustimmend antwortet, seine Ritter aufsitzen heißt und die Schöne mit in sein Land nimmt, wo er sie heirathet und zu einer reichen Gräfin macht.

Schön Amelot sehnt sich nach ihrem Freunde Garin, ihre Mutter vernimmt ihr Selbstgespräch: sie will keinen andern als ihn zum Gatten; wenn man ihr einen andern gebe, werde sie sich entweder selbst tödten oder thun, was die Liebe sie thun heiße. Sie fleht zu Gott, ihr den Geliebten zu geben. Da tritt die Mutter ein, setzt sich vor sie hin und bittet sie: „Tochter, nimm einen Gemahl, den Herzog Gerhard oder den Grafen Heinrich." „Mutter," versetzt die Tochter, „ich fürchte mich, einen Mann zu nehmen; es ist ein Handel, den die meisten bereuen, denn wenn er mich nicht liebt, und ich ihn nicht, so werde ich in Schmach und Schmerz an seiner Seite leben. Einen Mann nehmen, ist etwas bleibendes, nicht ein Ding, das man läßt, wenn es einen gereut; man muß ihn behalten, mag es einem nachher lieb oder leid sein!" „Aber der Vater will es," sagt die Mutter. Da sinkt das Mädchen in Ohnmacht, die Mutter, von Mitleid ergriffen, küßt sie weinend und spricht ihr Trost ein: „Tochter, sei nur wieder froh, du liebst Garin, du sollst ihn zum Gatten haben." Und so werden die Liebenden verbunden, nachdem auch der Vater Lancelin seine Zustimmung gegeben.

In andern Romanzen ist die Liebende eine verheirathete Frau. Schön Isabelle, die Kaiserstochter, ist mit einem ihrer unwürdigen Manne vermählt und klagt darüber. Ihre Kammerfrau fragt sie: warum sie weine? und ob sie

überhaupt auf Liebe verzichten wolle. „Ja," sagt Isabelle, „wüßte ich einen höfischen Ritter, der wegen seiner Tapferkeit gepriesen wäre, den wollt' ich wohl lieben." „O, Herrin, ich weiß einen solchen Ritter, er wird euch lieben, verdrieße es, wen es mag."

Die schöne Jolante wird von ihrer Mutter gescholten. „Mutter, warum scheltet ihr mich? Ist es um Nähen oder um Spinnen, oder ist es, weil ich zu viel schlafe?" „Nicht um Nähen oder um Spinnen, oder weil du zu viel schläfst, aber du sprichst zu viel mit dem Ritter, dem Grafen Mahi, das verdrießt deinen Gatten. Thue es nicht mehr, ich bitte dich darum." Und darauf erwidert die Tochter:

Und schwür' es auch der Gatte mein,
Er und all' die Verwandten sein,
Und macht' es ihm Verdruß und Pein,
Das Lieben laß' ich drum nicht sein."

Die Königstochter, die im Garten an der Quelle trauert, ruft sehnsüchtig ihren Geliebten Gui; ihr Vater hat sie mit einem Alten verheirathet, der sie in dies Haus eingeschlossen, aus dem sie Morgens und Abends nicht heraus darf. Der Gatte hört ihre Klage, tritt in den Garten, nimmt seinen Gürtel, schlägt sie damit und tritt sie mit Füßen. Dann aber thut es ihm leid, denn er war ihres Vaters Vasall gewesen. Als die Schöne sich erholt hat, bittet sie Gott, ihr noch vor Abend ihren Liebsten zu senden. Und Gott erhört sie, unter einem laubigen Baume tröstet sie ihr Trauter, wo manche Liebesthräne fließt.

Tragisch verläuft die Romanze von Schön Doette, die lesend am Fenster sitzt und deren Geliebter fern in fremden Lande turniert. Da sieht sie an der Treppe des Saales einen Knappen absitzen, sie eilt die Stufen hinab, und hofft gute Märe von ihm zu hören. „Wo ist mein Gatte, den ich so lange nicht gesehen?" Vor Leid beginnt der Knappe zu weinen, Doette sinkt in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen, fragt sie: „Wo ist mein Herr?" „Frau, ich kann es euch nicht verhehlen, er ist todt, beim Turnier ward er getödtet!" „Nun, so will ich ihm zu Liebe das Klostergewand anziehen, kein bunter Pelz wird je mehr meinen Leib bedecken. Eine solche Abtei will ich bauen, wenn Jemand dahin kommt, der die Liebestreue gebrochen, der soll keinen Eingang dort finden." Und sie baut ein Kloster, darein sie alle Männer und Frauen ziehen will, die um der Liebe willen Leid zu erdulden wissen.

Man sieht, es ist mit Ausnahme der letzten überall ein Grundthema: der Kampf zwischen der Neigung des Herzens und einer von den Verhältnissen aufgedrungenen Pflicht und Nothwendigkeit. Wenn wir uns vergegenwärtigen, auf wie conventioneller Grundlage in den ritterlichen und fürstlichen Kreisen des Mittelalters die Ehen geschlossen wurden, so wird diese typisch hindurchgehende Auflehnung des Herzens gegen die Verhältnisse uns nicht befremden.

Von besonderem Reize sind zwei dieser Romanzen, die ich daher vollständig mitzutheilen mir erlaube. Sie weichen auch im Typus etwas von den andern ab und haben einen besonderen Grad von Alterthümlichkeit und volksmäßiger Schlichtheit. Die erste benenne ich

Schön Irmenburg.

Die Zeit ist da der langen Tag' im Mai,
Vom Königshof die Franken kehren heim,
Reinald voran ritt in der ersten Reih'.
Am Haus von Irmenburg zieht er vorbei.
Nicht hebt er auf zu ihr die Augen fein.
Ach! Reinald, mein Lieb!

Schön Irmenburg hinab durch's Fenster sieht,
Ein bunter Pfellel liegt auf ihren Knie'n,
Sie sieht die Franken heim vom Hofe ziehn,
Vorn in der ersten Reih' Reinald, ihr Lieb:
Laut sprach sie da, so wie ihr Herz sie trieb.
Ach! Reinald, mein Lieb!

„Reinald, mein Lieb, erlebt hab' ich die Zeit,
Zogst Du an meines Vaters Thurm vorbei,
Sprach ich zu Dir nicht, war Dir's herzeleid.“
„Du thatest Unrecht, kaiserliche Maid,
Liebst einen Andern, und vergaßest mein.“
Ach! Reinald, mein Lieb!

„Reinald, o Herr, freisprechen kann ich mich:
Mit hundert Jungfrau'n schwör' ich's sicherlich,
Mit dreißig Frauen, die begleiten mich:
Nie einen sonst als Dich je liebte ich.
Nimm meine Buße und laß küssen Dich!“
Ach! Reinald, mein Lieb!

Graf Reinald stieg die Stufen rasch hinan,
Blond war sein Haar und kraus und wohlgethan,
Die Schultern breit, die Hüften schlank, ein Mann,
Schön wie auf Erden keiner gleich ihm kam.
Schön Irmburg sah's und hob zu weinen an.
Ach! Reinald, mein Lieb!

Graf Reinald stieg zu ihrem Thurm hinauf:
Ein Ruhbett schön stand da, er saß darauf
Und neben ihm Schön Irmenburg, sein Traut.
Da war's mit Leid und allem Sehnen aus:
Von Neuem ging die Liebe ihnen auf.
Ach! Reinald, mein Lieb!

Das zweite Lied ist die Romanze von den zwei Schwestern.

Am Samstag Abend, wenn die Woche scheidet,
Gehn Hand in Hand zum Bad am Quell der Haide
Gaiett' und Oriour, die Schwestern beide.
Nachtwind weht und Zweige rauschen:
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

Vom Ritterspiel kehrt Gerhard, der Geselle,
Gaiett' hat er gesehen an der Quelle,
Und sanft umschlungen hat sein Arm sie schnelle.
Nachtwind weht und Zweige rauschen:
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

„Hast Du vom Wasser, Oriour, genommen,
Kehr' heim den Weg zur Stadt, den wir gekommen:
Bei Gerhard bleib' ich, der mein Herz gewonnen."
Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

Bleich und betrübt geht Oriour von hinnen,
Sie geht und weint und seufzt im Herzen drinnen,
Weil sie die Schwester nicht mit heim soll bringen.
Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

„Ach, wär' ich nie," sprach Oriour, „geboren,
Im Thal hab' ich die Schwester mein verloren;
Gerhard entführt sie, der sie sich erkoren."
Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

Gaiett' und Gerhard kehren heim von dannen,
Bis sie in seines Landes Stadt gelangen:
Dort hat er als Gemahlin sie umfangen.
Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

Eine formale Eigenthümlichkeit dieser Romanzen wird schon aus den beiden als Proben gegebenen erkennbar sein: es ist der durchgehende Refrain, der am Schluß jeder Strophe wiederholt wird. Derselbe steht fast immer in einer Beziehung zu dem Inhalt des Liedes. An den hier mitgetheilten brauche ich es nicht besonders hervorzuheben; der schöne Refrain namentlich der zweiten Romanze verleiht dem Ganzen etwas sehr Stimmungsvolles. Das Lied von Schön Doette, das einzige, das wirklich einen tragischen Zug hat, hat zum Refrain die Worte „Leid trag' ich darum", wozu dann in den letzten Strophen, wo von der Klostergründung die Rede ist, eine zweite Zeile hinzukommt: „um Dich will Nonn' ich werden in Sanct Paulus Münster". Wie hier der Refrain, der Hauptperson in den Mund gelegt, deren Empfindung ausdrückt, so in der Romanze von Schön Isabelle, wo er lautet:

Ach! Freunde mein,
Durch Neider muß ich fern der Heimath sein.

In der von Schön Jolante, worin dieselbe von ihrer Mutter getadelt wird, heißt er: „Schöne Jolante, ich tadle Dich," und nur die Schlußstrophe ändert dies in „Schöne Jolante, wohl fromm' es Dir!" In zwei andern, in welchen die Liebende ein sehnsüchtiges Lied singt, enthält der Refrain den Grundton desselben, in dem von Schön Jolante:

Wie klingt der Name Liebe hold:
Ach! daß ihr Leid ich fühlen sollt'!

In dem von Schön Amelot:

Garin zum Mann, o Gott, mir gieb,
Mein holdes Lieb,

und nachdem sie ihn bekommen, wird der Refrain der Schlußstrophe demgemäß geändert:

Schön Amelot nun hat sie ihn,
Ihr Lieb Garin.

Die Klage der Liebenden und ihr sehnsüchtiger Ruf bildet auch den Refrain in dem Liede von der unglücklich vermählten Königstochter, dessen erste Strophe ich hier wegen der anmuthigen, darin entworfenen Schilderung vollständig mittheilen will.

In einem Garten sitzt an Baches Rand,
Deß Wasser klar und weiß der Ufersand,
Das Königskind, die Wange stützt die Hand,
Den süßen Freund hat seufzend sie genannt.

Und nun der Refrain:

Graf Gui, Geliebter Du!
Ach! Deine Liebe nimmt mir Freud' und Ruh'.

Das Lied von Oriolant beginnt:

In Thränen sitzt Oriolant
Und seufzt auf hohem Söllerrand,
Nach Helier sehnend hingewandt.
Ach Liebster, dich hält fern gebannt
Der Neider und Verleumder Hand.

Der Refrain lautet:

Wie langsam Freude kommt gegangen
Für den, der nach ihr trägt Verlangen.

Das Lied von Schön Aye, die einen Ritter in fremdem Lande liebt, hat einen dem entsprechenden Refrain:

Ach! Liebe du im fernen Land,
Du hältst mein Herz gefangen und gebannt.

In zwei andern werden im Refrain die Namen der Liebenden genannt. Beide sind leider nur als Fragmente überliefert, scheinen aber, nach diesen zu urtheilen, zu den anmuthigsten gehört zu haben. Das eine entwirft eine hübsche Schilderung des ritterlichen Lebens, in etwas eingehenderer Form, als sie sonst diesen Romanzen eigen ist.

Das schöne Osterfest kommt im April,
Es blüht der Wald, die Wiesen sind schon grün,
In ihren Ufern sanft die Wasser ziehn,
Die Vöglein singen früh und spät ihr Lied:
Nicht darf vergessen wer da hat ein Lieb,
Oft soll er kommen und oft gehn zu ihm.
Es lieben sich Aigline und Graf Gui.

Der Refrain dazu lautet:

Gui liebt Aigline und Aigline Gui.

Die zweite Strophe führt nun die Heldin ein.

Dort unterm Schloß — es heißt das Schloß Beaucler —
Da geht es fröhlich jetzt beim Tanzen her.
Zum Reihen kommen Mägdelein daher,
Der Knappe trägt nach Ritterspiel Begehr,
Die Ritter freu'n sich zuzuschau'n gar sehr,
Die Edelfrau'n zur Kurzweil kommen her.
Nicht säumen will auch Schön Aigline mehr:
Schmuck angethan im Zindelkleide schwer,
Das schleppt zwei Ellen durch die Wiese her.
Gui liebt Aigline und Aigline Gui.

Von dem andern, Alde und Doon, sind ebenfalls nur die zwei ersten Strophen erhalten.

Mutter und Tochter bei der Arbeit sitzt,
Sie sticken Amseln schön in Gold, das blitzt:
Die Mutter sprach, es war ihr Herz verschmitzt.
Schön Alde trägt treu' Liebe zu Doon.

Lern' nähen du und spinnen, Töchterlein,
Und Amseln sticken in das Gold hinein;
Allein die Liebe zu Doon laß sein!
Schön Alde trägt treu' Liebe zu Doon.

Ein drittes, ebenfalls nur Fragment, hat folgenden Anfang:

Schön Doe sitzt im Freien hie,
Unter dem Weißdorn harret sie
Auf ihren Freund, doch der kommt nie.

Und nun der Refrain:

Gott, giebt's noch einen auf der Welt,
Der Doon gleich als Mann und Held!
Nur Doon ist's, der mir gefällt.

Hierauf redet sie den blühenden Weißdorn an:

Wie stehst Du reich und blühend hier,
Mein Lieb wollt' treffen mich bei Dir,
Ach! aber er kommt nicht zu mir.

Die Namen der Dichter sind uns nicht überliefert: wie beim echten Volksliede verschwindet die Persönlichkeit des Sängers vollständig. Nur ein einziger Name ist auf uns gekommen: Audefroi (der Name wäre deutsch Altfried) der Bastard. Seine Romanzen bewegen sich im Wesentlichen in dem Stile der etwas älteren volksthümlichen Lieder dieser Art: auch er führt Schön Isabelle, Schön Beatrix, Schön Idoine, Schön Emmelot, einmal auch die wohlgethane (bien faite) Argentine ein; auch bei ihm sind die einleitenden Schilderungen ganz ähnlich. Schön Idoine sitzt unter dem grünenden Olivenbaum in ihres Vaters Garten und klagt und seufzt um ihre

Liebe. Schön Beatrix sitzt in goldgeschmückter Kammer und spinnt weinend ihre Fäden. Schön Emmelot weint unter einem Busch auf der grünen Wiese nach Gui, sie hat einen bösen Mann, der sie schlägt und mißhandelt.

Auch hier sind die Motive die gleichen: unglücklich verheirathete Frauen, oder Mädchen, die gegen den Willen der Eltern lieben. Auch hier ist durchgängig der Refrain angewendet, der wie bei den echten Volksromanzen an den Inhalt des Liedes anknüpft. Da heißt es in dem einen, das von Gerhards und Isabellens Liebe singt: „Und Freud' erwartet Gerhard", und am Schlusse, wo er an's Ziel seiner Wünsche gelangt ist: „Und nun hat Gerhard Freude." In einem zweiten lautet er:

Ach Gott! wen Liebesleid und Schmerz getroffen,
Der darf auf nahe Freude hoffen.

In einem dritten:

Mit Süßem ist gewürzt der Schmerz,
Den duldet ein treuliebend Herz.

In einem vierten:

Hat eine Frau 'nen bösen Mann,
Der steht ein traurig Herz wohl an.

Man sieht also, Audefroi hat sich ganz an diesen Volkssängern geschult und wir würden, wenn uns kein Dichtername überliefert wäre, vielleicht auch seine Lieder für wirkliche Volksromanzen zu halten geneigt sein. Allein bei aufmerksamer Beobachtung wird man doch gewisse Unterschiede im Stil wahrnehmen können. Zunächst, rein äußerlich betrachtet, sind seine Romanzen viel umfangreicher. Er wendet ferner den Alexandriner an, während jene älteren in der Form des zehnsilbigen Verses oder in den noch alterthümlicheren Tiraden aus achtsilbigen Versen gedichtet sind. Er läßt mitunter einen und denselben Reim durch alle Strophen hindurchgehen. Endlich ist die ganze Schilderung und Darstellungsweise schon eine kunstreichere, weniger einfache und naive; sie haben nicht das springende, abgerissene der echten Volkslieder, sondern sind fester gefügt und ausgearbeitet. Wir können sie daher nicht als wirkliche Producte volksmäßiger Poesie betrachten, immerhin aber sind sie interessant für die innige Beziehung zwischen Kunst- und Volksdichtung, für die leisen Uebergänge, die von der einen zur anderen Art stattfinden.

Volkslieder von nicht epischem Charakter sind uns aus dem 12. und 13. Jahrhundert nur wenige erhalten. Auch die mehr lyrischen lieben es, an irgend ein episches Motiv anzuknüpfen. So treffen wir in einem ein auch im deutschen Volksliede mehrfach wiederkehrendes Motiv von drei Mädchen, die redend eingeführt werden. Hier sind es drei Schwestern. Das nur dreistrophige anmuthige Liedchen lautet:

An dem Meer drei Schwestern traut
Singen laut;
Die Brünette sang, die nette:

Nur ein braunes Lieb sei mein,
Braun bin ich selber,
Braun soll auch mein Liebster sein!

An dem Meer drei Schwestern traut
Singen laut;
Die jüngste drunter rufet munter
Nach Robin, daß es schallt:
Hast mich entführt aus grünem Wald,
Bring zurück mich bald!

An dem Meer drei Schwestern traut
Singen laut;
Die ältste sprach:
Wer lieben will ein Mägdelein,
Der sei ihm auch fein
Treu darnach!

Ein anderes ebenfalls beliebtes Motiv des Volksliedes aller Völker ist das Hineinziehen der Vögel, namentlich der Nachtigall. Solcher Lieder haben sich mehrere erhalten; in dem einen führt der Dichter sich selbst ein:

In dem Mai, wenn's überall
Grünt und blüht in Berg und Thal,
Hört' ich unterm Busch den Schall
Der vielliebem Nachtigall.
Tralala, wie gut
Das doch thut,
Wenn im Grün man schläft und ruht.

Bei dem süßen Gesange des Vögleins schläft er ein, und als er erwacht, bittet er die Nachtigall, ihm Erhörung von Seiten seiner Geliebten zu verschaffen. Hier greift also die Nachtigall unmittelbar in das Schicksal des Liebenden ein, sie ist nicht blos Staffage in dem kleinen Landschaftsbilde.

Das andere Nachtigallenlied beginnt: „Wollt ihr, daß ich euch ein hübsches Liebeslied singe? Kein Bauer hat es gemacht, sondern ein Ritter unterm Schatten des Oelbaums in den Armen seines Liebchens." Und nun wird die Geliebte reizvoll und phantastisch geschildert. Sie hat ein Hemdchen von Leinen und einen weißen Hermelinpelz und ein seidenes Untergewand, Strümpfe von Wasserlilien und Schuhe von Maienblüthen; einen Gürtel von Blättern mit goldnen Knöpfen, das Täschchen von Liebe, die herabhängenden Schnüre von Blumen. Sie reitet auf einem Maulthier, von Silber ist der Beschlag, der Sattel vergoldet, hinten auf der Kruppe waren drei Rosenstöcke gepflanzt, um ihr Schatten zu machen. So geht sie die Wiese hinab; Ritter begegnen ihr und grüßen sie schön. „Schöne, wo seid ihr geboren?" „In dem weitgepriesenen Frankreich, bin von hoher Abkunft."

Nachtigall die ist mein Vater,
Die da singet auf den Zweigen
In dem tiefsten Busche.

Die Siren' ist meine Mutter,
Die da singt im salz'gen Meere,
An dem höchsten Ufer.

Schöne, ihr seid wohl geboren,
Habt ein hoch Geschlecht erkoren
Und ein stattlich Leben.
Wenn's doch Gott gefallen wollte,
Daß er zum Gemahl euch sollte
Meinem Herzen geben!

Wir stehen hier ganz auf dem Boden einer märchenhaften Poesie, die in ihrem Zaubergarten nach Wirklichkeit nicht fragt. Der springende Ton ist ganz der des echten Volksliedes.

Ein drittes, auch im deutschen Volksgesange beliebtes Motiv ist das von der Nonne, die, wider ihren Willen in's Kloster gesteckt, darin ihr ganzes Leben vertrauern soll. Ein reizendes altfranzösisches Lied der Art ist auf uns gekommen, in einem eigenthümlichen Rhythmus, der aber gerade in volksthümlichen Liedern häufig wiederkehrt: ein Vers aus zwei Hälften von je fünf Silben. Der Dichter führt in der ersten Strophe sich ein. Es ist Mai, die Blumen blühen, er geht sie zu pflücken auf die Wiese. Da hört er eine süße Stimme neben einem grünen Busche in der Nähe einer Abtei. Nach dieser kurzen Einleitung kommt nun gleich die Klage der Nonne, beginnend mit dem jede Strophe beschließenden Refrain:

Süßes Liebesleid trag' ich tief im Herzen;
Der mich steckt in's Kloster, gebe Gott ihm Schmerzen.

Und dann fährt sie in gleichem Tone fort:

Wer mich Nonn' hieß werden, Unglück seinem Sterne!
Hora, Vesper singen mag ich gar nicht gerne;
Nach dem freien Leben sehn' ich mich zur Ferne.
Ach! wie wär' es schön und voll Lust und Scherzen.
Süßes Liebesleid trag' ich tief im Herzen;
Der mich steckt' in's Kloster, gebe Gott ihm Schmerzen.

Sie beschließt, ihrem Geliebten zu entbieten, daß er sie aus der Abtei holen komme. „Dann wollen wir nach Paris gehen und ein frohes Leben führen, denn er ist hübsch und ich bin jung.“ Das Lied schließt demgemäß mit der Strophe:

Als ihr Trauter nun dieses Wort vernommen,
Ist in Freud' und Lust ihm das Herz entglommen,
An die Pfort' ist er der Abtei gekommen,
Führt sein holdes Lieb fort zu Lust und Scherzen.
Süßes Liebesleid trag' ich tief im Herzen;
Der mich steckt' in's Kloster, gebe Gott ihm Schmerzen!

Das Thema der unglücklich oder wider ihren Willen verheiratheten Frau, die in der Liebe eines Freundes Trost sucht, spielt auch hier eine Hauptrolle. Der Ton ist freilich hier ein viel leichtfertigerer als in den volksthümlichen Romanzen, in denen eine gewisse Tragik als Grundzug sich

bemerklich macht. Hier tritt vielmehr der kecke Trotz der jungen Frau als charakteristisch hervor. Eines dieser Lieder will ich als Probe mittheilen; es hat den Refrain:

Warum schlägt mich denn mein Mann?
  Ich Arme!

und besteht aus folgenden drei Strophen:

Ich that ihm doch keinen Tort,
Sprach zu ihm kein böses Wort,
Nur den Liebsten hielt ich dort
  Im Arme!
Warum schlägt mich denn mein Mann?
  Ich Arme!

Aber läßt er mich nicht ruhn,
Hemmt mein frohes Leben — nun!
Dann erst recht will ich's ihm thun
  Zum Harme!
Warum schlägt mich denn mein Mann?
  Ich Arme!

Was ich thue, das weiß ich;
So räch' ich am besten mich,
Komm, mein Liebster, daß ich dich
  Umarme!
Warum schlägt mich denn mein Mann?
  Ich Arme!

Von einem andern derartigen Liedchen scheint nur der Anfang erhalten zu sein; es hat den Refrain:

Ja! meinem Mann zum Trotze will ich's sagen:
Mein süßes Lieb hält mich in seinem Arm!

Die einzige uns aufbewahrte Strophe lautet:

Ich sagt', als er die Eh' mir angetragen,
Schlüg' er mich, oder fühlt' ich Mißbehagen,
Es brächt' ihm selbst am meisten Leid und Harm.
  Ja! meinem Mann zum Trotze will ich's sagen:
  Mein süßes Lieb hält mich in seinem Arm.

Daß die Frau von ihrem Manne geschlagen wird, ist ein Zug, den wir schon in den epischen Volksliedern kennen gelernt haben. Und dort sind es ritterliche Verhältnisse, die geschildert werden sollen; wie viel mehr wird in den bürgerlichen Kreisen der Mann seiner Frau das „Er soll dein Herr sein" eindringlich zu machen gewußt haben.

Heirath ungleichen Standes, ebenfalls ein altepisches Motiv, begegnet auch hier. So in folgendem, offenbar zur Verhöhnung eines bäuerlichen Ehemannes gedichteteten Liede, mit dem Refrain:

Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Das Lied selbst wird der Frau in den Mund gelegt und lautet:

Wenn auf den Markt der Bauer geht,
Auf Handel nicht der Sinn ihm steht;
Nur daß er seiner Frau nachspäht,
Daß sie entführe Keiner.
Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Ach! Bauer, tritt du nur beiseit,
Denn schon dein Athem macht mir Leid;
Ich weiß gewiß, bald kommt die Zeit,
Wo ich und du uns scheiden.
Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer mich wird davon heilen?

Du Bauer, glaubst wohl sicherlich,
Schönheit und Reichthum sei für Dich?
Der Strick für dich, mein Lieb für mich,
So laß uns Beide theilen.
Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Die uns erhaltenen volksthümlichen Lieder des 12. und 13. Jahrhunderts stellen nur einen kleinen Bruchtheil des Liederschatzes dar, den das französische sang- und lebenslustige Volk jener Tage besessen hat. Eine Perspective auf die größere uns verloren gegangene Fülle eröffnen uns die zahlreichen Refrains, die wir von kunstmäßigen Dichtern in ihren Liedern verwendet finden. Schon eines der erwähnten Liedchen, das von den drei Schwestern, ist seinem Charakter nach nichts als eine Zusammenfügung von drei Liederrefrains, von denen je einer den Schwestern als Ausdruck ihrer Empfindungen in den Mund gelegt wird. Diese Refrains sind offenbar alle zu solchen volksthümlichen Liedern gehörig, deren Texte selbst uns verloren gegangen, während die Refrains durch die Verwendung bei andern Dichtern vor dem Untergange bewahrt geblieben sind.

Eine Dichtungsgattung ist es besonders, in der sie mit Vorliebe verwendet werden: die Pastourelle, die das Liebesverhältniß zwischen einem Ritter und einem Bauernmädchen oder einer Hirtin schildert. In den ritterlichen Kreisen entstanden und zur Kurzweil derselben gedichtet, haben die Pastourellen doch, eben weil der Stand, den sie schildern, in das eigentliche Volksleben hineingreift, etwas von volksthümlichem Charakter. Aber nicht in ihnen allein finden wir den Refrain des Volksliedes gebraucht, sondern auch im kunstmäßigen Liebesliede; ferner in erzählenden und spruchartigen Gedichten. So groß war die Lust am Singen, daß man in Gedichte, die gar nicht zum Gesange bestimmt waren, doch diese muntern Liederklänge einzumischen liebte. Und daß wir es hier mit Fragmenten wirklicher Volkslieder zu thun haben, ergiebt sich aus einer bestimmten Thatsache. Derselbe Refrain wird von den verschiedensten Dichtern in ganz verschiedenen Gegenden und zu ganz verschiedenen Zeiten verwendet. Es giebt wohl 500 und mehr solcher Refrains. Da sie, wie wir an dem Beispiel der Volksromanzen

gesehen haben, sehr häufig den Grundton des ganzen Liedes angeben, i: sind sie für die Beurtheilung des Charakters des altfranzösischen Volksliedes, auch wo die Texte selber verloren gegangen sind, von Wichtigkeit.

Darum sei es gestattet, eine kleine charakterisirende Auswahl zu liefern, um die in ihnen enthaltenen Motive darzulegen.

Schon an das junge Mädchenherz tönt lockend der Ruf zur Liebe in dem Refrain:

Ertrag' der Liebe süßes Leid,
Schon manche jüng're hat's ertragen.

Und an das gesammte weibliche Geschlecht:

Ihr Frauen, liebt, die Zeit entschwindet:
Nicht Lust kennt, wer nicht Lieb' empfindet.

Und so spricht denn das Herz gar bald sein Liebesbedürfniß aus:

Dem Herzen fühl' ich's an,
Daß es ohne Liebe
Nicht lange leben kann.

Nur Liebe verleiht dem Leben Reiz:

Ja! was auch die Leute reden,
Ohne Liebe ist kein Leben.

Den Entschluß zu lieben, kann nichts wankend machen:

Was man sagen mag, ich liebe: das steht fest.

Kein Verbot und Gerede macht darin irre:

Wenn ihr die Liebe mir verwehrt,
Beim Himmel, dennoch lieb' ich ihn.

oder in folgendem:

Hier hat Liebe mich gefangen,
Süßes Lieb, und festgebannt,
Hier hat Liebe mich gefangen,
Wo ich halte meine Hand.

oder noch eines:

Bei meiner Seele,
Der Liebe Leid kenn' ich durch Dich;
Nun wüßt' ich gern, ob Lieb' um mich
Auch Dich wohl quäle?

endlich folgendes:

Ohn' Herz bin ich, das hat mein Liebchen,
Ohn' Herz bin ich, sie hat nun zwei.

In anderen Refrains spricht sich gleich einfach der Liebe Klage aus. Da sagt die Liebende:

Daß ich mich betrogen seh'
Von dem Liebsten, thut mir weh.

Ein anderer lautet:

Schläfst Du, Liebe, denn?
Antwort doch mir gieb!
Ich bin blond und schön,
Und hab' ach! kein Lieb!

Aehnlich klagt der Liebende:

Blondes Liebchen, klug und fein,
Lachend rothes Mündelein,
Dein Aug' hat mich verrathen.

oder ein anderes:

Ich kann nicht leben ohne Dich:
Wie kannst Du leben ohne mich?

Andere reden von heimlicher Liebe:

Ihren Namen nenn' ich nimmer,
Die ich lieben muß für immer.

Andere von Scheiden und Meiden: auch Trennung und Entfernung schadet der Liebe nicht:

Ich bin, wie selten ich sie sah,
Den Augen fern, dem Herzen nah.

Aber daneben macht sich doch auch das leichte französische Blut geltend. Die Verlassene tröstet sich bald:

Hat mein Lieb mich preisgegeben,
Geht es doch nicht gleich an's Leben.

Das in den Volksromanzen so häufige Motiv unglücklicher Ehe begegnet auch hier oft genug. Das Mädchen fürchtet daher, einen Mann zu nehmen:

Will lieber Mädchen bleiben dann,
Als nehmen einen bösen Mann.

oder:

Ein Blumenkranz ist lieber mir,
Als eine schlimme Ehe.

Die Verheirathete klagt, denn sie hat einen Mann, den sie nicht liebt.

Je mehr mein Mann aus Eifersucht mich schlägt,
Je mehr auf Liebe stehn mir die Gedanken.

Ein anderer:

Hat ein Weib 'nen bösen Mann,
Wer tadelt's dann,
Sucht sie zum Ersatz
Sich einen Schatz.

oder ähnlich:

Ich bin schlimm dran mit meinem Mann,
Drum schaff' ich einen Freund mir an.

Da ist es wohl begreiflich, wenn auch seinerseits der Ehemann klagt:

Wer da freit, ade! Fröhlichkeit!

oder:

Ach Gott, zu früh hab' ich gefreit,
Daß ich es that, war nicht gescheit.

Man wird unschwer die Charakterähnlichkeit dieser Refrains und der wenigen uns erhaltenen älteren Volkslieder erotischen Inhalts, und andrerseits die Verschiedenheit beider von den alten Volksromanzen herausfühlen. Zwar die Motive bleiben im wesentlichen die gleichen. Allein so sehr auch in den Romanzen schrankenlose Leidenschaft maßgebend ist, so ist ihre Darstellung doch durchaus rein, keusch und naiv, frei von aller Frivolität, darum ernst, oft tragisch wirkend. In diesen Refrains waltet ein anderer Geist: es ist der einer bürgerlichen Gesellschaft, die durch die Berührung mit einem verfeinerten, innerlich frivolen Ritterleben sich selbst von Frivolität nicht mehr frei gehalten hat. Dennoch ist auch hier noch etwas kindlich unbefangenes,

das uns mit der etwas bedenklichen Sinnenrichtung einigermaßen versöhnt. Der Zauber der leichten graziösen Formen, in welche diese Refrains gekleidet sind, und zu denen die nicht minder anmuthigen Melodien sich oft erhalten haben, schmeichelt sich in unser Ohr ein und läßt uns den Inhalt vergessen.

Immerhin sind diese Lieder und Liederfragmente für das leichtlebige, sinnlich erregbare Frankreich des Mittelalters sehr charakteristisch. Um sich die Verschiedenheit eines deutschen und französischen Volksliedes jener Zeiten klar zu machen, brauchen wir nur dasselbe Motiv zu nehmen: das von der Nonne. Ich habe das reizende altfranzösische Lied oben seinem Inhalte nach und ein paar Strophen in Uebersetzung mitgetheilt. Ich will als Pendant die erste Strophe eines altdeutschen Nonnenliedes geben:

O weh meiner jungen Tage,
Meiner sehnsuchtsvollen Klage,
Daß man mich will in ein Kloster zwingen;
Wo ich ach! ja nimmer seh'
Blumen, Laub und grünen Klee,
Und nicht höre kleine Vöglein singen.
Das ist ein' Noth, mein Freud' ist todt,
Daß man mich will scheiden
Von den lieben Freunden mein,
So sterb' ich in dem Leide.

Auch in den folgenden Strophen gilt ihre Klage nur dem, daß sie kein Kränzlein mehr tragen und nicht mehr beim Tanze fröhlich mit springen soll. Doch will ich nicht verschweigen, daß es auch deutsche Nonnenlieder aus jüngerer Zeit gibt, die ihrem Stil nach sich mehr dem französischen nähern.

Wie in Deutschland die eigentliche Blüthezeit des Volksgesanges das letzte Jahrhundert des Mittelalters und das erste der Neuzeit ist, so ist es auch in Frankreich der Fall. Die Liedersammlungen des 16. und des angehenden 17. Jahrhunderts enthalten nicht wenige Lieder, die als echte Volkslieder zu bezeichnen sind: aus dem Nachlasse von M. Haupt ist eine reizende Sammlung veröffentlicht worden, die zum Theil aus solchen älteren Quellen, zum Theil aus Sammlungen noch heut gesungener Volkslieder entnommen sind. Dazu ist ganz neuerdings eine handschriftliche Quelle des 17. Jahrhunderts gekommen, welche gegen 30 ganz unbekannte Volkslieder jener Zeit enthält. Ich habe mit Rücksicht auf die Fülle des Stoffes mich auf die Lieder des 12. und 13. Jahrhunderts beschränkt, und will als Probe der jüngeren Zeit nur ein reizendes Liedchen geben, welches Trennung und Wiedervereinigung zweier Liebenden schildert:

Fern aus fremdem Land kor den Liebsten ich,
Meine Liebe haben wird er sicherlich;
Wird er haben — nein! Denn er hat sie schon;
Mancher hofft darauf, dem wird nie ihr Lohn.
Seine Zeit verliert und es übt Verrath,
Wer sich stellt, als ob er Lieb' im Herzen hat.

Fortgegangen ist mein getreues Lieb,
Nahm mein Ringlein mit, als er von mir schied,
Meinen Ring und mein silbern Rüthelein,
Und all' meine Liebe, die verschlossen drein.
Seine Zeit verliert und es übt Verrath,
Wer sich stellt, als ob er Lieb' im Herzen hat.

Wieder kommen ist mein getreues Lieb,
Und mein Ringelein bracht' er wieder mit,
Meinen Ring und mein silbern Rüthelein,
Und all' meine Liebe die verschlossen drein.
Seine Zeit verliert und es übt Verrath,
Wer sich stellt, als ob er Lieb' im Herzen hat.

Es wäre nicht schwer, allen den aus französischen Liedern entnommenen Zügen entsprechende aus deutschen Volksliedern gegenüberzustellen, wie ich es beispielsweise an dem Nonnenliede gezeigt habe. Auch im deutschen Volksliede des 15. und 16. Jahrhunderts finden wir dieselbe Schalkhaftigkeit, ja Ausgelassenheit wieder; dieselbe Naivetät, die sich nicht davor scheut, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen und die prüden Gemüthern anstößig erscheinen mag. Die ernsteren Klänge, die im französischen Volksliede in der Minderheit sind, gegenüber den heiteren, haben im deutschen Volksliede eine ungleich größere Bedeutung. Der melancholische, oft tief traurige Grundton unserer Volksballaden (ich erinnere beispielsweise an das Lied von den zwei Königskindern) klingt nur selten aus den französischen heraus. Auch das Schwermüthige, Weiche unserer lyrischen Volkslieder mit seiner innigen treuherzigen Liebesempfindung ist nicht häufig in französischen zu treffen. Im Ganzen ist unser deutsches Volkslied doch wohl gemüthreicher. Der stille Zug zur Trauer, der Texten und Melodien unserer Lieder eigen ist, spricht inniger zum Herzen. Doch hat das französische Volkslied andere Reize, vor allen den einer graziöseren Form; und die Schalkhaftigkeit, auch wo sie die bedenklichsten Dinge streift, beleidigt doch nie, während in deutschen Liedern manchmal bei ähnlichen Stoffen und Gegenständen die Darstellung plump und gemein wird. Eigentlich frivol ist auch das französische Lied nicht, und das unterscheidet es seinem Grundcharakter nach durchaus von den Producten des Café-chantant, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat. Der Athem gesunder Natur weht uns aus diesen lieblichen Blüthen des Volksgeistes an, die, mit reinem, unbefangenem Sinn genossen, das Herz erfrischen und erfreuen. Sie schildern das Leben nicht idealisirt, sondern wie es ist und oft in derbem Realismus, der menschlichen Schwächen nicht schonend. Aber wie sie uns ein frohes Lächeln abgewinnen durch die plastische Wahrheit ihrer Gestalten und Gebilde, so klingt das Volkslied in gleicher Weise auch die tiefsten Saiten unseres Herzens an, wenn es hineingreift in die Menschenseele, und Glück und Leid, Lust und Schmerz des liebenden Herzens singt in stimmungsvollen Tönen, die ergreifender wirken als das schönste Lied des Kunstdichters, gleich dem kunstlosen Liede der Nachtigall, das in lauer Sommernacht mit seinen einfachen Klängen tief zum Herzen dringt und lange in unserer Seele nachzittert.

Johannes Brahms.

Von

H. Ehrlich.

— Berlin. —

Das Jahr 1853 war ein für die neuere Musikgeschichte höchst bedeutsames. Im Herbste kam auf dem Karlsruher Musikfeste unter Liszts Leitung ein großer Theil von Wagners „Lohengrin" zur Aufführung, vor einem verschiedensten Ständen und Parteien angehörenden Publikum, und von jener Zeit an ward die „Wagnerfrage" aus den Musikerkreisen weit hinaus verbreitet in die anderen. Drei Monate vorher hatte ein 19jähriger Künstler den ersten Schritt in die Laufbahn gethan, auf welcher er zu sehr hohen und wohlverdienten Ehren gelangen sollte: Johannes Brahms. Ihm ist das schon von Goethe gepriesene Geschick zu Theil geworden, daß er seine Anlagen und Kräfte harmonisch, ohne Widerstand von außen, entwickeln konnte, daß Mensch und Künstler in ihm gleichen Schritt halten konnte; ihm ist diese Studie gewidmet.

Ausführliche Angaben der einzelnen Lebensereignisse sind für unseren Zweck weniger wichtig, wir behalten mehr die künstlerischen Wendepunkte im Auge. Doch um dem „Historischen" zu genügen, sei hier bemerkt, daß Johannes Brahms am 7. Mai 1833 in Altona-Hamburg geboren ist, daß sein Vater Musiker war, daß der Knabe schon frühe bedeutendste Anlagen gezeigt hat und von tüchtigen Lehrern unterrichtet worden ist. Ohne die mindeste Gewähr für die Wahrheit der Behauptung zu übernehmen, wollen wir hier anführen, daß manche mit Hamburger Verhältnissen bekannte Personen uns erzählt haben, Brahms' Vater sei öfters sehr heftig gewesen, heitere Jugend habe der Knabe nicht verlebt, und die verdüsterte Stimmung in manchen Compositionen sei hieraus zu erklären.

Im Frühjahr 1853 kam ein ungarischer Geiger Reményi (wenn wir

nicht irren aus Amerika) nach Hamburg, lernte Brahms kennen; die Beiden zogen auf Kunstreisen aus, und kamen im Juni nach Göttingen. Dort war Joachim anwesend, der als Hospitant die Collegien von Waitz und Ritter besuchte, um Geschichte und Logik kennen zu lernen. Mächtig ergriff ihn die Erscheinung des jungen Künstlers und er schrieb an einen anderen Künstler, mit dem er damals noch viel verkehrte: „Brahms ist ein ganz ausnahmsweises Compositionstalent und eine Natur, wie sie nur in der verborgensten Zurückgezogenheit sich in vollster Reine entwickeln konnte; rein wie Demant, weich wie Schnee" u. s. w. Und wenige Tage später: „In seinem Spiele ist ganz das intensive Feuer, jene, ich möchte sagen, fatalistische Energie und Präcision des Rhythmus, welche den Künstler prophezeien, und seine Compositionen zeigen schon jetzt so viel fertig Bedeutendes, wie ich es bis jetzt noch bei keinem Kunstjünger seines Alters getroffen" u. s. w. Damals hatte Brahms die Sonate op. 1, die Lieder op. 3, und das Scherzo op. 4 componirt, die beiden letztgenannten Jugendwerke gehören noch jetzt zu seinen bedeutendsten. Bezeichnend ist es, daß seine Manuscripte den Namen Johannes Kreisler junior trugen, in Erinnerung an E. T. A. Hoffmanns „Capellmeister Johannes Kreisler" und Schumanns „Kreisleriana". Unser Künstler kam mit Reményi nach Hannover, von Joachim empfohlen. Durch einen besonderen Zwischenfall ward die Weiterreise der Beiden, anstatt nach Mitteldeutschland, wie ursprünglich beabsichtigt, nach Weimar gelenkt, wo damals Liszt noch in voller Thätigkeit wirkte, als Haupt und maßgebender Leiter der musikalischen Fortschrittspartei. In Weimar fühlte sich Reményi so recht in seinem Elemente und gefiel auch sehr, Brahms dagegen mochte weniger behagliche Stimmung fühlen und erzeugen. Bald ging er wieder zu Joachim, und nach einiger Zeit zu Schumann, der in Düsseldorf als Musik-Director lebte. In dem herrlichen Meister, dessen edler Geist so bald von dem schrecklichen Loose der Umnachtung heimgesucht ward, flammten die schönsten Kunsthoffnungen auf, als er den Jüngling, dessen Erscheinung einen idealen Zauber übte, vor sich treten sah. Brahms war damals schmächtig, sein zartes, blasses, von blonden Locken umrahmtes Gesicht zeigte einen so schwärmerischen, dabei doch gesunden, von aller Ziererei und von Einstudirtem fernen Ausdruck, daß Jeder, in dem Geistverständniß lebte, sich von ihm angezogen fühlen mußte. Wie Schumann von den Compositionen und dem Spiele des jungen Mannes bezaubert und begeistert war, dessen gab jener Artikel Zeugniß, den er nach „zehnjährigem Stillschweigen" in der von ihm gegründeten, damals von Brendel geleiteten „Neuen Zeitschrift für Musik" veröffentlichte mit dem Titel „Neue Bahnen", und worin er Johannes Brahms als den von ihm Geahnten, sehnsüchtig Erwarteten bezeichnete, „der den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen berufen war, der uns die Meisterschaft nicht in stufenweiser Entfaltung brächte, sondern wie Minerva gleich vollkommen gepanzert aus dem Haupte Kronions spränge".

Von der Wirkung jenes Artikels kann die neue Generation einen Begriff nicht bilden. Die seither eingetretenen Umwälzungen in allen Verhältnissen haben andere Anschauungsweisen erzeugt. Unsere schnelllebige Zeit fährt mit Dampf nicht blos auf Eisenbahnen. Was heute gewirkt hat, in acht Tagen ist es überholt. Die Gemüther verlangen immer neue Aufregung. Nur in manchen Kunstregionen ist noch etwas Sinn geblieben für das Bleibende, für das in ewigem Wechsel ewig Unveränderliche — wir werden auf diesen Punkt noch zurückkommen.

Schumanns Artikel fand einen Wiederhall in ganz Deutschland; mit großer Spannung sah man in Leipzig dem Erscheinen von Brahms entgegen. Und Leipzig war damals noch die Stadt, deren Urtheil in musikalischen Dingen als das entscheidendste galt.

Im Jahre 1854, wenn wir nicht sehr irren zuerst in einem Gewandhaus-Concert, dann in einem Quartett-Abende von David und Genossen zeigte sich Brahms dem Leipziger Publikum. Sein ganzes Wesen gewann ihm sofort viele Sympathien; aber unbedingte künstlerische Anerkennung ward ihm vom Publikum nur nach dem Vortrage seines genialen Scherzo (op. 4), und in der Presse nur von den Organen der sogenannten Zukunftsmusiker. Zu diesen ward auch Brahms damals gerechnet; in einem Artikel von O. Jahn über Lohengrin (in den „Grenzboten") ist Brahms neben Berlioz und Richard Wagner genannt, die der edle Mozart-Biograph bekanntlich leidenschaftlich bekämpfte. Nichtsdestoweniger erlangte das Auftreten Brahms' in Leipzig den großen Erfolg, daß mehrere bedeutende Verlegerfirmen seine Werke erwarben und veröffentlichten, daß also der Theil des deutschen musikalischen Publikums, welcher sich für den von Schumann so feurig gepriesenen jungen Künstler interessirte, nunmehr dessen Compositionen kennen lernte. Nur Wenige waren damals so unbedingt für Brahms eingenommen wie Joachim, Schumann und einige Zukunftsmusiker; und wenn wir nicht sehr irren, war Dr. Schubring (Sohn) in Dessau, der unter dem Pseudonym „D A S" für die „Allgem. Musikal. Zeitung" schrieb, auch die neuen Ausgaben mancher Schumann'scher Werke besorgte, der Erste, der entschieden für Brahms eintrat. Nach dem Erscheinen der Magellonen-Lieder und des Deutschen Requiems trat auch der Verfasser dieser Studie in die Reihe der Bewunderer.

Mit dem Auftreten von Brahms in Leipzig waren so zu sagen dessen Lehrjahre beendet und es begannen die Wander- und Wandlungsjahre. Er reiste viel hin und her, verweilte eine Zeit lang in Detmold als fürstlicher Musikdirector, kam oft noch Köln, ging in die Schweiz zu seinen Freunden, dem Verleger Rieter-Biedermann und dem Componisten Kirchner, und nahm 1862 dauernden Aufenthalt in Wien. 1863—64 dirigirte er die Singakademie daselbst, 1872—75 die philharmonischen Concerte; dann entschloß er sich, nurmehr seinen Arbeiten zu leben, ohne irgend welche anderen Nebenzwecke. Inzwischen jedoch unternahm er öfters Reisen (1868 war er mit Stockhausen zum ersten Male in Berlin); damals wie jetzt kehrte er nach

jedem Ausfluge schnell nach der alten Donaustadt zurück, wo er sich wohl sehr heimisch fühlt. Die Wiener betrachten ihn ja als einen der Ihren, und Eduard Hanslick, der Gründer der neuen Musikästhetik, Universitätsprofessor und einflußreichster Kritiker, war von jeher sein feurigster Vorkämpfer. Und wie Brahms vor einigen Jahren unwillkürlich Manches von der Wiener Musik in sich aufgenommen hatte, so auch sind in seinen norddeutschen Dialekt wienerische Tonfälle eingeschlichen. Er schafft immer rüstig fort und vorwärts, seine letzten Werke, Nänie (op 82), und das zweite Clavierconcert (op. 83) zeugen von voller Kraft im Aufschwunge.

Wenn wir nun von der Bedeutung des Componisten für die Kunstgeschichte sprechen, müssen wir von einer Einzelprüfung seiner Werke absehen. Eine solche ist unserer Ueberzeugung nach nur in einem Musikfachblatte möglich und ersprießlich, mit Notenbeispielen, mit Angaben der Hauptmotive, mit genauer Besprechung der Durchführungen, mit Vergleichen und mit Hinweisen auf die Formen, welche deren genaues Verständniß beim Leser voraussetzen. Wir wollen mit diesen Andeutungen keiner anderen Art der Besprechung abweisend gegenüber treten, sondern nur für uns feststellen, daß der ästhetischen und kunsthistorischen Seite der Erscheinung unser Hauptaugenmerk gewidmet ist.

Der Streit zwischen klassischen und romantischen Kunstgrundsätzen wird so lange dauern, als Kunstwerke erzeugt werden. Daß der Geist gewissen Form-Gesetzen gehorchen soll, die Idee nur in schöner Form erscheinen darf; daß nur dem Schönen ein wirkliches Recht innewohnt, das Häßliche nur als Gegensatz zur Geltung kommen darf; daß die Nichtbefolgung dieser Gesetze zur Zügellosigkeit der Phantasie, zur Auflösung der Form, zum Verderben der Kunst führen muß: das wird auf einer Seite immer und fest behauptet. Anderseits aber hört man ebenso fest und unwandelbar die Aussprüche verkünden: der Geist müsse sich frei bewegen in allen Regionen, alles Existirende in die Kunst aufnehmen; häßlich und schön sind relative Begriffe, die Formen conventionelle Zufälligkeiten, durch Gewohnheit sanctionirt; der wahre freie Geist giebt sich selbst die richtigen Regeln und Gesetze; ohne freien Flug der Phantasie sind große Kunstwerke nicht denkbar; das Wahre muß in der Kunst darzustellen sein, wie es im Leben gesagt wird; was durch Gewohnheit entsteht, muß durch andere Gewohnheiten ersetzt werden können; sonst muß jede wahre Empfindung unterdrückt werden, wenn deren Darstellung irgend welcher hergebrachten Form widerspricht. — In der Musik wird dieser Principienstreit noch viel heftiger und erbitterter geführt, weil der Gedanke und die Form nicht zu trennen sind. Der Grundsatz, daß die Musik an das Wort zu binden, sie ihm einigermaßen unterzuordnen sei, ist auf klassischer wie auf romantischer Seite ausgesprochen worden, von Gervinus, dem die Instrumentalmusik als „Spielmusik" galt, und von Richard Wagner, der für die Musik die Ausdrucksfähigkeit aller Gefühle beansprucht, wenn sie sich mit der Dichtkunst

vereinigt. Aber dagegen ist wieder vielfach behauptet worden, daß nur ... die Instrumentalmusik reine Musik sei, weil nur hier die Tonkunst allein und durch sich selbst wirke, ohne jede Beihilfe einer andern, die eigentlich ebenso gut ein Hemmniß sein kann. Daß in den Wagner'schen Opern die musikalischen Grenzen weit überschritten sind, trotz aller „Unterordnung", ist ebenso wenig zu leugnen, als daß diese kolossalen Erscheinungen mit ein paar klassischen Phrasen durchaus nicht aus der Kunstgeschichte herauszubringen sind. Was ist denn eigentlich klassisch in der Musik, was romantisch? Vielleicht könnte man sagen: die Romantik unterscheidet sich von den klassischen Werken dadurch, daß in diesen die Einbildungskraft und die Bildungskraft, die Erfindung und die Ausführung gleichen Schritt halten, während in größeren Werken der Romantik mehr Ideen als Styl, mehr glückliche Einfälle, als kräftige Durchführung der Gedanken, mehr ein Auf- und Abwogen der Empfindungen, als ein Festhalten der Stimmungen sich kundgiebt. Das könnte Alles noch viel schöner gesagt werden, als wir es vermögen, aber damit wird noch kein Ton erzeugt, nicht das kleinste Blümchen aus der Erde gelockt — wir wollen das kräftiger bezeichnende Sprichwort nicht anwenden.

Aus solchem Labyrinthe der Redensarten kann uns nur die Hand der Erfahrung, das Studium der Meisterwerke, die Erkenntniß dessen, was in ihnen nachhaltig wirkt, führen. Und aus dieser Erkenntniß lassen sich die Kunstgesetze herleiten und einigermaßen feststellen. Allerdings wird noch bei jeder Kunstwirkung Etwas bleiben, das sich nicht herleiten und nicht feststellen läßt. Was unser Gemüth bewegt, was in die Seele dringt, warum es so und nicht anders wirkt, darüber vermag kein Psychologe Auskunft zu geben. Wir kennen alle Vorbedingungen des Lebens, aber das Wesen selbst bleibt ewig verborgen. Die Wirkung der Musik entsteht aus einem nicht zu analysirenden Gemische von Melodie, Harmonik, Rhythmus, Steigerungen der Gegensätze. Bald wirkt eine Reihe von Tönen sinnlich angenehm auf unser Ohr und fast willenlos überlassen wir uns dem Eindrucke dieser angenehmen Reihenfolge von Tönen, die wir Melodie nennen; bald sind es wieder Zusammenklänge mehrerer Töne, Accorde, Harmonieen, die unsern Geist erfüllen, ihm hohe Befriedigung bereiten; bald sind es wieder nur die eigenthümlichen Bewegungen der Tonfolgen, die Rhythmen, die ohne andere Mitwirkung einen besondern Zauber ausüben; dann sind es wieder Tonfärbungen, welche uns aufregen. Dann kommen thematische Durchführungen: derselbe musikalische Gedanke erscheint in den verschiedenartigsten Stärkegraden und Stimmungsverhältnissen und Formen, bald schwach oder stark, bald dur oder moll, bald oben oder unten, dann im Wechsel der Stimmen, bald ertönen gar mehrere Themata zu gleicher Zeit und wühlen all' unser Empfinden auf, wie in Beethoven'schen Symphonien. So finden wir denn, wie in der Musik eine Masse von Urkräften walten, mannigfaltigster Art, aber alle rein musikalischer Natur ohne andere Beimischung. Und so finden wir dann die Analogien, indem wir von erhabener, großartiger, leidenschaftlicher, beruhigender.

ausdrucksvoller, empfindungsreicher, lebhafter, trauriger, angenehmer, pikanter Musik sprechen und jeder Gattung ihr gebührendes Recht zukommen lassen. Diese Art der Beurtheilung ist allerdings die „eklektische", die von vielen Moralisten verabscheut wird, am meisten von den Musikgelehrten, welche die Welt im Schlafrocke vom Fenster ihrer Studirstube aus beurtheilen, und von jenen Musikern, bei welchen die tugendhaften Absichten das Können ersetzen müssen. Wir aber bekennen uns offen zu dieser perhorrescirten Anschauung, eingedenk der Aussprüche einiger Leute, die etwas von der Sache verstanden haben und denen selbst die Hauptmoralisten hochkünstlerisches Wirken nicht bestreiten können: Lessing, Jean Paul, Goethe. Der Erste sagt: „Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen hat, aber er ist oft desto parteiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen oder Entzücken erwartet, als sie gewähren kann." In Jean Pauls Vorschule der Aesthetik findet sich das vortreffliche Wort: „Aesthetische Eklektiker sind in dem Grade gute, in welchem philosophische schlecht sind." Und Goethe sprach den vollwichtigen Satz: „In New-York sind neunzig verschiedene christliche Confessionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter an einander irre zu werden. — In jeder Forschung müssen wir es so weit bringen; denn was will das heißen, daß Jeder von Liberalität spricht und den Andern hindern will, in seiner Art zu denken und sich auszusprechen?" — Und so gehen wir denn mit gutem eklektisch-ästhetischem Gewissen an die Beurtheilung der Geisteswerke Eines, der den höchsten Anforderungen wohl Genüge leistet.

Wir finden in Brahms jene „Urkräfte" in hohem Grade walten. Schon in den ersten Werken zeigt sich hervorragende Begabung für eigenthümliche und kräftige Rhythmik, für charakteristische harmonische Wendungen. Die ersten Sonaten, besonders das op. 5, das Scherzo op. 4, und die Ballade op. 10 geben reiches Zeugniß für diese Begabung, und obwohl nicht zu leugnen ist, daß diese ersten Compositionen in Schumann'scher Richtung schreiten, so können sie doch durchaus nicht als Nachahmung bezeichnet werden. Vielmehr ist die Selbstständigkeit der Form zu bewundern, die schon in op. 5 zu Tage tritt. Ebenso bekundete sich gleich in den ersten Liedern Brahms', op. 3 und 6, ein hochbedeutendes Talent für charakteristische Melodien, wie sie nur aus dem ungetrübten Born der Erfindung hervorquellen.

Unmittelbar vor und in der ersten Zeit des Wiener Aufenthaltes wirkten im gährenden Geiste des Künstlers zwei entgegengesetzte Elemente, Wienerisch-Schubertisch-Gemüthliches und Norddeutsches-Grübelndes-Verdüstertes. Jene eigenthümlichen Wendungen der österreichischen Weisen, wie sie aus Schuberts Instrumentalwerke so oft wiederklingen, und aus ihm wieder zurückwirkten auf das ganze Wienerische Walzer- und Liederwesen, ließen auch Brahms nicht unberührt. In schönster Weise geklärt fanden sie sich in seinen vierhändigen Walzern und in den vierstimmigen

Liebesliedern, auch in manchen einzelnen Liedern. Merkwürdig erscheint es, wie schon im ersten ganz herrlichen Sextett (B-dur), op. 18, das entschieden vor der Wiener Zeit entstanden ist, der Schubert'sche Einfluß verklärt sich zeigt. Die so liebenswürdigen Pizzicato-Schlußtakte des ersten Satzes sind der veredelte Schubert-Ländler, das entzückende Thema des letzten Satzes ist ganz und dabei sehr vornehm Wienerisch. Als Brahms einige Zeit in der alten Kaiserstadt gelebt hatte, ward er auch von den ungarischen Weisen, deren bald tief düsteren, oder leidenschaftlich bewegten, oder ausgelassen lustigen Melodien, und so eigenthümlichen, nirgends anders wiederzufindenden Rhythmen angeregt. Sind diese doch in manchen Beethoven'schen und Schubert'schen Themen wiederzufinden; die Mittelsätze in den Finalen der Eroica und der siebenten Symphonie, das Schlußthema der F-moll-Sonate (fälschlich „appassionata" genannt), eine Masse Themen in Schuberts Streichquartetten und Symphonien sind ganz ungarisch; warum sollte nicht Brahms auch den kleidsamen Dolman umhängen, den Kalpak aufsetzen, hohe Stiefel anziehen, mit den Sporen klirren, — in alla Zingara, in dem Liede „Sieh das edle Bildniß" und im Finale seines prächtigen Violinconcertes? Die von ihm vierhändig gesetzten Ungarischen Tänze sind vortreffliche Uebertragungen. Wenn nur die zahllosen Nachahmungen einmal ein Ende nähmen!

Das zweite Element, das Grübeln und die Düsterkeit, von der wir gesprochen, bekundet sich in manchen Instrumentalwerken durch Abspringen von einem Gedanken zum andern, bevor der erste organisch entwickelt war, durch Anwenden besonderer harmonischer Formationen und Wendungen, Verschiebung der Rhythmen, Unterbrechung des Taktmaßes, Synkopiren, Gefallen am Herben, Unvermittelten und Verwirrung der Hauptthemen. Wir sagen Verwirrung, nicht Verworrenheit, diese ist ein Zeichen von Schwäche, jene ist mit Kraft im Uebermaß der Gedanken wohl vereinbar, wie bei Brahms. Wir können uns mit Einzelangaben nicht aufhalten, weil, wie schon einmal angedeutet, nur Notenbeispiele gründliche Darlegung bieten, — der Leser muß uns eben bonam fidem zuerkennen. Anderseits dürfen wir diese Eigenthümlichkeit des so hochbedeutenden Tondichters nicht verschweigen. So wie wir uns rühmten, zu den Ersten gehört zu haben, welche seinen Preis verkündeten, so wollen wir auch die Unabhängigkeit unseres Urtheils wahren und darauf hinweisen, daß wir jenes Grübeln immer als einen Uebergang zu Höherem bezeichnet haben. Und seine neuesten Compositionen haben uns ja vollkommen Recht gegeben!

Denjenigen aber, welche jedes Werk des Componisten aus der Periode 1874 bis 1880 durchaus als einen neuen Fortschritt betrachtet wissen wollen, möchten wir doch zu bedenken geben: Sind Beethovens Werke alle gleich hochstehend? Ist vielleicht „Die Schlacht bei Vittoria", „der glorreiche Augenblick", die „Fis-dur-Sonate" mit den andern Werken vergleichbar? Sind nicht selbst von den letzten sechs Quartetten die in Es-dur und F-dur (abgesehen von dem wunderbaren Adagio und dem originellen Scherzo des letzteren)

weniger mächtig in Anlage und Ausführung als die in Cis-moll und A-moll? Oder will Jemand die letzte B-dur-Quartett-Fuge mit der in C-dur vergleichen? Und warum soll Brahms nicht auch Manches geschrieben haben, das schwächer ist, als das erste Sextett, als das herrliche Trio für Clavier, Horn und Violine, die prächtige Sonate für Clavier und Violine, das Violinconcert, die Tragische Ouverture, die kleine Serenade, das zweite Clavierconcert, als seine Variationen, Magellonen-Lieder, sein Deutsches Requiem, sein Triumphlied, Schicksalslied, seine Nänie? Von diesen letztgenannten großen Chorwerken wollen wir sprechen, weil in ihnen des Künstlers Genialität, seine Formkraft und Eigenart am glänzendsten hervortritt. In ihnen wird auch der strengste Richter nichts von der Herbe, dem Gesuchten, Anempfundenen finden, das hier und da den Instrumentalwerken anhaftet. In jenen Werken hat Brahms Schumanns Prophezeiung erfüllt: er hat in der That „Neue Bahnen" geschaffen.

Das Deutsche Requiem ist nach unserer Ueberzeugung die bedeutendste religiöse Musik, die seit der großen Missa Beethovens geschaffen worden ist, und nur Kiels zweites Requiem kann mit ihm genannt werden. Melodik, Harmonik und die ganze Durchführung erzeugen und festigen die Stimmung, welche der Text angiebt, in einem ungemeinen Maße. Selbst Mendelssohns Oratorien haben in uns diese Wirkung nicht erzeugt. Wenn auch im Elias der Chor „Und der Herr ging vorüber", dem Höchsten aller Zeiten gleichzustellen ist, so läßt sich dagegen von manchen Arien behaupten, daß sie dem Vorwurfe des Textes nicht ganz entsprechen, der Eindruck des Ganzen ist kein durchaus einheitlicher, es bleibt Manches zurück, das wir nicht einzufügen vermögen in die religiöse Stimmung. Aber im Deutschen Requiem ist Nichts, das nicht zum Ganzen paßte; es ist ein Bau, bei dem die Prüfung der einzelnen Theile den Eindruck des Gesammten nur verstärkt. Die Melodie und deren Durchführung ist in manchen Nummern geradezu überwältigend, wie z. B. die Stelle: „Sieh ich sage Euch ein Geheimniß", der Eintritt des Gesanges: „Denn alles Fleisch ist wie Gras". Die Meisterschaft in der Behandlung der schwierigsten Form ist bewundernswerth, und nur Kiel (der nach unserer Ueberzeugung lange nicht genug gewürdigte) steht hier neben ihm. In der Harmonik aber und in den Tonfärbungen ist Alles Brahms' „Eigen". Auch das Triumphlied für achtstimmigen Chor giebt auf jeder Seite Zeugniß für die hohe Meisterschaft. Aber das Schicksalslied ist als ein gradezu einzig dastehendes Werk zu bezeichnen. Hier sind Stimmungen wiedergegeben, die bei erster Prüfung des Textes als der Musik fast unzugänglich erscheinen dürften. Das Preisen der „Himmlischen", die „schicksalslos wie der schlafende Säugling athmen", die Klage über das Geschick der leidenden Menschen, die „blindlings von einer Stunde zur anderen fallen, „wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen, jahrelang ins Ungewisse hinab", sind weniger Stimmungen, als Betrachtungen, wie sie dem Dichter wohl gelingen, dem

Musiker wenig Anregung der Ton-Phantasie bieten*). Und wie hat Brahms diesen Text aufgefaßt und componirt! Wir können, unserem Grundsatze getreu, hier nicht eine Beschreibung von Tonschönheiten versuchen und nur sagen, daß in den ersten Strophen eine wahre Pracht ganz eigenthümlicher, stimmungsvoller Klangwirkungen sich entfaltet, und daß die Steigerung von den Worten: „Uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhen," bis dann immer wieder und wieder die Klage verhallend tönt, „Ins Ungewisse", für uns zu den höchsten Schöpfungen der Tonkunst gehört. Auch die in neuester Zeit veröffentlichte „Nänie" auf Schillers Worte, die wir nur nach dem Clavierauszuge kennen und noch nicht gehört haben, giebt Zeugniß, wie Brahms auf seinen „Neuen Bahnen" immer weiter fortschreitet.

Ueberall ist er jetzt hochgeehrt, die Besten schaaren sich um ihn, verkünden seinen Ruhm; die Chorwerke sind so zu sagen geistiges Eigenthum der Nation geworden; den Instrumentalwerken hat der geniale Dirigent der Meininger Hofcapelle und Pianist Hans von Bülow weiteste Verbreitung erreicht, indem er an der Spitze seines Orchesters in vielen Städten „Brahms-Concerte", vortreffliche Aufführungen, veranstaltete und zu gleicher Zeit auch die meisten Clavierwerke des Meisters zu Gehör brachte.

Sollen wir nun unsere Meinung über die kunsthistorische Bedeutung Brahms' aussprechen, so müssen wir etwas weit zurückgreifen, zuerst nach allgemeinen Lebens- und Kunstanschauungen. Uns erscheint nur der Fortschritt in der Kunst als der wahre, weil unwandelbare, immer thatsächlich vorhandene, hier erfreut uns auch der kleinste, weil er sicher ist. Im Leben, d. h. in der Geschichte der Menschheit, dünkt uns auch der größte Fortschritt nicht der Opfer werth, die er gekostet. Was heute — 234 Jahre nach dem Westphälischen Frieden — Glaubensfreiheit, Duldung, Humanität genannt wird, erscheint uns als eine recht ärmliche Entschädigung für all den Jammer, für die Millionen Menschen, die vom Erdboden vertilgten Ortschaften, welche der Erreichung jenes „Fortschrittes" geopfert werden mußten. Die Parteileidenschaften treten heute in dem „gebildeten Zeitalter", nicht mit geringerer Gehässigkeit auf, als in dem dunkelsten, und nur die größere Verbreitung der materiellen Interessen verhindert die Ausführung der bösen Absichten, die bei dem Streite über ideelle Fragen oft genug hervorbrechen. Oder wollte irgend Jemand behaupten, daß die heutigen Streitschriften und Reden in Religion, Philosophie und Politik einen Fortschritt gegen frühere Zeiten bezeugen, d. h. eine wohlwollendere Gesinnung von Mensch zu Menschen? Wie viel Nebenhebel, wie viel List und Gewalt müssen mitwirken, wenn überhaupt etwas Gutes zu Stande kommen soll! Wer will die Motive der Thaten erkennen und darlegen? Das ist unsere Anschauung.

Wie anders in der Kunst! Hier giebt es nichts Verstecktes, keine Neben-

*) Nur Schubert hat einen ähnlichen Stoff mit seinem Genie erfaßt: Goethes Grenzen der Menschheit. Wir haben das Lied noch niemals singen hören!

ursache! In voller Herrlichkeit offenbart sich das Schöne, das Gute, es ist da um seiner selbst willen! der Abglanz der höchsten Ideen! Die Kunst ist Verklärerin des Lebens, Versöhnerin mit der Tagesmisere, Erheberin! Was sie uns schenkt, wird immer schöner. Während alle andern Schöpfungen von den Nachkommen mißverstanden, mißbraucht, verzerrt, durch niedere Interessen herabgewürdigt werden, strahlt das Kunstwerk immer herrlicher, reiner, ein Zufluchtstempel vor dem Getreibe des Tages und dessen Motiven!

Jeder Künstler ist der Träger der Zeitideen, der hohen wie der niederen. Der Geist des großen Künstlers entwickelt diese Ideen zu großen Kunstwerken, die für die Nachwelt bleiben, der unbedeutendere schafft Tagesbedarf; tausend kleine, dem gewöhnlichen Auge verborgene Quellen rieseln durch das Geistesleben der Nation, sammeln sich im tiefen Bette zum Strome, während sie im flachen versanden, oder ein Flüßchen bilden, das in den großen fällt. Es ist bedeutsam, daß der allgemeine Sprachgebrauch kein besseres, bezeichnenderes Wort fand, als Zeitströmung. Im Kunstleben unserer Zeit herrschen zwei verschiedenartigste Strömungen vor: die Eine betrachtet das Leben selbst als den Hauptgegenstand der Darstellung, kommt über die Widersprüche, die es bietet, nicht hinaus, schwankt von der unmöglichen Askese, von der für die Kunst völlig unfruchtbaren Entsagung zur „Bejahung des Willens“, zur Entfesselung aller Leidenschaften, zur sogenannten „Wahrheit“ der Menschennatur, zum Aufgeben des Kampfes, weil er ja nicht zum sicheren Siege führt, zur Hoffnungslosigkeit, findet die Befreiung des Menschen in der Selbstvernichtung durch das verzehrende Feuer der Leidenschaft. Diese Zeitidee spiegelt sich in den Werken Wagners wieder, der sie mit seinem großmächtigen Genie zu erstaunlichen Kunstwerken verwandte — von den Nachahmungen wollen wir schweigen. Eine andere Strömung sucht aus dem nicht zu vermeidenden Widerspruch des Wollens und Handelns, der sittlichen Ideen und der täglichen Nothwendigkeiten, eine Zuflucht in der läuternden Kunst, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß dieses Leben nicht Anfang und Ende alles Seins ist, und in dem Streben, dieser Hoffnung künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Nur sehr Wenigen ist es vergönnt, solche Anschauungen rein zu bewahren und in ihren Werken kundzugeben. Der edle Fr. Kiel hat sich ganz auf den Boden des positiven Glaubens gestellt und rein kirchliche Meisterwerke geschaffen. Aber jenes ideale Sehnen, jenes Erheben über alles Irdische, jener unendliche, an keine bestimmte Form gebundene göttliche Glaube, jene Versöhnung mit dem Leben durch die Kunst fand ihren edelsten Vertreter in Johannes Brahms.

Die Verwälschung der deutschen Sprache.

Von

Johann Kelle.

— Prag. —

Die deutschen Stämme hatten in der Zeit, in der sie mit den Römern bekannt wurden, bereits einen gewissen, wenn auch nicht hohen Culturzustand erreicht. Immer mehr aber wurde deutsche Sitte von der alles beherrschenden und durchdringenden römischen Cultur durchdrungen und verdrängt.

Auch die deutsche Sprache wich im Westen vor den römischen Volksmundarten zurück. Ob sie aber von denselben auch beeinflußt wurde, läßt sich höchstens vermuthen. Nachzuweisen dagegen ist, daß in dem fränkischen Reiche der Merovinger das Romanische und Deutsche gegenseitigen Einfluß ausübten.

Im romanischen Westen aber, sowie in dem damit social und politisch verbundenen deutschen Osten galt das Lateinische als Sprache des Staates wie der Kirche. Und aus dieser Kirchen- und Staatssprache wurden allmählich zugleich mit fremden Begriffen auch fremde Wörter in die deutsche Volkssprache eingeführt; z. B. schreiben (scribere), dichten (dictare), Schule (schola) Kloster (claustrum), Mönch (monachus) u. s. w. Sie wurden hiebei den deutschen Lautgesetzen unterworfen und durch Umformung deutschen Wörtern so ähnlich gemacht, daß sie wie deutsche Wörter klangen. „Armbrust“ hängt weder mit Arm noch mit Brust zusammen, wurde aber in dieser Umformung aus arcubalista scheinbar wieder verstanden. Wie kleinlich erscheint gegen solch energisches Walten des nichts Fremdes duldenden Sprachgeistes das von patriotischem Verständniß zeugende Bemühen gelehrter Mönche, lateinische Kunstausdrücke, Namen des Mythus und der Sage deutsch nachzubilden. Es sind diese sachkundig geschaffenen Wörter aber auch ebensowenig in das deutsche Volk gedrungen, wie die Begriffe, die sie zu verdeutschen suchten.

Denn die auf heidnischer und christlicher Literatur beruhende Bildung des 10. und beginnenden 11. Jahrhunderts beschränkte sich auf die Geistlichkeit und den Hof, an dem indeß jene verständnißvolle und zielbewußte Liebe für die deutsche Sprache längst erloschen war, welche ihr einst Karl der Große entgegen gebracht hatte.

Unter Otto I. begann sogar bereits wieder durch Vermittelung seiner zweiten Gemahlin Adelheid von Burgund französische Gewohnheit in das Hofleben einzudringen, das unter Otto II. und Otto III., der erste der Gemahl, der zweite der Sohn der byzantinischen Prinzessin Theophano, lateinischen und griechischen Geist athmete. Die Salier förderten, wie es scheint, deutsche Literatur ebenso wenig wie die Ludolfinger. Aber es lasen wenigstens noch deren Frauen auch deutsche Bücher. Die Gemahlin des sächsischen Lothar dagegen interessirte sich nur mehr für französische Erzählungen, welche, dem Geist der Kreuzzüge nahestehend, den Blick auf den Orient lenkten und den Glaubenseifer verherrlichten. Auf Wunsch ihrer Tochter Gertrud ließ deren Gemahl Heinrich der Stolze, ein Sohn jenes Welf von Baiern, unter dessen Führung sich 1101 auf die Nachricht von der Eroberung Palästinas ein neues Kreuzheer in Bewegung gesetzt hatte, bereits um 1130 ein solches episches Gedicht von einem Geistlichen ins Deutsche übersetzen. Die Theilnahme für derartige Uebersetzungen steigerte und verallgemeinerte sich, als auf dem zweiten Kreuzzug — an dem ersten hatten sich nur wenige Deutsche betheiligt — die deutsche Ritterschaft in ausgedehnterer Weise mit der französischen in persönliche Berührung kam. Jetzt lernten sie auch den französischen Liebesverkehr direct kennen. In der nachmaligen Königin von England Eleonore von Poitou, von welcher deutsche Spielleute noch im 13. Jahrhundert zu singen wußten, hatten sie sogar ein hervorragendes Beispiel desselben vor Augen. Staunend bewunderten die deutschen Ritter, die ob ihrer Ungeschicklichkeit in ritterlichen Dingen so manchen Tadel hinnehmen mußten, den Glanz des in der Zwischenzeit zu einem System ausgebildeten französischen Ritterthums. Begeistert nahmen sie Bezeichnungen herüber, welche in Frankreich geschaffen worden waren, denn zu Uebertragungen derselben hatten sie bei der Unmittelbarkeit und der frischen Freude, mit welcher sie bis dahin ungekannte Einrichtungen einführten, weder Zeit noch Veranlassung. Auch war die Zahl der aufgenommenen französischen Wörter bis in die neunziger Jahre des 12. Jahrhunderts meist auf Kunstausdrücke des neu entstandenen Kampfwesens beschränkt. Am Anfang des 13. Jahrhunderts werden schon Begriffe der Jagd, der Schifffahrt, des Handels, der Wohnung und Kleidung mit französischen Ausdrücken bezeichnet. Selbst da verschmähten deutsche Dichter in genialer Willkür und aus Vorliebe für das französische die fremden Worte nicht, wo ihnen deutsche zu Gebote standen. Ja sie legen ihren Helden und Heldinnen sogar vollständige französische Redensarten in den Mund.

So weit ist in kurzer Zeit die Verwälschung der Schrift- und Umgangssprache der im Staat und in der Gesellschaft tonangebenden Kreise

gediehen, aus der einzelne fremde Wörter bald auch in die Sprache des Volkes vordrangen. Niemand enthielt sich dieser Sprachmengerei, zu der wesentlich beitrug, daß des deutschen Ritters Lyrik in französischer Schule großgewachsen und daß seine Epik vom Anfange an Uebersetzungskunst war. Das Empfangene selbstständig zu gestalten, ihm einen tieferen Sinn zu verleihen, ist nur etlichen hervorragenden Geistern gelungen. Aber auch für ihre mit Recht bewunderten Werke erkaltete allmählich die Begeisterung.

Einst hatten Kaiser und König gedichtet; jetzt klagen die Sänger offen über Mangel an Theilnahme und Unterstützung, die ihnen früher in so reichem Maße zu Theil geworden waren. Selbst die Reichsten konnten aber nicht mehr allen geben, seit sich die Zahl der Dichter in demselben Grade vermehrte, in dem die Prosa sank, und die Aermeren mußten die Poeten abweisen, da sie um so anspruchsvoller wurden, je schlechter sie waren. So auch der äußeren sorgsamen Pflege, durch welche diese fremde Blume allein gedeihen konnte, beraubt, verklang die ritterliche Poesie im 14. Jahrhundert und mit ihr auch die gemeinsame Schrift- und Umgangssprache der höheren Gesellschaft, die sich unter günstigen äußeren Verhältnissen durch sie entwickelt hatte. Selbst die Liebhaber dieser wesentlich aristokratischen Dichtung starben in dem vorwiegend bürgerlichen 15. Jahrhundert aus. In derselben Zeit aber, in der die höfischen Epen untergingen, erstanden sie zu neuem Leben. In allgemein verständliche Prosa umgeschrieben und zugleich dem veränderten Geschmack angepaßt, errangen sie zunächst an den Höfen den früheren Beifall wieder. Und namentlich waren es abermals die zum Theil in der Fremde gebildeten Frauen, welche für diese aus Frankreich eingebürgerten Prosaauflösungen alter Rittergedichte sowie für Uebersetzungen französischer Ritterromane schwärmten und die alten Mären direct und indirect neuerdings verbreiteten. Eleonora von Oesterreich übersetzte den französischen Roman „Pontus und Sidonia", Mathilde von Oesterreich sammelte mit gleicher Vorliebe die alten dichterischen und die neuen prosaischen Romane; nicht minder interessirte sie sich für die italienische Literatur. Für Albrecht III. und seine Gemahlin Anna von Braunschweig wurden die Alexandergedichte in Prosa erzählt. Einer besonderen Beliebtheit erfreuten sich aber, wie einst im 13. Jahrhundert, die Erzählungen aus dem britischen Sagenkreis. In zahlreichen Bearbeitungen liefen ferner außer fabelhaften Reisebeschreibungen die verwilderten Vasallensagen um, welche sich um Karl gruppirt hatten. Soll ich an das Volksbuch von den vier Haimonskindern erinnern? Das blühende Ritterthum hat bei seiner Liebe stets den Stand berücksichtigt, das gesunkene setzte sich bei seinen Neigungen über den Stand hinweg. Wer denkt nicht an die schöne Baderstochter Agnes Bernauer und den bairischen Herzog Albrecht III.? Und die Schilderung solcher Liebschaften und Ehen Unebenbürtiger wurde bald eine Lieblingslectüre nicht blos des Adels, sondern auch des Volkes, welches überhaupt an dem Einführen von Personen niederer Herkunft in die Ritterromane lebhaftes Gefallen fand. Durch diese Lectüre

drangen aber neben italienischen namentlich wieder französische Wörter in solch ausgedehnter Weise in die deutsche Sprache, daß Niklas von Wyle um 1475 mit Recht über die immer mehr einreißende Verwälschung Klage führen konnte. Gleichwoh' finden sich auch bei ihm, der zuerst der Sprachmengerei gedenkt, nicht blos alteingelebte Fremdwörter, ohne die schon keine deutsche Rede mehr möglich war, sondern auch neue. Es konnte sich eben damals auch in der Sprache Niemand mehr dem fremden Einfluß ganz entziehen. Allseitig und tiefgreifend waren die Umwandlungen, die gegen Ende des Mittelalters nicht bloß in der Gesinnung und Denkweise, sondern auch in den socialen Zuständen, in Handel und Gewerben, in Künsten und Wissenschaften zum Durchbruch kamen. Die Morgenröthe einer neuen, auf der klassischen Literatur aufgebauten Bildung, welche in Italien im 14. Jahrhundert begonnen hatte, warf bald auch nach Deutschland ihre wohlthätigen Strahlen. Von allen Seiten holte sich Deutschland, in vielen Beziehungen doch noch immer nur ein weit vorgeschrittener Schüler, seine Belehrung, insofern sie ihm durch die Kreuzung der Weltstraßen auf seinem Boden nicht entgegengebracht wurde. Mit den fremden Culturelementen, die massenhaft und überhastet mit einer gewissen Feindseligkeit gegen das Alte einströmten, drangen aber auch immer neue Wörter in die Sprache, ohne daß indeß durch diese Ueberfluthung der Lebensnerv derselben angegriffen wurde. In den meisten Fällen mußten die fremden Gäste sogar, wie Jahrhunderte früher, ein mehr oder minder deutsches Gewand anlegen. Nur die Betonung, freilich dasjenige, was der Sprache selbst als das Fremdartigste gilt, behielten sie jetzt im Nachtheil gegen früher meist bei. Ja man erstrebte sogar den fremden Klang.

Auch begann man noch im 15. Jahrhundert, was bis dahin unerhört gewesen, aus Eitelkeit und gelehrtem Dünkel einzelne lateinische Wörter in ihrer eigenthümlichen Flexion in die deutsche Rede einzuschieben. Namentlich die Canzlei- und Geschäftssprache, die im 17. Jahrhundert ganze lateinische Sätze in die deutsche Rede einschob, liebte bereits Ausdrücke wie: in summa, in theoria, ad exequendum, in secunda instantia u. s. w. Selbst Luther, der die inzwischen neu entstandene Schriftsprache nicht blos beherrschte, sondern auch bildete, wie gleichzeitig kein anderer, huldigte in seinen Briefen theilweise dieser Unsitte. In der Bibelübersetzung, die merkwürdig genug überhaupt kaum ein Viertelhundert längst eingebürgerter Fremdwörter ausweist, findet sie sich allerdings nicht. Aber das 16. Jahrhundert betrachtete Alles für mustergiltig, was sich bei diesem hervorragendsten Schriftsteller fand. Durch ihn wurde also eine Geschmacklosigkeit autorisirt, die mit dem römischen Recht in die Gerichtsstuben und mit der klassischen Bildung ins Leben gedrungen war.

Weit schlimmer aber noch war es, daß fortwährend eine Menge der productivsten Talente ihrer Muttersprache ganz oder wenigstens theilweise entfremdet wurden. Man denke an Nik. Frischlin. Im Lateinischen ein

bewährter Meister, im Deutschen ein unbeholfener Stümper. Wer erkennt in Ulrichs von Hutten begeistertster deutscher Schrift, in seiner Klage an alle Stände deutscher Nation, den weltberühmten Orator wieder? Zur Behandlung wissenschaftlicher Fragen erschien den deutschen Gelehrten, die selbst ihre Namen latinisirten, noch lieber gräcisirten, oder wenigstens mit einer lateinischen Endung schmückten (Grübelins, Schellenbaurius) die deutsche Sprache schlechterdings untauglich. Sie dazu tauglich zu machen, ist indeß keinem derselben eingefallen. „Statt die Wissenschaften in deutscher Sprache zu schreiben, bilden wir uns ein, sie sei nur zum gemeinen Leben nütze," sagt noch 1687 Thomasius. Noch weniger freilich konnte dieses mit lateinischen Ausdrücken überladene, durch unerhörte Constructionen unverständliche Deutsch dazu dienen, in jenen hochpolitischen Zeiten die Gedanken zu verhehlen, mit welchem sich Karl V. und seine Staatsmänner trugen. Wo es daher nur immer möglich war, verkehrten dieselben mit den deutschen Fürsten und ihren Organen in der so fein ausgebildeten französischen Sprache. Und in französischer Sprache schrieben bald auch die deutschen Fürsten an den kaiserlichen Hof, so schwer es manchem derselben anfangs auch geworden ist. Frankreich gegenüber bedienten sie sich aber gleichzeitig noch ausschließlich der deutschen Sprache. Und auch Franz I. wählte anfänglich nur solche Unterhändler, welche den deutschen Ständen in deutscher Sprache glauben machen konnten, daß er ihnen seinen Beistand gegen den Kaiser in der uneigennützigsten Absicht und zu keinem anderen Zwecke anbiete, als um die Freiheit der Reiches zu erhalten. Noch 1536 erbat er sich vom Rathe zu Solothurn einen „guten, ehrlichen Mann, damit er ihm die aus Deutschland einlaufenden Schriftstücke in das gemeine Deutsch übersetze und dann schriftlich in's Französische übertrage." Als aber der schmalkaldische Bund in Bedrängniß kam, da gaben protestantische deutsche Fürsten, die sich um katholische französische Hilfe umsahen, auch Frankreich gegenüber die deutsche Sprache auf. Landgraf Philipp vor Hessen schrieb französisch an den ritterlichen König, der mit dem Kurfürsten Johann Friederich von Sachsen französisch correspondirte.

Schon hundert Jahre also vor Richelieu und Mazarin wurde das Französische und zwar zunächst ohne Frankreichs eigentliches Zuthun in Deutschland Staatssprache und dadurch bald auch Umgangssprache der höchsten Gesellschaft. Karl von Hispanien, wie das Volk den deutschen Kaiser vorwiegend nannte, sagte einst, er rede spanisch mit Gott, italienisch mit den Frauen, französisch mit dem Manne, deutsch aber mit seinem Pferde. So verächtlich dachten nun allerdings die Reichsfürsten nicht von der deutschen Sprache, sie hielten dieselbe aber wenigstens für minder hoffähig wie die französische. Und durch diesen Schein drang letztere immer tiefer und weiter in die Kreise des Adels, der sich mit den Höfen als Eines fühlte. Immer häufiger schickte er seine Söhne nach Frankreich, damit sie „die elegante Jurisprudenz" studirten und „galante Sitten" nach Hause brächten. Man

merkte es aber auch Jedem an, ob er eine französische Hochschule besucht, oder unter den verwilderten trunk- und raufsüchtigen deutschen Studenten gelebt hatte. Es giebt überhaupt kaum eine Periode im deutschen Leben, in der sich so viel Genußsucht, solch' geistige und physische Rohheit im Leben selbst der höchsten Stände zusammengedrängt hätte, wie in den letzten Decennien des 16. und in dem ersten des 17. Jahrhunderts. Und wenn sich Jemand voll Entrüstung von dem wüsten heimathlichen Treiben abwendete, so lief er Gefahr, der noch viel schlimmeren Ausländerei zu verfallen, die den Deutschen als specielle Erbsünde angeboren zu sein scheint.

Aber nicht blos um zu studiren, auch als Parteigänger der Hugenotten zogen Tausende protestantischer Edelleute aus Hessen, aus der Pfalz nach Frankreich, wohin der französische Sold selbst die deutschen Landsknechte lockte. Abgesehen von etlichen deutschen Redensarten des rohen Soldatenlebens, z. B. trinquer, trinquer garous, trinquer allus, schlaftroncq, bransquatter, frelore, das die Franzosen beim Würfelspiel wohl oft genug gehört haben mögen, haben sie aber auch sprachlich wenig bleibende Spuren ihrer Anwesenheit jenseits der Vogesen und Ardennen zurückgelassen. Dagegen ist jeder derselben mit „verfeinerten galanten Sitten" als Franzosenfreund und Calvinist zurückgekommen.

Der Calvinismus war ausländisch, daher galt er für vornehm. Ohne diesen Schein würde er wohl kaum so rasche Verbreitung an den Höfen gefunden haben, an denen man sich jetzt auch der französischen Bibeln statt der deutschen bediente und französische Hofprediger anstellte. Durch sie und französische Erzieher schwand theilweise die Unlust ganz, mit welcher fünfzig bis sechzig Jahre früher deutsche Fürsten das Französische im diplomatischen Verkehr angewendet hatten. Am Hofe Philipps von Hessen, Friedrich III. Johann Kasimirs von der Pfalz, Christians von Anhalt schrieb und sprach man französisch nicht blos besser als deutsch, sondern auch ohne alle äußere Nöthigung.

An den süddeutschen katholischen Höfen kam zu dem Französischen die Sprache Italiens, mit dem man durch Religion und Politik verbunden war. Sie hat aber, eine Liebhaberei einzelner Kreise, ebenso wenig erwähnenswerthen Einfluß auf die deutsche Schrift- und Umgangssprache ausgeübt, wie das Spanische, das man gleich dem ganzen spanischen Wesen seit dem Schmalkaldischen Kriege gründlich kennen und hassen lernte. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß durch die angedeuteten Verhältnisse die Zahl der französischen Wörter in derselben zunächst erheblich vermehrt worden wäre. Aber es steigerte sich durch dieselben, was noch nachtheiliger war, in den Hof- und Adelskreisen das Interesse für die französische Literatur in demselben Grade, in dem die Freude an der deutschen Literatur erkaltete, die nun auch, so hervorragend berufener Leser beraubt, immer tiefer sank. In schneidendem Gegensatze zur ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hat die zweite, jedes idealen Gehaltes völlig entbehrend, Fischart ausgenommen, nicht ein Talent ersten Ranges

hervorgebracht. Und dadurch verdorrte auch die Blüthe wieder, welche die Schriftsprache am Anfange des Jahrhunderts angesetzt hatte, denn nur aus der Literatur kann sie Leben und Wachsthum gewinnen.

Dessen war sich bereits der Jüngling Opitz in demselben Jahre bewußt geworden, in dem die nach italienischem Muster in Gegenwart dreier Herzöge von Sachsen, zweier Fürsten von Anhalt gegründete sogenannte fruchtbringende Gesellschaft als einen Hauptpunkt in ihrem Programm hinstellte: die Schriftsprache ohne Einmischung fremder Wörter zu schreiben. Kurz also vor der Zeit, in der all das Unglück über Deutschland hereinbrach, das es selbst verschuldet, — kaum ist einmal einem anderen Volke Schuld und Strafe so furchtbar gerecht abgewogen worden — rafften sich Volk und Fürsten auf zum Kampfe gegen ihren eigentlichen Feind, gegen die Verwälschung. Und während verwilderte fremde Kriegsschaaren, die beide streitende Parteien nicht der Religion wegen zu Hilfe gerufen hatten, um Deutschlands Geschick kämpften und durch den Verkehr mit ihnen nicht blos fremde Sitte, sondern auch wieder namentlich französische Wörter massenhaft in die deutsche Sprache einströmten — wie die Offiziere während des von Frankreich begünstigten und benützten dreißigjährigen Krieges mit französischen, italienischen, spanischen Wörtern um sich warfen, läßt sich aus des Andreas Gryphius trefflichem Scherzspiel Horribilikribrifax, sowie aus des Moscherosch einschneidenden Satyren ahnen — haben Opitz, Moscherosch, Schottel, Morhof, Gryphius, Logau, Neumark u. A. insofern sie nicht als Gelehrte für Gelehrte schrieben, namentlich in ihren Gedichten, bezüglich der Sprachreinheit wirklich alles geleistet, was ihnen als klassisch gebildeten Kindern ihrer Zeit möglich war. Und daß sie Kinder ihrer Zeit waren, beweist z. B. die Behauptung Opitzens, daß, „wenn die alten Deutschen von des Arminius Thaten zu singen pflegten, sie das vielleicht den Franzosen nachgemacht hätten". Die Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft haben ältere Verdeutschungen wieder eingeführt und statt der Fremdwörter neue deutsche Wörter geschaffen, die zum Theil jetzt allgemein gebraucht werden; z. B. Schriftsteller, Zeitwort, Eigenschaftswort, Nennwort u. A.

Sie aber insgesammt aus der Schrift- und Umgangssprache zu verdrängen, versuchte erst die 1643 gestiftete deutschgesinnte Genossenschaft, unter deren zahlreichen Mitgliedern sich auch hochadelige Frauen befanden, die jetzt gleichfalls von Reue und Scham über den Zustand ergriffen wurden, in dem sich nicht ohne ihre Schuld die deutsche Sprache befand. Indeß ihr Haupt Zesen, der „Süd" daraus erklärte, daß es in dieser Himmelsgegend „siedend heiß" ist, und der meinte, daß „West" seinen Namen daher habe, weil es jenen Theil der Welt bezeichnet, wo die Sonne „gewest" ist, der Mann besaß die wissenschaftliche Eignung nicht, für fremde Wörter lebensfähige deutsche aus jenen Quellen zu schaffen, aus denen sie allein gewonnen werden können. Er hat auch, wie freilich schon vor ihm die fruchtbringende Gesellschaft (sie übersetzte Mantel mit: Windfang, Kloster mit: Jungfern-

zwinger) ehemalige Fremdlinge, die aber längst vollständig deutsches Gepräge angenommen hatten, z. B. Fabel, Kloster, Fenster, Spiegel, Brief, Tafel, Natur u. A., verdeutscht und allgemein übliche Wörter wie: Ohr, Auge, Vater, Nase u. A., die die deutsche Sprache mit anderen verwandten gemein hat, für fremde gehalten. Schon seine Zeit spottete daher über diesen unvergleichlichen wunderthätigen Retter, Beschirmer und Heiland der theueren hochdeutschen Heldensprache, wie er bei den Seinen hieß und geheißen sein wollte. Sein Schüler Rist, der den Meister an Absonderlichkeiten noch übertraf, brachte den rührigen Mann, der nur durch seine wirklichen und ihm schon bei Lebzeiten unterschobenen Lächerlichkeiten unsterblich geworden ist, sogar in einer Posse auf die Hamburger Bühne.

So wurde ein anerkennenswerthes Streben belohnt, das indeß seinen Zweck nicht erreichen konnte, auch wenn es sich dazu geeigneterer Mittel bedient hätte. Denn gerade in dem Jahre, in dem Zesen auftrat, begann Frankreich die Geister von Neuem und stärker als je zu bannen. Mit Bewunderung und Neid blickten auch die deutschen Fürsten auf den Hof Ludwig XIV., der durch den Rheinbund eine herrschende Stellung im deutschen Reiche erhalten hatte. Ueberall in Deutschland entstanden kleine Versailles mit französischen Namen, Lakaien, Kammerdienern, Gelehrten, Köchen, Gärtnern, Friseuren, Tanz-, Fecht- und Hofmeistern, Secretären, Musikern, die ihres Erfolges sicher, namentlich seit Aufhebung des Edictes von Nantes, in immer größerer Zahl über den Rhein wanderten, sofern man sich dieselben nicht kommen ließ. Die gesammte vornehme Welt gerieth allmählich in materielle und geistige Abhängigkeit von Frankreich, das freilich an geistiger und materieller Cultur alle anderen Länder weit überragte. Französische Erziehung wurde ein bestimmter Begriff; die Kenntniß der französischen Sprache galt allein schon als Bildung. „Wer nicht französisch kann, ist kein gerühmter Mann", sagt Logau. Und um dieselbe zu erlangen, pilgerte trotz aller Abmahnungen einsichtsvoller Männer wie früher der Adel so nun auch die allmählich emporwachsende gebildete Gesellschaft — früher gab es wohl einzelne gebildete Männer, aber keine gebildete Gesellschaft — in immer größerer Zahl „in die Zier der Städte, die Schule der Leutseligkeit, die Mutter der guten Sitten", wie Opitz Paris, Deutschlands eigentliche Hauptstadt nannte. Und die Folgen, welche diese Bildungsreisen, die zur Erlangung höherer Stellen ebenso nothwendig waren, wie die Kenntniß der französischen Sprache, für die deutsche Sprache hatten, schildert ein Zeitgenosse mit den Worten: „Es ist leider nunmehr dahin gekommen, daß wann ein Teutscher etwa ein Viertel Jahr in Frankreich geguckt, oder nur einen Franzosen hören reden, daß ihme seine Muttersprach schon verleydet. Er will also baldenn ein französische Zungen haben, und davor halten, es sey ihnen eine Schand, in Frankreich gewesen sein und nicht französische Brocken mit unter dem Teutschen außwerffen." — „Nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden", sagt Leibnitz, „hat sowohl

die französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen und unsere junge Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre Heimat nicht gekennet, und deswegen Alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der Teutschen Sprache und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachsenden Jahren und Verstand behenken blieben." Beseelt von dieser Verachtung der deutschen Sprache, Vergangenheit und Selbstgefühl verleugnend, haben sie nicht mehr bloß wie früher einzelne Wörter, sondern ganze französische Redensarten und Sätze mitten in die deutsche Rede eingeschoben. Als Valentin Andreä, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen wurde, da dankte er de dato 16. December 1646 „für die gnädige Acceptation" in folgendem **deutschen** Briefe: „Ich habe salva thesi August. confessionis jederzeit vitiliginem, altercationem und pugnacitatem abhorriret. Und hätte so gern mögen, ut omnes gladii in vomeres excolendo agro domini et exscindendo infelici lolio conversi fuerint. Womit wir dan zu tuhn genug haben würden. — Das Wort Müde ist in Mürbe sehr wohl verendert und reimet sich besser auf mich, qui non tam fessus, quam freeidus et putris sum. Das Symbolum etsi a favente judicio profectum, nehme ich jedoch tamquam bonum omen mit Unterthänigkeit gehorsam an. Ob mir ferner ansuchen von nöthen oder E. F. G. mich gnädigst vertreten wollen; dero pro conciliatore ich ohne das höchst obligiret haben E. F. G. mir ferner gnädigst anzudeuten und haben in eventum ich gleichwohl dieses wenige auf ratification aufgesetzet". Wetteifernd mit solcher seit dem 15. Jahrhundert allmählich erwachsenen Ungeheuerlichkeit der wissenschaftlichen und Canzleisprache, in der das Deutsche nur mehr dazu diente, die lateinischen Sätze zu verknüpfen, schrieb in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts ein Gegner der fruchtbringenden Gesellschaft in der französisch-deutschen à la Mode-Sprache, welche die Bettelpoeten mit Vorliebe anwendeten und die Beamten im Dienste der Diplomatie immer mehr ausbreiteten: „Seine hohen Meriten, dadurch er mich à l'extrème ihm verobligiret, causiren mich demselben mit diesen Zeilen zu serviren. Mein Devoir hätte unlängsten mir adresse gegeben, solches zu effectuiren, aber aus manquement einiger occasion habe ich bis dato mein officium re ipsa nicht praestiren können. — Wir galanten und bei den Dames hoch meritirte Courtisanen wollen unser nobel dessein nicht locomoviren, und alles, was zu redresse und stabilirung unserer à la-modischen Sprache hochnöthig in consideration mainteniren und unsere beliebte intension usque ad aras defendiren." Auch die gebildeten Frauen liebten gleich den französischen Hauben und Bändern, Hüten und Mänteln bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts in Briefen und im Umgang dieses Kauderwälsch, von dem Neumark mit Recht sagte, „daß es ohne

einen Dolmetscher, der etlicher Sprachen mächtig ist, kein Mensch verstehen kann".

Die Sprache des Volkes hat lange der Verwälschung Widerstand geleistet. Das Volkslied ist vor dem dreißigjährigen Kriege rein deutsch. Nach demselben ahmten aber auch die Städte den fürstlichen Canzleistil nach und der einzelne Bürger befliß sich im Umgange so sehr der à la-modischen Sprache, daß er irgendwo zufällig erhaschte Fremdwörter immer wieder in seiner Rede anbrachte, auch wenn er gar nicht wußte, was sie bedeuten. Und man wird ihn deshalb nicht tadeln, wenn man bedenkt, daß Moscherosch sagt: „Wer seine Rede nicht so mit wälschen und lateinischen Wörtern zierte und schmückte, der sich des puren Teutschen gebraucht, wird für einen unverständigen Esel gescholten." Ja bald wollte selbst der Bauer zeigen, daß er etwas Fremdes gelernt habe. Er wußte, wie ein Zeitgenosse sagt, von Marschiren, Contribution und Mousquetten zu reden, ungeachtet ihm diese Wörter theuer genug zu stehen kamen.

Der Knecht Matthies spricht: bonä dies!
Wenn er: gut morgen sagt und grüßt die Magd.
Die wend den Kragen, thut ihm Dank sagen,
Spricht: Deo gratias.

So furchtbar weit ist allmählich die Verwälschung der deutschen Sprache intensiv und extensiv gediehen, daß sich tiefer blickende Männer des traurigen Gedankens nicht mehr erwehren konnten, es werde die deutsche Sprache untergehen: „Anitzo", schreibt im Jahre 1697 Leibnitz, „scheint es, daß bei uns uebel ärger worden und hat der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß der Prediger auf der Canzel, der Sachwalter auf der Canzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französischen sein Teutsches verderbet; mithin es fast das Ansehen gewinnen will, wann man so fortfährt und nichts dagegen thut, es werde Teutsch in Teutschland selbst nicht weniger verlohren gehen als das Angelsächsische in Engelland."

Nur wenige wissen noch, daß es vor kaum zwei Jahrhunderten dahin mit der deutschen Sprache gekommen war. Daß die von Leibnitz befürchtete Mischung zwischen dem Teutschen und Französischen nicht zu Stande kam und sich, was kaum mehr möglich schien, die so unerhört entstellte Sprache wieder hob, verdanken wir namentlich dem völligen Niedergang französischer Macht und Sitte unter Ludwigs XIV. Urenkel, sowie dem Aufschwung, den die deutsche Literatur durch Polemik, Kritik und Theorie genommen hat. Nicht unwesentlich trug dazu auch der Umstand bei, daß Leibnitz, der größte wissenschaftliche Genius des 17. Jahrhunderts, obwohl er wie alle Gelehrte seiner Zeit alles eigentliche Wissenschaftliche entweder lateinisch oder französisch schrieb*), die deutsche Sprache zum Ausdruck der höchsten wissenschaftlichen

*) Wie Leibnitz in wissenschaftlichen Werken deutsch schrieb, zeigt nachstehende Probe: In philosophie habe ich ein Mittel funden dasjenige, was Cartesius und andern per algebram et analysin in arithmetica et geometria getan, in allen Scientien zu

und intellectuellen Aufgaben fähig machte und somit leistete, was schon zu Opitz Zeiten versucht worden war. Als Thomasius 1687 zuerst eine deutsche Vorlesung ankündigte, hielt er es noch für nothwendig, diesen absonderlichen Versuch unter Hinweis auf den Gebrauch bei den Franzosen ausführlich zu rechtfertigen. Wolf trug seine Philosophie vierzig Jahre später nurmehr deutsch vor, und stellte sie sofort auch vorwiegend in deutscher Sprache dar. Wie lange sich indeß das Französische als Sprache der deutschen Wissenschaft erhielt, kann man z. B. daraus ersehen, daß die Abhandlungen der Berliner Akademie, welche bis 1714 in lateinischer Sprache erschienen, von der Zeit ihrer Wiederherstellung bis 1804 französisch geschrieben sind. Ja, ihr Curator, Minister Graf von Hertzberg, der nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, daß Friedrich II. sein Vorurtheil gegen die deutsche Sprache, die er nur wenig kannte und als rauh und barbarisch nicht sonderlich schätzte, in den letzten Jahren seines Lebens etwas aufgab, erklärte noch 1792 feierlich: „Noch immer wird diese (die Akademie) ihre Memoires in französischer Sprache herausgeben, welche der Vollkommenheiten zu viel hat und uns zu nützlich ist, als daß wir sie aufgeben könnten oder wollten". Die französische Sprache habe in ganz Europa und am meisten in Deutschland so sehr die Oberhand gewonnen, „daß sie theils wegen der Zierlichkeit und des reizenden Vortrages französischer Schriftsteller, noch mehr aber des großen Einflusses wegen, den der französische Hof auf ganz Europa hatte und durch die Herrschaft der Mode, die sich die französische Nation zuzueignen wußte, die Hauptsprache aller Höfe und aller Societäten, bei Negociationen, bei Staatsgeschäften und in Büchern wurde".

Zugleich rieth er aber den deutschen Mitgliedern der Akademie „auf Vervollkommnung der deutschen Sprache hinzuarbeiten und sie namentlich von der großen Menge fremder Wörter zu reinigen und zu säubern, deren sie sich vorzugsweise in Wissenschaften und Künsten noch bedient, und sie mit guten deutschen, doch auch nicht zu gesuchten Ausdrücken zu bereichern." Die Sprachmengerei, auf welche im 18. Jahrhundert Gottsched zuerst wieder die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt hatte, wurde nämlich namentlich in Zeitungen als etwas Vornehmes nicht blos fortbetrieben, sondern nahm gerade in der Zeit neuen Aufschwung, in der unsere wieder national gewordenen Schriftsteller aus dem deutschen Sprachbaume immer neue lebenskräftige Triebe entsprossen ließen, in der einzelne Höfe Deutschlands die deutsche Sprache im diplomatischen Verkehr neuerdings zu gebrauchen anfingen — der preußische Hof hat im

Wege zu bringen per artem combinatoriam, welche Lullius und Kircherus zwar excolirt bei weitem aber in solcher deren intima nicht gesehn; dadurch alle Notiones composita in der ganzen Welt in wenig simplices, als deren Alphabet, reducirt und aus solches Alphabets Combination wiederum alle Dinge samt deren theorematibus und was von ihnen zu Inventiren möglich, ordinata Methodo, mit der Zeit zu finden ein Weg gebahnt wird. Welche Invention, dafern sie wils Got zu Werke gerichtet, als Mater aller Inventionen von mir vor daß importanteste gehalten wird, ob sie gleich das Ansehn noch zur Zeit nicht haben mag.

bayerischen Erbfolgekrieg vorzügliche Proben geliefert — und die Fortschritte, welche die Deutschen in den Wissenschaften machten, die Nachbarn zwangen, die deutsche Sprache, was früher Niemandem eingefallen, zu lernen, und aus ihr zu übersetzen. Der für das Franzosenthum begeisterte Schwärmer C. F. Cramer, der z. B. 1774 schrieb: „Nicht daß sie nicht vestiges d'un grand poëte darin entdeckt; aber im Ganzen wards doch nach hiesiger Elle, centimetern, myriagrammen gemessen. Man fand es ein wenig éternel, la marche trop lente. Besonders effarouchirte der Plan. Es sei keine rechte Intrigue darin. Die Scenen entstünden so von selbst wie pièces rapportées", hat der Sprachmengerei neue Bahnen gebrochen, der theilweise selbst jene Schriftsteller huldigten, durch welche die deutsche Poesie in ihre ewigen Rechte wieder eingesetzt wurde.

„Herr Wieland", sagt Lessing, „vergißt seine Sprache in der Schweiz. Er muß sogar eine beträchtliche Anzahl Wörter vergessen haben. Alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen kann, ob er einen jetzigen Schriftsteller oder einen aus dem galanten Zeitalter Chr. Weisens lese. Licenz, Education, Moderation, Aemulation, Dexterität und hundert andere solcher Worte, die nicht mehr sagen als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als Purist ist". Wie die französischen Wörter wieder in der Wissenschaft verwendet wurden, zeigt z. B. K. F. Bahrdts 1781 erschienene Uebersetzung des Tacitus. Der Mann, der selbst klagt, „daß unsere großen Herren zu wenig deutsch können und ihre Muttersprache zu wenig achten," schreibt: „Da der Offizier nach Soldatengebrauch den Rapport abstattete: die Ordre sei vollzogen, gab Tiberius zur Antwort, er habe die Ordre nicht gegeben." Von Corps, Bagage, Detachements, Piquets, Montur, Pardon, Rebellen, Cameraden, Tornister, Quartiermeister, Capitulationspunkten u. s. w. wimmelt es in dem damals allgemein bewunderten Buche.

Die Mitglieder der Berliner Akademie, welche sich nach dem Rathe des Grafen Hertzberg zur Vervollkommnung der deutschen Sprache vereinigten, schrieben 1794 die Preisfrage aus: „Ist vollkommene Reinigkeit einer Sprache überhaupt und besonders der deutschen möglich und nothwendig?" und in Folge derselben betraten einzelne Gelehrte abermals den dornenvollen Weg der Verdeutschung fremder Wörter. Allein sie vergaßen im Uebereifer, daß Wörter im allgemeinen nicht gemacht werden können, sondern entstehen müssen, und mißbrauchten ihre Befugnisse fast ebenso sehr wie die Puristen des 17. Jahrhunderts, deren Bedeutung darin liegt, daß sie das Fremde überhaupt abwehrten. Nicht mit Unrecht begrüßte daher Schiller 1797 in den Xenien das Haupt dieser Verdeutscher, Campe, mit den höhnenden Worten:

„An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teuts säubert mit Lauge und Sand."

und

„Sinnreich bist Du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,
Nun, so sage doch Freund, wie man Pedant uns verdeutscht."*)

In ähnlicher Weise urtheilten Klopstock, Jean Paul, Herder und Goethe, der meinte, „daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen," äußerte sich noch heftiger über die „Sprachreiniger", als sie nach den Jahren 1813—1815 chinesische Absperrung verlangten:

„Gott Dank! daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen:
Sie schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Continental-System.
Deutschland soll rein sich isoliren,
Einen Pest-Cordon um die Grenze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz von fremdem Wort."

Jedes Volk hat seine Eigenart und in Folge dessen auch seine eigenthümlichen Wörter. So wenig daher z. B. die Franzosen oder Engländer ein Wort besitzen, welches alles das enthält, was in unserm „gemüthlich" liegt, so wenig können die Deutschen „frivol" oder „Spleen" durch ein Wort vollständig wiedergeben. Campe und Andere versuchten es dennoch. Sie übersetzten auch Kunstausdrücke, die, abgesehen von geringen Abweichungen der Aussprache und Biegung, fast in allen Bildungssprachen übereinstimmen, sowie solche Fremdwörter, die, wenn auch undeutsch in Betonung und Aussprache, längst im deutschen Sprachboden Wurzel geschlagen und durch Jahrhunderte langen Gebrauch volksüblich und volksverständlich geworden, dem Sprachschatz unwiderruflich einverleibt sind; z. B. Natur, Figur, Religion, klassisch, Luxus, Literatur, Dame, Person, naiv, Interesse, Genie, discret und zahllose andere. So sorgsam sie aber auch die einzelnen Merkmale, die in einem Worte liegen, zu einem Begriffe zusammenfassen, wer versteht ohne Rückübersetzung: Schulrecht statt: klassisch, Ausbundwerk statt: klassisches Werk, Haarmachtstatt: Perrücke, Antlitzseite statt: Façade, Singetanz statt: Ballet? —

*) Campe gab auf das zweite Distichon folgende „Doppelverse" zur Antwort:

„Gib, auf meine Gefahr, ihm Deinen eigenen Namen,
Trifft er nicht jegliche Art, Eine trifft er gewiß."

Und zum ersten dichtete er nachstehende „Erläuterung":

„Seid ihr rechtliche Männer, so habt ihr nichts zu befahren;
Diesen zeiget man nur, selbst sich zu waschen, den Quell.
Seid ihr aber von jenen, „die über und über beschlabbert
Bis an die Ohren mit Koth, liegen auf faulendem Heu":
Dann vermeidet den Ort: denn solcher wartet die Lauge,
Wartet der reibende Sand, wartet der striegelnde Kamm."

Boudoir verdeutschte Campe mit Maulgemach. Da hat es eine junge geistreiche sächsische Prinzessin doch noch besser verstanden, welche für Boudoir, sie wird wohl gewußt haben warum, Schmollkämmerchen vorschlug. Uns scheinen solche Verdeutschungen lächerlich. Aber das Wort Staatsumwälzung statt: Revolution, das Campe 1804 in seinen Briefen aus Paris zum ersten Male schüchtern versuchte, wurde einst nicht minder verlacht. Und doch haben es kurz darauf Wieland, Engel, Herder, Goethe gebraucht und heute lebt es in aller Mund, als wenn es sich von jeher in der deutschen Sprache befunden hätte. Das vielfach getadelte Selbstigkeit statt: Egoismus brauchte Goethe in demselben Jahre, in dem es Campe gemacht hat. Campe selbst meinte, er habe kein gewagteres Wort gebildet, als das von Jean Paul lebhaft begrüßte: Zerrbild statt: Caricatur. Und doch hat es sich gleich zahllosen anderen Neubildungen, z. B. Gefallsucht, Flugschrift, Empfindelei, Bittsteller, Wortschwall, Zartgefühl, Volksthümlichkeit, Kirchenrecht, folgerecht, senkrecht, wagerecht u. s. w. siegreich neben den fremden behauptet, während andere, die er für gelungen hielt und die keinen Tadel fanden, z. B. entwilden statt: civilisiren, Urgemisch statt: Chaos, Musterbegriff statt Ideal, Vernunftgaukler statt: Sophist, Wagesatz statt Hypothese, Einerleiheit statt Identität, Allwesenheit statt: Natur, Gewerksherr statt: Fabrikant, Gedankenmaut statt: Censur u. s. w. nie in Aufnahme kamen. Der Zufall entschied. Auch die Bedeutung und Verbreitung des Schriftstellers, der ein Fremdwort verdeutschte, hatte Einfluß. Denn nicht bloß die eigentlichen Puristen haben deutsche Wörter an Stelle der fremden geschaffen. Wieland bildete: Weltall, Thümmel: Gemeinplatz, Richter: Morgenkleid, Heinse: Glückspilz, Zeune: Zierbold, Jahn: Volksthum. Goethe braucht im Wilhelm Meister: überspringend statt: alternirend, unterlegte Pferde statt: Relaispferde, Beiwesen statt: Accessoire, Strengling statt: Rigorist.

Verdrängt aber wurden die fremden Wörter durch diese Neubildungen, abgesehen von ganz vereinzelten Fällen ebenso wenig, wie durch die harten Urtheile, welche in den Zeiten der Befreiungskriege Arndt, Jahn, Schlegel und Andere über die Sprachmengerei fällten. Es habe diese jedoch, aus dem Kreise des Gelehrten- und Literatenthums ins Leben hinaustretend, in den Zeiten der tiefsten nationalen Erniedrigung die Flamme der patriotischen Begeisterung ebenso wirksam entzündet, wie die herrlichen Reden an die deutsche Nation, in welchen der tapfere Philosoph Fichte das Schönste aussprach, was je über Vaterlandsliebe gesagt worden ist; wie die mannhaften Worte, mit welchen Jean Paul das herausgeforderte Nationalgefühl gleich muthvoll und nachhaltig aufregte; wie die geharnischten Sonette, in welchen der begeistertste unter den Freiheitsdichtern, wie er selbst sagt, des deutschen Volkes Sieg und Schande geschrieben hat.

Und in dieser Begeisterung, welche so wesentlich dazu beigetragen hat, daß der große Schlachtenmeister in dem Völkerkampfe unterlag, und welche noch lange namentlich in der Jugend fortlebte, schrieb K. Müller 1813 zum

Besten der Lützowschen Freischaaren „Kriegsberichte in deutschem Gewande“ und erneuerte so den seit dem 16. Jahrhundert wiederholt gemachten Versuch, die Fremdwörter wenigstens aus einem engbegrenzten Gebiet, aus der Kriegssprache, zu verdrängen, die echt deutsche Wörter in der Verkleidung zurückgenommen hatte, welche sie in Frankreich erhielten. Indeß diese zum Theil allzu kühnen Wörter fanden ebenso wenig Eingang wie die überlegteren Verdeutschungsversuche, welche die seit den Befreiungskriegen für Reinheit der Sprache thätige „Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache“ am 2. September 1848 an die preußische Nationalversammlung, am 8. November 1848 an die deutsche Reichsversammlung und am 19. April 1849 an den König von Preußen einsandte, der im preußischen Heere den „Hauptmann“ an die Stelle des „Capitän“ gesetzt hatte.

Die fremden Wörter begannen überhaupt allmählich wieder mächtiger anzuwachsen. Selbst syntaktisch machte die Verwälschung der deutschen Sprache Fortschritte. Aus unverzeihlicher Nachlässigkeit oder bedauernswerther Unkenntniß der Muttersprache, wenn nicht etwa gar, um sich den Schein höherer Bildung zu geben, nahmen handwerksmäßige Uebersetzer französischer Romane, Theaterstücke, Zeitungsartikel immer neue französische Wörter und Constructionen in die Schriftsprache auf, aus der sie dann wieder in die Umgangssprache der Gebildeten und selbst in die Volksmundarten vordrangen, die überhaupt wenig frende Wörter gebrauchen. 1787 klagte Bürger, „daß ihm aus der ganzen Literaturgeschichte kein aufgeklärtes Volk bekannt sei, welches im Ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja so liederlich geschrieben hätte, wie bisher unser deutsches Volk.“ Und sein harter Ausspruch paßt theilweise auch noch auf unser Jahrhundert. Oder glaubt man sich nicht in die Zeiten der größten Sprachmengerei versetzt, wenn man in einer Zeitung las: „Das Ministerium Perier consolidirte sein Regierungs-System nach den Principien der Contrerevolution. Die perfide Maxime der Nicht-Intervention ward mit allen Consequenzen adoptirt und vergebens protestirten die opponirenden Departements gegen die Vermögens-Aristokratie der Centralisation und die Corruption der Local-Administration.“ Der Satz enthält kein deutsches Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwort. Wenn man sich in der wissenschaftlichen Sprache auch Sätze wie: „Hegel hat sogar strenger als andere Logiker die Disjunction- als die Opposition conträrer Urtheile von der nur in der Oberfläche der bloßen Diversität bleibenden divisen Disjunction unterschieden. Im concreten Falle somit den Theismus als Negation des Pantheismus, diesen als Negation des Theismus, folglich eine weder pantheistische noch theistische negative Identität zu setzen, stimmt vollkommen mit Hegels Logik und Methode überein,“ gefallen läßt, so kann man doch fragen, warum selbst unsere besten Schriftsteller in Werken, die nicht für ein ausschließlich gelehrtes Publikum berechnet sind, die allgemeine Verständlichkeit fortwährend durch neue fremde Wörter beeinträchtigen und

französische Constructionen gebrauchen. So französisch wie Fürst von Pückler-Muskau hat sich freilich zum Glück kein zweiter Schriftsteller in deutscher Sprache ausgedrückt.

Es wird kein Einsichtiger glauben, daß man, ganz abgesehen von Kunstausdrücken, sowie von den vollständig eingebürgerten, der deutschen Sprache einverleibten ehemals fremden Wörtern auch nur jene mit einem Male aus dem Sprachschatze streichen könne, welche im Bewußtsein des Volkes noch als etwas Fremdes empfunden werden. Kein Einsichtiger wird es für möglich oder auch nur für räthlich halten, sie mit einem Male durch Verdeutschungen zu ersetzen. Womit sollten wir unsere Zimmer möbliren, wenn es keine Fauteuils, Canapees, Causeuses, Chaise-Longues, Sophas, Divans, Ottomanen, Secretaires, Consoles u. s. w. gäbe. Es bliebe uns nur Tisch, Stuhl und Bett, nur noch Kasten und Schrank. Es giebt ohne Logen, Parterre, Gallerie, Coulisse, Costüme, Decoration, Couplet, Ballet, Debut, Repertoire, Regisseur, namentlich ohne Souffleur und Claque kein Theater. Die fremden Wörter herrschen von Premier bis zum Lakai, vom Chef bis zum Portier, vom Palais bis zur Baracke.

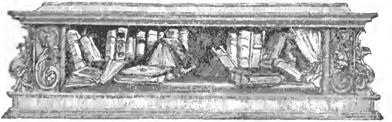
Man muß dieses neu gesproßte zeitweilig sogar gehegte und gepflegte Unkraut, das allerdings das heimische Korn in freier Entfaltung und fröhlichem Wachsthum hemmte und hemmt, zunächst noch weiter dulden. Es wird aber von selbst allmählich in dem Grade absterben, in dem unser nationales Selbstbewußtsein und der Stolz auf unsere Sprache immer mehr wächst und die Bekanntschaft mit den Mitteln zunimmt, welche unsere Sprache selbst zu ihrer Bereicherung bietet. Je deutscher Jemand fühlt und denkt, um so deutscher wird er auch sprechen und schreiben.

Die noch nothwendige Duldung der fremden Wörter, welche im Allgemeinen die Volksverständlichkeit beeinträchtigen, darf aber nimmer in Bevorzugung derselben ausarten. Wo völlig gleichbedeutende, klare deutsche Wörter zu Gebote stehen und keine Entlehnung des damit bezeichneten Begriffes stattfindet, sei das fremde Wort verbannt! Nicht das unabweisbare Bedürfniß das allein den Gebrauch fremder Wörter rechtfertigen kann, sondern lediglich die theilweise als Weltbürgerthum gepriesene Verachtung des Heimischen hat z. B. Neveu statt: Neffe, Nièce statt: Nichte, Eleve statt: Zögling, Deputirter statt: Abgeordneter, Metier statt: Handwerk, Supplik statt: Bittschrift, majorenn, statt: großjährig, Gardinen statt: Vorhänge und zahlreiche andere eingeschmuggelt. Zeigen wir, daß die Zeiten endlich unwiederbringlich vorüber sind, in denen ein einziges französisches Wort statt eines deutschen den ganzen Menschen auszierte, wie Gervinus spottend von der gebildeten Gesellschaft am Anfange des 18. Jahrhunderts sagte. Es liegt leider in der Entwicklung unserer Sprache, die ein getreues Abbild ist unseres so lange von Frankreich abhängig gewesenen socialen und politischen Lebens, daß sich fremde Ausdrücke selbst als die geläufigeren und scheinbar bezeichnenderen mit roher Anmaßung aufdrängen. Aber wer auf den Namen eines deutschen Schriftstellers Anspruch

erheben will, soll das anstrengendste Nachdenken nicht scheuen, um für jeden Begriff den besten Ausdruck zu finden, den die so bildsame und ausgebildet deutsche Sprache bietet.

Leibnitz sagte, daß die deutsche Sprache es weniger nöthig hat als andere, fremde Wörter aufzunehmen. Auch Behörden, Regierungen, gesetzgebende Gewalten, welche zugleich für Einführung und Verbreitung neuer Ausdrücke so wirksame Mittel an der Hand haben, sollen sich stets ihrer Pflicht bewußt sein und für möglichste Reinhaltung der Muttersprache sorgen, wenn sie auch nicht so weit gehen dürfen, wie der Weimar'sche Landtag, der 1823 bei Strafe verbot, fernerhin: Advocat zu sagen.

Der Franzose hat nicht blos für Schönheit, sondern auch für Reinheit der Sprache ein ausgebildetes Gefühl. Er weiß, daß die Sprache gleichsam die äußere Erscheinung des Geistes eines Volkes ist, und daß die Reinhaltung der Sprache nicht gleichgiltig ist für Reinhaltung der Eigenart eines Volkes, für sein Selbstbewußtsein und seine Unabhängigkeit. Mit peinlichster Sorgfalt wacht er, daß nichts Fremdartiges, was sein Ohr verletzt, in seinen Wortschatz eingeschleppt werde. Er kennt auch in der Sprache jene Fremdsucht nicht, die in Folge der langen socialen und politischen Abhängigkeit von Frankreich den Deutschen charakterisirt, der unter allen Völkern zur Bezeichnung der Werthlosigkeit, Geringfügigkeit das ihn wenig ehrende Sprichwort besitzt: Es ist nicht weit her. Warum ahmen wir die Franzosen in Allem, nur nicht in diesem Punkte nach? Und ist auch unser Gefühl durch fortdauernde Gewöhnung so abgestumpft, daß uns die fremden Worte überhaupt nicht mehr beleidigen; haben wir auch das Verständniß von dem Werth und der Würde einer einheitlichen Sprache verloren: finden wir also darin keinen Grund, selbst die entbehrlichen fremden Worte zu meiden: — so möge sich doch wenigstens fortan Niemand mehr mit den fremden Worten, die uns eine eindringliche Mahnung an die Zeiten der tiefsten Schmach, an die Zeiten der Unterjochung deutschen Geistes sind, brüsten und so unbewußt auf Wiederkehr derselben hinarbeiten! Mit der Nation verfällt die Sprache derselben und mit der Sprache die Nation!



Die Geschwister.

Roman in vier Büchern von **Karl Frenzel.**

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Unter den erzählenden Dichtungen Karl Frenzels stelle ich die neueste den vierbändigen Roman „Die Geschwister",*) am höchsten. Ich nehme keinen Anstand, diesen Roman als einen der lesenswerthesten zu bezeichnen, die in jüngster Zeit in Deutschland erschienen sind. Die Geschichte ist gut erfunden, sie spielt unter lebenswahren Personen unserer Zeit, unseres Landes und unserer Gesellschaft; der Ton, der aus ihr uns entgegenklingt, ist unserem Ohre vertraut; und sie ist mit einem Geschicke aufgebaut und in einer Weise vorgetragen, die uns eine ernsthafte Freude und willkommene Anregung gewähren. Was uns Frenzel erzählt, geht in den Jahren 1872 und 1873 vor sich, in jener denkwürdigen Zeit nach dem Kriege, in der unser Vaterland wie von einem Taumel befallen war; in der Zeit, da die unheimliche Sucht nach plötzlichem und mühelosem Erwerbe wie eine verheerende Seuche um sich griff und mit ihrem Gifte auch gesunde Naturen ansteckte, da ein tollkühnes Unternehmen, das keinen Augenblick vor der nüchternen Prüfung Stand hielt, ein anderes wahnwitziges jagte; in jenen Tagen des leichtsinnigen Genießens und der Selbstverblendung, die sich selbst als die „Zeit des wirthschaftlichen Aufschwungs" bezeichneten und die jetzt als die berüchtigte „Gründerzeit" in unserer Erinnerung einen schwarzen Strich haben. Gleichzeitig machen sich in denselben trüben Tagen die ersten Anzeichen der staatsfeindlichen Wühlereien jener Partei geltend, der die Erstarkung der protestantischen Macht ein Dorn im Auge ist, und die die Regierung veranlassen, aus der Abwehr zum Angriff überzugehen.

Innerhalb der letzten Herrlichkeit der Gründerzeit und der ersten An-

*) Berlin 1882. Gebrüder Paetel.

fänge des Culturkampfes bewegen sich also die Gestalten der Frenzel'schen Dichtung und treten uns als an diesen die wichtigsten Interessen des Staates berührenden Fragen mehr oder minder Betheiligte entgegen.

Wie es aber zum Glück im wirklichen Leben harmlose Naturen giebt, die von dem Wellenschlage des Staatsschiffes nicht berührt werden, die sich ihres Zusammenhanges mit der großen Gemeinsamkeit des Staates überhaupt kaum bewußt werden und in dem engen Kreise ihrer eigenen Empfindungen — der alleinigen Ursache ihrer Handlungen — ihr Leben aufbrauchen, so auch in der Frenzel'schen Erzählung. Während die Einen fieberhaft nach dem Abendblatt greifen, um eine Erklärung des Ministers im Reichstage im Wortlaut zu lesen, oder aus den Börsendepeschen von den Wiener Schlußcoursen Kenntniß zu erhalten, werden die Andern, die die Worte „Culturkampf“ und „Börsenkrach“ nur flüchtig vernommen und kein Verlangen danach haben, deren eigentliche Bedeutung zu erkunden, tiefbewegt, wenn ein flüchtiger Blick aus geliebtem Auge sie streift; und sie bleiben theilnahmslos allen solchen Fragen gegenüber, von denen man sagt, daß sie die Welt erschüttern.

Aus diesen beiden Elementen, aus Leuten, die in die weite Oeffentlichkeit eingreifen und zu ihr in einem Abhängigkeitsverhältnisse stehen, und solchen, deren Regungen sich nur im Engen und Geheimen entzünden und dort auch verzehren, ist die Gesellschaft, in die uns der Dichter der „Geschwister“ führt, zusammengesetzt.

Gleich auf der ersten Seite giebt Frenzel seine Absicht zu erkennen, daß er uns keine zeitlose Geschichte aus Wolkenkuckuksheim, sondern Begebenheiten aus unseren Tagen und unserem Leben erzählen will, die, wenn sie sich nicht zugetragen haben, sich doch zugetragen haben könnten. Er führt uns auf den Bahnhof einer mittleren Provinzialstadt in Schlesien, die er Friedberg nennt, in dem Augenblick, als der Kaiser von dem Hoch der Bevölkerung begrüßt, die Station verläßt.

Es ist da erst vor wenigen Tagen ein neuer Bahnhofsinspector angestellt worden, über den sich die um den Stammtisch in der Bahnhofsrestauration vereinigten achtbaren Bürger von Friedberg angelegentlich unterhalten. Er heißt Fritz von Barnim. Das eiserne Kreuz auf der Brust bezeugt, daß er als Offizier im letzten Feldzuge seine Schuldigkeit gethan hat. Obwohl er erst vor wenigen Tagen seine neue Stellung angetreten hat, ist er doch in der Gegend kein Unbekannter. Er steht zu dem vornehmsten Herrn, zu dem ultramontanen Fürsten Rybnik, dessen Schloß vom Bahnhof aus zu sehen ist, sogar in naher verwandtschaftlicher Beziehung: seine verstorbene Schwester war die erste Gattin des Fürsten. Nach deren Ableben hat dieser eine zweite Ehe mit einer sehr schönen jungen Französin, Leonie, geschlossen. Nicht allein dadurch hat sich das Verhältniß zwischen Fritz von Barnim und dem Fürsten stark gelockert. Fritz ist ein flotter und leichtsinniger junger Mann gewesen; er hat Schulden gemacht, die der reiche Schwager zuerst

bezahlt hat. Fritz hat aber weiter gewirthschaftet, und die schwägerliche Unterstützung ist ausgeblieben. Da hat sich der junge Mann aufgerafft, ist als Kaufmann in die weite Welt gezogen und hat sich durch gute Wirthschaft in Asien so viel verdient, daß er seinen europäischen Verpflichtungen bis auf Heller und Pfennig hat genügen können. Dann ist er in die Heimat zurückgekehrt, hat, als der Krieg ausbrach, wieder Dienst genommen und nach Beendigung des Feldzuges die bescheidene, aber seinen Ansprüchen genügende Stellung eines Bahnhofsinspectors in Friedberg erhalten.

Wenn ihm auch die unmittelbare Nachbarschaft des Schwagers, dem er nun gänzlich entfremdet ist, und der eleganten Fürstin Leonie, die jetzt an der Stätte waltet, wo seine Schwester früher gebot, — wenn ihm diese Nachbarschaft auch mißliche Empfindungen bereiten mag, so werden diese durch erhebliche Annehmlichkeiten, die Friedberg ihm bietet, doch reichlich aufgewogen. In Friedberg verbringen die Geschwister Tornow alljährlich mehrere Monate, Egon, als Leiter der Tornow'schen Fabrik, Magda als sorgende Schwester und wohlmeinende Pflegerin der Arbeiterfrauen und Kinder.

Magda ist kein junges Mädchen mehr; sie steht hart an der Grenze der gefährlichen Dreißig. Sie ist eine klare, schlicht vornehme Natur. Man begreift nicht recht, weshalb dieses anmuthige, edle und vermögende Mädchen ihren natürlichen Beruf, sich zu verheirathen, verfehlt hat. An Bewerbern hat es ihr doch gewiß nicht gefehlt, fehlt es ihr wahrscheinlich auch bis zu dieser Stunde nicht. Und wenn uns nicht alles täuscht, so ist jener eigenthümliche interessante junge Mann, Freiherr Edmund von Rodenschildt, der mit demselben Zuge wie Egon in Friedberg eingetroffen ist, gar nicht abgeneigt, sich Magdas dauernde Gunst zu erringen. Edmund von Rodenschildt hat in seinem ganzen Wesen und Gebaren etwas Undurchsichtiges; er erscheint vor uns zwar nicht mit der finstern Miene eines melodramatischen Verräthers, der den Dolch im Gewande birgt; aber wir trauen dem, einen eigenartigen Sakristeigeruch um sich verbreitenden und weltmännischen Baron, der als Erzieher in das fürstliche Haus der ultramontanen Rybnik eintritt, nicht viel Gutes zu.

Frenzel führt diese vier Gestalten, die unsre besondere Theilnahme erregen sollen: Magda und die drei jungen Männer, Fritz, Egon und Edmund, in geschickter Weise zu einem vertraulichen Geplauder zusammen und charakterisirt sie scharf in der Stellung, die ein jeder von ihnen zu den sogenannten „Tagesfragen" einnimmt. Es ist natürlich, daß sich in dem Wohnzimmer des Fabrikbesitzers zunächst die Unterhaltung um die Arbeiterfrage entspinnt. Der Fabrikant Egon Tornow ist der entschiedenste Gegner der Socialdemokratie, die für ihn lediglich eine roh und blind zerstörende Gewalt ist, und als deren wahre und schreckliche Verkörperung er eben nur die Pariser Commune betrachten kann. Der Aristokrat Fritz von Barnim ist ein strammer Anhänger der Monarchie, und die Menge ist ihm nicht sowohl ein schreckliches als ein widerwärtiges Ungeheuer. Baron Edmund kommt aus Rom. Er

blickt nicht mit der Geringschätzung des Offiziers auf die Masse herab; er sieht ihr auch nicht mit dem Bangen des Fabrikanten entgegen. Er glaubt in ihr vielmehr eine Gewalt zu erspähen, die unter Umständen recht nutzbar gemacht werden könne; und in ähnlicher Weise wie der frühere Bischof von Mainz, von Ketteler, verspricht auch er sich großen Gewinn davon, wenn man die Socialdemokratie mit den Ideen des orthodoxen Christenthums durchtränken könne. In diesem Gespräche macht sich, zunächst in leisen Andeutungen, dann aber immer schärfer, ein entschiedener Gegensatz zwischen Fritz und Edmund geltend. Die Beiden stoßen sich ab, und man fühlt, daß dieses Widerstreben nicht blos durch die Verschiedenartigkeit ihrer Grundsätze und Auffassungen hervorgerufen wird: ein jeder der Beiden wittert in dem Andern so etwas wie einen gefährlichen Nebenbuhler. Wenn es auch mit keinem Worte ausgesprochen ist, so hat man doch das Bewußtsein, daß es sich für Beide eigentlich nur um Magda handelt. Diese Gegnerschaft ist mit sehr feinen Strichen gezeichnet. Es ist bisher eigentlich nichts vorgefallen, was die Beiden entzweien könnte; es ist noch nicht eine Andeutung gefallen, die auf ein vertrauliches seelisches Verhältniß zwischen Fritz und Magda und auf die Absicht Edmunds, sich um die Hand des reichen Mädchens zu bewerben, schließen ließe. Und doch spricht in dem eifrigen Hin und Wider der politischen und socialen Erörterungen ein Drittes mit, das unausgesprochen bleibt: in dem Gespräche über die öffentlichen Fragen summt im Geheimen ein dumpfes eifersüchtiges Grollen, das ein jeder vernimmt; auch Magda, die aufmerksame Zuhörerin.

In demselben Friedberg hat nun eine fahrende Kunstreitergesellschaft ihre Zelte aufgeschlagen, und in dieser Gesellschaft finden wir die Mignon, die nun einmal in dem deutschen Romane, wie es scheint, nicht fehlen darf. Sie heißt Ada — brauche ich zu sagen, daß sie rothe Haare hat, und daß ein „Hauch von Ursprünglichkeit“ sie umschwebt? Außer dieser Ada, der das Vagabundenleben widersteht, die die halsbrecherischen Kunststücke nicht mehr mitmachen will und bei der menschenfreundlichen Magda Obdach sucht und findet, fesselt uns in der Akrobatenbande noch besonders der Thierbändiger Villon, der Simson der Gesellschaft. Die vortrefflich gezeichnete Figur des kräftigen, etwas gewaltthätigen, aber im Grunde des Herzens gutmüthigen Mannes weiß sofort eine freundliche Gesinnung in uns zu erwecken, und wenn uns das mit französischen Brocken versetzte Kauderwälsch, das er spricht, auch ein bischen stört, wenn wir ihm auch eine andere Ausdrucksweise gewünscht hätten, als gerade dies mit Gallicismen durchmengte Deutsch und das mit Germanismen gemischte Französisch, so fesselt er uns doch; und wir vernehmen mit gespannter Aufmerksamkeit den wunderlichen Roman seines Lebens, den er seinem freundlichen Wirthe, dem Bahnhofsinspector Fritz von Barnim, erzählt. Es ist eine kraus verworrene, etwas unwahrscheinliche Geschichte, aber sie ist spannend genug. Villon hat bessere Tage gekannt, er ist verheirathet gewesen, er hat ein Kind, aber dies Kind ist ihm entfremdet. Wenn er daran denkt, bricht er in drohende Worte

aus. Er haßt diese Person, die ihm das bitterste Leid zugefügt hat, wie Narciß die Pompadour. Ja, bisweilen nimmt seine Klage sogar denselben Tonfall an; man glaubt Rameaus Neffen zu hören, wenn Villon ausruft: „Ich habe vermuthlich noch eine Tochter! irgendwo in der Welt, in Sammetkleidern, mit Perlengehängen . . . schön und nichtsnutzig . . . Sie war eins der hübschesten Mädchen von Paris, meine Heloise, sie konnte singen und musiciren, lachen und plaudern, daß es Jedem eine Herzensfreude war. So viel Anmuth und Unschuld, wo ist sie nun? Im Schmutz verloren — oder ehrlos trotz allen Glanzes, und ich Narr suche sie immer noch!"

Simson sucht sie, der Leser der „Geschwister" hat ihre Spur schon entdeckt. Welches Interesse könnte die schöne Fürstin Leonie daran haben, die Künstlerbande so schnell wie möglich aus Friedberg zu entfernen? Weshalb läßt sie den geheimnißvollen Auftrag durch eine Vertrauensperson an den Besitzer des Circus ausrichten? Was hat eine Fürstin Rybnik mit fahrenden Kunstreitern zu schaffen? So seltsam es uns berührt, die beiden Personen: den mit wilden Bestien im Käfig „arbeitenden" Simson und die vornehme Frau auf der höchsten Höhe der bevorzugten Gesellschaft, miteinander in Verbindung zu bringen, es steigt uns doch der Argwohn auf, daß diese glänzende Leonie Rybnik mit der verschollenen Heloise Villon identisch sein könnte, und dieser Argwohn befestigt sich immer mehr.

Mit den Kunstreitern zugleich verlassen auch wir die schlesische Provinzialstadt. Das laute und bunte Treiben der Hauptstadt nimmt uns auf, und wir vergessen darüber einstweilen den starken Simson und sein Leid.

Die fürstlich Rybnik'sche Familie und in ihrem Gefolge der aristokratische Hauslehrer Edmund, sowie auch die Geschwister Tornow haben zum Herbste ihren Wohnsitz in Berlin genommen. Der Fürst hat sich an einem großen Eisenbahnunternehmen betheiligt, dessen Ausführung den Werth seines schlesischen Grundbesitzes beträchtlich steigern würde. Durch dieses große Geschäft kommt der Fürst auch in Berührung mit einem bedeutenden Finanzmanne, dessen Confession, selbst wenn er nicht Isaak Kronheim hieße, kaum zweifelhaft sein würde. Ja, es wäre vielleicht nicht einmal nöthig gewesen, Herrn Kronheim so stark jüdeln zu lassen, wie dies geschieht. Es soll nicht bestritten werden, daß es Commerzienräthe giebt, die wie der Commerzienrath Kronheim sagen: „Wie heißt! Soll mich Gott bewahren, zu verleumden einen jungen strebsamen Mann." Aber wenn das Realismus ist, so erscheint er mir etwas zu billig.

Dieser „junge strebsame Mann", von dem Herr Kronheim spricht, ist Niemand anders als Baron Edmund von Rodenschildt, dessen Physiognomie von dem Augenblick an, da er die Hauptstadt betritt, wesentlich an Schärfe gewinnt. Der geschmeidige kirchlich-socialistisch angehauchte Aristokrat zeigt alsbald eine überraschende Gewandtheit auch in kaufmännischen Dingen, namentlich, wenn diese zu jener zweideutigen Art gehören, wie sie während der Gründerzeit im Schwange waren. Seine Brauchbarkeit wird denn auch

sehr bald von dem Geldmanne und dem mit ihm verbündeten Fürsten Rybnik erkannt; und Niemand versteht es so gut, einen Prospect mit verlockenden Wendungen aufzusetzen und den gewinnsüchtigen Börsenleuten die Pille, die sie schlucken sollen, mundgerecht zu machen wie Edmund. Auch in ihm erwacht, während er sich mit den wirklich vorhandenen und den eingeredeten Millionen zu beschäftigen hat, das heißhungrige Verlangen nach Gold. Und nun wird auch zu seiner Bezeichnung das Wort ausgesprochen, das uns schon immer auf der Zunge geschwebt hat: nun wird er schlechtweg ein „Streber, der nicht wählerisch in seinen Mitteln ist" und „einen römisch geistlichen Duft aushaucht", genannt. Wir haben uns also nicht in ihm getäuscht, und das, was wir bei der ersten Begegnung mit ihm als Vermuthung hegten, wird nun zur Gewißheit: Edmund fahndet auf das reiche Mädchen, auf Magda. Während der Zeit seiner Bewerbung will er jedoch selbst möglich viel Geld verdienen, und es versteht sich, daß er mit geistvollen Sophismen vor seiner Umgebung und sich selbst die Berechtigung seiner Gewinnsucht nachweist. In den Berathungen des Gründungsausschusses führt er eine wichtige Stimme, und mit Beredtsamkeit weist er auf die großen Vortheile hin, die der Allgemeinheit aus der neuen schlesischen Bahn erwachsen würden.

Es ist keine Bahn nach dem Monde, die Frenzel entwerfen läßt; es ist eine richtige Bahn durch Schlesien, die sich auf der Karte finden ließe. Bei dieser Achtung vor den wirklichen Verhältnissen, die ich dem Verfasser als Verdienst anrechne, befremdet es nun um so mehr, wenn da plötzlich Dinge zur Sprache kommen, die ganz und gar aus der Wirklichkeit herausfallen. In der Sitzung des Ausschusses werden namentlich die Schwierigkeiten besprochen, welche zur Erlangung der Genehmigung von Seiten der Regierung noch zu überwinden sind; und da heißt es denn, die Regierung wolle noch die Stimme eines Sachverständigen hören und habe beschlossen, zu dem Behufe den Bahnhofsinspector Fritz von Barnim nach Berlin zu berufen. Ich glaube, die vortragenden Räthe des Herrn Maybach würden ein curioses Gesicht machen, wenn man ihnen zumuthete, sich von dem Bahnhofsinspector einer kleinen Provinzialstadt über eine entscheidende grundsätzliche Frage Belehrung zu holen. Da verräth sich in nicht allzu geschickter Weise lediglich das Bedürfniß des Romandichters, die Leute, die für ihn von Wichtigkeit sind, auf einen Fleck zusammenzuführen.

In Berlin machen wir nun einige neue wichtige Bekanntschaften. Da draußen vor dem Schönhauser Thor lebt in einem kleinen Häuschen Martha Lebrecht, die lange Jahre hindurch die treue Dienerin der verstorbenen Fürstin von Rybnik, der Schwester des Bahnhofsinspectors, und später Wirthschafterin im Tornow'schen Hause gewesen ist. Bei dieser hat Magda auch die frühere Kunstreiterin Ada untergebracht, die sich in dem eintönigen und beschwerlichen Dasein einer sittsamen Arbeiterin so gut es eben gehen will, zurechtzufinden sucht. Bei der braven Frau Lebrecht wohnt noch als

Miethsmann der junge vergnügte Maler Gustav Kraus, der eben bekannt zu werden anfängt, seine ersten Bilder verkauft und sich für die frische Tochter des Herrn Kronheim, Clarissa, sehr lebhaft interessirt.

An einem Sonntagnachmittag macht sich Ada auf den Weg zu Magda. Die Schilderung dieser Wanderung aus der Vorstadt durch die Stadt bis zu dem vornehmen Westen gehört zu den sehr gelungenen Seiten des Romans. Die Stadt, die Beleuchtung, die Stunde, alles das ist vortrefflich zusammengestimmt und durchaus wahr. Und es ist richtig, daß sich unter dem Einfluß dieser Aeußerlichkeiten Adas Gefühle aus dem Dunkel herausarbeiten. Die knospenden Empfindungen dieses wunderbaren Mädchens sind mit großer Anmuth geschildert. Ada vermißt sich, sich in den hochgestellten, reichen Egon Tornow, ihren Wohlthäter und Beschützer, zu verlieben, und die zwanglose Gemüthlichkeit, mit der der Herr die Dienerin behandelt, schneidet ihr in's Herz. Sie mag sich das Unmögliche selbst nicht gestehen, aber die Eifersucht bringt ihr das Verhängnißvolle ihrer Leidenschaft zur Anschauung. Ada ist eifersüchtig, — eifersüchtig auf die schöne Fürstin Rybnik! Sie hat die strahlende Frau freilich nur flüchtig gesehen; aber ihr jungfräulicher Spürsinn sagt ihr, daß sie von dieser nichts Gutes zu gewärtigen habe.

Ada ahnt ganz richtig. Der junge Fabrikant bemüht sich wirklich sehr lebhaft um die Gunst der Fürstin. Es ist freilich keine tiefe Leidenschaft, die ihn dazu treibt, sondern vielmehr nur ein Gefühl der verzeihlichen jugendlichen Eitelkeit; das Wohlwollen der vornehmen Frau schmeichelt ihm, und sie, die Fürstin Rybnik, findet den jungen Tornow so liebenswürdig und angenehm, wie er ja ist. Seine Huldigungen sind ihr aber auch noch aus anderen Gründen werthvoll. Die verschwenderische Frau hat etwas mehr ausgegeben, als sie ihrem Gatten, der gerade jetzt von Sorgen gedrückt erscheint, gestehen mag; und sie hält es für gestattet, die Hülfe eines edelmüthigen Freundes, der ihr den erbetenen kleinen Dienst mit tausend Freuden leistet, in Anspruch zu nehmen. Eine wahrhaft vornehme Frau würde freilich schwerlich auf diesen Ausweg gerathen; aber es erscheint mir ganz richtig, daß in diesem entscheidenden Falle durch die glänzenden Verhältnisse, in die Leonie gestellt ist, der angeborene Leichtsinn in der Wahl der Mittel durchbricht. Es ist nicht die gefeierte Fürstin Rybnik, es ist die Tochter Villons, die Egon Tornow um ein Darlehn angeht — das alte Vagabundenblut regt sich wieder.

Magda hat sich uns noch immer nicht genähert; wir bleiben in ehrerbietigem Abstande von diesem Mädchen entfernt. Wir fühlen, daß sie etwas mit sich herumschleppt, was sie schwer drückt; wir wissen nicht, was. Magda thut uns leid, und wir wissen nicht, warum. Es ist eine Eigenthümlichkeit Frenzels, daß er uns lange auf das erklärende Wort warten läßt. Was ist das für ein Geheimniß, das an Magdas Lebensfreuden nagt, das ihr den frohen Genuß an den Glücksgütern, mit denen sie gesegnet ist, vergällt und sie vereinsamt?

Nur Einer scheint um dieses Geheimniß ihres Lebens zu wissen, das ist ein gewisser Schling, ein Lump mit Bildung, der allerhand merkwürdige Geschäfte betreibt und in diesem Augenblick dem Maler Kraus Modell steht. Die Gestaltung dieses verbummelten Kerls ist Frenzel meisterlich gelungen. Man sieht diese Mißbildung unsres modernen gesellschaftlichen Lebens, diese wundersame Verschmelzung von Bildung und Verkommenheit, einen typischen Auswuchs unsrer Cultur, leibhaftig vor Augen. Betrachten wir ihn genauer, so erkennen wir auch eine starke Aehnlichkeit zwischen ihm und einem andern Individuum desselben Schlages, dem wir früher einmal irgendwo begegnet sind. Und nun hören wir seine Geschichte. Wir erfahren, daß er der Sohn eines armen Mannes, der Sohn des Portiers im Hause des reichen Wolf Tornow gewesen ist. (Seite 32, Band III.) „Eine Reihe modernster Charaktermasken hat er getragen; er war Volksredner, socialistischer Wahlagitator und stellvertretender Vorsitzender einer Volksbank gewesen, er hatte Hausverkäufe und Wechselgeschäfte vermittelt und sich einige Zeit nicht ohne Glück als Zeitungsreporter versucht." Und nun wissen wir auch, wo wir diesem Gerhard Schling schon begegnet sind: „Fils d'un portier, je remportais tous les prix . . . Tour à tour courtier d'annonces, sténographe, commis voyageur en librairie, secrétaire d'un député du centre, dont je faisais les discours, redacteur en chef, vivant d'expédients, empruntant l'aumône, je suis arrivé à l'âge de quarante ans —" es ist Giboyer in dem Augier'schen Drama „Les Effrontés", der ganz dasselbe Leben durchlebt hat und ganz dieselben Gesinnungen hegt, wie Gerhard Schling in den „Geschwistern". Die Uebereinstimmung zwischen den Beiden ist eine sehr große; und doch wird Frenzel selbst derselben wahrscheinlich nicht gewahr geworden sein. Das gehört vielmehr in das Kapitel der Reminiscenzen, über das ich in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift eingehender gesprochen habe.

Noch eine sehr starke Reminiscenz oder eine merkwürdige geistige Begegnung ist in demselben Bande des Romans zu verzeichnen. Vor dem Schönhauser Thor, in dem kleinen Häuschen, wo Martha Lebrecht wohnt, hat Gustav Kraus zur Feier des Verkaufs seines ersten Bildes ein Künstlerfest veranstaltet, zu dem er auch den Baron Edmund geladen hat. Die alte Martha ist im Besitz einer handschriftlichen Aufzeichnung der verstorbenen Fürstin Rybnik, die über das tragische Ende der unglücklichen Frau Aufschluß giebt. Martha hat die Schriftstücke, die sie sorgsam aufbewahrt hat, hervorgeholt, um sie endlich an diejenige Persönlichkeit gelangen zu lassen, für die sie bestimmt sind. Sie hat sich von dem lauten übermüthigen Feste der Künstlerjugend zurückgezogen. Da wird die Thür leise aufgemacht, Edmund tritt herein. Die alte Frau erschrickt; sie will schreien, sie ruft so laut um Hülfe gegen den Dieb, daß es vielleicht im Atelier gehört wird. Edmund hält ihr gewaltsam den Mund zu, — lange, zu lange, die alte Frau bricht leblos zusammen.

Diese grausige Scene, die Frenzel mit wahrer Kunst in ergreifender

Weise dargestellt hat, findet sich im Wesentlichen genau so in einer wenig bekannten aber meisterhaften Novelle eines im Verborgenen gebliebenen Schriftstellers, der sich Hildebrandt nannte. Die Novelle ist im Jahre 1869 oder 1870 im „Neuen Blatt“ unter dem Titel „Eine Testamentscommission“ erschienen. Wenn Frenzel dieselbe, was ich nicht nur für möglich, sondern sogar für wahrscheinlich halte, nicht gekannt hat, so wird ihn dieser Hinweis auf eine höchst sonderbare Begegnung auf schöpferischem Gebiete interessiren. Im Uebrigen ist diese Scene, die in der Frenzel'schen Darstellung kein Leser ohne fieberhafte Aufregung lesen wird, ganz und gar des Dichters unbestrittenes Eigenthum.

Ausgezeichnet ist auch die Beschreibung der ersten Stunden, die dem Morde und dem Diebstahl folgen; denn Edmund hat die Schriftstücke, in denen er eine Waffe zur Erringung Magda Tornows zu finden hofft, gestohlen. Edmund hat sich unbemerkt davon geschlichen. Den jungen Leuten, die in der Werkstatt die Bowle leeren, singen und lärmen, fällt es nachgerade auf, daß Frau Lebrecht so lange dem Feste fern bleibt. Ada will nachsehen, womit sich die Alte zu schaffen macht. Sie findet die Unglückliche erdrosselt auf dem Boden liegen. Entsetzt ruft sie die Andern herbei. Die Polizei wird benachrichtigt. Vom Mörder ist keine Spur zu entdecken. „Während Ada auf einer Fußbank sitzend in Thränen zerfließt, jeder Tröstung, die bald die Gärtnersfrau, bald Villon an sie richtet, unzugänglich, sich in der Seele anklagend, daß sie die gute Alte überhaupt allein gelassen, Egon und Gustav sich, leise den Schmerz verbeißend, unterreden, haben sich der Arzt, der Polizeilieutenant und ein Constabler an den Tisch gesetzt, um das Protocoll über den Thatbestand und die Aussagen der Nächstbetheiligten aufzunehmen. Bei dem Licht derselben Lampe, die Alles gesehen, aber nicht reden kann. Die übrige, so lustige, so glücklich harmlose Gesellschaft hat sich mit stummem Gruß und Handdruck gegen Gustav entfernt.“ So schließt das zweite Kapitel des dritten Bandes, wohl das glänzendste Zeugniß, das sich die dichterische Kraft Frenzels bisher ausgestellt hat.

Die Wirkung ist eine so starke, daß dadurch das nun Folgende naturgemäß beeinträchtigt werden muß. Frenzel selbst hat es empfunden, daß ihm eine Steigerung hier wohl schwerlich gelingen würde, und seine Klugheit hat ihm einen Ausweg angerathen. Er läßt den Faden seiner Handlung einstweilen fallen und giebt uns nun Kenntniß von den Aufzeichnungen der unglücklichen verstorbenen Fürstin Rybnik. Ich will gern zugeben, daß diese Niederschrift dem klaren Verstande, dem edlen Herzen und der stilistischen Gewandtheit der Verstorbenen alle Ehre macht; aber ich kann nicht umhin, gleichzeitig zu bekennen, daß der Leser die Enttäuschung Edmunds, der in den geraubten Blättern Wissenswerthes über das, was ihm nahegeht, zu finden hofft und nun mit den Lebensschicksalen einer Person vertraut gemacht wird, die ihn kaum noch interessirt, ungefähr theilt. Es hat überhaupt sein Bedenkliches, heut zu Tage noch solche Tagebücher, welche ein Seelenleben

abspiegeln, für den Roman zu verwerthen. Die Form ist seit den Goethe'schen Mustern bis auf Auerbachs „Auf der Höhe" allmählich etwas verbraucht.

Erst gegen den Schluß des dritten Bandes rückt Fritz von Barnim wieder in unsern Gesichtskreis, dem er als der eigentliche Held der Erzählung vielleicht etwas zu lange ferngeblieben ist. Beim Leichenbegängniß der unglücklichen Frau Lebrecht taucht er gelegentlich wieder auf. Er hätte für seine Bedeutung wohl mit größerer Wichtigkeit wieder eingeführt werden sollen. Das Kriegsministerium hat ihn berufen, um seine Ansicht über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Bahn zu hören; und der Offizier a. D. und jetzige Bahnhofsinspector erklärt sich aus strategischen Gründen gegen die Anlage. Auf die Unwahrscheinlichkeit dieses Verhältnisses habe ich schon hingewiesen.

Die Rückkehr Barnims und dessen Begegnung mit den Geschwistern Tornow bringt die in's Stocken gerathene Handlung nun in schnellen Fluß. Egon, der, von dem Gründungsfieber mit ergriffen, das bescheidene Vaterhaus verlassen und einen modernen Prachtbau errichtet hat, dessen Einweihung durch ein großes Fest gefeiert wird, überwirft sich völlig mit Fritz, dem unbequemen Vertreter der Sittlichkeit und Nüchternheit, während Fritz und Magda unter Bedingungen, welche die gesellschaftlichen Rücksichten niederreißen und dem Durchbruch der Leidenschaft freien Lauf lassen, in endlich eingestandener Liebe aneinandergetrieben werden; aber nur auf einen Augenblick, dann wendet sich das schwermüthige und unglückliche Mädchen schaudernd von dem Geliebten ab, wirft einen herzzerreißenden Blick auf ihn und spricht das traurige Wort, das das Geheimniß ihres Lebens endlich löst: „Ich gehöre einem Andern an." Fritz geht, Magda bricht in Thränen zusammen; Ada tröstet sie. Dieser Schluß des dritten Bandes, ich hätte beinahe gesagt, dieser Actschluß ist freilich etwas melodramatisch, aber äußerst wirksam.

Die Offenbarung Magdas, daß ein jugendlicher Fehltritt die Blüthen ihres Lebens zerdrückt hat, kommt uns völlig überraschend. Unsere Phantasie hat für das scheue, abgeschlossene, trübe Wesen des edlen und sympathischen Mädchens nach allen möglichen Erklärungen gesucht. Auf die richtige Spur sind wir nicht gerathen. Alles Erdenkliche hätten wir dem so correct erscheinenden Mädchen eher zugetraut als das, was sie wirklich gethan hat. Um das Maß ihres Unglücks voll zu machen, ist Derjenige, für den sie so viel gethan, daß ihr zu thun nun nichts mehr übrig bleibt, ein gewissen- und ehrloser Mensch, ein Schwindler und Fälscher, der mit Schimpf und Schande von ihrem Vater aus dem Hause gejagt worden ist und sich jetzt, Gott weiß, wo und unter welchen Bedingungen, in der Welt herumtreibt. Aber gerade nun meldet er sich wieder oder läßt seine bevorstehende Ankunft vielmehr durch Gerhard Schling melden.

Nicht blos über Magdas Haupte, auch über dem ihres Bruders ballen

sich die Wolken zusammen. Der wahnsinnige Rausch verfliegt nach und nach, und die katzenjämmerliche Stimmung stellt sich ein. Es zieht ein beunruhigendes Wetter auf, das die Börsenmänner mit geheimem Schrecken erfüllt. Fürst Rybnik ist auf sein Friedberger Schloß zurückgekehrt. Das gescheiterte Eisenbahnunternehmen hat ihn hart an den Abgrund gedrängt; die furchtbaren Aufregungen haben seinen Geist zerrüttet. Die Jesuiten, deren Werkzeug er gewesen ist, wollen nun retten, was noch zu retten ist, und geben ihm einen ihrer Getreuen, einen gewissen Gotthold Demuth bei, der den Baron Edmund verdrängt und bald allmächtiger Herr im Hause ist. Frenzel glaubt offenbar an eine weit verzweigte Verschwörung der Jesuiten, an einen großen Geheimbund, der Diener besoldet, geheime Agenten unterhält und dergleichen. Es wäre gar wohlfeil, das als Ammenmärchen zu verspotten, vielleicht aber nicht ganz berechtigt. Da endlich entladet sich das drohende Gewitter mit dem furchtbaren Wiener Krach. Und fast gleichzeitig, im Mai des Jahres 1873, führt die Regierung den ersten Schlag gegen die aufsässige Kirche. Fürst Rybnik bricht zusammen; sein Geist wird oft von finsterm Wahnsinn umnachtet. Da erhält er noch obenein von unbekannter Hand jene Blätter, die seine erste Frau in den trostlosen Stunden ihres Alleinseins niedergeschrieben hat — eine fürchterliche, niederschmetternde Anklage gegen ihn, dessen grausame Lieblosigkeit das arme Weib in den Tod getrieben hat. Der Absender ist natürlich Edmund, der sich für die Schmach, die er im fürstlichen Hause durch seine rücksichtslose Beseitigung erlitten hat, grausam rächen will.

Hier kann ich Frenzel den Vorwurf, sich einer starken Unwahrscheinlichkeit schuldig gemacht zu haben, nicht ersparen. Man rächt sich doch nicht mit einer Waffe, die tödtlich auf den, der sie führt, zurückfallen muß. In einem Romane wie diesem, der dem Anspruche, ein Bild unseres Lebens zu sein, in hohem Maße genügt, sollte nichts erzählt werden, was nach gewöhnlicher Auffassung gegen alles Vernünftige und Natürliche verstößt. Edmund ist der Mörder der Frau Lebrecht, auf den die Polizei fahndet. Es ist nur ein einziger Gegenstand da, welcher den Zusammenhang zwischen ihm und dem Morde nachweisen könnte, und das sind eben jene Blätter der verstorbenen Fürstin. Sie sind werthlos für ihn. Das Nächstliegende, das einzig Mögliche ist, daß er diese Blätter, die auf die Spur führen können, sofort vernichtet — er bewahrt sie nicht nur, er giebt sie sogar aus den Händen, lediglich, um wegen einer erduldeten Unbill einem alters- und geistesschwachen Mann einen Schabernack zu spielen. Das erscheint mir in dieser Erzählung nicht zulässig.

Uebrigens erreicht Edmund seinen Zweck, daß er den halb verrückten Greis noch verrückter macht. Der Fürst bescheidet Fritz von Barnim zu sich; er will ihm Kenntniß von den Klagen der verstorbenen Fürstin und von seiner eigenen Schuld geben; aber bevor ihm dies gelungen, nimmt Fritz die traurigen Blätter und thut damit, was von rechtswegen Edmund hätte thun sollen: er wirft sie in's Feuer. Die ergreifende Scene aus dem „Roman d'un jeune homme pauvre“ erneuert sich.

Auf die geschickte Lösung der kunstvoll geschlungenen Fäden will ich nur noch mit einigen Worten hinweisen. Ich will dem Dichter nicht mehr nacherzählen, wie der alte Fürst sein jämmerliches Leben beschließt; wie Edmund von fürchterlicher Angst, als Mörder entdeckt zu werden, gefoltert, mit einem neuen Verbrechen vom Schauplatz verschwindet, man weiß nicht, ob er untergeht oder nicht; wie durch den Tod des Verführers Magdas das einzige Hinderniß, das ihrer Vereinigung mit dem liebenden und geliebten Fritz von Barnim im Wege stand, weggeräumt wird, und wie auch Egon Tornow die treue Seele und hingebende Liebe Adas erkennt und mit ihr sich für das Leben verbindet; wie zu guterletzt die elegante Fürstin gut und logisch als Betschwester endet, oder wie Frenzel sagt, „mit der Gottheit unbewußt Komödie spielt."

Frenzels Roman ist nicht ohne Fehler, aber er besitzt glänzende Eigenschaften; es ist ein gut geschriebenes anregendes Buch, das Werk eines sorgsamen, ernsthaft arbeitenden Schriftstellers, das ohne Hast und mit künstlerischem Bedacht zu Ende geführt ist. In Ermangelung eines richtigen jungen Mädchens, wie es sein soll — von dem etwas conventionellen Backfisch, der Commerzienrathstochter Clarissa, ist nicht viel zu reden — besitzt die im Dämmerschein gehaltene Figur der Magda einen eigenartigen und wehmüthigen Reiz. Ihr Bruder tritt aus dem Gewöhnlichen nicht heraus. Er ist der junge anständige und gebildete Kaufmann mit vortrefflichen Eigenschaften und einigen Fehlern, wie sie den normalen jungen Leuten eben eigen sind. Viel bedeutender und tiefer angelegt ist Fritz von Barnim, von dem wir nur bedauern, daß er während der Hälfte der Erzählung zur Disposition gestellt wird. Eine eigenthümliche und kühne Idee ist es, den Helden der Erzählung zum Bahnhofsinspector gemacht zu haben. Behüte mich der Himmel, den Bahnhofsinspectoren Unverbindliches nachzusagen. Es sind höfliche, zuvorkommende, umsichtige, gebildete Leute, oft frühere Offiziere, die tapfer gefochten und sich das eiserne Kreuz geholt haben. Aber ein Bahnhofsinspector mit der rothen Mütze als poetischer Bahnhofsinspector — man muß sich erst daran gewöhnen. Sehr fein ausgeführt ist Edmund, dessen Niedergang durch das Streberthum vom charakterlosen Gesellschaftsmenschen zum Verbrecher in folgerichtiger Weise veranschaulicht wird. Ada ist das rothhaarige Naturkind, Gustav Kraus der junge Maler und Kronheim der Commerzienrath, wie sie im Buche stehen, — nicht mehr und nicht weniger. Recht liebenswürdig ist das Hausmütterchen Martha Lebrecht, eine Putlitz'sche Figur, wie sie die Frieb darstellen würde; aber vielleicht würde sich die Frieb doch über die Rolle beklagen, weil sie nicht bedeutend genug ist. Unter den episodischen Gestalten ist bei weitem die interessanteste die des verkommenen und gebildeten Schling, aber auch der urkräftige Simson und der jesuitische Demuth sind ganz vortrefflich gezeichnet.

Das Buch ist in gutem, reinem, leichtflüssigem und gebildetem Deutsch geschrieben. Mein Sprachgefühl ist nur ein einziges Mal verletzt worden,

und zwar durch die abscheuliche Neubildung „Jetztzeit“, — ein niederträchtiges Wort, das ein Schriftsteller wie Frenzel, der sich für die Schönheit unserer Sprache einen empfänglichen Sinn bewahrt hat, nicht anwenden sollte. Sonst läßt sich Frenzel wohl kaum eine sprachliche Sünde zu Schulden kommen, man könnte ihm vielmehr den Vorwurf machen, daß seine Personen bisweilen in gar zu glattem, akademisch gefeiltem Deutsch sich ausdrücken und zu wohlgesetzte Reden halten. Man kann indessen von ihm sagen, was Frenzel selbst von Barnim sagt: „Er bemüht sich nicht, die Unterhaltung künstlich zu erhöhen, aber unter seiner Behandlung gewinnen alle die kleinen Fragen, Bemerkungen, Scherze und Anekdoten, wenn nicht an Inhalt, doch an Form; es sind Kiesel, die sein Geist gleichsam zu Diamanten schleift.“

Gebildet sind alle die Leute, mit denen wir in der Erzählung zusammen treffen. Namentlich wissen sie in der klassischen Dichtung sehr genau Bescheid. Was diese kleine Clarissa alles in ihrem Briefe anführt! Julia, Shylock, Tubal, Uriel Acosta und ich weiß nicht, wen noch! Das junge Mädchen geht offenbar zu viel in's Schauspielhaus; und sie hat's doch eigentlich gar nicht nöthig, wie wir andern Leute, die darüber schreiben müssen. Auch die Künstler und Schriftsteller der Gegenwart, nicht der „Jetztzeit“, sind den Frenzel'schen Geschöpfen sehr gut bekannt. Auf Reinhold Begas wird handgreiflich hingewiesen, Ludwig Knaus und Gustav Richter, Paul Heyse und Ludwig Pietsch in der „Vossischen Zeitung“, werden mit vollem Namen genannt. Ich weiß, daß gewisse Kritiker das als einen Fehler rügen, als eine ungeschickte Nachahmung des französischen Naturalismus, als photographische Wiedergabe, welche die freien Linien des von der schöpferischen Phantasie entworfenen Gemäldes stört. Ich besitze für diese Art von Kritik nicht das geringste Verständniß. Wenn ich in einem Buche, das in dem modernen Deutschland spielt, von einem berühmten Maler „Hans Frei“ lese, so stört mich das, weil ich von diesem berühmten Manne nie etwas gehört habe; wird mir Lenbach oder Gustav Richter genannt, so heimelt es mich an, und ich weiß Bescheid.

Merkwürdig, aber durchaus nicht unangenehm berührt es, wenn Frenzel wie er es häufig thut, bei der Schilderung plötzlich aus dem Imperfect in das erzählende Präsens verfällt; ich glaube nur, daß er diesen Kunstgriff etwas zu oft anwendet.

Frenzel hat seit seinem ersten Auftreten als erzählender Dichter stete Fortschritte gemacht, und sein neuster Roman, „die Geschwister“ ist, wie ich schon zum Beginn sagte, ohne Zweifel sein reifstes und gelungenstes Werk. Trotz der vier Bände, die zunächst erschrecken, erlahmt die Theilnahme des Lesers nicht einen Augenblick, und wenn wir an der letzten Seite der Dichtung angelangt sind, so scheiden wir von dem Buche mit Bedauern; Clarissa Kronheim würde nicht verfehlen, dieses Gefühl in den Worten wiederzugeben:

„Ich hätte gern nur immer fortgewacht!“

Illustrirte Bibliographie.

Ihrem schönen Prachtwerke *Die Nordlandsfahrten*, das nun in Bälde abgeschlossen vorliegen wird, läßt die Verlagsbuchhandlung von *Ferdinand Hirt und Sohn* in *Leipzig* ein neues folgen, das, wie sich schon aus dem Titel schließen läßt, seinem Inhalte nach eine theilweise Ergänzung des ersten bildet.

Du Chaillu's *Im Lande der Mitternachtssonne* behandelt in der That Land und Leute des nördlichen Scandinaviens. Schweden und Norwegen ist lange genug ein ziemlich stiller Erdwinkel geblieben, von dem Europa, nachdem die großen Völkerstürmer des Nordens zu kläglichem Ende vorübergerauscht, wenig mehr zu vernehmen gewohnt war. Zur Zeit der Romantiker tönte zwar bisweilen ein Lied über



Aus Du Chaillus „Im Lande der Mitternachtssonne“. Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn.

den Sund herüber, dem man gerne lauschte, aber das war auch ziemlich alles. Die dichterische Kraft des Liedes war weder reichlich noch außerordentlich, und die bildenden Künstler mußten den ungastlichen Boden der armen Heimath meiden, sich inmitten reicherer Völker niederlassen und gingen so dem Ruhme ihres Vaterlands verloren. Noch heute leben die meisten der bedeutendsten Maler und Bildhauer Scandinaviens im Auslande; und wie wir Deutschen beispielshalber gewohnt sind, einen Gude oder Helmquist den

Unseren zuzurechnen, so hat es überhaupt bei der Zerstreuung, worin Jene leben, daran gefehlt, daß ihre Kunst eigentlich nationalen Stempel getragen hätte.

Und wie mit der Kunst, so war es auch mit dem Uebrigen. Schweden und Norwegen waren für den Ausländer eigentlich nur räumliche, ziemlich undeutliche Begriffe, über die man kaum etwas eigenthümliches von Werth anzugeben wußte.

Neuerdings — es ist kaum länger als ein Jahrzehnt her — ist das anders geworden. Es sei hier nicht daran erinnert, daß seitdem die skandinavische Literatur einen bemerkenswerthen Aufschwung genommen, den auch das deutsche Publikum mit dem gewohnten weltbürgerlichen Interesse verfolgt hat. Das Land selbst hat an Beachtung gewonnen. Der Deutsche strebt nun einmal in das Weite und glaubt seines Lebens erst recht froh werden zu können, wenn er die heimische Scholle möglichst fern hinter sich läßt. Da ist denn auch dem Norden die Verbesserung der Verkehrsmittel zu gute gekommen, und von den deutschen Sommervögeln, die alljährlich die Grenzen überschreiten, haben sich ihm starke Züge zugewendet.

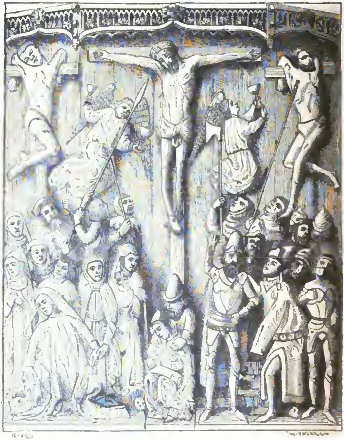
Den Ersten, die dorthin gelangten, bot ihr Reiseziel den Reiz des beinahe Neuentdeckten. Sie fanden stellenweise noch ziemlich urwüchsige Zustände vor. Wie der Zufluß wuchs, in demselben Maße nahm auch diese Eigenthümlichkeit ab; aber eben so wurde auch das Reisen bequemer, und der Vorzüge behielt das Land immer noch genug. Großartige Naturschönheiten, unzerstörbar durch die gedankenlose Reisewuth, vereinigten sich hier zu seltenem Zusammenwirken. Ein Alpenland von erhabener Bildung, Binnenwasser in reichlichem Maße, und vor Allem als Rahmen, wie ihn sonst kaum ein Gebirgsland besitzt, die See. Dazu kommen Culturzustände, die sich allein schon unter dem Zwange des Klimas zu großer Eigenthümlichkeit hatten ausbilden müssen, und eine Bevölkerung, die sich nicht nur gefällig darstellt, sondern auch allein durch ihre Zusammensetzung merkwürdig erscheint. Jeder, der nach Scandinavien gekommen ist, hat so die angenehmsten und fruchtbarsten Erinnerungen mit heimgebracht.

So ist es denn nicht anders als natürlich, daß wir Deutschen für Alles, was den skandinavischen Norden angeht, eine lebhafte Theilnahme empfinden. Und ein deutliches Zeichen dieses Umstandes ist es, daß unsere Litteratur sich gegenwärtig häufiger mit demselben beschäftigt. Freilich ist dieselbe immer noch nicht so reichlich, wie man eigentlich dem Gegenstande nach erwarten sollte; aber erfreuliche Anfänge sind doch schon gemacht worden.

Das vorliegende Buch ist ein Lehnwerk: eine Uebersetzung aus dem Englischen. Schicken wir gleich voraus, daß die Uebersetzung eine gute ist: die Sprache liest sich leicht und flüssig und scheint dem Urtexte fehlerlos nachgearbeitet zu sein. Als Verfasser der Uebersetzung nennt der Titel A. Helms. Du Chaillu, der Verfasser des englischen Textes, ist als Reiseschriftsteller ja bekannt genug und rechtfertigt auch in diesem Buche die Erwartungen, die sein bloßer Name erweckt. Sein Werk ist die Frucht langjährigen Aufenthaltes in Schweden und Norwegen, das er kreuz und quer, Winters und Sommers durchstreift hat, und das er zu kennen scheint wie sonst kaum ein Ausländer. Er erzählt angenehm und schildert anschaulich, wie ein Mann, der seinen Stoff vollkommen beherrscht.

Die Anordnung desselben ist ziemlich einfach — ist sie doch durch die Sache selbst gegeben! Der vorliegende erste Halbband bringt zunächst die unumgänglichen Allgemeinheiten, die die Einleitung jeder derartigen Schrift bilden müssen. Darauf folgen ehr ansprechende Schilderungen über Gebiete, die vielfach bekannt sind: Stockholm und das südliche Schweden, und jenen König, dessen dichterische Neigungen bisweilen die Neugier Europas beschäftigt haben. Und dann wendet sich der Verfasser sofort nach dem Norden Schwedens, jener seltsamen Gegend', welche die Phantasie so angenehm beschäftigt, einer Gegend mit unendlich langen Nächten und eben so 'unendlich langen Tagen, welche die einen in die andern zu verfließen scheinen, während die Sonne am

Wintermittag genau so am Horizonte hinschleicht wie in der Sommermitternacht. Es ist eigentlich nicht recht zu begreifen, welchen Reiz gerade diese Erscheinung auf die Fremden ausübt; denn sie muß doch auf den ihrer Ungewohnten einen nerven-erregenden, beinahe peinigenden Eindruck machen, und man kann sich eigentlich kaum



Aus Du Chaillus „Im Lande der Mitternachtssonne". Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn.

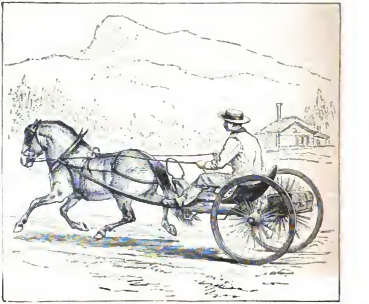
vorstellen, wie z. B. der tiefe Schlaf der Natur am lichten Tage anders wirken soll als ein scheinbar ganz unvernünftiges Ding.

Glücklicherweise bieten jene Gegenden auch noch sonst des Wissenswerthen genug. Die Landschaft erscheint schon durch ihre Einsamkeit großartig, und ihre Bewohner, als die einzigen Nomaden Europas, fesseln die Aufmerksamkeit in noch höherem Grade. Du Chaillu hat es sich nicht verdrießen lassen, ihr Leben mitzuleben, um ihr Wesen und ihre Daseinsbedingungen kennen zu lernen. Diese Capitel, die den Finnen und Lappländern gewidmet sind, gehören zu den interessantesten des Buches.



Aus Du Chaillus „Im Lande der Mitternachtssonne“. Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn.

Vom Nordcap wendet der Reisende sich westwärts und verfolgt die Küste Skandinaviens auf der norwegischen Seite bis nach Bergen. Dieser alten Hansastadt ist wiederum ein eigener Abschnitt eingeräumt, und die Schilderung derselben, obschon natürlich wenig mehr als eine Skizze, giebt ein lebhaftes Bild dieses sonderbaren Gemeinwesens, in dem so viel des Alten sich erhalten hat, welches sich nun mit dem neuen Wesen des ganz modernen Handelsplatzes stößt, daß man fortwährend zwischen den überraschendsten Gegensätzen wandelt. Du Chaillu hebt sie als die kennzeichnenden Punkte sehr geschickt hervor; wie man ihm denn überhaupt das Zeugniß schuldig ist, daß er mit entschiedener Kunst schildert. Auch die kleinen persönlichen Erlebnisse weiß er dankbar zu verwerthen, so daß sie bald den Leser zerstreuen, wenn er müde zu



Aus Du Chaillus „Im Lande der Mitternachtssonne". Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

werden beginnt, bald seine Aufmerksamkeit für den Gang der Darstellung schärfen. In diesem Punete könnte mancher von dem Ausländer lernen.

Den Schluß dieses Bandes bildet eine Darstellung der Natur des Landes und die Geschichte derselben. Der Geologie ist eine sehr breite Darstellung gewidmet, dann folgen Capitel über die Eiszeit und über ihre Ueberreste, die Gletscher, über das Wandern der Gletscher und über die Fjorde, worein sie münden. Alles das ist natürlich nicht so trocken behandelt, wie es in dieser dürftigen Aufzeichnung erscheint, sondern entsprechend dem Uebrigen auch für verwöhnten Geschmack mundgerecht gemacht.

So viel ist bis jetzt erschienen. Von dem, was noch aussteht, möchten wir gern eine kurze Andeutung geben, aber leider kann man sich aus dem Prospecte nicht ganz klar vernehmen. Der Verfasser hat die Wichtigkeit des Titels — wie ja auch schon der glückliche Gesammttitel beweist — von Grund aus begriffen, und so bietet denn das Inhaltsverzeichniß eine lange Reihe von Ueberschriften, von denen eine immer ver-

lockender klingt wie die andere, bei denen man aber nur in seltenen Fällen errathen kann, worauf sie eigentlich deuten. Nur so viel ist klar, daß der Rest der ersten



Aus Du Chaillus „Im Lande der Mitternachtssonne". Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Abtheilung sich ferner mit Norwegen zu beschäftigen scheint, um hierauf zu der Geschichte des Landes überzugehen. Und in der zweiten wird der Gang der Wanderung

vollends unklar; sie scheint sich nach dem Norden zurückzuwenden und dann in Schweden zu endigen. Jedenfalls befinden sich in diesem Theile die Schilderungen der schwedischen Wasserlandschaften, welche bekanntlich das bevorzugte Reiseziel der Nordlandsfahrer sind.

Das ganze Werk ist auf vierundzwanzig Lieferungen berechnet und wird nach seiner Vollendung vier recht ansehnliche Bände füllen. Das Format desselben ist nicht das gewöhnliche unhandliche, unbehagliche Quart der meisten Prachtwerke, sondern ein Hochoctav von mäßigem Umfange, welches den Gedanken wenigstens nicht von vornherein ausschließt, daß man das Buch später auch wird halten können. Das ist um so erfreulicher, als der Text wirklich gelesen zu werden verdient — wogegen ein Quartband, für den man erst einen ganzen Tisch abräumen muß, um ihn aufschlagen zu können, schon das Durchblättern zu einer beinahe mühsamen Arbeit macht. Die Ausstattung des Buches ist eine gute. Das Papier ist stark, der Druck groß, die Holzschnitte so zahlreich, wie gewöhnlich. Der Prospect verspricht ihrer etwa zweihundert, außerdem achtundvierzig Tonbilder, eine große Ansicht von Stockholm auf einem Doppelblatt und eine Karte. Diese ist bereits erschienen und ist entschieden zu loben. Auch der kleine Nebenumstand, daß die Verlagshandlung, um die Kosten eines zweiten Stichs zu ersparen, die englischen Namen der Urplatte beibehalten hat, hat ihren Werth nicht vermindert. Die Abweichungen gegen das Deutsche sind so gering, daß Mißverständnisse so gut wie unmöglich sind, und in den ungewohnten Eindruck, den die fremde Sprache macht, findet man sich rasch. Wir Deutschen haben ja gerade darin, leider Gottes! ein so unzerstörbares Aneignungsvermögen. Die Ausführung der Illustrationen und Holzschnitte ist eine recht gute. Dieselben sind nicht gerade mit raffinirter Kunst geschnitten, indeß befriedigen sie durchaus jeden Anspruch und sind häufig schön. Die Illustrationen selbst sind offenbar zum großen Theile nach Photographieen gearbeitet und zeigen den Mangel — eine gewisse Starrheit — und den Vorzug dieser Methode — die unfehlbare Treue — mit bekannter Deutlichkeit. Geschickt angewendet empfiehlt sich die Photographie für manche Fälle ganz entschieden: vor Allem die Volkstypen würde ein Maler vielleicht doch nicht mit der selbstlosen Unbefangenheit wiedergeben können, wie die Glasplatte, die wohl empfindet, aber nicht sieht. Außer diesen Photographien befinden sich indeß auch Blätter in dem Buche, die nach dem Skizzenbuche eines Künstlers, und offenbar gar keines Schlechten gezeichnet sein müssen. Die Wiedergabe ist eine sehr bescheidene gewesen, die wohl beinahe Alles von dem ersten Eindrucke, worunter die Skizzen entstanden, erhalten hat, und so tritt einem ziemlich frisch die Individualität eines Künstlers gegenüber, der scharf genug beobachtet, und welcher daher seinen Stoff häufig mit erfreulicher Ueberlegenheit behandelt. Diese leicht humoristischen Blätter sind ganz vorzüglich.

Abbé Galiani. L'abbé Galiani. Correspondance avec Madame d'Epinay, Madame Necker etc., avec une étude sur la vie et les oeuvres de Galiani par Lucien Perey et Gaston Maugras. Paris, Calmann Lévy, 2 vols.

Es sind über hundert Jahre vergangen, seitdem die, jetzt veröffentlichten, Briefe geschrieben worden sind, große Staatsumwälzungen und Völkerkriege sind über Frankreich gezogen und haben, wie mit einer Pflugschar, das Terrain durchfurcht, auf dem die kleinen Blumen der Beredtsamkeit und des Witzes emporgewachsen sind, welche in der Galiani'schen Correspondenz uns entgegenduften.

Obgleich die Gesellschaft verschwunden ist, deren Interessen den Gegenstand dieses Briefwechsels ausmachen, so hat die jetzige Veröffentlichung desselben in seiner unverfälschten Form doch einen an Begeisterung streifenden Beifall Seitens der Kritik und des Publicums hervorgerufen, nicht nur in dem Geburtslande Galianis, Italien, sondern noch mehr in seinem Adoptivvaterlande, Frankreich. Die erste Auflage des Werkes

war in drei Wochen vergriffen, und in allen Kreisen der Pariser Gesellschaft war Galiani — etwa ebenso lange — Lieblingsthema der Conversation. Der Grund dieses Erfolges liegt wohl darin, daß den Franzosen — trotz der absorbirenden Politik — der Hang zur Conversation, die Freude an dem harmlosen Geplauder geblieben ist. Causer c'est amuser autrui en s'amusant soi-même. Ein solches harmloses Geplauder, das ganz absichtslos mitunter auch die höchsten Probleme der Menschheit in geistreicher Weise berührt, — ein solches Geplauder enthalten die Galiani'schen Briefe und die mitunter eingeschalteten Antworten der Adressaten in reichstem Maße. Daß auch hier und da ein frivoles Wort mit durchschlüpft, ist bei der damaligen Ungezwungenheit im geselligen Verkehre natürlich und choquirt nicht.

In einer vortrefflichen Einleitung wird der Leser mit den Lebensverhältnissen Galianis bekannt gemacht.

Galiani, kein geistlicher, sondern ein sehr weltlicher Abt, wurde 1728 in Neapel geboren, und verlebte den größten Theil seiner Jugend im Palaste und unter dem Schutze seines Onkels, des hochangesehenen Monsignore Celestin Galiani, Erzbischofs von Tarent und ersten Almosenier des Königs Carls III. von Sicilien. Er widmete sich dem Studium der Rechts- und Cameralwissenschaften und veröffentlichte im ersten Jünglingsalter eine Abhandlung „über den Zustand des Münzwesens zur Zeit des trojanischen Krieges", welche allgemeines Aufsehen erregte. Als er diese Schrift einer gelehrten Körperschaft, der Akademie dei Emuli, überreichte, fügte er eine Abhandlung über die „platonische Liebe" bei, — ein Beweis der Vielseitigkeit und Gewandtheit seines Geistes.

Seine ganze Kraft entfaltete dieser Geist erst, als 1759 Galiani, zum Botschafts-secretär Neapels ernannt, nach Paris kam. Dort sehen wir ihn in kurzer Zeit in nahes, freundschaftliches Verhältniß zu den, in den Pariser Salons den Ton angebenden Personen — Madame d'Epinay, Madame Geoffrie, Madame de Necker, Diderot, Grimm, Holbach, dem Baron von Gleichen treten. Bald war der kleine Abbé — er war von auffallend kleiner Statur — der Liebling der Pariser Gesellschaft. Seine Witzworte machten rasch die Runde, sobald sie seinem beredten Munde entflohen waren. Die Herzogin von Choiseul war so sehr von ihm eingenommen, daß sie, als einst von ihm die Rede war, ausrief: „En France, nous avons de l'esprit en petite monnaie; en Italie, ils l'ont en lingot". „Wenn Galiani eintritt," schreibt Diderot bei der Schilderung des Salons der Madame d'Epinay auf ihrem Landhause, der Chevrette, — „so kommt mit ihm Frohsinn, Phantasie, Geist, Narrheit, Scherz, überhaupt Alles, was uns die Mühen dieses Lebens vergessen läßt." — „Er ist uner-schöpflich an witzigen Bemerkungen und Einfällen." — „Wenn Galianis beim Händler zu kaufen wären, so würde sich wohl Jeder ein Exemplar gern mit auf's Land hinausnehmen" 2c.

Die Mehrzahl der hier vorliegenden Briefe ist an Madame d'Epinay gerichtet. Der Ton, in dem sie geschrieben, ist ein so freier, und der Inhalt oft so privater Natur, daß in dem Leser der Verdacht großer Intimität zwischen den Correspondenten unwillkürlich aufsteigt. Die Herausgeber versichern uns aber, daß das Verhältniß ein rein freundschaftliches geblieben ist — im 18. Jahrhundert eine bemerkenswerthe Selten-heit, um so bemerkenswerther, als Madame d'Epinay unglücklich verheirathet war, an einen ausnehmend frivolen und leichtsinnigen Mann, von dem Diderot sagt, er habe zwei Millionen vergeudet, ohne ein vernünftiges Wort gesprochen und eine vernünftige That vollbracht zu haben.

Ueber alle Persönlichkeiten, welche in der Correspondenz vorkommen, findet der Leser am Fuße der betreffenden Seite sehr lehrreiche Anmerkungen, in denen nicht nur biographische Daten, sondern auch eine Charakteristik geliefert wird. An einigen Stellen finden sich höchst amüsante Anekdoten, welche den Betreffenden in das rechte Licht setzen, aufgenommen. Diese Anmerkungen, Beweis großen Fleißes und großer

Belesenheit der Herausgeber, bilden gewissermaßen ein Galiani'sches Brief-Dictionnaire, in dem auch der erfahrenste Historiker Neues finden wird.)

Die geselligen Zerstreuungen, welche Paris — ce grand café de l'Europe, wie es Galiani nannte — darbot, hielten ihn von ernsteren Beschäftigungen nicht ab.

Es ist ein Verdienst der jetzt vorliegenden vollständigen Sammlung seiner Privatbriefe, daß Galiani darin nicht nur als der geistreiche witzige causeur, als der galante Lebemann erscheint, wie ihn die Tradition uns schildert, sondern daß wir ihn auch als einen hervorragenden Nationalökonomen und als einen, mit ungewöhnlichem Scharfsinn begabten Staatsmann kennen und würdigen lernen.

Die Nationalökonomie war von seiner Jugend an sein Lieblingsstudium gewesen. Auf der oben erwähnten Abhandlung über das Münzwesen zur Zeit des Trojanischen Krieges war bald ein größeres Werk „über das Münzwesen" (überhaupt) — gefolgt. Während seines Pariser Aufenthaltes schrieb Galiani seine berühmten „Gespräche über die Korngesetze" (Dialogues sur les blés). (Wie verlautet, beabsichtigen die Herausgeber der Correspondenz einen Wiederabdruck der längst vergriffenen Dialogues zu veranlassen.) Er trat in diesen sehr pikanten, an Paradoxen reichen Abhandlungen der damals allgemein beliebten, von der Regierung protegirten Lehre der Ekonomisten entgegen, indem er die Gefahren aufdeckte, welche die ungehinderte Kornausfuhr für Frankreich herbeiführen würde. Er verlangte kein Ausfuhrverbot, aber einen hohen Schutzzoll. Für Frankreich war diese Frage eine überaus wichtige. Sie hatte zu verschiedenen Malen Volksaufstände zur Folge gehabt, indem die schwankende Haltung der Regierung, welche der Speculation Thür und Thor öffnete, nicht nur die Preise des Brotes, sondern auch die aller übrigen Lebensmittel von Zeit zu Zeit auf's Höchste hinaufgeschraubt hatte.

Die Schrift, in London anonym gedruckt, entzückte Voltaire so sehr, daß er ausrief: „Es scheinen sich Plato und Molière vereinigt zu haben, um dieses Werk zu verfassen."

Die französische Regierung empfand die darin enthaltene Kritik ihrer Maßregeln sehr bitter und beauftragte den Abbé Morellet mit der Widerlegung der Galianischen Schrift. Nichts Amüsanteres kann man lesen, als die Art und Weise, wie sich Galiani in seinen Briefen über diese Morellet'schen Widerlegungsversuche, welche auf's Kläglichste fiasco machten, lustig macht.

Galiani hatte, als seine „Gespräche" erschienen, zu seinem Schmerze schon Paris verlassen, und war als Rath in dem obersten Handelsgerichte in Neapel eingetreten. Seine Abberufung war ein Opfer, welches er seinem Vaterlande brachte. Es ist hier nöthig, auf die diplomatische Thätigkeit Galianis etwas näher einzugehen. Als Botschafter Neapels fungirte, bei Galianis Ankunft in Paris, der Graf de Cantillana, ein „Castilianer, der in dem Detail der Etikette unterging und sich um die neapolitanischen Interessen keinen Deut kümmerte". Seine Instructionen empfing er viel mehr von seinen spanischen Collegen in Paris, als von dem Ministerium in Neapel. Allerdings war es der spanische Wille, der durch Carl III. von Spanien auch auf dem Throne Neapels entschied, welchen Carls Sohn Ferdinand pro forma einnahm.

Dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Tanucci in Neapel lag es bei dieser Sachlage daran, in Paris neben seinem, dem spanischen Einflusse zu sehr folgsamen Botschafter einen zuverlässigen Diplomaten zu haben, der auch für die Interessen Neapels ein Herz hätte. Zu diesem Posten hatte er Galiani auserwählt und ihm bei seiner Ernennung zur Pflicht gemacht, ihm direct, mit Umgehung des Botschafters, fortdauernd über alle wichtigen Vorkommnisse zu berichten. (Diese Correspondenz, meist politischer Natur, befindet sich ebenfalls im Besitze der Herausgeber, welche die Uebersetzung derselben aus dem Italienischen in's Französische betreiben und eine baldige Veröffentlichung derselben in Aussicht stellen.

Während einer längeren Abwesenheit des Botschafters fungirte Galiani als selbst-

ständiger Geschäftsträger Neapels. In diese Zeit fielen die Unterhandlungen Frankreichs mit Spanien und Neapel wegen des Bourbonischen Familien-Pacts. Tanucci war diesem Vertrage durchaus abhold und es war ganz in seinem Sinne, daß auch Galiani bei geeigneter Gelegenheit sich dagegen aussprach. Als indessen Neapel endlich dem vereinigten Gewichte Frankreichs und Spaniens weichen mußte, verlangte und erreichte der Herzog von Choiseul, Frankreichs auswärtiger Minister, Galianis Abberufung. Der Schmerz, welchen Letzterer hierüber empfand, ist auf's Rührendste in seinem, an d'Alembert gerichteten Briefe (pag. XLVII) ausgedrückt.

In seine Heimath zurückgekehrt, wurde Galiani von dem Ministerium, für welches er sich in die Bresche gestellt hatte, auf's Ehrenvollste behandelt. Sein Gehalt wurde doppelt so hoch normirt, wie der Posten sonst dotirt war, und auch im Uebrigen suchte die Regierung und der König Ferdinand selbst den berühmten Staatsmann zu ehren und für die erlittene Unbill zu entschädigen. Von der Zeit seiner Abberufung aus Paris, Frühling 1769, beginnen die interessantesten Briefe der Sammlung und gehen bis zum 18. October 1787.

Galianis Glanzperiode war sein Pariser Aufenthalt. Er kam in seinem Vaterlande noch zu hohen Ehren, vereinigte mannigfache Aemter, die sämmtlich gut salarirt waren, in seiner Person, war auch fortdauernd literarisch thätig, ein von ihm verfaßtes Libretto, „Der eingebildete Sokrates," wurde von Paesiello in Musik gesetzt und auf allen Bühnen Italiens und der Hauptstädte des Auslandes mit Erfolg aufgeführt; aber zu einer rechten Heiterkeit scheint Galiani nicht mehr gekommen zu sein. Er behielt das Heimweh nach Paris bis zu seinem Lebensende, welches am 30. October 1787 eintrat. Er starb an der Wassersucht, die seine Kräfte bis auf's Aeußerste erschöpft hatte. Sein Grabmal, in der Coelestinerkirche zu Neapel ist noch heutigen Tages daselbst vorhanden, zur Seite desjenigen seines Onkels, des Erzbischofs Celestin.

Karl Hillebrand. Zeiten, Völker und Menschen. 6. Band. Auch unter dem Titel: Zeitgenossen und Zeitgenössisches. 8. 400 S. Berlin, 1882, R. Oppenheim.

Karl Hillebrand ist ein anerkannter Meister des Essays. Großartige Bildung, Originalität des Denkens und feines literarisches Formgefühl befähigen ihn vor einer Mehrzahl für die Gattung. Dabei kommt ihm noch im hohen Grade seine Vertrautheit mit dem Geiste der vier leitenden Naturvölker zu statten. Der vorliegende Band seiner Essays, denen wir bereits in Zeitschriften begegnet sind, giebt von Neuem Kunde von den Eigenthümlichkeiten seines Verfassers, von seinen Schwächen, zu denen wir in erster Linie eine nicht selten hervortretende absprechende Art von Allwissenheit zählen. Aber wo fehlte dem Lichte jemals der Schatten, und besonders bei solcher Lichtfülle! Als die werthvollsten Theile des Bandes betrachten wir die Abschnitte: „Sainte Beuve" und „das belgische Experiment". Im Uebrigen enthält er: „Guizot im Privatleben" — „Philaret Chasles" — „Ernest Bersot" — „Graf Circourt" — „Eine ostindische Laufbahn" — „Ein englischer Journalist (Gallenga)" — „Antonio Panizzi" — „Settembrinis' Denkwürdigkeiten" — „Giuseppe Pasolini" — „Deutsche Stimmungen und Verstimmungen" — „Halbbildung und Gymnasialreform". — Das sonst gutausgestattete Buch ist voll von Druckfehlern.

H. Ehrlich. Die Musik-Aesthetik in ihrer Entwicklung von Kant bis auf die Gegenwart. Ein Grundriß. 8. IV und 186 S. Leipzig, 1882, Leuckart.

Diesem neuen Werke unseres hochgeschätzten Mitarbeiters und Freundes möchten wir das ihm nach unserer Meinung gebührende warme Lob nicht deshalb vorenthalten, weil sein Verfasser zu unserer Monatsschrift in regelmäßiger Beziehung steht. Das hieße ihm und unseren Lesern zu nahe treten. So möge hier ein Theil dessen eine Stätte finden, was der treffliche Musikkritiker der „H. N.", Riccius, von Ehrlichs Buch zu sagen hat. „Es trägt dazu bei," heißt es, „die schon längst durch gute musikalische und kritische Thaten begründete Hochachtung für den Verfasser um ein

Beträchtliches zu mehren. Wenn irgend einer der lebenden deutschen Tonkünstler berufen ist, entscheidende Urtheile über die philologischen Fragen in der Musik, über die jetzige Production und über die ausübenden Künstler zu fällen, so ist es Heinrich Ehrlich, der vermöge der Wendungen in seiner musikalischen Laufbahn aus der Praxis in die Theorie, die aus einem ausgezeichneten Virtuosen und achtenswerthen Componisten einen Musikgelehrten ersten Ranges sich bilden ließen, eine klarere Ueberschau über das wahre Wesen der Tonkunst und ihre Beziehungen zum geistigen Leben sich aneignete, als viele andere berufene oder unberufene, großgeistige oder schwachbrüstige Leute, welche vom einseitigen Kathederstandpunkt eines ästhetisirenden Philosophen oder in wohlgemeinter, aber unklarer Gefühlsdemonstration an Fragen herantreten, welche sich nicht in Raisonnements aus der Studirstube allein lösen lassen, sondern welche nur auf dem festen Untergrunde einer auf natürlicher Begabung begründeten werkthätigen Kunstübung befriedigend beantwortet werden können. Das musikalische Publikum darf daher Heinrich Ehrlich danken, daß er in seiner „Musik-Aesthetik“ Klarheit darüber zu verbreiten wünscht, in welchem Verhältniß, in welcher intimen Verbindung die geistige, philosophische Arbeit zu der reinen Werkthätigkeit der Musik seit jenen Zeiten steht, wo die erstere der letzteren als Förderungs- und Aufklärungsmittel sich beigesellte. Die historische Entwickelung dieser Frage bietet eine Menge sich in ihrer Bedeutsamkeit immer höher steigernder Phasen, vom Ende aber erst des vorigen Jahrhunderts an, wo die Romantiker in überschwenglicher Gefühlsschwärmerei für ihre Zwecke das Wesen der Musik zu definiren versuchten, bis auf Richard Wagner herab. Alle diese Phasen der Entwicklung und die Werke der Philosophen, welche als Grenzsteine derselben gelten können, zieht der Verfasser in den Kreis seiner Beurtheilung. Eine hoch belehrende Ausbeute gewährt das Capitel Schopenhauer und Wagner, in welchem besonders treffend der Ausspruch erscheint, daß die Wagner'sche und überhaupt die ganze neuere Musik eine logische Folge der Theorien des Philosophen des Pessimismus und in ihrer äußeren Erscheinung ganz conform mit dieser sei. Der Verfasser bringt für diese Ansicht geistvolle und schlagende Gründe auf, für deren genauere Wiedergabe hier der Raum fehlt, deren Nachlesen aber dringend angerathen wird. Wie in diesen und den früheren Auseinandersetzungen aus den angezogenen Schriften einzelne wichtige und bedeutungsvolle Sätze zur Kritik herausgehoben worden, so geschieht dies auch in den späteren Capiteln, wo die neueren Schriften über Musik der Reihe nach in ihren Hauptsätzen zu ihrer Beurtheilung gelangen. Ehrlich hat für sichere Behauptungen und jeden wirkliche Klarheit verbreitenden Satz ein anerkennendes Wort und eine Empfehlung zur Aneignung, sogar auch warme Würdigung des wahren Verdienstes, wo dieses so bestimmt auftritt, wie z. B. in Hanslicks Buche „Vom Musikalisch Schönen“. Ehrlich und Hanslick zeigen sich in den Hauptzügen als Geistesverwandte; sie tragen Beide in ihrem einflußreichen Wirkungsfelde zur Bildung des Geschmackes und des Urtheils bei, Ehrlich aber hat sich durch seine historische Darlegung der fortschreitenden Musik-Aesthetik und durch die Kritik der literarischen Erscheinungen innerhalb derselben das jüngste und auch am höchsten anzuschlagende Verdienst erworben, sowohl durch den anregenden und belehrenden Inhalt seiner Schrift, als auch durch seine klare und elegante Darstellungsweise, welche diese subtilen und schwer faßlichen Fragen jedem gebildeten Leser zu leichtestem Verstehen unterbreitet.

Fünfundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers von O. Meding. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger).

Diese Festschrift ist leider zu spät versendet worden, als daß wir sie noch rechtzeitig hätten zur Anzeige bringen können. Immerhin ist sie es werth, daß man ihrer auch nach dem eigentlichen Termin — Kaisers Geburtstag — gedenkt, denn sie besitzt

ein Interesse ganz eigner Art. Der Herausgeber hat von dem Kaiser die Erlaubniß erhalten, einen Theil der Aquarellen mit Darstellungen aus des Kaisers Leben, die dieser bekanntlich in ziemlich großer Zahl für sich hat malen lassen, zum ersten Male zu veröffentlichen. Es ist begreiflich, daß diese Illustrationen, deren künstlerischer Werth übrigens nicht ganz gleichmäßig ist, insofern einen besonderen Reiz ausüben müssen, als sie das Bild der Ereignisse in gleichsam amtlicher Darstellung geben. Die Wahl des malerischen Augenblicks, wie die der Einzelheiten beruht auf Angaben des hohen Bestellers, und man darf wohl annehmen, daß er durch die Erwerbung auch die Ausführung der Aquarelle gebilligt hat. So erhalten dieselben etwas durchaus Persönliches, was sie über andere Bilder hinaushebt. Die Holzschnitte sind ganz vorzüglich, der Text, aus der Feder des bekannten Erzählers, ist würdig und ansprechend, das Ganze ist etwas Besseres als eine Gelegenheitsschrift und verdient die weiteste Verbreitung. Es sei hier noch ausdrücklich hervorgehoben, daß die Verlagshandlung, die mit dem Buche wohl einen mehr patriotischen Zweck erfüllt, den Preis so niedrig angesetzt, daß er schwerlich die Herstellungskosten erheblich übersteigt. —ck.

Die Einsame von Hans Hopfen. Heinrich Minde, Dresden.

„Zwei Novellen in einer" besagt der Untertitel und giebt damit eine Andeutung, wie ungewöhnlich die Anlage dieser Erzählung ist. Den breitesten Raum, nämlich beinahe zwei Drittel des Buches, nimmt die Jugendgeschichte der Heldin ein, um deren Gestalt in dem übrigen Theil sich Alles dreht. Und diese Jugendgeschichte tritt nicht in dem Gewande des landläufigen Berichtes auf, der irgend einem der Handelnden in den Mund gelegt wird, sondern sie löst sich äußerlich fast vollständig aus dem Rahmen. Das ist schließlich keine unerhörte Compositionsform, wenn schon eine selten mehr verwendete, und über ihre Berechtigung wird sich schwerlich streiten lassen. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß sie dem Dichter Schwierigkeiten in den Weg legt; es ist nicht leicht, dem Ganzen doch die Einheit zu wahren. Wenn Hopfen dies im vorliegenden Falle ausgezeichnet gelungen ist, so dankt er dies vorwiegend der Unbefangenheit, womit er seinen Gestalten gegenübersteht; dieselbe läßt nirgends eine Ungleichmäßigkeit in der Darstellung aufkommen. Und sie ist es eigentlich auch, die seine Schöpfungen so anziehend macht. Denn im Grunde sind es alles recht gewöhnliche Menschenkinder, nur die Art, wie er sie sieht, ist eine besondere, und indem er den Leser zwingt, seinem Blicke zu folgen, erzielt er einen der schönsten Triumphe seiner Kunst. Seine Heldin ist sogar eigentlich ein bei aller leiblichen Schönheit recht häßliches Wesen, und doch kann man ihrer menschlichen Schwäche seine Theilnahme, ja noch etwas mehr nicht versagen. Es geht dem Leser mit ihr wie dem Justizrath — einer der ergötzlichsten Rahmenfiguren, die Hopfen jemals erfunden. Man fühlt sich mächtig angezogen und kann doch eine starke Unterströmung von Scheu nicht verleugnen. — Hopfen ist bekannt als ein unbarmherziger Realist, der für die Wahrheit seiner Schilderung Manches wagt, was Andere gern umschreiben. So hat er von jeher schon die Sprache behandelt, stets nach dem passenden Worte gesucht und lieber das Ungewöhnliche, ja Uebelklingende gewählt, als sich mit einer matten Umschreibung zufrieden gegeben. Und so hat er auch manchen Auftritt herbeigeführt, der, aus dem Zusammenhange gerissen, fast widerwärtig wirkt, der aber im Ganzen charakteristisch erscheint. Auch in der Einsamen kommt eine solche Scene vor. Die Heldin ist im Augenblicke, der die Entscheidung über ihr Leben bringt, bis zur Sinnlosigkeit betrunken. Das sieht häßlich aus, und dieser Eindruck ist um so stärker, je verhängnißvoller die Scene in der Geschichte ist. Aber man erkennt bald, daß dieser Zug durchaus wahr und daß er nothwendig ist, und so fühlt man sich auch mit ihm bald ausgesöhnt. — Gleichzeitig sei erwähnt, daß Hopfens Geschichten des Majors (Berlin, Schneider u. Co.) gegenwärtig die dritte Auflage erreicht haben. Den Lesern dieser Blätter sind sie längst bekannt, in dem Gewande eines neuen, kleineren Formates, freigebig ausgestattet, stellen sie sich doppelt gefällig dar.

Meyers französischer Sprachführer. Conversations- und Wörterbuch für Reisende. Taschenformat. 512 S. Leipzig, Bibliographisches Institut. In Leder gebunden. *M.* 4.—

Ein überaus praktisches originelles und empfehlenswerthes Buch! Dieser Sprachführer ist zunächst ein deutsch-französisches Taschenwörterbuch, welches sich von anderen Wörterbüchern dadurch unterscheidet, daß es nicht blos die nackten Vocabeln giebt, sondern auch die nächstliegenden Wortverbindungen im Satz, noch mehr aber dadurch, daß es in zahlreichen Fällen auch Dinge und Verhältnisse behandelt, welche in natürlichem Zusammenhange mit dem Worte stehen, zu dessen Aufsuchung der Benutzer Anlaß haben wird. Der Sprachführer ist aber auch ein Conversationsbuch, das sich wiederum von den bekannten Werken dieser Gattung dadurch unterscheidet, daß es die einzelnen Stoffgruppen nicht systematisch bringt, wobei die schnelle Findbarkeit unmöglich gemacht wird, sondern alphabetisch dem Wörterbuch einverleibt ist — eine sehr willkommene Neuerung. Die Ausdrucksweise ist den Raumverhältnissen entsprechend von der größten Knappheit: dadurch und durch vernünftige Abkürzungen und Verweisungen ist es möglich geworden, daß das Buch, ungeachtet seiner wirklich sehr zahlreichen und alle möglichen Verhältnisse berücksichtigenden Wort- und Satzverbindungen, einen den Gebrauch nicht erschwerenden Umfang hat. Der Druck ist klar, die ganze typographische Anordnung übersichtlich.

An die Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Böhcke, H., Friedrich d. Grosse und sein Heer. Oldenburg 1882, Bültmann & Gerriets.
Chaillu, Paul B. du, Im Lande der Mitternachtssonne. Lief. 8—10. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.
Collection Spemann. Bd. 18—21. Stuttgart. W. Spemann.
Enderes & Willkomm, Frühlingsblumen. Lief. 1. Leipzig 1882, G. Freytag.
Erckmann-Chatrian, Ausgewählte Werke. Lief. 1. 2, Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhdlg.
Erich, W., Erstlinge. Poetische Blätter. Dresden 1882, E. Pierson.
Fay, Amy, Musikstudien in Deutschland. Berlin, Rob. Oppenheim.
Götzinger, Ernst, Reallexikon der deutschen Alterthümer. Leipzig, Waldemar Urban.
Goullon, H., Gesundheitspflege. Cöthen 1882, Paul Schettlers Verlag.
Herbst, Wilhelm, Encyclopädie der Neueren Geschichte. Lief. 10. 11. Gotha, F. A. Perthes.
Humboldt, Monatsschrift für die gesammten Naturwissenschaften, herausgegeben von Dr. E. Krebs. Heft 3. Stuttgart, Ferd. Enke.
Kiepert, Heinrich, Neue General-Karte von Unter-Italien. Berlin 1882, Dieterich Reimer.
Leixner, Hermann, Feldblumen. Leipzig 1882, Oswald Mutze.
Lorck, Carl, B., Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig, J. J. Weber.
Milow, S., Gedichte. Stuttgart, Ad. Bonz & Co.
Minor, Dr. J., Die Leich- und Lieder des Schenken Ulrich von Winterstetten. Wien 1882, Karl Konegen.
Naumann, Emil, Deutsche Tondichter von Seb. Bach bis auf die Gegenwart. Berlin, Rob. Oppenheim.
Palmer, Albert, Komödiantenfahrt der Jugendzeit. Hamburg 1882, J. F. Richter.
Reich, Ed., Die Erblichkeit der Gebrechen des Leibes und der Seele. Lief. 1. Neuwied, Louis Heuser.
Reissmann, Dr. Aug., Musikalisches Conversations-Lexikon. Lief. 1. Berlin 1882, Robert Oppenheim.
— Handlexikon der Tonkunst. Zweite Lieferungs-Ausgabe. Lief. 1. Berlin 1882, Rob. Oppenheim.
Rückert, Friedrich, Gesammelte poetische Werke. Lief. 14—17. Frankfurt a. M., J. D. Sauerlaenders Verlag.
Silberstein, Dr. M., Worte am Grabe Berthold Auerbachs. Breslau 1882, Preuss & Jünger.
Stein, Armin, Cardinal Albrecht. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
Stichlberger, Max, Gestalten und Bilder aus dem Tiroler Volksleben. Stuttgart, Ad. Bonz & Co.
Sutermeister, Prof. O., Schweitzer-Dütsch. 1 Heft. Zürich, Orell, Füssli & Co.
Weitbrecht, Carl, Verirrte Leute. Stuttgart, Ad. Bonz & Co.
Wodizka, Victor, Stürme im Frühling. Wien, Karl Konegen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

W. C. [illegible]

Band 21. — Heft 63.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juni 1882.

Breslau.
S. Schottlaender.

Juni 1882.

Inhalt.

	Seite
Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.	
Das holländische Haus. Eine Erzählung	293
Hermann Lotze †.	
Die Principien der Ethik	339
Rudolf Seydel in Leipzig.	
Rudolf Hermann Lotze	355
Wilhelm Jensen in Freiburg i/B.	
Ein Schatten. Gedicht	382
Paul Lindau in Berlin.	
Das neueste Werk des Naturalismus. Pot-Bouille von Emil Zola.	389
Bibliographie.	417

Hierzu ein Porträt von Rudolf Hermann Lotze. Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Wilhelm Engelmann in Leipzig (Weber's Weltgeschichte),
Fr. Wilh. Grunow in Leipzig (Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst),
A. Hartleben's Verlag in Wien (Schweiger-Lerchenfeld, Die Adria).

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXI (April bis Juni 1882), wie auch zu den früheren Bänden I—XX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63 zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXI. (April bis Juni 1882)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXI. Band. — Juni 1882. — 63. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Rudolf Hermann Lotze.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Das holländische Haus.

Eine Erzählung

von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

— Wiesbaden. —

Es ist eine merkwürdige alte Stadt, in der ich aufgewachsen bin. Wenn ich jetzt, nach so langen Jahren im lebendigen Sonnenscheine des Rheingaus, im Wirbel unserer athemlos dahinstürmenden Gegenwart, an sie zurückdenke, so ist es mir stets, als ob jener ferne Schauplatz meiner fernen Kindheit während meiner ganzen Jugendjahre regungslos, wie im kühlen bleichen Halbschatten einer permanenten Sonnenfinsterniß, schlafend dagelegen hätte. Die hohen uralten Thürme, die weiten gothischen Hallenkirchen aus rothen Backsteinen beugten sich schon seit Menschenaltern lebensmüde der Mutter Erde zu. Zwei von ihnen drohten den unmittelbaren Einsturz; sie verschwanden vor meinen Augen vom Boden und machten Raum für unsere Spielplätze. Die mächtigen, mit schattigen Lindengängen bepflanzten Wälle lagerten noch, wie seit Jahrhunderten, rund um die innere Stadtmauer. Auf den stillen Straßen wuchs das Gras.

Recht still ging es auch in den alten Bürgerhäusern zu, die ihre vierstöckigen hohen Treppengiebel der verödeten Straße zuwandten und, in freiem hansischen Selbstgefühl ganz nach Bedürfniß und Neigung sich in den Bürgersteig hinausschoben. Schon viele Geschlechtsfolgen ihrer Bewohner hindurch träumten sie in ungestörter Beschaulichkeit von den schönen vergangenen Zeiten, als sie noch mit den vielerlei kostbaren Waaren gefüllt waren, welche der schiffbare Fluß von der benachbarten großen See-Handelsstadt bis hier in Lichterschiffen heraufführte. Immer reichlicher floß der leichte Gewinn aus dem „Stapelrechte“ in die Säckel der kaufmännischen Stadtjunker und der „Spediteure“. Immer höher und weiter bauten sie ihre Wohn- und Waarenhäuser. Als aber der große Weltverkehr im Laufe der Jahr-

hunderte andere Bahnen einschlug, da verödete auf dem bei Seite geschobenen Stapelplatze Haus und Säckel hilf- und hoffnungslos. Die Nachkommen verarmten und in die stolzen Patrizierhäuser nisteten sich moderne Miethsleute ein.

In einem solchen seltsamen alten ausgedienten patrizischen Kaufhause wohnten auch meine Eltern und mit wehmüthiger Freude erinnere ich mich noch jetzt der Luft und Freiheit, die jene weiten, halbdunklen verschränkten Räume uns Kindern an den Sonntag-Nachmittagen für den Tumult unserer Spiele gewährten.

Aehnlich wie unseres sahen alle die alten Patrizierhäuser der alten Hansestadt aus. Es herrschte unter ihnen ein fest eingewurzelter Familientypus. Einige Glieder der großen Sippe waren allerdings in den schlechten Zeiten noch tiefer herabgekommen als das unsrige. Es hatten sich sogar unwürdige kleine Kram- und Hökergeschäfte, selbst Gevatter Schneider und Handschuhmacher darin niedergelassen. Andere waren von der modernen Bildung der Außenwelt auferweckt und beleckt worden. So uns gegenüber das Haus des Senators Herbing. Der ganze untere Stock trug dort weite glänzende Spiegelscheiben. Es war das erste Schnitt- und Modewaarengeschäft in der Stadt. Die Herbings gehörten zu den alten Familien. Aber sie hatten der neuen Zeit Zugeständnisse gemacht. Sie waren nicht mehr unbeschäftigte Spediteure, sondern verkauften Wollstoffe, Kattun und selbst Seide nach der Elle. Der Senator Wilhelm Herbing war weit hinaus in der Welt gewesen; sogar in Leipzig hatte er conditionirt. Dann kehrte er zurück, baute sein väterliches Haus gründlich um, und etablirte sich in dem alten Geschäfte auf neuem Fuße. Er war ein rühriger Mann und seines Vaters einziger Erbe, nachdem sein älterer Bruder Arnold, der als junger Bursch und Commis in Paris verdorben war und hernach zu Hause nicht mehr hatte gut thun wollen, enterbt und später in Amerika verschollen war — nun schon seit langen Jahren.

Gewährte uns Herbings Haus, als einer der Mittelpunkte des städtischen Lebens, eine reiche Quelle der Unterhaltung, so betrachteten wir doch das daneben stehende Gebäude fast mit noch größerem Interesse. Es war himmelweit verschieden von seinem modernisirten Nachbar, im Aeußeren wie im Inneren. Es war auch verschieden von den übrigen Gebäuden der alten Stadt. Schon die Front des Hauses hatte etwas Fremdartiges. Der Giebel stieg nicht treppenartig auf, sondern verlief in mehreren großen gewundenen Schnecken und Schnörkeln, zwischen denen Delphine und andere barocke Fabelthiere sowie zopfige steinerne Blumensträuße in riesigen Vasen prangten. In den Risaliten und Fenstereinfassungen war Haustein verwendet; die quadratischen Fenster hatten keine Flügel, sondern waren quer getheilt, so daß beim Oeffnen die untere Hälfte hinter die obere in die Höhe geschoben wurde. Doch auch dann war uns der Einblick in das Innere durch dichte weiße, weit herabhängende Mullvorhänge verwehrt. Das eigenthümliche Gebäude war

auch durch einen besonderen Namen ausgezeichnet. Es hieß das „holländische Haus". Die Sage erzählt, daß einst ein reicher Patrizier der alten Stadt es in Amsterdam bestellt und zu Schiff habe an seine jetzige Stelle fahren lassen. Es sehe auch den reichen Häusern in Holland völlig gleich, hatten weit gereiste Menschen bezeugt. Da aber Niemand unserer näheren Bekanntschaft selbst an Ort und Stelle gewesen war, so blieb der ausländische Ursprung des holländischen Hauses in den unklaren Nebel einer denkwürdigen Legende gehüllt. Auch das Innere des Hauses sollte — so wurde erzählt — für jene Herkunft zeugen. Die Wände seien mit bunten Fliesen ausgekleidet, in den Zimmern ständen wunderbare blaue Porzellanöfen aus der berühmten Fabrik zu Delft. Auch befinde sich darin ein Prunksaal, dessen Thüren, Wände und Decke in dunklem Holze kunstreich geschnitzt seien. Nicht minder schön und wunderbar sei jenes Meisterwerk als die reichen Thüreinfassungen und Wandtäfelungen in der großen Gerichtsstube des alten Rathhauses, welche wir als Kinder einige Male hatten bewundern dürfen und wo uns der strenge Römer Brutus gezeigt wurde, der seine unbotmäßigen Söhne bereits mittelst der in viel späterer Zeit so berühmt gewordenen Guillotine hinrichten ließ.

Stellte sich nun das holländische Haus schon äußerlich unserer neugierigen Betrachtung als apart und fremdländisch dar, so erregten seine Bewohner nicht weniger unsere Wißbegierde und unseren Antheil. Um so mehr beschäftigte ihr geheimnißvolles Leben und Treiben unsere jugendliche Phantasie, als wir im Grunde keine irgend wie greifbaren Anhaltspunkte für unsere schwankenden und ausschweifenden Muthmaßungen gewinnen konnten. Selbstverständlich wußten die Dienstboten uns mit zahlreichen, mehr oder weniger abenteuerlichen und gruseligen Andeutungen über die Bewohner des Hauses gegenüber zu unterhalten. Sobald wir jedoch diese aufregenden Neuigkeiten die Treppe hinauf trugen und Abends am Familientische auskramten, verwies uns mein Vater ernsthaft unsere Neugierde und Leichtgläubigkeit. „Redet doch nicht solchen Unsinn, Jungens," schalt er uns, „und laßt Euch nichts aufbinden. Es sind sehr brave anständige Leute, die drüben wohnen. Ich weiß das von meinem Freunde, dem Polizeisenator. Die Dame ist eine sehr achtungswerthe, feingebildete, fromme und wohlthätige Frau. Sie erzieht ihre Töchterchen vorzüglich und sorgt wie eine barmherzige Samariterin für ihren armen kranken Bruder."

Diese letztere Persönlichkeit, der fremde kranke Herr, concentrirte für einige Zeit das besondere Interesse unserer ganzen Straße. Niemand war ihm noch näher gekommen oder hatte gar ihn kennen gelernt und seine Stimme vernommen. Nur einzelne wenige Personen, unentbehrliche Handwerker, welchen der Zutritt im holländischen Hause gestattet war, hatten den stillen Mann von ferne gesehen. „Er leide wohl sehr an den Augen" meinten sie, „denn er trage stets eine blaue Brille und wenn er sein verdunkeltes Zimmer verlasse, schütze er sich durch einen großen, weit über-

fallenden grünen Augenschirm. Er gehe sehr langsam und gebeugt wie unter großer Leibesschwäche, und man höre ihn häufig stark husten."

Bei so spärlichen und unlauteren Erkenntnißquellen theilten sich naturgemäß die Meinungen der Brückenstraße über die Art des Leidens, das den Kranken an seine Zimmer fesselte. Die einen erklärten ihn für brustleidend, die anderen für halb erblindet. Noch andere schüttelten zu beiden Unterstellungen bedenklich weise das Haupt und zeigten nur bedeutsam mit dem Zeigefinger auf den Sitz ihrer eigenen Intelligenz, um zu verstehen zu geben, daß es wohl dort oben — nämlich bei dem unbekannten und unsichtbaren Kranken — nicht ganz richtig sei.

Wie aber alle wichtigen Fragen, welche die großen und kleinen Kreise der Menschen erregen und beschäftigen, endlich sich selbst erschöpfen und aus Mangel an Nahrung absterben, um neuen nicht minder wichtigen Fragen Raum zu geben, so trat nach angemessener Frist auch das holländische Haus für uns in die Reihe der Alltäglichkeiten zurück und seine schöne und stattliche, aber blaß und stets in tiefes Schwarz gekleidete Herrin, Frau Regina Lamberti, konnte nun, unbelästigt von neugierig nachstarrenden Blicken, am Arme ihrer heranwachsenden, jetzt etwa zehnjährigen Tochter aus ihrer stets verschlossenen Hausthür treten und langsam die Brückenstraße hinab dem schattigen Stadtwalle zuwandeln.

Die damaligen Honoratioren der alten Stadt waren zwar nicht gläubige Christen in dem jetzigen modernen Sinne, aber sie waren durchgängig gottesfürchtige Leute vom Schlage der alten untheologischen, handfesten Frömmigkeit, die täglich ihre Hauspostille oder die Stunden der Andacht lasen und Sonntags regelmäßig zur Kirche gingen. Es fiel daher auf, daß Frau Regina niemals mit ihrem Kinde auf dem Kirchsteige zu sehen war, wie es doch einer guten Mutter und ehrsamen Wittwe wohl angestanden hätte. Bald jedoch erklärte sich auch dieser befremdende Umstand. Es zeigte sich nämlich, daß die Herrin des holländischen Hauses gar nicht unserem Glauben angehörte, sondern eine römische Katholikin war. Denn sobald der jährliche Besuch des Geistlichen jener Kirche eintraf, welcher regelmäßig während der österlichen Zeit erschien, um die Seelsorge der wenigen Mitglieder seiner Heerde wahrzunehmen, die das Schicksal in unseren protestantischen Landestheil verschlagen hatte, alsdann sahen wir die schöne fremde Dame schon Morgens früh ihr Haus verlassen. An Cäciliens Arm schritt sie der verlassenen Kapelle zu, die im oberen Theil der Stadt einsam dastand als letzter Ueberrest eines ehemaligen Frauenklosters und von den fürsorglichen Vätern des Rathes diesem löblichen Zweck willig eingeräumt wurde. Regelmäßig sahen wir dann auch den fremden Geistlichen, begleitet von einem Knaben mit weißem Chorhemde, in das holländische Haus treten und darin längere Zeit verweilen, ohne Zweifel, um dem armen Kranken die Tröstungen seiner Religion zu spenden — soweit dieser wegen seines angeblich verdunkelten Geistes noch im Stande war, jener Wohlthaten mit Bewußtsein theilhaftig zu werden.

Im geselligen Verkehr mit den angesehenen Einwohnern der Stadt, oder gar mit der eigentlichen „Gesellschaft" war Frau Regina nicht getreten. Sie hatte diese Verbindungen auch nicht aufgesucht. So lebte die schöne Frau, deren Jugend, äußere Erscheinung und Glücksumstände sie wohl noch zur Theilnahme an den heiteren Lebensfreuden berufen hätten, still und einsam dahin, ganz versunken — wie es schien — in ihre Wittwentrauer und die Pflege ihres armen kranken Bruders. Nur durch die Musik stand sie mit der Außenwelt in wenigstens indirecter Mittheilung. Denn sie war eine vollendete Meisterin auf dem Clavier, und da diese edle Kunst sich bekanntlich nicht betreiben läßt, ohne das Ohr der Nachbarn wirksam zu treffen, so hatten wir, namentlich wenn an warmen Sommerabenden die Fenster des holländischen Hauses geöffnet waren, den hohen Genuß, Frau Reginas wunderbares Spiel zu hören.

Regelmäßig blieb Frau Reginas Musik nicht an den Noten haften. Bald schwamm sie weiter, auf improvisirtem Strome hinaus in das Meer der Phantasie, folgend jeder Wendung ihres eingeborenen musikalischen Gedankenspiels. Selten war die Färbung ihrer Tonwellen sonnig glänzend, meistens bewegte sich ihr wechselndes Spiel in tiefem Schatten. Jetzt umflatterten einfache Figuren eine kleine Melodie, wie die Libelle eine weiße Teichrose, dann zog ein wehmüthiger Klagegesang durch die Saiten; plötzlich brach der Drang der Töne in einen wirren chromatischen Tumult wilder, schmerzlicher Modulationen aus, dann beruhigte wiederum ein ruhiges, sanftes Wiegen das erregte Ohr und endlich schwollen alle diese verschiedenen Motive zu einem mächtigen Strome an, der mit majestätischer, ruhiger Breite in das offene, unendliche Meer der vollen Schlußaccorde mündete.

Da nun die schöne Frau auf diesem mystischen — heut zu Tage würden wir sagen — telephonischen Wege ein gutes Theil meiner jugendlichen Gefühle und Gedanken immer wieder von Neuem an sich fesselte, so war es wohl natürlich, daß ich Nichts unversucht ließ, um nach und nach auch über ihre persönlichen Verhältnisse, namentlich über das traurige Geschick, welches sie mit dem einsamen Kranken in unseren abgelegenen Landestheil verschlagen hatte, nähere Kunde zu erlangen.

Mein Vater war vor mehreren Jahren in die alte Stadt als Mitglied des neuen landesherrlichen Gerichtes versetzt worden, nachdem dort die Jahrhunderte alte städtische Gerichtsherrlichkeit, die selbst den Blutbann umfaßte, den gesteigerten Ansprüchen der Zeit an eine moderne lebendige Rechtspflege erlegen war. Er hatte die Criminaluntersuchungen zu führen und war durch die Nachbarschaft ihrer dienstlichen Jagdgebiete mit dem städtischen Polizeisenator befreundet worden. Durch diesen war ihm nun über die Bewohnerin des holländischen Hauses mancherlei Merkwürdiges und Rührendes kund gegeben. Augenscheinlich hatte jener pflichtgetreue Polizeibeamte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in der Heimath der interessanten Fremden selbständig Nachforschungen anzustellen. Er wußte daher über ihre Schicksale

vielleicht mehr als sie wohl selber voraussetzte und — wünschte. Diese väterlichen Mittheilungen nun fügten sich mir im Laufe der Zeit zu folgendem Gesammtbilde ineinander.

Frau Regina Lamberti stammte vom Rheine her, aus dem altberühmten Städtchen Zülpich, welches ich auf meinem Stielerschen Handatlas in der Nähe der Universitätsstadt Bonn ermittelte. Sie war die Tochter eines wohlhabenden Fabrikanten Namens Koopmanns gewesen, der jedoch später durch widrige Glücksumstände verarmt war. Noch vor dieser traurigen Wendung hatte sie geheirathet. Die Musik schien ihre Ehe vermittelt zu haben, denn sie selbst hatte sich zu einer hervorragenden Clavierspielerin ausgebildet gehabt und ihr Gatte, Roderich Lamberti, war ein vorzüglicher Sänger gewesen, dessen Ruf als bedeutender Concertvirtuose damals weit und breit erscholl. Er hatte auch auf der Bühne einige Erfolge errungen, zu denen sein hübsches gewandtes Aeußere und seine große, mehr schlanke und biegsame als kräftige Gestalt wohl nicht am wenigsten beitrugen. Dieses dramatische Feld aber hatte er verlassen, als er die Tochter des wohlhabenden Fabrikanten heimführte.

Nach kurzer Zeit jedoch brachen die Glücksumstände des alten Koopmanns zusammen und das junge Paar sah sich nun auf den Erwerb durch seine gemeinsame Kunstfertigkeit angewiesen. Sie zogen nach N., einer größeren benachbarten Stadt, hart am Rhein. Die junge Frau gab dort Clavierunterricht, während ihr Mann einen großen Theil des Jahres auf Concertreisen zubrachte. Diese wurden sogar rheinabwärts in die benachbarten westlichen Länder und stromauf bis nach Basel und Straßburg ausgedehnt, so weit die deutsche Zunge klingt. So hatte sich in der neuen Heimath der jungen Frau deren zahlreiche Kundschaft bereits an die fortwährenden Abwesenheiten des Mannes gewöhnt, da Regina selbst ihre Strohwittwenschaft als einen unabwendbaren Uebelstand mit leidlichem Gleichmuth ertrug, wenn sie auch das vagabondirende, lockere Leben ihres Mannes innerlich mit Besorgniß erfüllen mußte. Denn Roderich Lamberti war leider eine leichtsinnige Künstlernatur, die das rasch gewonnene Geld auch flott wieder drauf gehen ließ, in den Tag hinein lebte und selten nach wochenlanger Abwesenheit der Wirthschaftskasse der jungen Frau eine beträchtliche Ernte zuführte. So konnte diese bald den Aufwand der Haushaltung kaum mehr bestreiten und hatte bereits häufig nicht nur mit hochangelaufenen Rechnungen, sondern auch mit drängenden Wechselschulden ihres verschwenderischen Gatten zu kämpfen.

In diesem unerfreulichen Stande der Dinge waren einige Jahre hingegangen, da traf die arme Frau Regina, während einer Concertreise ihres Mannes, ein schwerer Schlag, dem alsbald ein noch härterer, nahezu vernichtender folgte.

Ihr einziger Bruder Joseph hatte nach der Auflösung des väterlichen Geschäftes eine Anstellung im königlichen Dienste gefunden und stand als

Postbeamter in derselben Stadt am Rheine, welche Regina bewohnte. Er war der schönen, stattlichen, reichbegabten Schwester recht unähnlich: klein, schwächlich und unansehnlich, sogar ein wenig verwachsen. Auch hervorragende geistige Gaben hatte ihm die ungütige Mutter Natur versagt, aber er galt als ein treuer, zuverlässiger, stiller Arbeiter und, was damals in unserem Vaterlande noch als seltene Ausnahme lobend erwähnt zu werden verdiente, er zeigte sich im Dienste am Schalter stets höflich und gefällig gegen das Publikum.

Um so größer war die allgemeine Theilnahme und Entrüstung, als eines Morgens eine Schreckenskunde die Stadt N. durchlief. In der vergangenen Nacht sei die Postkasse beraubt und der kleine Secretair Koopmanns, das „Josepche", sei im Kampfe mit den Bösewichtern ein Opfer seiner Pflichttreue geworden. Man hatte ihn bewußtlos und in seinem Blute schwimmend neben der erbrochenen Kasse gefunden. Zwei schwere Kopfwunden ließen für sein Leben fürchten. Die erste Entdeckung des Verbrechens war der Aufmerksamkeit des Nachtwächters zu danken, der im Postbureau noch zu ungewöhnlich später Stunde Licht gewahrte, die Hausthür, die zu den Geschäftsräumen führte, offenstehend fand, verwundert eintrat und dort mit Entsetzen den armen kleinen Postsecretair in seinem jammervollen Zustande am Boden liegend gewahrte. Als Frau Regina an der Unglücksstätte eintraf, war der Polizeichef des Ortes bereits mit der Untersuchung des Thatbestandes beschäftigt. Ein Arzt bemühte sich um das noch immer bewußtlose Opfer des schändlichen Verbrechens. Es schien, daß der oder die Räuber in der Ausführung ihres ruchlosen Anschlags gestört waren, sei es durch ein zufälliges Geräusch, sei es durch des kleinen Joseph heldenmüthigen Widerstand, denn nur wenig baares Geld war aus einer kleinen Tageskasse verschwunden, der große Behälter mit Werthsendungen erwies sich als unberührt.

Frau Regina saß einige Zeit neben dem Schmerzenslager ihres armen Bruders und suchte dem Arzte hilfreiche Hand zu leisten. Dann wurde sie zu dem Polizeichef in das anstoßende Zimmer gerufen. Der Beamte war ihr nicht unbekannt, da sie einer seiner Töchter Musikunterricht ertheilte. Auch hatte sie wohl in ihren neuesten finanziellen Bedrängnissen den Rath des geschäftserfahrenen, väterlich gesinnten Mannes in Anspruch genommen, soweit sie sich ihm eröffnen konnte, ohne die leichtsinnige, gewissenlose Lebensweise ihres Gatten bloßzustellen.

Als sie eintrat, begegnete sie dem ernsten forschenden bekümmerten Blicke des Directors, der, von Papieren und allerlei bereits zusammengerafften Beweisstücken umgeben, schreibend am Tische saß.

„Frau Lamberti," begann er, „können Sie mir wohl genau angeben, wann Sie Ihren Bruder zuletzt gesehen haben?"

„Gewiß, Herr Director," antwortete sie unbefangen, „vor zwei Tagen hat er mich aufgesucht. Er traf mich nicht in meiner Wohnung an, sondern

erst, als er wieder heraustrat unten auf der Straße. Es war zwölf Uhr Mittags, ich kehrte gerade von der Unterrichtsstunde in Ihrem Hause zurück."

Der Polizeichef schien einige Augenblicke nachzusinnen. Dann zog er einen Gegenstand aus seiner Brusttasche; es war ein weißes, ziemlich großes Schnupftuch.

„Kennen Sie vielleicht dieses Tuch?" frug er dann, ihr dasselbe vorweisend.

Regina trat herzu. Sie besah das Tuch näher, prüfte dessen Ecken. Eine unheimliche Ueberraschung beschlich sie. Wie kam das Tuch hierher? Sie kannte es nur zu wohl. Wie kamen die frischen Blutflecken in dieses Tuch?!

Sie fand nicht gleich die Antwort und fuhr fort, dies Stück Leinwand in ihren Händen hin und her zu wenden, als ob sie immer noch nicht völlig schlüssig über die ihr vorgelegte Frage sei.

„Das Tuch wurde hier im Bureau gefunden," hob der Beamte mit ernster Betonung wieder an.

Regina glaubte nun zu wissen, welche Antwort sie geben müsse.

„Es ist — mein Tuch," sagte sie, ohne den Blick von dem Gegenstande in ihrer Hand aufzuschlagen und auf die verschlungenen Züge in einer der Ecken weisend. „Hier stehen die Anfangsbuchstaben meines Namens: R. L. — Regina Lamberti. Jetzt erinnere ich mich," fuhr sie lebhafter fort, „ich habe das Schnupftuch vorgestern meinem Bruder auf der Straße geliehen, da er — plötzlich von Nasenbluten befallen wurde."

Der Polizeidirector nahm das Tuch wieder an sich, breitete es auf dem Tische unter der Lampe aus, betrachtete aufmerksam die noch hellrothen und, wie es schien, noch nicht einmal völlig verhärteten Blutspuren in dem ziemlich derben Gewebe, faltete es dann wieder zusammen und sagte, Frau Reginen fest ansehend:

„Das Nasenbluten kann nicht sehr heftig gewesen sein. Das Tuch ist fast gar nicht benutzt, es ist noch glatt und trägt die frischen Bügelfalten."

Die also Angeredete schwieg.

„Wie ist es nur zu erklären, daß dieses Tuch nicht bei Ihrem Bruder lag, sondern draußen an der Hausthür gefunden ist?" frug der Beamte dann plötzlich.

„Er — wird es — dort haben fallen lassen," meinte Regina stockend.

„Wer?" frug der Director ziemlich scharf.

„Mein Bruder!" preßte die arme Frau mit zitternder Stimme hervor. Ein fürchterliches Licht flog beim Wechsel dieser kurzen Worte an ihrem Geiste vorüber. Es öffnete sich unter ihr wie ein Abgrund. Die Lampe begann zu tanzen. Ein kalter Schweiß trat auf ihre Stirne. Sie schwankte und stützte sich mit ihrer zitternden Linken auf den Tisch.

Der Beamte sah sie mitleidig an. Er winkte seinem Untergebenen, der diensteifrig einen Stuhl heranschob.

„Sie sind nicht wohl, Frau Lamberti," sagte der Director alsdann mit etwas weicherer Stimme. „Die Aufregung und Sorge um ihren armen Bruder überwältigt Sie."

„Es ist nichts," stöhnte die geängstigte junge Frau, „es wird vorübergehen. Die Luft ist so eingeschlossen und dumpfig hier. Erlauben Sie, daß ich einen Augenblick in's Freie gehe."

„Thun Sie das, liebe Frau Lamberti," bewilligte der Director theilnehmend, „wir können hernach fortfahren."

Regina stand auf und wankte der Thür zu. Als sie den Drücker bereits in der Hand hatte, frug der Beamte:

„Ist Ihr Mann zu Hause? Könnten wir ihn nicht zu Ihrer Unterstützung rufen lassen?"

„Mein Mann ist abwesend," sagte die junge Frau, ihre letzte Kraft zusammenraffend, „er ist, glaube ich, noch in Straßburg. Wenigstens sollte er vorgestern dort in einem Concerte singen."

Damit war sie vorläufig entlassen. Sie eilte durch die vordere Stube und sah dort, wie in einem Nebel, den Arzt, der immer noch mit dem leblosen Joseph beschäftigt war. Regina jedoch trat nicht wieder an das Lager ihres Bruders, sondern schritt durch die Thür in's Freie. Das volle Tageslicht strömte ihr bereits entgegen. Wie geblendet blieb sie auf der Schwelle stehen und lehnte den wirren Kopf gegen den Pfosten.

„O mein Gott! mein Gott!" rief sie leise jammernd, „es kann ja nicht sein! es wäre zu fürchterlich!"

Ihr Gehirn wirbelte, sie glaubte niederzusinken. Aber die Stelle hier war gefährlich. Der schreckliche Mann dadrinnen hatte sie so sonderbar, traurig und drohend zugleich, angesehen — als ob er die geheimsten, eben aufkeimenden finsteren Gedanken ihres gequälten Herzens lesen könne.

Sie versuchte einige Schritte zu gehen und schwankte dem Hause entlang. Dort, an der anderen Seite, war sie wohl sicherer vor Beobachtung. Sie bog um die Ecke; der Boden war hier nicht gepflastert, der lehmige Weg durch den Regen der letzten Tage aufgeweicht. Sie schritt jedoch achtlos vorwärts, bis dahin wo die Mauer des benachbarten Gartens an das Gebäude stieß und das Weitergehen abschnitt. Erschöpft lehnte sie sich für einen Augenblick an die kalte Steinwand und bedeckte mit ihrer zitternden Hand die Augen. Die Ruhe, der Abschluß gegen die Eindrücke der fürchterlichen Außenwelt, that ihr wohl. Nach einigen Minuten fühlte sie die Kraft umzukehren. Sie öffnete die Augen wieder — sah auf den Weg — starrte näher auf das nasse Erdreich, — — jetzt warf sie sich zurück gegen die Gartenmauer, als ob eine giftige Schlange unter ihren Füßen aufzischte!

Wieder sah sie auf die Stelle. Das schreckliche Ding war noch immer da! Es war also kein Blendwerk ihrer überreizten Phantasie gewesen — es war tageshelle, mitleidlose Wirklichkeit.

Vor sich sah sie in dem nassen zähen Lehm die Eindrücke eines langen auffallend schmalen männlichen Fußes in einem leichten, eleganten Stiefel. Sie wankte weiter. Dort war es wieder! — und wieder! — und immer wieder! — Es lief das Haus entlang — jetzt war es geschlichen auf den Zehen — bis zur Ecke. — Mit stierem Auge und angstvoll gegen das Herz gepreßten Händen folgte Regina völlig fassungslos diesen Spuren. Sie kannte den Fuß nur zu wohl — wie sie das blutbefleckte Tuch nur zu wohl kannte.

Mit einem schrillen, herzzerreißenden Aufschrei stürzte die arme, verzweifelte Frau ohnmächtig zu Boden.

Sie war auf ihrem Schmerzensgange nicht unbelauscht geblieben. Auf den Wink des Directors folgte ihr der Untergebene, als sie das Haus verließ. Er sah Frau Lamberti um die Hausecke verschwinden und gewahrte bald darauf die eigenthümlichen, ängstlichen, wie suchenden Blicke, welche sie beim Rückwege auf den Boden heftete. In der Voraussetzung, daß die Dame dort einen werthvollen Gegenstand verloren, ließ er seine scharfen Augen ebenfalls über die Strecke gleiten und bemerkte alsbald die Fußstapfen. Seiner langen dienstlichen Erfahrung als Jäger und Spürer entging die eingreifende Bedeutung dieser Wahrnehmung nicht.

Er schaffte zunächst die bewußtlose Frau ins Haus, kehrte dann zurück und nahm eine genaue Zeichnung der schon an sich ungewöhnlichen und heute an dieser Stelle zweifellos höchst verdächtigen Fußspuren auf.

Nach kurzer Berathung mit dem Chef hob darauf der Beamte die junge, immer noch fast ohnmächtige Frau in einen Wagen und brachte sie nach Hause. Nachdem er sie der Obhut einer älteren Dienerin anvertraut hatte, trat er in Roderich Lambertis Zimmer. Seine Nachforschung in diesem Raume war erfolgreich. Er ließ den verschlossenen Schreibtisch des abwesenden Hausherrn vorläufig unberührt und prüfte zunächst die Schubladen des Möbels, welches die Wäsche enthielt. Nach wenigen Minuten zog er dort einen Stoß leinener Taschentücher hervor, genau von derselben Größe und vom gleichen Gewebe, wie das im Postbureau gefundene, und ebenfalls mit R. L. in derselben eigenthümlichen Verschlingung gezeichnet. Dann wandte sich der kundige Polizist dem Schuhwerke des ihm wohlbekannten Künstlers zu, welches in einem Winkel des anstoßenden Ankleidezimmers stand. Er maß und prüfte dasselbe genau, nickte dann zufrieden, wie ein Mann, der seine eignen scharfsinnigen Voraussetzungen bestätigt findet, und steckte ein Paar Lackstiefel sorgsam aufgerollt in seine umfangreiche Tasche.

Schon an demselben Nachmittag erhielt der Polizeidirector von N. die telegraphische Mittheilung, daß der Sänger Lamberti Straßburg bereits seit drei Tagen verlassen habe und von anderen Tagen wußte er, daß das angesagte Concert in Basel wegen Nichterscheinens des berühmten rheinischen Balladenvirtuosen ausgefallen sei. Da sich zudem noch herausstellte, daß gegen Lamberti verschiedene, mehrfach prolongirte und endlich protestirte

Wechsel liefen, so that jetzt das Criminal-Gericht einen Schritt, der sowohl in der Stadt N. selbst, als auch in den weiten Kreisen, die den beliebten Künstler und lustigen Gesellschafter bewunderten und schätzten, ungeheures Aufsehen und ungläubiges kopfschüttelndes Befremden erregte. Es wurde ein Steckbrief gegen den flüchtigen Roderich Lamberti erlassen, als der Beraubung der Postkasse zu N. und der tödtlichen Verwundung des königlichen Postsecretairs Joseph Koopmanns auf das Dringendste verdächtig.

Jedoch führte die gerichtliche Verfolgung des also schwer Angeklagten nicht zu seiner Entdeckung und Gestellung. Es ergab sich vielmehr im Laufe der Nachforschungen mit annähernder Gewißheit, daß der Verbrecher, wenn er ein solcher war, den Armen der weltlichen Gerechtigkeit unerreichbar geworden, daß er bereits vor einem höheren Richter stand. Nach wenigen Tagen wurde im Rhein, eine Strecke unterhalb N., ein umgeschlagener treibender Nachen entdeckt. In seiner Nähe fand man im Röhricht einen noch neuen schwarzen Männerhut. Dieser trug im Innern den Namen eines Straßburger Fabrikanten und die goldnen Lettern R. L. — Die Leiche selbst kam nicht ans Tageslicht.

Der Eifer der Behörden ließ jetzt um so mehr nach, als der Verlust der königlichen Kasse im Grunde nicht erheblich war und des armen Joseph Zustand sich täglich besserte. Frau Regina legte tiefe Wittwentrauer an, nahm den Bruder zu sich und widmete sich ausschließlich seiner Pflege. Sobald es dessen Zustand erlaubte, verließ die beklagenswerthe junge Wittwe die Stadt N., um anderswo ihren Schmerz wie ihre Scham zu verbergen. Sie wollte versuchen, in der Ferne unter weniger peinlichen Verhältnissen der Ausübung ihres Berufes nachzugehen, um dort für sich und ihr einziges, erst wenige Monate altes Kind das tägliche Brot ehrlich zu verdienen.

Später hörten die theilnehmenden Seelen in N., daß es Regina Lamberti in ihrer neuen Heimath leiblich wohl gehe, daß sie sogar eine ansehnliche Erbschaft gemacht habe und nun nicht mehr gezwungen sei, ihren Unterhalt durch die harte Arbeit der Musikstunden zu gewinnen. Dagegen sei der arme kleine Joseph Koopmanns nie wieder von seiner schweren Verwundung völlig genesen. Im Gegentheil, es habe sich bei ihm ein Gehirnleiden ausgebildet und er sei einer Heilanstalt übergeben worden.

Noch später kam die Nachricht, Frau Lamberti habe ihren Bruder, der nach und nach unheilbarem Blödsinne verfallen sei, wieder zu sich genommen und sei mit ihm in einen entfernten nördlichen Landestheil gezogen, wo sie in einer stillen Stadt sich angekauft habe. — —

Es mochten jetzt wohl schon zehn Jahre seit jener dunklen That verflossen sein, die Regina Lamberti zur Wittwe machte und aus ihrer heimathlichen Gegend vertrieb. Seit vier Jahren lebte sie nun mit ihrem kranken Bruder im Schatten des holländischen Hauses.

Ihre Ankunft war das letzte Ereigniß gewesen, das die Köpfe der Bewohner der alten Stadt in ungewohnte, zum Theil lästige Schwingungen versetzt hatte.

Da traf ein neuer Steinwurf die stille Oberfläche des ruhigen spiegelglatten, etwas schwerflüssigen Sees, dem das schlummerhafte Dasein der alten Stadt wohl mit Fug verglichen werden durfte. Der Steinwurf traf plötzlich und unvermuthet mitten in die innersten, angesehensten Kreise des städtischen Lebens. Er schlug darin lebhafte und weit hinaus fortgepflanzte Wellen und versank erst wieder in unbekannte Tiefen, nachdem er eine eingreifende und dauernde Störung, wenigstens in unserer Straße und deren nächster Umgebung, hervorgerufen hatte.

An einem Vormittage im ersten Frühling entstieg dem Postwagen, der schmetternd vom Norden her über das berühmt fürchterliche Pflaster der alten Stadt herein rasselte, ein Mann von fremdländischem Aussehen. Er mochte hoch in den Vierzig sein, zeigte eine robuste, untersetzte Gestalt und schaute aus einem vollen, gerötheten, wettergebräunten Gesichte mit zwei harten, vortretenden, wasserblauen Augen kühl und sogar ziemlich dreist in die Welt hinaus. Die langen' Backenbärte, die sein Antlitz zu beiden Seiten einrahmten, eine dunkle gestrickte schirmlose Seemannsmütze, die der Fremde beim Aussteigen mit einem schwarzen breitrandigen Filzhute vertauschte, sowie die Stoffe und der Schnitt seiner keineswegs ärmlichen Kleidung gaben ihm ein ausländisches Ansehen, das zunächst auf unsere englischen und amerikanischen Vettern jenseit des Canals und des Oceans hinwies.

Jedoch schien dem Reisenden der Schauplatz, auf welchem er jetzt, als er die Postkutsche verließ, seinen Fuß setzte, keineswegs unbekannt zu sein. Er lud, kurz angebunden, sein fest geschnürtes Felleisen einem das Postgebäude umlungernden Jungen auf die Schultern und ging dann, ohne nach der Ortsgelegenheit zu fragen, dem Träger seiner Habseligkeit mit Sicherheit durch das Gewirr der krummen kleinen Gassen voraus, bis er den Fluß erreichte. Hier betrat er die Brücke, die zu unserer Straße führte und ihr den Namen gab. Nachdem er das Wasser überschritten hatte, blieb er einen Augenblick wie unsicher stehen. Sein überraschter und fragender Blick ruhte jedoch nicht, wie man hätte voraussetzen dürfen, auf der fremdartigen, reichen Architektonik des holländischen Hauses, sondern er starrte bewundernd zu den großen Spiegelscheiben des Herbing'schen Schnittwaarengeschäftes hinüber und darauf an dem hohen, mit modernster hellröthlicher Oelfarbe sauber und heiter getünchten Giebelhause kopfschüttelnd empor. „Wilhelm Herbing" las jetzt der Reisende die schwarzen Riesenlettern, die sich unter den Fenstern des ersten Stockes quer über das ganze Gebäude hinzogen. Hierdurch sicher gemacht stieg er die breiten Treppenstufen hinan und betrat das geräumige Verkaufslocal. Hier jedoch achtete er der ihn hinter den breiten Tresen dienstfertig anblinzelnden, ellenbewaffneten Jünglinge durchaus nicht nach Gebühr, sondern schritt graden Weges auf eine Glasthür zu, über welcher das bedeutende Wort „Comptoir" stand. Er trat ohne anzuklopfen in das Allerheiligste des Senators. Dieser

saß oder schwebte rittlings auf seinem Drehsessel über dem großen Hauptbuche und achtete des Eintretenden nicht sofort, bis ihn dieser ohne Umstände auf die Achsel klopfte und mit fester, kühler Stimme sagte:

„Gu'n Tag, Wilhelm! da bin ich."

Der Kaufmann drehte sich um und sah in das ihm fremde Gesicht. Aber er hatte die, viele Jahre nicht gehörte Stimme bereits wieder erkannt. Er streckte die Hand aus, die der Fremde kräftig schüttelte und fragte diesen:

„Bist Du's wirklich, Arnold? So bist Du also doch da? Das freut mich. — Leg' ab und setz' Dich."

Arnold Herbing folgte ohne jedes Zeichen gemüthlicher Erregung dem gastlichen Vorschlage seines Bruders. Er lehnte sich in die Ecke des alten, ihm noch wohlbekannten Ledersophas zurück, nahm die ihm angebotene Cigarre und sagte, den Bruder musternd:

„Es ist grade 25 Jahre her, daß ich fort bin. — Du hast Dich ganz leidlich conservirt, Wilhelm, während der Zeit. Ein bischen dicker geworden, alter Junge. Gutes Geschäft, he? Freut mich. — Nun bleibe ich aber auch etwas bei Dir. Uebrigens in eignen Geschäften. Habe was auf dem Zuge hier. — Gute Cigarren, das. — Importirt? — Vor Allem aber möchte ich ein wenig frühstücken."

Die, in so gleichmüthiger Weise wieder eingeleiteten Beziehungen der Gebrüder Herbing nahmen in den nächsten Tagen einen durchaus befriedigenden Fortgang.

Der Senator hatte gefürchtet, als ihm der verschollene und halb vergessene Bruder Arnold aus London seinen baldigen Besuch in Aussicht stellte, es würde sich nach so langer Pause wohl um einen erneueten finanziellen Anspruch à conto der väterlichen Erbschaft und seiner eignen brüderlichen Liebe handeln. Dieses zarte Thema wurde jedoch von dem Ankömmling keineswegs berührt. Der verlorene Sohn schien vielmehr wirklich durch völlig uneigennützige Heimathsgefühle in seines Vaters — jetzt Bruders — Haus zurückgeführt zu sein. Der weltweise Anglo-Amerikaner fand sich auch bald bei dem deutschen Bruder wie in der alten Stadt völlig wieder heimisch. Sein derbes, formloses Wesen erregte wohl das Befremden der Frau Senatorin, aber den Kindern gefiel der überseeische durchaus nicht steife und würdevolle, meistens joviale Onkel ausnehmend. Er erzählte wunderbare Mär von seinen Fahrten zu See und zu Lande, die dadurch nicht an Interesse verlor, daß es völlig unthunlich war, die Harmonie dieser Odyssee mit den thatsächlichen Lebensereignissen des weit gereisten Abenteurers zu controliren. Nebenbei erkundigte er sich angelegentlich nach allen Jugendfreunden und eilte, die noch vorhandenen aufzusuchen. Besonderes Interesse jedoch nahm er an den alten und noch im alten Bestande erhaltenen Häusern, an ihren bejahrten Bewohnern und ihrem Urväterhausrathe. Er notirte sich sogar mit Sorgfalt diese Adressen

und kam dann endlich gegen den Bruder Senator mit dem eigentlichen Zwecke seiner Anwesenheit in der lange gemiedenen Geburtsstadt zu Tage.

Arnold Herbing hatte draußen in der Welt wie ein rollender Stein gelebt, der nirgends haften bleibt und kein Moos ansetzt. Er war zu Land und zur See gefahren und hatte drüben alle diejenigen Gewerbe versucht, um sich — wie man es ausdrückt — ehrlich durchzuschlagen, die jedem tüchtigen Manne in der neuen Welt offen stehen, sobald er gewisse philisterhafte Vorurtheile der alten abgestreift hat. Er war dort Kellner gewesen, Journalist, Kunstreiter, auch Offizier in einem Indianerfeldzuge, Sprachlehrer, Matrose auf einem afrikanischen Ebenholzschiffe, Schauspieler und Agent. Er verstand so ziemlich alle Seiten des praktischen Lebens und scheute — nach dem weisen Spruche: Alles verstehen heißt Alles verzeihen — keinen oder doch kaum einen Weg, der ihn in dem Gedränge jener hastigen, rücksichtslosen Welt zum — guten und ungebundenen Leben führte. Seine bevorzugte Thätigkeit bewegte sich dort viele Jahre lang auf dem breiten, unsicher begränzten wirthschaftlichen Gebietsstreifen, der sich zwischen strenger altbürgerlicher Ehrlichkeit und dem Strafgesetze in schwankenden Windungen und Beugungen hinschlängelt. Im Laufe der Zeit jedoch hatte sich in verschiedenen namhaften Städten des großen westlichen Continents, innerhalb gewisser geschäftsbefreundeter Kreise ein gewisser Vorrath von Uebelwollen und von Verstimmung gegen den smarten, rücksichtslosen Arnold angesammelt. Er war dadurch einerseits in unerfreuliche Beziehungen zu den Polizeigerichtshöfen, andererseits in unliebsame nahe Berührungen zu eifer- oder auch nur händelsüchtigen Bowie-Messern gebracht worden. Herbing hielt daher eine Luftveränderung für angezeigt und siedelte nach London über. Dort verwerthete er seine vielseitigen Talente und Erfahrungen in einem Geschäftszweige, der ihm, neben ausreichender Unterhaltung und gesunder Aufregung ein verhältnißmäßig anständiges und sicheres Brot gewährte. Er wurde wiederum reisender Agent, und zwar für eines der in der Weltstadt thätigen „Vertraulichen Nachforschungsbureaus", achtbare Institute, die, als Privatindustrieen, etwa nach dem Muster der aus den englischen Romanen sattsam bekannten Geheimpolizei-Station in Scotland-Yard arbeiten. Während jedoch das letztere berühmte Institut sich im Wesentlichen auf dem Gebiete des eigentlichen Verbrechens bewegt, schmiegt sich das Privatbureau mehr den feiner schattirten Unregelmäßigkeiten im Leben der höheren Stände an und bestrebt sich, unliebsame Verirrungen und Störungen in den Kreisen der respectabeln Leute ohne öffentlichen Scandal auf gütlichem, vertraulichem Wege festzustellen und zu einer meistens klingenden Ausgleichung zu fördern. Zweifelhafte und heimliche Heirathen; entschwundenes Eheglück, das heißt: böswillig verlassene Frauen und Männer; verlorene Testamente und Taufscheine; Beobachtung gefährlicher Nebenbuhler; Wechsel, von leichtsinnigen Muttersöhnchen mit — fehlerhafter Orthographie begeben; — kurz das ganze schmerzliche Capitel der verschämten Familien-

geheimnisse bildet das Arbeits- und Ernteseld eines solchen vertrauenswürdigen Institutes.

Hiefür war nun Arnold Herbing der richtige Mann. Er kannte das Leben, erfreute sich starker Nerven und kräftiger Muskeln, war kaltblütig und besonnen, konnte einem gespannten Pistol ziemlich gleichmüthig in die Mündung sehen, und sprach drei Sprachen. So wußte er sich in die verschiedensten Rollen zu schicken und mit allerlei Leuten gewandt zu verkehren.

Zur Ausfüllung seiner müßigen Stunden jedoch, und weil es geeignet erschien, um dem brauchbaren Agenten ein anständiges Aushängeschild und leichten unverdächtigen Zutritt in achtbare Häuser und zu exclusiven vornehmen Kreisen zu verleihen, betrieb Arnold Herbing nebenbei das unterhaltende historisch-artistische Geschäft eines Kunst- und Althändlers. Er reiste für eines der ersten Häuser dieser „Branche“ in New-Bondstreet und verband so das Nützliche mit dem Angenehmen. Da er ein anschlägiger Kopf war, so hatte er bald die charakteristischen Grundtypen und Merkmale der verschiedenen Schulen und Perioden des europäischen Kunstgewerbes routinemäßig erfaßt. Er wußte nun mit der überwältigenden technischen Gewandtheit, welche diese Klasse nützlicher Reisender auszeichnet, über jeden Gegenstand, vom Trinkhorn des normännischen Barons bis zum goldgestickten Kirchenparamente aus der Tudorzeit und zum zarten Fächer der Königin Anna sachkundig zu schwatzen.

Es trat damals in England die Periode ein, wo nach langem Schlummer die sogenannte Gothik wieder zu Ehren kam. Die Schlösser wurden restaurirt und von den steifen Ausgeburten des Zopfes und des ersten Kaiserreichs gesäubert. Sie sollten nun auch wiederum mittelalterlich möblirt und ausgestattet werden. Bald reichte der Vorrath im Lande selbst nicht mehr zu; das Geschäft sah sich daher auf dem Continente nach weiterer Waare um. Und da stieg vor dem thätigen und umsichtigen Agenten die alte langvergessene Vaterstadt in neuem Glanze empor. Er gedachte, wie er als Knabe alle diese krausen vergoldeten Spiegel, diese eingelegten Truhen und emaillirten Kästchen, diese geschnörkelten Spinden und geschnitzten mächtigen schwarzen Kleiderschränke auf den Hausfluren und in den Rumpelkammern seiner Vaterstadt im Staube tiefster Erniedrigung und Verkommenheit schon gekannt habe. Ein ganzes Zeughaus voll mittelalterlicher städtischer Rüstungen gab es dort, die niemand achtete und die des Rostes ausschließliche Beute waren, da auch die anspruchlosesten Diebe sie als werthlos verschmähten. Da ließen sich Schiffsladungen für ein Butterbrot zusammenkaufen. Flugs schrieb Arnold Herbing seine brüderlichen Versöhnungsepistel an den Senator und — hier war er. Als er den Bruder Wilhelm in seine Projecte einweihete, machte dieser ein bedenkliches Gesicht.

„Die Speculation ist doch recht gewagt, mein Lieber“, meinte der bedächtige Schnittwaarenhändler. „Der Artikel mag augenblicklich gangbar

sein, aber er ist allzusehr der Mode unterworfen. Und dann giebt es gar keine festen Marktpreise dafür, mit denen man calculiren kann. Ich würde mir die Sache doch noch einmal reiflich überlegen."

„Ueberlegen!" erwiderte Arnold. „Es ist einmal überlegt, und das genügt. Ich will Dir was sagen, mein guter Wilhelm: ihr Kleinstädter und Kleinhändler hier wißt gar nicht was „Ueberlegen" ist. Für Euch ist „Ueberlegen": zuerst unentschlossen und prüfend am Rande des Grabens hin und her trippeln, und dann zuletzt — den Sprung doch nicht wagen.

Auf dem Weltmarkte ist „Ueberlegen" ein Rechenexempel. Darin giebt es Hauptfactoren und Nebenfactoren. Nehmen wir an: acht verschiedene Factoren und Erwägungen, also acht verschiedene Rücksichten und Zweifel lägen mir vor. Jetzt kommt es darauf an, zu wissen: wieviel Punkte jedes dieser „acht" werth ist. Nr. 1 ist „dafür" und 17 Punkte werth. Nr. 2 ist „dagegen" und 9 Punkte werth. Das ist einfach zu durchschauen. Nun kommen die Erwägungen Nr 3 bis 8; sie sind jede 4 bis 2 Punkte werth. Fallen diese zu Nr. 1: für, oder fallen sie zu Nr. 2 gegen? Das vorher zu bestimmen — ist unmöglich; es ist zu der Berechnung auch gar keine Zeit. Ich nehme daher an, es werden gleich viel Punkte „für" und „gegen" fallen und dann gehe ich sofort darauf los und packe den Stier bei den Hörnern an."

Der Senator hörte dem Bruder kopfschüttelnd zu und vertiefte sich in die neuesten Lyoner Seidenberichte. —

Nebenher hatte der Agent allerdings noch einen andern wichtigen und geheimen Auftrag. Einem, mehr mit Schätzen als mit persönlicher Anziehungskraft begabten Herrn aus der Magnatenschaft der City war bereits vor etlichen Jahren seine Frau, die Tochter eines Geschäftsfreundes in Amsterdam verschwunden zugleich mit einem liebenswürdigen jungen Mann vom Comptoir ihres Gatten. Die Flüchtlinge hatten in der nördlichen Hafenstadt den deutschen Continent erreicht. Von dort aus jedoch war jede Spur verloren und man muthmaßte nur, daß sie ihr gesetz- und sittenwidriges Glück irgendwo in dem weiten Gebiete ländlicher Einsamkeit versteckt hätten, welches der großen Elbstadt benachbart war. Dieses Pärchen wieder aufzufinden, gehörte mit zu Arnold Herbings geheimer Mission.

Der Agent machte sich bald nach seiner Ankunft auf die Jagd nach den werthvollen Alterthümern. Jedoch ging er, als gewandter Geschäftsmann, nicht selbst auf die Suche. Das hätte ja die naiven Besitzer erleuchtet und die Preise sofort unmächtig gesteigert. In unglaublich kurzer Zeit hatte er einen wohlorganisirten Stab von brauchbaren Unteragenten zu Stande: kleine Althändler, stadtkundige Lohnbediente und andere coulante Männer. Diese spürten die verkannten Schätze auf, von denen Arnold sich bei seinen freundschaftlichen Besuchen hatte erzählen lassen und trieben ihrem Meister das Wild zu. Bei den Berathungen mit diesen umsichtigen Gehülfen kamen auch bald die verborgenen Herrlichkeiten des holländischen Hauses zur Sprache. Herbing war ganz Ohr.

Er erfuhr dabei gleichzeitig, was das mythenbildende Stadtgespräch von der jetzigen Besitzerin des merkwürdigen Hauses zu berichten wußte. Je unklarer darin die Vorgeschichte der schönen Frau sich zeichnete, desto lebhafter wünschte der geriebene Jäger, diese Hochwildfährte aufzunehmen. Allerdings war es eigenthümlich, daß der angebliche kranke Bruder der geheimnißvollen Fremden nie ans Tageslicht kam. Auch paßte die zehnjährige Tochter Cäcilie nicht in den Rahmen seines Falles. Aber das Alles konnte sehr wohl Verstellung sein, erdacht und durchgeführt, um die Verfolger zu täuschen. Mehrere Tage hindurch war jetzt Arnold sehr häuslich. Er brachte, seine kurze englische Holzpfeife rauchend, viele gute Stunden auf der Terrasse vor den Spiegelscheiben des brüderlichen Geschäftes zu und bewachte von dort den Aus- und Eingang im Nebenhause.

Frau Regina aber war gerade zu jener Zeit unpäßlich und schöpfte nur für kurze Augenblicke frische Luft in dem kleinen Hausgärtchen, welches durch eine hohe Mauer dem Einblicke aus den Nachbarhäusern entzogen war.

Da die edle Zeit auf solche Weise nutzlos verlief und die Befrachtung des Schiffes mit den angekauften Schätzen bald beginnen sollte, so ersann der anschlägige Agent einen andern Weg, um sich directen Eingang in die streng geschlossene Festung des Nachbarhauses zu verschaffen. Er schrieb einen sehr höflichen, fast devoten Brief an Frau Regina Lamberti, geb. Koopmanns, in welchem er sich als Bruder des Senators Herbing und als leidenschaftlicher Verehrer des alten vaterstädtischen Kunstgewerbes vorstellte. Obgleich er nun wohl wisse, daß es ihm kaum gelingen würde, seine Sammlung durch irgend ein Stück aus dem berühmten holländischen Hause zu bereichern, so wünsche er doch dringend, diese Schätze wenigstens einmal in Augenschein nehmen zu dürfen. Er bitte daher, Frau Lamberti wolle ihm gütigst eine Stunde bestimmen, wo er die Ehre haben könne, ihr seine Aufwartung zu machen u. s. w."

Auf diese wohlgesetzte Epistel erfolgte umgehend die Antwort. Diese fiel jedoch recht unbefriedigend aus, denn sie enthielt nur eine kurze, bedauernde Ablehnung der zugedachten Ehre des Besuches, da Frau Lamberti zu unwohl sei, um jetzt oder in nächster Zukunft Fremde in ihrem Hause zu sehen. —

Als Arnold Herbing dieses Schreiben gelesen hatte, dessen Inhalt ihm im Grunde nicht völlig unerwartet war, klopfte er zunächst gelassen seine Holzpfeife aus. Dann zog er seine umfangreiche Brieftasche hervor, öffnete eine geheime Abtheilung derselben und suchte darin unter vielen anderen Documenten einen beschriebenen Papierfetzen hervor, den er sorgfältig glatt gestrichen neben dem soeben erhaltenen Briefe ausbreitete. Er verglich dann die beiden Handschriften längere Zeit aufmerksam und genau. Er prüfte sie sachverständig, Zug um Zug, im auffallenden und im durchschimmernden Lichte. Aber die spitze, ausgeschriebene deutsche Handschrift hatte keinerlei Aehnlichkeit mit den kräftigen runden breiten englischen Schriftzügen.

„So geht's nicht!" rief er endlich, beide Papiere unmuthig von sich

schiebend, „ich muß den geheimnißvollen Vogel selbst sehen. Warum „duckt“ sie sich vor mir? Warum mir nicht ihren berühmten kassettirten Plafond zeigen? — An der Sache ist ein Haken, das steht fest. — Du glaubst, ich sei nun glücklich abgewehrt, schöne Unbekannte? Fehlgeschossen! Da kennst du Arnold Herbing nicht. Mir ist noch keine Thür verschlossen geblieben, die ich öffnen wollte. Geht's nicht mit dem rechten Schlüssel, so geht's — ohne ihn.“

Der verständige Detective stellte jetzt jeden eigenen Versuch zu directer Annäherung an die verborgenen Schätze des holländischen Hauses ein und berieth sich mit seinem vertrautesten Unteragenten.

Beide Gesellen suchten im heimlichen Rathe nach einem neuen Schlüssel, um das geheimnißvolle holländische Haus zu öffnen und kamen endlich auf einen erfolgreichen Anschlag.

Unter den Dienstboten der Frau Lamberti befand sich auch eine junge Hausmagd, die erst vor kürzerer Zeit angenommen und noch durch keine Bande gewohnter Pietät mit ihrer Herrschaft verbunden war. Dieses Mädchen gehörte zu den Bekannten des Gehülfen. Er bewog sie, durch Zusage eines reichlichen Geschenkes, darein zu willigen, daß sie dem fremden englischen Herrn zu einer frühen Morgenstunde die Hausthür öffne und ihm die Räume des ersten Stockes zeige. Das Unternehmen war an sich ziemlich ungefährlich; auch konnte ja kein großes Unrecht dabei sein — spiegelte sich die leichtsinnige und durch die versprochene Belohnung bethörte Dirne vor — dem Bruder des Herrn Senators die schönen Zimmer zu zeigen; denn die „Madam“ schlief oben im zweiten Stocke. Eine Störung war also nicht zu befürchten. —

Schon vor der verabredeten Stunde, gleich nach Sonnenaufgang, verließ Arnold das brüderliche Haus und wandte sich den nahen Stadtwällen behufs des gewohnten Morgenspazierganges zu. Auf einem Umwege gelangte er dann wieder in die noch völlig einsame Brückenstraße und fand das Mädchen seiner bereits an der geöffneten Hausthür wartend. Arnold wußte die ängstliche Dirne mit einigen angemessenen kleinen galanten Scherzen zu beruhigen, dann schlichen beide hinauf in die Zimmer der Hausfrau. Bei Herbing jedoch trat in diesem Augenblicke der Sammler hinter den Spürer zurück. Er widmete den kunstreichen Möbeln und stattlichen Vasen, die die Zimmer schmückten, nur flüchtige Aufmerksamkeit. Vielmehr wandte er sich sofort einem großen Oelbilde zu, welches — wie die Magd versicherte — die Madam mit vollster Aehnlichkeit darstellte trotzdem es augenscheinlich schon vor längeren Jahren gemalt war. Ein junges Mädchen von hoher schlanker Gestalt, in hellem Sommerkleide trat aus einem Rosengebüsche dem Beschauer in der Pracht ihrer vollen heiteren zwanzigjährigen Jugendfrische entgegen. Herbing näherte sich der Leinwand, nicht sowohl um das Kunstwerk genau zu bewundern, als um die am Fuße des Bildes hervortretende Unterschrift des Malers zu studiren. Es war der

auch ihm wohlbekannte Name eines berühmten Künstlers der rheinischen Schule. Darunter stand die Jahreszahl, und des Beschauers gutes Gedächtniß sagte ihm nach kurzer Berechnung, daß in jenem Zeitpunkte die von ihm gesuchte flüchtige Gattin des City-Magnaten noch ein Kind war, das sich den Grenzen der jungfräulichen Blüthe kaum genähert hatte.

Der schlaue Spürer hatte sich also dieses Mal dennoch geirrt. Es war eine ihm völlig fremde und gleichgiltige Familie, die das holländische Haus bewohnte. —

So konnte der Kunstkenner seinen Neigungen in diesen Räumen um so ungestörter nachgehen.

„Wo ist denn das Zimmer mit der schönen Holzdecke, mein liebes Kind," frug er seine Führerin, die verwundert die Gleichgiltigkeit bemerkt hatte, mit welcher der Fremde an all den alten Herrlichkeiten vorbeiging, deren Schonung und Reinigung ihr so manche unmuthige Stunde zu Wege brachte.

„Es liegt nach hinten hinaus," erwiederte sie, wieder ängstlich werdend. „Aber kommen Sie jetzt rasch, Herr Herbing, es wird spät. Ich wäre zeitlebens unglücklich, wenn man Sie hier fände."

Das berühmte Zimmer war ein saalartiger Raum, der einen großen Theil des rückwärtigen Seitenflügels einnahm. Eine dunkle, in Felder abgetheilte und mit vorspringendem Risalite gekrönte Täfelung lief rings um die Wände. Ueber ihr hing eine goldgedruckte Ledertapete. Die Decke war mit vertieften Kassetten bekleidet, aus deren Mitte traubenförmige Zapfen herabhingen. Schwere gewundene, kerzenreiche Messingleuchter fanden sich überall vertheilt, um der dunklen Wandbekleidung den ausreichenden festlichen Glanz zu verleihen. In zwei Winkeln gewahrte man hochaufstrebende Oefen von blauer holländischer Fayence. Die einzelnen Kacheln schienen wechselnde, nicht ohne Kunst erfundene und ausgeführte Darstellungen von Jagd-, Tanz- und Liebesscenen zu enthalten. Jedoch erlaubten die niedergelassenen Vorhänge der Fenster kein genaues Erkennen. Die seltenen Kunstwerke reizten Arnold Herbings Schaubegierde in nicht gewöhnlichem Grade. Ohne viel zu fragen ging er daher an das Fenster und zog einen Vorhang zurück. Die Dirne, Entdeckung fürchtend, sprang dem Fremden ängstlich nach, um ihn zurück zu halten. Aber bereits strömte das helle Morgenlicht in den Saal. Herbing warf jetzt einen Blick hinaus und erkannte gegenüber die Hintergebäude seines väterlichen Hauses. Unmittelbar unter dem Fenster lag der kleine Hausgarten, dicht bestanden mit Bäumen und Büschen, deren junges Mailaub die Einsicht von oben noch nicht verwehrte. Am entgegengesetzten Ende des Gärtchens gewahrte er eine dichte Laube. In diesem Augenblicke trat aus derselben eine männliche Gestalt und schritt langsam den mittleren Gartenweg entlang dem Hause zu. Die Erscheinung der frühen Spaziergängers war ungewöhnlich. Eine hohe schmale, gebeugte Gestalt, in einen langen weiten bunten Schlafrock gehüllt. Das Gesicht wurde

durch einen breitkrämpigen niedrigen Hut beschattet, außerdem waren die Augen durch einen grünen, weit vortretenden Schirm geschützt. Den unteren Theil der hageren, blassen Züge verdeckte ein langer dunkelgrauer Bart.

Der Gang des Fremden hatte etwas eigenthümlich Unbehülfliches. Die Linke führte einen Krückstock, um eine ziemlich sichtbar hervortretende Schwäche des nachschleppenden linken Fußes zu unterstützen. Der rechte Arm war unbeschäftigt, hing jedoch nicht natürlich frei herab, sondern verharrte, wie gelenksteif, in einer regelwidrigen gekrümmten Stellung.

Herbing starrte so lange und so unverwandt in den Garten hinab, daß das Mädchen ebenfalls herzutrat, um die Ursache dieser erneuten Abwendung des fremden Herrn von den Wundern des getäfelten Saales zu ergründen.

Sobald sie jedoch die unten wandelnde Gestalt bemerkte, riß sie ihren Begleiter heftig und rücksichtslos zurück und flüsterte ihm erregt zu:

„Um Gotteswillen! Weg doch vom Fenster! Sie werden ja gesehen! Den Vorhang herunter! Schnell! — Wollen Sie mich denn durchaus unglücklich machen?“

Herbing gehorchte zögernd. Aber er trat zurück. Er glaubte, bereits genug gesehen zu haben.

„Wer ist denn der Herr?“ frug er möglichst gleichgiltig.

„Es ist ja der Madame ihr Bruder,“ antwortete die Dirne. „Der Herr Postsecretär Koopmanns!“

„Darf er denn so ganz allein gehen?“ frug Arnold weiter. „Ich dachte, er sei blind und ein wenig —“ hier machte er die bekannte bedeutsame Handbewegung, indem er mit dem Finger auf seine Stirn zeigte.

„Ach, Gott bewahre!“ erwiderte die Magd unmuthig. „Er ist so vernünftig wie Sie und ich. Und mit den Augen ist es auch nicht so schlimm. Was er will, und besonders, wenn man ihm etwas nicht recht macht, so sieht er ganz gut! Er ist nur menschenscheu und kann nicht schlafen wegen seinem Husten. Da geht er denn früh Morgens und spät Abends hier spazieren, sobald das Wetter schön ist.“

Herbing sann einen Augenblick nach.

„Ach, der arme Herr Postsecretär,“ sagte er dann mitleidig. „Da will ich lieber rasch fortgehen, um ihn nicht zu stören. Hier — bitte — nehmen Sie, mein schönes Kind. Sie sehen: es war leicht verdient. — Doch müssen wir nicht fürchten, dem Herrn jetzt auf der Treppe zu begegnen?“ unterbrach er sich selbst im Gehen.

„O nein,“ flüsterte das Mädchen, ihn forttreibend. „Er wohnt oben im dritten Stocke nach dem Hofe hinaus und benutzt nur die Hintertreppe. Er kann es nicht leiden, Fremden zu begegnen.“

Ohne Gefährde betrat Arnold Herbing wieder die immer noch menschenleere Brückenstraße. Er wandte sich jedoch nicht dem brüderlichen Nachbarhause zu, sondern überschritt den Fluß und nahm seinen unterbrochenen Spaziergang über die Stadtwälle wieder auf.

Der stets gefaßte und kühle Abenteurer, den seit langer Zeit nichts mehr verwundert hatte, befand sich nun doch einmal im Zustande einer maßlosen Ueberraschung.

War es denn möglich? Hatte er wirklich soeben eine altbekannte Figur wiedergesehen, die vor langen Jahren im Strudel der Weltstadt neben ihm aufgetaucht war, die dann manchen trüben Tag und manche wilde Nacht hindurch neben ihm, und von seiner stärkeren Hand gehalten, in den dunklen Höhlen des östlichen Londons einhergetrieben war und die vor etwa vier Jahren ebenso plötzlich und unfindbar wieder aus seinem Gesichtskreise verschwand.

Konnte dieser Einsiedler, der sich hier seit etwa derselben Zeit in der verschlafenen alten Stadt und in den verschwiegenen Mauern des holländischen Hauses verbarg, konnte dieser angebliche, gemüthskranke Bruder derselbe Konrad sein, dem früher keine lustige Gesellschaft zu zahlreich und zu wild, keine Nacht bei schwerem Trunk zu lang war und der stets, als der Ausgelassenste unter all' den losen Weibern und wüsten Kumpanen, die übrigen Genossen durch seine Laune und noch mehr durch seinen glänzenden, wahrhaft künstlerischen Gesang mit sich fortriß?

Aber trotz aller annähernden Unmöglichkeit — jeder Zweifel war in diesem Falle eigentlich ausgeschlossen. Die besonderen Kennzeichen, die jener Kamerad früherer Jahre trug, wiederholen sich in dieser Zusammenstellung nicht zwei Mal.

Die hohe, schmächtige, damals noch geschmeidige und lebhaft biegsame Gestalt, der nachschleppende linke Fuß und vor Allem der so eigenthümlich gekrümmte, steife rechte Ellenbogen.

Wie lebhaft trat dem hartgesottenen Gesellen jetzt dieses Stück seiner Vergangenheit wieder vor die Erinnerung.

Es mochten etwa acht oder neun Jahre her sein. Tief in der Nacht war es bereits, da kehrte Arnold Herbing von einer seiner Spürhunds-Unternehmungen zurück und wanderte durstig eine lange einsame Straße in einem der verrufensten Quartiere nahe den London Docks entlang. Er blieb vor einem ihm wohlbekannten Trinkhause stehen, in dessen Fenstern er noch schwachen Lichtschimmer bemerkte. Die Thür zum „Bar-room" war bereits geschlossen. Er klopfte jedoch nicht vergebens, stürzte hastig ein großes Glas Branntwein, schwach mit Wasser versetzt, hinunter und wollte gerade nach verrichteter Sache gestärkt weiter gehen — da kam es ihm so vor, als ob aus der Tiefe des Hauses ein absonderlicher, ängstlicher, halberstickter Ruf hervorquölle.

Er horchte. Jetzt drang ein schwacher Knall herüber, etwa wie ein entfernter Terzerolschuß — jetzt noch einer! Die schläfrig-stumpfe Kellnerin schien oder wünschte nichts gehört zu haben. Nun ward die ängstliche Stimme wieder laut. Es war in der That ein Hilferuf, und zwar in deutscher Sprache. Herbing ergriff rasch ein Schüreisen vom Kamin, eilte

auf die hintere Thür zu, schob die Kellnerin, die den Störenfried zurückhalten wollte, unsanft bei Seite und trat in das anstoßende Zimmer. Es war dunkel und leer. Hier aber erkannte er deutlich im nächsten Raum ein gewisses dumpfes, nur von halberstícktem Stöhnen begleitetes Poltern, mit welchem er nur zu wohl vertraut war. Da drinnen fand offenbar soeben ein verzweifelter Kampf statt und der unterliegende Theil, das auserſehene Opfer, war bereits geknebelt, um dann ohne störenden Lärm einen völlig stummen Mann aus ihm zu machen. Die zweite Thür erwies sich von innen verriegelt, jedoch fanden Arnold Herbings unwiderstehliche Schultern keine ernste Schwierigkeit sie einzurennen. Der Raum, in den er jetzt trat, war schwach erhellt. Vermuthlich war ein Versuch gemacht, die Gasflamme auszudrehen, um das Opfer im Dunkeln leichter zu überwältigen. Herbing übersah die Lage mit einem einzigen Blicke.

In der Mitte des Raumes lag ein umgestürzter Eßtisch mit Gläsern und Flaschen am Boden. Am Fenster kauerte ein verdächtiges, unsauberes Frauenzimmer, welches halb ängstlich, halb neugierig nach dem verzweifelten Kampfe hinüberstarrte, der im entgegengesetzten Winkel des Zimmers vor sich ging. Eine Gruppe von drei Männern rang dort ums Leben. Einer von ihnen lag bereits am Boden und suchte mit der letzten Kraft der Verzweiflung einen andern abzuschütteln, der sich bemühte, ihm die Hände zu halten und ihn dadurch wehrlos zu machen. Sein Genosse, der Dritte, strebte dem Unterliegenden ein Tuch um den Hals zu schlingen, was dieser mit dem Instincte der um ihr Dasein ringenden Creatur in verzweiflungsvollen Stößen abwehrte.

Herbing verband mit ungewöhnlicher Kraft und Gewandtheit eine hervorragende Neigung für Raufhändel. Hier war ein brillanter Fall für erfolgreiche Einmischung. Rasch packte er den Dritten im Nacken und schleuderte ihn mit mächtigem Schwunge quer durch den Raum, über den umgestürzten Tisch hinaus, vor die Füße des entsetzten Weibes. Ehe der betäubte Mann sich dort erholen und zu neuem Angriffe bereiten konnte, war der Helfer in der Noth schon am Zweiten. Dieser leistete heftigeren Widerstand. Er wendete sich dem Angreifer zu und richtete die Mündung eines Doppelterzerols auf ihn. Aber ein mächtiger Schlag mit dem Schüreisen schleuderte die Waffe weit fort, ein zweiter Schlag streckte den Mordbuben selbst besinnungslos nieder.

Inzwischen hatte sich der erste Spießgeselle wieder erholt. Er maß den unerwarteten Gegner mit gläsernen, blutunterlaufenen Augen und machte sich zum neuen Sprunge bereit. Der gewandtere Deutsche aber kam dem schwerfälligeren Engländer zuvor. Er stellte ihm rücklings ein Bein, über welches dieser, einem mächtigen Stoße vor die Brust nachgebend, zu Boden taumelte. Wie ein jagdtoller Saupacker kniete schon in demselben Augenblicke Arnold dem Kerl auf der Brust, riß ihm das lange, lockere schwarze Halstuch ab und knebelte ihm mit wunderbarem Handgriffe im Nu beide Arme

so fest zusammen, daß der Gegner, physisch und moralisch unterjocht, auf jeden weiteren Widerstand verzichtete.

Nun wandte der Sieger sich dem Unbekannten zu, dem er in der letzten Minute als rettender Engel erschienen war. Der Mann blutete stark und war fast ohnmächtig. Die versuchte Strangulirung schien nicht ohne bedenkliche Wirkung gewesen zu sein.

In diesem Augenblicke wurden draußen Stimmen laut und zwei Policemen betraten den Kampfplatz. Die Situation klärte sich nun rasch. Die Organe der öffentlichen Sicherheit erkannten in den beiden Kerlen zwei berüchtigte Falschspieler, denen sie schon länger auf der Fährte waren. Das Weib diente ihnen als Schlepper. Ihr Opfer lag noch immer regungslos und aus einer Armwunde schwer blutend am Boden. Die Polizisten leuchteten ihm in's Gesicht und meinten, es sei einer aus der ausländischen Musikantengesellschaft, die in den benachbarten großen Trinkhallen Concerte zu geben pflege. Man nenne ihn den deutschen „Balladensänger". Eine Visitenkarte in seiner Brieftasche trug den Namen: „Konrad Stein". Der Arzt der nächsten Polizeistation verband den Verwundeten. Es zeigte sich, daß der rechte Ellenbogen durch eine Pistolenkugel von außen zerschmettert, und daß der linke Fuß, wahrscheinlich durch einen Sturz während des verzweifelten Ringens, gebrochen war.

Konrad Stein lag zwei Monate im Hospitale und verließ dasselbe geheilt, aber als ein Krüppel. Herbing, der den von ihm geretteten Mann bereits halb vergessen hatte, konnte sich dem Danke des Genesenen nicht völlig entziehen. Hieraus entwickelte sich eine Bekanntschaft, die mehrere Jahre dauerte. Konrad Stein gewann sogar das sogenannte Wohlwollen seines Lebensretters so weit, daß dieser ihm gern bei seinen musikalischen Vorträgen zuhörte, und hinterher späte Trinkgelage mit ihm feierte, welche Herbings eisernen Körper nicht weiter anfochten, auf des anderen zarte und durch die schweren Wunden gründlich erschütterte Constitution jedoch wie Gift wirkten.

Einige Jahre hielt Konrad Stein sich noch mühselig in diesem regel- und ziellosen Leben hin. Dann verschwand er plötzlich für immer von dem Concertprogramm. Herbing hörte, sein Zechkumpan habe einen Blutsturz gehabt, und vegetire irgendwo in einem Hospitale. Damit aber verschwand dieser gute Freund nun auch von des vielbeschäftigten Agenten Tagesordnung — wie schon so mancher vor ihm. — Das mochten etwa fünf Jahre her sein. Und jetzt auf einmal, in der alten, norddeutschen Stadt, in dem versteckten Gärtchen des holländischen Hauses, tauchte jene versunkene Erinnerung in dieser jämmerlichen und verhüllten Gestalt wieder auf!

Was wußte denn Arnold Herbing eigentlich über Konrad Stein, den Balladensänger? Der Name bot keinen Anhaltspunkt, denn in jenen geselligen und künstlerischen Kreisen Londons bildeten die angenommenen Namen nahezu die Regel. Fast eine jede darin auftauchende Persönlichkeit hatte sich mit

irgend einem Incognito, mit einem Schleier umgeben, der den Zusammenhang ihrer Gegenwart und Vergangenheit verhüllte. Nach seinem Dialekte war der Mann wohl Süddeutscher, er war auch römischer Katholik, das hatte sich gelegentlich aus seiner Kenntniß der Gebräuche jener Kirche ergeben. Da der Künstler zu den lebhaften sanguinischen Naturen gehörte, die der Alkohol schwatzhaft macht, so hatte er sich in solchen vertraulichen späten Nachtstunden auch zu andeutenden Mittheilungen gegen seinen Lebensretter verleiten lassen. Daraus ging hervor, daß er wegen eines traurigen Familienconflicts die Heimath verlassen habe, daß er früher bessere Tage gesehen habe, daß er mit einem nahen Verwandten in ein Geldgeschäft verwickelt gewesen, daß hiebei ein Streit ausgebrochen sei, und daß er dabei das Unglück gehabt habe, diesen Verwandten — schwer gereizt war Stein gewesen und in der Nothwehr, versteht sich — tödtlich zu verwunden. Ob diese Begegnung ein Duell gewesen sei? erinnerte sich Arnold Herbing jetzt nicht mehr ganz klar. Ferner hatte ihm der Künstler mitgetheilt, daß man ihn seit langen Jahren in seiner Heimath für todt halte, und er inzwischen gelernt habe, das jetzige freie, sorglose Leben in der Weltstadt den engen heimathlichen Verhältnissen vorzuziehen. Daher lasse er „seine Leute" lieber in dem Irrthume, daß er gestorben sei. Wer diese „Leute" waren, darüber hatte Stein jede bestimmte Andeutung vermieden.

Dieses Schicksal des Balladensängers war damals Herbing, auf dem großartigen Hintergrunde seiner amerikanischen Erinnerungen ziemlich trivial und kleinlich erschienen, so daß er es nicht einmal der Mühe werth gehalten hatte, den Lücken und Dunkelheiten in seines Freundes Selbstbiographie weiter nachzufragen. So war es ihm auch jetzt kaum möglich, nachträglich zu sichten, was in Steins Erzählung Wahrheit und was Dichtung gewesen war. Anhaltspunkte für jetzige weitere nachforschende Thätigkeit lieferten diese Erinnerungen nicht. Wo auch jene süddeutsche Heimath lag, jedenfalls war dort über die alte Geschichte schon längst verjährendes Gras gewachsen. Konrad Stein konnte übrigens eben so wohl ein durchgegangener Kassirer oder ein dem Zuchthause entsprungener Wechselfälscher gewesen sein, als ein Mann, dessen Hand mit Blut befleckt war. Psychologisch war sogar das Erstere das Wahrscheinlichere. Er glich mehr den schwachen Menschen, die mit der Feder, als den starken, die mit der Mordwaffe zu sündigen in Gefahr stehen.

Das Problem arbeitete mehrere Tage lang in Herbings anschlägigem Kopfe ohne jedoch eine befriedigende Lösung zu finden. Endlich sprach er, in verhüllter Weise, seinem ersten Handlanger im „Antiken-Geschäfte" von der geheimnißvollen Persönlichkeit, die er im holländischen Hause so zufällig wahrgenommen. Wie könne man wohl über den Kranken einige Aufklärung erhalten? Vielleicht ließe sich alsdann durch ihn ein Weg zu den Schätzen der Frau Lamberti anbahnen.

Der Gehilfe spionirte einige Tage umher. Dann kam er mit folgendem Ergebnisse zurück.

In den Polizei-Archiven des Magistrates befänden sich ohne Zweifel Papiere, die bei der Ansiedelung der fremden Dame in der alten Stadt jener Behörde ausgeliefert und auch dort geschrieben seien.

„Wenn vielleicht Herr Herbing, durch die gütige Vermittelung des Herrn Senators, von diesen Papieren Einsicht — —“

„Wo denken Sie hin, guter Freund,“ unterbrach ihn sein bis dahin sehr aufmerksamer Zuhörer unwillig. „Das würde mein Bruder niemals thun. Der vergeht ja vor lauter ängstlicher Pflichttreue im Dienste der Stadt. Und jedenfalls bin ich nicht so grün, ihn so tief in meine Karten gucken zu lassen. Reden ist Silber, mein Lieber, und Schweigen ist Gold, aber Fragen ist — Blech. — Nein, nein. Denken Sie sich etwas Besseres aus. So etwas muß man selber zu Stande bringen.“

„Vielleicht,“ fuhr nun der Unterhändler, halb bedenklich, halb pfiffig fort, „ließe sich noch ein anderes Mittelchen finden. Da ist nämlich ein Bekannter von mir in der Polizei angestellt. Der Mann hat sieben lebendige Kinder und es geht ihm schlecht. Er hat mich, seit Sie dem Rathe sein ganzes altes Waffenarsenal für hundert Pistolen abgenommen haben, schon mehrfach angelegen, Sie möchten ihm doch ebenfalls einige Alterthümer abkaufen. Ich wies ihn bisher stets ab, denn die Sachen taugen nichts. Es sind von denen, die Sie „Zopf“ nennen, oder gar nur von Bonapartes Zeiten her.“

„Versteht sich, kaufe ich sie ihm ab,“ rief der Kunsthändler entschlossen, „wenn er mich die Papiere sehen läßt. Wie heißt der Mann?“

„Rathsschreiber Bostelmann.“

„Bostelmann?“ wiederholte Arnold Herbing, in seinen Kindheitserinnerungen stöbernd, „Christian Bostelmann?“

„Allerdings.“

„Oho!“ rief er jetzt frohlockend. „Alter Schulkamerad von mir. War stets ein Dummkopf, der kein Exempel allein richtig herausbringen konnte. Wundert mich nicht, daß er in der ehrsamen Rathsschreibstube stecken geblieben ist. Morgen besuche ich ihn und seine Kunstschätze. Melden Sie mich an. Bringen Sie es ihm an den Verstand, daß ich jeden Preis zahle unter Bedingung der kleinen „Akteneinsicht“. Nur zehn Minuten — und keine Abschriften, versteht sich.“

Der Rathsschreiber fühlte in diesem kitzlichen Falle ähnlich wie jener zerlumpte Apotheker von Mantua, als er vom liebeskranken Romeo um das verbotene Gift gedrängt wurde. »Die Stadt ist nicht mein Freund gewesen, noch ihr Gesetz; die Stadt hat kein Gesetz, um mir ausreichend Brot zu schaffen. So breche ich der Stadt Gesetz. Meine Armuth, nicht mein Wille, willigt ein.« Solch einem Manne, wie Herrn Arnold Herbing, dem Bruder des Herrn Senators, der mit vollen Händen Gold für verrostete alte Scharteken ausstreute, dem war es wohl erlaubt einmal — neugierig zu sein. — Wem konnte es denn schaden?

Nach acht Tagen kannte Herbing den Inhalt der vertraulichen Correspondenz des Polizeisenators über Frau Lambertis frühere Schicksale. Er wußte nun ganz genau, wer der kranke Bruder, wer sein alter Kumpan Konrad Stein war.

„Die Lamberti ist jetzt augenscheinlich eine wohlhabende Frau," murmelte er, als er sich aus dem Polizeibureau spät Abends nach Hause schlich. „Ich kann ihr also Nichts abkaufen. Aber verkaufen will ich ihr Etwas, und das soll sie mir theuer genug bezahlen. Ja, ja, mein guter Konrad Stein, ich will nicht umsonst dein Lebensretter gewesen sein, dem du hundertmal ewigen unbegrenzten Dank zugeschworen hast. Den alten Wechsel sollst du jetzt einlösen!"

„Hm! Hm!" fuhr er selbstzufrieden fort, indem er die beliebte Holzpfeife in Thätigkeit setzte, „die Welt ist doch noch lange nicht so schlecht, als die Pfaffen sie allsonntäglich verschreien. Eine edle That findet immer noch ihren Lohn."

Es wurde nun Gegenstand sorgfältigster Erwägung für Arnold Herbing, auf welchem Wege er diesen, ihm von Rechtswegen gebührenden Lohn am raschesten und ohne übermäßigen Discont einziehen könne. Sollte er sich nochmals an Frau Regina wenden? Sollte er die Verhandlungen schriftlich eröffnen, eine halb verhüllte Drohung hinwerfen, seine volle Sachkenntniß durchschimmern lassen; damit die geängstigte Frau sich endlich zu mündlicher Erörterung herbeiließe? Diese Idee gefiel ihm eigentlich nicht. Der Umweg war ihm — in seinem Sinne — zu gefährlich. Er hatte zu oft in seiner ausgebreiteten Praxis den alten weisen Satz bestätigt gefunden: „nur nichts Schriftliches von sich geben!" Geschriebenes Wort bleibt stehen. Es gleicht dem heimtückischen Diener des Zauberlehrlings. Zuerst gehorsam zuverlässig und wirksam. Hinterher aber legt das unscheinbarste Briefchen seinem Verfasser in dessen eignen Worten verborgene Schlingen, in denen er sich selber unversehens und rettungslos fängt. „Mit drei von ihm geschriebenen Worten", hatte ihn zu Anfang seiner Lehrzeit im »Vertraulichen Nachforschungs-Bureau« ein alter Praktikus gewarnt, „mit drei unschuldigen Worten auf einem elenden Zettelchen kann man auch den unschuldigsten Menschen an den Galgen bringen. Denn was man aus dem Zettelchen nicht herauslesen kann, das liest man hinein". Also davon nichts. — War überdem Frau Regina entschlossen, sich zu vertheidigen, so würde sie des Schreibers Andeutungen nicht verstehen wollen — sie würde ableugnen, daß sie irgend etwas zu verbergen habe, oder gar plötzlich mit allen Ihrigen verschwinden. Jedenfalls würde die Thür des holländischen Hauses dem zudringlichen Nachbar auch ferner verschlossen bleiben, bis vielleicht — der Polizeisenator sie öffnete. Dieser prosaische Ausgang des Dramas paßte jedoch keineswegs in Arnold Herbings glänzende Berechnungen.

Er mußte also Weg und Steg finden, um zu einem unerwarteten, persönlichen Wiedersehen und zu einer möglichst freundschaftlichen directen

Auseinandersetzung mit Conrad Stein zu gelangen. Er mußte an dessen Dankbarkeit appelliren und ihm klar machen, wie gut der rettende Engel sich der früheren nächtlichen Mittheilungen seines Schützlings noch erinnere und wie geschickt er jene Bruchstücke inzwischen zum übereinstimmenden Ganzen zusammengefügt habe.

Wer gewissenhaft und gründlich sucht — der findet. So hatte Herbing in den nächsten Tagen sein altes väterliches Haus bis in die entlegensten Winkel der obersten Speicherräume durchklettert; er hatte mit einem scharfen Feldstecher aus jeder Luke, unter jedem Gesichtswinkel, die höheren Theile der Rückseite des holländischen Hauses geduldig durchforscht und er war nun nicht mehr zweifelhaft darüber, wo drüben des Kranken einsames Stübchen etwa verborgen sein müsse. Es lag im Rückgiebel des Haupthauses, nicht sehr entfernt von derjenigen Außenmauer, die an der Grenze des Senators stand. Beide Häuser trennte nur ein „Zwische" von etwa sechs Fuß Breite. In beiden, zu dieser Zwische steil abfallenden Dächern waren zahlreiche vortretende Luken angebracht, nur durch hölzerne Flügelläden verschlossen. Die untersten Reihen dieser Luken befanden sich in beiden Häusern auf ziemlich gleicher Höhe und ihre Oeffnungen standen kaum zwölf Fuß von einander ab. Dieser Abstand war für einen gewandten und schwindelfreien alten Seemann leicht zu überbrücken. Der grade Weg erwies sich also auch in diesem Falle als der beste und der wenigst gefährliche. Es handelte sich nur darum, den Uebergang ungestört und unbeobachtet zu vollziehen. In des Senators Hause lebten viele Menschen. Nach alter guter bürgerlicher Sitte theilten alle zu dem großen Betriebe gehörigen Gehilfen das Dach und den Tisch des Hausherrn. Ihre Wohnungen lagen in den obersten Stockwerken. Ein so ungewöhnliches Unternehmen wie die seiltänzerische Ueberschreitung der Zwische würde daher schwerlich ganz unbemerkt bleiben. In diesem Punkte jedoch schienen die Umstände endlich einmal den kühnen und standhaften Agenten begünstigen zu wollen.

Es war für die alte Stadt mit dem schönen Monat Mai die Zeit ihrer größten Jahresfeier, des Schützenfestes, herbeigekommen, eine uralte ehrwürdige Institution, deren Gebräuche sich noch aus der Zeit der hansischen allgemeinen Wehrhaftigkeit jedes freien Bürgers erhalten hatten. Zu diesen Gebräuchen gehörte auch das „Greifen des Maigrewen". Ursprünglich war es wohl eine heitere Art der Schatzung nicht wehrhafter angesehener Einwohner gewesen. Der erste Mann aus dieser achtbaren und meistens wohlhabenden Klasse, der am ersten Maimorgen durch das dem Schießgraben benachbarte Stadtthor ging, ward dort von einer fröhlichen, im Hinterhalte gelagerten Rotte ‚gegriffen' und mußte sich durch ein erhebliches Lösegeld zum Besten des Tischtrunkes der achtbaren Schützengilde abfinden. Es entsprach nur dem billigen Sinne unserer Vorväter, daß der also Gebüßte an diesem Sühnopfer theilnehmen durfte. Im Laufe der Zeiten überließ man das Finden des Maigrewen nicht mehr dem blinden Zufall. Das Opferlamm wurde vorher

im Rathe des Schützenkönigs ausersehen, von der ihm zugedachten Ehre verständigt und veranlaßt, den verhängnißvollen Morgenspaziergang zu bestimmter Stunde nicht zu unterlassen. War er dann mit gutem Humor „gegriffen“, so nahm er während des ganzen Festes einen bevorzugten Ehrenplatz unmittelbar hinter dem Schützenkönige ein, und seine Befugnisse hielten etwa die Mitte zwischen denen eines Prinzen von Geblüt und eines fremden Botschafters. In der guten alten Zeit hatte der Maigrewe eines schiedsrichterlichen Amtes bei allen streitigen Trinkfragen über die ehrsame Schützengilde zu walten. Ob hieraus sein Titel als der „richterliche Graf des Mai“ herzuleiten, oder ob er nur der „im Mai gegriffene“ war, ist bis zum heutigen Tage unter den Culturhistorikern controvers geblieben.

Es fügte sich nun so, daß gerade in diesem Jahre der Herr Senator Herbing „gegriffen“ werden sollte, und es war vorauszusehen, daß alle jungen Leute des Geschäftes dieses für das Haus so hoch ehrenvolle Schauspiel nicht versäumen und daß daher am Frühmorgen jenes Tages das Haus in seinen oberen Stockwerken so ziemlich verlassen und verödet sein würde.

Alles traf glücklich ein, wie Arnold Herbing vorhergesehen und combinirt hatte. Es war sieben Uhr Morgens und er fand sich als alleiniger Herr der weiten oberen Geschosse. Ungesäumt ging er an's Werk. Eine feste Feuerleiter hatte er bereits auf einem der Speicher aufgefunden und geprüft. Mit einem langen Sparren stieß er zunächst die Läden der gegenüber liegenden Luke des holländischen Hauses auf; dann schob er die Leiter hinüber und bald schwebte der waghalsige Mann rittlings über der wohl funfzig Fuß tiefen engen Zwische. Furchtlos und ohne die leiseste Anwandlung von Schwindel sah er sich rings um und genoß die seltene Aussicht. In kürzester Frist war er drüben und zog die Leiter nach sich.

„Ohne Zweifel bin ich der erste von den Herbings, der auf diesem „nicht gewöhnlichen Wege“ im Nachbarhause Besuch abstattet,“ murmelte er selbstzufrieden, indem er die Leiter nach sich zog.

Er befand sich in einer unverschlossenen leeren und wüsten Bodenkammer. Aus dieser gelangte er auf einen Gang und an mehreren ähnlichen Gelassen vorüber an die Treppe. Er lauschte, alles war still. Vorsichtig schlich er die Stufen hinab und stand im dritten Stocke. — Wo war der liebe alte Freund? Herbing wünschte nicht, außer ihm jemand im holländischen Hause zu belästigen. — Jetzt hörte er hinter einer entfernten Thür einen trockenen hohlen Husten. — Dort war also Konrad Stein. Herbing ging ohne Zögern dem Tone nach, öffnete eine Thür und stand vor derselben Figur, die er an jenem Morgen im Garten des holländischen Hauses beobachtet hatte. Sie saß jetzt zusammengekrümmt in einem großen Lehnstuhl; Augenschirm und Brille waren abgelegt; die Stirn war in die magere Linke gestützt; der lange ergrauende Bart floß wild über die Brust herab.

Ein Bild der Gebrochenheit und Erschöpfung! Der Besucher jedoch

war den Eindrücken, welche seine Theilnahme oder gar sein Mitleid hätten erwecken können, in diesem Augenblicke noch weniger zugänglich als sonst. Seine Brust hob ein Gefühl des Erfolges, des Triumphes, — ein Gefühl, wie es vielleicht den anschleichenden Tiger beseelen mag in dem Augenblicke, wo er sich sprungbereit auf seine sichere Beute stürzen wird.

„Gu'n Morgen, Konrad Stein!" ertönte jetzt plötzlich die joviale Stimme.

Der Mann im Lehnstuhl fuhr in die Höhe, starrte die fremde, völlig unerwartete Erscheinung an, wie um sich von ihrer realen Existenz zu vergewissern. Dann raffte er seine ganze Energie zusammen, erhob sich und fragte mit heiserer Stimme:

„Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?" Darauf erst schien er den Fremden zu erkennen, denn er fuhr fort:

„Bist du es wirklich, Herbing? Wie kommst du hierher?"

Arnold Herbing hatte den Kranken unverwandt fest angeblickt, ohne sich selbst von der Stelle zu bewegen. In demselben nüchternen Ton guter Laune, in welchem er sich so unversehens eingeführt hatte, erwiederte er auf die verschiedenen Fragen:

„Ich hoffe, du kennst mich noch, Konrad! — mich deinen Lebensretter und du willst mich nicht verleugnen. Oder bist du stolz geworden, seit du hier in dem warmen Neste sitzest und willst von deinem früheren Freunde nichts mehr wissen?"

Stein schien den bitteren Hohn dieser Frage nicht sofort zu fühlen. Er war vollständig fassungslos. In seiner grenzenlosen Verwirrung zog er sich unwillkürlich hinter die hergebrachten äußeren Formen des geselligen Verkehrs zurück und sagte, als ob Herbings Besuch völlig in der alltäglichen Ordnung wäre:

„Bitte, setze dich doch. Wie geht es dir?"

Der Agent folgte dieser höflichen Aufforderung, rückte indessen seinen Stuhl so, daß er dem Fenster den Rücken zukehrte, während das volle Licht auf seines Wirthes Gestalt fiel.

„Du fragst, wie es mir geht?" nahm er jetzt das Wort. „Schlecht geht es mir. Die Zeiten sind hart und seit du mich verließest, habe ich in meinem Geschäfte kein Glück mehr gehabt. Ich kehrte deshalb in meine Vaterstadt zurück. Hier erfuhr ich, daß wir Nachbarn sind und so —"

„Wie erfuhrst du das?" unterbrach ihn jetzt Stein erregt.

„Nun, wie man so etwas erfährt," antwortete Herbing, gleichmüthig die Erklärung ablehnend. „Aber ich freue mich zu hören, daß du jetzt in glänzenden Verhältnissen bist, und da dachte ich, es würde dich ebenfalls freuen, deinem alten Lebensretter deine Dankbarkeit erweisen zu können.

„In glänzenden Verhältnissen?" wiederholte der Andere. „Bitte komm' zur Sache. Ich weiß, du bist nicht hier, um dich nach meiner werthen Gesundheit zu erkundigen. Was verlangst du von mir?"

„Verlangen!“ rief jetzt Herbing, im Tone spöttischer Entrüstung. „O, nicht das geringste. Ich erinnere mich nur, wie oft du mir geschworen hast, deine Dankbarkeit sei ewig und unbegrenzt. Und da ich jetzt in arger Verlegenheit bin —“

„Du willst Geld haben,“ schnitt Konrad Stein ungeduldig die umständliche Einleitung ab. „Ich habe keines. Ich bin noch immer ein Bettler, wie damals. Aus Barmherzigkeit werde ich hier gefuttert.“

„Konrad,“ sagte jetzt Herbing, „lieber Junge, laß das Geflunker. Vergiß nicht, ich bin ein alter Detective. Ich weiß, daß du hier im eignen Hause sehr comfortabel lebst. Seit Wochen bereits „liegst du mir am Herzen — liegst mir im Sinn“ — wie du immer so rührend sangst.“

Der Kranke wand sich in peinlicher, nervöser Erregung in seinem Stuhle. Ein heftiger Hustenanfall trat bei ihm ein und unterbrach Herbings weitere Auseinandersetzung für kurze Zeit.

Dann fuhr der Agent fort.

„Ich bedaure zu sehen, daß ich dir lästig bin, alter Freund, und will es deswegen kurz machen. Auch andere Leute hier im Hause werden wünschen, daß ich baldigst wieder scheide und werden gern dafür ein Opfer bringen. Namentlich Deine Frau — Roderich Lamberti!“

Die Wirkung dieser letzten, völlig unerwarteten Worte waren niederschmetternd für den Unglücklichen im Lehnstuhle. Ein Abgrund öffnete sich vor ihm. Was er seit Jahren gefürchtet, vorhergesehen und schließlich, in der Stille seiner jetzigen Verborgenheit, beinahe wieder vergessen hatte: die Entdeckung seines wahren Namens, jetzt war sie da! Was wußte der Mann weiter? Hatte er auch die alte That im entfernten Lande ausgespürt? Oder argwöhnte er nur irgend etwas Unbestimmtes und wollte schrecken? Lamberti wußte nicht mehr, was er vor Jahren im Rausche dem Zechkumpane ausgeplaudert haben mochte. — Konnte hartnäckiges Leugnen den Feind noch irre machen? Oder war der elende Flüchtling schon in dem Netze gefangen, das ihm der mitleidlose schlaue Jäger gestellt hatte?

Ein heftiges Zittern ergriff den Kranken; er versuchte unwillkürlich sich zu erheben, um dem fürchterlichen Menschen dort zu entfliehen. Aber seine Kräfte versagten. Er fiel wieder in sich zusammen, verhüllte sein Gesicht mit der gesunden Hand und verstummte.

Dem Agenten wurde die Zeit lang. Der Blitzstrahl, den er so geduldig und kunstvoll geschmiedet hatte, schien nicht gezündet zu haben. Sein Opfer vor ihm war nur gelähmt, anstatt zu handeln.

„Nun,“ sagte er, „wenn der gewisse Name Dir fatal klingt, so brauche ich ihn ja nicht zu wiederholen. — Hör' mich an! — Laß jetzt die alberne Sentimentalität. Laß Vergangenes vergangen sein. Machen wir das Geschäft glatt ab. Ich hätte dich gar nicht bemüht und alles in Freundschaft mit deiner Frau abgemacht. Aber Weiber sind oft so eigensinnig und störrisch. Sie nehmen keine Vernunft an, wenn's ihnen nicht grade

in den Kram paßt. Frau Lamberti verschloß mir hartnäckig die Hausthür, da mußte ich denn über das Dach zu dir kommen."

„Was verlangst du?" stöhnte Lamberti.

„Zehntausend Thaler," antwortete Herbing. „Ich dächte, das wäre für eine reiche Frau keine übermäßige Erkenntlichkeit gegen einen Menschen, der ihrem theuren Gatten das Leben gerettet hat."

„Wollte Gott, du hättest es nicht gethan!" antwortete der elende Mann.

„Sind wir einig?" frug Herbing.

„Ich besitze nicht zehntausend Pfennige," erwiderte Lamberti kurz. „Und meine Frau soll meines miserablen Daseins wegen nicht ausgeplündert werden."

„Ausplündern?" entgegnete Herbing vorwurfsvoll. „Welch' häßliches Wort. Das klingt ja grade, als wenn ich eine Kasse plündern wollte — etwa eine Postkasse! Roderich Lamberti!"

Nun war kein Zweifel mehr. Herbing wußte Alles. Keine Gnade, kein Entrinnen mehr! — —

Wie oft hatte sich der arme Sünder diesen Moment vorgestellt. Wie tausendmal hatte er alle verschiedenen Möglichkeiten erwogen, unter denen die Katastrophe eintreten könne. Aber eines war stets das Ende seiner quälenden Betrachtungen, der Ausgang seiner Hirngespinnste und Aengste gewesen: er wollte diesen Augenblick der Entdeckung, wo die alte Schuld unerbittlich ihre Sühne forderte, nicht überleben. Er wollte nicht, nach so langen Jahren des halbbegrabenen Vegetirens im Dunkeln, des Scheintodes, noch hinterher die Schmach der peinlichen Untersuchung und der entehrenden Strafe über sich ergehen lassen. Er wollte nicht seinem armen Kinde, das sich selbst für eine vaterlose Waise hielt, und von der Welt dafür gehalten wurde — dem einzigen Wesen, an das noch sein elendes Herz sich klammerte — er wollte nicht seiner geliebten kleinen Cäcilie das Brandmal aufdrücken: Tochter des Zuchthäuslers Lamberti. Er hatte, seit er ein schwerkranker Mann war, vorausgesetzt, er werde wohl noch vorher und in der Verborgenheit sterben, unter falschem Namen, wie er unter falschem Namen, unter der Maske einer fremden Existenz, gelebt hatte. Wenn aber nicht — wenn die Erlösung nicht rechtzeitig kam — —

„Lamberti!" begann jetzt Herbing wieder. Ein drängendes Grollen drohte in seiner Stimme. „Ich gehe in den allernächsten Tagen fort. Von dir hängt es ab, ob ich von hier zu Schiff direct nach London zurückkehren soll, oder zu Lande, den Rhein hinab. Und Gott verd— mich, wenn ich dann nicht in der Stadt R. dem Herrn Untersuchungsrichter einen Besuch abstatte!"

„Du sollst es haben," unterbrach ihn jetzt Lamberti mit zitternder, heiserer Stimme. Eine ungeheuere Wuth gegen den kalten, herzlosen Henker, gegen seinen unmenschlichen Peiniger, bemächtigte sich des elenden Mannes

und goß für einen Augenblick neue, fieberhafte Kraft in seine Adern. „Du sollst deinen Lohn haben, Schurke," murmelte er leise, indem er aufstand und seinem rückwärts stehenden Schreibtische zuschritt. Er schloß einen Auszug auf, suchte und nahm dann die gesundenen Gegenstände heraus.

Jetzt kehrte er sich plötzlich um. Seine Linke erhob sich gegen Herbing. Er hielt ihm ein gespanntes Pistol entgegen. Ein zweites hing in des Schützen lahmer rechter Hand.

„Du hast es gewollt, Hallunke!" rief er mit schriller Stimme, auf seinen Gegner zuschreitend. „So nimm deinen Lohn! Du sollst wenigstens mit mir zur Hölle fahren."

Der Schuß entlud sich, die Kugel jedoch fuhr weitab über Arnold Herbings Kopfe unschädlich durch das Fenster, dessen Scheiben in Splittern klirrend herabfielen. Im letzten Augenblicke hatte eine dritte Hand des Schützen Arm kräftig in die Höhe geschnellt. Neben ihrem Gatten stand Frau Regina.

„Roderich!" rief sie angstvoll flehend, „bist du von Sinnen. Um Gotteswillen, kein zweiter Mord! Es ist genug an dem armen Joseph."

Sie entwand seiner Rechten die noch geladene zweite Waffe, aber des Kranken künstliche Spannung war bereits zu Ende. Er taumelte rückwärts und wäre zu Boden gefallen, wenn nicht seine Gattin ihn aufgefangen und sanft in den Stuhl niedergelassen hätte.

„Charitas!" rief sie gleichzeitig nach der jetzt offenstehenden Tapetenthür zu, durch die sie eingetreten war. „Charitas!"

Eine alte Dienerin in strengem klosterhaftem Schwarz mit weißem Häubchen erschien eilig in der Thür, lief zu dem Kranken und machte sich ängstlich besorgt um ihn zu schaffen.

Lamberti brach in einen neuen heftigen Hustenanfall aus; die Wärterin drückte ihm einen Schwamm auf den Mund und rief nach Tüchern. Als Frau Regina diese brachte, quoll ein Blutstrom aus des Leidenden zuckendem Munde.

Arnold Herbing war bei allen diesen aufregenden und mit blitzartiger Schnelle verlaufenden Vorfällen ein nicht theilnahmloser aber unthätiger Zuschauer gewesen. Lambertis unvermutheter Angriff hatte ihn völlig überrascht. Als er sich der Situation bewußt wurde und instinctmäßig auch nach seinem Terzerol griff, das den alten amerikanischen Abenteurer nie verließ — als er die sichere Waffe auf seinen Gegner anschlug — da war die Gefahr bereits vorüber und nach einigen Augenblicken lag der Angreifer völlig ungefährlich und wehrlos in den Armen der beiden Frauen.

Aber dennoch fühlte sich Herbing durch das Schauspiel vor ihm mächtig ergriffen, ergriffen vor allem durch die überwältigende, hoheitsvolle Erscheinung der Frau, die sich so ruhig und kaltblütig zwischen die Mündungen der Pistolen stellte, als gälte es, ein gleichgiltiges Einschreiten gegen irgend eine vorübergehende Laune des Kranken. Wenn es überhaupt noch etwas

in der Welt gab, was Arnold Herbing imponirte, so war es kaltblütige Entschlossenheit in der Gefahr.

Gleichzeitig aber drang in diesem Augenblicke noch eine andere Erkenntniß wie ein Blitzstrahl in seine verhärtete Seele, eine Erkenntniß, die ihm bis dahin auf den kalten rauhen Pfaden, die ihn durch das Leben geführt hatten, noch niemals erschlossen worden war: er erkannte den Duldermuth und die heldenmüthige Aufopferung einer edlen Frau für einen Unwürdigen und Elenden, an den sie sich durch unzerreißbare Bande der Pflicht gefesselt fühlte, den sie vor der Welt und vor ihrem eigenen Kinde — und vor sich selbst — verläugnen mußte.

Jedoch fand Herbing jetzt nicht die Muße, diesen ihm fremdartigen Betrachtungen weiter nachzuhangen, denn Frau Regina wandte sich zu ihm:

„Sie sehen, mein Herr, daß hier nicht der Ort für weitere Verhandlungen ist; der Kranke bedarf vor allem der Ruhe."

Arnold Herbing wurde unsicher. Er fühlte, daß er die Lage nicht mehr beherrsche. Diese Frau hatte ihm das Heft des Schwertes aus der Hand gewunden.

Verlegen stotterte er: „Ich will lieber jetzt fortgehen, Frau Lamberti, und stehe Ihnen wieder zu Diensten, sobald Sie wünschen."

„Ist nicht nöthig," erwiederte die Dame. „Es bedarf keiner langen Verhandlungen mehr. Ich habe Ihnen nur noch wenige Worte zu sagen; folgen Sie mir in das Nebenzimmer."

Herbing gehorchte. Er hatte jedenfalls nicht das Gefühl, daß er den Kampfplatz als Sieger verlassen werde, mochte das Geschäft auch nach seinem Wunsche zum Abschlusse kommen. Diese Frau kämpfte mit einer Waffe, die weder brutaler Muth war, noch welterfahrene Geriebenheit. Es war eine Waffe, der ihn sein kampfreiches Leben überhaupt niemals gegenübergestellt hatte.

Als sie im Nebenzimmer standen, die schöne, edle, blasse Frau vor ihm, so ruhig und grade, so fest und kalt wie eine Marmorstatue — und der derbe, harte, robuste Mann vor ihr, mit zaghafter Befangenheit wie ein Diener, welcher der Befehle seiner ungnädigen Königin demüthig gewärtig ist — da wünschte Arnold Herbing unwillkürlich und wider alle vernünftige Erwägung, in einem tief verborgenen Winkel desjenigen Muskels, der bei ihm kaum jemals eine andere Function ausgeübt hatte, als die einer wohlorganisirten Blutpumpe, — da wünschte er: „ich wollte, ich wäre drüben geblieben!" Und dann wunderte er sich sofort selber über seine kindische Schwäche.

„Ich bedaure wirklich —" begann er im Tone der Entschuldigung und Theilnahme.

„Das mag wohl sein," unterbrach ihn Frau Regina mit kalter Stimme. „Uebrigens habe ich alles gehört. Die alte Charitas hatte mich bei Zeiten gerufen und ich horchte an der Tapetenthür. — Sie finden das vielleicht

nicht sehr »ladylike« nach ihren strengen englischen Anstandsbegriffen," setzte sie mit eisigem Hohne hinzu; — sie wußte nur zu gut, welches Stück England dieser Mensch als Gefährte ihres unglücklichen Mannes durchlebt hatte. — „Aber meines Gatten eigenthümliche Lage macht mir seine stete Beobachtung zur Pflicht."

„Sie traten allerdings nicht zu früh zwischen uns," stimmte Arnold mit einer ungeschickten Verbeugung ein, in der sich Dankbarkeit für die zeitig abgelenkte Pistolenkugel ausdrücken sollte.

„Schon gut, mein Herr," erwiederte sie abweisend. „Das Geld sollen Sie haben — wenn Sie mir sichere Garantien für Ihr künftiges Schweigen bieten können. Ich besitze die Summe nicht, aber ich hoffe sie in acht bis zehn Tagen zu schaffen. Ich muß deshalb eine Reise machen. Sobald mein Mann wieder leidlich wohl ist, soll das geschehen. So lange werden Sie sich hoffentlich gedulden können." —

Herbing wollte antworten, aber die Zunge versagte ihm. Er drückte daher sein völliges Einverständniß nur durch eine zweite tiefe, stumme Verbeugung aus.

„Sie werden also von mir hören," schloß Frau Regina die Verhandlung und wandte sich wieder der Thür zu. „Dort ist der Ausgang," bemerkte sie, als Herbing unschlüssig stehen blieb und wies, schon halb über die Schulter, auf eine entgegengesetzte Thür.

Arnold Herbing schlich hinaus. Dort erst erinnerte er sich, auf welch ungewöhnlichem Wege er das holländische Haus betreten hatte und daß dort oben auch sein Rückweg liege. Er suchte nach der Treppe, die er vorhin leichten Herzens herabgestiegen; sie war nicht sogleich zu finden. Als er dann den Fuß auf die steilen Stufen setzen wollte, versagten zum ersten Male in seinem Leben seine stahlfesten Glieder den Dienst. Erschöpft lehnte er am untersten Pfosten, zog sein Schnupftuch und wischte sich von seiner perlenden Stirn den kalten Schweiß. So stand er einige Minuten da, rathlos und fassungslos. Dann öffnete sich leise die Thür aus Lambertis Wohnzimmer, in das er heute früh so frisch und frei eingetreten war. Herbing fuhr zusammen. Sollte die gewaltige Frau nochmals vor ihn treten wollen um ihn nochmals niederzuschmettern?

Es war die alte Charitas. Sie trat heraus, winkte dem Fremden, führte ihn schweigend die Hintertreppe in den Garten hinab und entließ ihn ebenso lautlos durch ein Pförtchen in der rückwärtigen Mauer. —

Wenige Tage nach der Wahl des neuen Maigrewen verließ Frau Regina das holländische Haus und nahm ihren Platz in der geräumigen Postkutsche ein, die sie nach langer nächtlicher Fahrt auf fürchterlich gepflasterter Heerstraße in die Hauptstadt brachte. Von dort eilte sie mit der neu eröffneten Eisenbahn dem Rhein zu.

Schon seit Jahren war sie gewohnt gewesen, einsam und schweigsam unter fremden Menschen zu wandeln und ausschließlich in der Welt ihrer eigenen

Gedanken und Erinnerungen zu leben. Während sie jetzt den langen Weg zur alten Heimath zurücklegte, stiegen diese Erinnerungen mit besonderer Lebhaftigkeit wieder vor ihr empor. Ihre heitere, künstlerisch angeregte Jugend im warmen Schatten des wohlhabenden elterlichen Hauses, der kurze Rausch ihrer unerfahrenen Liebe zu dem schönen, glänzenden und bestechenden Sänger; ihr Kampf mit dem Widerstande der Eltern gegen die Vereinigung mit dem unverläßlichen Manne. Und wie bald trat die Enttäuschung ein! Der Mann, auf den sie ihr Lebensglück gebaut hatte, war eine Schmetterlingsnatur. Unbeständig, gaukelnd, an jeder Blüthe naschend, unfähig, den stetigen graden besonnenen Weg der Pflicht zu gehen. Ein enges Gehirnchen, in dem der Begriff: Du mußt! keinen Raum gefunden hatte. Ein sogenannter „Blender". In äußerer Liebenswürdigkeit schillernd, nicht ohne natürliche geistige Begabung, namentlich mit allerlei gefährlichen, sogenannten kleinen Talenten ausgestattet, aber ohne jede Tiefe, ohne jede Fähigkeit zum Ausreifen. Er war kein positiv schlechter Mensch — Roderich Lamberti — aber ein sittlich durchaus unzureichendes Wesen, dem jede gebundene Marschroute ein Gräuel erschien. Nicht den mindesten angeborenen Respect empfand dieser Mensch vor der Wahrheit. Wahrheit und Lüge unterschieden sich vor dieser auf Triebsand gebauten Seele nur dadurch, daß in dem einen Falle die eine, im anderen die andere zweckentsprechender erschien. Und rasch gewann, von diesem Standpunkte der Zweckmäßigkeit, die Lüge mehr und mehr die Oberhand. — Roderich Lamberti war eine sogenannte Künstlernatur, aber nur eine — unechte. Es fehlte ihm der Ernst des Strebens; die leidenschaftliche, ausschließliche und selbstlose Hingabe an seine Kunst; die Sammlung für jede gründliche Leistung. Die glückliche Naturanlage sollte alles decken, was der versagende Fleiß als Blöße zurückließ. So blieb der Kreis seiner Productionen untergeordnet und beschränkt! Balladensänger. Er mußte seine Thätigkeit auf immer entlegenere Schauplätze ausdehnen, denn er wurde dem Publikum rasch alltäglich. So war er bald ein künstlerischer Vagabund und als — Bänkelsänger hatte er geendigt. Lamberti war auch eine sogenannte gesellige Natur, ein lustiger Kamerad, eine Zierde jeder Liedertafel und jedes Kneiptisches. Schon früh gelangte er dahin, nicht mehr allein sein zu können. Die ruhige, geordnete Häuslichkeit, die ernstere geistige Nahrung, die seine junge Frau ihm bot, mundete ihm ebenso wenig. Bald traten die inneren Vorwürfe über die zunehmenden heimlichen Verletzungen von Pflicht und Treue zwischen ihn und seine Gattin. Er mied nun sein eigenes Haus. Regina konnte und wollte ihm bald auf seinen concertirenden Streifzügen nicht mehr folgen. Sie erkannte in diesem Treiben rasch ein wüstes Element des Schmutzes, welches ihre reinliche Seele anwiderte und entrüstete. Nun zog Lamberti allein umher, sammelte welke Lorbeern ein, verthat den Ertrag seiner leichten Arbeit in schlechter Gesellschaft, die seinem Durste nach billiger Bewunderung fröhnte. Selten brachte er von seiner Ernte etwas Erkleckliches

heim in die häusliche Kasse. Statt der Sparpfennige für kommende schlechte Zeiten wuchsen die Schulden. Ein Kneipbruder, ein verkommener Kaufmann — herrlicher Quartett-Tenor ohne Schule — lehrte ihm die Kunst des Wechselschreibens. Ein anderer, ein überall aus der Arbeit entlassener Mechaniker, zeigte ihm den praktischen Handgriff, um das Kassenbureau seiner Frau zu öffnen, während sie den rechten Schlüssel bei sich trug.

Allmälig versank Lamberti auf diesen Irrwegen tiefer und tiefer in den Sumpf der alltäglichen Gemeinheit. Bald schlug denn auch, mit unerbittlicher logischer Nothwendigkeit, die Stunde in welcher der Lump zum Verbrecher wurde. Mit jenem Schlosserkünstler brach er in das Postbureau ein, dessen ungenügende Bewachung der andere ausgekundschaftet hatte. Alles war vorbereitet. Eines der großen Rheinflösse sollte die flüchtenden Verbrecher aufnehmen und bis jenseit der Grenze sicher verbergen. Als die beiden Genossen jedoch, verkleidet und mit geschwärzten Gesichtern, in das Gemach eintraten, fanden sie, auf einer Matratze am Boden gelagert, einen unerwarteten und unwillkommenen Schläfer. Eine besonders beträchtliche Geldsendung, die Abends vorher aufgegeben war, hatte diese ungewöhnliche Vorsicht gerathen erscheinen lassen. Der Schläfer erwachte, es war der kleine Joseph, Lambertis Schwager. Die Diebe hofften, das schwache Männchen einzuschüchtern und geknebelt, übrigens aber unversehrt, zurücklassen zu können. Aber in dem elenden Körper des kleinen Buckligen lebte eine starke Pflichttreue. Sein Widerstand war entschlossen und nachhaltig. Endlich erkannte er den vermummten Schwager. Es blieb nun nichts anderes übrig als den Krüppel, der sich wie eine wilde Katze an die Einbrecher klammerte, unschädlich zu machen. Lamberti widerstrebte dieser harten Nothwendigkeit nicht. Der Andere versetzte dem armen Joseph einige feste Schläge auf den Kopf und beide Genossen ließen den Blutenden besinnungslos am Boden liegend zurück. Ihre Beute war nur gering, denn ein nahender Nachtwächter störte das mühsame und zeitraubende Erbrechen des widerstrebenden eisernen Kastens, in dem die größeren Werthsendungen verwahrt wurden. Die Räuber entkamen, erreichten das Floß, stießen den umgestürzten Kahn in den Strom hinaus, warfen ihre Kopfbedeckung in das Röhricht, wie von Ertrunkenen, und erreichten die Grenze. Von dort flüchteten sie weiter über den Ocean. Hier trennten sie sich. Der Verführer ging in den fernen Westen und verscholl. Lamberti concertirte im gebildeteren Osten. Später kam er nach London, wo ihn das wüste, zügellose Leben nach wenigen Jahren vollends aufrieb. Auf dem Krankenbette gedachte er seiner Frau und gab ihr ein Lebenszeichen. Er bat um ihre Verzeihung und um Wiedervereinigung.

Regina hatte inzwischen den niemals wieder zu voller Klarheit erwachten kleinen Joseph einer Heilanstalt übergeben. Der Aermste war nun nach und nach in völlige geistige Lähmung verfallen. Der überraschende Brief ihres todtgeglaubten und trotz seiner Unwürdigkeit tief betrauerten Gatten versetzte

die junge Frau in die äußerste Erregung. Sie erkannte es sofort als ihre unabweisliche Pflicht, dem Kranken zur Seite zu stehen. Ihre äußeren Verhältnisse hatten sich seit einigen Jahren günstig gewendet. Der Sorge ums tägliche Brot und der Sclaverei des Erwerbes war sie enthoben. Eine vermögende kinderlose Schwester ihrer Mutter hatte sich der unglücklichen Nichte erinnert. Sie setzte die kleine Cäcilie zur Erbin ein, überwies die Erbschaft der Verwaltung eines Vormundes und hinterließ Reginen außer unerheblichem Capital nur den lebenslänglichen Nießbrauch. Die strenge Ehrbarkeit der alten Dame hatte die schwere Verfehlung der Nichte gegen die elterliche Autorität und den bürgerlichen Familienstolz niemals verwinden können.

Regina eilte nach London und traf ihren Gatten verlassen, niedergebrochen, halb sterbend. Sobald er reisefähig war, brachte sie ihn in ein milderes Klima an der südlichen Seeküste. Auf der Rückreise nach Deutschland traf sie mit einem Kaufmann aus der großen norddeutschen Welthandelsstadt zusammen, der ihr von der alten Stadt, der Heimath seiner Familie und von seinem dortigen holländischen Vaterhause erzählte.

Sie suchte bereits im Geiste nach einem sicheren, verborgenen, ihrer Heimath entfernten Zufluchtsorte. Die alte Stadt war von England aus ohne beschwerliche Landreise zu erreichen. Frau Regina nahm jetzt ihren Bruder aus der Heilanstalt zurück, mit einer Bescheinigung des Vorstandes: „daß es keinem Bedenken unterliege, den unheilbaren, aber unschädlichen Kranken der schwesterlichen Privatpflege zu überlassen." Dann übergab sie den kleinen Joseph einem andern Asyle in einem entfernten Landestheile, wo dem armen vegetirenden Wesen die liebevollste Behandlung gesichert war. Dort fand er nach kurzer Zeit ein sanftes Ende.

An seine Stelle trat nun Roderich Lamberti und zog als der Postsecretair a. D. Joseph Koopmanns, mit Frau und Kind in die alte Stadt und in das holländische Haus ein.

Die Zurückgezogenheit von aller Welt und der Ausschluß jedes neugierig spähenden Auges, Sicherheiten, die der flüchtige Verbrecher vor Allem suchte, ergaben sich in der neuen Niederlassung beinahe von selbst. Es bedurfte nur geringer verkleidender Nachhilfen um die bereits durch die Verkrüppelung entstellte äußere Erscheinung des verwüsteten alternden Mannes völlig unkenntlich zu machen.

Frau Regina hatte aus wohlerwogenen Gründen verlangt, daß Lamberti seinem Kinde stets nur der Onkel Joseph sein dürfe, und der Vater hatte, seiner eigenen Verborgenheit halber, hierin, wie anfangs in Alles gewilligt.

Es war ein schweres Kreuz, welches die arme Dulderin Regina damals auf sich genommen hatte. Die Schmetterlingsnatur ihres Mannes hatte in der Wüste und in der Irre all das Bischen scheinenden Farbenstaub völlig abgestreift, mit welchem er früher gaukelnd prunkte und durch den auch das lebhafte, phantasievolle junge Mädchen getäuscht und gefangen worden war.

Von dem heiteren lebenslustigen, anscheinend gutmüthigen Leichtsinn der ihn sonst planlos auf jedem Windhauche hin und her getragen hatte, war nur eine elende, schale, widerliche Nichtigkeit zurückgeblieben. Die grundsatzlose kleinliche Selbstsucht, welche die eigentliche Basis seiner ärmlichen Natur bildete, war durch das Leiden nicht geläutert, nur bloßgelegt. Er jammerte über sein Unglück, er verwünschte sein Dasein. Dennoch klammerte er sich ängstlich an seine erbärmliche Existenz und zitterte vor jeder Störung. Er quälte seine heldenmüthige Gattin mit nichtigen kleinen Beschwerden, Anforderungen und Eifersüchteleien. Zerfallen mit sich selbst, entlud er diesen innern Zwiespalt in übler Laune auf seine Umgebung. Auch seine Liebe zu dem Kinde machte ihn unglücklich, denn er verlangte in gedankenlosem Egoismus dessen stete Gesellschaft, welche die Mutter verweigern mußte. Sich selbst hielt er jetzt für ein Opfer der Verführung. Jener Genosse seines Verbrechens erschien ihm nun als der allein Schuldige. Einen Märtyrer der harten, ungerechten und blinden Justiz nannte er sich. Zu verblendet war er und innerlich zu todt, um dem Heroismus seiner unglücklichen Frau, ihrer heldenhaften Pflichttreue gegen den ungeliebten, entfremdeten und im Grunde verachteten Mann das schuldige demüthige und unterwürfige Dankgefühl zu zollen.

Vier Jahre hatte bereits Regina Lamberti diese Fesseln getragen, seit vier Jahren opferte sie sich einer marternden Pflichterfüllung, die ihr täglich einen neuen innern Kampf kostete.

Nicht weil ihr Gatte vor dem Gesetze ein Verbrecher war. Sein Verschulden bei jenem traurigen Ueberfalle war mehr ein schwächlicher, sträflicher Leichtsinn gewesen, als bösartiger Vorsatz. Auch erschien ihr jene einzelne Verirrung durch das nachfolgende lange Leiden ausreichend gesühnt.

Nein, ihr Kampf war wider den inneren Ekel, den ihr die Unreinheit und Nichtigkeit des, einstmals von ihr geliebten, jetzt schon seit langen Jahren so völlig von ihr geschiedenen Mannes erregte.

Dazu trat der bittere Selbstvorwurf über ihr eigenes, durch thörichten jugendlichen Eigenwillen verfehltes und vergälltes Leben.

Damals hatte sie ihre ganze Kraft gegen den widerstrebenden elterlichen Willen eingesetzt, um zur Vereinigung mit der hübschen, hohlen, singenden und schäkernden Maske zu gelangen.

Jetzt erkannte sie die Tiefe der Wahrheit: „Wen Gott züchtigen will, dem erfüllt er seine Wünsche“.

Reginas eigene geistige und körperliche Energie hätte indessen die ihr auferlegte Last wohl nicht mit so viel äußerem Gleichmuthe so lange Zeit hindurch getragen, wären ihr nicht zwei mächtige Stützen verliehen gewesen, die ihr bis dahin nie versagt hatten.

Ihre alte kindliche Frömmigkeit führte sie, nach dem schönen weiblichen Glauben ihrer Kirche, täglich in andächtigen Gebeten zu den Füßen der heiligen Jungfrau, der schmerzhaften Mutter Gottes, der Helferin und Für-

sprecherin aller Mühseligen und Beladenen. Hier fand sie in andachtsvoller Hingabe immer neuen Trost und frische Kraft.

Und im Wechsel mit dieser gläubigen Versenkung in jene unverstandenen, aber lebensvollen Tiefen trug die Musik, so oft die getreue Priesterin diese Heilige anrief, Regina auf goldenen Schwingen in die reinen lichten Höhen empor, wo sie ungetrübten freien Gedankenverkehr mit sich selber pflegen konnte.

Denn Frau Regina gehörte, am Clavier, zu den wirklichen Poeten, von denen das Wort gilt:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott: zu sagen, was ich leide."

Regina Lamberti verweilte zwei Tage bei dem Vormunde ihres Kindes als hochwillkommener Gast. Aber ihre geheimen Unterredungen mit dem gewissenhaften Geschäftsmanne hatten nicht den Erfolg, dessen die arme Frau bedurfte. Still und gedrückt trat sie die Rückreise an, ernstlich bekümmert wegen der Erfüllung der gewichtigen Zusage, die sie in jener angstvollen Stunde, unter dem Drucke der Furcht vor Enthüllung ihres beschämenden Geheimnisses, dem fremden Manne in echt weiblichem Vertrauen auf ihre gute Sache gegeben hatte.

Arnold Herbing erwartete Frau Lambertis Rückkehr nicht mit völlig ungetrübtem Gleichmuthe. Aeußerlich zwar hatte er sich ganz seiner kunsthändlerischen Thätigkeit gewidmet gehabt. Seine reiche Ernte aus den Häusern der alten Stadt war jetzt verpackt, und wurde auf leichte Flußschiffe verladen, welche diese Schätze dem benachbarten Welthafen zuführen sollten. Er selbst war ebenfalls dort gewesen, um die mannigfachen Vorkehrungen und Verabredungen zu treffen, die mit einer so wichtigen Expedition verknüpft sind. Dann kam er wieder zurück und ging geschäftig ab und zu. Stundenlang stand er am Hafen, ordnete an und war unermüdlich, seine ungelenken und langsamen Arbeitsleute in praktischen amerikanischen Handgriffen für die Befrachtung der Fahrzeuge anzuweisen. Trotzdem aber all diese verschiedenen Besorgungen wohl ausgereicht hätten, die volle Kraft und das gesammte Nachdenken eines Mannes in Anspruch zu nehmen, war Arnold Herbing eigentlich im Innern doch nur mit halber Seele bei der Sache.

Eine neue, ihm bis dahin völlig fremde Reihe von Gedankenbildern war in ihm aufgestiegen und wollte sich nicht mehr von ihrem im Sturme eroberten Platze verdrängen lassen. Die Hauptfigur in dieser unbequemen Bilderreihe war die Nachbarin, die Herrin des holländischen Hauses. Zuerst wußte Herbing sich kaum Rechenschaft darüber zu geben, was dieser lästige Gast, der stets von neuem ungerufen bei ihm eintrat und ihn immer nur über die Schulter ansah, was diese fremde Dame mit der verächtlichen Miene und der eisigen Stimme bei ihm zu suchen habe.

Endlich fand er es heraus. Arnold Herbing begriff, daß er eine neue Lebenserfahrung gemacht hatte. Seit langer Zeit zum ersten Male hatte er

im Kampfe des Lebens wieder einen Gegner gefunden, der ihm gewachsen war — nein, dessen Ueberlegenheit er anerkennen müßte. Weswegen opferte sich diese noch junge, schöne, königliche Frau für den miserabeln Burschen, der sie so niedrig verrathen hatte und schon so viele Jahre für sie todt gewesen war? Weswegen stützte und hielt sie ihn mit Einsetzung ihrer eignen ganzen Existenz? Weswegen hütete sie ihn, wie ein eigenwilliges mißrathenes Kind vor jedem weiteren Schritte vom Wege? Weswegen hatte sie sich so nichtachtend und unbefangen zwischen die streitenden Männer und auf die sich kreuzenden Bahnen ihrer Pistolenkugeln gestellt, als ob sie hieb- und schußfest war? Wenn Frau Lamberti ihren Mann nicht im Londoner Hospital oder in den Londoner Straßen verderben lassen wollte, — gut und schön. Weshalb aber setzte sie ihm dann nicht eine Pension aus, unter der Bedingung — auch ferner todt für sie zu bleiben, wie er schon seit zehn Jahren sie zur Wittwe gemacht hatte?

Arnold Herbing hatte an jenem Morgen das Gefühl gehabt, daß seine schöne Gegnerin mit einer Waffe kämpfte, deren Anwendung ihm in seiner bisherigen Lebenspraxis noch nicht vorgekommen war. Diese Waffe hatte er inzwischen näher studirt. Er wußte nun, sie hieß: Uneigennütziges, hohes Pflichtgefühl — völlige Selbstentsagung — heroischer Duldermuth.

Es gab also doch wirklich noch Menschen, die freiwillig gegen ihr eignes Interesse handelten, selbst wenn es galt, eine schwere Pflicht zu erfüllen, Menschen mit weichen Herzen und zugleich stahlharten muthigen Nerven, Menschen denen es nicht selbstverständlich war, den am Boden liegenden Schwächeren als Fußschemel zu benutzen und als praktische Geschäftsleute aus jeder ihnen gebotenen Verkettung der Umstände, aus jeder heiklen Lage des Nächsten durch Klugheit und Berechnung soviel Annehmlichkeiten und Vortheile zu ziehen und so wenig eigne Last und Beschwerden zu übernehmen, als es mit dem Herkommen des Lebensmarktes und dem bürgerlichen oder — Strafgesetze vereinbar war.

Die Sache erschien dem klugen Agenten wirklich sehr absonderlich, kaum begreiflich. Wie kam eine so praktische, energische Frau zu dieser unpraktischen Führung ihres eigenen Lebensganges? Er konnte es lange, lange nicht verstehen.

Unmerklich aber, während er diesem ihm fremdartigen und seltsamen Widerspruche nachgrübelte, erklangen gewisse wunderbare, weit entfernte, längst verstummte Töne, ganz leise in dem harten Manne, Töne aus der Kinderstube — Töne aus der Knabenzeit. Das Geräusch des Weltmarktes hatte diese Töne viele Jahre hindurch verschlungen gehabt. Jetzt aber stimmten sie sich, wie von selber, in seiner Seele wieder zusammen, als wollten sie sein, nun schon viele Jahre schlafendes inneres Ich wieder erwecken. Es waren weiche, reine, einfache Töne, wie sie nur im Vaterhause, nur aus dem Muttermunde erklingen.

War es das wunderbare Clavierspiel der Nachbarin, das in Arnold Herbing irgend eine verborgene Saite so seltsam mittönen ließ?

Nein, es waren keine musikalische Erinnerungen. Er wußte es jetzt,

woher sie kamen. Sie standen im Zusammenhange mit dem dicken schwarzen Buche, welches ihm die selige Mutter vor dreißig Jahren zu seiner Einsegnung geschenkt hatte. Bei seiner Flucht aus dem väterlichen Hause hatte er das Buch achtlos zurückgelassen. Aber es hatte, wie ein treuer Wächter, die ganze lange Zeit über in Arnolds Heimath auf ihn gewartet, und jetzt hatte er es eines Tages unter seinen alten vergessenen Habseligkeiten wieder gefunden.

Jawohl! Jawohl! Jetzt wußte er's ganz genau — jene Töne, sie waren Erinnerungen an eine alte, uralte Predigt, die in dem dicken schwarzen Buche irgendwo stehen mußte.

Derartige unklare und lückenhafte Erinnerungen können sehr lästig und peinigend sein. Wir wälzen sie dann so lange widerwillig im Kopfe umher, bis zuletzt das ungetreue Gedächtniß sich unserer Pein erbarmt, irgend ein lange verschlossenes Fach öffnet und uns endlich Ruhe verschafft vor den Gedanken, die uns so unablässig verfolgten.

Aber Arnold Herbings Gedächtniß mußte zu diesem verschlossenen Fache während seiner langen Pilgerschaft in der Wüste wohl den Schlüssel verloren haben, oder das Schloß war in der scharfen feuchten Seeluft hoffnungslos verrostet.

Er nahm sein altes Besitzthum wieder an sich. Er las darin mit Verwunderung seinen eigenen Namen, von der Hand der seligen Mutter eingeschrieben. Dann begann er in den grauen, enggedruckten Blättern zu suchen. Wo sollte er nun auf den unendlich vielen Seiten jene wenigen Worte finden? Ein hoffnungsloses Unternehmen. — Er las hin und her. Unmuthig schlug er endlich das Buch zu. Aber die Wortbruchstücke tanzten ihm vor den Augen und ließen ihm keine Ruhe.

Er begann von Neuem hin und her, rückwärts und vorwärts zu blättern. Häufig hielt er sich beim Suchen auf, denn er las hie und da ein Stück, das er nicht verstand und dann las er wieder ein anderes Stück, das er jetzt viel besser verstand, als vor dreißig Jahren. Er hatte gar nicht mehr gewußt, daß so viel brauchbare praktische Lebensklugheit in dem dicken schwarzen Buche stand.

Nun aber hatte er es endlich dennoch gefunden, was er so lange und so geduldig gesucht hatte.

Richtig. Es stand in einer alten, sehr einfachen und gar nicht langen Predigt. Und die Worte hießen:

„Selig sind die Sanftmüthigen. Selig sind, die da Leid tragen. — Selig seid ihr, die ihr hier weinet. Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und absondern. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Arnold Herbing saß lange, in Nachdenken verloren, über seinem alten Kinderbuche. Die Holzpfeife war längst erloschen.

„Sonderbar," murmelte er endlich, „das muß sie auch einmal gelesen

haben, die Frau Regina, denn, Gott verd— mich, sie arbeitet ja ganz genau nach dem alten Recept."

„Aber unterkriegen soll sie mich doch nicht," schloß er sein erbauliches Selbstgespräch mit einer zweiten energischen Bekräftigung und schlug für das Mal sein altes getreues Buch und die alte einfache langvergessene, nun wiedergefundene Predigt von der Selbstüberwindung bedachtsam und entschlossen zu. —

Eine Woche war bereits verlaufen, da erklang wieder das wunderbare Clavierspiel aus den Fenstern des holländischen Hauses die Brückenstraße entlang und selbigen Abends erhielt auch Arnold Herbing ein Briefchen, das ihn einlud, Frau Lamberti am nächsten Nachmittage aufzusuchen. Es war ihm lieb, daß die Sache jetzt zum Schlusse kommen sollte, denn seine Abreise drängte, wenn er gleichzeitig mit seinen Schätzen am Londoner Customhouse eintreffen wollte. Er mußte also jetzt bestimmt wissen, welchen Weg er zu gehen hatte. Die Entscheidung darüber lag ja in den Händen seiner Gegnerin. Ihm selbst erschien jedoch die kürzere Seereise, direct aus dem großen benachbarten Welthafen, täglich zusagender als der lange Landweg rheinabwärts und der lästige Aufenthalt in der unbekannten Stadt N.

Diese Neigung und Abneigung verstärkte sich, je mehr er die jüngst eingetretenen Umstände erwog, wenngleich sich diese Umstände gar nicht so genau in feste Zahlenverhältnisse gruppiren lassen wollten, als es ihm sonst bei seinen geschäftlichen Erwägungen zur geläufigen Regel geworden war. Es drängte sich jetzt stets, seit die alte Predigt wieder zu ihm gesprochen hatte, ein neuer irrationaler, unbestimmbarer Factor in die Berechnung, der sich auch durch keinerlei calculatorische Combination wieder eliminiren lassen wollte.

Zur bestimmten Stunde stand Arnold Herbing in Frau Reginas Zimmer. Es war leer. So hatte er Zeit, nochmals das Portrait des schönen, frischen, jungen Mädchens im Rosengebüsche mit Andacht zu betrachten. Er war eine realistische Natur und ein Stück Kunstkenner. Dadurch war sein Auge gewöhnt worden, scharf und kritisch zu sehen. — Auch heute schüttelte er bald bedenklich das weise Haupt vor dem Bilde, trat näher herzu und untersuchte genau den blumenreichen Hintergrund des Gemäldes:

„Sonderbar," sagte er, „der Maler hat ja ganz und gar die Dornen vergessen, als er die junge Regina Koopmanns in den Rosenbusch setzte."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und die Herrin des holländischen Hauses trat ein. Ihre Aehnlichkeit mit dem Portrait war noch unverkennbar, aber sie glich ihrem Jugendbilde etwa so, wie ein dumpfer grauer regenschwerer Sommerabend an einen längst vergangenen heiteren sonnigen Frühlingsmorgen in derselben Landschaft erinnert.

Sie winkte dem Besuche sich zu setzen und begann:

„Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, um mein Versprechen zu erfüllen und Sie zufrieden zu stellen, mein Herr. Leider ist es mir nicht so vollständig gelungen als ich wünschte. Sie halten mich vermuth-

lich für eine reiche Frau, die unabhängig über ihre Mittel verfügen kann. Ich bin das nicht. Das Vermögen, von dem wir leben, gehört meinem Kinde. Ich habe nur den Nießbrauch. Der Vormund, den ich um die nöthige Summe anging, mußte sie mir verweigern, zumal ich ihm den eigentlichen Zweck, für den ich das Geld gebrauchte, nicht enthüllen konnte. Auch vorschußweise, gegen jährliche Abzüge, wollte er mir das Geld nicht geben, denn er würde — behauptete er — eine solche Gefälligkeit der Obervormundschaft gegenüber nicht rechtfertigen können. Mein einziger Besitz ist dieses Haus. Ich kaufte es mit meinem eigenen kleinen Capitale. Ich bot es dem Vormunde als Hypothek. Auch das lehnte er ab. Die Hälfte des Kaufgeldes ist noch darauf eingetragen. Nachhypotheken, zumal in einem anderen Staate, erklärte der Justizrath, gewähren keine pupillarische Sicherheit. — So stehe ich denn für heute mit leeren Händen vor Ihnen, mein Herr," setzte Frau Regina in sorgenvollem Tone hinzu.

Arnold Herbing schwieg, der weiteren Vorschläge seiner Gegnerin gewärtig.

„Bei Ihnen jedoch, mein Herr," fuhr sie fort, „kommen hoffentlich solche ängstliche Erwägungen nicht in Betracht. Sie sind ja Kaufmann — nicht Jurist. Ich bitte also, wählen Sie: soll ich Ihnen die zehntausend Thaler in zehn jährlichen Raten abzahlen — oder soll ich Ihnen eine Schuldurkunde ausstellen nebst einer Hypothek auf mein Haus. Das Capital ihrerseits unkündbar, versteht sich, bis Cäcilie volljährig ist?"

Der ruhige geschäftsmäßige Ton, in dem Frau Lamberti redete, war Arnold Herbing äußerst unbehaglich. Er fühlte darin wieder dieselbe unnahbare Hoheit, die ihm neulich schon so lästig geworden war.

Aber es gab doch vielleicht noch ein Mittel, um die schöne stolze Feindin aus ihrer eisigen Verschanzung zu treiben und ihr in diesem harten Kampf ein wenig warm zu machen.

„Madame", begann er, „ich finde, der Herr Vormund, von dem Sie eben sprachen, ist ein sehr einsichtiger und vorsichtiger Geschäftsmann. — Ein solcher aber bin auch ich. — Was Sie mir da anbieten, ist auch für mich viel zu unsicher und zu umständlich. Das sind übermäßig lange Wechsel, die sich sehr schlecht begeben lassen. Und wie denken Sie sich die weitere Abwickelung unseres Geschäftes? Ich sitze in London — Sie hier. Die Zahlungen werden demnächst unregelmäßig, ich beauftrage meinen Bruder, sie einzuziehen. Das stört schon die guten nachbarlichen Beziehungen, auf die er besonderen Werth legt. Schließlich kommen die Advocaten dazwischen und es fliegen sogar Executionsmandate in Ihr Haus. Das Alles macht dann Aufsehen und Skandal in diesem alten Klatschneste — —"

„O mein Herr!" unterbrach hier Frau Regina den Redner, „wie können Sie glauben, daß ich jemals unpünktlich in der Erfüllung meiner Verpflichtung sein werde. Lieber würde ich ja hungern als —"

„Na, na", warf der erfahrene Geschäftsmann kühl ein, „lassen wir das gut sein, verehrte Frau Lamberti. An ihrem redlichen Willen zweifle ich

nicht im mindesten. Ich weiß ja, welch eine muthige und entschlossene Dame Sie sind. Aber: „versprechen ist ehrlich — halten beschwerlich".

„Sie lehnen also meine Vorschläge ab?" frug Regina, den Gegner ängstlich ansehend.

„Ja!"

„Und Sie wollen nun? — O mein Gott!" rief sie, indem sie angstvoll und wie bittend die Hände faltete.

„Ich will", erklärte Arnold Herbing, „und es ist mein letztes Wort: — ich will entweder: baar Geld oder — gar nichts!"

„Ach mein unglücklicher Mann!" schluchzte die geängstigte Frau verzweifelt. „Er ist verloren! Wir sind alle verloren".

Sie sank in ihren Stuhl zurück und verhüllte ihre ausbrechenden Thränen mit ihrem Tuche.

„O, haben Sie Mitleid mit uns, mein Herr!" schluchzte sie, „Mitleid mit mir und meinem armen Kinde!"

Arnold Herbing betrachtete die rührende Gestalt mit einem stolzen Lächeln. Aber es war kein böses, hartes Lächeln.

„Siehst du nun wohl, du hohe Dame," murmelte er befriedigt, daß ich Dir doch über bin?"

„Madame," nahm er darauf das Wort, „ich vermuthe, Sie haben mir nichts mehr zu sagen. Hören Sie nun mich nur noch einige Augenblicke geduldig an, damit ich Sie baldigst von meiner lästigen Gegenwart befreien kann. Als ich neulich zu Konrad Stein oder — Roderich Lamberti kam, da glaubte ich, einen wohlhabenden Mann vor mir zu haben, der im Ueberflusse lebte, und — und deshalb — nun — die Speculation war vielleicht etwas gewagt und mein Bruder zum Beispiel hätte sie wohl nicht gemacht, — aber — da appellirte ich ein wenig — vielleicht ein wenig energisch — an seine Erkenntlichkeit. Ich dachte, so ein kleiner Aderlaß zu Gunsten eines Mannes, der ihm das Leben gerettet hat, könne meinem alten Freunde, den ich hier in der Wolle sitzend wiederfand, nicht so gar viel ausmachen."

Frau Regina war eine schweigsame Zuhörerin geworden und Arnold Herbing fühlte wohl, daß es ihm keineswegs gelang, die Reinheit und Regelmäßigkeit seiner Motive vor ihr vollständig zu rechtfertigen. Er sah jetzt aber auch sehr wohl ein, daß diese Rechtfertigung an sich unausführbar war. Indessen — wie in aller Welt hatte er denn damals, gegenüber seinem alten Kumpane, dasjenige zweifellos für ein erlaubtes Geschäft halten können, was ihm jetzt, dieser Frau gegenüber, ebenso zweifellos in dem keineswegs empfehlenden Lichte einer ziemlich unehrenhaften — Erpressung erschien? Und in dieser Verlegenheit nun eine stichhaltige Entschuldigung begann er wieder mit einem gewissen Eifer:

„Denn das Leben habe ich ihm wirklich gerettet, und mit eigenem Risico. Ich versichere Sie, Madame, als ich dazu kam, war der Mann keinen Sixpence mehr werth. Und jetzt wirft er es mir noch gar vor, daß ich

ihn herausgehauen habe. Nun, Sie wissen ja, mit welcher Münze er mich heimzahlen wollte."

„Ich entschuldige meinen Mann durchaus nicht wegen dieser gewaltthätigen —"

„O bitte! — Kleinigkeit, — es . . . es hat gar nichts auf sich," nahm Arnold wieder gemüthlich das Wort, froh sich endlich nicht mehr allein reden zu hören. „Das ist ja nun abgemacht. Ich nehme ihm das auch weiter gar nicht übel. In Amerika sind wir an derartige bleierne Argumente gewöhnt. Da es aber nicht das erste Mal in meinem Leben war und da ich ein alter Schütze bin, so kann ich Sie versichern: Höhe und Richtung waren durchaus tadellos. Und ich wäre vermuthlich jetzt ein stiller Mann — ohne Sie, Madame."

Regina machte eine Bewegung, als ob sie diese Anerkennung ablehnen wollte.

„Nun," fuhr Arnold mit aufrichtiger Bescheidenheit fort, „ich weiß ja, daß Sie damals nicht aus Zärtlichkeit für mich in die Schußlinie sprangen. Aber ich, Madame — ich bin — wenn auch kein sentimentales und vielleicht auch kein sehr edelmüthiges Gemüth — jedenfalls doch ein solider und accurater Geschäftsmann, der darauf hält, seine Wechsel prompt einzulösen. Sie haben mir jetzt ebenfalls mein Leben, dessen ich noch durchaus nicht überdrüssig bin, auf netto zehn Jahre verlängert. Das ist immer 10,000 Thaler werth. Ich schlage Ihnen daher vor: wir rechnen jetzt gegen einander ab und — sind quitt — ohne schriftliche Schlußnote."

Er erhob sich und suchte nach seinem Hute, der ihm im Eifer der Rede entfallen war, auf dem Boden umher.

Als er wieder zu Frau Regina aufblickte, waren ihre Züge enthüllt. In ihren großen, feuchten, fragenden Augen spiegelte sich ungläubiges Erstaunen, im Kampfe mit einer aufsteigenden überwältigenden Freude.

„Verstehe ich Sie recht, Herr Herbing?" frug sie mit zitternder Stimme. „Sie wollten —"

„Ich will — morgen abreisen, Madame," fuhr er, wie bestätigend, fort. „Dann werden unsere Lebenswege sich wohl so bald nicht wieder kreuzen. Es wäre mir daher eine große Freude, wenn Sie zum Abschiede, und zum Zeichen, daß Sie mich nun nicht mehr für einen gänzlich gefühllosen und schlechten Kerl halten — mir freiwillig — die Hand schütteln wollten."

„Hier ist sie!" rief Frau Regina lebhaft, zu ihm tretend, und ihm freundlich ihre Rechte bietend, die er ehrerbietig erfaßte: „Sie sind ein ganzer Mann!"

Die Thür hatte sich während der letzten Worte rasch geöffnet. Die alte Charitas erschien eilfertig auf der Schwelle. Als sie die unerwartete friedfertige Gruppe der beiden versöhnten Gegner erblickte, blieb sie überrascht stehen. Dann klopfte sie noch einmal vernehmlich an die Füllung, um sich bemerklich zu machen.

Frau Regina wandte sich um. „Was ist?" rief sie, als sie das verstörte Gesicht der alten treuen Wärterin erblickte; „Charitas, was willst Du?"

„Ach, Madame," sagte diese mit unterdrückter Erregung in ihrer Stimme, „bitte, kommen Sie doch einmal herauf. Der Herr schläft immer noch, schon seit heute Mittag; und jetzt, — ich weiß gar nicht —"

„Ich komme!" rief Frau Regina. „Verzeihen Sie einen Augenblick, Herr Herbing; ich bin gleich wieder hier. — Ist es denn etwas Besonderes, Charitas?"

„Nun, er war ja die letzten Tage immer so schwach — und schlief so viel — und wollte nicht recht essen — und —"

„Ich weiß, ich weiß," rief die Frau mit gesteigerter Ungeduld.

„Und eben, während des Schlafens, wurde der Athem immer kürzer und leiser und schwächer, und zuletzt, da hörte ich gar nichts mehr, und als ich nachsah, da — glaube ich — stand der Athem — still."

Frau Regina eilte hinaus, gefolgt von der Alten.

Arnold blieb noch einige Augenblicke in der Mitte des Zimmers stehen, an derselben Stelle, wo die schöne Frau ihm die Hand zum Zeichen ihrer Versöhnung gereicht hatte.

Dann warf er einen letzten Blick auf das prächtige Abbild über dem Sopha, nach den jugendlichen Rosen ohne Dornen, und — ging still hinaus.

An der Treppe hörte er von oben her einen schrillen, erschütternden Ton. Er klang wie das plötzlich und gewaltsam ausbrechende Jammern einer durch einen neuen, unbekannten, tiefen Schmerz überraschten, schluchzenden Kinderstimme.

Leise stieg Arnold Herbing die Stufen hinan. Die Thür des ihm bekannten Zimmers stand offen. Zögernd trat er ein; der Raum war leer. Aus dem nächsten Zimmer drang es herein wie leises, verzweifeltes Weinen. Unwillkürlich folgte er der Stimme. Als er die Schwelle betrat, über die ihn damals Frau Regina zu ihrer ersten Unterredung geführt hatte, — da sah er Roderich Lambertis elende Gestalt auf dem Ruhebette lang ausgestreckt und ganz ruhig daliegen. Seine Augen waren geschlossen und auf seinen bleichen gefurchten Zügen ruhte es wie ein heller Schein, wie eine stille Verklärung. Die Abendsonne erfüllte das Zimmer mit ihren letzten, friedlichen Strahlen und beleuchtete die Gruppe, die um das Lager kniete. Regina und die alte Charitas waren in stilles, aufathmendes Gebet für die Seelenruhe des ruhelosen, endlich erlösten Mannes versunken. Cäciliens kindliche Gestalt lag gebrochen in schneidendem Weh, über dem geliebten Todten hingegossen. Unter heißen Thränen küßte sie inbrünstig die kalte Hand des Geschiedenen, den sie erst jetzt — nachdem sein letzter Athemzug entflohen war — und, wie sie in der ersten Heftigkeit des Abschiedschmerzes wähnte: zu spät — durch der Mutter Mund als den Vater kennen gelernt hatte. —

Leise, wie er gekommen, trat Arnold Herbing wieder von der Schwelle des Sterbezimmers zurück. Stumm und ohne Abschied verließ er das holländische Haus.

Die Principien der Ethik.

Von

Hermann Lotze. †

Ueber die Gesinnungen, die unser Handeln beherrschen sollen, und über die Pflichten, die allgemein der Mensch dem Menschen schuldig ist, besteht unter civilisirten Nationen, in der Theorie wenigstens, erfreuliche Uebereinstimmung, und die praktische Philosophie findet wenig Veranlassung, hierüber die Welt zu belehren; sie würde nur ermüden durch Wiederholung dessen, dem die allgemeine Anerkennung längst gewiß ist, und sie würde nicht Glauben finden für das, wodurch sie diesem öffentlichen Gewissen widerspräche. Ueber die Quellen dagegen, aus denen die sittlichen Vorschriften fließen, durch die wir uns verpflichtet fühlen, und über den höchsten Grundsatz, dem sie unterzuordnen sind, dauert die Verschiedenheit der Meinungen fort; die Gegenwart unterscheidet sich hierin von der Vorzeit nur durch einige neue abenteuerliche Einfälle, welche sie der Naturforschung entlehnt und auf den Boden der Ethik überträgt. So lange die Uebereinstimmung dauern wird, die ich oben erwähnte, und so weit sie verbreitet ist, wird dieser Streit der Meinungen allerdings ein vorwiegend theoretisches Interesse haben; wo jedoch Conflicte zwischen anerkannten Pflichten eintreten, oder wo dem Ganzen der Gesellschaft eine Organisation gegeben werden soll, die man ihrer Bestimmung für entsprechend hält, da wird man doch finden, daß die Frage nach den letzten Principien der Ethik nicht blos ein Uebungsgegenstand für akademische Disputationen ist; ihre verschiedenen Beantwortungen verbreiten nicht nur über die Contouren der Dinge, welche man richtig zu sehen fortführe, besondere Beleuchtungen, die man jedem Einzelnen, als seine individuelle Art der Auffassung, gönnen könnte; sie verwirren auch die Formen der Dinge selbst und ihre Beziehungen, über welche Einstimmigkeit herrschen

muß unter allen, für welche sie den Schauplatz eines gemeinsamen Lebens bilden.

Für die erneuerte Betrachtung eines so oft behandelten Gegenstandes kann ich einige wohlwollende Aufmerksamkeit nur durch die Kürze zu verdienen hoffen, mit der ich der wesentlichsten Gesichtspunkte zu gedenken und ihnen einige Gedanken beizufügen suche, die mir in dem Streite der Meinungen bisher nicht genügend berücksichtigt zu sein scheinen.

Ich beginne mit dem Gegensatze zweier Ansichten, welcher die Ethik ebenso schädigt, wie er lange Zeit die theoretische Philosophie geschädigt hat. Von angeborenen Ideen sprach die eine, welche, als Principien aller Wahrheit, nur noch eine Anwendung auf die mannigfachen Data der Beobachtung bedürften, um überall richtige Erkenntniß zu erzeugen; von der Erfahrung sprach die andere, als der einzigen Quelle, aus welcher der Geist, an sich ein leeres unbeschriebenes Blatt, alle Kenntniß des Wirklichen zugleich mit den Gesetzen seiner Beurtheilung schöpfe. Dem entsprechend fand auch die verbindlichen Gebote der Sittlichkeit die eine Ansicht in der Natur des Geistes selbst begründet und verlangte nur noch, aus der Beobachtung der Welt die Verhältnisse kennen zu lernen, welche dieser an sich selbst feststehenden Gesetzgebung unterzuordnen seien; die andere ließ wiederum nur durch die Erfahrung des Lebens den Geist belehrt werden sowohl darüber, daß es überhaupt etwas gibt, was er mit dem Namen einer Pflicht zu bezeichnen Ursache hat, als darüber, worin die Handlungen bestehen, die ihm diesen Eindruck der Pflichtmäßigkeit machen. Indem ich mit voller Entschiedenheit die erste dieser Ansichten vertrete, habe ich sie vor allem gegen die mißverständlichen Einwürfe zu vertheidigen, durch die man so oft sie als an sich undenkbar nachzuweisen gesucht hat.

Als man von eingebornen Wahrheiten sprach, auf denen unsere theoretische Erkenntniß beruhe, hat man eine Ueberzeugung ausgesprochen, die stets besser war, als dieser unpassende Ausdruck. Nicht das meinte man, daß so abstracte Wahrheiten, wie die, daß alles sich selbst gleich sei, oder daß jede Veränderung einer bedingenden Ursache bedürfe — daß also diese Wahrheiten vom Beginn des Lebens und vor aller Erfahrung dem Bewußtsein unaufhörlich als deutliche Vorstellungen gegenüber ständen; nur dies meinte man: so sei der Geist geartet, daß dann, wenn mannigfaltige Eindrücke auf ihn einwirken, er aus seiner eignen Natur diese Reaction nothwendig entfalten werde, jeden Inhalt eines solchen Eindrucks als sich selbst gleich zu behandeln und zu jeder Veränderung des Beobachteten eine bedingende Ursache hinzuzusuchen. Verschiedene Punkte dieses Satzes muß ich nach einander erörtern. Nicht ohne Absicht sprach ich zuerst davon, wie der Geist seine Eindrücke behandeln und welche Ergänzung er zu ihnen suchen werde; denn in der That: als eine Handlung, welche instinctiv, noch ohne Bewußtsein ihrer Gründe, ausgeführt wird, tritt diese Reaction des Geistes zuerst auf: nicht in dem Augenblicke des ersten Eindrucks springt, völlig fertig, die bewußte

Vorstellung des Identitätsprincips in dem Geiste hervor, nicht in dem Augenblicke der ersten beobachteten Veränderung der allgemeine Grundsatz, welcher überall eine Ursache vorauszusetzen befiehlt. Erst dann, wenn vielfach nach diesen Grundsätzen gehandelt worden ist, kann eine spätere Reflexion, welche sich auf diese verschiedenen Thaten vergleichend zurückwendet, in ihnen auch die Regel entdecken, nach welcher bisher verfahren worden ist; dann erst wird das, was früher nur die nothwendige Handlungsweise des Geistes war, zu einem bewußten Grundsatze, den er von nun an als solchen befolgt. Locke verschwendete daher fruchtlos seine Mühe, als er die Lehre von den eingebornen Ideen durch den Nachweis zu widerlegen suchte, daß weder in der Seele des Kindes noch in der des Wilden ein Bewußtsein des Satzes der Identität oder einer jener elementaren mathematischen Wahrheiten sich vorfinde, die man einer ursprünglichen Anschauung zuschrieb. Gewiß unterhält sich das Kind nicht mit der stillen Repetition des Satzes a = a, aber eben so gewiß hält es süß nicht zugleich für nichtsüß, sondern macht praktisch einen Unterschied zwischen beiden; gewiß wird der Indianer zugeben, er habe niemals den Satz gedacht, daß zwei Seiten eines Dreiecks zusammen länger sind, als die dritte; aber ebenso gewiß überredet uns Locke nicht, daß jemals der gewandte Indianer praktisch sich anders benehmen wird, als es unter Kenntniß dieses Satzes geschehen müßte; er wird niemals einen unnützen Haken schlagen, wenn ihm der Weg durch die Diagonale freisteht. Man war daher nicht im Unrecht, wenn man solche Ideen, welche praktisch in uns wirksam sind, ohne doch Gegenstände unseres Bewußtseins zu bilden, als latent im Geiste bezeichnete; die Entgegnung aber, was nicht im Bewußtsein sei, sei auch im Geiste nicht, war in jedem Falle unhaltbar. Denn auch dann, wenn wir alle diese Ideen der Erfahrung verdankt hätten, würden wir doch zugestehen müssen, daß sie nicht fortwährend einen Inhalt des Bewußtseins bilden; sie würden auch dann lange Zeit nur latent uns angehören und erst in dem Augenblicke in unserem Bewußtsein auftreten, wenn sich ein Gegenstand ihrer möglichen Anwendung zeigt.

Aber es ist richtig, daß wir bisher nur die Zulässigkeit unserer Ansicht neben ihrer Gegnerin, noch nicht ihren Vorrang vor dieser bewiesen haben. Um diesen zweiten Punkt zu erörtern, versetzen wir uns auf den Kampfplatz, auf welchem wir unsere Gegnerin finden. Eine Ansicht, welche sich selbst keinerlei eingeborene Wahrheit zutraut, worauf könnte sie sich stützen, eben um diese Behauptung aufzustellen, als auf die Erfahrung, die einzige Quelle aller Erkenntniß? Nun ist es ganz unmöglich, der wirklichen ersten Entstehung unserer Gedankenwelt beobachtend zuzusehn; wer sie dennoch beschreibt, täuscht sich und uns willkürlich oder unwillkürlich: er sagt immer blos, wie er, nach Maßgabe der Beurtheilung der Dinge, die er sich im Leben angewöhnt hat, sich diese erste Entstehung seiner Gedankenwelt nachträglich einbilden kann. Alles kommt daher darauf an, welche Beispiele des Geschehens uns die Erfahrung so allgemein vorführt, daß wir

berechtigt wären, nach ihrer Analogie auch jene unbeobachtbare Entwicklung des Erkennens zu beurtheilen. Wo zeigt nun die Beobachtung jemals irgend ein Etwas, das, bloße Receptivität, Eindrücke von außen lediglich aufnähme, ohne durch seine eigene Natur sie und ihre Folgen mit zu bestimmen? Sehen wir nicht vielmehr ganz allgemein, daß jede Ursache verschiedene Wirkungen erzeugt nach Verschiedenheit der Dinge, auf welche sie trifft? daß derselbe Stoß, der den einen Körper fortschleudert, einen andern nur in tönende Schwingungen versetzt, einen dritten zerbricht und einen vierten mit heftiger Explosion in Atome zerstäubt? daß also überall die Gestalt des Erfolges, den eine thätige Ursache hat, zum großen, ja wohl zum größten, Theile von der Natur und der Rückwirkung des Objectes abhängt, welches nur der leidende Theil schien? Und dieses Verhalten, welches uns die Erfahrung überall vor Augen stellt, müssen wir es nicht auch voraussetzen, um nur die Gleichnisse zu begreifen, durch welche man jene bloße Receptivität des Geistes versinnlichen will? Könnte ein Blatt Papier sich beschreiben lassen, wenn nicht seine Festigkeit und die eigenthümliche physische Beschaffenheit seiner kleinsten Fasern es möglich machte, einestheils die Schreibflüssigkeit einzusaugen, anderntheils sie festzuhalten an den Punkten, auf welche sie traf, und zu verhüten, daß sie sich nicht auf alle Theile gleichmäßig verbreitet? Und das Wachs, in welchem die Alten sich die Eindrücke conservirt dachten, konnte es sie aufnehmen und festhalten ohne diese ganz eigenthümliche unelastische Verschiebbarkeit seiner Theilchen, die leicht eine neue Lagerung annehmen, aber aus ihr nicht zurückstreben in die vorige? Ganz gewiß, so weit Erfahrung reicht, bestätigt sie uns nur diesen Satz, daß Receptivität nicht Mangel an eigner Natur, sondern vielmehr eine Folge charakteristischer Eigenthümlichkeit ist, und daß ein Eindruck nirgends in der Welt einfach empfangen werden kann, sondern zu dem, was er ist, allemal durch die mitwirkende Reaction des Wesens wird, auf das er ausgeübt wird. Einen Grund gab es daher gar nicht, die Entstehung aller unserer Erkenntniß aus den Eindrücken der Erfahrung, gegenüber der Lehre von den eingeborenen Ideen, zu bevorzugen; im Gegentheil, wer so dachte, mußte sich sagen, daß er ganz gegen alle Analogien der Erfahrung verstieß. Begnügen wir uns hiermit. Es würde zu weitläuftig für unsern Zweck, sonst aber nicht unmöglich sein, zu zeigen, daß diese Ansicht, auf welche wir uns hier durch das Zeugniß der Erfahrung führen ließen, auch an sich wahr und unvermeidlich ist; ich lasse ebenso, als zu fremdartig für unsere gegenwärtige Absicht, dahingestellt, welche Elemente unserer Erkenntniß dieser eingeborenen Reaction unseres Geistes gegen Eindrücke von außen gehören, und welches Zutrauen zu ihrer Wahrheit wir hegen dürfen; es reicht jetzt hin, an die völlige Unzulässigkeit jeder Vorstellung von einer bloßen Passivität des erkennenden Geistes erinnert zu haben; die Vorliebe wenigstens wird erschüttert sein, mit der man auch auf dem Gebiete der Ethik die Leerheit des Gemüthes verherrlicht und seine sittlichen Ueberzeugungen ohne Unterschied aus der Erfahrung entstehen läßt.

Einen dritten Punkt erwähne ich noch im Vorübergehen. Man wird mir einwerfen, auch nach meiner Ansicht verdanke der Geist den Besitz seiner höchsten Grundsätze doch nur der Erfahrung, einer inneren freilich, nicht der, welche die äußeren Sinne gewähren. Diese Bemerkung ist ebenso richtig als vollkommen unfruchtbar. Wenn wir die einfachsten Wahrheiten nicht als angeborne Gegenstände unsers Bewußtseins betrachten, sondern zugeben, daß erst nach ihrer Anwendung die Reflexion sie als unbewußt befolgte Principien gewahr wird, so ist ohne Zweifel dieses Gewahrwerden eine neue Erfahrung für den Geist, in welchem es stattfindet; es war daher eine seltsame Uebertreibung, wenn eine Philosophie, die mit Worten mehr als mit Gedanken arbeitete, den Namen der Erfahrung ängstlich genug scheute, um eine so einfache Thatsache zu läugnen. Aber hierin liegt gar nicht das Interesse, welches wir verfechten, sondern nur das Interesse einer Ansicht, die wir so oft zu bekämpfen versucht haben, der Ansicht nämlich, welche den Werth und die Würde jedes geistigen Besitzes nicht nach dem, was er selbst ist und bedeutet, sondern nach der Art seiner Entstehung in uns abschätzt. Solche Ursprungszeugnisse bedeuten uns Nichts. Nicht die Wahrheit wollen wir dadurch wahrer machen, daß wir sie als unserem Geiste eingeboren ansehen; denn in der That, durch diese Behauptung würden wir sie ja nur einem Zweifel aussetzen, den man oft genug, aus eben diesem Grunde, ausgesprochen hat, dem Zweifel nämlich, ob eine Art der Auffassung, die aus der Natur unseres Geistes entspringt, Gültigkeit in Bezug auf die Dinge besitze, die nicht unser Geist sind. Alles kommt uns nur darauf an, als was jedesmal dasjenige erfahren wird, dessen wir uns allerdings immer nur auf diesem Wege einer inneren Erfahrung bemächtigen. Und hier behaupte ich: in dem Augenblicke, in welchem wir zum ersten Male uns des Satzes der Identität, a sei gleich a, bewußt werden, in demselben Augenblicke wird er von uns als eine ewige, allgemein und nothwendig gültige Wahrheit erfahren; wir warten mit der Anerkennung seiner Wahrheit nicht so lange, bis eine große Anzahl specieller Beobachtungen ihn bestätigt hat, sondern alle künftigen Beobachtungen beurtheilen und corrigiren wir nach ihm und halten für irrig jede, die ihm zu widersprechen scheint. Wie es geschieht, daß uns diese unmittelbare Gewißheit zu Theil wird, die schon auf Veranlassung einer einzigen Erfahrung sich in uns wie eine Offenbarung erhebt, wissen wir nicht, aber wir wissen, daß aus keiner Summirung vieler Erfahrungen mittelbar die Erkenntniß einer Wahrheit so entspringen kann, wie eine oft gehörte Meinung es behauptet. Denn selbst wenn wir das Geständniß hinzufügten, nur höchste Wahrscheinlichkeit, nicht Gewißheit und Nothwendigkeit, könne diese auf Erfahrung gegründete Erkenntniß erreichen, so würden wir doch immer die Grundsätze für unmittelbar gewiß ansehen müssen, durch deren Anwendung wir die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit eines in Frage gestellten Verhaltens zu bestimmen glauben.

Ich lasse viele Punkte unerörtert, an die ich hier gestreift habe; nicht

um ihrer selbst willen habe ich dieser Fragen der theoretischen Philosophie gedacht, sondern um einen Gedanken zu erläutern, den ich auf die Grundlegung der Ethik anzuwenden wünschte, diesen Gedanken: daß freilich nur Erfahrungen das Bewußtsein auch der allgemeinsten Wahrheiten in uns verwirklichen, die uns als höchste Grundsätze alles Erkennens dienen, daß aber der Inhalt dieser Wahrheiten und die Ueberzeugung von ihrer Gewißheit dennoch unabhängig von den Erfahrungen ist, die ihr Bewußtwerden in uns veranlassen. Denn nur nach Analogie dieses Gedankens können wir die Ansicht interpretiren, welche auch unser sittliches Verhalten auf angeborne ethische Ideen gründen zu müssen glaubt. Es versteht sich von selbst und bedarf in der That kaum eines Wortes, daß Niemand sich die vielfachen speciellen Gebote, die unsere Handlungen in den verschiedenen Lagen des Lebens beherrschen sollen, als eine Kenntniß vorstellt, die von jeher Gegenstand unsers Bewußtseins gewesen wäre; nur dies kann man meinen: so sei die Natur des Geistes geartet, daß dann, wenn die Umstände des Lebens ihn zum Handeln auffordern, zuerst, als eine Reaction seines Wesens, eine Art seines Handelns erfolgt, dann aber, wenn die Reflexion auf die geschehenen Thaten zurückblickt, das Bewußtsein sich der Regeln bemächtigt, nach denen bisher unbewußt dies Handeln verfahren ist. Wenn wir nichts weiter hinzufügten, so würden wir dies also bereits zugestanden haben: sittliche Gebote, die sich auf bestimmte Situationen beziehen, in welche das Leben uns bringt, können in unserem Bewußtsein sich nicht eher zeigen, bis durch Erfahrung die Kenntniß eben dieser Situationen entstanden ist, welche ihre Anwendung verlangen. Aber dieser Gedanke ist unvollständig und bedarf einer Ergänzung. Denn nicht darauf allein kommt es ja an, daß nach der Wirksamkeit der Triebe, die unbewußt in uns thätig sind, sich nur nachträglich ein theoretisches Wissen um ihre Gewohnheiten bilde; vielmehr ebenso wie in unserer Erkenntniß die unmittelbare Gewißheit unbedingter Richtigkeit oder Falschheit die einfachsten Gedanken begleitet, ebenso muß die unmittelbare Gewißheit der Löblichkeit oder Verwerflichkeit sich an die Vorstellungen der allgemeinen Handlungsweisen anschließen, welche unsere innere Erfahrung uns als die thatsächlich befolgten Regeln unsers Verhaltens kennen gelehrt hätte. Von hier erst beginnt unser Interesse an dem Streite der Meinungen, von denen die eine dieses Erwachen eines unbedingten Urtheils der Billigung und Mißbilligung als Reaction der eingebornen Natur unsers Geistes betrachtet, die andere sowohl die Entstehung dieses Urtheils als den Inhalt, welchen es ausdrückt, nur als Ergebniß der Erfahrungen ansieht, die auf uns einwirken. Ich versuche zuerst, der ersten dieser beiden Ansichten die Gestalt zu geben, in welcher ich glaube sie vertreten zu dürfen.

Unser wahres und wesentliches Bedürfniß bei der Grundlegung der praktischen Philosophie kann eigentlich nur darin liegen, nachzuweisen, daß die höchsten Grundsätze, welche unser ganzes sittliches Verhalten verpflichten sollen, völlig unabhängig von dem Belieben des Einzelnen sind, und nicht

veränderlich mit der Veränderlichkeit der äußeren Umstände, unter denen wir zu handeln veranlaßt werden. Man befriedigt dieses wahre Bedürfniß nicht auf die passendste Weise dadurch, daß man einseitig die psychologische Frage nach der Entstehung jener Grundsätze in uns hervorhebt, und dann, um die Abhängigkeit derselben von den veränderlichen Umständen der Außenwelt zu verhüten, diese Frage durch die Behauptung angeborener sittlicher Ideen beantwortet. Ich habe früher bemerkt, daß die ähnliche Annahme theoretischer Grundsätze der Erkenntniß, die der Natur des menschlichen Geistes angeboren seien, die Triftigkeit dieser Erkenntniß in Bezug auf Dinge außer dem Geiste nicht zu begründen, sondern eher zweifelhaft zu machen diente; moralische Ideen, die auf gleiche Weise in der Natur unseres Geistes, ihm ursprünglich eingeboren, hafteten, würden uns durch diese ihre psychologische Begründung ebenso wenig von ihrer unbedingten Heiligkeit überzeugen; sie würden den Zweifel übrig lassen, ob nicht das, was uns gut und löblich schiene, für höhere Geister ebenso Gegenstand des Bedauerns und der Mißbilligung sein dürfte, wie für uns die Wildheit und Grausamkeit der Thiere, zu der diese auch die angeborene Natur ihrer Gattung treibt. Ich wiederhole: nicht darauf kommt alles an, ob und wie irgend ein Inhalt unsers geistigen Lebens in uns entstanden ist, vielmehr bestimmt sich der Werth desselben immer nur nach dem, was er ist, nachdem er da ist, und seine Wahrheit nach dem Grade der unmittelbaren Gewißheit, mit welcher er sich uns ankündigt. Es ist richtig, daß wir auch über diese Gewißheit uns täuschen können, und in der That sind wir auch im theoretischen Erkennen solchen Irrthümern ausgesetzt; allein, wenn es auch noch einzelne Hilfsmittel gibt, um die falsche Evidenz eines einzelnen Satzes durch die wahre Evidenz eines richtigen zu verbessern, so bleibt es doch dabei: dafür, daß wir nicht beständig irren und daß nicht Alles doch ganz anders ist, als es unserem besonnensten Denken nothwendig scheinen muß, dafür gibt es keine wissenschaftliche Bürgschaft mehr, keine außer der selbst schon moralischen Gewißheit, daß Sinn und Verstand in der Welt ist, und daß, wenn wir nicht Alles wissen, doch dasjenige, was sich uns mit dem Bewußtsein seiner Nothwendigkeit aufdrängt, wirklich ein Theil der Wahrheit ist und ein echter Bestandtheil der großen Ordnung, in der wir eingeschlossen sind. Was wir daher hauptsächlich sagen wollen, wenn wir die moralischen Ideen angeboren nennen, das ist wirklich nur dies, daß sie von unbedingter verpflichtender Heiligkeit sind; die psychologische Wendung aber, die wir unserem Gedanken geben, ist nur ein Corollar dieser grundlegenden Ueberzeugung, nicht ein Fundament, auf dem diese ruhen könnte. Denn freilich theoretisch werden wir nun fortfahren: wahr kann einem erkennenden Geiste ein Satz nur dann scheinen, wenn er zusammenstimmt mit den Gewohnheiten des Denkens, die diesem Geiste seine eigene Natur nothwendig macht; Gegenstand unbedingter Billigung nur das, was eben er selbst billigen muß, weil seine Natur diese ist und keine andere; niemals wird daher von außen

her dem Geiste etwas als wahr oder gut aufgedrängt werden können, was er nicht selbst, in Folge seiner eigenen Natur, so findet; er wird daher sich irren und das Wahre sowohl wie das Gute verfehlen, sobald unvollständige Uebersicht oder Leidenschaft ihm den Thatbestand verfälschen, über den er richten soll; wo aber sein Urtheil das Richtige trifft, wird es immer nur der Ausdruck seiner eigenen Natur sein, die jetzt durch die vollständige Vorlegung des Thatbestandes zur Aeußerung angeregt wird. Denken wir uns also, daß ein göttliches Wesen dem Menschen die wahre Erkenntniß der Dinge und die richtige Würdigung des Guten und Bösen habe mittheilen wollen, so würde es ihm dieses Geschenk doch in keiner anderen Weise haben machen können, als so, daß es in seine Natur die Fähigkeit und die Nöthigung legte, unter den Anregungen von außen aus sich selbst und in Folge eben dieser seiner Natur die Vorstellungen hervorzubringen, welche, als Erkenntniß oder sittliche Beurtheilung, wirklich von den Gegenständen gelten, durch die sie in ihm veranlaßt wurden. Wir können daher fortfahren, sowohl von angeborenen sittlichen Ideen zu reden als zuzugeben, daß ihr Bewußtsein in uns durch Erfahrung verwirklicht wird; wie von den theoretischen Ideen, so wiederholen wir auch von ihnen: nicht daß sie überhaupt erfahren werden, ist so sehr wichtig, sondern als was sie erfahren werden; und hierüber bleiben wir bei der Meinung, welche die Lehre von den angeborenen Ideen mehr vertreten wollte als wirklich vertrat, bei der Behauptung nämlich, daß Inhalt und Gültigkeit der moralischen Ideen unabhängig von der Erfahrung ist, die zu ihrer Entwicklung im Bewußtsein die Veranlassung gibt. Hiermit aber nähere ich mich scheinbar gewichtigen Einwürfen, deren Prüfung wir versuchen wollen.

Von einer sittlichen Gesetzgebung, welche man der Natur des menschlichen Geistes angeboren denkt, glaubt man vermuthen zu müssen, daß sie mit gleichem Inhalt und gleicher Evidenz in jedem einzelnen Individuum der menschlichen Gattung sich wiederholen müsse. Ethnographie und Geschichte haben stets die zahlreichsten Widerlegungen dieser Annahme darzubieten geschienen. Die unermeßliche Verschiedenheit nationaler Sitten und wechselnder Zeitströmungen dürfte indessen eine andere Folgerung zulassen. Nur allgemeine Formen der Gesinnung könnten wir durch eine angeborne Gesetzgebung des Gewissens bestimmt denken, nicht die besonderen Gestalten des Handelns, welche ihre Befolgung in dem Zusammenhang der Lebensumstände herbeiführt. Die Gegenstände selbst, auf welche unsere Triebe sich richten können, und die Veranlassungen, welche sie zu unserer Thätigkeit geben, kann nur die Erfahrung uns kennen lehren und unsere Sitten werden verschieden ausfallen, je nachdem die Bedingungen, unter denen wir leben, zur Ausführung der verschiedenen Gebote einer sittlichen Gesetzgebung gleichmäßige oder einseitige, ärmliche oder reichere Aufforderungen enthalten. Noch viel mehr aber wird eine umfassende und nachdenkliche Lebenserfahrung nothwendig sein, um den verhältnißmäßigen Werth richtig zu schätzen, den für den ganzen Zusammen-

hang einer sittlichen Lebensführung die einzelnen Thätigkeiten besitzen, zu deren Ausübung wir durch den Drang der Umstände angeleitet werden. Warum gibt es unter uns noch Rechtsstreitigkeiten? Doch nur, weil auch uns unklar ist, wie ein völlig bekannter und zugestandener Rechtssatz seine wahre und ihm zukommende Anwendung auf mannigfach verwickelte gegebene Umstände finden kann. Selbst dann mithin, wenn wir wirklich dem menschlichen Geiste eine sittliche Gesetzgebung in dem Sinne angeboren dächten, in welchem überhaupt diese Annahme zulässig ist, würden wir es nicht wunderbar finden, daß verschiedene Völker, unter verschiedenen Lebensbedingungen, in der Ausbildung der Sitten sehr von einander abweichen oder sich gänzlich in der Wahl der Mittel vergreifen, durch welche sie der inneren Stimme, die sie treibt, Genüge zu thun glauben; den zarten Nerven, die ein friedliches Leben in glücklichem Klima ausgebildet hat, wird die Bethätigung der Gerechtigkeit in anderem Verhalten zu liegen scheinen, als den hartgewöhnten Temperamenten, die unter beständigen Gefahren auferzogen ebenso wenig Gewicht auf den eigenen Schmerz legen, als auf den, den sie andern zufügen. So sehr daher manche Sitte der Uncultur unser Gefühl empören mag, so sind wir doch nicht berechtigt, aus ihr auf die Abwesenheit jedes moralischen Gefühles zu schließen; wer weiß, welche uns unklare Gedankenverbindung dahin geführt hat, gerade in dem, was uns abstößt, die Verwirklichung eines sittlichen Gebotes zu suchen. Selbst jene Wilden, die ihre alternden Väter tödten, vielleicht führen sie nur verwegen und unverzagt aus, was sich in uns nur als Bedauern beim Anblick unheilbarer Leiden regt. Und wissen wir nicht, wie oft im Laufe der Geschichte der Fanatismus von sittlichen Principien aus, die wir alle verehren, und im Namen derselben durch Gedankenverwirrungen ähnlicher Art zu gleichen Greueln fortgerissen worden ist?

Man kann uns diese Bemerkungen zugeben, aber man thut es vielleicht mit dem Gefühle ihrer Unfruchtbarkeit. Mag immerhin, wird man sagen, in keinem menschlichen Geiste der göttliche Funke ganz fehlen, aus dem die Wärme eines sittlichen Lebens entstehen soll, worin besteht doch dann der Werth und die Wahrheit eines Keimes, der so wenig eigene Entwicklungskraft besitzt, daß äußere Umstände ihm die widersprechendsten Gestalten geben können? und welchen Anspruch auf größere Verbindlichkeit können nun, der Uncultur gegenüber, die sittlichen Grundsätze machen, welche die praktische Philosophie sich anschickt aufzustellen, und die doch einer großen Anzahl der Menschen, die sie verpflichten sollen, durchaus unbekannt geblieben sind? Läßt uns diese thatsächliche Verschiedenheit der Sitten die Hoffnung übrig, das endgiltig zu entscheiden, was sie unentschieden läßt, und ein Ideal des sittlichen Lebens zu verzeichnen, dem der vielfach mißgeleitete Trieb des Gewissens sich nähern sollte? Diese Fragen berühren ein schweres Räthsel der Geschichte, das wir nicht lösen können, und enthalten einen Irrthum, der sich berichtigen läßt.

Welche Bedeutung es in dem Sinne einer vernünftigen Weltordnung haben mag, daß von dem menschlichen Geschlecht, welches sich zur Erfüllung einer Aufgabe berufen glaubt, so große Theile durch die Ungunst des Schicksals gezwungen werden, weit hinter diesem Ziele zurückzubleiben oder ganz von dem richtigen Wege abzuirren, ja selbst weder der Aufgabe sich bewußt zu werden, noch das Glück zu ahnen, das ihre Auflösung gewähren würde, — theoretisch ist jede Bemühung fruchtlos, über diese große und beängstigende Thatsache Aufschluß zu finden. Um so mehr aber, scheint es mir, findet die praktische Philosophie hierin eine Ermunterung zu ihrem Bemühen, das zu ändern, dessen thatsächliches Bestehen sie als unbegreiflich ansehen muß. Daß aber auch diese ihre Bemühung scheitern müsse, scheint mir die unrichtige Folgerung, die wir zu bekämpfen haben: die selbständige Wahrheit und die verpflichtende Majestät der sittlichen Gebote verliert nichts durch die Unfähigkeit, welche so viele, denen sie eingeboren sind, von ihrer klaren Erkenntniß und dem Bewußtsein aller ihrer richtigen Folgen abhält. Innerhalb seines geistigen Besitzes selbst hat der Mensch Entdeckungen zu machen, deren Werth nicht darum verschwindet, weil nur der eine sie macht, der andere nicht; zahllose Wahrheiten stehen für uns fest, obwohl die Einsicht in sie nicht allen möglich ist, und doch sind diese Wahrheiten nur im Innern des Geistes durch seine eigene Thätigkeit gewonnen. Wir bezweifeln die Triftigkeit der Mathematik nicht; die Operationen der Gedankenverbindung, welche zur Einsicht in ihre Lehren nöthig sind, finden wir, einzeln genommen, in der Seele jedes Einzelnen möglich und in der That ausgeübt; aber von den elementaren Wahrheiten, die allen klar sind, führt ein Weg, den nur wenige verfolgen können, zu einem Gebäude von Theoremen, deren Wahrheit durch keine äußere Erfahrung mehr bestätigt wird, und deren Sinn sogar keiner symbolischen Versinnlichung durch die gewöhnlichen Mittel unserer Anschauung zugänglich ist. Die große Menge lebt in völliger Unkenntniß dieses wunderbaren geistigen Besitzes, der doch nur durch eine völlig einheimische Entwicklung des Keimes von Erkenntniß hervorgegangen ist, dessen auch sie sich, ohne Ahnung dieser seiner Fruchtbarkeit, erfreut; sollen wir nun die zahlreichen und verschiedenartigen Irrthümer, in welche eben diese Unkenntniß sie in der Beurtheilung der Dinge verführt, als Beweis dafür ansehen, daß niemals die menschliche Wissenschaft eine feste Wahrheit durch sich selbst begründen könne? Sie hat es im Gegentheil gethan und überzeugt uns dadurch, daß allerdings der Irrthum einer Berichtigung durch dieselben geistigen Thätigkeiten fähig ist, deren durch Unaufmerksamkeit oder mangelhafte Vorlagen übelgeleitete Ausübung ihn hervorgebracht hat. Ich hege nicht die vermessene Hoffnung, daß mit derselben siegenden Evidenz und Sicherheit, mit welcher die Mathematik uns überzeugt, auch die praktische Philosophie im Stande sein werde, das unzweifelhafte Ideal des sittlichen Lebens im Gegensatz zu allen Verirrungen, deren wir gedachten, und doch als einheimische Folge derselben Triebe darzustellen,

deren Mißleitung zu jenen führte; immerhin dürfen wir erwarten und sehen es durch den Verlauf der Geschichte bestätigt, daß dem Nachdenken eine heilsame Verengerung der Grenzen gelingen wird, innerhalb deren die Verschiedenheiten des sittlichen Urtheils fortdauern werden.

Käme es also hauptsächlich darauf an, das psychologische Dogma von den eingeborenen sittlichen Ideen aufrecht zu halten, so würden wir nicht glauben, durch die erwähnten Einwürfe daran gehindert zu sein; allein unser wesentliches Interesse war auf die Anerkennung des Daseins einer unbedingt verpflichtenden Gesetzgebung gerichtet, und hierauf allein ist in dem Streite zurückzukommen, den wir gegen die erfahrungsmäßige Begründung aller ethischen Lehren zu führen haben. Ein reichliches Zugeständniß haben wir dem Empirismus bereits gemacht und ich wiederhole es in dieser Form: die Erfahrung allein kann lehren, welches Handeln nützlich ist, um den sittlichen Geboten die richtige Verwirklichung zu sichern. Aber in dieser Form wird unser Zugeständniß nicht willkommen sein; die Bedeutung des Zweckes eben leugnet der Empirismus, zu dem wir seine Aufklärungen nur als Mittel benutzen möchten. Wir hatten uns nicht allzu spröde gegen die Aufforderung gezeigt, durch Erfahrung uns von unseren sittlichen Pflichten unterrichten zu lassen; nur darauf kam es uns an, als was uns die Erfahrung das zeigte, was sie uns zeigte; konnte sie in dem Augenblicke, in welchem sie uns den Weg zu einem bestimmten Handeln wies, uns zugleich die unmittelbare Gewißheit mittheilen, es sei eine Pflicht, diesen Weg zu gehen, so würden wir wenig bekümmert um die Herkunft dieser uns zu Theil gewordenen Ueberzeugung gewesen sein. Ich würde nicht streiten gegen eine Ansicht, die dies behauptete, und lasse dahingestellt, ob die Behauptung durchführbar wäre; selbstverständlich ist unsere Gegnerin nur die Lehre, welche die Vorstellung einer unbedingten Verpflichtung, deren Vorkommen in unserem Geiste sie nicht bestreiten kann, für eine psychologische Täuschung erklärt, und die eigene Würde, welche uns die sittlichen Gebote zu haben scheinen, als Erinnerung an die Brauchbarkeit deutet, die sie, als durchschnittliche Maximen unseres Handelns befolgt, erfahrungsmäßig zur Beförderung unseres Wohlseins gehabt haben. Nicht alles läßt sich auf einmal sagen; ich muß mir daher vorbehalten, auf die enge Verbindung, die zwischen dem Begriffe der Lust und den ethischen Principien allerdings obwaltet, später ausführlich einzugehen. Wenn ich einstweilen mit vollem Ernst die gewöhnliche Meinung diesem Versuche der Aufklärung gegenüber vertrete, so weiß ich sehr wohl, daß in einem Streite über den Werth oder Unwerth, welchen wir einer Thatsache beilegen, keine Entscheidung durch einen theoretischen Beweis möglich ist. Wer unmittelbar die Würde und eigne Majestät einer sittlichen Idee nicht fühlt, den kann natürlich kein Beweis belehren, daß er sie eigentlich fühlen müßte; umgekehrt wer die Entstehung dieses Gefühls aus irgend welchen psychologischen Vorgängen nachwiese, würde mich nicht überzeugen, daß es irrthümlich und eitel sein müßte, weil

es so entstanden wäre; die Ueberzeugung, bei der wir bleiben, wird hier immer nur auf einer Wahl beruhen, deren Richtigkeit sich theoretisch nicht erhärten läßt; wir begnügen uns billig, wenn wir der Kraft der Gründe nicht zu erliegen brauchen, welche der Gegner für seine Ansicht anführt, und wenn wir im Stande sind, sie auch durch die unsrige zu begreifen und für sie zu benutzen.

Nun bin ich zwar nicht ganz überzeugt, daß die empirische Ansicht alle Thatsachen, welche sie vorfindet, leicht mit ihrer Theorie in Uebereinstimmung bringen würde; sie mag immerhin auch die Liebe, die wir völlig uninteressirt denken, nur um der Nützlichkeit willen schätzen, eine förderliche Gegenliebe hervorzurufen; aber ich weiß nicht, wie Thaten der Aufopferung zu begreifen sind. Beruhen alle Handlungen auf dem Berechnen ihrer Nützlichkeit für den, der sie ausübt, wie kann diese Theorie Jemand bewegen, sein Leben für andere zu opfern? Entweder seine Handlung ist thöricht und man müßte wünschen, daß sie unterbliebe, oder wenn auch diese Ansicht, wie ich hoffe, sie dennoch bewundert, so gibt sie eben damit zu, daß es noch einen andern, jedem Eigennutz fremden Werth des menschlichen Handelns gibt. Nur dies dürfte man nicht entgegnen, daß auch der Empirismus als Vorschriften unseres Verhaltens nicht diejenigen, die unserm persönlichen Nutzen, sondern nur diejenigen Maximen betrachte, die dem allgemeinen Besten dienen; denn in seinem eigenen Sinne wäre die Rücksichtnahme des Einzelnen auf das Wohl des Allgemeinen doch selbst nur durch Erwartung irgend einer willkommenen Gegenleistung begreiflich. Mit dieser Interpretation nun werden die Thaten der Aufopferung sinnlos, wenn wir sie aber fallen lassen, kehren wir zur Anerkennung sittlicher Ideale von ganz anderem Ursprunge zurück.

Aber ich verlasse diesen Einwurf, der durch einen anderen allgemeineren absorbirt wird. Wenn die Ansicht, die ich bestreite, nicht ganz als willkürlicher Einfall auftreten will, wird sie im Einzelnen den Nachweis versuchen, daß wirklich in den anerkannten sittlichen Geboten die Grundlagen für die Verwirklichung des allgemeinen Wohles der Menschheit gegeben sind. Aber wenn dieser Nachweis mangellos gelänge, wie folgte daraus der Schluß, welchen man zu begründen sucht? Denn ebenso, wie man es gefunden hätte, müßte ja Alles auch dann sich verhalten, wenn unsere Voraussetzung von der unmittelbaren und unbedingten Verbindlichkeit der sittlichen Ideen richtig ist. Als ein blindes Gebot würde doch Niemand die eingeborne sittliche Gesetzgebung vorstellen, unerbittlich und unbedingt etwas verlangend, was in dem vernünftigen Plane der Welt keinen Sinn hätte in dem Plane, dem wir zutrauen, daß er auch jedes Gut der Ordnung und jedes Glück mit umfassen werde, zu dessen Genuß die Welt der Geister befähigt ist. Auf dieser Gesetzgebung, wenn wir sie als das Erste denken, wird ganz gewiß als Zweites auch dieses Kennzeichen der Heilsamkeit ruhen; nichts aber nöthigt uns, von dem empirisch wahrgenommenen Charakter der Nützlichkeit auszugehen, und als Zweites nicht sowohl die wirkliche Verbind-

lichkeit dieser Gebote abzuleiten, als vielmehr nur zu zeigen, wie der illusorische Gedanke einer solchen sich in uns entwickelt. Ich fühle, daß dieser Satz das Ansehen eines Wortspiels hat, das unter verschiedenen Ausdrucksformen vergeblich zweierlei in Gegensatz zu bringen sucht, was im Grunde auf Eins hinausläuft; ich werde zeigen, daß an diesem Vorwurf etwas ist und daß doch nicht Alles ganz so ist, wie er meint.

Es ist unmöglich nachzuweisen, daß die sittlichen Vorschriften, die wir alle übereinstimmend anerkennen, in jedem Einzelfalle ihrer Befolgung das Wohl desjenigen verbürgen, der sie ausführt; man hat sich stets begnügen müssen, sie, von diesem empirischen Standpunkt aus, als Maximen zu empfehlen, deren Innehaltung in der allgemeinen Ungewißheit aller menschlichen Dinge durchschnittlich die günstigsten Erfolge verspreche. Aber Durchschnittsregeln verläßt man mit Fug in dem Augenblicke, in welchem man von der Ungewißheit frei zu sein glaubt, welche sie zu befolgen anrieth; in zahllosen Fällen, gleichviel ob dann mit Recht oder Unrecht, wird daher der Einzelne glauben, diese Leitfäden verschmähen zu dürfen, und außer dem schlimmen Erfolge, der ihn selbst belehrt, wird es dann keinen Grund geben, der einen Andern berechtigte, das Verlassen des allgemeinen Weges zu tadeln. Mit der Sicherheit des allgemeinen Wohles würde diese Willkür unverträglich sein; worauf aber könnte diese Lehre die Zumuthung gründen, die kurze Ergreifung des eignen Wohles dem allgemeinen Besten dann aufzuopfern, wenn man versichert wäre, aus der Verletzung desselben keinen Rückschlag zu erfahren? Gewiß kann eine Theorie nicht richtig sein, die zwar das allgemeine Wohl begünstigen möchte, aber doch in ihrem Princip keinen Grund zum Tadel der Bestrebungen besitzt, die ihm entgegen sind; je mehr sie, einem natürlichen guten Gefühle folgend, diese Theilnahme für das Heil des Ganzen bewahrt, um so mehr ist sie zur Anerkennung einer sittlichen Gesetzgebung genöthigt, die jedem Einzelnen mit völlig unbedingter Verbindlichkeit gegenüber steht. An ihre Befolgung mag sich dann secundär für ihn die Hoffnung seines eignen Wohles, nicht aber soll sich ihre Befolgung secundär an den Nachweis ihrer Nützlichkeit knüpfen, ein Nachweis, der auch dann, wenn er vollständig erbracht wäre, dennoch seiner Natur nach niemals die Wahl willkürlicher Wege ausschließen würde, mit denen das allgemeine Wohl nicht verträglich ist. Und endlich: wenn nur die Erfahrung ihrer Nützlichkeit die sittlichen Gebote empfehlen soll, so kann doch nicht die kurze Erfahrung des Einzelnen, sondern nur die Tradition, welche die angesammelten Erfahrungen früherer Geschlechter vereinigt, die Quelle der empirischen Weisheit sein, der wir folgen sollen. Aber als bloße Mittheilung dessen, was andere vor uns aus ihrer Erfahrung geschöpft zu haben glauben, würde selbst diese Tradition keine wirksame Macht über uns ausüben; wenn nicht die Macht der Erziehung einen psychologischen Vorgang herbeiführte, durch den ihr Inhalt für uns den Schein einer unabänderlich bestimmten Nothwendigkeit annimmt, so würde sie uns immer Lust und Recht zu dem Ver-

suche lassen, ob nicht unsere eigene Erfahrung uns andere bessere und angenehmere Regeln unsers Verhaltens empfehlen werde. Warum also sträuben wir uns so sehr gegen den Gedanken, eine sittliche Gesetzgebung von unbedingter Geltung sei uns wirklich auferlegt, da wir doch zuletzt die Illusion, es sei so, herbeiwünschen müssen, um nur unsere Behauptung, es sei nicht so, mit unsern eignen Wünschen in Uebereinstimmung zu bringen?

Insoweit war es nicht ein bloßes Wortspiel, dem ich mich oben überließ; was aber den Schein eines solchen veranlaßte, und worin dennoch der bleibende Unterschied der Ansichten besteht, die wir hier vergleichen, füge ich jetzt hinzu. Geben wir die unbedingte Gültigkeit einer sittlichen Gesetzgebung zu, so werden wir doch durch diesen blos formalen Charakter ihrer thatsächlichen Unbedingtheit nicht befriedigt sein; was in unseren Gedanken und in unserem Leben das Unbedingte und Höchste sein soll, muß auch durch unbedingten und höchsten Werth seines Inhalts diese Anerkennung verdienen. Nun habe ich mir vorbehalten, genauer die Verbindung zu untersuchen, die zwischen dem Streben nach Lust und den Geboten der Sittlichkeit bestehen mag; für den Augenblick aber darf ich mich der Anschauung anschließen, welche das religiöse Bewußtsein entwickelt hat, indem es nur in einer ewigen Seligkeit das letzte Ziel aller Weltführung sieht, das Ziel, zu dessen Verwirklichung alles ist wie es ist und jede Gesetzlichkeit der Welt besiehlt, was sie besiehlt. Handelte es sich nun darum, in einer umfassenden theoretischen Weltbetrachtung die Stelle zu bestimmen, welche die moralische Gesetzgebung einnimmt, so würden wir auch sie als einen Theil dieser allgemeinen Ordnung betrachten dürfen, nicht als ein Fatum, das da ist weil es da ist, sondern als eine Gesammtheit von Geboten, welche eine höchste Macht als Bedingungen der Verwirklichung ihrer Absicht sanctionirt hat. Da, an dieser Stelle unseres Gedankenlaufs, wäre der Versuch berechtigt, wenn er menschlich ausführbar wäre, auch die sittlichen Gebote, die uns als herkunftslose Nothwendigkeit gegenübertreten, durch den Nachweis ihrer Zusammengehörigkeit mit dem Sinne des Weltplanes zu rechtfertigen. Aber eben hierin besteht das große Mißverständniß, das ich bekämpfe, in der Verwechselung dessen, was wir in dem Zusammenhange einer theoretischen Weltbetrachtung über die sittliche Gesetzgebung denken können, mit dem, was sie uns als Princip der praktischen Philosophie gelten muß. Wir, die endlichen Wesen, kennen den Weltplan nicht, den wir glauben, und wenn wir zur unvollkommenen Bezeichnung seines Zieles die Vorstellung der Seligkeit wagen, so ahnen wir doch weder den vollen Umfang und die Gestalt aller der Güter, die er einschließen mag, noch sind wir im Stande, denkend aus diesem Begriffe die Gesetze abzuleiten, durch deren Befolgung jedes Handeln sich der Verwirklichung jenes Zieles zu widmen hätte. Was für Gott die begreifliche Consequenz seiner höchsten Absicht sein könnte, das muß für uns eine unableitbare, unserm Geiste eingeborne Gewißheit sein, keiner Rechtfertigung bedürftig, sondern der Quell und Maßstab der Rechtfertigung für alle Handlungen, durch die wir, inner-

halb des irdischen Lebens, einen Theil unserer ewigen Bestimmung zu erfüllen suchen. Dies freilich kann ich nur für diejenigen sagen, die mit mir von dieser ewigen Bestimmung überzeugt sind; ich bezweifle nicht, daß auch die Ansicht, welche in allen moralischen Ideen nur Durchschnittsmaximen empirisch erworbener Klugheit sieht, die irdischen Angelegenheiten leidlich besorgen würde. Haben wir doch selbst ihr zugestanden, daß freilich nur die Erfahrung uns belehrt, welche Handlungen nützlich sind, um die ethischen Ideale zu verwirklichen; dies Gebiet äußerer Handlungen wird sich daher mit Hülfe des empirischen Kennzeichens ihrer durchschnittlichen Nützlichkeit hinlänglich beherrschen lassen, auch wenn man dessen nicht gedenkt, dessen Kennzeichen es ist. Eins nur wird fehlen; in einer Auffassung des Lebens, die nur den äußeren Erfolg zur Richtschnur ihrer Vorschriften nimmt, wird die Güte der Gesinnung keine Heimath finden; man wird nicht nöthig haben, sie, die an sich wirkungslose, zu verbannen; aber man würde sie so lange nur als einen sonderbaren Luxus betrachten, bis man lernte, eben in ihr selbst einen wesentlichen Theil des Guten zu sehen, das man unter dem vieldeutigen Namen des Wohlseins außer sich sucht. Und damit würde man, auf einem Umwege, zu der Anerkennung des Princips zurückkehren, von dem wir ausgehen.

Ich schließe diese einleitende Betrachtung mit der Consequenz, welche sie mir für die Behandlung der praktischen Philosophie ergibt. Alle theoretische Speculation haben wir uns beginnend gedacht von einfachen, der Natur unseres Geistes eingeborenen Wahrheiten, zu deren Anwendung der Geist durch den Eindruck der Beobachtungen geweckt wird; keine Erkenntniß des Wirklichen entstand ohne die Erfahrungen, welche jenen Grundsätzen den Inhalt ihrer Beurtheilung lieferten; umgekehrt konnte nie die Erfahrung allein die höchsten Grundsätze erzeugen, nach denen sie beurtheilt zu werden verlangt. Die praktische Philosophie bietet eine vollständige Analogie. Eine sittliche Beurtheilung unserer Handlungen kann nur von dem Bewußtsein unbedingt verpflichtender Ideale ausgehen, deren Verwirklichung uns obliegt unter allen Umständen, welche uns zum Handeln auffordern; aber ebenso werden diese Ideale das, was sie gebieten, doch nur in den bestimmten Gestalten verwirklichen, welche die durch Erfahrung erkennbaren Verhältnisse der Wirklichkeit möglich machen. Wir geben zu, daß die Betrachtung der sittlichen Ideen an sich selbst nicht zur Entwicklung einer so reichen Wissenschaft führt, wie die einheimische Fortbildung eines Theiles der angebornen theoretischen Wahrheit sie in der Mathematik erzeugt hat; deswegen mag es räthlich sein, nicht zu lange in der Ueberlegung der allgemeinen sittlichen Grundsätze zu verweilen, sondern zu den Gestalten ihrer Verwirklichung zu eilen; aber wie wenig Umfang auch dieser grundlegende Theil der praktischen Philosophie beanspruchen mag, so wird er doch nie fehlen können, ohne daß auch allen Entwicklungen im Einzelnen das Fundament fehlte, auf dem sie ruhen können. Suchen aber werden wir diese letzten Grundsätze da, wo wir

die entsprechenden unseres Wissens suchten: in unserem eigenen Geiste, in der völlig unmittelbaren Evidenz, mit welcher unser Gewissen, befragt in Bezug auf die einfachsten Formen unserer möglichen Handlungen, sein unwiderrufliches Urtheil der Billigung oder Mißbilligung ausspricht. Anstatt dieses Anfangs geben wir keinen andern zu; keine angebliche Ausdeutung des Weltplans, aus der, als wenn sie uns möglich wäre, die verbindlichen Gebote unseres Verhaltens sich ableiten ließen, noch weniger jene ganz widerwärtige und einfältige Gewohnheit, die jetzt mit so großem Aplomb sich spreizt, in die unterhaltenden Einzelheiten der Naturgeschichte hinabzusteigen und aus einer aufsteigenden Entwicklungstendenz der Thierwelt, die man erkannt zu haben sich einbildet, den Gipfel zu construiren, den consequent das Verhalten der Menschheit bilden müßte. Wenn wir in unserem eigenen Gewissen die unwiderrufliche Richtschnur unseres sittlichen Urtheils nicht finden könnten: von den Bestien würden wir sie gewiß nicht erhalten; denn was uns auch ihre Beobachtung lehren könnte, daß die Entwicklungsreihe, die wir an ihnen zu finden glauben, aufwärts zu dem Vollkommenen und nicht abwärts zu dem Schlechten geht, können wir doch nur wissen, weil uns vorher vollkommen klar ist, was wir als das bessere und was als das schlechtere Ende dieser Scala ansehen müssen.

Rudolf Hermann Lotze.

Von

Rudolf Seydel.

— Leipzig. —

Das Bündniß zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, vor dessen verfrühtem Abschlusse ein bekanntes Distichon Schillers die Zeitgenossen warnte, ist etwa seit einem Jahrzehnt zu fruchtbarerer Wiederaufnahme auf beiden Seiten als genügend vorbereitet erschienen. Die kühnen Versuche fast vergessener älterer Denker, durch Speculationen aus reiner Vernunft die Lücken des menschlichen Erfahrungsbereichs zu füllen, gelten jetzt allgemein für resultatlos und erwecken nirgend mehr die Nacheiferung. Niemand zweifelt mehr daran, daß vor Allem aus den Thatsachen die Gesetze zu gewinnen, nicht nach zuvor ersonnenen Gesetzen die Thatsachen zusammenzusuchen und zurechtzurücken seien. Die Philosophen werben mit Vorliebe durch Aufweis reichen Naturwissens um die Beachtung der Mitlebenden; selbst zu den nebelreichen Höhen abstrusester phantastischer Anschauung wollte Eduard von Hartmann nur auf den Wegen „inductiv-naturwissenschaftlicher Methode" emporgeklommen sein. Die Naturwissenschaft ihrerseits konnte an der Frage, was der körperliche Stoff selbst sei, dessen Bewegungen sie auf gesetzliche Formeln brachte, und was der Raum und die Zeit sei, in welchen diese Bewegungen stattzufinden scheinen, nicht länger vorübergehen. Diese Fragen wurden zum Gorgohaupt für alle materialistischen Neigungen; denn sie führten zu dem nicht mehr zu versagenden Eingeständniß, daß die sinnlichen Vorstellungen, die uns den Körperbegriff zusammensetzen, nicht selbst Körper oder Bewegungen der Stoffe sind, daß zwischen den Stoffen und Stoffbewegungen einer- und jenen Vorstellungen andrerseits jede überleitende Brücke fehlt, daß die Kette der Causalitäten unerbittlich reißt, wenn sie herüber oder hinüber über diese Kluft gespannt werden soll.

Die Führer gewöhnten sich an die Kantische Entsagung und öffneten sich zugleich damit den Blick in das Land des Kantischen Glaubens, der das Reich des wahren, wesenhaften Seins in dem Reiche der Ideale des Gemüths und des sittlichen Willens ergreifen hieß.

Im rechten Verständnisse der Zeit hatte die Universität Berlin schon nach Leopold von Hennings Tode für die vacante philosophische Professur einen naturwissenschaftlich gebildeten Meister der höheren Speculation gesucht; ihr Blick konnte in erster Reihe nur auf Hermann Lotze fallen, der zu Göttingen, wohin er von Leipzig schon 1844 berufen war, in der vollen Blüthe einer großen, tief anregenden und befruchtenden Wirksamkeit stand. Pietätvolle Rücksicht gegen seine hannöverische Regierung hielt den Gerufenen zurück. Als man ihn aber im vorvergangenen Winter zum Nachfolger von Harms auserſah, der inzwischen den ihm zugedacht gewesenen Lehrstuhl eingenommen, da konnte er, obwohl schon leidend, dem nicht mehr widerstehen, was jetzt nicht mehr Berufung von auswärts, sondern die ehrenvollste Versetzung innerhalb desselben Staates war. Die nur begonnene Thätigkeit an dem Centralpunkte deutschen nationalen Lebens endete am 1. Juli v. J. ein allzu früher Tod, der den erst vierundsechzig Jahre Zählenden mitten aus der Vollendung einer abschließenden Darstellung seiner Lehren hinwegnahm.

Wohl Manchem, der mit Antheil den Geschicken der deutschen Philosophie in den letzten Jahrzehnten gefolgt ist, wird dieses betrübende Ereigniß wenigstens für einen Moment die bittere Frage auf die Lippen gedrängt haben: wer lebt noch? Wahrlich, wenn auch wir in einem gewissen Sinne so fragen müssen, so soll die Lebenden dies nicht kränken. Der Verfasser dieses ist aus natürlicher Neigung, wie aus Grundsatz, jedem wirksamen Geiste mit Anempfindung und dankbarer Würdigung nachzugehen bereit und von Hochachtung erfüllt für die zahlreichen älteren und jüngeren arbeitenden Kräfte, die heute nicht minder, als es in früheren Tagen geschah, ja mit vielfältig genauerem und mühsamerem Fleiße, das schwere, endlose Werk der Belagerung der alten Burg Wahrheit fortsetzen. Die Frage: „Wer lebt noch?“ hat uns nicht den Sinn einer Aufforderung, den Werth der Gestorbenen gegen den der gegenwärtig Wirkenden abzuwägen, unter stiller Vermuthung eines für die letzteren unrühmlichen Ausschlags. Sie bedeutet uns vielmehr: Haben wir wirklich, nun zweifelloser, unrettbarer als zuvor, eine gewisse Geistesart und Schaffensweise, die wir unserer Nation gern länger erhalten sähen, nur noch als die charakteristische Daseinsform einer hinter uns liegenden Geschichtsperiode zu betrachten?

Welches diese Geistesart und Schaffensweise sei, haben wir nach einer Seite hin, von der sie besonders deutlich in die Augen fällt und zu öffentlichem Bewußtsein gekommen ist, durch den Hinweis auf das Bündniß zwischen Naturwissenschaft und Philosophie erläutert. Allein es handelt sich dabei in Wahrheit um ein viel tieferes und umfassenderes Bündniß, welches denn auch in jenem Streben unserer Zeit, für eine naturwissenschaftlich fun-

dirte Philosophie und eine philosophisch erhöhte Naturwissenschaft zu sorgen, oft wohl unbewußt, der im Innersten gemeinte Gegenstand des Bedürfnisses war. Und die Weise, in welcher Lotzes Lehre und Wirksamkeit diesem Streben entgegenkam, führt uns nicht minder über die vereinzelte Wirkung einer versöhnenden Verknüpfung naturwissenschaftlicher Resultate und Methoden mit philosophischen hinaus und hinab zu einer tiefer liegenden und weit allgemeiner wirkenden Tendenz, der nur unter anderm auch jene Wirkung verdankt wurde.

Schillers Mahnruf:

> Feindschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündniß zu frühe;
> Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt —

galt nicht den Naturforschern, weil sie die Natur, und den Philosophen, weil sie irgend etwas Anderes, sondern er galt Beiden, weil sie die Natur zum Gegenstande ihres Wahrheitsuchens erwählten; es ward ihnen empfohlen, darin zwar fortzufahren, aber auf den getrennten Wegen, wie sie diesen Wissenschaftsarten zunächst eignen. Um eine frühzeitige, eine verfrühte Vertauschung und Verknüpfung dieser Wege hatte es sich gehandelt; wir treffen also den Sinn der gemeinten Trennung und Verbindung, wenn wir diesen verschiedenen Wegen Namen geben. Nennen wir sie vorläufig die Wege der kritischen Empirie auf der einen, der productiven Gedankenbildung auf der andern Seite. Alle bewußte, grundsätzliche Empirie oder Erfahrungsmethode ist zugleich kritisch; denn sie wehrt sich gegen die Einmischung von subjectiven Gedankenproducten, welche nicht einen Anspruch auf unbedingte Wahrheit, also auf eine zugleich objective Geltung, zu erweisen vermögen, und indem sie die objective Geltung aller Aussagen an der Thatsächlichkeit ihres Inhaltes ausschließlich messen will, gilt ihr der Inhalt überhaupt jedes bloßen Gedankenproducts als solchen für subjectiv, für ihrer Kritik verfallen, für ausgeschlossen aus dem Reiche der Wissenschaft. „Nur in der Erfahrung ist Wahrheit" war umgekehrt auch das Wort der Vernunftkritik Kants. Wenn dagegen die productive Gedankenbildung, die Speculation, sich nicht an dem Erfahrenen genügen ließ, wenn sie auch nicht auf das Abstrahiren allgemeiner Gesetze aus dem Erfahrungsstoffe sich beschränken wollte, woher nahm sie ihren Inhalt? Sie hat zwar zu allen Zeiten sich redliche Mühe gegeben, ihren Inhalt als nothwendige Consequenz allgemeiner Vernunftgesetze darzustellen, wie sie auch der Empiriker anerkennt und als entscheidende Instanzen benutzt; aber niemals gelang es, einem solchen Vernunftbeweise die zwingende Gewalt zu verleihen, die jedem mathematischen Lehrsatze und jeder leeren logischen Formel sogleich bei ihrer Entdeckung unbestreitbar beiwohnt und für alle Zeiten mitgegeben ist; und auch der gelungenste Beweis dieser Art würde niemals die Quelle sein, aus der die Speculation ihre Aussage ursprünglich schöpfte, sondern nur ein nachträglich ergriffenes Mittel, um dem vorher producirten und irgendwie sonst dem Denker sich empfehlenden Inhalte festere und allgemein überzeugende Stützen zu verleihen. Die Frage, woher dieser

Inhalt stamme und von Haus aus seine Kraft empfange, ist also durch den Hinweis auf seine angebliche oder auch erweisbare Denknothwendigkeit nicht zu beantworten. Letztere bleibt das ersehnte Strebensziel des Denkers, um deswillen er den peinlichsten Anstrengungen sich unterziehen mag; sein Ausgangspunkt war sie nicht. Dann aber haben wir diesen Ausgangspunkt überhaupt nicht im Bereiche der eigentlichen Wissenschaft zu suchen, nicht in den Quellen objectiver Gewißheit, welche mit den beiden hier abgewiesenen, Erfahrung und Denknothwendigkeit, erschöpft sind. Was bleibt übrig? Wir antworten kurz: die Liebe, der Glaube, ein idealer Drang, wie immer wir ihn nennen mögen, der den Einzelnen aus innerster eigener Seele heraus, gern im Bunde mit Gleichgestimmten und mit großen historischen Gemeinschaften Gleichgestimmter der Gegenwart und Vergangenheit, an einen Gedankenbesitz seines Geistes bindet. Er möchte nicht leben, er würde sich verarmt, erniedrigt, entwürdigt fühlen, er würde die gleiche Armuth und Herabdrückung für die gesammte Menschheit, ja für die ganze Welt als unabwendbar beklagen, wenn jener Inhalt nicht wahr wäre. So bemüht er sich, diesen Inhalt zugleich, so weit möglich, durch Erfahrung und Vernunft zu decken, auf alle Fälle Sicherheit zu geben, daß er mit diesen beiden nicht streitet, im Uebrigen aber die ganze Fülle seines erregten Herzens und seines durch jenen Glauben erhobenen, geweihten Geistes dem verkündenden Worte einzugießen, durch das er die Zeitgenossen und Nachlebenden zu vollem Miterleben und Mitlieben seiner inneren Idealwelt fortzureißen hofft. Da sind wir am tiefsten Punkte der widerstreitenden Tendenzen angekommen, deren Trennung oder Verschmelzung dort in Rede war: sie heißen nicht Naturforschung und Philosophie, nicht kritische Empirie und productive Gedankenbildung; sie heißen Wissenschaft und Idealglaube!

Wenn unsere Zeit das Bündniß zu erneuern suchte zwischen Naturforschung und Philosophie, so war der innerste Drang, der sie dabei leitete, in Wahrheit das Bedürfniß, dem Idealglauben wieder im Gesammtgebäude der Wissenschaft selbst eine heimische, berechtigte Stellung zu sichern, von der aus ihm die Ergebnisse kritischer Empirie nicht nur zur Stütze seiner selbst, sondern auch zur Durchdringung mit seinem eigenen Geiste zugänglich werden möchten. Aus der Berührung und Vermählung beider sollte Das hervorgehen, was die Einzelnen und die Zeit als Wahrheit zu erfüllen, zu beleben, zu beglücken, und zu weltgeschichtlich werthvollen, wie auch im Kleinen würdigen und fruchtbaren Thaten zu begeistern hätte, wäre es auch nicht überall das Ergebniß exacter Ermittelungen. Im gleichen Sinne hat Lotze Wissenschaft und Idealglauben mit einander zu verbinden, für einander fruchtbar zu machen getrachtet. Im gleichen Sinne würde es uns leicht werden, den Beweis zu führen, daß der sorgende Zweifel an Bürgschaften für die Fortarbeit in Lotze's Tendenzen in unsern Tagen nur allzu berechtigt ist.

Unter großem Beifalle hat vor nicht langer Zeit der geistvolle, viel zu früh geschiedene Albert Lange den Gegensatz zwischen Wissenschaft und Idealglaube ähnlich wie wir soeben geschildert. Aber indem er die Wissen-

schaft und mit ihr die Befriedigung des Wahrheitsbedürfnisses ausschließlich an die kritische Empirie verwies, dagegen den Idealglauben an die — Poesie ausantwortete, hat er mehr wohl, als er selbst gewollt, zur Befestigung der Trennung beigetragen und Mißtrauen gegen Bündnißbestrebungen erweckt, wie wir sie soeben kennzeichneten, und wie Lotze sie vertrat. Gerade dies ist der Kern und eigentliche Werth jenes Bündnisses, das wir für unser nationales, wie für alles höhere Menschenleben als gänzlich unmißbar schätzen, — gerade dies, daß nicht nur Poesie, sondern auch Wahrheit auf den Wegen des Idealglaubens gesucht werden und zu finden erwartet werden soll. Daher die nie rastende Bemühung, die Uebereinstimmung des zunächst im Gemüthe ergriffenen Inhalts mit den Früchten exacter Forschung und mit den Gesetzen des Denkens zu sichern! Daher die strenge philosophische Denkarbeit, die, soweit es gelingen will, jenen Inhalt zugleich als den der Vernunft darzuthun, ihn als unbedürftig der persönlichen Neigung zu seiner Annahme, als logisch in sich verkettet, solidarisch Glied an Glied fesselnd, der reinen, unerbittlichen Wissenschaft einzuverleiben sucht! Es ist unsre Absicht, im Folgenden mit wenigen starken Conturen ein Bild der Lehre Lotzes zu zeichnen, um eine Beurtheilung der bestimmten Stelle vorzubereiten, bis zu welcher durch ihn der Entwickelungsproceß des modernen Geistes im Sinne der bezeichneten Tendenz gefördert worden ist, und um die Nothwendigkeit des Fortarbeitens in gleicher Tendenz, wo möglich, zu allgemeinerer Ueberzeugung zu erheben.

Darüber konnte kein Zweifel sein: die Erneuerung des Zusammengehens der empirischen Wissenschaften mit der philosophischen Speculation mußte den ersteren die Stellung sichern, die sie vor jeder neuen Störung ihrer Kreise, Verrückung ihrer methodischen Marschrouten, Verhinderung der nur durch ihre Art des Suchens möglichen Entdeckungen unbestreitbarer Thatsachen für immer behütete. Die philosophischen Ansprüche, welche der Empirie diese vorsichtige Strenge in der Wahrung ihrer Rechte aufnöthigten, wurden in den dreißiger Jahren des Jahrhunderts, als Lotze die Universität bezog, zwar noch auf vielen Kathedern Deutschlands, mit festem Glauben an die durch Hegel erreichte letzte Vollendung der Philosophie, festgehalten und vertheidigt; denn es war die Zeit, in welcher geistesmächtige und einflußreiche Schüler des großen Denkers, ein Gans, ein Marheineke, auf anderen Gebieten Rosenkranz, Hotho u. A., sich um das Werk der Gesammtausgabe der Schriften und Vorlesungen des Meisters sammelten, hierdurch erst weiteren Kreisen das Verständniß und die Wirkungskraft jenes wunderbaren Gedankendomes erschließend, und es war die Zeit, in welcher Preußens Cultusminister von Altenstein die Hegel'sche Lehre zur Staatsphilosophie erhoben hatte. Allein sogar in Preußen selbst war der tiefgehende Einfluß Schleiermachers neben dem Hegels gleichzeitig einhergegangen und hatte auch in Männern von philosophischem Beruf Keime eingesenkt, aus denen

bald Thaten energischer Gegenwehr gegen die Alleinherrschaft des „Begriffs“ und der „dialektischen Selbstbewegung“ zu dauerndem Erfolge aufbrechen sollten. Wir nennen nur Trendelenburg, von dem uns persönlich bekannt ist, wie tiefe Sympathien ihn in der Zeit seines philosophischen Werdens an Schleiermacher fesselten. Letzterer kannte die a priori construirende Vernunftthätigkeit nur als nebenhergehenden, systematisch ordnenden Abschluß, der niemals völlig gelingt, und ohne die ihm zur Seite selbständig, nach eigner Art arbeitenden Erfahrungswissenschaften ohne Gegenstand und ohne Direction wäre. Auch Trendelenburg bewahrte der denkenden Reflexion ihren besonderen Werth und Inhalt; aber er ward der Erneuerer des Aristoteles nicht blos in dieser logischen und teleologischen Richtung, sondern ebenso sehr in der unbefangenen Empfänglichkeit für das Gegebene. In den „Logischen Untersuchungen“ von 1841 trug er das Gebäude der Hegel'schen Dialektik bis auf die Grundmauern ab, und in Berlin, man darf wohl sagen in Preußen, folgte alsbald der Dynastie Hegel die Dynastie Trendelenburg. Aber noch ganz anders mußten und konnten die durch das Hegelthum zurückgedrängt gewesenen Richtungen in dieser Uebergangszeit ihr Haupt da erheben, wo von einer Herrschaft der Hegel'schen Lehre überhaupt Nichts zu spüren gewesen war. Dies galt nicht am wenigsten von Leipzig, derjenigen Universität, an welcher Lotze, dessen Heimath die sächsische Oberlausitz war (er ist 1817 in Bautzen geboren), seine Studienjahre zu verleben hatte. Hier ist im Wesentlichen die empirisch gegründete, realistische Philosophie der nachhegelschen Periode unmittelbar auf Kant gefolgt; denn die ganze Zwischenzeit ist hier durch den Namen des Kantianers Krug beherrscht. Die Wirksamkeit dieses einflußreichen Mannes ging ihrem Ende entgegen, als Lotze studirte; dagegen war Leipzig zum hauptsächlichsten Sitze der Schule Herbarts geworden, jenes Denkers, der zum ersten Male wieder seit Kants Tagen die Philosophie nicht nur durch Empirie zu ergänzen, sondern sie selbst auf die Basis der Erfahrung zu stellen, unter das leitende Banner der naturwissenschaftlichen Vorstellung zurückzurufen bemüht gewesen war, — wenn auch die kritische Reinigung der so gewonnenen Begriffe von inneren Widersprüchen ihm für die eigentliche Arbeit des Philosophen galt. Neben der Lehrthätigkeit der Herbartianer bereitete sich in des Physikers Fechner energischer Richtung gegen die Naturphilosophie und gegen alle dialektischen Scheinkünste dessen eigne, der Lotze'schen so ähnliche, streng physikalisch unterbaute philosophische Naturansicht vor; und der ebensoidealgläubige als exacte Anatom und Physiolog E. H. Weber zeigte, wie man nicht blos durch schellingische Willkür-Constructionen, sondern weit besser durch Beobachtung, Experiment und eindringenden Verstand den materialistischen Plumpheiten entging. Endlich wirkte als Philosoph — auf einen kleinen Kreis von mächtigstem Einfluß — Ch. H. Weiße, Hegel anfangs stark zugeneigt, doch sehr bald überzeugt, daß die reine Vernunft nur allgemeine Gesetze über Möglichkeit und Unmöglichkeit liefere, gleich den mathematischen, während das wirkliche Dasein,

das diese leeren Rahmen ausfüllt, nur als Thatsache hingenommen werden kann. Wir werden später Anlaß erhalten, Weißes Bedeutung für Lotze nach einer ganz andern Seite hin noch höher anzuschlagen; von der hier zunächst erwähnten waren seine Tendenzen denen der zuvor genannten Männer verwandt.

So rief es denn in der Leipziger Studienzeit aus Aller Munde: Zurück zur Erfahrung! Für die Medicin freilich, welche sein erwähltes Fach war, hätte Lotze dieser Mahnung nicht bedurft. Aber frühzeitig hatte ihn sein tief angelegter Geist vor die letzten Räthsel des Daseins gestellt, und hoher sittlicher und ästhetischer Ideale bedürftig hatte sein Gemüth gern den Orakeln der Philosophie des reinen Geistes gelauscht, auch wenn sein unerbittlich zergliedernder Verstand und seine empirische Wahrhaftigkeit sich gegen die Annahme des Inhalts sträubten. Ein Gedicht „Hegel", das in einer von Lotze 1840 herausgegebenen Sammlung seiner poetischen Versuche sich findet, zeugt von begeisterter jugendlicher Hingabe an den dunkeln Weisen, die es unter der Fiction unmittelbarer Hörerschaft lebendiger, dichterischer auszusprechen sucht:

„Fern entführte dein schwellender Klang die Seelen der Hörer;
In die unsterbliche Nacht schwebten, so schien es, wir hin.
Aber ambrosisch ward sie sogleich, da droben empfing uns
Ein lautschallender Chor sel'ger Gestalten des Lichts."

Oder hätte der noch nicht 15jährige Gymnasiast — Hegel starb 1831 —, dessen seltene Frühreife und Geistesgewandtheit allerdings auch sonst bezeugt ist, bei Gelegenheit einen Besuch im Auditorium gewagt?

Jedenfalls war dem Philosophen und Idealisten in ihm der Erfahrungsruf nicht minder nöthig, als Anderen, nur daß das medicinische Studium, eigene Neigung und Anlage, kritisches Bedürfniß, in diesem Falle dem Rufe mächtig unterstützend entgegenkamen. Ganz ähnlich war Fechners Stellung, dessen Leben und Denken in jedem Betracht zu dem Lotzes die überraschendsten Parallelen bietet. „Ja, gestehe ich es," sagt der sarkastische, oft vernichtend witzige Bekämpfer der Ideen Schellings und Hegels*), „fast schlägt mir das Gewissen, wenn ich mich erinnere, was ich selbst jenen Männern verdanke, wie ich, der ich so weit von Schelling abgefallen und nur diesen Abfall hier zur Geltung bringe, doch ursprünglich mit meiner ganzen Philosophie von seinem Stamm gefallen; wie ich die beste Frucht von einem freilich weit abgebogenen Zweige Hegels gepflückt!" Von Lotze aber besitzen wir folgendes Bekenntniß**): „Eine lebhafte Neigung zu Poesie und Kunst war das Erste, was mich zur Philosophie trieb. Daß dieser Hang mich nicht zuerst zu Herbarts System führte, werden mir seine Anhänger vielleicht, und doch auch diese kaum, zum Vorwurf machen; — — in der That zog es mich

*) Fechner, Ueber die physik. und philos. Atomenlehre, 1855. Vorrede.
**) Lotze, Streitschriften, 1857, S. 6.

mehr zu dem großen Kreise jener Ansichten, die durch Fichte, Schelling und Hegel sich mehr zu einer charakteristischen Art der Bildung überhaupt, als zu einem geschlossenen Lehrsystem entwickelt hatten." Konnten günstiger die Elemente zusammentreffen, um zu einer Philosophie zu verschmelzen, die den Beruf hatte, auf dem Boden strenger empirischer Wissenschaft, in voller Würdigung ihrer Methoden und Ergebnisse, doch den vollen Werth der Geistesideale auch für die wissenschaftliche Auffassung des Daseins zu retten? —

Die Garantien für sichere reale Grundlagen schienen sogar anfangs manchem philosophischen Genossen bei dem medicinischen Collegen das erforderliche Maß zu überschreiten. In beiden Facultäten zugleich seit 1839 in Leipzig habilitirt, ließ Lotze rasch einer „Metaphysik" (1841) das Buch „Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften" (1842) folgen; neben diesem hatte er für das in demselben Jahre seinen Lauf beginnende Handwörterbuch der Physiologie von Rudolph Wagner den einleitenden Artikel „Leben; Lebenskraft" bearbeitet*). Wenn das bedeutende medicinische Werk, dem er die außerordentliche Professur verdankte, das Ansehen des Mediciners unter den Männern des Fachs rücksichtlich seiner Kennerschaft und des specialistischen Fleißes über jeden Zweifel erhob, so schien zugleich die energische principielle Bekämpfung der „Lebenskraft" und die Forderung, die Lebenserscheinungen mechanisch zu erklären, den Philosophen als einen Mann zu legitimiren, mit dem sich auch von materialistischer Seite reden ließe. Wirklich knüpfte sich die nun seit Jahrzehnten ganz allgemeine Rede, der Begriff „Lebenskraft" sei für alle Zeiten abgethan, zumeist an jenen Artikel des Handwörterbuches, der mit diesem Reste Schelling'scher Naturphilosophie völlig aufräumt.

Der schnell verbreitete und so leicht verständliche Ruhm, Lotze habe die mechanische Auffassung der Lebensvorgänge philosophisch gesichert, ist vielleicht Ursache gewesen, daß seine „Metaphysik" und die bald folgende „Logik" (1843) weit weniger Beachtung fanden. Sogar nachdem die „Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens" (1851) und die „Medicinische Psychologie oder Physiologie der Seele" (1852) sich unzweideutig und eingehend über das bleibende Recht der teleologischen Betrachtung und über die Geistigkeit alles Daseins, selbst des scheinbar blos körperlichen, erklärt hatten, waren noch Mißverständnisse möglich, wie sie Lotzes überaus fein gewürzter, vornehmer und siegreicher Streitschrift gegen J. H. Fichte (1857) den Anlaß gaben. Unmittelbar vor dieser hatte das Erscheinen des ersten umfassenden Hauptwerkes begonnen, des dreibändigen „Mikrokosmus, Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit", dessen erster und zweiter Band (1856, 1858 in erster, 1876, 1878 in dritter Auflage) die letzte ausführliche Darstellung der physiologisch-psychologischen Lehren des Autors und seiner Auffassung des materiellen und geistigen Seins enthalten. Endlich brachten die neuen Bearbeitungen der „Logik" (1874) und der „Meta-

*) Auch der Artikel „Instinct" in derselben Sammlung ist von Lotze.

physik" (1879) in der unvollendet gebliebenen Gesammtdarstellung des „Systems der Philosophie" die umfassendsten Aufschlüsse über die Grundgedanken, welche auch hinter Lotzes weitgehendsten Zugeständnissen an die körperlichen Lebensbedingungen und an den Mechanismus des Geschehens jederzeit verborgen lagen. Nach Allem sind die Forderungen, welche der Mediciner an den Philosophen zu stellen hatte, nicht viel weiter gespannt, als sie heute wohl Jeder willig eingeht, dagegen die Zumuthungen an die das Sinnliche hinter sich lassende Abstraction und an die idealistische Würdigung des Daseins nicht unter dem kühnsten philosophischen Höhenfluge zurückgeblieben.

Zu den durchgreifendsten Eigenheiten der Untersuchungs- und Darstellungsweise Lotzes gehört eine Anwendung des Grundsatzes der Theilung der Arbeit, wie sie sonst zwischen ganzen wissenschaftlichen Gebieten und zwischen verschiedenen Bearbeitern eines Gesammtgegenstandes zu geschehen pflegt, auf seine eigenen einzelnen Unternehmungen. Und zwar nicht nur die Gegenstände hält er fern, welche nicht unmittelbar mit dem zunächst vorgenommenen zusammengehören, sondern auch die Probleme, die zwar den gleichen Gegenstand betreffen, aber nicht in der zunächst gewählten Fragstellung unmittelbar selbst liegen, und ebenso die Methoden, welche nicht der Beantwortung eben dieser Fragstellung, sondern nur der Lösung jener ferngehaltenen Probleme dienen würden. Sogar der bestimmte praktische Zweck seiner Schriften hat Einfluß auf derartige Selbstbeschränkungen: er unterläßt, wenn er für Physiologen oder Mediciner schreibt, oder wenn ihm daran liegt, die Rechte mechanischer, rein physikalischer Erklärungen zu vertheidigen, eine breitere und schärfere Erwähnung Dessen, was dem Naturwissenschafter gewöhnlichen Schlags oder dem medicinischen Schüler nur Mißtrauen und Verwunderung, ja Zweifel an jeder Competenz des Autors für naturwissenschaftliche Fragen einflößen würde. So spricht er von Stoff und Materie, vom Raum, den sie erfüllen, von Kräften, durch welche die Stoffatome gegenseitig aufeinander wirken, von einem physischen Mechanismus, welchem dieses Geschehen unbedingt und ausschließlich zu gehorchen habe, so lange es sich nur um Zurückführung von Phänomenen eben dieses so vorgestellten Bereichs auf die gesetzmäßigen Gewohnheiten handelt, welche innerhalb desselben herrschen, und läßt die höheren Probleme gänzlich zur Seite, oder verräth nur in kurzen Andeutungen ihre Kenntniß, die Probleme, die sich darauf richten, was denn nun Materie und Raum sei, ob es überhaupt Derartiges gebe, ob Kräfte und Gesetze jenes „Mechanismus" nicht in Wahrheit vielmehr Wirkungsweisen einer geistigen, zwecksetzenden ethischen Ursache seien u. s. w. Er unterscheidet in diesem Sinne Ergebnisse verschiedener Ordnungen, gleichsam verschiedener Stockwerke eines auf breitester Grundlage sichergestellter, reichlicher Naturkenntnisse sich erhebenden Aufbaues, und behält sich vor, die „Ergebnisse erster Ordnung" und so auch die der folgenden, soweit sie noch Probleme stellen, „zum Gegenstand einer höher steigenden

Forschung zu machen," durch welche mancher vorläufig zugelassene Begriff der früheren Gänge modificirt oder ganz aufgehoben werden muß*). „So grotesk auch immer die von ihr (der Physik) gewählten Grundbegriffe sein möchten: wenn sie damit nur zum Ziele käme, würden wir sie uns können gefallen lassen; ja, ich muß gestehen, daß ich mir sogar ein gewisses humoristisches Vergnügen davon versprechen würde, zu sehen, wie die Physik mit logisch nicht ganz rein gewaschenen Tatzen und etwas plump zugreifend die Kerne der Erkenntniß aus den stachligen Hülsen der Thatsachen quetschte, während die Philosophie mit einer in sich ganz widerspruchslosen Grazie ihrer Bewegungen leider gerade an diesen Hüllen einen kränkenden Widerstand fände."

Solcher graziöser Denkbewegung verdankte der Begriff der „Lebenskraft," von dem es die biologischen Untersuchungen vorerst zu befreien galt, seine Entstehung, jedenfalls sein Ansehen. Aus der Allgemeinheit solcher Begriffe hat noch niemals ein Weg wieder herabgeführt bis zur wirklichen Erklärung der einzelnen Thatsachen, und doch waren diese Begriffe allein um solcher Erklärung willen ersonnen worden! Lotze wendet wiederholt all seine Beredtsamkeit auf, um einzuschärfen, daß eine bloße Angabe des Zweckes oder der Ideen, um deren Realisirung es sich handelt, die Frage nach der Ursache, durch welche diese Realisirung gelingt, nicht verüberflüssigen kann. Auch der Begriff der Lebenskraft enthält nur solche Angabe des Zweckes. Der Zweck ist „eine legislative Gewalt, welcher sich die Massen der Natur niemals fügen, wenn sie nicht durch das Mittel der Ursachen, welche die executive Gewalt bilden, von Anfang an gezwungen und in einen bestimmten Ablauf hineingedrängt würden." Anstatt nach den Ursachen, den Mitteln jeder Zweckerfüllung zu suchen, hat die ältere Physiologie in jener lediglich zweckbestimmenden Richtung „Triebe und Kräfte in Menge angenommen, die successiv immer unbrauchbarer zur weiteren Erklärung der Erscheinungen werden, je dürftiger die Abstractionen und je bunter und gesetzloser die veränderlichen Leistungen sind, die sie bewerkstelligen sollen." Dahin gehören außer der „Lebenskraft" Ausdrücke wie „Bildungstrieb" und „Selbsterhaltungstrieb", sowie die lediglich zur Classificirung der Erscheinungen dienlichen Namen der bekannten Trias „Sensibilität, Irritabilität, Reproduction".

Dazu kam die völlige Vernachlässigung des „Satzes der vielen Ursachen," nach welchem es niemals eine einzige Ursache einer Wirkung geben kann. Das Ursachgesetz drückt die Nothwendigkeit aus, mit welcher das Zusammentreten zweier Ereignisse, die wir wie die Prämissen eines Schlusses betrachten dürfen, ein drittes zur Folge hat. Das unmittelbare Folgen aus einer einzigen Prämisse wäre kein verursachendes Wirken; denn so „könnte es kein Hinderniß mehr geben, um dessenwillen die Folge zu entstehen zögerte, und

*) Mikrokosmus I, 303 (wir citiren immer die zweite Auflage). Streitschriften 19 f. 23 f.

so würde unverweilt Alles zu einer ruhenden Eigenschaft zusammensinken." Eine wirksame Lebenskraft nun findet ihre zweite Prämisse, mit der sie sich zu einer gemeinsam zu erzeugenden Folge verbinden könnte, nur in gewissen körperlichen Elementen und deren Kräften, als dem Reiche der Mittel, durch die allein die verlangten Zwecke realisirbar sind. Alle diese Elemente und Kräfte aber „haben vorher, noch ehe sie in Berührung mit dem Einflusse jener organischen Tendenz kommen, ihre feste Natur und Gesetze ihres Wirkens." Entweder wirkt die organische Tendenz einfach durch diese Gesetze, also einfach durch den bekannten physikalischen Mechanismus, oder sie findet an letzterm einen Widerstand; in diesem Falle kann der Widerstand „nicht einfach wegfallen, weil jene es will, sondern er muß überwunden werden." Wie soll dies anders geschehen, als durch eine Kraftwirkung, welche diesem Widerstande, der einmal feststehenden Natur und Wirkungsweise des körperlichen Stoffes, homogen ist? „Worin also auch das Lebensprincip bestehen mag: um etwas zu vermögen über die Stoffe, mit denen es operiren soll, muß es in jedem Augenblicke sich in diejenige physische Kraft verwandeln, die nach allgemeinem mechanischen Rechte nothwendig und hinreichend ist, um durch ihre Art, Größe und Richtung unter den gegebenen Umständen den erlangten Effect zu erzwingen." Man kann demnach zum Behuf einer bestimmten einzelnen Erklärung im Gebiete des leiblichen Lebens „das sonstige Wesen dieses Princips ganz eliminiren und seinem Begriffe den einer physischen Kraft als gleichgeltend substituiren" *).

So gewinnen wir denn eine vorläufig selbstgenügsam sich in ihre Schranken einschließende Wissenschaft jener „ersten Ordnung" oder jenes ersten Stockwerks, eine Wissenschaft des auch im Gebiete der Lebenserscheinungen unleugbar vorhandenen physikalischen Mechanismus; aber deutlich genug erkennen wir namentlich aus den zuletzt angeführten Worten, wie durchaus nicht Ergebnissen „höherer Ordnung" der Weg dadurch versperrt sein soll, wie vielmehr einer Betrachtung, welche nöthigen würde, ein Lebensprincip anzusetzen, das mehr wäre als bloße physische Kraft, der geeignete Faden zur Anknüpfung ihrer weiteren Annahmen vorsorglich zurechtgelegt ist. An welcher Stelle des Wesenreiches diese Nöthigung zu einem volleren, geistigeren Begriffe des verursachenden Princips zuerst nachweislich werde, ob schon in der Pflanze, oder erst im Thier, oder vielleicht schon im Krystall, darüber können unter den Anhängern der gleichen principiellen Auffassung die Meinungen ebenso leicht differiren, wie darüber, in welchem Entwickelungsstadium wiederum des Einzellebens, ob schon bei der Keimbildung, oder im Wachsthum und organischen Gestaltungsproceß, oder erst bei Handlungen des voll entwickelten Individuums, dieser Punkt gekommen sei. Nicht minder ist innerhalb des Forscher- und Schriftstellerlebens des einzelnen Mannes ein Schwanken in der Beantwortung solcher Fragen, für und gegen welche so leicht neue Gesichts-

*) Artikel „Leben; Lebenskraft" XV. XXII f. XIII f. Streitschriften 60 f.

punkte, Thatsachen, Ueberlegungen sich erheben können, vielmehr natürlich als verwunderlich, oder gar tadelnswerth; ja Schwankungen sind hier stärkere Zeugnisse der Gewissenhaftigkeit, als ein unerschütterliches Beharren. Auch in Lotzes Schriften fehlt es nicht an einzelnen derartigen Discrepanzen. Der fünfundzwanzigjährige medicinische Docent ist ein viel entschiedenerer Gegner der bekannten Stahl'schen Lehre, daß die Seele sich ihren Körper baue, als der Philosoph, der sich fünfzehn Jahre später an J. H. Fichte mißt, wenn auch gleichzeitig im „Mikrokosmus" der vorsichtige Skeptiker es angemessen findet, die entgegenstehenden Bedenken scharf zu beleuchten*). Der Artikel „Lebenskraft" verräth noch nichts von einer Beseelung der Pflanzen; die „medicinische Psychologie," vielleicht unter dem Einflusse von Fechners „Nanna", läßt zu, daß die Pflanze im Innern der Melodie ihrer eignen Entwickelung lausche, in einem unabänderlichen Traumzustande ihre Vegetation vergeistige, das Gleichgewicht und die Aufeinanderbeziehung ihrer Theile mit Genuß empfinde**). Zwar Impulse aus ihrem Innern hervorzusenden, durch welche, wie durch einen Willen, ihre Körpertheile bewegt würden, vermag diese Pflanzenseele noch nicht; dies ist der Seele des Thieres aufbehalten; aber doch, wenn die Pflanze sich als Ganzes in der Harmonie ihrer Theile genießen soll, muß ihr eine Seeleneinheit, eine herrschende Monas, wie Leibnitz es nannte, zuerkannt sein, zu der sich das Zellengebäude des Leibes als die Summe der dienenden Glieder verhält. Das so gedachte Verhältniß von Leib und Seele ist es, wodurch diese Gedanken und Auffassungen sich über die Sphäre des physischen Mechanismus erheben. Das „Lebensprincip", welches dort nur so weit in Betracht kam, als es sich in physische Kräfte verwandeln konnte und mußte, um seinen physischen Mitteln gewachsen zu sein, giebt sich hier zuletzt als ein Wille zu erkennen, der jene physischen Wirkungen ausübt, um seine Zwecke zu erreichen. Dies ist erst der volle Begriff der Seele, der sie nicht nur wie ein genießendes Bewußtsein empfangend den körperlichen Entfaltungen gegenüberstellt, sondern zur Zwecke wollenden und soweit möglich durchsetzenden, wirkenden Ursache erhebt. Darum treten die zur Pflanzenseele neigenden Einräumungen wieder zurück, wo dieser engere Begriff der Seele streng festgehalten ist. Eine teleologische Causalität, ja eine verständige Ueberlegung und willkürliche Wahl der Zwecke und Mittel, gilt dann als der bestimmende Charakter des Seelischen, den wir dann allerdings ausschließlich im Thier- und Menschenleben sicher vertreten finden. Wie aber fängt es eine solche Seele an, im physischen Geschehen die Mittel ihrer selbstgewählten Zwecke zu gewinnen? Auch hier wird der Begriff des Mechanismus nicht verlassen; aber wir hören jetzt genauer, was schon immer dieses Begriffes Inhalt in Wahrheit sein sollte. Nicht etwa nur

*) Man vergl. „Lebenskraft" XXVIII f. mit „Streitschriften" 65. 72 und „Mikrokosmus" I, 322 ff.

**) „Lebenskraft" XXXVI. „Medicinische Psychologie" 142 f.

Druck, Stoß, Anziehung, blinde bewegende Kraft, unter mathematische Gesetze gebannt. Mechanismus ist überhaupt mit Causalität völlig Eins, möge nun die Ursache durch Zwecktriebe oder ohne solche wirken: „nur darin besteht der Geist der mechanischen Auffassung, zu erkennen, daß zwei Processe a und α factisch durch einen innern Zusammenhang, dessen Natur dahingestellt bleiben kann, auf allgemeine Weise mit einander verbunden sind; daß überall, wo a vorkommt, auch α ihm nachfolgt; daß überall, wo diese Folge nicht eintreten soll, wenn ihre Ursache da ist, es eine bestimmte Ursache der Verhinderung geben muß" u. s. w. Die mechanische Auffassung „läßt es ganz unbestimmt, ob die Processe, welche sie betrachtet, blinde Wirksamkeiten eines Stoffes, oder bewußte Thätigkeiten einer Seele, oder unbewußt vernünftige oder auch bewußt unvernünftige Phantasien eines Genius sind." So durfte denn jetzt von einem psychisch-physischen Mechanismus die Rede sein, während wir auf der niedersten Sprosse dieser aufsteigenden Betrachtungen nur einen physischen kannten. Die Seele selbst tritt jetzt, zweckvoll wirksam, wollend und bewegend, in der Reihe der verursachenden Elemente auf, durch deren Aufeinanderbeziehung wir dem Gesetze „der vielen Ursachen" genügen. Zwar bleibt es dabei, daß Gedanken oder Ideen für sich nicht die mindeste massenbewegende oder überhaupt bewirkende Kraft besitzen, denn „so stehen sie als Abstracte dem Concreten hilflos gegenüber; sie können aber solche Kraft insofern erlangen, als sie bestimmte Zustände, Modificationen oder Bewegungen eines Wirklichen, eines Substantiellen, nämlich der Seele, sind." Und „wohl kann die Seele, indem sie eine Reihenfolge solcher inneren Zustände in sich erzeugt, die der allgemeine Naturlauf zu Anfangspunkten von Bewegungen gemacht hat, auch eine Reihenfolge der letzteren in einer Ordnung und zweckmäßigen Gruppirung hervorrufen, für welche an sich die Einrichtung des Organismus keinen hinlänglichen Grund enthält"*). Auf diesem Gipfel angelangt, läßt sich der unbefangene Denker nicht um die Ferne des Horizontes betrügen, der sich jetzt vor seinen Blicken aufthut. Belehrend für unsere heutigen Geisterseher ebenso wie für ihre Gegner, gesteht schon der jugendliche Bestreiter der Lebenskraft, nicht einzusehen, warum man eine Wirkung des Willens oder der Seele weit über ihren Leib hinaus für wunderbarer oder unmöglicher halten solle, als die Wirkungen auf die nächstliegende Nervenleitung. „Allerdings scheinen alle constanten und beglaubigten Erfahrungen gegen eine solche Ausdehnung ihrer Wirksamkeit zu sprechen, allein wer sich wirklich über diese etwas peinlichen Begriffszusammenhänge klar ist, wird doch zugeben müssen, daß hier ein für künftige Erfahrungen noch offener Ort ist." Wir wissen nicht, ob Lotze die in dieser Richtung in jüngster Zeit hervorgetretenen Erfahrungen als an diesem offenen Orte liegende anerkannt hat; aber daß er zu ihrer Erklärung nimmermehr der Geisterhilfe

*) Mikrokosmus I, 321 f. Streitschriften 94 f. Lebenskraft XL f. Vergl. auch „Metaphysik", wir meinen stets die von 1879, 429 ff. 440 ff.

bedurft hätte, zeigen uns diese Worte ebenso deutlich, wie die vortreffliche Kritik der „vierten Raumdimension" in seiner „Metaphysik" von 1879 das moderne Raumgespenst des Gespensterraums gelassen hinwegbläst*).

Eine teleologische Causalität der wollenden Seele noch mechanisch zu nennen, nur deshalb weil sie eine gesetzmäßig wirkende Causalität ist und bleibt, ist ein unräthlicher, mißverständlicher Wortgebrauch. Lotze kann ihn nur dadurch decken, daß er an populäre ähnliche Erweiterungen, wie in den Worten „Mechanismus der Staatsverwaltung" oder „mechanisches Handeln", erinnert**). Auch Causalität, Teleologie, Wollen, Handeln wären indessen, wie wir bald sehen werden, für die wahre Meinung unseres Philosophen nur vorläufig zugelassene, anbequemte Begriffe. Ein weiterer Aufstieg überrascht uns zunächst mit dem völligen Aufgehen alles Körperlichen in Seele und Geist.

Die dem Naturforscher zum Verständniß der körperlichen Erscheinungen unentbehrlichen Atome verwandeln sich für den Philosophen, der doch ihrer naturwissenschaftlichen Vortheile sich nicht berauben will, in raumlose Punkte, Ansammlungs- und Ausstrahlungsherde von Kraftwirkungen, Kraftcentra, Monaden. Die Monadenlehre Leibnitzens ist in diesem Betrachte laut eignem Bekenntniß auf Lotze von entscheidendem Einfluß gewesen; mit Unrecht wollte man, ehe er selbst in den „Streitschriften" gegen J. H. Fichte hierüber seine Erklärungen abgab, seine Lehre nach dieser Seite hin als einen Absenker der Philosophie Herbarts betrachten, dessen Hochschätzung, wie er uns dort gesteht, in ihm erst einer unbesieglichen Antipathie abgekämpft werden mußte. „Was Herbart eigenthümlich war, seine einfachen Wesen, seine Materienconstruction, seine Raumvorstellungen und so vieles damit Zusammenhängende", wußte er sich nicht anzueignen. Herbarts einfache Wesen oder „Realen" sollten den Begriff der Einfachheit in strengster logischer Reinheit verwirklichen, nicht nur unausgedehnt, insofern seelenartig, sondern auch von sich aus ohne jede innere Manchfaltigkeit; ein Wechsel, eine Manchfaltigkeit ihrer Zustände, kam nur widerrechtlich, nach Herbarts Logik im Grunde unmöglicher Weise, durch die störenden Einwirkungen von Außen, gegen die sie sich zu wehren hatten, in sie hinein. Umgekehrt sind Lotzes Monaden, seine philosophischen Atome, realen Beziehungspunkte, gleich den Leibnitzischen in sich unendlicher Manchfaltigkeit fähige Seeleneinheiten, für welche der Einfluß von Außen nach dem Leibnitzischen Satze „die Monade hat keine Fenster" geradezu in Abrede gestellt wird. Viel eher kamen daher die Atome Lotzes mit denen Fechners zusammen, von dessen „Atomenlehre" (1855) er sagen konnte, daß sie für die Zukunft jeden Beweis und jede Empfehlung der atomistischen Ansicht vom körperlichen Dasein

*) S. 249 ff.
**) Streitschriften 76.

überflüssig gemacht habe*). Indessen sind in Fechners Weltansicht wieder allenthalben von einem Centrum zum anderen die von Leibnitz vermißten Fenster und Bahnen der Wechselwirkung weit geöffnet. Lassen wir jedoch das Problem der Wechselwirkung noch beiseit, und übersetzen wir für jetzt nur das Bild des ruhenden Wesenbestandes der Erfahrungswelt in den neu gewonnenen Ausdruck. An die Stelle der unorganischen Körpermassen, welche der physikalische Mechanismus verband, treten jetzt Massen ungezählter ausdehnungsloser, punctueller Erscheinungsquellen, denen wir sonach innere Zustände nur in gleichem Sinne zuzutheilen vermögen, wie unsrer eignen Seele, sofern wir deren ganze reiche Innenwelt auf einen Wesenspunkt, den wir mit „Ich“ benennen, auftragen müssen. Räumliche, ausgedehnte Complexe könnten diese Monaden nur dadurch bilden, daß ihre punctuellen Orte leere Distanzen zwischen sich haben. Erhebt sich bei den in dem früheren Sinne „beseelten“ Wesen, also bei den Thieren, vielleicht auch den Pflanzen, durch Hinzutreten einer herrschenden, zwecksetzenden Monas der physische Mechanismus zu einem psychisch-physischen, so erkennen wir jetzt, daß in diesem, wie in jenem immer nur Seelen mit Seelen verbunden sind. Ja, diese Seelen nimmt Lotze am liebsten überall, auch im niedrigsten, werthlosesten Dinge der Natur oder in dem „Reiche der Sachen“ unseres manchfaltigsten Gebrauchs, als empfindende an, als Träger von Lust- und wohl auch Unlustgefühlen, die ihre wechselnden Zustände begleiten. „Jeder Druck und jede Spannung, welche die Materie erleidet, die Ruhe des sicheren Gleichgewichts, wie die Trennung früherer Zusammenhänge, Alles dies geschieht nicht nur, sondern ist geschehend zugleich der Gegenstand irgend eines Genusses; jedes einzelne Wesen, mit abgestuften Wechselwirkungen in das Ganze der Welt verflochten, ist, wie einer der größten Geister unseres Volkes es nannte (Leibnitz), ein Spiegel des Universum, den Zusammenhang des Weltalls von seinem Orte aus empfindend und die besondere Ansicht abbildend, welche er diesem Orte und diesem Standpunkte gewährt.“ Eine Ausstufung des inneren Reichthums und Werths in dem Gesammtreiche dieser empfindenden Punkte, von denen, welche das rein physische Dasein tragen und in sich genießen, bis zu den menschlichen Geistern hinauf, in welchen die den Organismus in höchster Instanz regierende Monas das klare Bewußtsein ihrer Einheit mit der umfassendsten Fülle inneren Lebens verbindet, tritt hinzu, um die Verwandtschaft mit Leibnitzens Lehre zu vermehren. Die Begründung der Ansicht aber ist selbständig; sie führt bis zu den letzten Fragen der Metaphysik. Der „Begriff eines Seienden, aber nicht sich selbst Besitzenden und Genießenden“ erscheint Lotze als mit inneren Widersprüchen behaftet; „vergeblich würden wir versuchen, das Was dieses Wesens durch irgend eine einfache und übersinnliche Qualität bezeichnet zu denken.“ Sollte aber, wie die gewöhnliche Vorstellung will, diese Qualität todter Dinge in ihrer

*) Metaphysik, S. 366.

Raumerfüllung, Größe und Gestalt, in ihrer Ausdehnung, bestehen, so müßten wir uns erinnern, daß zu dieser Eigenschaft vor Allem das Subject fehlte: was ist denn ausgedehnt? Und weiter würden wir entdecken, daß doch in jedem einzelnen, an sich unausgedehnten Punkte des ausgedehnten Körpers eben derselbe Stoff, eben dieselben Kräfte wohnen, also allenthalben in unterscheidbaren, von einander entfernten, aber aufeinander beziehbaren ausdehnungslosen Punkten zuletzt jenes Subject seinen Sitz hat, für das man das Prädicat der Ausdehnung so unerläßlich und charakteristisch fand*).

Niemals sind Lotzes Scharfsinn und Gewandtheit bewundernswürdiger, als wenn er durch Ueberlegungen, die so Vielen grüblerisch und sophistisch erscheinen, die Decke der Alltagsgewohnheit und scheinbar aufklärender leerer Worte von dem gähnenden Abgrunde ungelöster Probleme wegzieht, und mit eleganter, anmuthiger Beredtsamkeit den sich sträubenden gemeinen Verstand von der Nothwendigkeit der gewagtesten Aushilfen zu überzeugen versteht. Ist ihm gelungen, durch diese Kunst alle Materie in empfindende Seelen zu verwandeln, die sich gegenseitig in Distanzen halten und nur dadurch den Schein der Ausdehnung hervorbringen, so dürfen wir nun auch erwarten, daß er das Problematische dieser immer noch vorläufigen Lösung klar erkennen, unerbittlich aufdecken, und zu seiner Aufhellung den begonnenen Weg der Vergeistigung alles Daseins bei wachsenden Schwierigkeiten mit steigender Kühnheit fortsetzen werde. Es sind die Probleme des Raumes und der Wechselwirkung zwischen den Dingen, die sich jetzt vor Allem aufdrängen und die noch weiter abdrängen von der gewöhnlichen Vorstellung und von den früher gewonnenen „Ergebnissen erster Ordnung".

Beinahe einzig steht Lotze unter den nachkantischen Philosophen in der Entschiedenheit da, mit welcher er die Unwirklichkeit des Raums vertheidigt. Sahen wir ihn im Uebrigen zu den Gedanken der vorkantischen Zeit, namentlich zu denen Leibnitzens zurücklenken, so erscheint er hier als treuer Nachfolger Kants. Doch aber kommt Lotze nicht auf den Wegen Kants zu dieser theilweisen Uebereinstimmung mit dem großen Erneuerer der Philosophie, vielmehr immer noch auf den Wegen Leibnitzens oder Herbarts. Für Kant handelte es sich überall zuerst um den Ursprung der Formen, in welchen wir anschauen und denken, erst im Gefolge hiervon um deren Werth für die Erkenntniß der Dinge. Die Form der Räumlichkeit, ebenso die der Zeit, ist ihm verdächtig, sobald ihm deutlich geworden, daß sie ihren Ursprung nicht im Gegebenen, nicht in den Objecten hat, sondern zu den Fangarmen gehört, mit welchen das erkennende Subject sich der Erscheinungen zu bemächtigen sucht. Lotze versenkt sich hier, wie immer, in das objective Dasein selbst, wie die zu prüfende Vorstellungsweise es ausspricht, und seine Prüfung gilt der innern Widerspruchslosigkeit, der objectiven Vollziehbarkeit dieser Vorstellungsweise. Er durchschaut vollkommen die oft bemerkte

*) Mikrokosmus I, 400—410. Metaphysik, S. 475 f.

Schwäche des kantischen Verfahrens, welche nöthigte, auf Kants Fundamenten anders fortzubauen, als von ihm gewollt war: Kants Untersuchungen über das Verhältniß zwischen Subjectivem und Objectivem setzen bereits bestimmte, als Erkenntnisse verwerthete Gedanken voraus über existirende Subjecte und Objecte, greifen also dem Probleme vor, das sie stellen, und sie müssen es. Darum ist diese Problemstellung überhaupt fallen zu lassen. Jede Untersuchung, auch die über die objective Geltung unserer logischen Grundsätze und Grundbegriffe selbst, muß sich dieser Grundlagen bereits als vollgiltiger Münze für den Erwerb richtiger Erkenntnisse bedienen. „Es muß klar sein, daß keine sensualistische oder empirische Theorie der Entstehung unseres Denkens und Wissens dahin kommen kann, den Satz der Identität oder des ausgeschlossenen Dritten zu beweisen oder zu widerlegen; sie bedarf beider zu jedem Schritt ihrer Folgerungen; sie kann ebenso wenig die Geltung des Causalgesetzes erst begründen oder hinwegräumen wollen, denn jeder Versuch, seine Anwendung auf Association und Reproduction der Vorstellungen zurückzuführen, setzt in anderer Form es selbst als giltig voraus". Dasselbe gilt von dem Verfahren Kants*). Es bleibt daher nichts übrig, als den Wahrheitswerth unsrer Anschauungsformen mit Hilfe jener allenthalben vorauszusetzenden logischen Gesetze abzuschätzen, d. h. ihre Existirbarkeit an ihrer Denkbarkeit zu prüfen. Kann ein Raum, wie wir ihn vorstellen, wirklich existiren? Das ist die Frage. Auch Kant geht beiläufig auf diese Bahnen über, um die Unrealität des Raumes direct zu beweisen; Lotze kennt keinen andern Weg als diesen. Ihm ist der Raum eine subjective, unwahre Form unseres Vorstellens, durch die wir gewisse verborgene, innere, qualitative Verschiedenheiten und Beziehungen der existirenden Monaden gleichsam in die Sprache eines anschaulichen äußeren Verhältnisses übersetzen: ähnlich, wie wir höhere Töne von tieferen durch dieses Bild einer oberen und niederen Lage anschauen, während in Wahrheit der hohe Ton weder irgendwo „oben", noch der tiefe irgendwo „unten" liegt oder vorgeht. Diese Ansicht begründet sich hier aber nicht auf die sogenannte Apriorität der Raumanschauung, die ohnehin nichts Besonderes ist, weil aller Inhalt des Bewußtseins aus dem Innern seines Trägers aufsteigt; sie begründet sich vielmehr auf die Rathlosigkeit, bei der wir enden, wenn wir ausdenken sollen, was ein seiender Raum eigentlich wäre, und was es heiße, daß Dinge ihn erfüllen. In einem wirklich vorhandenen Raume, einer ausgedehnten Leere, müßte jeder Punkt dem andern an sich völlig gleichen, und doch nur darin würde das Sein eines jeden dieser Punkte bestehen, sich „von jedem andern zu unterscheiden und sich zu jedem, jedem zu sich, eine unveränderliche Stellung anzuweisen." Eine thätige Wechselbeziehung leerer Punkte! Und was können wir unter dem Sein der Dinge in solchem Raume verstehen? Es wäre eine Beziehung der Dinge zum Leeren, zum Nichts, das von dieser Be-

*) Logik von 1874, S. 524 f. 543 f. der 2. Aufl. (1880).

ziehung nichts zu erleiden vermag, wie auch das Ding in sich selbst nichts davon erleidet, daß es in dieser Beziehung steht, vielmehr beide befinden sich in diesem Verhältnisse gerade so, als wenn es nicht stattfände. Es ist ein Hauptsatz der Lehre Lotzes, daß Beziehungen nur zwischen wirklichen Wesen, und auch zwischen diesen nur für den Betrachter, in Wahrheit nicht anders als im Innern der Dinge selbst realisirt sind. Ließ er nun dieses Innere wechselnde Zustände und Gestaltungen durchlaufen, so erklärt sich zugleich, warum er die sehr verwandten Bedenken zurückdrängte, welche, wie dem Raume, der Zeit als der Form solchen inneren Wechsels selbst entgegenstehen. So sorgsam er auch hier diesen Bedenken nachgeht, er entzieht sich ihrem Gewicht und endet mit dem Festhalten der Realität eines zeitlichen, aber unräumlichen Daseinsprocesses*).

Wenn nun aber Alles, was geschieht, nur im Innern der Dinge geschieht, wie soll dann eine verursachende Thätigkeit gedacht werden, die von einem solchen Innern auf ein anderes überspringt? — wie gibt es dann überhaupt Wirkung, Causalität, Thätigkeit? — Verhältnisse, deren thatsächliche Wahrheit die bisherigen Betrachtungen noch ebenso unangetastet ließen, wie die vorherigen die Wahrheit des Raumes, der Körperlichkeit u. s. w. Mit diesen Fragen ist dem Realismus der gewöhnlichen Vorstellungen die Axt an die Wurzel gelegt: es ist das Problem der Wechselwirkung, worin sie sich zu einem gordischen Knoten zusammenschlingen. Man darf dieses Problem als den eigentlichen Mutterschooß des Eigenthümlichen der Lotze'schen Philosophie ansehen, ähnlich, wie aus ihm das Eigenste der Leibnitzischen geboren ist; Lotze und Leibnitz sind auch hier wieder Geschwister mit deutlich übereinstimmendem Familienzug, und Niemand hat seit Leibnitz mit gleicher Schärfe und gleicher Unerschrockenheit wie Lotze die Verlegenheiten offenbar gemacht, in welche das Problem der Wechselwirkung uns hineinwirft. Zwei von einander gesonderte, zunächst einander fremde Dinge wirken auf einander, was soll das heißen? Geht von dem einen Etwas ab und schlüpft in das andere hinein? Aber wo ist und was macht dieses Etwas, während es noch unterwegs ist, und worin besteht es überhaupt inzwischen, in diesem Mittelzustande, in welchem es weder Zustand des einen, noch Zustand des anderen Dinges wäre? Und gesetzt auch, es hätte ein wirklicher Abfluß und Einfluß von einem zum anderen stattfinden können, was würde es helfen? Wiederholte sich dann nicht die Frage mit unveränderter Rathlosigkeit, wie das eingedrungene fremde Element wirken solle auf die Zustände seines neuen Wohnsitzes? Offenbar nützt eine bloße Ortsveränderung nichts zur Herstellung der Wechselwirkung, also auch nichts die Annäherung, nichts die Berührung, nichts das „theilweise Zusammensein" der Herbartischen Lehre. Darum kann von dem höheren Standorte der Einsichten Lotzes aus das gewöhnliche Sträuben gegen „Wirkungen in die Ferne" so wenig mehr bedeuten. Sind

*) Metaphysik 211 f. 219 ff. Mikrokosmus III, 497 f. — Die Zeit: Metaphysik 268 ff.

doch Wirkungen in die nächste Nähe nicht weniger problematisch. Unser Philosoph, dessen Fertigkeit in den abstractesten Ueberlegungen sich hier bis zu einem spielenden Uebermuth steigert, überzeugt Jeden, der nur hören will, daß es eigentlich nur Wirkungen in die Ferne geben könnte, das Undenkbarste und Unmöglichste dagegen Wirkungen in unmittelbarer Berührung wären; denn in der Berührung sind das Wirkende und das Leidende völlig in Eins zusammengefallen, ein Geben und Empfangen, eine von Einem zum Andern übergehende Causalität, giebt es nicht mehr. Allein in Wahrheit giebt es dieselbe überhaupt nicht, kann sie nicht geben; denn es giebt nicht Zustände zwischen den Dingen, Uebergangszustände, die an Nichts hafteten, es giebt lediglich Zustände innerhalb der Dinge. Was wir Aufeinanderwirken nennen, ist also nichts Anderes, als ein Folgen eines Zustandes in dem einen Dinge auf einen Zustand in dem andern Dinge, und wir haben uns nur zu fragen, wie es komme, daß in dem ganzen Bereiche unserer Erfahrung und unseres Denkens diese Abfolgen einer gesetzlichen Nothwendigkeit, Uebereinstimmung, zusammenfassenden Einheit unterliegen, die es uns Menschen z. B. ermöglicht, des Erfolges im Voraus gewiß zu sein, den unser Willensentschluß in bestimmten motorischen Nervenzügen, von da in bestimmten Muskelgruppen, endlich in der Außenwelt haben werde*).

Rasch können wir nun der Culmination unseres Aufstiegs zueilen. Die zahllosen seelischen Einzelwesen, empfindende Beziehungspunkte, in welche wir alle die als scheinbare Einheiten sich darstellenden Seinscomplexe zerfallen sahen, sind ohne Wirkung auf einander; sie leben einsam in ihr Inneres eingeschlossen. „Die Monaden haben keine Fenster," sagte Leibnitz, „durch die Etwas hineinsteigen könnte." Aber allenthalben, in dem ganzen, endlosen Universum dieser Wesen, verknüpfen durchherrschende Gesetze der Abfolge die Zustände des einen mit Zuständen des anderen; so entsteht der Schein ihrer Wechselwirkung. Unter solchen Gesetzen stehend, sind die Zustände der Wesen auch nicht ihre eigenen Thaten, sondern, wenn wir so sagen dürften, Thaten jener Gesetze, Wirkungen dieser Gesetze. Allein so dürfen wir nicht sagen. „Geben wir endlich diese sonderbaren Vorstellungen auf, welche das Gesetz wie ein Ding behandeln, das wirken und leiden kann." Das Gesetz ist nur die von uns herauserkannte Formel für eine thatsächliche, regelmäßige Wirksamkeit; Wirksamkeit aber fordert ein wirkendes Wesen, von dem sie ausgeht. Das allgemeine, Alles beherrschende, die Abfolge der Zustände in allen Wesen der Welt normirende Gesetz ist also die Formel für die Wirksamkeit Eines Wesens, welches für alle jene zahllosen Einzelwesen der Urheber ihrer Zustände ist: Gottes, des Unendlichen. Das unendliche Urwesen allein wirkt; die endlichen, in ihm enthaltenen Wesen wirken nicht, sondern scheinen nur zu wirken, während sie die Schauplätze der Wirksamkeit jenes Einen sind, das ihnen sogar in ihrem Innern die Scheinvorstellung

*) Vgl. namentlich „Metaphysik" S. 110 ff. 356 ff.

anzaubert, als wirkten sie selbst. Doch was sagen wir? Existiren dann überhaupt noch diese Einzelwesen, wenn sie nicht eigne Herde von Thätigkeiten sind? Lotze hat sich seine letzte Consequenz keineswegs verhehlt. Ist Wechselwirkung unmöglich zwischen den Dingen, so ist sie auch unmöglich zwischen Gott und den Dingen; sind die Zustände der Dinge überall Gottesthaten, was bleibt dann überhaupt noch am Dinge, das sein eigen genannt werden könnte? Unser Philosoph führt in immer neuen Wendungen einen beharrlichen Kampf gegen den Begriff dunkler „Dinge an sich", die noch hinter ihren Zuständen als Träger derselben verborgen lägen. Also — existirt in Wahrheit nur Gott, und alles Dasein ist sein Dasein, alles Leben ist sein Leben. Aus Gottes Wirken sind die sich selbst empfindenden oder auch sich selbst wissenden Beziehungspunkte, die wir bisher wie selbständige Wesen ansahen, in der Weise hervorgegangen, daß sie sich als selbständige Wesen vorkommen, aber sie sind es nicht. „Dingheit" ist nichts anderes als „die Wirklichkeitsform eines Inhalts, dessen Verhalten uns den Anschein einer in ihm gegenwärtigen Substanz gewährt". Die Gesetzmäßigkeit und Consequenz jenes Wirkens bringt es mit sich, daß nicht willkürlich und zusammenhanglos die Gottheit in jedem Punkte und jedem Momente sich bethätigt: vielmehr ist die eine Wirkung, der eine Zustand, einmal hervorgetreten, nothwendig die Ursache, daß auch der andere, sei es in dem gleichen oder in einem anderen Wesen, hervortrete, aber nicht die bewirkende, sondern nur die Gelegenheitsursache, in welcher für die allein wirkende göttliche Macht gleichsam nur das Signal für die Art ihres ferneren Eingreifens gegeben wurde. So gelangen wir von der Leibnitzischen Basis hinweg an der Hand eines gewissen „Occasionalismus" zu der Alleinheitslehre Spinozas*).

Aber der Gott, der hier Eins und Alles ist, ist nicht der Gott Spinozas. —

Aus den starren Klüften eintönigen mechanischen Zusammenhangs der Stoffe traten wir heraus an das Tageslicht einer Welt lebendigen, empfindungsvollen, persönlichen Einzeldaseins; je mehr wir aus diesen frohen Thälern und von den so belebten sanft ansteigenden Berglehnen weiter emporklommen zu den Gipfelpunkten, traten die einzelnen Dinge und Wesen wieder in die Schatten der dunkeln Tiefe zurück; große, mächtige Einheit des Daseins umfing uns, bis endlich das himmlische Licht uns ganz zu sich emporzog, der geblendete Blick das irdische Dasein fast zu sehen verlernte, und Gott allein, der in dem himmlischen Lichte sich offenbarte, uns alle Räume des Seins zu erfüllen schien. Soweit hat uns der untersuchende Verstand geleitet, der uns Schritt auf Schritt bis zu dieser Höhe hinan abnöthigte, mit scharfsinnigen Gründen uns überredend, daß nur von diesem Gipfel aus der Blick alles Niedere beherrschen und in seiner wahren Beschaffenheit erfassen werde. Jetzt

*) Vgl. hierzu namentlich „Metaphysik" 123 f. 601 f. 135 ff. 83 ff. und „Mikrokosmus" III. 555 f.

überläßt uns dieser strenge Führer unserm eigenen Schauen und Fühlen. Was der Gott sei, der in jenem Lichte wohnt, was der Inhalt seines Wollens, seines Wirkens, das lehrt uns nicht mehr irgend eine logische Erörterung. Ja, das Verlangen eines solchen Erweises „würde zu dem Widerspruche führen, Gott von einem Höheren abhängig zu denken, welches den zwingenden Grund seines Daseins enthielte." Gott heißt Gott, weil er unabhängig ist; wir dürfen ihn also nur hinnehmen, wie er ist, wie er sich giebt, und dürfen ihn nur ansehen als eine frei wirkende Willensmacht, deren Sein und Thun nicht aus darüber herrschenden Gesetzen der Denknothwendigkeit construirt werden kann. „Nur das Wirkliche ist, und bringt durch sein Sein den Schein einer ihm vorangehenden Nothwendigkeit hervor, ähnlich wie der lebendige Leib in sich das Gerippe bildet, um das er herumgewachsen scheint." So ist Gott nur wirklich, keine Nothwendigkeit steht hinter ihm, und so ist auch sein Wirken nicht nothwendige Folge eines nothwendigen Grundes, aus dem wir es denkend abzuleiten vermöchten; wir können es nur vorfinden, wie es ist, anschauen, verehren, lieben. Wie aber, wenn auch die Gottesthaten, die wir erleben und aus der Erinnerung der Zeiten schöpfen, uns nicht über den Sinn der Schöpfung, über das Herz der Gottheit, zu belehren im Stande sind? Ohne Verständniß stehen wir vor der Welterfahrung, vor der Menschengeschichte: wehevolle Geschicke, Bosheit und Wahn, erfolgloses Zerschellen des edelsten Wollens an dem Felsen unwandelbarer menschlicher Thorheit und Niedrigkeit, wehren der so oft versuchten Theodicee und ermuthigen den pessimistischen Bruch mit dem Glauben*).

Und dennoch giebt es noch einen Weg, Gottes Innere uns aufzuschließen. Es ist kein Weg eigentlicher Wissenschaft mehr, aber stellt der Wissenschaft die Aufgabe, das Gefundene als denkbar, als wahrscheinlich, als zusammenstimmend mit dem wissenschaftlich anderwärts Erkannten ebenso dem Verstande zu empfehlen, wie es sich von vornherein dem Gemüthe, dem inneren Schauen empfiehlt. Es ist der Weg jenes Idealglaubens, von dem unsere Einleitung gesprochen.

Nun erst erfüllt sich uns das dort Verheißene. Die philosophischen Ermittelungen, die wir jetzt verlassen, haben nur den Raum geschaffen für einen Inhalt der Ueberzeugung, dessen Quelle nicht mehr das Denken selbst, sondern ein persönliches inneres Erleben ist, in dem uns das Höchste, Werthvollste, Größeste aufgeht, das wir kennen und verehren. Wir können Gott nicht für geringer halten, als dieses Größeste, also glauben wir, daß er dieses Größeste sei. Und wir können nicht glauben, daß just das Größte von allem Denkbaren nicht wäre; also glauben wir, daß es ist. Dieser Glaube ist kein Wissen. Wir können nicht „aus irgend einer allgemeinen Wahrheit das Recht beweisen, mit dem wir dem Werthvollen jenen Anspruch auf Wirklichkeit beilegen; auch die Gewißheit dieses Anspruches gehört viel-

*) Mikrokosmus III, 551 f. 604 f. Metaphysik 172.

mehr zu den inneren Erlebnissen, auf welche, als auf den gegebenen Gegenstand ihrer Arbeit, die vermittelnde, folgernde, begrenzende Thätigkeit unseres Erkennens sich nachher bezieht.*)

Wir werden hier an die Selbstbekenntnisse erinnert, welche den jugendlichen Mediciner erfüllter zeigten von Idealen der Poesie und Kunst, als von Versuchen verstandesmäßiger Welterklärung. Aber das Schöne, das er in diesen Idealen genoß, war ihm zugleich das Gute, das seinen Willen begeisterte und sein Herz ergriff, und in beidem offenbarte sich ihm das Eine Göttliche, das in der Gestalt des ethischen Ideals uns zu Zielen des Handelns hintreibt, in der Gestalt des ästhetischen uns diese Ziele zum Genusse bietet, ohne daß der innerste Gehalt in den beiden Formen irgend verschieden wäre. Diese Grundüberzeugung, dieses persönliche Erlebniß, worin ihm der innerste Kern seiner Individualität und seines Berufs aufging, fand Lotze in den Lehren eines Mannes wieder, dessen Einfluß durch diese Uebereinstimmung und durch die Geistesgewalt, mit der er sich äußerte, in seinen akademischen Jahren ihm nach eigenem Geständniß der entscheidendste geworden ist. Es war der schon genannte Christian Hermann Weiße. „Wenn ich irgend — heißt es in der Fortsetzung jener früher citirten Bekenntnisse — eine entscheidende und mir in ihren Erfolgen stets lieb gebliebene Einwirkung erwähnen soll, die mir zu Theil geworden ist, so ist es der Unterricht meines vortrefflichen Freundes und Lehrers Weiße, dem ich, wie wenig auch meine spätere Thätigkeit dieses Verhältniß hervortreten lassen mag, nicht nur der Anregungen auf weiteren Gebieten gar viele, sondern auch den positiveren Gewinn verdanke, über einen engeren Kreis von Gedanken so belehrt und in ihm befestigt worden zu sein, daß ich diesen wieder aufzugeben weder eine Veranlassung außer mir, noch einen Trieb in mir gefühlt habe." Wer es weiß, wie gering im Uebrigen das Gemeinsame beider Denker ist, kann nicht zweifeln, daß jener enge, aber kernbildende Gedankenkreis, dessen Lotze hier erwähnt, religiösen Inhalts ist. Es ist der Glaube an die geistige Persönlichkeit Gottes als an die vollendete Verwirklichung der Ideale, welche unser Gefühl, unsere Phantasie, unsre Liebe als Ideale des vollendet Schönen und Guten uns offenbart. Weiße, dessen hervorragende Stellung in der Geschichte jüngster Philosophie weit weniger allgemein gekannt ist als die Fechners und Lotzes, unbestritten der beiden letzten Großen in der nachhegelschen Zeit, war im religiösen Gebiete, dem Centrum alles Lebens und Denkens, der Lehrer Beider, auf den sie sich dankbar berufen. Für Fechner vor Allem in der Würdigung der Person Jesu und in der Auffassung des ursprünglichen Christenthums**).

Das „System der Philosophie", dessen vollständige Darstellung nach dem Erscheinen der ersten zwei Theile (Logik, Metaphysik) leider durch den

*) Mikrokosmus III, 556 ff.

**) Lotze, Streitschriften, S. 6. Fechner, Zendavesta, 2. Theil, 1851, S. 43.

Tod des Verfassers vereitelt ist, sollte die Fragen der Ethik, Aesthetik und Religionsphilosophie, als nahe zusammenhängender, eng durch das im Gemüthserlebniß wurzelnde Glaubensprincip mit einander verbundener Zweige, zur Behandlung bringen. Nach einer aus der Familie stammenden Nachricht*) dürfen wir auch nicht auf hinterlassene Aufzeichnungen hoffen. Für diese Seite des Lotze'schen Gedankenkreises stehen uns nur die Ausführungen des zweiten und namentlich des dritten Theiles des „Mikrokosmus" (der dritte 1872 in 1., 1880 in 3. Aufl.), daneben die weihevoll geschriebenen Jugendabhandlungen „Ueber den Begriff der Schönheit" (Göttinger Studien 1845, 2. Abtheil.) und „Ueber die Bedingungen der Kunstschönheit (das. 1847, 1. Abth), endlich die „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" (1868) zu Gebote, welche Lotze für die große, vom König Max II. von Bayern hervorgerufene „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" schrieb. Wie sich seine Anschauungen des Idealen mit den Erfahrungen und wissenschaftlichen Auffassungen des Weltlaufs zusammenschließen, wird uns im Besonderen noch durch die auf Herder zurückgreifenden Grundzüge einer Philosophie der Geschichte deutlich, welche der dritte Band des „Mikrokosmus" enthält, und in welchen die große schriftstellerische Kunst und die Classicität des deutschen Ausdrucks, worin Lotze beinahe alle deutschen Philosophen überragt, nach unserem Urtheil ihren Gipfel erreicht hat. Hätten wir die Absicht der Analyse der einzelnen Werke und der Besprechung einzelner Ansichten und Geistesblicke gehabt, welche darin die interessantesten und werthvollsten Gebiete menschlichen Schaffens treffen, wir hätten überreichlichen Stoff. Das Ziel, das wir uns setzten, weist uns auf das Allgemeine und auf die großen Zusammenhänge zurück, worin jener Idealglaube, der hier als ein neuer Gedankenquell aufbricht, die Gottes- und Weltanschauung zum Ganzen abrundet.

Wie auch immer in jeder seiner Offenbarungen zugleich in das Gewand ästhetischer Beseligung gekleidet, hat dieser Glaube seine letzte Wurzel im sittlichen Gewissen, im ethischen Sollen, und wir dürfen darum gar wohl von ethischen Postulaten sprechen, die hier, wie bei Kant, in die Lücken des Wissens treten. „In dem, was sein soll, den Grund dessen zu suchen, was ist" — dies ist für Lotze das ganze Leben hindurch der innerste Nerv seiner Denkerarbeit gewesen. Nur widerstand ihm die Einschränkung dieses Seinsollenden auf den Begriff einer nur auf Handeln und immer wieder Handeln drängenden Moralität. Für ihn „gehörte die ruhige Seligkeit des Schönen, die Heiligkeit der affect- und thatlosen Stimmung, selbst die innere Consequenz des Wahren mit dem Frieden seiner harmonischen Uebereinstimmung, zu wesentlich mit zu dem Kreise jener seinsollenden Idealwelt," als daß er nicht vielmehr „die ganze Hast des Handelns nur für das realisirende Mittel jenes höheren Zweckes hätte ansehen sollen."

*) Sommer, Dem Andenken H. Lotzes, in: „Im neuen Reich" 1881, Nr. 36.

Was ist denn überhaupt Ziel, Zweck, höchster Werth? Haben diese Worte noch einen Sinn, wenn abgesehen werden soll von empfindenden Seelen, die des Werthes sich zu freuen, das erreichte Ziel mit Lust zu genießen vermögen? Dem unbefangenen Gemüthe sind die Irrungen eines Rigorismus fremd, der nur Moral will, damit Moral sei. „Andern wohlzuthun und die Summe der Lust zu vermehren, deren die Welt sich erfreut, ist die einzige Aufgabe, in deren Erfüllung jenem Gemüthe alle seine sittlichen Pflichten zusammenlaufen." Wenn es „in seinem Gewissen sich Gesetze des Handelns vorgezeichnet sieht, deren Zusammenhang mit dem Ziel der höchsten Lust es nicht unmittelbar vor Augen sieht, so zweifelt es doch nie daran, daß dieser Zusammenhang stattfindet und daß alle Härte der Gesetze in der Welt nicht um ihrer selbst willen da ist, — irgendwo muß das Herstellen äußerlicher Thatbestände und alle Gesetzmäßigkeit seines Verlaufes in ein inneres Geschehen der Lust und des endlichen Genusses einmünden." So ist denn „das Gut an sich — die genossene Seligkeit; die Güter, die wir so nennen, sind Mittel zu diesem Gut, aber nicht selbst das Gut, ehe sie in ihren Genuß verwandelt sind; gut aber ist nur die lebendige Liebe, welche die Seligkeit Anderer will." Nähert sich auf diesem Wege die Ethik dem Reiche des Schönen, indem das Ideal des Schönen Eins sein muß mit dem ewigen Quelle vollendeter Lust, so lenkt uns umgekehrt jede tiefere Erforschung des Grundes ästhetischen Wohlgefallens wieder zu den ethischen Wurzeln idealen Glaubens und Strebens zurück. Diese gegenseitige Befruchtung und Belebung des ästhetischen Ideals durch das ethische und des ethischen durch jenes, die Verknüpfung beider im Ideale des Göttlichen, war jenes Element im Gottesglauben Weißes, das vor Allem in Lotzes Anschauung und Lehre unvergessen nachwirkte, und um deswillen er Weißes Aesthetik für „den vollkommensten Abschluß der Bestrebungen" erklärte, die „auf diesem Gebiete der philosophische Idealismus unserer Zeit entfaltet hat"*).

So beschaffen ist die Grundlage für die Glaubenspostulate Lotzes im Unterschiede von der in Kants „praktischer Vernunft" gegebenen; wir können sagen, die Einseitigkeit Kants hat sich hier mit der des Schleiermacher'schen Gefühlsprincips verschmolzen und ausgeglichen. Der Inhalt der Postulate ist aber kaum verändert. Wenn in der unendlichen Liebe unser Gemüth das Höchste ergreift, was ihm faßbar ist, und wenn es fordert, daß das Höchste existire, — so existirt ein Gott der unendlichen Liebe, und so haben wir die Welt als die Summe der Thaten solcher Liebe zu betrachten. Dieser Gott ist persönlicher Geist; denn „der Sehnsucht des Gemüthes, das Höchste, was ihm zu ahnen gestattet ist, als Wirklichkeit zu fassen, kann keine andere Gestalt seines Daseins, als die der Persönlichkeit genügen, oder nur in Frage kommen." Dieser Gott ist ferner frei, und ähnliche Frei-

*) In der Reihenfolge dieses Absatzes vgl. Metaphysik von 1879, Schluß. Streitschriften, 54. Mikrokosmus II, 314 ff. III, 608. Gesch. der Aesthetik, 211.

heit unseres Willens ist nicht minder Bedürfniß unseres sittlichen Gemüthes. Derselbe Denker, welcher durch seine Vertheidigung herrschender mechanischer Gesetze berühmt ist, bekennt sich zu der „stillen Hoffnung", es werde doch noch gelingen, im Wechsel der Angriffspunkte, die den Gesetzen im Laufe der Begebenheiten gewährt werden, neu eingeführte zu finden, die ihren Folgen vorher nicht bestimmte Richtungen geben." Eine Freiheit jener monadischen Weltwesen, die in Wahrheit nicht sind, sondern in welchen Gott allein ist und handelt, ist im gewöhnlichen Sinne hier allerdings ausgeschlossen; aber eben jenen Gottesthaten in uns behält Lotze die Freiheit völlig neuer Anfänge vor, die nicht mit früheren Actionen in causalem Verbande stehen. Er sträubt sich gegen eine ewige, starre Nothwendigkeit, nach der das All abläuft, eingeständig, daß „dieses Widerstreben mehr auf einer Stimmung als auf theoretischen Gründen beruht, solchen wenigstens, die auf dem eigenen Boden der Metaphysik heimisch wären," daß es also in der ethischen Glaubensbasis seine Wurzeln hat *). Wir sahen schon, daß ihm Gottes Freiheit so absolut gilt, um sogar die Abhängigkeit von ewigen, an sich selbst wahren und nothwendigen Gesetzen zu leugnen, die Gott nicht selbst sich gegeben hätte, nicht einmal die Gesetze der Mathematik und Logik ausgenommen, — ein Differenzpunkt mit Weiße, auf den Lotzes Schriften mit Vorliebe in breiterer Vertheidigung zurückkommen **). Endlich fehlt auch das dritte Kantische Postulat, das der Unsterblichkeit nicht. „Nicht um unseres Glückes willen verlangen wir unser Glück; sondern weil der Sinn der Welt sich in Widersinn verkehren würde, weisen wir den Gedanken zurück, daß in's Endlose die Arbeit vergehender Geschlechter nur denen zu Gut komme, die ihnen folgen, für sie selbst aber unwiederbringlich verloren gehe; — sich selbst möge Jeder, um die Reinheit seiner Gesinnung zu bewähren, von dem Glück dieser beständigen Erhaltung ausschließen; aber er wird nicht vermeiden können, sie für Andere zu verlangen, wenn nicht die Welt selbst mit dem ganzen Aufgebot ihrer geschichtlichen Entwickelung als ein unverständlicher und vergeblicher Lärm erscheinen soll." Aber „aus dem Bereiche der Metaphysik scheidet die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele aus"; ihr antwortet allein der Glaube, daß Gottes Liebe eine Welt will, welche Sinn hat, der Glaube, daß — um es noch einmal zu sagen — der Grund dessen, was ist, allein in Dem zu suchen ist, was sein soll ***).

Der Verfasser dieses Berichts ist kein unbedingter Anhänger der Lotzeschen Philosophie. Auch seinerseits aus Weißes Schule hervorgegangen, hat er doch an einer andern Stelle der Lehre des Meisters seinen Stand-

*) Persönlichkeit und Liebe: Mikrokosmus III, 559 bis Ende. Freiheit: Metaphysik, 129. 457.

**) Streitschriften, 56f. Mikrokosmus III, 578 ff. 594f. Metaphysik, 165—179 und öfter.

***) Mikrokosmus III, 50f. Metaphysik, 487. 604.

ort gewählt. Die Anerkennung jener Vernunftnothwendigkeit, mit der das logisch Selbstverständliche ein solches war, ist und bleibt, ohne jede Dazwischenkunft göttlichen Wollens und trotz ihrer, scheint ihm unerläßlich; er kann sich nicht einreden, daß die Winkelsumme das planen Dreiecks nur in Folge eines abänderlichen göttlichen Rathschlusses zwei Rechte betrage. Auch die Idee des Guten möchte er in derselben Vernunftunbedingtheit begründet sehen und auf diese Weise den göttlichen Liebewillen als nothwendige Selbstverwirklichung das Unendlichen erweisen. Andre Bedenken beziehen sich auf die empfindenden Punkte, woraus auch die rohesten Objecte unseres täglichen Gebrauches, Schmerz und Lust unter unserer Hantierung erlebend, bestehen sollen. Endlich hat Lotze selbst das Problem des Bösen zu besserer Lösung der Zukunft überlassen zu müssen erklärt: wir halten diese für unmöglich, so lange auch die thörichten und übelwollenden Gedanken und Triebregungen der geschaffenen Wesen für eigne Actionen des allein existirenden Gottes der Liebe zu gelten hätten. In Schellings späteren Lehren scheinen uns benutzbare Elemente zu liegen, durch welche aus dem Wesen des Absoluten selbst eine Verselbständigung eigenwilliger und sogar widergöttlicher Lebensmittelpunkte ableitbar wird. Wir hoffen auf demselben Wege zugleich die persönliche Selbständigkeit der im Innern gottgeeinten Wesen zu erreichen, die wir nicht spinozistisch mit Gott in Ein Sein zusammenziehen, sondern theistisch mit ihm zu Einem Reiche verbinden möchten.

Doch unsere Zeit hat nun endlich gelernt, nicht im gleichen Lehrbekenntniß die wesentliche Uebereinstimmung der Geister und nicht in einem annehmbaren Lehrsatze den wesentlichen Grund sympathischer Verehrung zu sehen. Die Philosophie vor Allem, übermenschlichen Zielen folgend, kann immer nur im Streben, im Schaffen, im Erarbeiten des Besten unter dem Möglichen, ihren Werth und ihr Verdienst suchen. Es giebt zwei Klassen von Philosophen, deren Eigenheiten sich nur selten in einem Geiste verknüpft finden; wir möchten sie nennen: Zergliederer und Seher, letzteres Wort im Sinne dessen, was das Alterthum unter Prophetie verstand. Dankende Hochachtung zollen wir dem ernsten Fleiße des Zergliederers, der allenthalben das Gewisse vom Ungewissen streng abzuscheiden und in dem Gewissen die größte Klarheit und Vollständigkeit zu gewinnen für seine einzige Aufgabe hält. Aber wir können der Nation nicht Glück wünschen, deren „Seher" im Aussterben sind, oder die im Begriff ist, ihnen jedes Gehör zu verweigern und sie dadurch verstummen zu machen. Lotze hat noch einmal versucht, die Arbeit des Zergliederers mit dem Aufschwunge des Sehers zu vereinigen, und ihm ist es noch einmal gelungen, die Zeitgenossen zur Beachtung seines Wortes zu nöthigen. Noch einmal hat er die ganze Fülle poetischen Gefühls, die ganze Macht ethischen Glaubens und religiösen Bedürfnisses, mit hereingenommen in die stillen Räume seiner strengeren Arbeit, und das Sichere, das er beweisen konnte, zugleich mit Dem, was unser Herz uns festzuhalten nöthigt, in Einem Ganzen umfassender Gottes- und Weltanschauung dargeboten. Darum ist auch seine Sprache nicht die des Gelehrten, sondern die

des schöpferischen Genius. Durch die Allseitigkeit der Fühlfäden und Kenntnisse, durch die Unbeschränktheit des Gesichtskreises, durch die Fülle und Feinheit des Ausdrucks, durch die Reinheit und den Reichthum seines deutschen Sprachschatzes, durch die poesieverwandte, klangreiche, sinnlich-malende Darstellung, reiht er als Schriftsteller seine Werke den Prosaschriften unserer großen Dichter und Historiker an. Sucht er zugleich den Inhalt seiner Schauungen dem kritischen Verstande zu empfehlen und mit den Ergebnissen exacter Forschung in Einklang zu erweisen, so erfüllt er durch Alles dies ein Verlangen der zum Idealen erhobenen Menschenseele, das niemals in unserer Nation schweigen kann, es sei denn, sie sänke wirklich, wie ihr Manche prophezeien, unter das Niveau ihrer geschichtlichen Bestimmung und ihrer gottgegebenen Anlagen. Dieses Verlangen werden die „Zergliederer" niemals befriedigen. Sie fordern Bescheidung, Enthaltsamkeit dem gegenüber, was wir nicht wissen können. Damit aber würde das Leben des Menschengeistes und Menschenwillens auf eine Enge angewiesen, die er um so weniger erträgt, je mächtigere Antriebe in ihm pulsiren und je reichere Talente in ihm wohnen. Man will das Ideale dem Dichter und der Kunst überlassen. Ganz anders lehrt uns die Geschichte! Poesie und Kunst schöpfen ihre Begeisterung und Kraft aus Ueberzeugungen, aus einem Idealglauben, mit dessen Schwächung, kritischer Zersetzung und Verdächtigung auch ihr Feuer zusammensinkt und ihr Licht verbleicht. Poetischer und künstlerischer Idealismus nehmen in gleichen Schritten ab mit einer idealen, seherischen Philosophie. Nicht weniger, als die Kunst, bedarf die Staatsleitung idealer Ueberzeugungen, soll sie nicht von Fall zu Fall und von Einfall zu Einfall im Grunde nur den materiellen Interessen und dem particulären Ehrgeiz Frohndienste thun. Im Niedergange des positiven Idealglaubens liegt deshalb einerseits der Pessimismus nahe, der Selbstgenuß der Verzweiflung, anderseits der verzweifelte Autoritätsglaube, der Ultramontanismus, wenn nicht die Verzichtung auf jeden idealen Lebensinhalt, der Materialismus. Wie mächtig dieses Kleeblatt in unserer Zeit geworden, ist bekannt. Wir sind überzeugt, daß uns nur eine Philosophie davon befreien kann, welche das wenige Wißbare durch den reichen Inhalt eines begeisternden idealen Glaubens zu ergänzen bemüht ist.

Ein Schatten.

Von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg i/B. —

Abend wird's; vom sumpfigen Ufer
An des Tsad-Sees falbem Spiegel
Flatternd seinen Rosenfittig
Hebt gen Westen der Flamingo.

Hoch in Lüften noch erschaut er,
Wie das heiße Aug' des Tages
Seine glühend rothen Wimpern
Auf den Sand der Wüste drückt.

Wie der Hahn den Morgen kündigt,
Wenn noch Dunkel trüb herabhängt,
So vom Rand des Bahr-el-Arab
Tönt das Nachtgebrüll des Löwen.

Mit dem Mahnruf eines Wächters
Heischt zur Ruhe seine Stimme
Alles Leben in Dar Fur,
In dem Reich des Aba Kuri.

Der da ist der „Herr und Sultan"
Ueber Allem, was da athmet,
Der die Luft für jede Brust ist
Und das Licht für alle Augen.

Er gewährt in seiner Allmacht,
Daß der Tag sich jetzt beendet,
Daß die Gluth des Himmels auslischt,
Daß der Schlaf sich auf das Lid legt.

Ueberall in seinem Reiche
Auf den rundgehockten Lehmbau,
Drin sein schwarzes Volk sich kauert,
Fällt der Dattelpalme Schatten.

Niederwachsend aus der Höhe
Gleich den Schwingen eines Geiers,
Auf die Hauptstadt El Fascher
Fällt der Marra-Berge Schatten.

Schatten hüllen rings Dar Fur,
Grabesruhe, Todesschweigen,
Denn im Reich des Aba Kuri
Mit dem Licht erlischt das Leben.

Mit dem Licht beginnt das Leben
In dem Reich des Aba Kuri;
In der Hauptstadt El Fascher
Hebt vom Lager sich die Sonne.

Von den Kuppeln der Moscheen
Hallt der Ruf der Koranwächter:
Groß ist Allah! Und Gesegnet
Sei von ihm der Aba Kuri!

In den Höfen des Palastes
Tönt der Ruf der Haremswächter:
Auf vom Lotterpfühl, ihr Weiber!
Schmückt euch für den Aba Kuri

Draußen in den Gassen drängt sich
Bunt erwachendes Gewimmel,
Herren, Sclaven und Eunuchen,
Und die Lastkameele wiehern.

Durra, Datteln und Bananen,
Weißen Turban, seidnen Kaftan,
Elephantenzahn und Säbel
Breitet im Bazar der Händler.

Auf dem Ambos dröhnt der Hammer,
Vor den Thüren schnurrt der Webstuhl,
Und die Menge staunt umher,
Wie die rothe Burnuswolle

Sich zu leuchtendem Gewirk
Ihrer hurtigen Fäden einschlägt
Für die Schönen von Dar Fur;
Roth auf schwarzer Haut steht prächtig.

Aber nun beginnt ein Raunen
Und ein Blicken und ein Deuten,
Und mit scheuer Ehrfurcht starren
Alle schwarzgesternten Augen.

Denn hernieder durch die Gasse
Ragend wandelt mit dem Litam,
Mit dem weißen Antlitzschleier,
Eine stolze Hochgestalt.

Nur die Augen schauen schweigsam
Aus des Angesichtes Hülle,
Die der höchsten Allmacht Zeichen,
Das Gewölk des Aba Kuri.

Wie in Nebel sich die Sonne
Hüllen muß, daß Menschenaugen
Ihren Strahlenglanz ertragen,
So die Stirn des Aba Kuri.

Zweie nur im Reich Dar Fur
Decken mit dem weißen Litam
Allen Sterblichen ihr Antlitz,
Nur der Sultan und — sein Schatten.

Nur der Aba Kuri selber
Und sein Schatten, der Kamene,
Der nach ihm im Reich Dar Fur
Aller Würdenträger Höchster.

Wie den Aba Kuri selber,
So umschließen ihn Trabanten;
Wo er naht, zur Erde werfen
Sich die Großen von Dar Fur.

Und die Lider niedersenkend,
Mit der Hand den Boden reibend,
Langes Leben flehen sie
Für den Schatten Aba Kuri's.

Und er murmelt leisen Laut nur;
Seinem Winke folgend, einzig
Geben Antwort die Trabanten:
Kuri dong — Dich grüßt der Sultan!

Ihm gehört mit Leib und Leben
Alles, was ihm unterthan ist;
Leib und Leben hat verwirkt,
Wer des Sultans Schatten ärgert.

Leisen Laut nur murmelt er;
Ihre krummen Säbel zückend,
Reden einzig die Trabanten:
Kuri gom — Dich köpft der Sultan!

Allah herrschet in Dar Fur,
Und es drohet Todesstrafe
Jedem, der zu dem entthronten
Alten Heidengotte betet.

Zu dem Heidengotte Kalge;
Wessen Hand zu ihm sich aufreckt,
Ueber den mit Grabesdunkel
Fällt der Schatten Aba Kuri's.

Für den Aba Kuri selber
Prangt in Hoheit der Kamene,
Unabsetzbar, unantastbar,
Denn er ist sein eigner Schatten.

Also durch gekrümmte Rücken
In den Gassen El Faschers,
Dem Propheten selbst vergleichbar,
Geht der Schatten Aba Kuris.

Aber heut', wie morgenhell
Sich die Marra-Berge säumen,
Durch die Hauptstadt El Fascher
Wogt ein buntes Festgepränge.

Cymbeln klingeln, Pauken dröhnen.
Laute Lust durchlacht die Lüfte,
Und die Schönen von Dar Fur
Nahn in rothen Prachtgewändern.

Wie verkohlte Scheiterenden
Einer Feuersbrunst entragen,
Stechen aus dem Saum des Scharlachs
Schwarze Hälse. schwarze Waden.

Doch im schwarzen Augensterne
Blitzt ein zuckend Gluthgefunkel,
Daß die Kohle rothes Blut birgt,
Daß nicht Alles kalt, was schwarz ist.

Lauter braust es vom Palast nun,
Klingt und blinkt es, schellt und schimmert,
Seidne Quasten, Silberglöckchen,
Perlenschnüre, Beckenklirren.

Hoch auf goldbestickten Sätteln
Ihrer schlanken Berberhengste,
Mit den weißen Zähnen blitzend,
Nahn die Großen von Dar Fur.

Ueber ihren Sammetkaftan
Ringelt sich ein blaues Stahlhemd,
Silberschiene deckt den Arm,
Glockenhelm das schwarze Kraushaar.

In das Goldgeleucht des Morgens
Funkeln Damascenerklingen,
Klirrend hängt vom Sattelknauf
Des erschlagnen Feindes Streitaxt.

Also ziehen die Basinga,
Die vom Stamme des erlauchten
Herrscherblutes; unter ihnen
Ragt das Oberhaupt der Schmiede.

Der den Stahl zum Schwerte hämmert
Und zum Feuerrohr ihn schweißt,
Ihm gebührt der gleiche Vorrang
Mit den königlichen Vettern.

Prangend folgen ihm die höchsten
Würdenträger von Dar Fur,
Die Palast- und Staatsbeamten
Mit dem Abbild ihrer Pflichten.

Der die große Pauke hütet,
Der den Bart des Sultans abscheert,
Der den Stuhl des Sultans abstäubt,
Und zuletzt der „Herr der Fliegen".

Weiter nun im Festeszuge,
Gleich dem Mond am Tageshimmel,
Nebelrinnend, eingehüllt
Von opalenen Gewändern,

Folgt die „Abo", die den höchsten
Namen Sonnenmutter trägt,
Weil die Sonne von Dar Fur
Ihr geweihter Leib getragen.

Seitwärts von der Sultansmutter
Reitet stolz der Sultansschwestern
Höchstbegnadete, die Ija
Basi oder „große Frau".

Alle Weiber von Dar Fur
Küssen ihr die schwarze Zehe;
Wie ein Bild von Ebenholz
Sitzt sie auf der weißen Stute.

Hinter ihr in gelber Seide
Wandelt feist der Abu Dali,
Wackelnd preist sein wohlgenährter
Wanst die Wohlthat der Entmannung.

Der Verschnittnen Oberster,
Hütet er das heilige Feuer;
Saurer fällt im Harem ihm
Manch' lebendiger Flamme Dämpfung.

Und nun rasseln Buckelschilde,
Steingefüllte Kürbisflaschen,
Trommeln dröhnen, Pauken donnern,
Antilopenhörner schmettern.

Ernsthaft mit den Köpfen nickend,
Ueberflirrt von rothen Büscheln
Ueberklirrt von Silberglöckchen,
Schreiten hundert Staatskameele.

Hundert Sclavinnen mit rothem
Lendengürtel, rothem Ocker
In den Haaren, auf den schwarzen
Brüsten Bernstein und Korallen.

Springen, kreisen, tanzen, hopsen;
Wie zum Sprung gekauert, fletschen
Pardelköpfe das Gebiß;
Weiße Straußenfedern fluthen

Um den Riesenpurpurschirm,
Dessen goldne Troddelfranzen
Wie ein Vorhang niederpendeln
Um das Haupt des Aba Kuri.

Doch sein Angesicht bedarf
Nicht des Vorhangs, noch des Litams;
Blind ist jeder Blick Dar Furs,
Wo das Abbild Allahs wandelt.

Durch die schauernd scheue Menge
Wandelt stumm das Abbild Allahs,
Einzig die Trabanten reden:
Kuri dong — euch grüßt der Sultan!

Einzig hinter ihm den Festzug
Schließt des Aba Kuri Schatten,
Gleich an Schleier, gleich an Größe,
Wie der Schatten folgt dem Körper.

Nur in Einem gleicht er nicht ihm:
Daß die Augen seinen Anblick
Dulden können und sich baden
In dem Mondlicht seiner Hoheit.

Daß gelöst vom Bann des Schweigens,
Jauchzend alle Lippen rufen:
Langes Leben, Glück und Heil
Sei dem Schatten Aba Kuris!

Daß sich neidend die Gedanken
Bis zu seiner Stirn erheben,
Dem ob allen Sterblichen
Glückerhab'nen von Dar Fur.

Also fließt der lange Zug
Nach dem heiligen Berge Nameh,
Einem goldnen Strome gleich,
Der Rubin und Perlen fortrollt.

Nur die schwarzen Köpfe tauchen
Mit den weißen Zahngebissen
Aus der Glitzerfluth, wie schnuppernd
Schwarzgeschuppte Crocodile.

An dem heiligen Berge Nameh
Harr'n die alten Königsgräber,
Daß der Aba Kuri ihren
Schatten frommes Opfer darbringt.

Ihrem großen Angedenken,
Ihren ungezählten Siegen;
Dankesopfer auch zugleich
Für den neuen Segen Allahs.

Der des Wadi Azum leeres,
Ausgedörrtes Bette füllte,
Der den Bahr-el-Gasal schwellte,
Strotzen ließ den Bahr-el-Arab.

Daß sie überfluthend, rieselnd
Durch den dürren Boden rinnen,
Durra reifend und Bananen,
Dattelpalmen, Cocospalmen.

Nach der Väter frommem Brauche
Ehmals opferte zum Dank
Festlich hier der Aba Kuri
Eine unberührte Jungfrau.

Wenn des rothen Blutes Dämpfe
Auf zum großen Gotte stiegen,
Wandte sich sein Wolkenantlitz
Gnädig wieder auf Dar Fur.

Doch vom Himmelsthron gestürzt,
Liegt entmarkt der alte Kalge,
Kaum an Kraft noch mißt er sich
Mit dem schwächsten der Eunuchen.

Und anstatt des Mädchenblutes,
Wie sein Vettergott Jehova,
Nimmt vorlieb in Gnaden Allah
Mit dem Herzblut einer Ziege.

Weiter, als auf eine weiße
Ziege, schwarz am Aug' umrändert,
Kann sich die Genügsamkeit
Allahs freilich nicht erstrecken.

Eine solche fordert er
Unabweisbar; auf dem Wurf
Einer wohlgescheckten Ziege
Ruht die Wohlfahrt von Dar Fur.

Herrlich ist sie heut' gerathen,
Und sie wandelt, ihres Werthes
Sich bewußt, in sichrer Demuth;
Mit dem letzten Hauch der Lungen

Meckert sie ein Dankgebet
Für die unverdiente Gnade,
Deren Allah über Wünschen
Und Begreifen sie gewürdigt.

Und mit priesterlichem Stoß
Allerhöchst und eigenhändig
Taucht den Dolch der Aba Kuri
In das Herz der frommen Ziege.

Tausend Jubelstimmen brausen,
Tausend Straußenfedern flattern,
Witternd drein vom Saum der Wüste
Schüttert Dankgebrüll des Löwen.

Aber nun von der Verehrung
Des alleinigen wahren Gottes,
Hurtiger eilend, kehrt der Festzug
Heim zu weltlicher Verrichtung.

Auf dem regenfrischen Anger
Vor der Hauptstadt El Fascher
Steht errichtet eine Zeltstadt
Und gerüstet drin ein Festmahl.

Alle Großen von Dar Fur,
Alle wichtigen Staatsbeamten
Und Eunuchen, sie bewirthet
Festlich heut der Aba Kuri.

Auserlesene Getränke,
Ausgesuchte Speisen füllen
Alle Zelte; hungernd zuschaun
Rings darf das gemeine Volk.

Doch die auserkorensten
Aller Leckerbissen decken,
Wechselnd Gold- und Silberschüsseln,
Dicht den Tisch des Aba Kuri

Straußenhirn, Giraffenzungen,
Frische Crocodileneier,
Das Gekrös von Antilopen,
Eingebeizt mit Sudanpfeffer.

Im Gezelt des Aba Kuri
An der Königstafel einzig
Sitzt als Gast noch der Kamene,
Denn er ist des Sultans Schatten.

Ihn beneiden alle Prinzen,
Selig als den Glücklichsten
Aller Staubgebornen preisen
Draußen ihn die schwarzen Faster.

In dem ganzen Reich Dar Fur
Ist nur Einer, den sein Schicksal
Nicht mit Neid füllt — nur Er selber —
Denn es frißt der Aba Kuri.

Vor ihm von den Schüsseln schwindet
Aller Inhalt, wie das Fleisch
Eines todten Dromedares
Unter Geierschnäbeln schwindet.

Jeder Bissen, den er schluckt,
Stockt im Halse seinem Schatten,
Schnürt die Luft ihm in der Brust,
Würgt erstickend ihm die Kehle.

Ach, es frißt der Aba Kuri
Und er schlürft dazu nicht minder
Aus der breitgebauchten Schale
Den gegohrenen Palmensaft.

Dick und röthlich in den schwarzen
Schläfen strotzen ihm die Adern,
So wie Einem, den ein Hirnschlag
Jählings hinzukollern droht.

Und es klammert unter'm Tische
Seine Finger der Kamene,
Und er betet zähneklappernd,
Allah — Allah — mach' ihn satt!

Aber Allah hört ihn nicht, —
Weiter frißt der Aba Kuri,
Weiter leert in großen Zügen
Er den Bauch der Cocosschale.

Seine Augen wachsen stier
Aus der Stirn, die bläulich anschwillt,
Und es krümmt wie Messerschneiden
Das Gedärm des armen Schatten.

Kalter Schweiß umgießt die Stirn ihm,
Und nach Innen, frostgeschüttelt,
Wimmern blutlos seine Lippen:
Kalge — Kalge — großer Gott!

Einen ungeschorenen Widder,
Gelb wie Ocker, und dazu
Meine allerschönste Sclavin,
Meine jüngste, meine liebste,

Beide will ich heut' Dir schlachten,
Wenn Du ihn nur leben lässest,
Vor dem Hirnschlag ihn behütest,
Lieber Kalge, großer Gott! —

Einen frevelschweren Rückfall
Zu den falschen Heidengöttern
Kündet zwar dies Stoßgebet;
Doch man sagt, daß ähnlich es

Sich in übergroßen Nöthen
Auch an anderen Orten zuträgt,
Und zu hart darob verdammen
Darf man nicht den armen Schatten.

Denn im Reich des Aba Kuri
Mit der Sonne lischt der Schatten,
Und dem Herrn und Sultan folgt
Zu den Schatten der Kamene.

Diese wundersame Märe
Von dem Gürtelland des Erdballs
Trug zum Norden uns herauf
Eine Nachtigal des Südens.

Und der Inhalt ihres Liedes,
Im Beginn erschien er uns
Eine schwarze Parodie
Weißer Abendlandgesänge.

Wir erkannten gar genau,
Von der schwarzen Haut entkleidet,
Manchen weißen Aba Kuri,
Ija Basi, Abu Dali.

Hochgeborene Basinga,
Auch der großen Pauke Hüter,
Auch die wichtigen Staatseunuchen,
Und den Hofbarbier des Sultans.

Wir erkannten auch des Festzugs
Hochgeschürzte Tänzerinnen,
Die des Sultans Augenweide;
Auch das Volk, das hungernd zuschaut.

Allah kannten wir nicht minder
Und der weiß und schwarzen Ziege
Frommes Meckern auf der Schlachtbank —
Ja sogar den alten Kalge.

Fremd verblieb von Allem nur
Uns des Aba Kuri Schatten,
Der wie eines Gottes Abbild
Durch die niedre Menge schreitet.

Der gar rasch aus seinem Hochmuth
Wimmernd sich zu Boden krümmet,
Wenn der Bürge seines Lebens
Ihn mit Todesangst bedroht.

Und bedünken wollt' es uns,
Weiter als auf weiße Narrheit,
Tiefer ziele noch der Pfeil
Dieser schwarzen Spottsatire.

Ach, uns schwant, ein schlimmes Gleichniß
Brütet die Aequatorsonne:
Jener Schatten, der Kamene
Ist die arme Menschenseele.

Die in Götterhoheit wandelt,
Manchmal auch sich bläht und brüstet,
Wenn der Leib, ihr Aba Kuri,
Selber ein gesunder Gott ist.

Aber wenn ihr Herr und Sultan,
Ihres Prunks Antäusboden,
Hippokratisch bösen Zug weist —
Ach, dann stöhnt die arme Seele.

Weint und wimmert, bittet, bettelt
Bei dem Himmel und der Hölle,
Denn sie fühlt mit jähem Schreck,
Daß sie wahrhaft nur ein Schatten

Daß ihr ganzer Hoheitsstolz,
Ihre Götterwürde nichts ist,
Als ein Spiegelglanz der kurzen
Leiblichkeit des Aba Kuri.

Und sie weiß, sie muß ihm folgen
In die dunkle Nacht des Nichtseins,
Eingehüllt vom schwarzen Litam
Ewigen Schlafes, ewiger Blindheit.

In das warme Licht der Sonne
Wird sie nimmer wiederkehren
Aus dem Moder Aba Kuri's —
Arme Seele, armer Schatten.

Wer in Wirklichkeit dich kennt,
Preist dich nicht vor Allen glücklich;
Ach, am Wenigsten beneidet
Er die Loose deines Schicksals

Unter allen Creaturen,
Sei es Allahs, sei's Jehova's,
Sei's des großen Gottes Kalge —
Armer Schatten, arme Seele!



Das neueste Werk des Naturalismus.

Pot-Bouille von Emil Zola.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

„Tous bourgeois, et d'une moralité!"
E. Zola. *Pot-Bouille.*

Einige Zahlen, die auf der ersten Seite des neuen Romans von Emil Zola verzeichnet stehen, mögen die Besprechung desselben einleiten. „L'Assommoir" ist bis jetzt in 97,000, „Nana" in 116,000 Exemplaren verkauft, von Pot-Bouille*) sind am ersten Tage des Erscheinens 21,000 Exemplare abgesetzt worden. Das sind Zahlen, denen die Beweiskraft nicht abzusprechen ist. Es fragt sich nur, was sie beweisen?

Sie beweisen, daß die Werke von Emil Zola unter allen geistigen Schöpfungen der Gegenwart auf die Leser unserer Tage die stärkste Anziehungskraft ausüben, daß keiner unter den zeitgenössischen Schriftstellern auch nur annähernd eines so massenhaften Zuspruchs sich zu erfreuen hat. Das ist eine Thatsache, die eben so wenig bestritten werden kann, wie sie unterschätzt werden darf. Sie darf aber auch nicht überschätzt werden. Im ersten Augenblick sieht es so aus, als habe hier der Erfolg bereits entschieden, als habe die Kritik demnach keine andere Aufgabe, als diese Thatsache von wahrhaft erdrückendem Schwergewicht anzuerkennen und dann zu verstummen. Untersucht man sie indessen näher, vergegenwärtigt man sich ungefähr übereinstimmende Fälle in einer Vergangenheit, mit der unsere Gegenwart die Fühlung noch nicht verloren hat, so stellt sich die Sache doch anders.

Es ist noch nicht so lange her, daß Heun-Clauren im buchhändlerischen Sinne der erfolgreichste der deutschen Erzähler war; und wenn der Verleger

*) Paris, Charpentier. 1882.

von „Mimili", wie der von „Nana", die Zahl der verkauften Exemplare prunkend auf die Titelseite gesetzt hätte, so würde er Cotta, den Verleger der „Wahlverwandtschaften", sicherlich beschämt haben. Nicht ohne Absicht erinnere ich an Clauren, weil erhebliche Bestandtheile der uns heut zu Tage unbegreiflichen Erfolge, die dieser seichte, schlüpfrige und langweilige Erzähler errungen hat, genau dieselben sind, die das Aufsehen der Zola'schen Werke bedingen. Nur haben wir Fortschritte gemacht. Das, was Clauren schüchtern andeutete, sagt Zola mit dem derbsten Worte frei heraus; und wenn Clauren die Liebreize unter durchsichtiger Gewandung errathen ließ, so reißt Zola seinen Gestalten jede Gewandung völlig ab und zeigt sie nackt, womöglich in einer häßlichen Nacktheit. Ist das Verfahren aber auch ein anderes geworden, so sind Absicht und Wirkung doch dieselben geblieben; und die Gassenwirthe von heute betreiben dasselbe schändliche und schädliche Handwerk wie die von ehedem: „Sie fühlen selbst, daß ihr Gebräu sich nicht halten werde, daß es den Ruf von Wein auf die Dauer nicht behalten könne, wenn es nicht auch berausche; deshalb nehmen sie Tollkirschen und all dergleichen, was den Leuten die Sinne schwindeln macht, oder um die Sache anders auszudrücken: sie bauen ihre Dichtung auf Sinnlichkeit."

Es ist nicht erst der französische Naturalismus unserer Tage, der die Beschuldigung, daß die von ihm zunächst mit Vorliebe und endlich ausschließlich gewählten Stoffe und deren Bearbeitung gegen den guten Geschmack und gegen die guten Sitten verstoßen, in der siegesfröhlichen Stimmung des Erfolges mit der Behauptung zurückzuweisen sucht: daß er es als eine Hauptaufgabe der Kunst erkenne, der Natur getreues Bild zu geben, daß sein Dichten und Trachten lediglich der Natur und der Wahrheit diene. Ganz dasselbe sagten schon Clauren und seine Verehrer. Was aber erwiderten die Gegner, die schließlich das Feld behauptet haben, und deren glänzendem Siege es allein zuzuschreiben ist, daß die Nachwelt an das Vorhandensein und den flüchtigen Glanz jenes traurigen Gesellen überhaupt noch die Erinnerung bewahrt? Sie sagten: „Die Natur ist nicht nur nachgeahmt, sondern förmlich copirt und getreulich abgeschrieben, aber leider ist es nur die Natur, wie man sie mittelst einer Camera obscura abzeichnen kann, der warme Odem Gottes, der Geist, der in der Natur lebt, ist weggeblieben, weil man nur das Costüm der Natur copirte." Die beiden angeführten Sätze sind der „Controverspredigt über H. Clauren" entlehnt, „gehalten vor dem deutschen Publikum in der Herbstmesse 1827" von Wilhelm Hauff.

Die Grundsätze, auf welche diese meisterhafte polemische Schrift gebaut ist, die Gesichtspunkte, von denen sie ausgeht, und das Ziel, zu dem sie gelangt, haben auch heute noch, und insbesondere für Emil Zola, ihre volle Geltung. Es fällt mir nicht ein, Clauren und Zola auf dieselbe schriftstellerische Stufe zu stellen. Ich unterscheide sehr wohl zwischen einem Manne, der richtig beobachtet, tief blickt, kräftig schildert, in der Composition

ein wahrer Meister ist, und einem oberflächlichen Schwätzer ohne Gestaltungskraft und künstlerische Eigenart. Aber der ungewöhnliche Erfolg, mit dem Zola sich brüstet, kommt sicherlich nicht blos, kommt nicht einmal hauptsächlich auf Rechnung des Schriftstellers; und gerade die Zahlen, die er anführt, beweisen das. Diejenigen seiner Romane, die wie „La fortune des Rougon", „La conquête de Plassans", „Son Excellence Eugène Rougon" sanftere Saiten anschlagen und nicht von Widerwärtigkeiten strotzen, sind um volle hunderttausend Exemplare im Absatze hinter „Nana" zurückgeblieben! Zola selbst würde es sich verbitten, wenn man aus seinen Zahlen den Schluß ziehen wollte, daß diese Romane um das Verhältniß des Absatzes zwischen den einen und dem andern unbedeutender seien als „Nana".

Die Freude am Gemeinen, am Widerwärtigen kommt, wenn man nach einer Erklärung für den ungewöhnlichen Erfolg forscht, gar sehr in Betracht. Aber auch diese, in Verbindung mit der schriftstellerischen Begabung Zolas, vermag die ungeheuere Verbreitung dieser Schriften noch nicht genügend zu erklären. Nach Abzug der Fähigkeit des Schriftstellers und des verderbten Geschmacks des Lesers bleibt immer noch ein starker Rest übrig. Es muß noch etwas Anderes vorhanden sein, das diesen häßlichen Büchern die Schwingen giebt, die sie in das Haus eines jeden lesenden Franzosen tragen und sie über die gesammte Culturwelt verbreiten; und das ist, wenn ich nicht irre, sie sind völkerpsychologisch bezeichnend.

Romane wie „l'Assommoir", „Nana" und „Pot-Bouille" sind in England und Deutschland unmöglich. Wir wollen uns gewiß keiner pharisäischen Ueberhebung schuldig machen. Ein Schriftsteller wie Zola würde sicherlich auch bei uns viel Abscheuliches erspähen und in eine künstlerische Form zu zwängen vermögen; aber er würde seine Freude am Traurigen anderweitig befriedigen müssen. Auf den Gedanken, daß die Lüderlichkeit in den breitesten Verhältnissen das allmächtige nationale Gebot ist, daß von ihr Alles ausgeht und Alles auf sie zurückzuführen ist, hat Zola nur in seiner Heimat gerathen können. Dadurch indessen, daß diese Schriften nicht blos für den Verfasser bezeichnend sind, daß sie vielmehr eine weitergreifende Bedeutung haben und in einem gewissen Sinne als charakteristisch für Land und Leute aufzufassen sind, erlegen sie der Kritik die Nothwendigkeit auf, sich eingehender mit ihnen zu beschäftigen, als es ihr selbst wünschenswerth wäre. Die Erkenntniß der Nothwendigkeit aber überwindet die Regung des Widerwillens. Die Anatomie ist kein reinliches Geschäft.

II.

Der neueste Roman führt den wunderlichen Titel: „Pot-Bouille". Weder Littré, noch Bescherelle, weder das Wörterbuch der Akademie, noch das Wörterbuch des Argot, noch endlich Sachs-Villatte geben über dieses Wort Auskunft. Auch die Franzosen selbst, und sogar diejenigen, die in Bezug auf die neu entstandenen Redensarten in den Kaffeehäusern, Schänken und

Kasernen als Autorität gelten können, haben auf meine Bitte um Aufklärung keine bestimmte Antwort geben können. Sie besitzen zwar für das stimmungsvolle Wort ein gewisses Verständniß, aber sie sind nicht im Stande, es scharf zu erläutern. „Pot-Bouillasse“ heißt im Kasernenfranzösisch eine eheliche oder uneheliche Verbindung. „Pot-Bouille“ wird ungefähr soviel bedeuten wie: „Pot-au-feu“ im übertragenen Sinne des Wortes. Der „Pot“ gilt eben in der Volkssprache als Symbol für den bürgerlichen Haushalt, für die Wirthschaft. In der niedrigsten Schicht der französischen Bevölkerung ist die Redensart gang und gäbe: „Tout est bien qui sert à faire bouillir le pot“: „Es ist Alles erlaubt, was Augen auf die Suppe bringt.“ Der Ausdruck: „C'est bien pot-au-feu,“ der mit einer leichten Beimischung von Verächtlichkeit soviel bedeutet wie: „C'est bien bourgeois“, ist sehr verbreitet. „Faire pot-bouille“ bedeutet: gemeinsame Küche, gemeinsame Wirthschaft machen, aus demselben Topfe speisen, was im Französischen des XVIII. Jahrhunderts „vivre à pot et à rot“ hieß; und „faire pot-bouille avec quelqu'un“ heißt also bildlich: mit Jemandem gemeinsamen Haushalt machen, sich mit ihm zusammenthun. Auch im Deutschen haben wir für das Wort dieselbe Anwendung. In Westphalen und am Niederrhein sagt man sprüchwörtlich: „Ein Gott, ein Pott.“ In diesem Sinne kommt „pot-bouille“ bei Balzac vor. Es heißt da: „Tu ferais pot-bouille avec une actrice qui te rendrait heureux“. Bei Zola scheint der Titel „Pot-Bouille“ ebenfalls als ungefähr gleichbedeutend mit „pot-au-feu“ gebraucht worden zu sein, nur noch mit einem Stich in's Verkommene. Demnach würde der Titel ungefähr soviel bedeuten wie „schmutzige, lüderliche Wirthschaft in der Bürgerklasse“. Und in der That: wie „l'Assommoir“ die Verkommenheit des Arbeiterstandes, „Nana“ die Verkommenheit der guten Gesellschaft und den Zersetzungsproceß in der Aristokratie schildert, so sucht Zola in „Pot-Bouille“ die Halt-, Gesinnungs- und Sittenlosigkeit der Pariser Bourgeoisie zu veranschaulichen.

Die Mitte, in die wir hier geführt werden, ist nicht sehr reizvoll. Der Held ist Handlungsdiener in einem Schnittwaarengeschäft. Ein unerfreulicher Duft von Seidenstoffen, Leinwand, Posamentier-, Colonialwaaren und Strohverpackung strömt aus dem Ganzen auf. Freilich ist auch die Kunst durch einen mittelmäßigen Architekten und die akademische Bildung sogar in allen vier Facultäten vertreten: durch einen Arzt, einen Geistlichen, einen Richter und einen Schriftsteller, von dem ich voraussetze, daß er ein Philosoph sein soll; aber diese sind nicht im Stande, den Ton des Ganzen zu heben. Es sind kleine und kleinliche Interessen, welche die Gestalten in Bewegung setzen, und zwar nur innerhalb des engen Kreises, den sie von ihrem Gesichtspunkt aus beherrschen, und dessen Peripherie durch geistige Beschränktheit oder starre Selbstliebe gezogen wird. Es ist nichts in dieser ganzen Gesellschaft, was wahrhaft erfreulich wäre, nichts, was sie über die Alltäglichkeit erhöbe, nichts, was einer vornehmen, weitherzigen Regung entspränge.

Aus einigen gelegentlichen Andeutungen, wie z. B. der folgenden: daß „Das Leben Jesu“ von Renan soeben erschienen und Rouher an die Stelle von Billault getreten sei, ersehen wir, daß die Handlung im Jahre 1863 spielt. Ort der Handlung natürlich: Paris, und zwar das häßliche, übervölkerte Viertel im Centrum, die rue Choiseul.

Da wohnen in einer jener bekannten Miethskasernen „mit Gas- und Wasserleitung“, die in den Miethsanzeigen als „hochherrschaftlich“ bezeichnet werden und deren billiger und trügerischer Luxus jedes gebildete Auge beleidigt, die meisten der handelnden Personen unter einem Dache beisammen. Wir lernen dieselben zugleich mit dem jüngsten Sprossen jener „Familie aus dem zweiten Kaiserreiche“ kennen, deren Naturgeschichte Zola schreiben will, — mit Octave Mouret, der aus der Provinz frisch angekommen ist. Es sind „lauter durchaus anständige Menschen“, die in dem Hause wohnen, wie der Architekt Campardon, der Octave in seine neue Wohnung führt und ihn über die Hausbewohner unterrichtet, mit einem gewissen Selbstgefühl ausruft: „La maison est tout à fait bien. Et habitée rien que par des gens comme il faut.“

Das Haus gehört einem körperlich und geistig herabgekommenen Notar, Namens Vabre, der sich angeblich damit beschäftigt, eine unfruchtbare statistische Arbeit zu leisten. Vabre gilt als ein wohlhabender Mann, das Haus als wenig belastet, und er verfügt noch über ein beträchtliches Baarvermögen, das auf etwa eine halbe Million Franken geschätzt wird. Vabre hat zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste, August, leidet an beständiger Migraine; er ist zur Zeit, da die Handlung beginnt, noch unvermählt. Er ist Chef des Seidengeschäftes, dessen Läden im Erdgeschoß liegen. Der zweite Sohn, Theophil, ein geistig unglaublich beschränkter und körperlich ebenfalls hinfälliger Mensch, der von chronischem Husten und Schnupfen gequält wird, ist mit Valerie verheirathet, der Mutter eines in der Ehe geborenen Kindes, dessen Vater aber der verschnupfte Theophil nicht ist.

Vabres Tochter, Clotilde, ist mit einem gewissen Duveyrier, der die hohe Stellung eines Rathes am Appellhofe bekleidet, vermählt. Die eheliche Freude wird durch einen unangenehmen Hautausschlag Duveyriers, der Clotildens Abscheu hervorruft, getrübt. Ihr Kind ist Gymnasiast und lebt als Alumne außer dem Hause.

Außer der Vabre'schen Sippe wohnen in dem Hause noch: der schon genannte Architekt Campardon mit seiner Frau, die seit dreizehn Jahren, seit der Geburt ihrer Tochter Angele, leidend ist und die Chaiselongue fast niemals verläßt; ferner eine kleine Wittwe, Madame Juzeur, im vierten Stock der Kassirer Josserand mit seiner Frau und dreien seiner Kinder, den beiden unverheiratheten, aber heirathsfähigen und heirathsbedürftigen Töchtern Hortense und Bertha und dem geistesgestörten Saturnin — der älteste Sohn, Leon, lebt außer dem Hause — die Familie Pichon: der Mann, Jules, ein kleiner Commis, die Frau eine einfältige junge Person, Mutter eines kleinen

Mädchens, und endlich Octave Mouret, der Held — „lauter anständige Leute," wie Campardon sagt.

Sehen wir sie uns daraufhin etwas näher an, und beginnen wir gleich mit dem Helden.

Es ist ein hübscher junger Mensch, mäßig gebildet, ein gewandter Verkäufer. Der sanfte Aufschlag seiner dunkelgoldgelben Augen, der einschmeichelnd weiche Ton seiner Stimme sind unwiderstehlich. Er hat in der Provinz ein Geschäft gemacht, bei dem ein Nutzen von fünftausend Franken auf ihn entfallen ist, und mit diesem Vermögen in der Tasche kommt er nach Paris, um Paris zu erobern. In dem Mode- und Schnittwaarengeschäft, das eine schöne und umsichtige, ganz dem Geschäft lebende Frau, Madame Hédouin, mit männlicher Festigkeit leitet, findet er schon am Tage seiner Ankunft eine Stelle. Er verliebt sich, wie es ganz richtig ist, gleich am ersten Tage in die Frau Principalin. Er nimmt auch die erste Gelegenheit wahr, um seinen Gefühlen den deutlichsten Ausdruck zu geben. Ehe sich dieser schickliche Anlaß indessen bietet, nimmt er mit dem fürlieb, was ihm der Zufall just in den Weg wirft. Er hat ermittelt, daß die Ehe zwischen Theophil und Valerie keine glückliche ist, und daß die Frau sich schon mancherlei hat zu Schulden kommen lassen. Von demselben Augenblick an wird sie natürlich für ihn sehr interessant. Als die Beiden zufällig einmal allein sind, schließt er sie in seine Arme, stößt aber auf unerwarteten Widerstand. Er will auf sein Zimmer gehen, und da steht die Thür zur Pichon'schen Wohnung offen. Die thörichte kleine Frau hat sich ganz in die Lectüre eines Romanes von George Sand vertieft, und sie ist nun nach Zolas Ansicht natürlich zu jeder Schandthat bereit. Hier ist Octave in der That glücklicher. Die Scene, die doch eigentlich genügend wäre, um das Leben eines jungen Weibes zu zerstören, spielt sich ohne Vorbereitungen, rein zufällig ab und hinterläßt nicht einmal bei den beiden Betheiligten irgend eine seelische Nachwirkung. Als ihm die Geschichte langweilig wird, führt Octave die junge Frau mit ihrem nichtsahnenden Mann, der natürlich sein lieber Freund ist, zu einem Restaurant, setzt ihnen ein gutes Mahl vor, giebt ihnen viel zu trinken und überläßt sie dann als Stifter des ehelichen Glückes ihrer weinseligen Stimmung. Nebenbei versucht er auch noch sein Heil bei den andern Damen im Hause, bei Frau Clotilde Duveyrier, einer ausgesprochenen Musiknärrin, die in ihm einen Tenor entdeckt zu haben glaubt, die aber eben nur für den Tenoristen Interesse hat — sie begreift den Romeo nur in der italienischen Oper — bei der kleinen Wittwe Juzeur, einer merkwürdig complicirten Sünderin, die auch den Kuß in Unehren nicht wehrt, aber, weil sie den Becher nicht bis zur Nagelprobe leert, ihre Nüchternheit betheuert, um endlich nach diesen erotischen Ferienausflügen auf das eigentliche Ziel seiner Wanderung: auf die Principalin, Madame Hédouin, zurückzukommen. Auch hier versagt seine Unwiderstehlichkeit. Madame Hédouin entwindet sich ohne Erbitterung und ohne Aufregung

seiner stürmischen Umarmung; sie ist nur ein wenig überrascht und findet, daß Liebeleien in einem Hause wie dem ihrigen den ruhigen und geregelten Geschäftsgang stören. Sie ist ganz betroffen, als Octave darauf den Gekränkten und Gedemüthigten spielt und der schönen Herrin den Dienst aufsagt. Octave tritt nun in das Seidengeschäft von August Vabre. Da hat sich in der Zwischenzeit eine große Veränderung zugetragen. August hat sich verheirathet, oder besser gesagt, ist verheirathet worden; er ist von der Frau des Kassirers Josserand richtig eingefangen und der rechtmäßige Gatte der jüngsten Tochter, Bertha, geworden.

Die Familie Josserand bildet in dem unerquicklichen Gemälde eine Hauptgruppe. Der alte Kassirer ist der einzige anständige und sympathische Charakter des Romans. Seit langen Jahren leistet er seinem Hause, einem Krystallgeschäft, gewissenhafte und treue Dienste. Er hat sich zu einer verhältnißmäßig nicht schlechten Stellung heraufgearbeitet, aber sein Einkommen reicht nicht hin, um den Bedürfnissen der Seinigen zu genügen. Seine Frau ist ein wahrer Satan, ein rohes, gefühlloses Geschöpf ohne Verständniß für die edle Uneigennützigkeit ihres unglücklichen Mannes, der, wenn er nach den langen Dienststunden im Geschäft zerschlagen nach Hause kommt, noch die Nachtstunden zu Hilfe nimmt, um für einen Buchhändler Kreuzbänder auszuschreiben und einige Groschen damit zu verdienen; sie ist ein wahrer Hausdrache, ewig keifend und nur von dem einen Gedanken beherrscht, die Mädchen unter die Haube zu bringen. Der unglückliche Mann hört von diesem Weibe nie ein herzliches Wort, immer nur die kränkendsten, bittersten Vorwürfe darüber, daß er nicht genug verdient, daß er die Seinigen darben läßt, daß er sich gewissenlos verheirathet hat. Und diese peinlichen Auseinandersetzungen, die schon den Unbetheiligten schamroth machen, finden statt in Gegenwart der Kinder, der beiden reifen Mädchen, die die Zwanzig überschritten haben und erschrecklich erfahren sind. Wie die Bluthunde auf Menschen, so werden diese Mädchen auf die Männer dressirt und mit denselben Mitteln: mit Prügel.

Im zweiten Capitel des Romans sind wir Zeugen eines solchen Auftritts. Madame Josserand kommt mit ihren Töchtern von einer Soirée nach Hause. Die Damen sind im Ballcostüm, der Vater sitzt bei seiner kleinen Lampe und schreibt Kreuzbänder aus. Die Mutter wettert und schimpft. Auch aus der jüngsten für Bertha geplanten Partie ist nichts geworden! Der junge Mann, auf den man gefahndet hatte, hat sich abgewandt, denn Bertha hat es sich nicht gefallen lassen wollen, daß er sie in einer dunkeln Ecke heimlich abküsse. Sie hat ihn zurückgewiesen. Frau Josserand findet es unglaublich albern, daß Bertha sich diesem kleinen Scherze widersetzt hat; und ehe das arme Mädchen es sich versehen, hat sie eine der zahlreichen Ohrfeigen weg, die ihrer Mutter sehr locker sitzen.

Bertha's ältere Schwester, Hortense, ist so gut wie verlobt. Ihr Bräutigam ist ein gewisser Verdier, ein junger Advocat, der uns immer

nur den Rücken zeigt, der ab und zu in der Erzählung unbemerkt auftaucht und ebenso unbemerkt wieder verschwindet. Der öffentlichen Verlobung und Vermählung mit Hortense steht ein kleines Hinderniß im Wege: Verdier lebt seit einer Reihe von Jahren in einem halb ehelichen Verhältniß mit einem Mädchen, das er von der Gasse aufgelesen hat. Hortense weiß das sehr wohl und bespricht mit schaudernerregender Ruhe die sinnigste Art und Weise, wie ein Bruch dieses Verhältnisses herbeigeführt werden könne, um ihn frei zu machen.

Da Frau Josserand auf diese Weise die beiden Mädchen noch immer auf dem Halse hat und das dringende Bedürfniß fühlt, wenigstens eine los zu werden, wirft sie ihr Auge wohlgefällig auf den unglücklichen August Vabre, den Besitzer des Seidengeschäftes, — den armen Menschen, der unausgesetzt an einem einseitigen Kopfschmerz leidet und sein Leiden in den verzerrten Gesichtszügen und dem kleinen Auge auch äußerlich zur Schau trägt. Bertha wird angewiesen, gegen Herrn August entgegenkommend zu sein. Das Mädchen, in dem sich niemals etwas, das einem Ideale auch nur entfernt ähnlich sähe, geregt hat, gehorcht ohne Widerrede und nimmt den Einen so gut wie irgend einen Andern. Der Gimpel August geht in's Netz. Es werden die zur Bestreitung der Hochzeit erforderlichen Gelder aufgetrieben. Bertha, die über ihren halb idioten Bruder Saturnin eine fast unbedingte Herrschaft ausübt, übernimmt es, diesem, der wegen der besorglichen Fortschritte seiner Krankheit in eine Anstalt hat gebracht werden müssen, eine Unterschrift abzulocken, durch welche Saturnin auf ein kleines Erbtheil, das ihm zugefallen ist, zu Gunsten seiner Schwester verzichtet. Am Tage der Trauung schlägt das Herz des jungen Mädchens nicht um einen Pulsschlag mehr. In der Kirche ist sie zerstreut, und es interessirt sie nur, ob eine Scene, die ihr angekündigt ist, — es handelt sich wieder um Ohrfeigen, die diesmal Theophil Vabre Octave, in dem er einen Geliebten seiner Gattin erblickt zu haben glaubt, verabfolgen will — ob sich diese Scene wirklich ereignen wird oder nicht; und als der Priester die übliche Frage an sie richtet, ob sie ihrem Gatten Treue bewahren will, nach dem Gebote Gottes, entsteht eine Pause. Bertha weiß gar nicht, daß man zu ihr spricht; sie wartet auf die Prügel; und erst durch das Schweigen der Verlegenheit wird sie zur Besinnung gebracht und antwortet schnell: „Ja doch, ja!"

Eben so weihevoll ist die Hochzeitsfeier in der Familie, bei der sich der brave Onkel Bachelard seiner Gewohnheit gemäß, dermaßen betrinkt, daß er seines unfläthigen Gebarens wegen beinahe an die Luft gesetzt werden muß. Dieser Onkel Bachelard ist einer der nettesten der ganzen Gesellschaft. Seit zehn Jahren ist er nicht nüchtern geworden — buchstäblich zu nehmen! Ehe noch der Rausch vom Tage vorher ausgeschlafen ist, wird schon die Trunkenheit des jungen Tages daraufgesetzt. Er verdient in seinem Geschäft ziemlich viel; er giebt für sein Essen und Trinken Unsummen aus, es kommt

ihm auch nicht darauf an, junge Leute zu bewirthen. In allem Uebrigen aber ist er schmutzig geizig, und es ist kein Pfennig aus ihm herauszuziehen. Er hat in einer leichtsinnigen Anwandlung seiner Nichte Bertha eine Mitgift versprochen; sobald aber davon die Rede ist, stellt er sich noch betrunkener, als er in Wahrheit schon ist, und thut, als ob er durchaus nicht verstehe, was man sagen wolle. Er legt nur die Hand auf's Herz und stammelt mit schwerer Zunge, daß man der Familie ein jedes Opfer bringen müsse. Nebenbei unterhält der alte widerwärtige Sünder, der auch äußerlich Ekel erregt, ein unerfahrenes junges Ding aus der Provinz, eine Stickerin, die nicht weiß, was sie thut. Sie wird ihm übrigens später weggeschnappt von seinem eigenen Neffen, mit dem sich das junge Mädchen, Fifi geheißen, in derselben Einfalt des Herzens und in demselben Unverstande vergangen hat, die ihrem Verhältniß mit dem Onkel zu Grunde liegen. Der Onkel ist erst sehr entrüstet, dann gibt er ihr eine Ausstattung von fünfzigtausend Franken und verheirathet sie mit seinem Neffen, ohne daß die Verhältnisse im Uebrigen darum eine Veränderung erlitten.

Bertha hat sich also keinen holden Täuschungen über das Glück, das ihr in der Ehe mit August bevorsteht, hingegeben. Die Erziehung, die ihr Frau Josserand hat angedeihen lassen, trägt ihre Früchte. Ihr Mann ist in ihren Augen eben nichts anderes als der Kassirer. Er hat dafür zu sorgen, daß sie ihre Toilettenbedürfnisse bestreiten und ihren kleinen Liebhabereien nachgehen kann. Das Geld ist der alleinige Kitt dieser Ehe, und sie bröckelt auseinander, als das Geld nicht mehr ausreichend befunden wird. Bertha wird knapp gehalten, und sie hat verhältnißmäßig ziemlich kostspielige Neigungen. Einer unbezahlten Rechnung wegen bricht der erste häusliche Krieg aus, und der neu angestellte Commis Octave tröstet die junge Frau. Da er weiß, daß kleine Geschenke die Freundschaft erhalten, beginnt er seinen Angriffsplan damit, daß er Bertha einige Kleinigkeiten, nach denen ihr Herz sich sehnt, heimlich verehrt. Immer des leidigen Geldes wegen erneuern sich die gehässigen Auftritte in der jungen Ehe, und immer weiß Octave durch irgend eine Aufmerksamkeit, die der jungen Frau Freude macht, die unglückliche Gattin zu beschwichtigen. Nach einem besonders heftigen Auftritte mit dem Gatten wird Bertha, die von sittlichen Grundsätzen nie in ihrem Leben etwas vernommen hat, Octaves Geliebte, und schließlich fordert sie von diesem, was sie zunächst mit gelindem Widerstreben anzunehmen sich entschlossen hatte. Nun übertragen sich die Zänkereien wegen des Geldes von dem legitimen auf das illegitime Verhältniß. Während einer dieser empörenden Auseinandersetzungen, bei denen uns, den nothgedrungenen Zeugen, eine unüberwindliche Uebelkeit aufstößt, werden die Beiden von dem Gatten, den man verreist glaubt, überrascht, unter Umständen, welche jeden Zweifel an der Strafbarkeit des Verhältnisses ausschließen. In einem unbeschreiblichen Zustande muß Bertha mitten in der Nacht in dem dunkeln Hause umherirren, bis sie schließlich bei der gutmüthigen Marie Pichon

Unterschlupf findet. Am andern Morgen kehrt die entlarvte Sünderin zu den Ihrigen zurück. Daß sie nun wieder von ihrer Mutter geohrfeigt wird, sei nur nebenher erwähnt.

August faßt im ersten Augenblick, als er von dem Schlage sich einigermaßen erholt hat, den Entschluß, die Sache chevaleresk zu behandeln und als Ehrenhandel auszutragen. Er sucht geeignete Zeugen und verfällt zunächst auf seinen Schwager, den angesehenen Beamten, den Appellationsgerichtsrath Duveyrier.

Duveyrier ist mit seinen Anverwandten völlig zerfallen. Der alte Vabre ist gestorben, und bei seinem Tode hat sich zur Bestürzung der Erben herausgestellt, daß der alte Spitzbube unter dem Vorwand seiner statistischen Arbeit, die ihn ausschließlich in Anspruch zu nehmen schien, in unsinnigster Weise an der Börse gespielt und sein ganzes Vermögen verloren hat. Von dem gesammten Baarvermögen sind noch einige hundert Franken da, und das Haus ist mit Hypotheken stark belastet. Nachdem sich die Erben von ihrem Schrecken erholt und dem leichtsinnigen Vater alle erdenklichen Verwünschungen in's Grab nachgerufen haben, macht Duveyrier den Vorschlag, das Haus zu verkaufen. Die Miterben gehen auf den vernünftigen Vorschlag des rechtskundigen Mannes ein. Durch ein schwindelhaftes Verfahren gelingt es Duveyrier, das Haus um einen Spottpreis an sich zu bringen, die Andern bekommen keinen Pfennig und haben das Nachsehen. Zwischen Duveyrier und den beiden Andern, August und Theophile Vabre, ist in Folge dessen Todfeindschaft ausgebrochen. In der fürchterlichen Stimmung aber, in der August sich nach der Entdeckung seiner Schande befindet, denkt er an nichts anderes als daran, daß in seiner guten Sache Duveyrier ihm wirklichen Beistand leisten könne und leisten müsse. Duveyrier ist aber nicht leicht zu finden. Seit langer Zeit lebt er in inniger Gemeinschaft mit einem völlig sittenlosen, elenden Frauenzimmer, das ihn viel Geld kostet und ihn niederträchtig behandelt. Da findet ihn auch August, der inzwischen den Onkel Bachelard und andere Freunde aufgesucht hat, und Onkel Bachelard macht den Vorschlag, bei einem gemeinsamen Essen die Sache vernünftig zu besprechen. Bachelard betrinkt sich natürlich wieder. Von dem Zweikampf ist gar nicht mehr die Rede. Das Essen dauert sehr lange, und schließlich erklärt August, der zuerst nach Blut gelechzt hatte, daß er es als eine ausreichende Genugthuung betrachte, wenn Octave ausziehe. Das geschieht denn auch.

Octave tritt nun in das Geschäft der Madame Hédouin wieder ein, das jetzt allein auf den Schultern dieser energischen und hübschen Frau ruht. Ihr Mann hat das Zeitliche gesegnet. Frau Hédouin erkennt mit der kühlen, sanften Klarheit ihres Wesens, daß ein solches Geschäft eines Mannes bedarf, und da sie Octave als tüchtigen Kaufmann hat schätzen lernen, heirathet sie ihn im Namen des Geschäftes. Die Tugend Octaves wird also belohnt.

Nach einiger Zeit entschließt sich August, dem von seinen Verwandten

arg zugesetzt wird, Bertha wieder in Gnaden aufzunehmen; und Madame Clotilde Duveyrier, die nicht vergessen hat, daß Octave eine Tenorstimme besitzt und die mit der früheren Madame Hédouin, jetzigen Frau Octave Mouret, seit langen Jahren freundschaftlich verbunden ist, nimmt keinen Anstand, ihren Salon dem jungen Ehepaare zu öffnen; sie findet es unerhört, daß ihr Bruder August sich darüber wundert, wie man ihm zumuthen könne, mit seiner Frau in derselben Gesellschaft zu verweilen, in der Octave, der abgefaßte Liebhaber dieser Frau, als glücklicher Gatte der früheren Frau Hédouin mit Auszeichnung behandelt wird. Aber schließlich findet sich auch August darein. Octave lächelt spöttisch, als er beobachtet, wie Bertha mit seinem Nachfolger, einem hübschen jungen Commis, verkehrt. Er erinnert sich ganz genau, daß dieselben Blicke dereinst auf ihn gefallen sind, daß er gerade so ausgesehen hat und von August gerade so behandelt ist, wie dieser junge Mann, der nicht blos im Seidengeschäft sein Nachfolger zu sein scheint.

Octave hat also sein Ziel erreicht. Er ist als Ehegemahl einer klugen, freilich etwas älteren Frau an die Spitze eines großen Geschäftes getreten; August lebt in seiner unerquicklichen Ehe mit Bertha weiter, in die der Hausfreund, der junge Commis, einige Abwechslung bringt; Valerie fährt fort, ihrem manches ahnenden, aber nichts wissenden Gatten die unerlaubtesten Streiche zu spielen. Duveyrier, der sich anfangs aus Scham über sein lasterhaftes Leben den Tod hatte geben wollen, sich aber nur den Mund schief geschossen hat, wird von Clotilden, die ihn mit äußerster Geringschätzung behandelt, und deren ganzes Seelenleben sich in ihrer Liebe für die Musik verbraucht, schweigsam geduldet und steigt im öffentlichen Ansehen mehr und mehr; es ist für ihn das Offizierkreuz der Ehrenlegion beantragt, und er wird bald den Präsidentensessel besteigen. Die verwittwete Frau Josserand sucht noch immer vergeblich Hortense an den Mann zu bringen, während diese ruhig auf den Augenblick wartet, da Verdier sich von seiner Geliebten losmachen werde. Campardon, der mit seiner Cousine Gasparine seit langen Jahren in einem unerlaubten Verhältniß gelebt, hat es endlich dahin gebracht, daß diese in seine Familie aufgenommen worden ist; er pflegt mit ihr in wahrhaft rührender Weise die hübsche kranke Rosa, seine Frau. Sein Ehrgeiz ist befriedigt; er ist Ritter der Ehrenlegion geworden. Und so löst sich denn Alls in Wohlgefallen auf.

„Eine defecte, aber recht ehrbare Gesellschaft," sagt Narciß, „lauter anständige Leute," sagt Campardon, „Cochon et compagnie," sagt das philosophische Dienstmädchen als Schlußwort des Romans. „Weiber, von denen die einen durch eine Puppenerziehung sittlich verunstaltet, andere in ihren Gefühlen und Leidenschaften durch eine erbliche Nervenkrankheit verderbt werden, und die alle auf schmutzige, thörichte Weise fallen, ohne Lust und ohne Vergnügen; verächtliche Gesellen, die hinter der Heuchelei der guten Haltung ihr Dasein in unwürdiger Weise verlottern und verzetteln", sagt Zola, der traurige Glöckner von Paris, der in diesem Roman das

Armensünderglöckchen der Bourgeoisie läutet, „die Zersetzung und der Einsturz dieser Klasse, deren angefaulte Stützen selbst zusammenbrechen."

III.

Wir kennen nun ungefähr die Handlung und die daran betheiligten Personen, wir haben das schmutziggraue Bild vor Augen, das keinen Lichtblick bietet — keinen!

Besinnen wir uns recht. Ist denn in dieser ganzen Gesellschaft, die an uns vorübergezogen ist, auch nicht ein Mann, auch nicht ein Weib von wahrhaft vornehmer Gesinnung? Wenn wir von den im Hintergrund stehenden sympathischeren Gestalten des unglücklichen Kassirers Josserand, des Abbé Mauduit, der es mit der Seelsorge ernst nimmt und sich nichts zu schulden kommen läßt, wenn er auch in der leichten Auffassung dessen, was nicht leicht zu nehmen ist, bis über die Grenzen der christlichen Duldsamkeit hinausgeht, und des demokratischen Doctors Juillerat — wenn wir von diesen Gestalten absehen, ist unter denen, die im Vordergrunde verweilen, und die unsere Blicke vor Allem auf sich lenken, auch nicht ein Ehrenmann im einfachsten Sinne des Wortes, nicht eine einzige anständige Frau?

Die Kritik thut wohl daran, wenn sie, ehe sie ein schonungsloses Urtheil fällt, sich der rührenden biblischen Geschichte erinnert, da Abraham mit dem Herrn um die Rettung Sodoms handelte. Auf Abrahams Fürbitte wollte der Herr die Stadt nicht verderben, wenn sich nur zehn Gerechte darin finden ließen. Wäre in dieser Gesellschaft nur ein einziger Gerechter, man würde sie gelten lassen können.

Aber da sind doch einige Frauen, die sich sittlich, wenn man das Wort in der üblichen beschränkten Bedeutung auffaßt, nichts vergeben, z. B. Madame Hédouin? — Sie widersteht allerdings der Versuchung. Wir brauchen indessen blos zu hören, wie sie sich in dem entscheidenden Augenblicke benimmt, um den Grad ihrer Sittlichkeit zu ermessen. Erstaunt wehrt sie den jugendlichen Liebhaber ab, schlägt das Hauptbuch wieder auf und sagt, während sie darin blättert: „Ich habe Sie für gescheidter gehalten als die Andern, Herr Octave! Sie betrüben mich wahrhaftig, denn ich hatte mich auf Sie verlassen. Aber bei allen diesen jungen Leuten gehen die Sinne mit dem Verstande durch. In einem Hause, wie dem unsrigen, muß Alles in bester Ordnung sein, und Sie verlangen Allerlei, was uns vom Morgen bis zum Abend nur stören würde. Ich bin hier kein Weib, dazu habe ich zu viel zu thun. Sie sind doch klug genug, wie haben Sie nicht begreifen können, daß ich so etwas nicht thun werde? Erstens, weil es dumm ist, zweitens, weil es keinen Zweck hat, und drittens, weil ich, Gott sei Dank, nicht die geringste Lust dazu verspüre." Wie spricht da aus jedem Worte die sittlich entrüstete Frau, die man in ihrer Ehre zu kränken sucht! Drei Gründe führt die edle Dame an: aber unter diesen befindet sich nicht der vielleicht berechtigte Einwurf, daß die an sie gestellte Zumuthung eigentlich

unmoralisch ist, daß es sich sozusagen um einen Ehebruch handelt. — Das ist wohl kein Grund.

Auch über Frau Clotilde Duveyrier ist, wie es im Polizeistile heißt, „Nachtheiliges an amtlicher Stelle nicht bekannt“. Die Frau hat in der Ehe mit dem widerwärtigen Duveyrier, der ein schandbares Leben führt und dabei beständig die ewigen Grundsätze der Sittlichkeit und die Heiligkeit des reinen Ideals auf den Lippen hat, gegen das männliche Geschlecht einen tiefen Widerwillen eingesogen. Sie lebt nur noch ihrer Kunst, der Musik. Und wie sind ihre Handlungen? Ihr Mann macht, wie schon erwähnt, in dem Augenblicke des gerechtfertigten Lebensüberdrusses den Versuch, sich zu tödten. Wer Zola kennt, wird nicht erstaunt sein über den Ort, den sich der Appellationsgerichtsrath Duveyrier für den tragischen Abschluß seines Lebens aussucht. Clotilde hört einen Knall, sie öffnet die Thür, sie sieht den Unglücklichen, der sich in den Mund geschossen hat, in einem furchtbaren Zustande, mit halb zerschmetterter Kinnlade. „‚Was treiben Sie denn da?‘ rief Clotilde außer sich aus. ‚Bringen Sie sich doch draußen um!‘ Sie war entrüstet. Dieses Schauspiel brachte sie, anstatt sie weich zu stimmen, in die äußerste Wuth. Sie stieß ihn, sie hob ihn ohne irgendwelche Vorsicht auf und wollte ihn hinausschleppen, damit man ihn da nicht fände. Weiter fehlte nichts! Das wäre das Höchste!“ — So wörtlich Zola. Und die Frau, die sich so benimmt, ist die anständigste! Nun schließe man auf die andern! Und diese selbe Clotilde empfängt in ihrem Salon gleichzeitig ihren Bruder und den Mann, den ihr Bruder bei einer strafbaren Zusammenkunft mit seiner Frau überrascht hat, und sie ist nicht blos verwundert, sie ist geradezu empört darüber, daß August sich darüber beschwert. Das sind die Besten!

Frau Rosa Campardon kommt nicht in Betracht, da sie aus Gesundheitsrücksichten der ganzen Handlung von ihrer Chaiselongue aus folgen muß.

Nun kommen die Andern.

Madame Juzeur, die auf halbem Wege oder eigentlich kurz vor dem Ziele stehen bleibt, Valerie, die gewohnheitsmäßig im Ehebruch lebt, Madame Dambreville, eine betagte Dame, die mit Leon Josserand, der ihr Sohn sein könnte, in innigsten Beziehungen steht, Gasparine, die Geliebte ihres Vetters Campardon, Marie Pichon, die ohne Gewissensbisse fällt, man möchte sagen, fast ohne Schuld: „aus Gutmüthigkeit, Furcht und Dummheit,“ um Zolas Worte zu gebrauchen, eine sittliche Anverwandte der kleinen Fifi, der Geliebten des alten Bachelard, die aus Mangel an Erziehung sittlich verwahrlost ist. Den Gegensatz zu dieser bildet Clarissa Bocquet, die Geliebte Duveyriers, berechnend und unsittlich aus Beruf. Dann die Damen Josserand, zunächst die gnädige Frau, die ihren Kindern die vorzügliche Erziehung gegeben hat. Sie duldet nicht blos den Umgang Leons mit Madame Dambreville, sie fördert ihn und macht ihrem Sohn bittere Vorwürfe, als er sich zurückziehen will. Sie bringt ihren Mann ins Grab, sie ohrfeigt

ihre Tochter, weil diese einem Unverschämten nicht gestattet, sie um die Hüfte zu fassen; sie unterhält sich mit ihrer anderen Tochter eingehend über die geeignetsten Bedingungen, unter denen sich Verdier von seiner Geliebten und deren Kind losmachen könne, um ihr Schwiegersohn zu werden. Ein wahrer Abgrund von Verworfenheit, diese brave Frau Josserand! Die Töchter arten nach der Mutter: Hortense, die den gefesselten Advocaten befreien will, um ihn zu heirathen, ist grob gegen ihre Eltern — ein widerwärtiges Frauenzimmer. Ein kleines Zwiegespräch zwischen ihr und ihrer Mutter gibt einen guten Maßstab für die Sittlichkeit der Beiden (Seite 412):

„Du willst ihn also immer noch heirathen?" fragte die Mutter.

„Weshalb denn nicht?" antwortete Hortense. „Ich habe schon die Dummheit begangen, zu lange zu warten. Aber das Kind wird sterben, Es ist ein Mädchen, es ist ganz skrophulös."

Es handelt sich um die natürliche Tochter ihres Bräutigams!

Bertha kennen wir bereits aus der Handlung. Sie hintergeht ihren Mann, als sie noch kein halbes Jahr mit ihm verheirathet ist, und sie nimmt sich den Tod ihres Vaters, den sie durch ihren Leichtsinn mitverschuldet hat, so zu Herzen, daß sie gleich darauf wieder ein anderes Verhältniß anknüpft.

Von weiblichen Wesen sind außer den genannten noch im „Pot-Bouille" das dreizehnjährige Kind von Campardon, Angele, die von dem Kammermädchen in die Geheimnisse der Pariser Sittlichkeit eingeweiht wird, und die Dienstmädchen im Hause, die sammt und sonders lüderliche Frauenzimmer sind, von der dicken schmutzigen Adele im vierten Stack, die im Hause selbst niederkommt, bis auf die fünfzehnjährige Louise, die Madame Juzeur aus der Anstalt für verwahrloste Kinder genommen hat, und die durch's Schlüsselloch sieht, wenn sich die andern Mädchen zu Bett legen — Das sind die Weiber!

Nun die Männer. Da treten uns zunächst der Trunkenbold Bachelard und der Heuchler Duveyrier entgegen, die beide Geliebte außer dem Hause unterhalten, Campardon, der sich die Sache bequemer macht und die Geliebte in seine Wohnung einführt, Octave, der es für seine Lebensaufgabe hält, jedes Weib, mit dem er in Berührung kommt, zu Fall zu bringen, wenn es irgend geht, was ihm auch oft genug gelingt und ihn im Uebrigen nicht verhindert, mit den unglücklichen Gatten zusammen zu speisen oder aus deren Kasse sich das Gehalt zahlen zu lassen. Verdier, der seit Jahren in wilder Ehe lebt, Trublot, der sich mit größtem Erfolg um die Gunst aller Dienstmädchen bemüht; Gueulin, Bachelards Neffe, der sich aus Scheu vor finanziellen Auseinandersetzungen gewöhnlich vorsichtig zurückhält, indessen doch vom braven Onkel mit Fifi zusammen abgefaßt wird, der darauf Fifi heirathet, vom Onkel eine anständige Aussteuer erhält und den Onkel zum Hausfreunde behält. Die drei Gatten August und Theophil Vabre und Jules Pichon, sind vor allem Esel, nebenbei auch Lumpe — bis auf

Pichon, der nur Esel ist. Wie sich August dem Geliebten seiner Frau, Octave, gegenüber verhält, wissen wir bereits. Theophil, der ein compromittirendes Schreiben an seine Frau auffängt, ruft entrüstet aus: „Diese Person täuscht mich! Thäte sie es wenigstens des Geldes wegen! — aber sie hat nichts davon." Was soll man zu dieser Gesellschaft sagen? — Das philosophische Dienstmädchen hat nur zu recht: Cochon et compagnie!

IV.

Bei der Schilderung dieser Charaktere haben die Verhältnisse, in welchen die handelnden Personen zu einander stehen, schon berührt werden müssen. Betrachtet man dieselben in ihrer Gesammtheit, so ist man über die verletzende und nicht eine einzige erfreuliche Ausnahme duldende Rohheit so erstaunt, wie man davon angewidert wird.

In den Zola'schen Dichtungen wird der Verkehr des Menschen zum Menschen niemals durch irgend eine edlere Regung bestimmt. Es giebt keine Liebe, keine Freundschaft, keine herzliche Fürsorge für die Kinder, keine Ehrfurcht vor dem Alter; nirgends verspürt man den Hauch eines redlichen Gefühls, einer starken Leidenschaft, niemals wird ein Funke reiner Begeisterung entflammt, niemals eine hochherzige Entrüstung erweckt. Verlogenheit, Verworfenheit, niedrige Gelüste, Selbstsucht, mit einem Worte: lediglich das Gemeine, aus dem der Mensch gemacht ist, sind die Hebel, welche das große Räderwerk der bürgerlichen Gesellschaft bei Zola in Schwung bringen und in Bewegung erhalten.

In dem Hause, in welchem die meisten Vorgänge sich zutragen, wohnen, wie wir nun wissen, sechs Ehepaare; in fünf von diesen sechs Ehen ist der Ehebruch der normale Zustand, und die sechste, die Josserand'sche, kommt wegen des Alters der Eheleute nicht mehr in Betracht. Aber selbst wenn man diese gelten lassen wollte, so bliebe immer noch ein erklecklicher Procentsatz, etwa dreiundachtzig Procent, und was das Schlimmste ist: bei nicht einem dieser Ehebrüche wirkt irgend eines der Motive mit, die wenigstens die Dichtung als mildernde Umstände gelten läßt. Es ist nichts von Liebe da, nicht einmal eine leidenschaftliche Verirrung.

Campardon führt die Cousine in sein Haus aus Bequemlichkeitsgründen, der Appellationsgerichtsrath Duveyrier begründet sich außer dem Hause ein zweites Heim mit der rohen und sittenlosen Clarisse aus unüberwindlicher Hinneigung zum gewerbsmäßigen Laster; Valerie hintergeht Theophil gewohnheitsmäßig, Marie Pichon ihren Jules aus Unverstand, Bertha ihren August aus Geldgier und Putzsucht.

Alle Welt im Hause weiß, wer der Vater von Valeriens Kind ist, alle Welt weiß, daß Campardon unter den Augen seiner Frau mit seiner Cousine strafbare Beziehungen unterhält, man nennt sie beständig die „andere Frau Campardon"; es ist bekannt, daß der wüste Trunkenbold Bachelard seine Geliebte mit seinem leiblichen Neffen verheirathet hat — das stört die

Gemüthlichkeit in keiner Weise und vermindert ebensowenig das Ansehen der betheiligten Personen. Ja, als August in der Einfältigkeit seiner Seele sich darüber beklagt, daß man ihm den schlechten Streich gespielt habe, ihn und seine Frau mit dem Manne zusammen einzuladen, den er in unleidlicher Intimität mit seiner Frau überrascht hat, wird er von seiner Schwester Clotilde, seiner Schwiegermutter, Frau Josserand, und allen Anderen abgetrumpft, und man fragt ihn, ob er verrückt geworden sei.

Eine Stunde nach dem ersten verhängnißvollen Alleinsein zwischen Bertha und Octave, das Bertha aus der Liste der anständigen Frauen definitiv gestrichen hat, ist die Familie behaglich bei Tisch vereinigt. Der getäuschte Ehemann, August, dankt Octave herzlich für die Bemühungen, um eine versöhnliche Stimmung bei seiner Frau wiederherzustellen. Octave nimmt diese Danksagung ganz unbefangen entgegen und verkehrt nach wie vor mit dem Manne in freundschaftlichster Weise. Nun wird auch der Mann von der Frau gut behandelt, und während unter dem Tische Octaves Fuß sich auf den Berthas gesetzt hat, um, wie Zola sagt, „die Besitzergreifung zu constatiren," verspricht die junge Frau mit lächelndem Munde ihrem Ehegemahl eine hübsche Tasse zu malen! Octave ist überhaupt nicht der Mann, der sich einer jeden Kleinigkeit wegen mit einem guten Freunde überwürfe. Auch mit Jules Pichou unterhält er die besten Beziehungen, nachdem er schon Mariens bester Freund geworden ist; und als ihm die kleine Frau langweilig wird, giebt er ihnen Beiden zu essen und zu trinken und sagt, nachdem er sich von ihnen lächelnd verabschiedet und ihnen durch die Thür „Gute Nacht!" zugerufen hat: „Der Spaß hat mich fünfzig Franken gekostet, aber das war ich ihnen schuldig; denn schließlich habe ich ja doch nur einen Wunsch: daß ihr Mann sie recht glücklich macht, die nette kleine Frau!"

Wenn wir für die Möglichkeit dieser Verhältnisse eine Erklärung suchen wollen, so müssen wir nothgedrungen zur Erziehung der Kinder zurückgreifen. Es muß Zola nachgesagt werden, daß er consequent gewesen ist: Kinder, denen eine solche Erziehung zu Theil wird, wie sie Zola in „Pot-Bouille" schildert, müssen nothwendigerweise in der Reife Männer und Weiber werden, wie wir sie hier sehen. Es überläuft einen eine Gänsehaut, wenn man liest, wie z. B. in der Familie Campardon die dreizehnjährige Tochter Angele von einem Dienstmädchen den ersten Unterricht in der Verworfenheit erhält, wie zwischen dem Kinde und dem Dienstboten das Verhältniß des Vaters zur Cousine besprochen wird; wie Bertha, nachdem sie von ihrem Gemahl überrascht worden ist, trotzig ihrer Mutter entgegentritt und ihr zuruft: „Weshalb hast Du mich gezwungen, einen Mann zu nehmen, den ich nicht mag?" „Und sie fuhr fort, sie erzählte die ganze Geschichte ihrer Verheirathung in kurzen abgerissenen Sätzen: Die drei Winter der Männerjagd, die Erfolglosigkeit der Anerbietungen ihres Körpers und dann das, was die Mütter ihre Töchter lehren, die keine Mitgift haben: den Cursus züchtiger und gestatteter Prostitution, die Berührung beim Tanz, die ver-

stohlenen Händedrücke hinter der Thür, die Schamlosigkeiten der Unschuld, die auf die sinnlichen Gelüste der Gimpel speculiren; von dem Manne, der eines Abends eingefangen wird ꝛc." Die Antwort, die Frau Josserand darauf ertheilt, ist eine Ohrfeige, die so stark ist, daß Bertha mit dem Kopf auf das Wachstuch des Tisches schlägt; und als Hortense eingreift, und Frau Josserand auch auf diese mit drohender Geberde zugeht, erhebt sich die ältere Tochter, sieht ihrer Mutter trotzig in die Augen und sagt: „Ah, Du weißt, ich gehöre nicht zu denen, die man ohrfeigt!"

Man kann sich nichts Scheußlicheres denken als diese Familienscenen. Sind diese Schilderungen denn wahr und wahrhaftig ein Abbild der Wirklichkeit? Werden in den Familien, die sich zu den gebildeten Kreisen rechnen dürfen, wirklich die jungen Mädchen und jungen Frauen bei jedem Anlaß geprügelt? Ist es richtig, daß sich die Eltern in rohester Weise beschimpfen und die wüstesten Beschuldigungen sich gegenseitig an den Kopf schleudern, und ist jedes Schamgefühl in ihnen so gänzlich erstickt, daß sie nicht einmal mehr die Nothwendigkeit fühlen, die Kinder aus dem Zimmer zu führen, wenn die Eltern sich erniedrigen?

„Herr Gott!" ruft Frau Josserand aus, als sie mit ihren Töchtern von einer Gesellschaft im Regen heimkehrt und darüber schimpft, daß ihr Mann nicht genug verdiene, um einen Wagen zu nehmen, „Den würde ich wahrhaftig nicht zum zweiten Mal heirathen!"

Und als diese edle Frau mit dem unglücklichen Manne allein ist, der wie jede Nacht, bei dem Schein seiner kleinen Lampe Kreuzbänder ausfüllt, da sagt sie ihm in der brutalsten Weise, daß er sie „beschummelt" habe (filouté); aber das sei nicht zu verwundern, sein Vater sei ja schon ein Betrüger gewesen. In der Nothwehr antwortet der arme Josserand, sie möge doch von Familienangelegenheiten schweigen. Ihr Vater habe ihn um die versprochene Mitgift betrogen, ihre Schwester habe ihn bestohlen, und darauf entgegnet Frau Josserand, von seiner Schwester sei auch nicht viel Gutes zu sagen, sie sei mit einem Offizier durchgebrannt ꝛc.

So verkehren Mann und Frau, Eltern und Kinder, Freunde mit Freunden; mit einem Worte, die Verwahrlosung ist das oberste, das alleinige Gesetz.

In richtigem Verhältniß zu all diesem Unerquicklichen und Unsaubern steht die Rolle, die Zola dem Gelde in seinem Roman anweist. Alles dreht sich um's Geld, und jedes Mittel ist recht, um es zu erwerben: „tout est bien qui sert à faire bouillir le pot." Um die Hochzeitskosten zu bestreiten, beschwindelt Bertha ihren blödsinnigen Bruder Saturnin um dreitausend Franken. In dem heimlichen Verkehr zwischen Bertha und Octave tritt eine gewisse Pause ein, die zum Theil durch äußere Verhältnisse, zum Theil auch durch ein gewisses geistiges Unbehagen Berthas herbeigeführt wird. Octave knüpft dadurch wieder an, daß er gewisse Andeutungen macht, wie Bertha auf seinem Zimmer einen Shawl von Chantilly, den sie zu besitzen den Wunsch

ausgesprochen hatte, finden werde. Octave aber ist der Spaß doch einigermaßen zu theuer, wie er sich nach einiger Ueberlegung sagt, und er kauft einen billigeren. Als Bertha nun wirklich kommt und das Geschenk betrachtet, ist sie entrüstet. „Der kostet ja höchstens hundert Franken, während der andere dreihundert gekostet hätte,“ sagt die zartfühlende junge Frau; und als sich darüber ein Streit entspinnt, ruft sie: „Sagen Sie doch lieber gleich heraus, daß ich Sie des Geldes wegen liebe!“

Das Geld bildet den einzigen Unterhaltungsstoff in der Familie Josserand. Wegen seiner ungenügenden Einnahmen wird der arme Kassirer zu Tode gemartert; des Geldes wegen hintergeht Bertha ihren Mann; und des Geldes wegen bricht der große Familienkrieg unter den Erben des alten Vabre aus.

Es ist schon erwähnt, daß der Appellationsgerichtsrath Duveyrier sich seine höhere Bildung, seine praktische Lebenserfahrung und seine Kenntniß der Gesetze zu Nutzen macht, um sämmtliche Miterben zu beschwindeln und die Hinterlassenschaft allein einzustecken. Ja, das Geld besitzt in den Augen dieser gottvergessenen Gesellschaft eine so völlig reinigende Gewalt, daß der Ehemann, der die Beweise erlangt, wie seine Frau ihn hintergangen hat, in der unglaublichen Naivetät seiner niedrigen Gesinnung ausruft: „Wäre es wenigstens des Geldes wegen geschehen, so würde ich es begreifen!“ (Seite 195.)

Das ist die Handlung, das sind die Personen, das sind die Beziehungen, in denen sie zu einander stehen, das die Gesinnungen, die Triebfedern ihrer Thaten! Es ist nicht blos Abscheu und Widerwillen, die uns beschleichen, wenn wir in dieser Gesellschaft verkehren, wir empfinden ein wirkliches physisches Unbehagen; es wird uns unwohl, und es überkommt uns ein tiefer Groll gegen den Dichter, der uns diese Gesellschaft anthut.

V.

Betrachten wir dagegen die technische Fertigkeit des Schriftstellers, prüfen wir, wie alles das gemacht ist, wie der Stoff zerlegt, gegliedert und dann zusammengefügt, wie der Vortrag gehalten ist, so kommen wir zu einem andern, günstigeren Ergebnisse.

Gleich in der Exposition bewährt Emil Zola seine bekannte Geschicklichkeit. Während wir unter Campardons Führung die vier Treppen des Hauses hinaufsteigen, lernen wir auf den ersten fünf Seiten des Romans die wichtigsten handelnden Personen in einigen ihrer bezeichnendsten Züge mühelos und genau kennen. Das Ganze ist mit großer Uebersichtlichkeit und Klarheit bis zum Schlusse geordnet, nirgends stört eine Verworrenheit, jede Gruppe tritt uns mit anschaulicher Schärfe entgegen und zeigt deutlich ihren Zusammenhang mit dem Ganzen. Es ist alles an die rechte Stelle gesetzt und richtig beleuchtet. Der Vortrag ist niemals schleppend und niemals überhastet, er hat das richtige Tempo der guten, klaren Erzählung.

Trotz aller dieser Vorzüge ist die Composition nicht ganz fehlerfrei.

Bisweilen gefällt sich Zola in einer nicht blos überflüssigen, sondern auch unrichtigen Detailmalerei, die nicht einmal den Vorzug der geschickten Mache besitzt. Was mache ich mir daraus, zu erfahren, wie die Speisekarte lautet, die Bachelard zu Ehren seiner Gäste zusammenstellt? Zola schreibt sie getreulich nieder, acht Druckzeilen ohne ein verbindendes Wort, nichts als Schüsseln, wie sie in jedem Kochbuche zu finden sind. Und damit nicht zufrieden, giebt er auch noch das genaue Verzeichniß der Weine, die bei dieser Gelegenheit getrunken' werden, wiederum fünf Druckzeilen. Was soll das bedeuten? Wenn man mir sagt, daß das Mahl ausgezeichnet ist, die seltensten Leckereien bietet, und daß die besten Weine fließen, so genügt mir das vollkommen. Die Zola'schen Helden erheben überhaupt sehr häufig wie die des alten Homer „die Hände zum lecker bereiteten Mahle."

Als ein Compositionsfehler ist ebenfalls, ganz abgesehen von allem andern, die abscheuliche Zuthat im letzten Capitel zu rügen: die Schilderung der Geburt eines Kindes, dessen Mutter ganz uninteressant und dessen Schicksal uns ebenfalls gleichgültig ist; wenn es einem Laien ein besonderes Vergnügen macht, bei einem Arzte und bei einer Hebamme ein Privatissimum über Geburtshülfe zu hören, so ist das noch kein genügender Grund, den Lesern sein ausgearbeitetes Collegheft vorzulegen. Es ist häßlich, und was jetzt, da wir lediglich von der Technik des Romans sprechen, für uns hauptsächlich in Betracht kommt, es ist durchaus überflüssig.

Diese Schilderungen bis in die geringfügigsten Kleinigkeiten hinein wirken um so befremdlicher, als Zola in „Pot-Bouille" über den Zeitraum von einigen Monaten, während deren sich die wichtigsten Dinge zutragen müssen, einfach hinwegspringt.

Zwischen dem sechszehnten Capitel, das an demselben Tage schließt, an dem Bertha von ihrem Mann im Verkehr mit Octave überrascht wird, und dem folgenden, das mit der Ankündigung der bevorstehenden Vermählung von Octave mit Madame Hédouin beginnt, liegt ein ungeschriebener Roman. Wenn man mir Speisezettel mittheilt, so verlange ich auch, daß man in der Schilderung der wichtigsten psychologischen Vorgänge einigermaßen vollständig sei. So wirkt das Ganze wie ein Gemälde, das in seinem größeren Theile mit derselben Sorgfalt durchgeführt ist, in einzelnen Kleinigkeiten eine überflüssige Spielerei in der Sauberkeit und Genauigkeit der Ausführung aufweist, und in dem an einem der sichtbarsten Punkte ein Stück Leinwand gänzlich unbemalt geblieben ist.

Dagegen ist auf einigen Seiten die eingehende Schilderung wahrhaft bedeutend. Ich rechne dazu den Tod des alten Josserand und namentlich die Nachtscene: das fast gänzlich entkleidete Weib, das in einem dunkeln Hause bald auf der Hintertreppe, bald auf der herrschaftlichen wie eine Wahnsinnige auf- und niederläuft, während ihr Mann und ihr Geliebter oben in einer kleinen Dachstube miteinander ringen. Da zeigt sich in der Schilderung und Durchführung das Talent Zolas in alter Kraft. Wenn

man alles das gelten läßt, was dichterisch keine Geltung haben soll: die Rohheit des Vorgangs, die Widerwärtigkeit der daran betheiligten Personen, die zu unschöner Derbheit künstlich gequälte Eigenthümlichkeit des Vortrags, so wird man diesen aufregenden und überaus anschaulichen Seiten das Lob einer ungewöhnlichen Mache, und dem Verfasser die Gabe, den Leser zu packen und an der Schilderung mit zu betheiligen, wenn auch widerwillig, zugestehen. Man hat das Gefühl, als höre man einen Sänger, der ein schlüpfriges Kneiplied mit brüllender Stimme johlt, aber mit einer Stimme, die, wenn sie nicht überschrieen wäre, sicherlich mächtigen Wohlklang und edles Metall besitzen würde. Man ist erstaunt, wie ein Künstler, der einen so reinen Ansatz, eine so gute Schule und vortreffliche Fertigkeiten sein eigen nennt, so wüstes und geschmackloses Zeug zu seinem Vortrage wählt. Weshalb singt der Mann gerade solche Lieder, und weshalb schreit er so? Unwillkürlich denkt man an den Ausspruch Hauffs über Clauren: „daß er so gemein schreibt, wie er gemein und unedel zu denken scheint.“

Denn auch die Sprache leistet bei Zola im Allgemeinen auf Alles willig Verzicht, was irgendwie an Adel und Vornehmheit erinnern könnte. Sie soll gerade so vernachlässigt, gerade so verbummelt und knotig sein, wie die Umgangssprache in den Kreisen, die er schildert; und wenn für denselben Begriff zwei sich völlig deckende Ausdrücke gefunden werden können, von denen der eine wohllautend und gebildet, der andere häßlich und roh ist, so entscheidet sich Zola ohne Zweifel für den letzteren.

Sein Architekt sagt nicht: „Ich mache mir nichts daraus,“ er sagt: „Ich blase auf den ganzen Krempel“; und anstatt zu sagen: „Du hast von Deiner Mutter die unleidliche Unverträglichkeit geerbt,“ sagt Zola: „laisse ta maman, qui t'a lichu un bien sale caractère.“ Das ist allerdings deutlich, und auf Deutlichkeit legt Zola den größten Werth. Seine Geschöpfe nehmen daher auch keinen Anstand, ihre Gesinnungen in unzweideutiger Weise zu äußern. Sie behandeln sich gegenseitig als „voleur“, „sale canaille“, „cochons“. Dazu kommen noch in der Schilderung die verwegensten Anleihen bei dem Pariser Rothwälsch; da finden wir Wörter wie „micmac“, „zizanie“, „bagou“, „larbin dégommé“, trimer.“

Ganz ebenso ist Zola bemüht, in seinen Bildern und Gleichnissen immer das Abstoßendste zu wählen, wenn es nur einigermaßen anschaulich ist. Die Schultern der Frau Josserand, die aus dem ausgeschnittenen Ballkleide hervorsehen, vergleicht er mit den „glänzenden Schenkeln der Stute,“ was nicht einmal anschaulich ist, denn die „cavale“ kann alle möglichen Farben besitzen. Um ein gewisses Blond zu bezeichnen, findet er kein geschmackvolleres Bild als „schmutziger Hanf.“ August, der an Migraine leidet, sieht bei ihm aus wie ein „kranker Hammel.“

Was deutlich ist und richtig, das ist auch schön, behauptet ja der Naturalismus. Deshalb müssen wir auch in der Mädchenkammer das schmutzige Seifenwasser sehen, auf dem noch die Haare schwimmen, und

deshalb wird auch ganz genau beschrieben, wie der Onkel riecht, „ein Gemisch von Absynth, Tabak und Moschus," wie er sich bei der Hochzeit benimmt, und in welchem Zustand sich sein Mund mit dem falschen Gebiß befindet. Das ist richtig, das ist unglaublich deutlich erzählt, es ist also schön.

Aber unser Naturalist läßt sich doch einige starke Inconsequenzen zu Schulden kommen. Wenn er z. B. auf seine Speisekarte Tatzen von Schwarzwalder Bären setzt, so stimmt das nicht ganz genau. Die braven Leute im Schwarzwalde kennen die Bären auch nur aus der Menagerie, gerade wie die Pariser. Und wenn Zola einmal den Versuch macht, sich über die gewollte Niedrigkeit seines Vortrages zu erheben und einen höheren, edleren Ton anzuschlagen, so zeigt sich, wie ihn die beständige Uebung des Gemeinen untauglich zum Gebrauch des Vornehmen gemacht hat. Seine Ausdrücke sind dann nicht mehr gewählt und gefunden, seine Wendungen sind dann nur gesucht. Er wendet dann ganz wunderliche Prädicate an, die nicht blos nicht naturalistisch, sondern die unwahr, anspruchsvoll und verworren sind. Als Octave die Treppe hinabsteigt, tönt aus den geschlossenen Thüren der verschiedenen Stockwerke Claviergeklimper hervor. Da schreibt Zola: „Aus der Andacht der Thüren drangen fern und weihevoll die verschiedenen Weisen." Das würde Madame de Rambouillet kaum anders gesagt haben. Ich weiß auch nicht, was ich mir unter einer „eifersüchtigen Stirn" vorstellen soll.

An zwei oder drei Stellen des Romans — öfter freilich nicht, — verstößt Zola auch gegen einen seiner künstlerischen Grundsätze: die Reinheit der Stimmung jedesmal durch einen Zusatz von Unsauberkeit zu beflecken. Als Clotilde und ihr Mann am Sterbebette des alten Vabre Nachtwache halten, fällt kein häßliches Wort. Da heißt es einfach und schön: „Bei dem Greise, dessen Röcheln das Zimmer durchschauerte, blieben sie und ihr Mann allein." Das ist so schlicht, so simpel, daß ein solcher Satz mir in keiner andern Erzählung auffallen würde. Es ist charakteristisch für Zola, daß sich der Leser darüber wundert, wenn er einmal das ohne Gehässigkeit und gemeine Zuthat niedergeschrieben findet, was er gesagt haben will, daß eine reine Stimmung ohne Mißklang auslautet.

Auch die einfache Schilderung des sterbenden alten Josserand wirkt wohlthuend und ergreifend. „Herr Josserand starb, ohne Aufhebens zu machen. Seine Anständigkeit erstickte ihn. Nutzlos war er dahergegangen, und er ging davon als braver Mensch, der der häßlichen Dinge des Lebens überdrüssig geworden ist, erdrosselt von der ruhigen Sorglosigkeit der einzigen Wesen, die er geliebt hatte. Um acht Uhr stammelte er den Namen Saturnins, drehte sich der Wand zu und erlosch."

Viel höher vermag sich Zola allerdings nicht zu versteigen; und wenn er, wie am Schlusse des siebzehnten Capitels, ernsthaft, würdig, weihevoll werden will, wenn er beabsichtigt, uns einen Blick in die Seele eines mit seinem Gotte lebenden Priesters werfen zu lassen, den das wüste Treiben in der Gesellschaft, in der er lebt, mit Schaudern und Verzweiflung erfüllt,

und der verlangend die Hände nach dem Rettungsanker des Glaubens ausstreckt, dann wird er pathetisch im unerfreulichen Sinne des Wortes und erinnert an einen Sonntagsnachmittagsprediger, der nicht glaubt, was er spricht.

Das ist der Fluch dieser naturalistischen Dichtung! Dadurch, daß sie geflissentlich die Berührung mit allem, was schön und erfreulich im Leben ist, meidet, daß sie sich nur darin gefällt, die verborgensten Häßlichkeiten hervorzusuchen und schadenfroh das Gemeine bloßzulegen, hat sie mit den edleren Gesinnungen auch den edleren Ausdruck verloren. Wir brauchen sie nicht zu beklagen, denn sie entbehrt dadurch nichts. Sie hat eben nur Freude am Unerquicklichen, Abscheulichen: Zänkereien zwischen Eltern, Prügeleien in der Familie, Skandal in der Kirche, Beimischung des Lächerlichen zum Tragischen, damit die Tragik nicht wohlthätig wirke — das ist es, was ihr Vergnügen macht! Wir kennen den Ort, den Duveyrier wählt, um sich zu erschießen. Das ist bezeichnend! Alles, was irgendwie den Verdacht erwecken könnte, einer edleren Regung zu entspringen, ist entweder erlogen oder lächerlich, das Glänzende muß geschwärzt und das Erhabene in den Staub gezogen werden. Wenn Theophil seinem unglücklichen Bruder August sein Beileid über die Zerrüttung der Ehe ausspricht, so muß Theophil natürlich an starkem Husten und Schnupfen leiden, und die Augen müssen ihm thränen. Ueberhaupt ist es gut, da wir einmal die seelischen Uebel kennen, daß wir auch mit den körperlichen Gebresten vertraut bleiben. Wenn Theophil auf der Bildfläche erscheint, so müssen wir an seinen Husten und Schnupfen erinnert werden, gerade wie an die falschen Zähne des Onkels und den Hautausschlag des Appellationsgerichtsrathes, an die Migraine Augusts, an die Frauenkrankheit Rosas und an den Idiotismus Saturnins.

Auch nicht ein Streiflicht fällt auf diesen seelischen und körperlichen Jammer. Niemals nimmt der Scherz die freundliche Gestalt des Humors an; entweder sielt er sich auf der Bierbank, wo unanständige Geschichten erzählt werden, oder er kleidet sich in das Gewand der herzlosen Ironie, oder er erhebt sich auf den Richterstuhl einer unerbittlichen, unnachsichtigen bitterbösen Satire. Nie jenes herrliche goldene Lachen aus vollem Munde, das mitlachen macht, immer nur ein schadenfrohes Grinsen des Unbetheiligten, das alle Freudigkeit um sich erstarren läßt.

Marie Pichon, die Octave eben aus der Umarmung entlassen hat, holt Campardons Tochter zum Spaziergange ab, Frau Campardon rühmt die Sittlichkeit der kleinen Frau, der man getrost ein junges Mädchen überlassen könne. „Ja," stimmt Campardon ein, indem er auf Octaves Schultern schlägt, „die gute Erziehung in der Familie, das ist die Hauptsache!"

„Ich führe Sie zu Duveyriers Maitresse," sagt einer der Gäste zu Octave, und in demselben Augenblick erhebt Duveyrier die Stimme und spricht salbungsvoll: „Trachten wir vor allem danach, die Ehe zu sittlichen!"

Campardons Tochter erhält durch das Dienstmädchen ihre ersten

Weisungen in der Unsittlichkeit, während Campardon mit der Cousine zusammen ist; da schreibt Zola: „Es schlug Mitternacht, tiefe Stille senkte sich herab, und die keusche Nacht warf ihren Schatten auf die Anständigkeit der Familie."

Campardon sitzt bei Tisch, seine Frau auf der einen, seine Geliebte auf der andern Seite, da sagt er mit tiefer Ueberzeugung zu Octave: „Ja, mein Lieber, man mag sagen, was man wolle: die Familie, darauf läuft schließlich doch Alles hinaus!"

Eine unglückliche Arbeiterin, die eine kleine Dachkammer nach dem Hofe hinaus bewohnt, wird vor die Thür gesetzt, der Portier, der auf die Ehre des Hauses hält, will nicht, daß sie in diesem Hause Mutter werde. „In einem Hause, das sich respectirt," ruft der würdige Mann, „dürfen keine Frauenzimmer wohnen, namentlich keine Frauenzimmer, die arbeiten!"

Das ist der Humor der naturalistischen Literatur: herb, bitter und abstoßend, wie alles andere. Aber Zola glaubt, oder thut so, als ob er glaube, daß diese grausame Schilderung des Häßlichen, Unsittlichen und Unerquicklichen das Einzigsittliche sei. Er macht im Laufe seiner Erzählung ab und zu kleine Andeutungen literarischer Art, die für jeden, der lesen kann, einer besonderen Auslegung kaum bedürfen. Er unterläßt es gewiß nicht, und wenn er die Gelegenheit bei den Haaren herbeiziehen sollte, der romantischen Schule und George Sand einige Seitenhiebe zu versetzen, Balzac als den Johannes und sich als den Heiland des wahren Glaubens zu preisen. Bei verschiedenen Anlässen bekommt die „Revue de deux Mondes" kleine Bosheiten zu hören; denn die „Revue" hat sich noch immer nicht dazu bequemen wollen, den Naturalismus als das letzte Wort, welches die Dichtung unserer Tage zu sprechen hat, anzuerkennen, sich allen Zweifels zu entladen und in gläubiger Andacht vor dem Altare Zolas niederzuknien. Clotilde liest also die „Revue", während sie Fingerübungen auf dem Clavier macht. Wahrhaft komisch ist die verbissene Wuth auf George Sand. Marie Pichon ist eine anständige Frau; da will das Unglück, daß sie einen Roman von George Sand liest, da schlagen ihre Pulse schneller, das Blut steigt ihr zu Kopf, und nun ist sie zu Allem bereit. In diesem günstigen Augenblicke trifft sie mit Octave zusammen, und das weiße Kleid liegt im Staube. „Das hat mit ihrem Romane die George Sand gethan."

Der Haß gegen die romantische Schule drückt sich noch besonders in der Schilderung des Appellationsgerichtsraths Duveyrier aus, der in der Verehrung der Romantiker aufgewachsen ist und sich noch in seinen reifen Jahren in seinen Ausdrücken und den Gesinnungen, die er zur Schau trägt, die Eigenthümlichkeiten dieser Schule bewahrt hat. Duveyrier hat, wie Zola sagt, um jeden Zweifel daran, was er mit dieser Person hat sagen wollen, zu heben, „das beständige Bedürfniß, seine sinnlichen Gelüste mit der kleinen blauen Blume zu schmücken . . . Es nagte an seinem Herzen, daß die Poesie dahin sei; und daß er die kleine blaue Blume nicht pflücken könne." Die

blaue Blume der Romantik! Dieser Romantiker ist natürlich ein elender Lump, ein Heuchler der verwerflichsten Art, sittenlos, geldgierig, ein Mensch mit einem Worte, wie er nicht mehr möglich wäre, wenn der Naturalismus allein das Feld behauptete.

Balzac dagegen, er ist das Wahre! So wahr, daß ihn die verkommene Gesellschaft gar nicht lesen kann. „Er ist zu traurig!“ Und der nach ihm gekommen: Emil Zola, der ist der Wahrste! Er selbst führt sich als handelnde Person in seinen Roman ein, allerdings gar bescheiden, wie es wohl die Maler großer historischer Gemälde gethan haben, die ihr Porträt im Hintergrunde angebracht und sich in die bescheidene Kleidung eines Dieners gehüllt haben. In dem Hause, in dem dieser gräuliche Mischmasch moralischer und physischer Krüppel sich zusammengethan hat, wohnt im zweiten Stock ein Herr mit seiner Frau, der ganz außer dem Zusammenhang der übrigen Gesellschaft steht. Die übrigen Miether, die Eines Geistes Kind sind, verachten diesen Sonderling, und der Portier zieht höhnisch die Schultern in die Höhe, wenn von dem „Herrn im zweiten Stock“ die Rede ist. Wer ist dieser wunderliche Heilige unter all diesen Schächern? Nicht einmal wird er redend eingeführt, nicht einmal in eine der Handlungen hineingezogen. Wir erfahren es ganz am Schluß: Der Mann soll verhaftet werden, weil er einen „schmutzigen Roman“ geschrieben hat. „Ja,“ sagt der Portier, „die Leute im zweiten Stock haben ganz Recht, wenn sie sich verstecken und mit keinem der übrigen Miether umgehen. Nun wissen wir auch, was sie da oben zusammenbrauen, wenn sie sich so häuslich stellen! Und so Etwas hält Wagen und Pferde, und diese Schmiererei wird mit Gold aufgewogen!“ Wer wollte da nicht den sittenreinen Naturalisten erkennen — den einzigen, der viel leiden muß in dieser Welt voller Sünde und Thorheit? —

VI.

Ein jeder neue Roman von Emil Zola befestigt in uns die tiefe Ueberzeugung, daß dieser Naturalismus durch und durch falsch ist, falsch in seinem Ausgangspunkte, falsch in seiner Richtung, falsch in seinem Ziele.

Das Verhältniß zwischen Wahrheit und Dichtung wird von diesen Naturalisten nur in dem allerbeschränktesten Sinne erfaßt. Es kann niemals die Aufgabe der Kunst sein, daß ihre Werke uns nur den Ausruf entlocken sollen: „Ja, das ist wahr, es gibt solche Schufte! Ja, der menschliche Jammer, die Verkommenheit sind so groß, wie sie hier geschildert werden.“ Dann wäre eine Gerichtszeitung, eine jede Criminalverhandlung, die unerwartete Gemeinheiten, welche im Verborgenen schlummern, an die Oeffentlichkeit bringt, ein Kunstwerk besonderer Art. Es gibt nichts Wahreres als den sogenannten „Lustmörder“ in Bochum, als Dumollard und Traupmann. Es ist eine lächerliche Beschränkung des Dichters, wenn man ihn mit dem alten Gemeinplatz zu beirren sucht: „nur das Wahre ist schön“; da fehlt der Nachsatz: „in der Dichtung soll aber nur das Schöne

wahr sein!“ Sonst ist's doch wahrlich nicht der Mühe werth, zu schaffen. Gewiß ist auch das Häßliche der schönen künsterischen Durchbildung und Gestaltung fähig; aber daß nur das Häßliche in der Kunst berechtigt sei, das ist ein so sinnloses Paradox, daß man staunen muß, wie ein geistvoller Mensch die Keckheit haben kann, diesen Widersinn mit seinem Namen und seinen Werken zu vertreten.

Sollen die Statuen des Hermes und der Venus zertrümmert, soll nur noch der lüsterne Faun und der verkrüppelte Sklave aus dem Stein gehauen werden? Sollen von der Leinwand nicht mehr der Charakterkopf eines bedeutenden Mannes, das lachende Antlitz eines schönen Weibes, eines lieblichen Kindes uns entgegenblicken? Sollen wir nur widrige Fratzen, Aussätzige und Verfaulte sehen? Soll aus der Musik nur noch in wüsten Mißklängen das Geplärr der Gassen und das Gestampfe der Maschinen an unser Ohr dringen? Sollen wir darauf angewiesen sein, in den Werken der Dichter nur mit verlumptem und verkommenem Gesindel, mit schmutzigen Kerlen und feilen Dirnen zu verkehren? —

Zola hat eine wahre Scheu vor Angenehmem und Wohlthuendem. Es steht ihm wahrlich übel an, über George Sand zu spötteln. Das Gefühl des Schönen und Edlen, das selbst durch die Verirrung der Leidenschaft siegreich durchbrechen kann — es ist ihm fremd. Er macht sich darüber lustig, weil er es nicht kennt oder nicht kennen will. Seine Beredtsamkeit, die ganz erstaunlich ist, sobald es sich um Gemeinheiten handelt, versagt, sobald er von anständigeren Dingen und Gefühlen sprechen muß. Dann stottert er und stockt wie in einer Zwangslage. Man hört es förmlich aus den Seiten heraus, wie er unwillig einen lästigen Druck erduldet, er stöhnt, als habe er eine schwere Arbeit zu verrichten. Dagegen wird ihm die Zunge leicht und freudig, wenn es sich darum handelt, etwas recht Widerwärtiges in widerwärtiger Form zu sagen. Ich unterschätze die materielle Arbeit, die dazu erforderlich ist, in keiner Weise. Es ist gewiß eben so schwierig, für einen rohen Begriff einen wüsten und häßlichen Ausdruck zu finden, wie einen wohlgebildeten und erfreulichen. Und wie es um den Ausdruck bestellt ist, so ist es auch um die Gesinnungen bestellt, um die Beweggründe zu der Handlung, um die Handlung selbst.

Zola ist eben der Ueberzeugung oder — ich muß diese Einschränkung immer wieder anbringen — behauptet der Ueberzeugung zu sein, daß nur das Scheußliche wahr ist; und da, wo sich das Weihevolle gewissermaßen aufdrängt, muß es schleunig entweiht werden. „Rien n'est sacré pour un sapeur“, heißt ein französisches Lied. Für diesen Dichter, der es zu seiner Aufgabe gestellt hat, die Mine unter die Gesellschaft zu legen, giebt es nichts, was heilig wäre, weder die Kirche während der Verheirathung, noch das Muttergottesbild, das zu einem lächerlichen Scherze benutzt wird, noch der Tod und dessen grausige Vorboten.

Das Mädchen stürzt betroffen in das Zimmer Clotildens; man hat

einen dumpfen Schlag gehört. „Der Herr! der Herr!“ ruft sie entsetzt. Da liegt der alte Vabre, vom Schlage gerührt. Das genügt nicht! Das Antlitz des Sterbenden muß noch besudelt werden. Er schlägt mit einem Auge aufs Tintenfaß, und „die kleinen schwarzen Tropfen laufen an der Wange herab bis zum Mundwinkel“. Man muß sich lange besinnen, ehe man dergleichen findet! Bei dem Anblicke eines Sterbenden könnte einen ja einmal etwas von dem geheimnißvoll edlen Schauer beschleichen, den die Weihe des Todes um sich verbreitet — das soll nicht sein. Entweihung ist die große Aufgabe. „Malheureux! l'agonie de notre pauvre père ne t'est pas même sacrée!“ Das Wort, das Clotilde ihrem Bruder sagt, man möchte es dem Verfasser von „Pot-Bouille“ zurufen.

Soweit ist es gekommen, daß wir uns nach „Nana“ sehnen! Es war doch wenigstens ein hübsches Weib, und sie hatte doch wenigstens einmal in ihrem Leben, als an die Brust dieses traurigen Stadtkindes auf dem Lande der heilige Odem der Natur schlug, so etwas wie ein unschuldig reines Gefühl. Da lag doch silberner Mondschein licht und herrlich über den schlummernden Bäumen, da erzitterte doch einmal der würzige Hauch der unentweihten Natur, da wehte doch einmal frische Luft! Aber hier?

Nichts als Jammergestalten, nicht eine einzige, die nur interessant wäre, Strolche und Lumpe der gewöhnlichsten Art! Niedrigkeit der Gesinnung, Schachern und Feilschen, Bestreben des gegenseitigen Uebervortheilens, Liederlichkeit ohne Leidenschaft, Vergehen und Verbrechen ohne Sinn und Verstand! Ein beliebiger Knote, der ein wahrheitsgetreues Tagebuch führt und des Ausdrucks mächtig ist, dem das Gefühl, daß gewisse Dinge besser ungesagt bleiben oder, wenn sie durchaus gesagt werden müssen, wenigstens eine gesellschaftsfähige Hülle verlangen, gänzlich unbekannt ist, könnte uns denselben Genuß bereiten, den uns Zola mit dem „Pot-Bouille“ gewährt.

Es ist eben ein großer Irrthum, wenn die Dichter des Naturalismus glauben, die Enthüllung der menschlichen Niedrigkeit und Verkommenheit sei schon deshalb interessant, weil diese Niedrigkeit und diese Verkommenheit thatsächlich vorhanden sein mögen. Das Nackte ist ja allerdings auch vorhanden, es ist ja auch vollkommen wahr; aber das verhindert doch nicht, daß sich Zola wenn er mit Menschen verkehrt, Kleider anzieht, die über das Bedürfniß des Schutzes gegen die Witterung hinausgehen.

An keinem wird ein gutes Haar gelassen. Wir haben diese Galerie von Männern und Weibern betrachtet! Bedenken denn die Autoren nicht, daß auch sie Mütter, Frauen und Schwestern haben, um wenigstens einige Ausnahmen gelten zu lassen, wenn sie die Sittenlosigkeit der Weiber als die Regel aufstellen? Und es ist ja gar nicht wahr, was uns da gesagt wird. Die Pariser Bourgeoisie hat sicherlich ihre Fehler und ihre Laster, aber so schlimm wie Zola sie schildert, ist sie sicherlich nicht! Schlimm ist nur, daß Zola keinen Sinn für das Tüchtige und Ehrenhafte hat. Und die Franzosen mögen sich bei ihm bedanken. Wenn sie diesen Propheten ehren,

so stehen sie auf einer Erhabenheit des Standpunktes, an die keine andere Nation hinanreicht, denn kein Schriftsteller thut so viel dazu, die Achtung vor seinem Lande zu vernichten und die Vorurtheile gegen dasselbe zu schärfen, wie gerade Zola.

Freilich ist der Erfolg, wie er sich durch Zahlen ausspricht, ganz gewaltig; aber es sollte mich doch sehr wundern, wenn er dauerhaft wäre. Es ist kaum noch möglich, diese Lectüre für Erwachsene zu bewältigen. Es konnte nicht fehlen, daß ein großes Talent im Dienste des Verwerflichen Aller Blicke auf sich ziehen, daß Zola heftige Gegner und leidenschaftliche Vertheidiger finden würde. Aber nun kennt man das leidige Lied, und die beständigen Variationen werden obenein mit der Zeit noch langweilig. „Pot-Bouille“ steht auch als rein schriftstellerisches Werk gegen „l'Assommoir“ und „Nana“ sehr erheblich zurück. Es ist matter und müder — Zola hat seinen Köcher geleert und den Strang seines Bogens verbraucht. Erst gegen das Ende des Romans rafft er sich zu den stärkeren Leistungen auf, die die Kritik, wenn sie die Verwerflichkeit seiner Dichtungen tadelt, noch immer zu einer respectvollen Behandlung des Schriftstellers nöthigen.

VII.

Zolas Weltanschauung ist immer trüber und trüber geworden.

„Wieviel Jammer!“ ruft der Priester aus, und der Arzt entgegnet: „Es ist das Leben.“

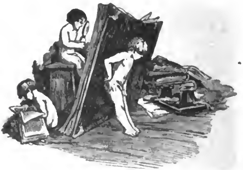
Es ist das Leben nach der Auffassung eines Schwarzsehers wie Zola, nicht das Leben, wie es das reine Gemüth des Dichters erfaßt. Dieser läßt seinen Helden ausrufen: „O Königin, das Leben ist doch schön!“

Das Geheimniß dieser ganzen naturalistischen Dichtung Zolas wird durch eine grausame Offenheit enthüllt. Es ist ein überwundener Standpunkt, daß das Leben im Sinne des Dichters interessant ist, wo man's packt; der Dichter Zola stellt das Programm auf: wenn man sich wohl befindet, ist es nicht mehr interessant! Seite 467: „quand on se porte si bien, ce n'est plus intéressant.“ Da haben wir den leitenden Grundsatz des naturalistischen Katechismus! Gesundheit ist langweilig, wir wollen interessant sein, und deshalb befassen wir uns nur mit dem Krankhaften. Es ist zu verwundern, daß ein so kluger Mann wie Zola in dieser unvorsichtigen Weise die Geheimnisse seiner Schule hat ausplaudern können.

Befindet er sich etwa auch von Zeit zu Zeit in der Stimmung seines Abbé Mauduit? Beschleicht auch ihn mitunter der Zweifel, ob er ein guter Priester, ein getreuer Diener am Worte sei, und ob er mit dem Pfunde, das ihm gegeben, so wuchere, daß er die schließliche Abrechnung nicht zu fürchten hat? Wenn er in der Welt eben nur den Sieg der Dummheit und des Lasters sieht, wenn er überzeugt ist, daß alle sittlichen Stützen unserer Ordnung zusammenbrechen, dann wäre es begreiflich, daß er wie sein Priester ohnmächtig hinsinkt und nicht mehr die Kraft verspürt, sich durch diesen

menschlichen Jammer hindurchzuarbeiten. Und wenn er dann in dem Glauben, daß die Wahrheit todt und der Himmel leer ist, verlangend aufblickt, dann wird auch für ihn, wie für den Abbé Mauduit, der Heiland „nur eine leblose bleiche Gypsfigur ohne einen Blutstropfen" sein.

Mit Ekel und Widerwillen schlägt man das Buch zu, zugleich mit tiefem Bedauern, daß ein begabter Dichter der Verfasser ist, der in seinem Selbstbewußtsein keine andere Meinung anerkennt, als die seinige, der den Anspruch darauf erhebt und die Kraft zu besitzen glaubt, die ethischen und ästhetischen Anschauungen einer ganzen Culturepoche nach seinem Willen umzugestalten. Verdrossen und erbittert gegen sich und seine Umgebung legt man das Buch aus der Hand, um es nie wieder aufzunehmen. Denn man hat genau die Empfindung, die das Kammermädchen Lisa ausspricht: Man wird von der unanständigen Gesinnung dieser Gesellschaft angesteckt. „Ma parole; on y devient malhonnête malgré soi."



Illustrirte Bibliographie.

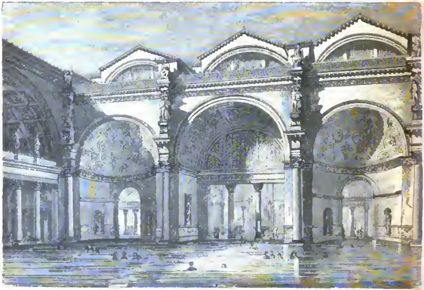
Conversationslexicon. 13. illustrirte Auflage. Leipzig. F. A. Brockhaus.
Wir sind in der beneidenswerthen Lage, zwei Conversationslexica zu besitzen, welche sich durch ihre verschiedenen Vorzüge die Palme streitig machen, ohne daß man entschieden eines davon für den Sieger erklären könnte. Bei dem Ankaufe eines solchen Handbuches entschied man sich aus irgend einer Liebhaberei oder aus einem kleinen Grunde für den Meyer oder für den Brockhaus; aber Niemand hätte



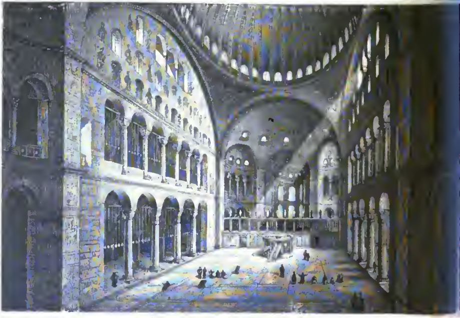
Aus F. A. Brockhaus' „Conversationslexicon".

zu sagen gewagt, daß er das Nichtgewählte für schlechter hielte; die Meisten hätten gewiß am Liebsten beide zugleich gekauft.

Der Brockhaus ist das ältere von den beiden Büchern; er hat schon ein beinahe ehrwürdiges Alter, denn seine Anfänge fallen mit denen unseres Jahrhunderts zusammen. Seine Entstehungsgeschichte ist eine ziemlich merkwürdige, ein kennzeichnendes Stück aus einer elenden Zeit. In der vorzüglichen Lebensgeschichte von F. A. Brockhaus, dem Stifter des Geschäftes, findet man die vollständigen, urkundlich belegten Nachrichten darüber, mit wie viel kleinlichen Schwierigkeiten, mit wie viel Bosheit



Aus F. A. Brockhaus' „Conversationslexicon".



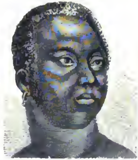
Aus F. A. Brockhaus' „Conversationslexicon".

und Mißgunst und Unverstand ein Mann damals zu kämpfen hatte, wenn er einen guten Einfall großartig ausführen wollte.

In der That trat das Brockhaus'sche Conversationslexicon von vorherein als Sieger auf. Wer einmal die erste Auflage gesehen hat, der weiß, daß sie sich immer



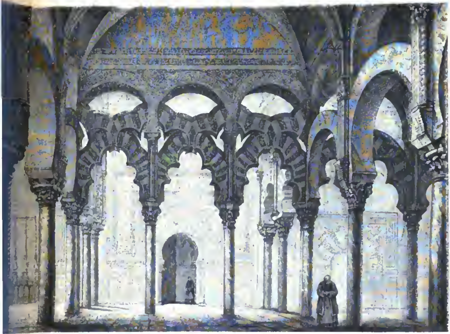
Bewohner von Tigre (Abessinien).



Neger von der Goldküste.

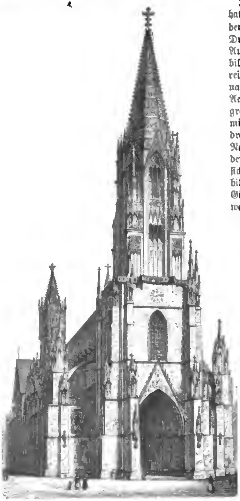
Aus F. A. Brockhaus' „Conversationslexicon".

noch etwas altväterisch zwar, aber sehr stattlich darstellt, und daß man sie auch ganz gut brauchen kann. In den siebzig Jahren, die seitdem verflossen sind, ist es zu einem



Innere Ansicht der Moschee zu Cordova.
Aus F. A. Brockhaus' „Conversationslexicon."

Hausbuche geworden, ist sein Name schon in's Sprichwort gekommen, und hat es sich mannhaft gegen jeden Wettbewerb behauptet.



Der Münster zu Freiburg i. Br.
Aus F. A. Brockhaus' „Conversationslexicon."

In den letzten Jahren allerdings hatte das Meyersche ihm ein wenig den Rang abzulaufen begonnen. Der Druck war gefälliger, vor Allem die Ausstattung mit Karten und Abbildungen (die im Brockhaus fehlten) reicher. Die Verleger haben demnach eingesehen, daß sie in dieser Aeußerlichkeit ihr Werk einer durchgreifenden Veränderung unterziehen müßten, und sie haben bei dieser dreizehnten Auflage danach gehandelt. Nachdem gegenwärtig der erste Band derselben abgeschlossen ist, kann man sich ungefähr ein Urtheil darüber bilden, und dieses fällt auf das Günstigste aus. Daß der Text theilweise sehr bedeutend umgearbeitet worden ist, versteht sich von selbst, und daß bei der Redaction desselben Gelehrte ersten Ranges thätig gewesen sind, versteht sich desgleichen, und daß das Werk gut ausgefallen ist, braucht wohl nicht erst versichert zu werden. Es seien nur noch einige Worte über die Ausstattung gesagt. Für den Text sind jetzt ebenso wie bei Meyer gebrochene Spalten gewählt worden. Man ist das nun einmal bei Wörterbüchern so gewöhnt und freut sich des Zugeständnisses so, daß man gern die Verkleinerung des Druckes mit in den Kauf nimmt. Außerdem sind dem Buche Karten und Holzschnittillustrationen (von denen wir einige Proben geben) beigelegt worden. Beides entspricht allen Anforderungen, die man nur stellen mag. Hoffentlich schließt sich nun Brockhaus dem Vorgange des bibliographischen Instituts (wo Meyer's Lexicon erscheint) auch darin an, daß er einen Schlüssel (der wirklich sehr brauchbar ist) und Jahressupplemente veröffentlicht. Etwas diesen Aehnliches besaß er schon früher in „Unserer Zeit" vor der Umgestaltung dieser Zeitschrift. Jedenfalls ist es eine sehr wünschenswerthe Zugabe, denn ohne sie veraltet solch ein Buch, das ein immerhin ziemlich kostbares Ding ist, doch gar zu schnell.

—ck.

Adolf Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen. In Holz geschnitten von O. Vogel, A. Vogel, Fr. Unzelmann und H. Müller. 200 Blätter, mit Text von Ludwig Pietsch. Berlin 1882. R. Wagner's Verlagsbuchhandlung. 4 Bände.

Das vorliegende Werk ist eine sogenannte Liebhaberausgabe: es sind überhaupt nur dreihundert Exemplare davon abgezogen worden. Der große Erfolg, den es sofort gefunden — binnen kürzester Frist waren 200 Exemplare verkauft — spricht nicht nur für den Werth der Veröffentlichung, sondern auch dafür, daß dieselbe einem lange gehegten und allgemein empfundenen Wunsche entgegenkam.

Jener Wunsch hat in der That bestanden. Man wußte, daß diese Menzel'schen Illustrationen das Schönste waren, was unter dem geistreichen Stifte des damals jugendlichen Meisters hervorgegangen, und das Vollkommenste, was der neuere Holzschnitt hervorgebracht hatte. Und die wenigen Blätter daraus, die sich hie und da in die Mappen eines Kunstfreundes verirrt hatten — Preisstücke seltenster Art — bewiesen denen, die sie gesehen, daß jenes Urtheil keineswegs übertrieben hatte. Die Sammlung selbst aber war eigentlich unerreichbar, denn sie bildete einen Bestandtheil der Prachtausgabe von den Werken Friedrichs des Großen, die Friedrich Wilhelm IV. veranstaltet hatte.

Diese Prachtausgabe war selbst nur in einer sehr beschränkten Anzahl von Exemplaren abgezogen worden, welche überhaupt nicht auf den Büchermarkt gekommen sind. Sie wurden an die großen öffentlichen Büchereien abgegeben, oder an Männer von ganz besonderer Auszeichnung verschenkt: unter Anderem — und das ist wohl ziemlich der letzte Fall eines solchen Geschenkes gewesen — erhielt Thiers kurz nach dem Frankfurter Frieden diese beneidenswerthe Gabe.

Wer gern Büchereien besucht, der hat diese in Maroquin gebundenen Quartanten gewiß oft genug gesehen: meist stehen sie neben anderen Prunkstücken an bevorzugtem Platze — mehr zum Augentrost als zur Benutzung bestimmt, denn sie werden nicht verliehen und nur für Kenner im Lesezimmer ausgelegt. Der Text dieser Ausgabe ist seitdem allen folgenden zu Grunde gelegt worden. Der bekannte Friedrich-Kenner Preuß hatte die Bearbeitung desselben, mit der dem Namen nach die Berliner Akademie betraut worden war, übernommen. Der großen Sorgfalt, womit diese Aufgabe durchgeführt worden war, entsprach die äußere Ausstattung. Von dem Einband ist schon geredet; Druck und Papier, durch die damalige Geheime Ober Hof-Buchdruckerei von Decker geliefert, waren das Schönste, was zu jener Zeit geleistet werden konnte, und werden noch heute kaum übertroffen worden sein. Außerdem waren zum Schmucke des Werkes große Bildnisse bestimmt, deren Zeichnung und Stich in die bewährtesten Hände gelegt wurden.

Daß der königliche Herausgeber sich damit nicht begnügte, sondern auch dem Holzschnitte eine wenn auch bescheidene Hilfsleistung bei dem großen Werke zugewiesen, das ist ein Ruhm für seinen feinen Kunstsinn, den der Umstand nicht schmälern wird, daß er sich schwerlich über die Bedeutung dessen, was er damit gethan, klar gewesen ist. Man muß ja den Vorgängen schon ferner stehen, um sie recht zu würdigen. Heute wissen wir wohl, was jener zu besagen hatte.

Der Holzschnitt war damals eine ganz junge Kunstübung. Was die großen Meister des 16. Jahrhunderts geleistet hatten, das hatte schon vor dem großen Kriege der verwildernde Geschmack zu übersehen angefangen, und hatte sich ganz dem Metallstiche zugewendt. Von der Illustration und der Herstellung großer Blätter beinahe völlig ausgeschlossen, fristete jener ein kümmerliches Dasein, dem er eigentlich erst im Anfange dieses Jahrhunderts entzogen worden ist, als gleichzeitig die Sammellust sich den alten Holzschnitten zuzuwenden begann, und nach und nach einige Holzschneider sich an das Licht der allgemeinen Aufmerksamkeit durcharbeiteten, welche Kraft und Willen besaßen, Besseres zu leisten als die Vignetten auf Tabaksdüten, die schließlich fast allein noch ihrer Kunst Aufgaben gestellt hatten.

Immerhin war die Entwickelung eine ziemlich langsame. Sie lag fast noch in den Windeln, als Adolf Menzel bekannt zu werden anfing. Der Geschichtsschreiber Kugler war einer der Ersten, dem er in die Augen fiel, derjenige jedenfalls, dessen Hilfe seine Volksthümlichkeit die erste und zugleich mächtigste Förderung verdankte. Er schrieb für ihn seine „Geschichte Friedrichs des Großen", die im Jahre 1840 herauskam. Es ist nicht grade das Muster einer Lebensgeschichte, ein etwas trockenes, sandiges Buch, dessen Inhalt schwerlich viel dazu beigetragen hat, dem Volke seinen Helden nahe zu rücken. Wenn es trotzdem einen nachhaltigen, noch heute fortwirkenden Erfolg gehabt hat, so dankte es diesen den Zeichnungen Menzels. Es ist wohl überflüssig, dieselben zu charakterisiren: Jedermann kennt sie. Sie sind das Beste, was wir über jenen Gegenstand besitzen, sind das unübertroffene Abbild jener denkwürdigen Regierungszeit, haben vor Allem das Urbild Friedrichs geschaffen, welches im Volke lebt und seitdem jeder neuen Darstellung zu Grunde gelegt wird. Für die damaligen Bewunderer kam aber noch ein Gesichtspunkt in Betracht, den wir heute nur noch nachempfinden können. Diese Illustrationen gaben eine ganz neue Anschauung von der Leistungsfähigkeit des Holzschnitts. Wenn bisher kein neuerer Künstler so für die Holzschneider zu zeichnen vermocht hatte, so hatte auch kein Holzschneider es so gut verstanden, die Absichten des Zeichners wiederzugeben, wie die beiden Vogels, Unzelmann und Müller.

Das Buch ist ein Markstein in der Geschichte des Holzschnitts. Den zweiten bezeichnet die Berufung der genannten fünf Künstler zur Betheiligung an Friedrich Wilhelms IV. Prachtausgabe. Es war das erste Mal, und es war eine hohe Auszeichnung, daß man den so lange mißachteten Holzschnitt wieder zur Ausschmückung eines so kostbar angelegten Werkes zuließ.

Im Spätsommer 1843 erhielt Menzel den königlichen Auftrag. Er sollte zu dem dreißigbändigen Werke 200 Schlußstücke zeichnen, die unter die einzelnen Schriften gesetzt werden sollten. Sechs Jahre hatte er auf die Ausführung verwandt: um Weihnachten 1849 war dieselbe erledigt. Es war nichts Kleines; rein äußerliche Dinge erschwerten seine Thätigkeit. Er durfte den Raum von 12 Centimetern im Quadrat nicht überschreiten, und dieses Maß erlegte natürlich auch der Wahl seiner Darstellungen eine gewisse Beschränkung auf.

Ueberblickt man heute diese Blätter im Zusammenhang, die bisher in den Schriften Friedrichs des Großen zerstreut gewesen, so hat man das Gefühl rückhaltslosester Bewunderung; ja man sagt sich, daß man dem Meister, so hoch man ihn immer geschätzt haben mag, bisher nicht entfernt gerecht geworden ist. Hier ist nicht nur das höchste Können: hier ist einer der geistreichsten Künstler des Jahrhunderts, ein feinsinniger Mensch voll anziehendster Liebenswürdigkeit.

Friedrichs Schriften zu illustriren, war, auch abgesehen von den vorhin erwähnten Schwierigkeiten, nicht leicht. Welche Aufgabe es gewesen, das erkennt man erst hier, in der meisterhaften Lösung. Friedrich der Große war das echte Kind seines Jahrhunderts, das es überhaupt liebte, alle Erscheinungen unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen. Er selbst nannte sich nicht umsonst den Philosophen. Gemäß dem herrschenden Geschmacke hatte seine Schreibweise von vorn herein wenig Sinnliches, Anschauliches, und dieselbe Abwendung davon zum Philosophischen hin zeigt auch die Wahl seiner Stoffe. Briefe, Schriften geschichtlichen, kriegswissenschaftlichen oder moralisirenden Inhalts, Gedichte, auf die der mit Vorliebe angewandte Ausdruck „Ode" vorzüglich paßt, wenn man sich darunter etwas Schulmäßiges denkt, das sind die Werke, worunter Menzel gleichsam das zusammenfassende Schlußwort setzen sollte. Denn mit wenigen Ausnahmen bot keines von ihnen ein Ereigniß, einen Gedanken, eine Wendung — irgend ein bestimmtes Ding, dessen Bild der Künstler nur hätte festzuhalten brauchen. Suchen mußte man den malerischen Punkt.

Erwägt man das, so begreift man, daß Menzel kaum weniger Geist brauchte, als einst dem königlichen Schriftsteller zur Verfügung gestanden hatte. Bei der Betrachtung

seiner Zeichnungen ist die Beobachtung, wie Menzel immer den malerischen Punkt gefunden, eine der genußreichsten Beschäftigungen. Ermöglicht wird sie allerdings allein durch den Text, für den man gar nicht genug Anerkennung haben kann. Dem Verfasser desselben, Ludwig Pietsch, blieb allerdings immer der letzte Ausweg, sich an den Künstler zu wenden und ihn zu fragen, wie er zu seinem Bilde gekommen sei und was er sich dabei gedacht habe. Immerhin wird er Friedrichs Werke kaum weniger gewissenhaft haben durchstudiren müssen als jener. Und die Frucht dieser Mühe? Fünf bis zehn, höchstens fünfzehn Zeilen Text zu jedem Blatte: eine kurze Beschreibung, wenn möglich die Textworte, worauf das Bild fußt, sonst nur eine ganz gedrängte Andeutung des Gedankenganges, den Menzel eingeschlagen. Nirgends drängt sich der Erklärer vor. Das ist eine Bescheidenheit, die den Leser doppelt dankbar für die untrügliche Zuverlässigkeit seines Textes stimmt. In dem Werke, worin wirklich Alles vollkommen und untadelig ist, hat auch der Führer Vollkommenes und Untadeliges geleistet. Das, was der Text giebt, ist nur das Nothwendige, ist aber auch ziemlich unbedingt nothwendig. Denn wer von uns kennt denn auch nur die Hauptschriften Friedrichs genauer? An ihm ist sein Französeln haften geblieben wie ein Fluch — nicht das mindest Tragische an seinem Bilde! Hoffen wir, daß diese Ausgabe mancher auch zu dem Schriftsteller zurücklenkt.

Wir sind meist gewohnt, Menzel als den großen Realisten zu betrachten, bei dessen Bildern man sich wohl etwas denken kann, von denen aber Niemand zu behaupten vermag, daß sie einen bestimmten Gedanken ausdrücken sollen. Hier nun wird man überrascht von der Fülle malerisch an den Tag gelegter Gedanken, genug, um eine ganze Schule von Programmmalern ihr Lebelang glücklich zu machen. Man erkennt, daß das, was wir bei ihm Realismus nennen, die freiwillige Zurückhaltung eines Mannes ist, der die Leistungsfähigkeit und Grenzen jedes Kunstgebietes erkannt hat. Menzel weiß eben, daß man viel mehr sagen kann, wenn man auf dem Boden eines Gedankenkreises steht, in den der Beschauer schon hereingetreten ist, daß dem Illustrator in diesem Sinne die Grenzen seines Ausdrucksvermögens sehr viel weiter gesteckt sind, als irgend einem andern bildenden Künstler.

Das gilt für den Fall, daß Menzel völlig in Friedrichs Kreise bleibt. Häufig genug aber nimmt er zu dem Stoffe, den dieser behandelt, seine ganz eigene Stellung. So sind die meisten seiner humoristisch gehaltenen Blätter entstanden. Allerdings nicht jenes, welches das Hochzeitsgedicht an Lentulus schließt: die Putten, die als Schweizerbuben verkleidet, den Sprecher mit dem Carmen voran, das riesige Käserad anschleppen — eine ganz prächtige Gruppe — entsprechen dem Inhalte des Gedichts an den Schweizer Lentulus, dem sein Gönner den heimathlichen Leckerbissen als Hochzeitsgabe schickt. Auch nicht die Illustration zum Palladion — jenem ziemlich frostigen Heldengedicht auf die komischen Fährnisse „meines dicken Valori" — übertriebene Nachahmungen alter Kupferstiche billiger Herkunft, deren gamaschige Wichtigthuerei jedenfalls belustigender ist, als die Verse des großen Königs. Auch der über dem Munitionswagen hängende Vorhang mit der assyrischen Adlerjagd — die Jäger tragen die Züge Maria Theresias, Ludwigs XV. und der Pompadour — entspricht noch ziemlich der Satire Friedrichs, die das Bild illustrirt. Häufig tritt aber der Illustrator vor und spricht zum Schluß eine humoristische Glosse: so wenn er unter den Lustspielen, die während des Kriegs verfaßt worden sind, den Feldherrn darstellt, der sich den Soccus anschnallt, während die Muse laut lachend unter dem Baume sitzt und ihm zusieht. Oder wenn er unter die „Cavallerieinstruction" das Bild zweier studirender Lieutenants setzt: eines Strebers, der fleißig studirt, und eines andern, dem die ermüdete Natur den Gehorsam geweigert hat und der von besseren Gefilden friedlich träumt. Oder wenn er unter den „Elementen der Castrametrie" darstellt, wie ein harmloser Maler, der das Lager aufnehmen will, von einem schnauzbärtigen Husaren so grob fortgewiesen wird, daß er aus Angst vor der erhobenen Pistole Hut und Malkasten und Alles verliert. Ja er tritt dem Schriftsteller gradezu gegenüber oder spricht wenigstens aus, was dieser

schwerlich zugestehen mag. Unter die schwungvolle Ode an die „göttliche Emilie" — Frau von Châtelet, die Geliebte Voltaires, der man den Hof machen mußte, wenn man den Ausbund des Jahrhunderts gewinnen wollte — zeichnet er eine Eule, die wohlgefällig den dicken Weihrauch einathmet —: die ebenso eitle als gelehrte Frau würde sich über das Bildchen schwerlich sehr gefreut haben.

Er scheut sich auch nicht, den König zu verbessern. Nennt dieser Newton und Locke als die Fürsten der Wissenschaft, so setzt er neben ihr Bild das Keplers und des Kopernikus. Und über den Schandpfahl, an den Friedrich den Machiavell geschlagen, hängt er den Lorbeerkranz und setzt seine Jahreszahl 1840 darunter.

Andere Blätter wieder geben dem zartesten Empfinden den poetischen Ausdruck. Da ist ein Briefwechsel zwischen Vater und Sohn: meist dürre Worte, viel ist darin von „langen Kerls" und Landwirthschaft und Geld die Rede. Das Bild dazu zeigt den Kronprinzen als Gärtnerburschen, der den strengen Vater in einer Baumschule umherführt. Als Porträts sind die beiden Gestalten höchst charakteristisch: aber diese Situation zu finden, dazu gehörte der Patriot und der feinsinnige Mensch, der zwischen den Zeilen liest. Aehnlich zeichnet er unter dem Briefwechsel mit der Mutter, der fast nur halbamtliche Siegesberichte enthält, eine Victoria, die der alten, an den Stuhl gefesselten Frau die Palme bringt. Sehr schön sind auch die Schlußstücke zu den drei Theilen der Correspondenz mit Voltaire. Der erste geht bis 1740: hier beugt der Franzose sich vor dem Strahlenglanze des aufgehenden Gestirns zur Erde. Der andre, der mit dem unglücklichen Ausgange des Berliner Besuches schließt, zeigt jenen unter der Gestalt eines alten Juden, der sich zu der fern ausgebreiteten Stadt zurückwendet, sie zu verfluchen. Die Freundschaft hat damit kein Ende, es folgt ein Nachsommer, den erst Voltaires Tod abschließt: wir sehen die Leiche auf dem Schaubette, von Lorbeern bedeckt, auf dem hageren Todtengesichte noch immer die Spuren jenes Geistes, der es schön gemacht, und jenes böse Lächeln, das dem warmen Herzen des großen Todten so viel Unrecht gethan. D'Alembert, den der König wohl am Liebsten gehabt, weil er nie vertraut mit ihm verkehrt hatte, ist als junger Heros dargestellt, der, riesig auf der Weltkugel stehend, den Python bezwingt, an dessen Brüsten Schlangen saugen, und als Diogenes, vor dessen Tonne Alexander lauschend sitzt.

Die Allegorie nimmt überhaupt, wie es ja in der Natur der behandelten Schriften liegt, unter den Darstellungsarten ein weites Feld ein. Selten beruht sie in bloßen Attributen, die dann freilich immer in der geistreichsten Weise erfunden sind, wie Preußens Compaß, der Entwurf über den Fürstenbund u. s. w. An christlicher Allegorie findet man wenig; dieselbe scheint überhaupt zu arm, zu unbildlich zu sein, um außer in Andachtsschriften rechte Verwendung finden zu können. Nur der Spruch: „Und er soll Dir den Kopf zertreten" ꝛc. hat zu einer glücklichen Verwerthung Anlaß gegeben. Das Bild der drei Fanatiker, des Lutheraners, des Calvinisten und des Katholiken, die grimmig der verschlossenen Pforte den Rücken kehren, über deren Oberschwelle das Licht der Erkenntniß herausbricht — das kann man doch schwerlich mehr als eine christliche Allegorie gelten lassen. Dagegen zeigt Menzel, daß er Schulen und Akademien mit Nutzen durchlaufen, in der Benutzung antiker Anschauungen. Da findet man beinahe den ganzen Schatz beisammen: Heracles und Jolaos, welche die Hydra bekämpfen, Asklepios im Ringen mit der todtbringenden Atropos, Mars, der den Janustempel öffnet, Sisyphus (er steht unter der „Ode an die Preußen" und soll ihre angenehme Daseinsaufgabe symbolisiren) u. s. w. Höchst eigenthümlich, aber dem Geiste des Rococo nicht widersprechend und auch mit unseren Anschauungen wohl vereinbar, ist die Mischung allegorischer Figuren mit modernen. Die Illustration, die ja stets im Zusammenhange mit dem Texte bleibt und von vorn herein so empfangen worden ist, braucht sich das nicht zu versagen. Ein hübsches Blatt der Art stellt Friedrich dar, wie er mit der einen Hand seines Vaters krankem Diener nach dem Pulse faßt, mit der andern die Todesgöttin vom Lager wegzudrängen sucht. Noch ausgeprägter und überaus ausdrucksvoll tritt diese Mischung in dem Schlußstücke zu einer der historischen Schriften

auf: unter den Fittigen der Nacht, die auf die Augen des Feindes Schlummersäfte auspreßt, eilt ein preußischer Grenadier über die Leiber der Oesterreicher hinweg, deren einer, schon hinter ihm, sich drohend aufrichtet und wenigstens nachträglich nach dem Schwerte greift.

Eine lange Reihe von Bildnissen enthält das Werk. Es ist eine Art Orbis pictus des XVIII. Jahrhunderts. Fürsten und Fürstinnen in langer Reihe, Feldherren und Staatsmänner, Gelehrte und Dichter: man findet ihrer viele und vermißt kaum einen, dessen Angesicht man gern sehen möchte. Und es sind historische Porträts. Jeder einzelne ist gewissermaßen handelnd dargestellt: Peter III, wie er eben den Thron bestiegen und nun seinem Helden die Friedenshand entgegenstreckt, Karl VII. schlaff und verrottet, die Pompadour am Schreibtisch, beschäftigt mit den berüchtigten Briefen an Maria Theresia u. s. w. Eines dieser Bildnisse ist übrigens in einer Nebensache merkwürdig: Im vorigen Jahre bewunderte man es allgemein als einen ganz neuen Einfall Reinhold Begas', daß er den Mantel so um sein Moltke-Bildniß schlug, daß dessen Falten den Ansatz der Büste verdeckten. Menzel zeichnet eine prächtige Büste der Katharina, bei welcher der Mantel genau so behandelt ist. Auch eine Huldigung sei erwähnt, die unser Künstler einem Abgeschiedenen darbringt: unter den Briefwechsel mit Moritz von Sachsen hat er eine Skizze von Pigalles großartigem Denkmale im Straßburger Münster gesetzt.

Um diese Bildnisse nun schlingen sich die anmuthigsten Rahmen und Cartouchen, in ihren Zierrathen voll von sinnreichen Anspielungen, daß der Betrachter gar nicht müde wird. Menzel ist hier ganz in die Anschauung des Rococo eingedrungen, jenes merkwürdigen Zeitalters, dessen Haarbeutel leicht und gefällig wie Psycheflügel auf den Schultern schwebt. Auch die Umgebung seiner Gestalten, die geschwungenen Linien des Hausraths, die lichten Räume, die geblähten Draperien — Alles zeigt die Anschauung jenes Jahrhunderts. Derselbe Mann, der den Geist des unsrigen erfaßt und ausgedrückt hat wie kein Anderer, findet sich mit Leichtigkeit auch in jene Formen. Bei den Soldatenbildern zeigt sich dieser historische Geist natürlich am auffälligsten. Menzel, dem wir ja die Uniformtypen von Friedrichs des Großen Heer verdanken, weiß selbstverständlich, wie jeder Gamaschenknopf sitzt, und welche Falten die gefüllte Patrontasche in den Waffenrock preßt. Da ist nichts Gequältes; Alles ist wie spielend hingeworfen.

Und ebenso steht es mit den Darstellungsgegenständen an sich. Dieses Formengedächtniß ist unerschöpflich und untrüglich. Jede Bewegung ist mit einer Sicherheit gefaßt, der gegenüber ein Zweifel gar nicht aufkommt. Ob das blos ein nackter Arm ist, der mit einigen Lorbeerblättern das blutige Schwert abwischt, oder eine verbundene Hand, die steif und vorsichtig in den vorgehaltenen Panzerhandschuh fährt — eine Bewegung, die man doch nicht alle Tage in der Küche sehen kann — das ist ganz gleichgiltig. Es sind Blätter darunter, die den Eindruck einer ganz erstaunlichen Naturwahrheit machen. Da ist ein Soldat, der sich lange mit einem überlangen Reisigbündel krumm geschleppt, und der es nun erleichtert neben dem Feuer — nicht hinwirft, sondern einfach fallen läßt; da ist ein anderer, der sich den Rock auszieht, und dem es dabei augenscheinlich gar nicht schnell genug von der Hand gehen kann; ein Dicker, der sich gähnend räkelt und die Arme mit den geballten Fäusten streckt. Oder stürmende Grenadiere, im Satze über einen Graben springend, stolpernd, fallend, sich wieder aufraffend, sechs Bewegungen durcheinander, jeder scharf im kurzen Augenblicke aufgefaßt.

Ueberall findet man in den Zeichnungen diese Wahrheit und diese großartige Einfachheit. Menzel bietet keine erdrückenden Mittel auf: das hat er nicht nöthig. Aber er verfällt auch nirgends der Geleckheit. Ueberall begnügt er sich mit dem Ausdruck der Natur. Und was er damit erreicht! Da wird ein Pferd vorbeigeführt und dreht den Kopf nach einem Invaliden, der am Brückenrande sitzt. Kann man sich etwas Einfacheres denken? Aber man muß sehen, was Menzel daraus gemacht

hat. — Fast alle dieser Illustrationen sind Bilder an sich, die auch losgelöst vom Texte als abgeschlossene Kunstwerke erscheinen. Meistens sind es Genrebilder, die sich so anspruchslos geben, so ohne Suchen nach dem gebräuchlichen Witz, daß man sie nicht beschreiben kann. Was ist an zwei Kadetten zu sehen, von denen der eine studirt, der andere gelangweilt in den grauen Tag hinausstarrt? Ueber so einen Stoff muß erst ein Menzel kommen. Man hat diesen Bildern gegenüber die Empfindung, daß hier köstliche Reichthümer achtlos, ungezählt hingeschleudert werden, weil sich ihr glücklicher Besitzer ihrer Unerschöpflichkeit sicher bewußt ist. Er braucht seine Phantasie nicht zu quälen: die Bilder strömen ihm fortwährend von Neuem zu.

Man kann hier auch Studien zu dem angenehmen Gemeinplatze: „Menzel sieht nur das Häßliche" — machen. Das ist gewiß nicht wahr. Ihm geht nur der Ausdruck über die Schönheit der äußeren Form. Der oben erwähnte Sisyphus ist freilich keine Gestalt, die in Jugend prangt, dafür ist sein Stemmen gegen die zermalmende Schwere des zurückrollenden Steines um so glaubhafter dargestellt. Hier ist die Schönheit eine innerliche und sie ist sicher schätzenswerther als die flache Gefälligkeit. Daß Menzel auch schöne Dinge, nicht nur geistig, sondern auch körperlich schöne Dinge sieht, dafür findet man hier zehn Belege statt eines.

Jenes Streben nach unbedingter Wahrheit hat übrigens Menzel, dessen Realismus, wie schon oben gesagt, nicht eben Plattheit bedeutet, nicht verhindert, bisweilen auch ein wenig phantastisch zu sein. So findet sich auf einem Bilde ein Theil nicht für die Anschauung des Betrachters, sondern aus der einer der Figuren heraus dargestellt. Es ist die Illustration zu einem Gedichte, das Ermahnungen vor Ausschweifungen enthält. Sehr übernächtig und noch unsicher auf den Füßen klammert sich der angepredigte Jüngling an einen Tisch, auf dem vom gestrigen Male noch Gläser stehen. Seine Sinne täuschen ihn, er sieht die Gläser tanzen, und so hat sie Menzel auch gezeichnet. Der ganze Austritt ist etwas stark Humoristisches und es ist sicher, daß man in dieser Auffassung ein solches Wagniß am allerleichtesten verträgt. Busch und Oberländer, die doch gewiß Künstler sind, haben Aehnliches oft gezeichnet: was bei Menzel nur auffällt, das ist der Gegensatz dieses Zuges zu der sorgfältigen und nirgends übertriebenen Darstellung in den übrigen Theilen des Bildes. Jener sticht aus diesen wirklich hervor wie ein Betrunkener aus einer Gesellschaft nüchterner Menschen.

Man kann leider nicht alles Einzelne erwähnen, was man über diese Zeichnungen gern noch vorbringen möchte; denn man kann über sie doch nicht wieder ein ganzes Buch schreiben. So seien zum Schluß nur noch einige Worte über die Thätigkeit der Holzschneider hinzugefügt. Menzel selbst hat darüber geäußert, diese Holzschnitte seien das Höchste, was der Facsimileschnitt überhaupt zu leisten vermöchte. Das ist ein sehr großes Wort. Daß es aber heute noch Geltung hat, daß in der That bisher nichts hervorgebracht worden ist, trotz den Fortschritten, welche diese Kunstübung sonst seitdem gemacht, was jene überträfe, das ist wohl das Ehrendste, was man überhaupt darüber sagen kann. Diese Holzschnitte machen in der That den wunderbaren Eindruck, als wären sie unmittelbar unter der Hand des Künstlers hervorgegangen. Von dem Zwischengliede, das zwischen diesem und dem Beschauer vermittelt, der Thätigkeit des Holzschneiders erhält man zunächst eigentlich gar keinen Eindruck. In den Einzelheiten sowohl wie im Ganzen, im Strich wie im Allgemeineindruck empfindet man sofort und unvermindert das künstlerische Wesen des geistigen Urhebers. Ein solcher Erfolg läßt sich natürlich nur erreichen, wenn man das Handwerksmäßige vollkommen beherrscht. Das ist hier entschieden der Fall. Die Holzschnitte sind nicht geziert und geleckt, aber sie sind so fein und dabei so kräftig im Strich, daß man bei der Aehnlichkeit in der Empfindung des Zeichners sich häufig an die großen Stecher des vergangenen Jahrhunderts gemahnt

fühlt. Es mag sehr schwer gewesen sein, das zu erreichen und einen Meister wie Menzel zufrieden zu stellen!

Meist ist die Ausführung eine sehr einfache, mit wenigen feinen Strichen, die eigentlich nur den Umriß geben. Aber darauf beschränken sie sich keineswegs. Der Hintergrund wird so verdichtet, und solche Lichter werden ausgespart, daß das Helldunkel und eine ergreifende, völlig farbige Wirkung herausgearbeitet wird. Der Geist Heinrichs IV. bei Voltaire ist ein Beispiel davon, und vor Allem jenes herrliche Blatt, das unter einer Schrift Friedrichs über deutsche Zustände steht: Germania, ein nacktes, heldisches Weib sitzt auf Gebirgesspitze, tief dunkel ballt sich hinter ihr Gewitter zusammen, und ein Flammenstrahl, der ihren Körper grell beleuchtet, fährt daraus hervor und schreibt das Menetekel 1806 an die Wolkenwand. —

Ueber den Text ist schon gesprochen worden. Die Ausstattung, welche die schon durch ihre früheren verdienstvollen Unternehmungen (Hildebrandts Aquarelle 2c.) rühmlich bekannte Verlagshandlung von Rud. Wagner dem Werke gegeben hat, ist eine gediegene, ihre Pracht besteht in der kostbaren Einfachheit. Jeder Schnitt ist auf ein Quartblatt abgezogen, dem ein Textblatt auf Büttenpapier vorgeklebt ist. Der Druck ist in der Reichsdruckerei ausgeführt worden und ist untadelig. Bei den Holzschnitten versteht sich das von selbst; aber auch der Text ist mit den schönsten Antiqua-Lettern auf das Sorgfältigste gesetzt und enthält keinen Druckfehler. Das Titelblatt hat Menzel gezeichnet: ein flügeltragender Putte, der sich ängstlich zwischen den Stäben eines Zirkels durchwindet. Und dieser trägt ein menschliches Gesicht, höhnisch grinsend mit dem Spruche: XII Centimètres. Hic — hic salta! Auch die Einbanddecke rührt von Menzel her. Der Grund stellte die Terrasse von Sanssouci dar, links steht eine schwarze Büste mit dem scharfen Profil des großen Königs, unter ihr zieht sich ein Gerank von Palmen und Lorbeerzweigen hin, auf denen Flöte und Feder, Degen und Fernrohr gebettet sind.

Deutschland ist nicht das Land der Liebhaberausgaben. Es fehlt hier an der Ueberlieferung, und fast jeder bisherige Versuch, Derartiges zu schaffen, ist kläglich gescheitert. Bei uns herrscht noch viel zu viel die rohe Freude an der Masse. Wenn Jemand sich wirklich eine Bibliothek anlegt, dann liebt er nicht das einzelne Buch, sondern freut sich über die große Auswahl, und wenn er für ein prächtiges Werk ein ordentlich Stück Geld ausgiebt, dann will er auch etwas dafür haben: einen goldstrotzenden Folioband, dick wie ein Arm und schwer wie ein Koffer und voll von einigen hundert Illustrationen. Die Deutschen sind gewiß schnell zusammengezählt, welche die feinere Bücherfreude kennen und in ein eigentlich persönliches, wärmeres Verhältniß zu ihrem Besitze treten. In Büchern kennt der Deutsche nicht das Glück, etwas zu besitzen, was nicht Jeder haben kann — nicht weil es sehr kostbar, sondern weil es selten ist. Die Meisten kennen im besten Falle nur als kläglichen Ersatz dafür den Neid am Besitze der Anderen. Wir sind vielleicht ein durchschnittlich sehr gelehrtes Volk, aber im Vergleich zu anderen Völkern ist unsere Bildung doch noch viel zu jung und unser ganzes Leben noch zu arm, um solche Verfeinerungen zu kennen.

Uns bleibt nur noch ein Wunsch. Diese Ausgabe ist wunderschön und sie kann gar nicht freudig genug begrüßt werden. Aber die Menzel'schen Blätter dürfen nicht ein halb ungekannter Besitz in den Händen weniger, in den Dingen dieser Welt Bevorzugter bleiben. Sie müssen dem ganzen Volke gehören. Von den ursprünglichen Stöcken, die sich in Verwahrung unseres Museums befinden, hat man nicht mehr Abzüge nehmen können, ohne daß sie gelitten hätten. Jedenfalls ist dies der Grund für die Kleinheit der Auflage. Es wäre undenkbar, daß die Genehmigung versagt werden sollte, diese köstlichen Blätter auf mittelbarem Wege zu vervielfältigen, zumal die moderne Technik die Möglichkeit dazu bietet. Für Niemand anders als für die Verlagshandlung, worin die Liebhaberausgabe erschienen ist, liegt die Veranlassung so nahe, nun auch eine Volksausgabe zu veröffentlichen, die, äußerlich natürlich anspruchs-

loser ausgestattet, auch für den Mittelstand zugänglich ist. Sie müßte sich doch für einen Preis herstellen lassen, welcher den der landläufigen Prachtwerke nicht überstiege; dann erst würde dem großen Künstler und auch dem großen Könige ihr volles Recht geschehen sein. —ck.

Uto mit dem Tüchlein. Ein Bild aus Kaiser Rothbarts Tagen von Alexander Spitz. Mainz. Druck und Verlag von Victor von Zabern. 1878.

Unzählige Lieder sind vom Kaiser Barbarossa gesungen worden; die Heldensage, das Märchen, das Schauspiel wurden dazu verwendet, Züge seines Heldenlebens zu verherrlichen und weit hinaus ins deutsche Land drang die Sage von ihm und seinen ruhmreichen Thaten. Und als nun gar das junge Deutschland sich seiner bemächtigte, den alten ritterlichen Kaiser zur Agitation für deutsche Einigkeit verwerthen wollte, da spielten der Kyffhäuser, die Raben, der Zwerg, des Kaisers durch den Stein gewachsener Bart eine große Rolle in der Poesie.

Als das neue deutsche Reich erstand, als der herrliche jugendfrische Kaiser seine ruhmvollen Schlachten schlug, da hätte man denken sollen, daß dem erlösten Barbarossa das ganze Volk entgegenjubeln und ein neuer Liederfrühling sich über den Kyffhäuser verbreiten würde. Doch Alles blieb still und erst einem Soldaten, der im neuen schönen Frieden still und gewissenhaft seiner Arbeit nachging, war es vergönnt, in einem wundervollen Liede „aus Kaiser Rothbarts Tagen" die Geschichte des großen Hohenstaufen zu singen und in den alten Lorbeerkranz in sinnig zarter Weise manch frisches Blatt zu flechten.

1878 erschien das Buch und jetzt erst, Dank liebevollen Freunden, die fest darauf bestanden, daß der alternde, moderner Poesie fremd gewordene Mann seine Abneigung gegen dieselbe bezwingen sollte, begann ich den starken Band zu lesen und labte mich von Herzen am schönen, kunstvollen Aufbau des Ganzen, dem vollen Born der Dichtkunst, aus dem das Werk entsprungen, dem Gedankenreichthum, der edlen frommen Sitte, welche das Buch vom Anfang bis zu Ende durchweht. Wie konnte aber, fragte ich mich, nachdem ich das Gedicht ein zweites Mal beendet, dasselbe nicht allein mir, das war kein Wunder, aber der literarischen Welt so völlig unbekannt bleiben? Mußte es nicht mit seiner, der deutschen Natur so zusagenden Romantik natürlichster, edelster Art sich Bahn brechen auf dem dornenreichen und doch soviel betretenen Pfade schriftstellerischer Thätigkeit? Und doch ist das Räthsel so leicht gelöst. Der Verfasser, seinem ernsten Berufe seit Jahren hier lebend, hat wohl wenig sich den literarischen Mittelpunkten genähert. Er hat nicht in den Salons vorgelesen, nicht, um ein mildes Wort zu brauchen, in unbedeutenden Journalen Artikel oder Erzählungen geschrieben, er hat die Reclame ebenso wie sein Verleger verschmäht und geduldig gewartet, daß die Sonne durch die Wolken bräche.

Ich kenne den Verfasser nicht, mich treibt nicht Beruf und Pflicht, die Lanze für ihn einzulegen — ich kämpfe für ihn, weil das Buch schön und gut ist und hat es sich erst Bahn gebrochen, so wird es die Eintagsfliegen überleben, so wie der Adler den Zaunkönig.

Uto ist der Enkel des unglücklichen Pfalzgrafen Stahleck, der, nachdem er Weib und Kinder in verhängnißvollen Zufällen verloren hat und vom Kaiser überdieß mit entehrender Strafe belegt worden ist, sich als Einsiedel in einem Walde am Rheine verborgen hält. Im Walde trifft Uto mit Agnes, der Tochter des Ritters Walbert, zusammen; in ihrem Beisein erwürgt er einen Bären, wird von ihr verbunden und auf Walberts Schloß geführt. Dieser nimmt sich nach des Pfalzgrafen Tode des verlassenen Knaben an und läßt ihm eine ritterliche Erziehung zu Theil werden. Mit anderen Jünglingen, unter denen sich auch Gilge, sein eifersüchtiger Nebenbuhler um Agnes' Liebe, befindet, zieht Uto nach Mainz zu des Rothbart vielbesungenem Maifeste, zeichnet sich besonders aus, wird zum Ritter geschlagen und schließt sich der Fahrt nach Italien zur Hochzeit König Heinrichs — des späteren Kaisers, an. Das

Beilager wird in Mailand mit Glanz begangen, mit Ritterspielen gefeiert, doch klingen durch die Freude Mißklänge zwischen Deutschen und Welschen.

Verrath ist geschäftig, der Papst und die feindlichen Städte haben gerüstet und ziehen gegen das zu jener Zeit treue Mailand heran. Des Kaisers Sohn führt das Heer, Graf Diez die Vorhut, Uto trägt das Reichsbanner, so überraschen sie Cremonas Schaaren und schlagen sie nach schwerem wechselndem Kampf, indeß die Feinde die Stadt erreichen und, unterstützt von den heimgebliebenen Bürgern, sich aufs Neue auf die Deutschen stürzen. Die Dunkelheit macht dem Kampf ein Ende, aber eine Schaar von 300 Männern schleicht sich, nachdem Priester sie dem Tode geweiht, heran, überfällt die Schlafenden, bis Diezens Heldenstimme die Müden erweckt und blutige Rache an den Cremonensern genommen wird. Der Sturm am andern Tage endet mit der Unterwerfung und Bestrafung Cremonas, der in rascher Folge die Unterwerfung Italiens, Roms und die Heimkehr folgen. Dem alten Diez fällt Uto's verändertes Gebahren auf, er muß beichten und schnell in rascher That bietet Diez, der greise Held, seinem Liebling an, für ihn um die Braut zu werben. Froh werden sie auf Rheinstein aufgenommen, wo Gilgen kurz vorher von Agnes mit einem Antrag abgewiesen worden ist, und gern wird die Werbung angenommen. Nach einigen glücklichen, in junger Liebe Lust verlebten Tagen reiten die Helden heim zum Rothbart, der in Frankfurt Hof hält und gern dem Helden die Braut gewährt. Als Gabe giebt er ihm:

„Geh' auf und ab und suche am gottgeliebten Rhein,
Und wo Du Dir willst bauen, die Burg, die Flur sei Dein."

Des Kaisers Werkleute sollen ihm die Burg errichten und so weit das Auge reicht, soll alles Utos als freies Königslehn sein.

Die Fürstin sendet ihm reiche Gaben für die Braut und stolz kehrt Uto mit seinen Freunden, als Alles bereit, nach Rheinstein zurück, wo die Vermählung in Lust und Pracht gefeiert wird. Die Burg „der Falkenstein" wurde auf eines Berges Spitze, umgeben von grünem Walde, den Weinbergen, zu Füßen den brausenden Rhein, zu bauen begonnen und fliebend gesteht schön Agnes dem Gatten, daß die alten Falken nicht auf der Burg allein hausen würden. Doch das Glück der jungen Liebe erfuhr bald eine Störung. Saladin hat Jerusalem erobert, die heiligen Orte waren in der Ungläubigen Gewalt und ein Sturm der Begeisterung braust durchs ganze deutsche Land, dem sich der Rothbart willig fügt und das heilige Werk mit klugem Rath beginnt. Schwer fällt Uto der Abschied von der theuren Frau, dem ersten Sohn, der neuen Heimath, der eben vollendeten und bezogenen Falkenburg. Jahre sollten vergehen, schweres Leidsal der Held erfahren, ehe ihm Gott die Heimkehr gewährt. Die Kreuzfahrt durch Ungarn, Bulgarien und Griechenland ist reich an Kämpfen und Abenteuern aller Art. Unter Anderen rettet Uto seinem alten Nebenbuhler Gilgen Freiheit und Leben — was diesen freilich nicht verhindert, heimtückische Pläne zu sinnen. In Kleinasien stößt das Heer auf unsägliche Mühsal, die schlimmer ist als der Kampf mit den Ungläubigen. Einmal sendet der Kaiser Uto dann mit hundert Kriegern, welche sich in Hinterhalt legen sollen, auf die Paßhöhe einer Felsschlucht. Von dort soll Uto das Land und den Heranzug der Turkomannen beobachten, sie ruhig durchlassen, nur von ihrer Annäherung das Lager benachrichtigen, aber dann ihnen den Rückzug verlegen. Johann, der Wegweiser des Heeres, und Gilgen wollen ihn begleiten und der Kaiser gewährt es. Nachdem die Ritter ihren Posten bezogen, steigt Uto zu der bezeichneten Stelle hinauf, um dort Wache zu halten. Der Morgen kommt heran, ein Rosenstrauch lenkt Utos Sinne zur Heimath, stimmt ihn milde, bis Gilgen, der sich unbemerkt genaht, die Blumen mit dem Schwert abhaut, Uto mit bitterm Worte reizt und dann auf geheimnißvollen Ritt ins Land hinein reitet. Johannes, der unbeachtet dabei gestanden, reicht Uto mit mildem, aber vor Gilgen warnendem Wort die Rose hin, da nahen sich zwei Männer, ihre Saumrosse mit Weinschläuchen beladen. Sie geben sich für Griechen aus; der Wegweiser warnt, aber nachdem sie auf Utos Geheiß

den ersten Becher freudig geleert, folgt er ihrem Beispiel, dem der Freund aber nicht folgt, da seines Ordens Regel den Wein verbietet. Die Griechen, von ihm nach dem Lager geleitet, erquicken mit edlem Trunk die Wächter am Engpaß; dann kehrt Johannes zu Uta zurück und findet ihn zu seinem Entsetzen in todtenähnlichem Schlaf. Schnell entschlossen, schleppt er ihn in eine nahe Höhle, verbirgt ihn und wappnet sich mit Helm, Schild, Schwert und dem Tüchlein des Schlummernden, einem Andenken an Agnes, giebt dem Lager den Alarmruf und wartet der Feinde, an deren Spitze Gilgen erscheint, sich auf den so wild Gehaßten stürzt, ihn niederschlägt, seinen Dolch ins Herz stößt und entflieht. Der Alarmruf hat die Schaaren zur Eile angetrieben. Sie stürzen sich auf den Feind, treiben ihn endlich zurück. Von dem Schlachtlärm erwacht Uta mit schwerem Kopf und wandert zum Paß zur Quelle, die ihm Labung schafft. — Umschauend erblickt er einen Erschlagenen in seinem Helm und Schild, löst den Panzer und sieht dicht bei einem Frauengürtel im Herzen des todten Johanniters Gilgens ihm wohlbekannten Dolch. Als der Kaiser seinen Tod in den Wellen gefunden, wird Uto der ehrenvolle wie traurige Auftrag, zu Schiffe zu steigen und dem Kaisersohne Heinrich das Schwert zu bringen, das der Rothbart nun nicht mehr schwingen soll: das sichtbare Zeichen für das große Erbe, das ihm nun zufällt. Von dem klagenden Hofe reißt Uta sich los und eilt ungeduldig in die Heimath. Aber er soll sich der langentbehrten Gattin noch nicht erfreuen: es erwartet ihn böse Kunde. Gilgen ist vor Uto nach Deutschland zurückgekehrt, hat Agnes entführt und hält sie gefangen. Uta muß sich der List bedienen, um auf des Feindes Burg zu gelangen.

Damit schließt das Gedicht, dessen reiche Episoden sich natürlich der Wiedergabe entziehen. Ich habe bei der ganzen Wanderung durch dasselbe der Versuchung widerstanden, besonders schöne Stellen in längerer Ausdehnung auszuführen, denn ich wollte mir doch etwas Raum für die Besprechung aufbewahren. Nun zum Schluß gelangt, muß ich gestehen, daß mir Nichts zu erwähnen scheint, als das eine, aufrichtig gemeinte Wort zu dem Leser: Lies mit Wohlwollen und ist Dein Herz nicht gegen Harfen- und Schwerterklang unempfindlich, hat Dein Auge Sinn für Schönheiten des romantischen Landes, Dein Ohr Verständniß für den süßen Zauber der Sprache, so lies und Du wirst es mir Dank wissen.

Auf gute historische Forschungen gegründet, durch einen reichen Sagenschatz der Rheinlande und persönliche genaue Kenntniß derselben unterstützt, hat der Verfasser natürlich von seinem Recht der Erfindung und Ausschmückung Gebrauch gemacht. Was Uta anbetrifft, ist des Dichters Werk, aber Alles Erfundenes und Erdachtes ist, wie ich bereits im Anfang bemerkte, so logisch und natürlich aneinander gereiht, daß die vielverzweigte Handlung sich klar vor dem Leser abspielt. Ob ab und an einige Härten im Verse, die übrigens leicht zu beseitigen gewesen wären, vielleicht auch an meiner falschen Scandirung gelegen haben, vorkommen, weiß ich kaum noch. Die Sprache ist zart, blühend, oft zu gewaltigem Schwunge sich erhebend, und reich an sinnigen, edeln, großen Gedanken. Das ganze Buch ist durchweht von Liebe zu Gott, zum deutschen Vaterland, zu Allem, was wahr und schön ist, und von Herzen bedauere ich den, in dessen Innern Nichts für dasselbe spricht. Möge es Jeden erheben und erfreuen, wir es mich erhoben und erfreut hat. Das ist ein treu gefühlter Wunsch, welchen ich dem Lied von Uta mit dem Tüchlein auf den Weg mitgebe. v. B.

Meyers Reisebücher. Der Orient. Hauptrouten durch Egypten, Palästina, Syrien, Türkei, Griechenland. 2. Band: Syrien, Palästina, Griechenland und Türkei. Kl. 8. XII und 623 S. Mit 8 Karten, 20 Plänen und Grundrissen. Leipzig, 1882, Bibliographisches Institut. Geb. ℳ 12.50.

Die Zahl der ausgezeichneten und reich bewährten Meyer'schen Reisebücher enthält durch diesen neuen Band eine ebenso erwünschte wie gelungene Vermehrung. Nach weit mehr als der erste Band dieses Werkes, welches durch die Darstellung der Nilreise eine Lücke in unserer Reiseliteratur füllte, hilft der hier vorliegende zweite Band

einem reichlich vorhandenen Mangel ab; denn es fehlte bisher thatsächlich an einem Reisehandbuch in deutscher Sprache, welches Griechenland und die Türkei nebst den nach Athen und Konstantinopel führenden Routen in einer den heutigen Ansprüchen der Touristen genügenden Weise behandelt. Der Plan der Redaction, „denjenigen Reisenden, welche weniger studiren und lesen, aber desto mehr schauen wollen", ein literarisches Hilfsmittel zu schaffen und in diesem Reisehandbuch „nur die Hauptsehenswürdigkeit des Orients vorzuführen" ist auch in diesem zweiten Bande mit lobenswerther Umsicht und Consequenz festgehalten. Nur insofern ist über den Rahmen des ursprünglichen Programms hinausgegangen, als Olympia, Troja und Pergamon mit aufgenommen sind — und das ist nur mit Dank zu billigen. Die Abfassung eines Orientführers gehört zu den schwierigsten Aufgaben der einschlägigen Literatur; sie ist — so weit es unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt möglich — hier in mustergiltiger Weise gelöst. Die Ausstattung des Bandes entspricht seinem inneren Werthe.

Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. Von Daniel Sanders. 13. Aufl. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagshandlung.

Ueber die erste Auflage dieses Buches hat der Herausgeber dieser Blätter die Bemerkung gemacht: „Die Hauptschwierigkeit bei Sanders Hauptschwierigkeiten ist, die Lösung einer Schwierigkeit darin zu finden." Das Register des Buches war nämlich durchaus unzureichend. Obwohl indeß jene Bemerkung durchaus zutreffend war, haben die Hauptschwierigkeiten einen so raschen Erfolg gefunden, wie er selten vorkommt. Seit 1880 sind dreizehn Auflagen erschienen. Selbst wenn man dabei anschlägt, daß sie einem wirklichen Mangel abgeholfen, muß man sich überzeugen, daß ein solcher Anklang sich nur durch gediegene Vorzüge erwerben läßt. Und zu ihnen gesellt sich nun auch der eines ausführlichen, wirklich brauchbaren Registers. Jetzt ist man wirklich im Stande, mit diesem Buche in der Hand, jeden Augenblick dem ersten auftretenden sprachlichen Bedenken abzuhelfen. —ck.

Die Nassauische Simultanvolksschule. Von C. G. Firnbacher. 1. Band. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachfolger.

Das Werk ist so fleißig gearbeitet und so groß angelegt, daß man kaum sagen kann, es komme einem Bedürfnisse des Tages entgegen, denn in seiner Entstehung reicht es viele, lange Jahre zurück. Aber wohl darf man sagen, daß es heute, wo die Simultanschule ein Gegenstand erbitterten Hin- und Herzerrens geworden, wie einst der Leichnam des Patroklus, daß dieses Buch ein ganz besonderes Interesse hat. Es redet nicht von den Zeitereignissen, aber man findet darin manche Glosse über jene. — Die Nassauische Simultanvolksschule ist nämlich etwas sehr Merkwürdiges — eine Merkwürdigkeit allerdings, von der sich wohl nur Wenige träumen lassen. Sie besteht schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, und Nassau ist also das einzige Land, an dem man die Folgen der confessionslosen Schulbildung beobachten kann. Es scheint nicht, daß sich seine Bewohner durch auffallende Gottlosigkeit auszeichnen, wohl aber befinden sie sich dabei äußerst zufrieden. In dem kleinen Ländchen, das aus Dutzenden noch kleinerer Länderfetzen zusammengeflickt worden war, fanden sich die grellsten Confessionsmischungen, die man sich denken konnte. Es war damit nicht anders fertig zu werden, die auseinanderstrebenden Elemente waren nicht anders zusammenzuhalten, als in der confessionslosen Schule. Die Geschichte ihrer Entstehung schildert nun der vorliegende Band, und in ihren Rückblicken wird diese zugleich zu einer allgemeinen Geschichte des Schulwesens in den betreffenden Gebietstheilen unter den früheren Herrscherhäusern. Das ist eine ganz außerordentlich interessante Monographie. Der Verfasser war dafür um so besser befähigt, als er Jahrzehnte lang in der nassauischen Unterrichtsverwaltung gearbeitet hat. Die folgende Abtheilung giebt eine Uebersicht über die einschlägigen Gesetze und auch Darstellung der damit erzielten Erfolge ist in einem zweiten Bande versprochen, dessen Erscheinen hoffentlich bald bevorsteht. —ck.

Moritz Brosch, Geschichte des Kirchenstaates. 2. Band. Die Jahre 1700—1870. 8. XII. und 469 S. Gotha, 1882, F. A. Perthes. Band 1 und 2. ℳ 16.80.

Gelegentlich des Erscheinens der ersten Hälfte des Werkes ist seiner Vortrefflichkeit an dieser Stelle eingehend gedacht worden. Es bildet eine willkommene Ergänzung zu Rankes bahnbrechender und glänzender Darstellung. Schon der Großmeister der deutschen Geschichtsschreibung hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie der spanische Erbfolgekrieg im Eingange des 18. Jahrhunderts die politische Ohnmacht des Papstes an den Tag brachte. An diesem Punkte und in diesen thatsächlichen Verhältnissen setzt der zweite Band der vorliegenden Schrift ein und führt die Geschichte des Kirchenstaates dann durch bis zur Gegenwart. Natürlich fehlt hierbei ebensowenig eine allgemeine Charakteristik der Päpste jener Epoche, noch die Rücksicht auf die Culturbewegung Italiens in dieser von den Humanitätsideen bewegten und beherrschten Zeit. Ist es auch nicht eine der unmittelbaren Aufgaben der großen Heeren-Ukert-Giesebrecht'schen Sammlung, zu welcher unsere Schrift gehört, neues urkundliches Material zu verwenden, so fehlt dasselbe doch keineswegs. Namentlich ist es das venetianische Archiv, das der Verfasser mit Fleiß und Umsicht für seinen Zweck ausgebeutet hat. Auch durch diese eingehende historische Darstellung wird der thatsächliche Beweis von der Unhaltbarkeit jener staatlichen Monstrosität des Kirchenstaates evident geliefert. Er erreicht sein Ende fast gleichzeitig mit der beginnenden geistlichen Aufraffung des Papstthums, die in der Dogmatisirung der eigenen Unfehlbarkeit gipfelt. Gerade in unseren Tagen gewinnt der Gegenstand dieses Werkes, auch wenn es ohne schielende Seitenblicke auf die Gegenwart, deren Interessen und Sorgen auftritt, an Bedeutung, ja an Spannung.

Das Räthsel der Frauenseele. Drei Novellen von Albert Lindner. Berlin, Richard Honow.

Der Verfasser ist auch auf diesem Gebiet kein Neuling mehr. Auch hier zeigt sich der vollwichtige Dichter, dem sich manches Räthsel löst. Die Darstellung ist geschickt und gefällig — die Stoffe, wenn auch nicht neu, erscheinen doch sehr anziehend. Er hat drei classische Typen in moderne Situationen gerückt: eine — allerdings überempfindliche Lucretia, eine Adelheid (Götz) und eine Donna Diana — aus Hinterpommern. Besonders die beiden ersten Figuren zeigen viel Originalität, wenn auch keine gesunde. Das Buch bildet eine unterhaltende Lectüre von der guten Art — keine Nähmamsellennovellen. —ck.

Die Kunst des Bauchredens von Ernst Schulz. Erfurt, Fr. Bartholomäus.

Das Buch, dem wir schon aus gewissem äußerlichen Grunde Sympathie entgegengebracht, welches dieselbe aber auch durch seine inneren Vorzüge ohnehin erobert haben würde. Ueber das eigentlich Technische daran, den theoretischen Theil, steht uns zwar das Urtheil nicht zu, und es sei daher nur berichtet, daß Andere, fachkundige Leute es sehr loben. Aber die ganze Darstellung, besonders die Schilderung berühmter Bauchredner ist so hübsch, so munter und mit so flottem Humor geschrieben, daß man sich unterhalten und gefesselt fühlt, auch wenn man nicht die Absicht hat, die edle Kunst des Bauchredens selber zu erlernen oder sich auch nur eine Vorstellung von den Hilfsmitteln derselben zu bilden (was übrigens gar nicht so uninteressant ist). Der Verfasser des Buches ist der bekannte „Mimiker" Ernst Schulz, zu dessen Talenten außer jener staunenswerthen Wandlungsfähigkeit der Züge als stilles auch die Kunst gehört, die er hier lehrt. Das Büchelchen ist sehr hübsch ausgestattet — ein sehr erfreulicher Anblick für den, der sich erinnert, wie dürftig noch vor wenigen Jahren dergleichen Literatur sich präsentirte. Erkennen wir diesen Fortschritt mit gebührendem Danke an.

C. F. Pohl. Joseph Haydn. 2. Band resp. Band I. 2. Abtheilung. 8. VIII und 384 S. mit 14 S. Notenbeilagen (thematisches Verzeichniß) und einem Portrait Haydns in photographischem Lichtdruck. 8. Leipzig, 1882, Breitkopf u. Härtel.

Nach einer Pause von sieben Jahren folgt dieser zweite Band des bedeutsamen Werkes dem ersten. Mit der Genugthuung darüber, daß die Fortsetzung überhaupt erschienen ist, wird man dem Wunsche Ausdruck geben müssen, der dritte, abschließende Band möge nicht gleichfalls sieben Jahre auf sich warten lassen. Um die Musikgeschichte und insbesondere um Joseph Haydn hat sich Herr Pohl mit seiner Arbeit ein bleibendes Verdienst erworben. Gleich der classischen Arbeit Otto Jahns über Mozart, gleich dem Werke Chrysanders über Händel und Spittas über Johann Sebastian Bach ist das Buch Pohls eine Encyclopädie all' dessen, was über Joseph Haydn zu sagen und vorläufig noch zu erfahren ist. Sorgsamstes Quellenstudium, philologische Treue in der Prüfung und Verwerthung des verwendeten Materials, sicheres musikalisches Verständniß, überhaupt hingebungsvolle Liebe zu seiner Aufgabe zeichnen das Werk aus und gestatten die gleichzeitige Nennung mit dem Mozartbuche Jahns, der den Verfasser auch zu seiner Arbeit veranlaßt hat. Leider liest diese sich nicht so gut, wie die des Meisters; neben anderen Umständen trägt daran wohl die Thatsache Schuld, daß die äußeren Lebensverhältnisse Haydns nicht so bewegt waren, wie die des Jüngers, dessen unvergleichliche Briefe allein hinreichten, um seiner Biographie einen ganz eigenartigen Reiz zu verleihen. Im Ganzen dürfen wir sagen, ist unser Buch eine sehr werthvolle Leistung nicht nur für den Musiker, sondern auch auf dem Gebiete der Culturgeschichte; der erste wird an der Gesammtheit sich erfreuen, an dem „Musikalischen Theil" mit seinen Analysen, an dem „Thematischen Verzeichniß", der Freund der Culturgeschichte an dem Zeitbilde und seinen scharf umrissenen Gestalten. Nochmals: Möge der Schluß nicht lange auf sich warten lassen.

Meyers Fachlexika. Bibliographisches Institut, Leipzig.

In diesen Blättern ist auf die zweckmäßige Sammlung des bibliographischen Instituts schon aufmerksam gemacht worden. Mittlerweile schreitet dieselbe rüstig vorwärts, so daß man vielleicht hoffen darf, sie noch in diesem Jahre abgeschlossen zu sehen. Letzthin sind drei neue Bände erschienen. Das Militärlexikon von J. Castner (mit Abbildungen) behandelt Heerwesen und Marine aller Länder — die Deutschlands selbstverständlich am ausführlichsten — und enthält außer allem, was zur Belehrung über die Gegenwart erforderlich ist, auch hinlänglich eingehende Darstellungen über die Vergangenheit des Kriegswesens. Fr. Embachers Lexikon der Reisen und Entdeckungen entspricht wohl gleichfalls einem Bedürfnisse, denn, wie man täglich wahrnehmen kann, ist das Interesse für diesen Stoff lebhaft wie nur je. Es enthält einen alphabetisch geordneten biographischen Theil und eine topographisch geordnete Uebersicht der Forschungsgebiete. Sehr werthvoll ist das bibliographische Material. Das Lexikon der allgemeinen Literatur von G. Bornhak ist insofern von besonderem Werthe, als es, abgesehen von Scherrs vortrefflicher Literaturgeschichte, an einem handlichen Buche über die fremden Literaturen fehlt. Allgemeine Uebersicht und Erläuterungen der Poetik sind aufgenommen. Ein zweiter Band, worin Adolf Stern die deutsche Literatur speciell behandeln soll, steht noch aus. Endlich sei noch das Lexikon der Geschichte des Alterthums und der alten Geographie von Heinrich Peter erwähnt. Wir brauchen heutzutage die Kenntniß des Alterthums ebenso nöthig wie unsere Väter; leider stellt unsere zersplitterte Bildung zu verschiedenartige Anforderungen, als daß wir in jenem ebenso zu Hause sein könnten wie diese: der kleine, inhaltsreiche Band ist eine willkommene Hilfe für das gemarterte Gedächtniß. —ok.

An die Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Anhaeuser, W., Gedichte. Trier 1882. Fr. Lintz'sche Bchhdlg.

Benstatt-Wahlberg, Aus den Voranstalten des Kadetten-Corps und der Haupt-Kadettenanstalt zu Lichterfelde. Hannover 1882. Helwing'sche Verlagsbchhdlg.

Das Deutschthum in Ungarn. Berlin 1882. H. Th. Mrose.

Dincklage, Wir Emsland-Geschichten. Leipzig 1882. Wilhelm Friedrich.

Götzinger, Reallexicon der deutschen Alterthümer Heft 10. Leipzig. Woldemar Urban.

Guttmann, Dr. jur. S., Friedrich II. König von Preussen. II. (als Staatsmann) nach seinen Schriften. Berlin 1882. H. R. Mecklenburg.

Guttzeit, Hans, Worin besteht unsere Unsterblichkeit? Berlin 1881. H. Th. Mrose.

— Von der Kirche zur Natur. 1. Lief. Berlin 1881. H. Th. Mrose.

Hohenzollern, Die, und das deutsche Vaterland. Lief. 17—21. München. Fr. Bruckmann's Verlag.

Hübner's Statistische Tafel aller Länder der Erde. 31. Aufl. Frankfurt a/M. 1882. Wilhelm Rommel.

Jodl, Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie. I. Band. Stuttgart 1882. J. G. Cotta'sche Buchhdlg.

Keil, Richard und Robert, Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethe's Privatacten. Leipzig 1882. Edwin Schloemp.

Kohler, Dr. Jos., Aus dem Lande der Kunst. Würzburg 1882. Stahel'sche Bchhdlg.

Kretschmer, Albert und **Rohrbach**, Dr. Carl, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 25. Lieferung. Leipzig. J. C. Bach's Verlag.

Lippert, Julius, Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1882. Theodor Hofmann.

Mäurer, German, Der neue Eulenspiegel. Paris 1882. Wilhelm Mauritius.

Molière und seine Bühne, her. von Dr. Heinrich Schweitzer. IV. Heft. Wiesbaden, März 1882. Selbstverlag.

Naaff, A. August, Von stiller Insel. Lieder und Gedichte. Leipzig 1882. Wilhelm Friedrich.

Pietschmann, Dr. Richard, Geschichte der Kunst im Alterthum, 1. Lief. Aegypten, mit einem Vorwort von Georg Ebers. Leipzig 1882. F. A. Brockhaus.

Portig, Die Sixtinische Madonna von Raphael und die Camposanto-Cartons von P. von Cornelius. Leipzig 1882. Julius Drescher's Verlag.

Roseggers P. K., Ausgewählte Schriften. Lief. 51—60. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Verlag.

Rosenberg, Adolf, Geschichte der modernen Kunst. Lief. I. Leipzig 1882. Fr. Wilhelm Grunow.

Sammlung Musikalischer Vorträge. Nr. 37/38. Leipzig 1882. Breitkopf & Härtel.

— No. 39. Leipzig 1882. Breitkopf & Härtel.

Schwebl, Oskar, Culturhistorische Bilder aus der Deutschen Reichshauptstadt. Berlin 1882. Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung.

Seydel, Rudolf, das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre. Leipzig 1882. Breitkopf & Härtel.

Teutsch, Traugott, Schwarzburg. Historische Erzählung aus dem Sachsenlande. Lief. 1—14. Kronstadt 1882. Heinrich Dressnandt.

Wartenburg, Karl, Catilinas Söhne. Roman. Leipzig 1882. Alfred Krüger.

Wegener, Dr. Richard, Aufsätze zur Litteratur. Berlin 1882. Erich Wallroth.

Von Herrn Joh. Brahms erhielt ich eine directe freundliche Mittheilung, daß die Angaben über seinen Vater: „derselbe sei öfters sehr heftig gewesen, heitere Jugend habe der Knabe nicht erlebt“, irrig seien; daß es ihn „schmerzt, seinen guten Vater“ so geschildert zu sehn; daß er mit ihm immer im besten Einvernehmen gelebt habe, daß dieser noch in den letzten Lebensjahren „mit jugendlicher Lust“ mit ihm „in Oesterreich, am Rhein und in der Schweiz herumspaziert“ sei, und daß er „heute ruhig und heiter zurückdenken kann an die theuren Eltern“.

Ich habe jene Angabe von Personen, „die mit Hamburger Verhältnissen bekannt“ sein wollen, ausdrücklich „ohne die mindeste Gewähr für die Wahrheit der Behauptung“ wiedergegeben, und kann daher die Berichtigung des Herrn Brahms mit um so größerer Freude hier verkünden.

H. Ehrlich.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.